Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:
Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss



Der Türmer

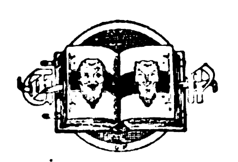
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Vierter Jahrgang • Band II.

(April bis September 1902.)



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.


Buchschmuck:
Georg Barlösius
Leitung der künstlerischen Ausstattung:
Professor Dr. Wolfgang von Oettingen

Inhalts-Verzeichnis.

Gedichte.

Seite

Novellen und Skizzen.

Aufsätze.

Kritik.

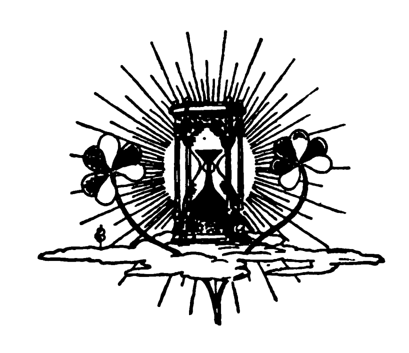
Stimmen des In- und Auslandes.

Offene Halle.

Türmers Tagebuch.

Briefe.

Photogravüren und Illustrationen.



Beilage zum TÜRMER IV. Jhrg. Heft 7



L. Richter pinx. Photogravure Bruckmann

BRAUTZUG IM FRÜHLING



IV. Jahrg. April 1902. Heft 7.

Goethe gegen Diderot.

Von

W. v. Oettingen.

Wir verehren in Goethe einen Mann, der bei vieles umfassender Bildung die Natur und den Menschen gewissenhaft zu begreifen suchte, dem es gelang, seine Erkenntnisse untereinander in Einklang zu bringen, und dem deshalb das Glück beschieden war, befruchtende Aufklärung weit über seine Lebenszeit hinaus zu verbreiten, auf welche Weise und auf welchem Gebiete er sich auch mitteilen mochte. Dabei gewährt er uns den Anblick der edelsten und schönsten Persönlichkeit. Ausgeglichen und befestigt in seinem Innern, sobald er den von Kraft und Geist überschäumenden Jünglingsjahren, seiner Rezensenten- und Satirenzeit, entwachsen war, hegte er wenig Neigung für agitatorische Arbeit und litterarische Fehden. Vielmehr erscheint er in den Werken seiner reifen Periode als eine mehr friedfertige Natur, und selbst wo er glaubt angreifen und kämpfen zu müssen, bewahrt er eine vornehme Milde, die den Gegensatz lindert, ohne ihn zu verstecken. So ist er denn bei der Abfertigung von Gegnern nicht eigentlich spannend und pikant, wie etwa der leidenschaftlich fechtende Lessing, aber gleich diesem stellt er im Widersprechen stets neue, wesentliche Gesichtspunkte auf und eröffnet, aus der Fülle seiner Gedanken, die weitesten

Ausblicke. Er beschäftigt und nützt, auch wenn er vielleicht in der Sache selbst, wie gegenüber Newton, im Unrecht ist, oder wenn der Gegenstand uns gleichgiltig bleibt, weil er seine allgemeinere Bedeutung verloren hat.

Als in diesem Sinne besonders ergiebig und anmutig muß Goethes wenig bekannte Schrift gegen Diderot hervorgehoben werden. Sie bezieht sich hauptsächlich auf die Erziehung und die Aufgabe des bildenden Künstlers. Ueber dieses unsterbliche Thema sehen wir zwei gewichtige, gegründete Anschauungen gegeneinander eifern und lassen uns Ideen vortragen, deren Kraft uns trotz der inzwischen nach anderen Seiten hin erfolgten Kunstentwicklung heute noch zu schaffen macht, während der freundschaftliche, fast zärtliche und doch entrüstete Ton, den Goethe in der Erregung über seinen interessanten und geschätzten Widersacher anschlägt, dem Ganzen einen eigentümlichen Reiz verleiht.

Denis Diderot (1713—84) war ein revolutionärer, streitbarer Geist, der als Gelehrter, Philosoph, Aesthetiker und Dichter nicht nur in Frankreich, sondern auf ganz Europa wirkte und vorzüglich durch die berühmte Encyklopädie, die er mit d'Alembert und anderen herausgab, das Jahrhundert von den Resten mittelalterlicher, verknöcherter Gelehrsamkeit zu befreien hoffte. Vielseitig wie er war, hatte er auch die bildende Kunst aus den Fesseln des offiziellen Stiles zu erlösen unternommen und zu diesem Zweck nicht nur glänzend geschriebene Besprechungen der Pariser Kunstausstellungen, der „Salons", sowie einzelner Künstler, mit einer entschiedenen Umwertung aller bis dahin geltenden Werte veröffentlicht, sondern auch (1765) eine Reihe von theoretischen Aufsätzen über die Malerei verfaßt, in denen er als echter Vorläufer der großen Revolution dem Ansehen mancher Ueberlieferungen Hohn sprach. Wie andere seiner Werke wurden diese „Essais sur la peinture" zunächst nur als Manuskripte verbreitet und erst nach seinem Tode, und zwar 1795, gedruckt.

Im folgenden Jahre geriet das Buch in die Hände Goethes, der Diderot von der Encyklopädie her längst verehrte und als den Verfasser von „Jacques le Fataliste" und der „Bijoux indiscrets", von Theaterstücken und Pamphleten wenigstens kannte. Er las das „wunderliche Werk" mit lebhaftem Mißbehagen, und da es ihm bestechend und gefährlich schien, beschloß er, es zu widerlegen, indem er es übersetzte, aber zugleich durch Anmerkungen bekämpfte. Diese Absicht führte er zwar nicht vollständig aus, doch ließ er wenigstens den ersten Aufsatz, der vom Zeichnen handelt und einige grundlegende Ideen enthält, und den zweiten, der sich mit der Farbe beschäftigt, 1799 in den „Propyläen" erscheinen. Da es uns hier nur darauf ankommen kann, die hauptsächlichsten Unterscheidungspunkte zwischen den beiden ästhetischen Antipoden kennen zu lernen, so genügt die Besprechung jenes ersten Essai, in dem Diderot mit liebenswürdiger Unfehlbarkeit seine ärgsten Ketzereien entwickelt.

Der Gedankeninhalt des Aufsatzes „Mes idées bizarres sur le dessin" ist, mit einigen, zu besserem Verständnis eingeschalteten Uebergängen, in Kürze etwa folgender: die Natur macht nichts Inkorrektes, deshalb ist jedes existie-

rende Wesen so, wie es sein soll; ein buckliger Mensch ist ebenso vollkommen wie ein gerader und im übrigen durchaus ein Buckliger, denn jeder kleinste Teil seines Körpers charakterisiert ihn als solchen, keiner weicht von der für die Bildung eines Buckligen geltenden Regel ab. Die charakteristischen Eigenheiten dieser kleinsten Teile sind so fein, daß wir Menschen sie nicht alle auffassen und begreifen können: wir sind nicht im stande, etwa aus der Form einer Fußspitze zu schließen, daß der zu ihr gehörende Körper einen Buckel trägt. Die Künstler, wenn ihnen Ursachen und Wirkungen völlig anschaulich wären, würden einzig und allein die Aufgabe haben, die Werke der Natur auf das getreueste nachzubilden: Nachahmung, aber, wohlverstanden, nur Nachahmung der Natur, wäre recht eigentlich ihre Arbeit. Die kann ihnen jedoch nur in beschränktem Maße gelingen, denn als Menschen erkennen sie eben nicht alles von der Natur so korrekt Angeordnete. Um sich die Sache zu erleichtern, stellen nun die Künstler Regeln auf, nach denen sie sich, zunächst beim Zeichnen, richten. Solche Regeln sind aber auch nur aus menschlicher Unzulänglichkeit entsprungen und nicht wirklich maßgebend, sondern durchaus konventionell: sie mögen den Künstlern zu gefälligen Formen verhelfen, bringen sie jedoch der Natur nicht eigentlich näher. Die Venus von Milo gilt uns Menschen für ein kaum wieder erreichbares Kunstwerk, das also der Natur ganz nahe stehen müßte: sollte aber die Natur, auf ihre Weise folgerichtig, von der Fußspitze der marmornen Venus ausgehend, eine derselben entsprechende lebende Figur schaffen, so würde diese vermutlich irgend ein Ungeheuer werden, denn die nach menschlichem Ermessen allerschönste, den Regeln der Künstler genau angepaßte Fußspitze ist in Wahrheit, in den Augen der Natur, für eine Idealgestalt ohne Zweifel keineswegs richtig gebildet. Die Regeln taugen also nichts und der Künstler mag sie ruhig vernachlässigen. Er soll, wie gesagt, nur in der Nachahmung der Natur sein Höchstes zu leisten suchen, die Formen, die der Mensch durch das Alter, durch Leiden, durch tägliche Beschäftigungen annimmt, möglichst getreu wiedergeben, dann wird sein Werk nicht durchaus schlecht werden, enthielte es auch jede von den Regeln verbotene Häßlichkeit. Allerdings bleibt eines zu beachten: der Körper des gesunden und normalen Menschen kommt in der Blüte seiner Jahre einem Ideale, das uns als wohlgefällig vorschwebt, nahe, und da wäre es doch zu bedauern, wenn der Künstler die natürliche Schönheit, wo sie sich ihm darbietet, verdürbe. Vor dieser Klippe behütet ihn nur die Fertigkeit im strengen Zeichnen, durch die er wenigstens verhältnismäßig viel sieht und, soviel als er sieht, genau festzuhalten vermag. Wie aber wird die strenge Zeichnung erworben? Zum Teil durch Kenntnisse in der Anatomie, die das Auge in der Auffassung der Formen unterstützen können und dadurch auch die Hand leiten werden. Indessen wird die Anatomie doch sehr überschätzt und außerdem ganz falsch betrieben. Wer eine genaue Vorstellung von dem Knochen- und Muskelgerüste unter der Haut hat, läßt sich leicht dazu verführen, das zu zeichnen, was er weiß, nicht was er sieht, und daraus folgt ferner ein idealisierendes, d. h. falsches

und verwerfliches Zeichnen. Aber man lernt nicht einmal die richtigen Formen in der Anatomie! Denn einerseits dient zum Studium der Muskelmann, ein abgehäuteter Leichnam, und der ist eben tot und nicht ohne weiteres zu der Gestaltung lebender, thätiger Glieder zu brauchen, während andererseits das gestellte lebende Aktmodell, das Handlungen und Stimmungen ausdrücken soll, nur kraftlose und unwahre Posen zeigt, weil es sich nicht naturgemäß bewegt. Diese Art von Unterricht, ergänzt durch das ganz überflüssige Kopieren nach vorbildlichen Figuren berühmter Meister, wird auf allen Akademien betrieben und raubt den jungen Künstlern nicht weniger als sieben kostbare Jahre. Das muß geändert werden. Der Maler sollte, nachdem er sich die Elementarkenntnisse im Zeichnen erworben hat, etwa zwei Jahre lang nur alle vier Wochen einmal den Muskelmann studieren und alle vierzehn Tage nach dem lebenden Modell arbeiten, wobei der Lehrer ihn nicht verbessern, sondern nur auf die Eigenheiten der Formen aufmerksam machen darf; die Modelle, zunächst ein Mann und ein Weib in der schönsten Entwicklung ihrer Glieder, also gleichsam Idealgestalten, und dann verschiedene, durch das Leben besonders charakterisierte Personen, müssen stets eine natürliche, selbstgewählte Haltung annehmen. Im übrigen aber wird der Künstler das richtige Sehen und Zeichnen nur dann völlig beherrschen, wenn er durch fortwährendes Beobachten und Skizzieren von Leuten in unbefangener, freier Thätigkeit die menschliche Gestalt so gründlich kennen gelernt hat, als stecke er in ihr selbst und sähe sie von allen Seiten zugleich. „Die Manier", schließt Diderot dieses Kapitel, „kommt vom Meister, von der Akademie, von der Schule, ja sogar von der Antike!"

Dreierlei also behauptet unser etwas radikaler Agitator: er erklärt die Natur für eine Bildnerin unter sich gleichwertiger, an sich vollendeter Gestalten; er giebt die wahllose Nachbildung dieser Naturformen für die eigentliche Kunst aus, wobei er doch den „schönen" Geschöpfen vor den „häßlichen" einen Vorrang und eine Art von erzieherischer Wirkung auf die Schüler beilegt, und schließlich will er den lernenden Künstler von vornherein auf das Leben richten, indem er den Einfluß des Lehrers und der Lehrmittel auf ein Geringes beschränkt.

Wir müssen uns des Zustandes der französischen Malerei um 1760 erinnern, wenn wir die Tragweite dieser Sätze ermessen wollen. Die starke Zentralisation in Frankreich, die besonders seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. auch den Geschmack und die Künste von der offiziellen Welt abhängig machte, hatte allmählich bewirkt, daß ein theatermäßig emporgeschraubter, zeremoniös-pathetischer Stil sowohl für religiöse als für profane Bilder herkömmlich wurde. Die Gesellschaft, in der die Allongeperrücke, der Reifrock, das feierliche Kompliment und die gesuchte Rede einem allgemeinen Bedürfnis entsprachen, verlangte ähnliche Erscheinungen natürlich auch von den bildenden Künsten, um in Kirchen, Palästen und Gärten von entsprechenden Formen umgeben zu sein. Sie erhielt sie, was die Malerei betrifft, indem die Künstler auf den höfischen, überall maßgebenden Ton eingingen und sich auf den ebenfalls von Hof und Staat

abhängigen Akademien in Paris und Rom in den dazu notwendigen Stil einlebten. Für die Historienmalerei sind die Anfänge dieses Stils in Italien zu suchen, wo nach Ablauf der großen, in originaler Lebenskraft schöpferischen Renaissanceperiode ein mehr spekulierender, abstrakter Geist aufgekommen war. Mit unendlichem Fleiß und viel Gelehrsamkeit verdeckte er seinen Mangel an gesunder Phantasie und wußte aus der pedantisch aufgefaßten Antike, sowie aus den Werken der gewaltigen Meister des sechzehnten Jahrhunderts die Gesetze und Theorien abzuleiten, deren Befolgung in der That zu einer geregelten Formenwelt verhalf. Diese im wesentlichen gekünstelte, nicht unmittelbar erfundene und gefühlte Malerei wurde in Frankreich dankbar aufgenommen, in dem oben gekennzeichneten, dort herrschenden Geschmack weiter ausgebildet und durchaus zu Anerkennung gebracht. Die Darstellungen aus dem Leben Christi und der Heiligen, die Szenen aus der antiken Anekdotenwelt, die Schilderungen der Großthaten französischer Helden zeigten bald den Anstand und die Ausdrucksweise des damaligen Ballets: selbst das Bildnis blieb von Pose, Mythologie und Allegorie nicht frei, und wollte man sich von so viel Pracht erholen, so fand man bei den leichteren Genremalern, wie Boucher und Watteau, ebenfalls höfische, und nicht natürliche Lüderlichkeit.

Kein Wunder, daß die Maler infolge dieser Richtung zu einer ganz verlogenen Empfindung und zu der Natur vollkommen entfremdeten Idealisierungen gelangten. Hatten sie sich auf den Akademien eine zuverlässige Technik und große Geschicklichkeit erworben, so mußte ihr Talent bei solcher Knechtung doch bald verflachen, und so entstand die Gefahr, daß die französische Malerei durchaus in dekorativem Wesen aufgehen würde. Indessen bewahrt die Natur des Menschen auch in scheinbar verzweifelten Umständen die Heilmittel für die ihr zugefügten Schäden: gegenüber dem Treiben der Konventionellen bildete sich allmählich eine Sezession von kräftigen und selbständigen Malern, die den Akademien entschlossen den Rücken zudrehten, sich weniger auf Regeln als auf ihren Geschmack und ihre Augen verließen, der Natur also ohne Vermittler näher zu kommen suchten, und was und wie es ihnen gefiel, auf die Leinwand brachten. Wie fast immer die Vorboten neuer Zeiten mußten solche Leute oft Hunger leiden, aber ihre gesunden Bestrebungen verbanden sie mit allen, die, auf welchen Gebieten es auch sein mochte, die unerträglich gewordenen französischen Verhältnisse umzuwälzen sich bemühten. So kam es, daß ein Aufklärungskämpfer wie Diderot ihr Wortführer wurde und was sie praktisch ausgeprobt hatten, in seiner gewinnenden, gewandten Sprache als allgemeine Forderung ausdrückte; um den herrschenden, verderblichen Stil zu beseitigen, verlangte er jene völlige Umgestaltung des Malunterrichts und stellte überhaupt neue Grundsätze für das künstlerische Schaffen auf. Weil aber in den Jahrzehnten, die die große Revolution vorbereiteten, so manches übereilt, übertrieben und maßlos ausgesprochen und begonnen wurde, um überhaupt zur Wirkung gebracht zu werden, so stimmte auch Diderot einen etwas gewagten Ton an, und seine Ausführungen erscheinen

uns heute trotz des mancherlei Wahren, das sie enthalten, durch eine gewisse Oberflächlichkeit bedenklich.

Und das war es, das Goethe, den stets bedachtsamen, erst recht entrüstete und ängstigte. Als er 1796 die „Essais sur la peinture“ las, hatte er nicht nur die Ausschreitungen der Pariser Schreckensherrschaft und die Unsicherheit der von ihr hervorgebrachten Zustände, für die er Leute wie Diderot mitverantwortlich machen durfte, in frischer Erinnerung, sondern ihm stand auch vor Augen, daß die Revolution der französischen Kunst, speziell der Malerei, das versprochene Heil keineswegs gebracht hatte. Diese befand sich damals, zwölf Jahre nach Diderots Tode, in einem ungeklärten Uebergange, der an sich unerfreulich war: denn Jacques Louis Davids strenge Schule, die zuerst die Revolution, dann den Imperialismus in klassizistischen Formen verherrlichte, war noch nicht völlig durchgedrungen, und die Abwendung von dem Stil des achtzehnten Jahrhunderts, für die Diderot so ingrimmig focht, hatte zunächst wohl allerlei Unordnung, aber weder große Werke, noch bedeutende Talente hervorgebracht. Auch die deutschen Künstler — und für diese fürchtete Goethe recht eigentlich — waren von der Empörung gegen das Rokoko ergriffen worden, mußten aber, da sie, mit wenigen Ausnahmen, zu jener Zeit überhaupt an Unselbständigkeit und Kraftlosigkeit krankten, durch die lockernden Einflüsse von jenseits des Rheines nur noch verwirrter werden. Ihnen zu helfen, sie vor dem sie bedrohenden naturalistischen Dilettantismus zu warnen, schien Goethe nunmehr Pflicht. Schon hatte er in Verbindung mit Heinrich Meyer, dem unerträglichen Künstler, aber ganz verständigen Kunstkenner, seine eigenen Ueberzeugungen geordnet und begründet: jetzt stellte er sich die Aufgabe, andern Suchenden die Grundsätze über das Wesen der Kunst, die er für die richtigen hielt, mitzuteilen und einzuprägen. In einer großen Anzahl von Schriften verfolgte er dieses Ziel und gedachte außerdem durch Kunstausstellungen, die er in Weimar veranstaltete, und durch Wettbewerbe, die er in seinem Sinne ausschrieb, auf das Publikum und die heranwachsenden Künstler zu wirken; das Diderotsche Buch selbst sollte ihm nur als Waffe für die gute Sache dienen.

Goethe durchschoß deshalb seine Uebersetzung des Kapitels „Meine wunderlichen Gedanken über die Zeichnung“ Absatz für Absatz mit den geharnischten Anmerkungen, in denen er gegenüber Diderots Behauptungen seine eigene Anschauung entwickelt. Aber nicht eigentlich mit dem längst verstorbenen Diderot selbst und mit dessen in gewissem Sinne schon veralteter Schrift wollte er sich, wie er zu Anfang bemerkt, auseinandersetzen, sondern mit denen, „die jene Revolution, welche er hauptsächlich mit bewirken half, an ihrem wahren Fortgange hindern, indem sie sich auf der breiten Fläche des Dilettantismus und der Pfuscherei, zwischen Kunst und Natur, hinschleifen und ebensowenig geneigt sind, eine gründliche Kenntnis der Natur, als eine gegründete Thätigkeit der Kunst zu befördern“. Trotzdem wendet sich Goethe, mit bei ihm ungewohnter Lebhaftigkeit, immer gegen Diderot persönlich und geht dabei von so ganz andren

Voraussetzungen und Grundlagen aus, daß eine Verständigung selbst dann kaum hätte erfolgen können, wenn der tote Gegner in der Lage gewesen wäre, sich zu verteidigen.

Hören wir nun, was Goethe vorbringt und worin er von der Ueberzeugung Diderots abweicht! Eine solche Vergleichung dürfte nicht nur an sich interessant und lehrreich sein, sondern uns auch zeigen, was wir selbst, nach nunmehr einem Jahrhundert, für die Klärung unserer Kunstanschauung aus diesem Widerstreite noch gewinnen können.

Gleich mit dem ersten seiner Gegensätze stellt Goethe sich auf einen ganz neuen Standpunkt. Grundfalsch, sagt oder vielmehr meint er, da seine aphoristischen Gedanken hier in freier Umschreibung zusammengefaßt werden müssen, ist zunächst die Behauptung, von der Diderot ausgeht, nämlich daß jedes Wesen so ist, wie es sein soll. Sie enthält die irrige Voraussetzung, die Natur richte sich bei ihren Schöpfungen auf willkürlich gewählte Ziele, d. h. sie mißbrauche die unbegreifliche Feinheit und Folgerichtigkeit in der Ausgestaltung ihrer Wesen dazu, um allerlei gesetzlose Einfälle, z. B. die Erscheinung eines Buckligen, zuwege zu bringen. Das wäre der Natur, die, unbekümmert ob es schön oder häßlich erscheine, auf Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geschöpfes arbeitet, unwürdig und ist uns Menschen vorbehalten, die wir aus unserer Phantasie heraus nichts organisch Lebendes schaffen können und dafür die Freiheit unseres schöpferischen Geistes, wenn wir sie nicht eindämmen, zu dergleichen wohl benutzen mögen. Die Natur jedoch ist eben nicht Willkür, sondern göttliches Gesetz, und Diderots These, wenn sie etwas bedeuten soll, muß lauten: „Jedes Wesen ist, wie es sein kann“.

Zur Erklärung dieses Satzes diene eine kleine, im Sinne Goethes gehaltene Zwischenbemerkung. Alle natürlichen Organismen tragen in sich die Keime der ihnen eigentümlichen, normalen Entwickelung; sie sind auf die Vollkommenheit ihrer Gattung, auf ihr Ideal angelegt. Allein diese Entwickelung, die sich nach einfachen und strengen Naturgesetzen vollzieht, bleibt niemals ungestört, sondern befindet sich immer in Kämpfen mit mechanischen Widerständen und mit den sich drängenden Nachbarwesen, die auf ihre Weise und ebenso hartnäckig auf die ihnen gegebene Bestimmung hinarbeiten. Jeder Kampf verändert und trübt nun die Ansätze zur reinen Form, die also kein Organismus erreicht, aber es ergiebt sich für ihn immerhin eine auf das Ideal hinweisende Erscheinung, weil der Organismus, in seiner Entwicklung durchaus von Gesetzen geleitet, trotz aller Hindernisse in jedem Augenblicke zu jenem hinstrebt. Er leistet darin gerade soviel, als er der Ungunst der Verhältnisse abzuzwingen vermag: er ist also, „wie er sein kann“. Nur wenn er zu völliger Vollendung seiner normalen Gestalt gelangt wäre, dürften wir von ihm sagen: „er ist, wie er sein soll“.

Diese Antithese, von der alles übrige abhängt, zwingt uns schon jetzt, am Anfang der Erörterung, zur Entscheidung für eine der beiden Parteien.

Wir werden kaum zögern, uns auf die Seite Goethes zu schlagen. Der wahrhaft kindliche Respekt Diderots vor der Natur, die ihm so göttlich ist, daß er an keine Durchkreuzung ihrer Absichten glauben kann, beruht doch ohne Zweifel auf einer theoretischen, aber dabei wenig durchdachten Anschauung, während Goethe, der sein Leben lang die Natur beobachtet und ihre Erscheinungen gewissenhaft studiert hatte, offenbar eine tiefere, richtigere Erkenntnis ihres Wesens besitzt. Der enthusiastische Franzose fußt auf einem geistreichen Einfall, der sachliche Deutsche, von echter Ehrfurcht vor der Natur durchdrungen, bildet seine Ansicht nach dem, was seine Forschung ihren Geheimnissen abgelauscht hat.

Wenn nun Diderot in seiner blinden Bewunderung der Natur dem Künstler eine unbedingte Unterordnung gegenüber den Dingen vorschreibt, holt Goethe auch in diesem zweiten Punkte viel weiter aus. Die Natur, fährt er (dem Sinne nach) fort, so unermeßlich ihre Schöpferkraft auch sein mag, ist, was die Vollendung ihrer Geschöpfe betrifft, nach dem oben Gesagten unfrei und unvollkommen: eben darin aber ist der Mensch vor ihr begünstigt. Er hat für sich das künstlerische Schaffen, und das verleiht ihm eine zweifache Macht. Was in der Natur rein gesetzmäßig, mechanisch, unpersönlich entwickelt wird, kann er über das Gleichgiltige erheben und gleichsam beseelen, indem er es im Kunstwerk mit „Bedeutsamkeit, Gefühl, Gedanken, Effekt, Wirkung auf das Gemüt“ erfüllt; und er kann, zweitens, die Scheinwesen, die er entstehen läßt und deren Oberfläche allein er zu bilden hat, mit den vollkommenen Formen ausstatten, die sie in Wirklichkeit nicht erlangen. Hat aber der Künstler die Fähigkeit, das gestörte Streben der Natur ergänzend durchzuführen, so verpflichtet ihn diese Freiheit auch, mit allen Mitteln und Kräften danach zu streben, daß seine Kunstwerke womöglich so werden, wie die ihnen zu Grunde liegenden Werke der Natur sein sollten. Das Wesen der Natur ist aber Wahrhaftigkeit und Gesundheit, also müßten ihre Wirkungen, könnten sie ganz rein empfunden werden, uns immer erheben und erfreuen, und also hat der Künstler das ideal Ausgebildete, Kraftvolle, Lebensfähige, das eigentlich Schöne zu schaffen, kurz alles was uns tröstend und erheiternd beglückt, während das Gegenteil von allem diesen, das Unvollkommene, Kränkelnde, Häßliche, im Kunstwerk durchaus nicht zu dulden ist.

Wer wollte leugnen, daß Goethe mit dieser Forderung dem Künstler eine hohe, sittliche Aufgabe zuspricht, ihn, ganz im Sinne Schillers, vor den übrigen Menschen adelt und seine Arbeit als eine so durchgeistigte hinstellt, daß die Fertigkeit im Nachbilden des Gesehenen, bei der Diderot stehen bleibt, nur als ihre Grundlage erscheint? Aber hier haben wir doch zu erwägen, ob ein solcher Anspruch an die Leistungsfähigkeit der Künstler wirklich gerechtfertigt und ob die Beschränkung ihres Schaffens auf das Schöne in der That notwendig ist. Die Erfahrung wenigstens lehrt, daß nur ganz wenige Künstler genug Bildung, Tiefsinn, Geist und Phantasie besessen haben, um die Natur würdig und richtig ergänzen zu können, und daß die Unterscheidung zwischen Schön und Häßlich

zu allen Zeiten schwankend gewesen und also ein bestimmtes Schönes dem Menschen nicht unbedingt ein Bedürfnis ist.

Wir werden auf diese Frage zurückkommen und wollen zunächst verfolgen, wie Goethe dem Gegner weiter zu Leibe geht.

Er schließt den ersten Teil seines Angriffs mit einer scharf zugespitzten Wendung: das künstlerische Schaffen und das Schaffen der Natur, die Diderot „amalgamieren" möchte, indem er den Künstler an die Erreichung der von der Natur angeblich gewählten Endziele fesselt, sind einander also geradezu entgegengesetzt — und er kommt dann auf die Kunstregeln zu sprechen. Kunstregeln, meint er, soll man nicht, wie Diderot will, aus Not und Verlegenheit, weil man die feineren und feinsten Ursachen der Naturformen nicht begreift, zur Unterstützung der Künstler durch theoretische Spekulation erfinden: solche Regeln sind gewiß wertlos, und übrigens bedarf auch der Künstler jener Erkenntnis der verborgenen Bildungsgesetze gar nicht so sehr. Es giebt aber anders entstandene anderes betreffende Kunstregeln, die notwendig und unschätzbar sind. Diese dienen nicht dazu, dem Künstler pedantische Vorschriften über Formen, Stellungen und Kunstgriffe zu machen, sondern sie sollen ihm, der mit Fleiß, Anschauung und Auffassung allein seinen Pflichten nicht nachkommen kann, das Gefühl für das, was er zu lernen hat, ausbilden helfen. Um seiner großartigen Lebensaufgabe gerecht zu werden, muß nämlich der Künstler sich vor Zersplitterung, vor Ab- und Nebenwegen hüten: das wird ihm gelingen, wenn er sich an darauf bezügliche Regeln hält, und zwar an solche, die nicht theoretisch, sondern empirisch entstanden sind, die sich aus den zunächst tastenden Versuchen, dann aus den Erfahrungen und Ueberzeugungen langer Reihen von Künstlergenerationen entwickelt haben. So entstandene Regeln würden nicht auf der Willkür menschlicher Philosophie beruhen, sondern auf „Kunstgesetzen, die ebenso wahr in der Natur des bildenden Genies liegen, als die große, allgemeine Natur die organischen Gesetze ewig thätig bewahrt". Ob solche Regeln von wirklich dauernder Geltung bereits gefunden worden sind, ist eine Sache für sich; jedenfalls hat man nach ihnen zu suchen, und übrigens richten sich echte Künstlergenies schon intuitiv nach ihnen.

Aber einzelne nützliche Regeln, fügt Goethe hinzu, kennen wir doch schon, z. B. die über die Proportionen. Wie darf Diderot behaupten, daß eine Statue, die nach den aus alter Kunstübung abgeleiteten Regeln richtig proportioniert ist, in den Augen der Natur ganz falsch gebildet sein werde? Der Künstler, der die Verhältnisse seines Werkes auf Grund überlieferter Erkenntnisse festsetzte, steht mit ihnen doch nicht in einem Gegensatz zur Natur! Gerade umgekehrt: er hat die Natur in dem Zustande der würdigsten Erscheinung ergriffen, da er sich an das hielt, was die Summe seiner Vorgänger, nach ihrem Gefühl von Schönheit, ihr selbst abgelernt hatte, und da er vielleicht das mied, wozu seine eigene, unzulängliche Erkenntnis ihn verleitet haben würde. Dieser würdigste Zustand der Natur wird in der Wirklichkeit schwerlich angetroffen, aber die in ein Kunstwerk umgesetzte Natur ist eben die eigentliche Natur nicht mehr und

soll es auch nicht sein. Kein echter Künstler wird sein Werk neben ein Naturprodukt stellen oder gar mit einem solchen vertauschen wollen, und insofern ist die Geschichte von Pygmalion und Galathea unwürdig und innerlich unwahr.

Was aber die Verhältnisse der menschlichen Figuren noch weiter angeht, so kann ein normaler Körper, der durch eine andauernde mäßige, also nichts überspannende Uebung zu seiner höchsten Ausbildung gekommen ist, immerhin eine Idealfigur genannt werden, und durch diese, die unsern Sinnen unmittelbar einleuchtet, erhalten wir eine Kontrolle der von der Ueberlieferung vorgeschriebenen Proportionen. Der ästhetische Wert solcher Proportionen erweist sich dabei als so groß, daß Idealgestalten sogar auf Kosten der physiologischen Wahrheit in der Kunst verwendet werden sollten, und auch so verwendet worden sind. Mit vollem Rechte zeigt z. B. die Statue der Niobe, der Mutter so vieler erwachsener Kinder, die Verhältnisse eines noch jungfräulichen Busens: denn es war Pflicht des Künstlers, den weiblichen Körper im Zustande seiner höchsten, unberührten Schönheit aufzufassen. Muß aber ein Künstler auf Charakter hinarbeiten, was ja der Gegenstand seines Werkes gelegentlich verlangen wird, so mag er versuchen, auch die an sich unschönen Formen von Greisen und von Kindern, die abgelebten und die noch unentwickelten, die sonst zu meiden sind, in den Cyklus schöner und bedeutender Kunst einzuordnen.

Wir sehen, daß Goethe, gegen die Systemlosigkeit Diderots eifernd, nun seinerseits zu unzweifelhaft bedenklichen Einschränkungen der Kunst gelangt und überdies, um Diderots Abscheu gegen Regeln zu strafen, von angeblich unanfechtbaren Regeln spricht, die doch noch kaum vorhanden, jedenfalls nirgends endgiltig gefaßt worden sind. Doch wollen wir ihn ausreden lassen, ehe wir, mit aller Ehrfurcht, seine Meinung abzuwägen fortfahren.

Denn noch hat Goethe die Feindschaft Diderots gegen den akademischen Unterricht zu bekämpfen. Er giebt zwar zu, daß an der französischen Akademie viel beengender Pedantismus geherrscht habe und daß sie, im Einzelnen, das Modell entschieden mißbrauchte, indem sie nach seinen unwahren Stellungen und Grimassen die Schüler Gemütsausdruck und Charakter lehren wollte; aber das lebendige Modell sei dem Maler, der es verarbeiten muß, ohne sich von ihm abhängig zu fühlen, ebenso nötig wie der Muskelmann, der ihm als Unterlage der Körperfunktionen sowohl Stoff, den er beherrschen soll, als auch Gesetz ist, das er befolgen wird. Und der Lehrling, sagt Goethe, muß doch irgendwo gelehrt werden, was er in der Natur zu suchen hat und wie er das Gefundene verwertet. Wer dergleichen nicht in Vorübungen lernt, wird, „wie viele unserer Zeitgenossen, das Gewöhnliche, Halbinteressante oder das, auf sentimentalen Abwegen, falsch Interessante darstellen“. An Diderots Schlußworten, daß die Manier (d. h. die handfertige, oberflächliche Schablonenkunst) von Meister, Akademie und Antike herkomme, sei keine wahre Silbe! Und sehr mit Unrecht stachle er die schon aufgeblasene Jugend gegen die Schule auf! Schmeichelt sich doch jeder so gern, „ein unbedingter, dem Individuo gemäßer, selbst ergriffener

Weg sei der beste und führe am weitesten"! Kein Genie „wird auf einmal, durch das bloße Anschauen der Natur, ohne Ueberlieferung, sich zu Proportionen entscheiden, die echten Formen ergreifen, den wahren Stil erwählen und sich selbst eine alles umfassende Methode erschaffen". Unterricht ist also durchaus notwendig, und ebensogut wie eine schlechte Manier kann durch Akademien eine richtige Methode verbreitet werden, die den Künstler gewöhnt, nicht sowohl gewissenhaft gegen die Natur, als gewissenhaft gegen die Kunst zu sein. „Durch die treueste Nachahmung der Natur entsteht noch kein Kunstwerk, aber in einem Kunstwerke kann fast alle Natur erloschen sein, und es kann noch immer Lob verdienen. Verzeihe, du abgeschiedener Geist, wenn deine Paradoxie mich auch paradox macht!"

So weit der zum Schluß in der That paradox gewordene Goethe. Scheint er auch seinen letzten Satz selbst nicht ganz ernst zu nehmen, so kann er von der Prämisse, „der Künstler darf nur das ideal Schöne bilden", doch nicht gut zu einer anderen Folgerung kommen als zu dieser: „Der Künstler muß vor allem gelehrt werden, aus der Natur das zur Darstellung des Schönen Geeignete herauszuziehen und das dafür nicht Geeignete auszuscheiden." Also genau das Gegenteil von dem, was Diderot gewollt hatte.

Die Frage: wer von beiden hat nun recht? läßt sich in diesem Falle nicht umgehen; dazu ist sowohl die Sache als das Gewicht der beiden Anschauungen zu bedeutend. Wir müssen eine Stellung zu nehmen suchen und werden gut thun, das Material dazu aus Vergangenheit und Gegenwart zusammenzuholen.

Ein Blick in die Vergangenheit, in die Geschichte der bildenden Kunst, lehrt uns alsbald, daß, genau genommen, Diderots Naturalismus — um der Kürze wegen seine Ansicht so zu nennen — sich mit Goethes Klassizismus periodenweise, aber natürlich unter zeitgemäßen Abwandlungen, als theoretische Forderung abgewechselt hat, so lange es ausgebildete Künste giebt, und daß man immer glaubte, das Wahre zu besitzen, wenn einer von beiden seinen Vorgänger, in der Reaktion gegen ihn, gerade verdrängt hatte, während doch im Grunde das künstlerische Schaffen sich immer gleich bleibt.

Die Kunst ist, in viel weiterem Sinne als die Wissenschaft, das reifste Erzeugnis eines Kulturvolkes oder, sagen wir, das klarste Spiegelbild seiner geistigen Leistungen. Sie begleitet daher in festem Zusammenhange die Entwickelung des Volkes, in dem sie heimisch ist, und teilt den Charakter seiner verschiedenen Perioden. Wie aber der Mensch als Einzelwesen sich zeitweise als Realist, d. h. als objektiver Beobachter und Lernender, dann aber wieder als subjektiv Urteilender und an Ideen Schaffender bethätigt, so hat jedes Volk seine wesentlich empfangenden und seine schöpferischen Perioden, und so hat auch die Kunst, im großen und ganzen, die ihrigen. Als wesentlich empfangend muß in der Kunst jede naturalistische Periode gelten, also eine Zeit, in der die Künstler sich damit zu begnügen suchen, der Natur soviel abzusehen, als ihnen

möglich ist, und getreu nachzubilden, was ihnen an ihr gefällt — womit nicht gesagt ist, daß ihnen auch wirklich gelingt, die eigene Persönlichkeit dabei zu unterdrücken. Solche Perioden waren, vor dem Auftreten Diderots, z. B. für Florenz das fünfzehnte Jahrhundert, das ruhmreiche Quattrocento, in dem ein Andrea Mantegna als Maler, ein Verrocchio, ein Donatello als Bildhauer mit der ganzen Kraft ihrer Seele die Naturwahrheit zu erreichen strebten (und unbewußt Werke von höchstem Stile schufen!), und für die Niederlande die Zeiten der van Eyck und des Memling oder später des Frans Hals. Der große, nicht immer und auch von Goethe nicht durchaus anerkannte Segen dieser Perioden eines speziell der Naturnachahmung zugewendeten Studiums besteht darin, daß die Künstler in ihnen ihre Augen ganz besonders schärfen und aus dem unerschöpflichen Reichtum der offen vor ihnen liegenden Welt ihre Phantasie stärken. Wie Antäus, wenn er die Mutter Erde berührte, neue Kraft erhielt, so ergeht es den Menschen und insbesondere den Künstlern noch immer, wenn sie sich ohne Quergedanken der Natur hingeben.

Nun aber, im notwendig erfolgenden Umschwunge, fühlen die so gestärkten Künstler sich selbständig und ihre entfesselte Phantasie entführt sie auf eigene Wege, auf die sie alle aus dem Naturstudium gewonnenen Kenntnisse und Fähigkeiten mitnehmen: es entwickelt sich daraus eine schöpferische, d. h. hauptsächlich auf eigene Ideen gewandte Periode, in der der Künstler die Natur, wie Goethe will, nur als Grundlage betrachtet und über ihren Formen sein Schönheitsideal ausführt. So lösen, wo die Kraft groß ist wie in Florenz, ein Raffael, ein Lionardo, ein Michelangelo die harten Meister der strengen Modellierung ab; wo aber die Zeiten matter werden, da zeigen sich, wie bei den Niederländern des sechzehnten Jahrhunderts, trotz guter Augen und positiver Kenntnisse, die Idealisten als haltlose Epigonen. Sie machen, wenn nicht vor dem Urteil ihrer Zeitgenossen, so doch oft schon vor dem der nächsten Generation, mit der Armut ihrer Ideen, mit der Schwäche ihres Schönheitsideales bankerott, und allmählich verlieren sich dann auch die übrigen künstlerischen Fähigkeiten, mit Ausnahme vielleicht der technischen Virtuosität, die den schöpferischen, echten Künstlersinn zu überdauern pflegt. Ist so die Kunst im Begriff, eine hohle Phrase zu werden, so tritt zur rechten Zeit der Rückschwung ein, der also wieder der Natur entgegenführt.

Ein solcher Augenblick war der, in dem Diderot seine Stimme erhob. Wie aber alle, die eine vielgestaltige, kaum zu übersehende Erscheinung in wenigen Worten ausdrücken wollen, nur ein einseitiges Epigramm fertig bringen, so stellte auch er, in fanatischer Gesinnung, seine Forderungen allzu abstrakt, und würde wohl ohne jede Wirkung geblieben sein, wäre nicht die Revolution, die gar vieles zerstörte, ihm bei der Zertrümmerung der herrschenden Pedanterie zu Hilfe gekommen. Eine strenge Schulung, die den jungen Künstler für die Zeit, in der er reif sein wird, selbständig macht, ist ebenso notwendig wie die Freiheit, die dem fertigen Künstler gestattet, falls er Phantasie und Ideen hat, über die Naturnachahmung hinauszugehen.

Auf der andern Seite zeigt sich Goethe, in diesen Sätzen übrigens beschränkter, als er es je im Leben war, so durchaus als Theoretiker, daß er mit seinen Forderungen, und wahrlich zum Glück, nicht den geringsten Erfolg hatte. Wer das Werdende beeinflussen will, muß es voll Verständnis begleiten und sachte, wenn es angeht, es zu leiten wissen: Goethe aber, in seiner Sphäre befangen, unternahm ohne Rücksicht auf das Absurde des Versuchs, die Künstlernatur in ihrem Eigensten und gegen den Sinn der gerade aufsteigenden Epoche zu vergewaltigen. Wie konnte der Weise die Vorschrift wagen, es seien nur blühende Gestalten darzustellen, Greise und Kinder aber, als häßlich, in der Regel ungemalt zu lassen! Wie konnte er hoffen, ein frischer Künstler werde abweisen, was seinem unbefangenen Auge aus irgendwelchem Grunde, in irgendwelcher Lage gefällt, bloß weil es einem angeblich auf dem Geschmack der Jahrhunderte beruhenden, am Ende doch theoretischen Kanon nicht entspricht! Und wie sehr unterschätzte er auch den Freiheitsdrang des Publikums, das mit unendlicher Abstufung des Verständnisses Natur und Kunst sich aneignet, wie es am besten kann, und dazu sein gutes Recht hat, da eine unfaßliche Theorie es doch nicht befriedigen würde!

Es ist nicht leicht, über eine entschieden ausgesprochene Ansicht Goethes und über ein Ideal, wie das seinige von den Pflichten des Künstlers, mit Achselzucken hinwegzuschreiten. Ist aber dieses Achselzucken kein verächtliches, sondern nur eins, das sagen will: er dachte größer von den Menschen, als sie es verdienen, so mag es uns gestattet sein; und was das Ideal betrifft, so sind wir wohl in der Lage, es für uns umgemodelt von ihm anzunehmen.

Halten wir fest, daß der Künstler, mit besonderen Gaben ausgerüstet, die Pflicht hat, diese Gaben zur geistigen Ergötzung der Menschen auszunutzen, so kommt es weiter nur darauf an, zu sagen, was jetzt, für unsere Zeit, das Ergötzliche ist. Da findet sich denn, daß Goethes einseitige Forderung des Gesunden, Lebensfähigen, Schönen uns aus gutem Grunde nicht mehr genügt. Wir sind, dessen dürfen wir uns wohl rühmen, in der Ausbildung unseres Auges und unseres Auffassungsvermögens allmählich weiter gekommen und können befriedigende Freude, erhebenden Genuß vor einem Kunstwerke schon dann empfinden, wenn der Gegenstand an sich gleichgiltig, meinetwegen krankhaft und häßlich, aber durch eine in hohem Grade künstlerische Behandlung geadelt ist. Damit sei nicht behauptet, wir hätten im Kunstverständnis eine sonst noch nie erreichte Reife gewonnen: schon zu Rembrandts Zeiten bewunderte man Bilder von Greisen, deren Runzeln und welke Haare im schimmernden Spiel des Lichtes so wunderbar wirkten, aber im Gegensatz zu Goethes, an bildender Kunst und insbesondere an feinfühliger Malerei nicht reichen Periode sind wir jetzt allerdings so glücklich, die Farbe und alles was mit ihr zusammenhängt, die malerische Stimmung, die differenzierte Persönlichkeit des Künstlers in vollen Zügen genießen zu können. Die reine Form, die schöne Linie werden wir preisen,

wenn wir Leben und künstlerisches Bewußtsein in ihr spüren; an sich selbst für das einzig Wahre können wir sie nicht mehr halten.

Wem aber verdanken wir diesen Fortschritt? Das genau darzustellen, würde zu weit führen. Nur dies eine sei davon verraten — und so möge der Schluß unserer Untersuchung zu ihrem Anfange zurückkehren —: eben in Goethe verehren wir einen Mann, dem beschieden war, befruchtende Aufklärung weit über seine Lebenszeit hinaus zu verbreiten, auf welche Weise er sich auch mitteilen mochte.



Ver sacrum.

Von

Emil Schönaich-Carolath.

Wir saßen am Strande der Syrten,
Es rollte und grollte das Meer.
Ein Duft von Narden und Myrten
Zog fern aus Süden her.

Die Wellen brausen und funkeln,
Doch bäumt sich mein Herz vor Weh,
Wenn ich das große Verdunkeln
Unsres Lebens seh'.

Wir haben die weißen Paläste
Der Träume hochgetürmt,
Wir haben, zwei jubelnde Gäste,
Den Himmel des Glücks gestürmt.

Das mahnt mich an sündige Städte
Voll Lichtgewirr und Samt,
Wo reich aus goldnem Geräte
Der Weihrauch der Lust geflammt.

Da wurde vergeudet, zerrüttet
Der Arbeit Segensthat,
Und der Weizen ins Meer geschüttet,
Der Jugend heilige Saat.

Da wurde von trunkener Zunge
Manch Hosianna gelacht,
Bis plötzlich mit Raubtiersprunge
Einbrach die Flut bei Nacht.

Versunken im rächenden Meere
Die Städte hochbenannt,
Die Tempel, drin einst Cythere
Im thyrsischen Reigen stand.

Verschwunden die Marmorlöwen,
Die Meisterhand einst schuf —
Nur weiße, raublüsterne Möwen
Kreisen mit hungrigem Ruf.

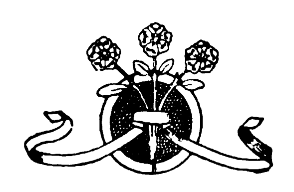
Die Stadt mit Tempeln und Thoren,
Darüber die Wellen ziehn,
Ist unsre Jugend, verloren,
Versunken wie einst Julin.

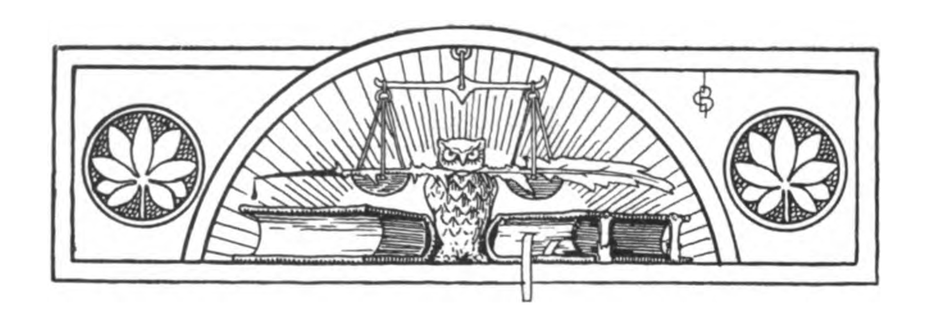
Wir wollen vom Haupt uns streifen
Der Kränze sengenden Saum,
Das fiebernde Lustergreifen,
Den großen Griechentraum.

Wir wollen die Hand erfassen
Des Schiffsherrn von Nazareth,
Der, wenn die Sterne verblassen,
Nachtwandelnd auf Meeren geht,

Der tief in Wellen und Winden
Verlorenen Stimmen lauscht,
Um Städte wiederzufinden,
Darüber die Sintflut gerauscht,

Der aus dem brausenden Leben,
Drin unser Gut verscholl,
Versunkene Tempel heben
Und neu durchgöttern soll.





Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Von

Maurice von Stern.

Nicht aus den dunklen Tiefen des Volkes, in denen die unerschöpflichen Reserven unseres geistigen Daseins ruhen, sondern von den glänzenden Höhen des Lebens, wo es sich zwar auf das Aeußerste verfeinert, aber auch am stärksten verbraucht, ist der Dichter zu uns gekommen, dessen fünfzigsten Geburtstag wir am 8. April des Jahres begehen. Prinz Emil zu Schönaich-Carolath ist als der einzige Sohn des Prinzen Karl und der Prinzessin Emilie, geb. von Oppen-Schilden aus Dänemark, zu Breslau geboren. Beide Eltern hat er leider früh verloren. Den Winter brachte die prinzliche Familie häufig im Süden zu, was vielleicht auf die Entwicklung des Dichters insofern von Einfluß gewesen ist, als es frühzeitig seinen landschaftlichen Sinn weckte. Den größten Teil seiner Jugendjahre hat der Prinz in Wiesbaden zugebracht, wohin seine Eltern übergesiedelt waren und wo er das Realgymnasium besuchte. Als Leutnant im Kurmärkischen Dragonerregiment Nr. 14 hat er nach dem deutsch-französischen Kriege Gelegenheit gehabt, das Garnisonsleben der dem deutschen Reichsverbande kurz vorher einverleibten Reichslande kennen zu lernen.

Auf die Dauer konnte der Dichter im Soldatenstande keine Befriedigung finden. Sehr bald schon trat er in die Reserve, um ungehindert seinen Neigungen, der Kunst sowohl wie auch dem Jagd- und Reisesport, leben zu können. Als dauernder Aufenthaltsort diente ihm seine prächtige Besitzung Paalsgaard in Dänemark. Seine Reisen führten ihn in den Orient, nach Spanien und nach Afrika, wo er Land und Leute studierte, jene reichen landschaftlichen Eindrücke in sich aufnahm, die sich in seinen Dichtungen so farbenvoll wiederspiegeln. Gesundheitshalber hat er sich auch längere Zeit in der Schweiz aufgehalten, und zwar in Davos, wo er Heilung von einem gefahrdrohenden Brustleiden suchte und fand, und in Zürich, wo er sich mit schöngeistigen Studien befaßte, Vorlesungen (u. a. auch bei Johannes Scherr) an der Hochschule und am Polytechnikum besuchte und in Beziehungen zu Konrad Ferdinand Meyer

trat, die bis zur schweren Erkrankung des letzteren in lebhaftem Briefwechsel ihre Fortsetzung fanden. Die landschaftlichen Eindrücke der Schweiz und die Anregungen, die er namentlich Konrad Ferdinand Meyer verdankte, sind nicht ohne Einfluß auf seine künstlerische Entwicklung geblieben. Seit einigen Jahren hat der Dichter seinen dauernden Wohnsitz in Haseldorf (Holstein), wo er ganz der Kunst, der Erziehung seiner Kinder, einer weitverzweigten Wohlthätigkeit und einer im besten Sinne des Wortes vornehmen Gastfreundschaft lebt. Unter dem gastlichen Dache des prinzlichen Dichters, im Schatten der Bäume des schönen Parks in Haseldorf, wo bekanntlich ein Teil der „Messiade“ entstanden ist, haben viele unserer modernen Dichter als Gäste geweilt. Prinz Emil zu Schönaich-Carolath ist vermählt mit einer Esthländerin aus dem altadeligen Geschlechte derer von Knorring. Die mit sechs Kindern gesegnete Ehe ist eine überaus glückliche.

Als Dichter trat Schönaich-Carolath zum erstenmal im Jahre 1878 in seinen „Liedern an eine Verlorene“ vor die große Oeffentlichkeit, einer Sammlung von Gedichten, die die hohen Vorzüge der spätern Lyrik des Dichters, Formvollendung, Wahrheit und Leidenschaft, schon deutlich erkennen lassen. Das Buch machte den Namen seines Verfassers schnell bekannt und trug ihm vielfache Anerkennung ein. Im Jahre 1881 erschien in der G. J. Göschenschen Verlagshandlung in Stuttgart (jetzt Leipzig) die Novelle „Thauwasser“, die heute in zweiter Auflage vorliegt. In dieser Novelle zeigt sich die Eigenart des Dichters, die er später zu so hoher Vollkommenheit entwickelt hat, in ihrer Unverkennbarkeit und herzbewegenden Unmittelbarkeit. Die Gestalten und deren Schicksale sind innerlich erlebt und geschaut und wirken deswegen ergreifend. Die wundervoll geschilderten Vorgänge der Natur spielen tief symbolisch in die Ereignisse und Zustände des Menschenlebens hinein und lassen bei aller epischen Gestaltungskraft den geborenen großen Lyriker erkennen, der in den 1883 erschienenen „Dichtungen“ (Leipzig, G. J. Göschen), die bereits fünf Auflagen erlebt haben, seine höchsten Triumphe feiert.

Schönaich-Carolath ist sinnlich im ästhetischen, d. h. im griechischen Sinne des Wortes, aber auch voll Phantasie und Mystik. Er ist pretiös, aber was bei pretiöser Lyrik sehr selten ist, auch voll Wärme. Virtuosität und Liebe, Modernität und klassische Einfachheit vereinigen sich in ihm. Artistisch leistet er das Höchste, ohne doch Artist zu sein. Ganz Künstler im Goetheschen Sinne, wird er vor den Gefahren des Artistischen durch die guten Sterne seines tiefen künstlerischen Ernstes und seines menschlich fühlenden Herzens bewahrt. Er hat viel Phantasie und Leidenschaft, immer aber Besinnung und Selbstbeherrschung genug, um den sichern Boden des Realen festzuhalten, der ihn nirgends im Sentimentalen versinken läßt, obschon er im Sinne Schillers ein mehr „sentimentalischer“ als naiver Dichter ist. Deswegen gelingen ihm auch die Lieder im Volkston (Abteilung „Wanderfahrt“) verhältnismäßig am wenigsten, obwohl sich auch unter ihnen wahre Perlen vorfinden.

Es geht ein Hauch von Resignation durch die Dichtungen Schönaich-Caroloths, aber nicht jener schwächlichen Resignation, die über dem Leid des Einzeldaseins die großen Ausblicke versäumt. Vom Schmerz des Lebens schlägt er eine Brücke zum Ewigen und Großen, auf der er mit der Kühnheit und Sicherheit eines Nachtwandlers emporsteigt. Wie der Dichter in seinem „Firnenweg", sucht er im Kuß der Frau nicht die Sterne des Alltags, sondern Traum und Tau einer verlorenen Ferne; hebt er beim Frohgelag die Reste des Bechers als Trankopfer dem großen Tage und den ewigen Festen; trinkt er, dem Hirsch am Waldteich vergleichbar, das große Verbluten der sinkenden Sonne. Dieser große Zug der Entsagung begleitet den Dichter auf allen Wegen, auch auf dem der Liebe. So singt er im ergreifenden „Feldweg":

„Ich aber will mit leergebliebner Hand
Dich segnen, Glück, das einem andern reifte,
Und will die Stirn, die finstre, blitzgestreifte,
Aufrichten still zum ew'gen Ernteland."

Diese Entsagung, dieser tiefe Lebensernst hängen aufs innigste mit der religiösen Natur des Dichters zusammen, die im freisten und edelsten Sinne des Wortes eine christliche ist, im Augustinischen Sinne, im Sinne der „anima humana natura christiana". Mit warmem Gefühl für alles menschliche Leid begabt, das er, wo es ihm begegnet, zu lindern trachtet, möchte er, wie in seinem herrlichen „Bergpsalm", dem Volke, das arm und gedrückt hinter dem Pfluge schreitet, die Botschaft einer großen Feierzeit verkünden. Daß er dazu berufen ist, beweist auch seine Stellung zu den sozialen Problemen, wie sie sich z. B. in seiner Novelle „Bürgerlicher Tod" kundgiebt.

Von wunderbarer Schönheit sind die Landschaftsbilder Schönaich-Carolaths, mag er nun, wie im grandiosen „Wüstenweh", den Orient malen, den er wie kaum ein zweiter deutscher Dichter erfaßt hat, oder sich in die Holsteinische Heimat (seine zweite Heimat!) oder die Schönheiten Tirols und Italiens versenken. Dem weitgereisten, philosophisch abgeklärten Manne ist zwar die ganze Welt die liebend umfaßte Heimat, doch, weit entfernt von kosmopolitischer Verschwommenheit, ist er zugleich ein klassischer Dichter des deutschen Heimwehs, das sich in der einzig-schönen „Herbstreise" in ergreifender Weise äußert.

„So will ich denn noch einmal fahren
Den Rhein hinab zur grauen Stadt;
Die Heimat grüß' ich, wo vor Jahren
Mein Herz geliebt, geblutet hat.

Rauch hüllt die Dächer, in den Scheiben
Spätsommersonne sinkend loht,
Mit süßem Laut die Schwalben treiben
Den schrägen Flug durchs Abendrot.

Es steigt des Domes Schattenmasse
Mit Blumenzier und Turmesknauf
Weltflüchtend aus dem Lärm der Gasse,
Verleuchtend flammt der Tag darauf.

Von Liebchens Haus im Abendschimmer
Das rote Weinlaub fliegt und nickt,
Allein der Sonne Glutgeflimmer
In fremde Frauenaugen blickt.

Auch keine Freunde gilt's zu finden,
Sie schlafen längst wie's Gott gewollt,
Auf ihren Grabstein schütten Linden
Der braunen Blätter Raschelgold.

Und fremde Kinder jubeln, lachen,
Ein neues, wachsendes Geschlecht,
Nicht hab' ich Träumer unter Wachen
Und Lebensfrohen Heimatrecht.

Studenten zechen vor den Lauben
In hellen Haufen, buntgereiht,
Schon rötet früher Frost die Trauben,
Bald naht die große Wanderzeit.

Gen Süden lenkt im Heimwehtriebe
Ein Kranichheer den Flug gemach;
Auch du, mein Herz, ziehst deiner Liebe
Und deinem ew'gen Lenze nach."

Als Probe der Meisterschaft des Dichters in der Darstellung des Orients mögen folgende Strophen aus dem farbenreichen Cyklus „Fatthûme" dienen:

„Zuweilen zeigt mir ein schwüler Traum
Mit ihren Türmen und Thoren
Die Stadt der Châlifen am Wüstensaum,
In Sand und Ferne verloren.

Ich meine zu hören fremd und wirr
Das Brausen der Bazare,
Der Kesselpauken dumpfes Geklirr,
Das Röhren der Dromedare.

Aus gelbem Staube, windgerafft,
Flattern die grünen Fahnen
Fernab, auf ewige Wanderschaft
Schleichen Karawanen —"

Seine formale Virtuosität und zugleich seine berückende Formschönheit erweist der Dichter besonders in den vollendeten Sonetten, denen ich kein höheres

Lob zu spenden weiß, als daß ich sie mit den venezianischen Sonetten Platens vergleiche. Eine Probe mag das Gesagte bestätigen:

Desdemona.

In Sommernächten löst sich aus dem Schatten
Gesunkner, meerbespülter Prachtportale
Oft eine Gondel treibend im Kanale
Mit Ruderschlägen, leisen, sterbensmatten.

Drin eine Frau, den Leib, den farbensatten,
Zurückgelehnt, reglos im Mondenstrahle,
Indes die Hand, die weiße, wunderschmale,
Im Wasser schleift, dem dunklen, spiegelglatten.

Und plötzlich wirft sie, gleitend auf dem Meere,
Zurück des Schleiers schwarzgezackte Spitzen
Und blickt dich lieb mit toten Augen an.

Dann schlägt das Kreuz, entsetzt, dein Gondoliere —
Sie zieht, indes die Ruder bläulich blitzen,
Vorüber auf der dunklen Wasserbahn.

In „Fatthûme" sind lyrische Kabinetstücke von Farbe, Plastik und Musik, so das Prunkstück X, das eine Löwenjagd bis in die grauenhaftesten Einzelheiten mit ungemeiner Kraft und Anschaulichkeit darstellt. Der Leser empfindet unmittelbar, daß solche Verse nicht auf der Ofenbank gedichtet, sondern erlebt worden sind. Man vergleiche die exotische Lyrik Schönaich-Caroloths in dieser Beziehung mit derjenigen Freiligraths, an die sie in ihrer Farbenpracht erinnert.

Ein musikalisch-koloristisches Meisterwerk ist die „Römische Freske":

„Amor, der lose, wählte sich zum Ziel
Die blonde Römerin, dieweil sie Sieste
Im Gartenhaus gehalten zu Präneste;
Er wird ertappt und büßt nun für sein Spiel.

Den Knaben hält die Zürnende bezwungen,
Sie lähmt sein wild gesträubtes Schwingenpaar
Und geißelt ihn am blum'gen Hausaltar
Mit Lorbeerreisern, scharf wie Flammenzungen.

Zwei Mägdlein, schlank, in Goldsandalenzier,
Am Vorhang spähn in scheu verhohlnem Flüstern;
Die Große spöttisch, harten Auges, lüstern,
Die Jüngste furchtsam, doch voll Schaubegier.

Verknisternd schwelt vom goldnen Räucherbecken
Ein gluterfaßter, voller Rosenkranz;
Weißflatternd wiegt sich über Lust und Schrecken
Ein Taubenschwarm im heißen Sonnenglanz."

Von den episch-lyrischen Dichtungen wirkt am ergreifendsten „Don Juans Tod", das voll düsterer, phantastischer Pracht und Gedankentiefe ist.

Den toten Punkt im Wesen des Weibes hat vielleicht noch nie ein Dichter so tief und erschütternd empfunden und zur Darstellung gebracht, wie Schönaich-Carolath in seiner „Sphinx", wo nur der Versuch einer metaphysischen Lösung des Problems am Schluß des Monologs der Santa ästhetisch vielleicht nicht genügend vermittelt erscheint. Das sogen. Problematische im Weibe, das ist das schlechthin Einfache. So notwendig es für den Generationsprozeß ist, eine so furchtbare Kluft trennt es vom Geistigen und besonders sogar vom weiblich Geistigen, oder sagen wir meinetwegen vom „Ewig Weiblichen". Man kann dem Dichter darin nur zustimmen, daß die restlose Vermittlung der Gegensätze und damit die „Erlösung" der Sphinx nicht anders als in höheren, d. h. überweltlichen Entwicklungssphären möglich ist.

Im Jahre 1884 erschienen die „Geschichten aus Moll" (Leipzig, G. J. Göschen, 2. Aufl. 1899), eine Tonart, die übrigens für fast alle Dichtungen Schönaich-Caroláths kennzeichnend ist. Ein „Stück versteinter Herzensgeschichte" sind sie genannt worden, eine Poesie, die der Blitz in den Felsen geschlagen hat, wie Uhland von Dante sagt. Fast alle diese kleinen Geschichten sind von düsterer, phantastischer, fremdartiger Schönheit und zugleich von einer Farbenpracht, die an Böcklin erinnert. Das gilt namentlich für den im 12. Jahrhundert spielenden „Sonnenuntergang", wo sich ein in zarten Linien hingehauchtes Liebesidyll von Blut und Brand und Verwüstung wie von einem dunklen Hintergrunde abhebt. Nicht minder für das Chronikblatt „Schön-Lenchen", das die verratene Liebe eines jungen Ritters zu einem Straßburger Goldschmiedstöchterlein darstellt und mit seinem herzergreifenden Ausklang in Moll den Titel des Buches rechtfertigt. Wie schöne, seltsame alte Bilder in Abendbeleuchtung wirken diese Geschichten. „Vom Könige, der sich totgelacht hat", ein Märchen, so echt und grotesk, als wenn es sein Dasein der Volksphantasie verdankte, von der „Königin von Thule" und all den anderen Gestalten dieses wie in gedämpften Goldglanz getauchten Buches. Wie in zuckenden Blitzen entladet sich in diesen dunklen kleinen Erzählungen ein leidenschaftlicher Geist, der nicht zu Kompromissen geneigt ist und dessen feurige und tapfere Parteinahme gegen die feiste Mittelmäßigkeit, wie im „Nachtfalter", fast den Eindruck eines persönlichen Bekenntnisses erweckt.

Diesen Eindruck ruft in noch höherem Maße die 1894 erschienene, im „Litterarischen Schatzkästlein" der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart veröffentlichte Novelle „Bürgerlicher Tod" hervor, die der Dichter selbst als ein Werk des Herzens, und nicht als ein Werk der Kunst bezeichnet hat. Es ist überraschend und bewundernswert, wie der auf den Höhen des Lebens stehende Dichter das Milieu der kleinbürgerlichen Armut hier so tief und gründlich erfaßt hat. Flammender Gerechtigkeitssinn und ein beinahe agitatorisch wirkender Zug sozialer Liebe erfüllen und beseelen dieses Buch. Alles Thatsächliche ist

genial beobachtet oder durch innere Erleuchtung divinatorisch richtig erkannt, in den mitklingenden Untertönen der Stimmen des Schicksalschores, die im Herzen des Dichters selbst ihren Resonanzboden haben, ist aber doch vielleicht eine leise Tendenz leidenschaftlicher Verallgemeinerung zu erkennen. Die ästhetischen und vielleicht sogar die sozial-politischen Wirkungen des Büchleins, die ich hoch bemesse, würden möglicherweise gewonnen haben, wenn der Dichter noch weiter hinter seinen Stoff zurückgetreten wäre und die objektive Kühle beobachtet hätte, die Tolstoj in seinem Roman „Auferstehung“ erkennen läßt. Der geistliche Stand darf sich dazu beglückwünschen, dem Dichter in der Gestalt des „Hilfspredigers“ als Organ seiner eigenen großen und freien Anschauungen zu dienen. Das Buch, das dem tapferen Herzen des Verfassers alle Ehre macht, ist der ehrliche Protest eines Mannes, eines Kavaliers und Poeten gegen das Pharisäertum in jeder Form, das bürgerliche ebenso wie das sozialdemokratische.

Das bedeutendste der Prosawerke Schönaich-Caroláths ist unzweifelhaft die 1896 erschienene Novellensammlung, enthaltend die drei Erzählungen „Der Freiherr“, „Regulus“ und „Der Heiland der Tiere“. Mit diesen drei Novellen ist Schönaich-Carolath in die erste Reihe unserer großen modernen Erzähler, d. h. in die Nachbarschaft von Konrad Ferdinand Meyer, Gottfried Keller und Theodor Storm getreten. Alle drei Novellen sind gleich bedeutend, am kunstreichsten vielleicht ist „Der Freiherr“ mit seinen köstlichen Details der Charakteristik und psychologischen Begründung, am einfachsten und zugleich am erschütterndsten, also vielleicht am größten, „Regulus“, die zugleich liebliche und düstere Geschichte eines jugendlichen mißleiteten Freiheitsschwärmers, und am phantasievollsten und originellsten „Der Heiland der Tiere“, ein Hohes Lied der Tierliebe, die der Dichter in der Gestalt seines „Bühlhofer“, dieses zugleich kindlichen und heldenhaften Mannes, so tief erfaßt hat, weil er sie selbst besitzt.

Der Grundgedanke ist ein pathologischer, der Gedanke des Helden nämlich, daß auch die Tiere der Erlösung bedürftig wären und daß er zum Tierheiland berufen sei. Wenn so auch der krankhafte Zug der Tierheilands-Mission unverkennbar ist und die den tragischen Schluß bildende Selbstkreuzigung mit allen begleitenden Umständen stärker in das Gebiet des Pathologischen hineinragt, als für die Kunst und für die Tiersache gut ist, so muß man die Wahrheit der psychologischen Begründung des Gedankens und seiner Entwicklung in der Gestalt des Helden doch rückhaltlos anerkennen. Der Einfall ins Pathologische gestattet dem Dichter übrigens, so wuchtig mit seiner Phantasie auszuholen, als es im Typischen, Normalen und Durchschnittlichen eben doch nie möglich wäre.

Fasse ich das für Schönaich-Carolath als Dichter und Menschen Charakteristische zusammen, so ergiebt sich das Bild vor allem eines durchdringenden und umfassenden künstlerischen Ernstes, der durch die Tiefe der religiösen Weltanschauung und durch die aus ihr entströmende soziale Liebe an Kraft und Gehalt gewinnt. Dieser künstlerische Ernst verbindet sich mit virtuoser Formbeherrschung und einer Darstellungskraft, die die Elemente des Musikalischen,

Plastischen und Koloristischen nahezu gleichwertig in sich vereinigt. Die Lyrik Schönaich-Caroláths ist von ungemeinem Wohllaut, dabei zugleich in hohem Grade malerisch und plastisch empfunden.

Suchen wir die nationale Note des Dichters zu ergründen, so werden wir bei seinem Schlesiertum stehen bleiben. Der künstlerische Ernst ist ein Erbteil fast aller schlesischen Dichter, ich möchte fast sagen des schlesischen Bodens, der uns einen Martin Opitz, einen Friedrich von Logau, einen Andreas Gryphius, einen Angelus Silesius, aber auch einen Christian Günther, einen Joseph von Eichendorff, einen Karl von Holtei, einen Grafen Strachwitz, einen Willibald Alexis, einen Gustav Freytag und einen Gerhart Hauptmann geschenkt hat. Haben wir in Gustav Freytag das bedeutendste epische, in Gerhart Hauptmann das größte dramatische Talent schlesischer Herkunft, so müssen wir dem Prinzen Emil zu Schönaich-Carolath den Kranz des größten schlesischen Lyrikers und Novellisten spenden, einen Kranz, in den er sich, soweit die Lyrik in Betracht kommt, mit keinem Geringeren als mit Eichendorff zu teilen hat.

Wenn bei dem Grade künstlerischer Vollkommenheit und Ruhe, den der Dichter errungen hat, das Urteil über ihn auch kaum mehr irgendwelchen Schwankungen ausgesetzt sein wird, so dürfen wir doch von dem in der Vollkraft seiner Jahre Stehenden gewiß noch manche vollwertige Gabe erwarten, die seinen Ruf als Dichter befestigen und uns in der hohen Wertschätzung seines Künstlertums bestärken wird.



Frühlingstrunken.

Von

Gustav Falke.

Heute hat es zum erstenmal
Ueber die jungen Knospen gewittert,
Heut' hat im Garten zum erstenmal
Um die Erdbeerblüten ein Falter gezittert.

Ich laufe die Steige auf und ab,
Wie von jungem Weine trunken.
Ueber mir, blankflügelig,
Schießen die Schwalben wie Sonnenfunken.

Es ist eine Freude in mir erwacht,
So muß es im Mark des Bäumchens glühen,
Das dort, wie selig, im Winde sich wiegt,
Und will bald blühen, bald blühen!





Das Kind.

Skizze von Hermann Ritter.

Als hellblaue, ungeheure Glocke spannte sich an jenem Apriltage der Himmel über die Vennfläche. Funkelnde Sonnenstrahlen schossen durch die Kuppel und füllten den weiten Raum über der Erde mit heißem, blendendem Licht, mit der Helle eines Hochsommertages, unter welcher das bis dahin noch so tote, braune Heideland wie in Frühlingsaufregung zitterte. Endlos war der Winter gewesen, aber plötzlich, verwirrend wie im Panorama wohl ein Bild von der Riviera auf ein solches von rauher Nordlandsküste folgt, war der Hochfläche dieser sonnige, heiße Tag erschienen. Die kalten Wässerlein, reichlich gespeist von den soeben verschwundenen letzten Schneekrusten, schossen aufgeregt, glänzend wie Goldfäden, durch das tote Land abwärts zum Bache, der zwischen noch fahlen, aber hier und da schon grünfleckigen Wiesen bald stahl-, bald ultramarinblau aufleuchtend, in sattem Behagen weiterwogte. Goldige Lichter schimmerten in den Gräben und Pfützen, wo sonst trübe Flut zwischen Binsen und Ried ihr verschleiertes Auge zum dunstverhangenen Himmel aufschlug. Heiß funkelten die weißen Adern der Quarzitstücke, die der Vennbauer zu Grenzmauern seines Weidelandes aufschichtet. Es war, als wollten auch sie ihre harten Körper sprengen und neues, organisches Leben hervortreiben. Eine drängende Ungeduld, eine fieberhafte Aufregung zog durch alle Adern des nackt in der Sonnenglut liegenden Erdenleibes. Die struppigen Hainbuchen in den Schutzhecken des bis in die Heide vorgeschobenen Venndorfes wollten bersten im Uebermaß des Saftes, der in ihre braunen Blattknospen drang. Ihr fahles Laub zitterte verzweifelt, sich loszulösen vom Holz, Platz zu schaffen für das neue Grün, für all die Frühlingsherrlichkeit, die jetzt mit Riesenmacht hervorbrechen wollte dem funkelnden Lichte, der Freiheit entgegen, dem Leben und Lieben in Luft und Sonne.

Auf einem fettig-braunen Feldstreifen, der zwischen den fahlen Heideflächen bis zum Horizont fortlief, arbeiteten eine Anzahl Männer, zu langer Reihe auseinander gezogen. Weiße Anzüge von gleichem Schnitt, gleiche Gamaschen und schwere Schuhe ließen sie sofort als einer Anstalt zugehörige

Werkleute erkennen. Es waren Gefängnissträflinge, Leute, welche ein schwereres oder leichteres Vergehen hier oben abbüßten durch Kulturarbeit auf dem Vennboden, der seit Urzeiten noch nichts Besseres als Heide, Binsen und Beerensträucher auf seinem steinigen und sumpfigen Grunde aufsprießen ließ. Eine große Fläche Feldes hatten die Sträflinge schon dem kargen Boden abgerungen. Sie hatten Wurzelwerk gerodet, Entwässerungsgräben gezogen und Scholle um Scholle des thonigen Grundes umgelegt und an das zersetzende Tageslicht gebracht. Im Winter, als ihr Haus, das drüben rot und neu, wie triumphierend, über die bezwungene Oede in der Sonne leuchtete, manchmal halb im Schnee begraben lag, hatten sie mit starren Händen die ausgegrabenen Steine zerschlagen und zur Bettung breiter Wege aufgeschichtet. Jetzt warfen ihre Spaten zum sechsten- und letztenmal die gewonnene Feldfläche um, sie nochmals zerteilend und zerkleinernd. Fruchtkörner sollten in den nächsten Tagen hier eingestreut werden und aufwachsen, reichlich gedüngt von unzähligen Schweißtropfen, zu saftgrünen Halmen, zu einem im Höhenwind wallenden Siegeszeichen des alle Wildnis besiegenden Menschentums.

Gleichmäßig und unermüdlich hoben und senkten sich Rücken und Arme der Männer. Wie ein Musterbild urwüchsiger Kulturarbeit hätte das lange Feld zwischen dem Oedland erscheinen müssen mit den scharf von der braunen Fläche und dem blauen Himmel sich abhebenden weißen Arbeiterfiguren, wären nicht auf seinem Rahmen die Aufseher gewesen, deren bronzefarbige, scharfgeschnittene Soldatengesichter sich nicht von den Sträflingen abwandten und an deren Gürtel der Revolver hing, die ultima ratio der ganzen, emsig betriebenen Kulturarbeit.

Am Ende der Kolonie, wo das Venn an das letzte Weideland stieß und das Strohdach eines Bauernhauses durch die nackten Aeste einer Schutzhecke schaute, schlenderte der Inspektor auf und ab. Eine Weile blieb er bei einem einzelnen Arbeiter stehen, der abseits von seinen Genossen den Graben der neuangelegten Straße ausbesserte. Mit einem gewissen Wohlwollen sah er auf diesen Mann. Unermüdlich, schweigsam wie die übrigen Sträflinge, schaffte er an seinem Werk, nichts rührend als die in unendlicher Arbeit gestählten Muskeln. Nur für Augenblicke richtete er sich rastend auf und blinzelte aus gerötetem Antlitz in das grelle Sonnenlicht. Das Gesicht war dem Inspektor stets sympathisch gewesen in seinem frischen Rund, dessen naiven Ausdruck auch ein starker Schnurrbart nicht zu verwischen vermochte. Ein Paar dunkler, treuherziger Phantastenaugen, aus welchen aber ein undefinierbares Etwas wie versteckte Schelmerei und Teufelei flimmerte, stand ebenfalls in fast belustigendem Gegensatz zu der festen, männlichen Körperlichkeit des großen Menschen. Der Inspektor kannte genau die Geschichte, die diesen Mann hinter Schloß und Riegel und dann auf seinen Wunsch in die Vennkolonie gebracht hatte. Er war einer von den unberechenbaren Unglücksmenschen, denen die angeborene Natur kein unentwegtes Wandeln auf den von Sitte, Gewohnheit und Gesetz ausgebauten Alltagsstraßen gestatten will, die lange Zeit brav und bieder ihrem

Geschäft und Beruf vorstehen können, die auf dem besten Wege sind, Musterbürger und -Familienväter zu werden und die dann einen tollen Haken schlagen müssen, durchgehen, von einem unbegreiflichen Impulse getrieben. Als unbescholtener, fleißiger Landwirt hatte der Mann in guten Verhältnissen drunten im Jülicher Land gelebt. Eines Tages verabschiedete er sich von der Frau und seiner kleinen Tochter, um Geschäfte in der Großstadt zu besorgen. Freunde, die er traf, veranlaßten ihn, wie's so geht, zu einer kleinen Kneiperei, nach der man ein Variété besuchte. Sein lebendig gewordenes Teufelchen überredete den Landmann, seine Kräfte mit einem professionellen Ringer auf der Bühne zu messen. Aus dem Ringen wurde eine Prügelei. Verschiedenes Geschirr und die beiderseitigen Nasen kamen zu Schaden. Schließlich schritt die Polizei ein und verhaftete den Jülicher, der jedoch, gänzlich außer Rand und Band gebracht, den Beamten in folgenschwerster Weise mißhandelte. Auf diese dumme Weise war der große Mann in das Gefängnis gekommen zum Bedauern des gutherzigen Inspektors. Aber seine Strafzeit war beinahe verflossen. In drei Wochen konnte er als freier Mann die Arbeit in dieser Wüste mit der auf dem fruchtbaren Boden seines Eigentums vertauschen.

Der Inspektor nickte unwillkürlich wohlwollend zu seinem Gefangenen hinüber, dann wandte er sich um und blickte zur Hochfläche jenseits des Bachthales. Noch nie hatte er sie in solch wunderbarer Beleuchtung gesehen. Blauweiß, wie in Milch gebadet, zogen die fernen Bergzüge um die Fläche. Die Kirchtürme des Wiesenlandes glänzten in der Ferne, als hätten sie soeben die Form des Zinngießers verlassen. Buchfinken schmetterten vor ihm berauscht in den Büschen, Lerchen stiegen als trillernde Raketen in das Himmelsblau, im Thale rief sogar schon ein Kuckuck. Eine menschliche Stimme war nicht vernehmbar.

Doch, drüben an dem Bauernhause wurde ein helles Kinderstimmchen laut. Langsam, in gedehnten, abgerissenen Silben scholl es von dort in die weiche Luft:

Die — An—na — saß — auf ei—nem — Stein,
Ei—nem — Stein, ei—nem — Stein
Und — kämm—te — sich — ihr — gold—nes Haar,
Gold—nes — Haar.

Der Inspektor lächelte glückselig, als habe er eine unerwartet liebliche Entdeckung gemacht, und trat an die Schutzhecke. Ein kleines Mädchen saß dort in einem plumpen Wägelchen, zupfte an einem Busch ausgeraufter Anemonen und sang dabei in seliger Selbstvergessenheit, immer wieder aufs neue beginnend und in immer gleichem Tonfall die Anfangsworte des alten Kinderreigens. Der leichte Höhenwind flatterte zuweilen in mattem Stoß auf das Mädchen zu und wühlte in seinem flachsblonden Haar, das dann anzusehen war wie das aufgepulsterte Gefieder eines Kanarienvogels. Eine gute Weile sah der Inspektor durch die Hecke. Er hatte sich noch nicht so wohl auf dem Venn gefühlt wie an diesem Tage und angesichts der kleinen Idylle.

Lautes Stimmengewirr wuchs plötzlich hinter seinem Rücken auf.

„Halt! halt!" ertönte ein befehlshaberischer Ruf.

Der Inspektor fuhr herum. Aufgeregt schwatzend standen die Arbeiter auf dem Felde und deuteten zum Horizont, wo eine weiße Gestalt in langen Sätzen westwärts sprang, verfolgt in größerer Entfernung von einem Aufseher.

„Halt!" scholl es nochmals hinter dem Flüchtling her, dann fuhr zweimal der Knall eines Revolverschusses über die Heide. Aber der Entsprungene setzte unverletzt seine Flucht fort, die Entfernung zwischen ihm und dem Kolonistenhause wurde immer größer, und der Aufseher mußte von der nutzlosen Jagd Abstand nehmen.

Der lange Jülicher war entsprungen. Er hatte die Augenblicke, in denen er sich unbeachtet sah, benützt, um, im Graben fortschleichend, sich ein gutes Stück von der Arbeitsstelle zu entfernen, und war dann, vertrauend auf seine flinken Beine, über die Heide davongesprungen.

„Den bekommen wir nicht mehr," rief atemlos der Aufseher dem Inspektor entgegen, „in einer halben Stunde ist der Mann auf der Grenze, und drüben in Belgien hat er, wie ich weiß, Verwandte, die werden ihm weiterhelfen. Solch eine Verrücktheit ist noch nicht dagewesen! Läuft der Mensch weg drei Wochen vor seinem Abgang!"

Der Inspektor fand in seiner Verblüffung keine Worte. „Das ist ja heller, unbegreiflicher Wahnsinn," stieß er hervor und, verdrießlich den Kopf schüttelnd, eilte er zum Kolonistenhaus, um seinen Bericht aufzusetzen und die üblichen Schritte zur Verfolgung des Flüchtlings zu ergreifen. Selbst die Gefangenen, so viel heimliches Vergnügen ihnen auch die gelungene Flucht bereitete, konnten nicht umhin, durch Blicke und Kopfschütteln einander die Unbegreiflichkeit der That anzudeuten. Dann griffen sie wieder zu den Spaten, gleichmäßig hoben und senkten sich Arme und Schultern, und Scholle um Scholle legte sich vor die Füße der Arbeiter . . .

Am nächsten Tage traf die Anstaltskleidung des Gefangenen mit der Post ein; von der Mütze bis zu den Schuhen lag jedes Stück säuberlich geordnet in dem großen Paket. Am Abend des dritten Tages war auch der Inhaber dieser Kleidungsstücke wieder da.

Die Gefangenen hatten ihre Abendmahlzeit eingenommen und waren für die Nacht in ihren Schlafraum eingesperrt worden. Der Inspektor stand in seiner mattenbelegten Stube am Fenster und sah dem in der Richtung nach dem Wallonenland verschwindenden letzten Zuge nach. Mit rotglühender Fensterreihe rasselte er im Lichte der sinkenden Sonne am Horizont über die Heide. Dann verschwand er in einem Einschnitt, wo eine lange, weiße Wolke eine Zeitlang weiterwuchs, sich schließlich von der Heide löste und im Aufstieg feierlich am Abendhimmel zerflatterte. Da klopfte es plötzlich an die Thür, und ein Aufseher trat ein mit einem stattlichen Manne in guter Reisekleidung. Es war der entsprungene Jülicher.

„Guten Abend, Herr Inspektor," sagte er bescheiden, und sein naives Gesicht glänzte vergnügt im Bewußtsein der von ihm bereiteten Ueberraschung.

„Mann, wo kommen Sie her?"

„Von zu Hause, Herr Inspektor, soeben bin ich mit dem Zuge angekommen."

„Freiwillig zurückgekommen?"

„Jawohl, Herr Inspektor, ganz von selbst. Ich bin über Belgien nach Hause gefahren, habe mich dort einige Stunden aufgehalten und bin dann wieder hierher abgereist."

„Aber das ist ja heller Wahnsinn," rief der Inspektor, „durchzugehen, sich Gefahr und Strafen auszusetzen, um einige Stunden zu Hause zu sein! In einigen Wochen sollen Sie doch heimkehren!"

„Es ging nicht anders, Herr Inspektor." Der Mann sagte es verlegen und senkte sein rot gewordenes Gesicht.

„Ging nicht?"

„Nein, Herr Inspektor. Ich will's Ihnen sagen." Er hob den Kopf und sah mit seinen Phantastenaugen entschlossen den Beamten an. — „Es war am Mittwoch ein Wetter, um toll zu werden — die Sonne, die Hitze, der Frühling — das kribbelte in den Adern und machte die Gedanken lebendig, die so lange wie begraben waren. Ich konnte die Heide nicht mehr sehen, ich meinte, ich müßte mir die Kleider vom Leibe reißen, frei sein, um nach Hause zu kommen, wo jetzt auch der Frühling und die Arbeit anfängt. Meine Hand hätte ich gegeben, hätte ich gewußt, wie es der Frau ging und wie sie fertig wurde mit dem Feld. Aber ich zwang es hinunter und sagte mir immer wieder: In drei Wochen ist deine Zeit herum. Da fing hinter der Hecke das Kind an zu singen. Mit einem Mal sah ich unser Gretchen vor mir. Ach, das ist solch ein liebes Mädchen und singen kann's wie ein Altes. Ich sah das Kind vor mir sitzen zu Hause im Garten, wie im vorigen Frühjahr. Es sang für sich: ‚Die Anna saß auf einem Stein', und als es mich sah, rief es: Vater! und streckte seine Aermchen nach mir aus. Da mußte ich weglaufen, Herr Inspektor, ich mußte unser Gretchen sehen."

„Das kostet Sie nun aber vierzehn Tage Arrest, und zum Gefängnis muß ich Sie auch zurückbringen lassen." Der Inspektor sagte es fast beschämt und mit abgewandtem Gesicht.

„Es macht nichts, Herr Inspektor," meinte gutmütig der Sträfling. „In drei Wochen ist ja alles aus."

Mit einem halben Lächeln in den Mienen folgte er dem Aufseher.

Dem Inspektor zuckte etwas in den Mienen. Er nahm ein Kinderbild von der gekalkten Wand und betrachtete es lange. Er hatte auch seit Wochen sein kleines Töchterchen nicht gesehen.





Franz Xaver Kraus.

Von

Martin Spahn.

Wir Jüngeren haben ihn nur noch als alten, kranken Mann gekannt — seit vielen Jahren quälte ihn ein Gichtleiden, das sein Antlitz ihm früh gerunzelt hatte, seine Finger ihm zusammenzog und verkrüppelte und ihm bei jedem Schritte, fast bei jeder Bewegung, einen leisen Schmerzensruf entlockte. Beinahe ganz wurde er dadurch in seine Wohnung gefesselt, in das einfache zweistöckige Haus, das er in der Wilhelmstraße zu Freiburg i. Br. bewohnte. Man konnte es kaum glauben, daß dieser Mann einst frisch und stark gewesen war, und daß er nichts mehr geliebt hatte, als zu Fuß die Berge der Schweiz zu besteigen, die klassischen Landschaften Italiens zu durchwandern. Er schien immer in dieser stillen Gelehrtenstube geweilt, auf dieser Chaiselongue, in Decken gehüllt, geruht zu haben; und daß er Priester und ohne Familie war, verstärkte nur noch das Gefühl, einen Mann ausschließlich der Wissenschaft, einen reinen Gelehrten vor sich zu haben. Erst allmählich wurde man sich bewußt, wie weit die Interessen dieses Professors sich ausdehnten, wie sehr er in der weiten Welt und in der Gegenwart lebte, wie er nicht bloß Gelehrter, sondern ein Mann des Wirkens, ein Politiker und Volkserzieher sein wollte.

F. X. Kraus war am 18. September 1840 zu Trier, als der Sohn des Zeichenlehrers am Gymnasium dort, geboren worden. Von Anfang an ward er zum Studieren bestimmt, aber die Künstlernatur des Vaters machte die Seele des Kindes frühzeitig auch für ästhetische Reize empfänglich. Und so öffneten sich seine Augen frühe den mächtigen, historisch-geistigen Eindrücken der alten Römerstadt, wie ihren großen Kunstdenkmälern und der Farbenwelt der Moselufer. Die Bibliotheken durchstöbernd, das Land ringsum durchstreifend, wuchs er heran. Nach Vollendung seiner Gymnasialjahre entschied er sich für die Theologie. Bald aber unterbrach er dies Studium, um für 1½ Jahre als Hauslehrer nach Frankreich zu gehen. Nach der Weihe wurde er Kaplan in Pfalzel, nahe bei Trier, und wirkte dort 7 Jahre in friedlichster, ganz seiner

inneren Ausbildung gewidmeter Zurückgezogenheit. Im Frühjahr 1872 rief ihn die Regierung als außerordentlichen Professor für christliche Kunstgeschichte nach Straßburg. Im Oktober 1878 ward er in Freiburg i. Br. der Nachfolger Alzogs in dem Ordinariat für Kirchengeschichte. In dieser Stellung ist er 23 Jahre später gestorben, am 29. Dezember 1901.

Die öffentliche Thätigkeit von Kraus hat sich auf seine Professur und seine Schriftstellerei verteilt. In Jahren noch guter Gesundheit las er wöchentlich 12—15 Stunden, und das Verzeichnis seiner umfangreicheren, zum Teil vielbändigen litterarischen Arbeiten umfaßt an die 150 Nummern. Aber nicht entfernt würde man sich eine richtige Vorstellung von seinem Wesen verschaffen, wenn man ihn auf seine Lehrerfolge hin als Professor, auf seinen litterarischen Eifer hin als Schriftsteller von Fach charakterisieren wollte. Denn weder aus dem einen noch aus dem andern machte er einen **Beruf**. Das Katheder und die vornehme Zeitung oder Zeitschrift waren ihm wichtige, wegen ihrer Oeffentlichkeit die wichtigsten Stätten seines Wirkens, aber sein rastloser Briefwechsel (jährlich etwa 1000 Bogen), seine Reisen, sein immer reger mündlicher Austausch mit Fremden und Freunden, sein Verkehr mit den Männern der Erfahrung und Bildung wie mit geistvollen Frauen waren ihm kaum minder wert. Er war kein Mann, der in einem engen, mit Geschäften bedrückten Berufsdasein sich abmühen mochte, sondern einer der Glücklichen, die dank ihrer äußeren Lage danach streben können, sich von aller Beschränkung zu befreien, überallhin in Beziehung zu treten, von allem Einfluß zu erfahren. Obwohl er ein deutscher Professor und Buchschreiber geworden war, so war er doch das echte Kind des Frankreich so verwandten Rheinländertums geblieben. Er hatte sich das gefällig Leichte, das fesselnd Klare des französischen Bildungsideals zum Vorbild genommen — er wollte sein und er ist geworden, was in Deutschland so selten einem gelingt, ein Mann des Salons in dem edelen Sinne des Wortes, ein unvergleichlicher Meister der anregenden Unterhaltung, gesellschaftlichen Plaudertons.

Auch in seinen Schriften und Vorträgen hielt Kraus diesen Ton fest, und sie verdanken gerade dem ihren eigenartigen Reiz. Schwächen wie Vorzüge seiner Art zu sprechen und zu schreiben mögen daraus erwachsen sein. Seine Feder eilt zuweilen allzu leicht über das Papier, der Mangel einer alle Teile dem Ganzen gleichmäßig unterordnenden Komposition macht sich gelegentlich fühlbar; auch im Inhalt ist das Einzelne ein wenig vernachlässigt, die Fülle seiner Kenntnisse ist nicht immer in jedem Wort und jeder Zahl gesichert, und die Gedankengänge allgemeiner Art sind häufig nicht bis in ihre letzten Folgerungen vertieft und vor allem nicht bis zu systematischem Ausbau und Ausgleich durchgeführt. Aber keine dieser Schwächen beruhte auf einem Versagen der Begabung, sondern fast könnte man sie als gewollt bezeichnen, so ausschließlich haften sie dem Charakter der von Krauß bevorzugten, trügerisch leicht dahingleitenden Darstellungsweise an. Und wer wollte darüber seine glänzenden Eigenschaften

verkennen! Kraus ist nie langweilig geworden und hat nie durch ein Uebermaß von Pathos erdrückt. Geistsprühend und doch vollkommen klar, inhaltsreich und doch ganz flüssig eilt seine Erzählung vorwärts. Mit Vergnügen hört man diesem Plauderer zu, während er die Fülle und die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit seines Wissens vor uns ausbreitet; denn er war viel gereist und viel belesen, bewandert in der Litteratur aller Kulturvölker und vertraut mit der Forschung fast aller Geisteswissenschaften. Wie oft hat er uns aber auch bis ins Innerste ergriffen! Wenn seine bald hierhin, bald dorthin eilende Causerie plötzlich an eine seiner Lieblingsideen rührte oder einen seiner Lieblingshelden in seinen Gesichtskreis rückte, dann durchströmte es wie warmes Blut den Fluß seiner Worte, und wie die unansehnliche, schmerzentstellte Gestalt sich in solchen Fällen gesund und frisch auf dem Katheder aufrichten konnte, um, von der Begeisterung verschönt und durchglüht, das Feuer seiner Seele in hellen, lichten Strahlen über die Zuhörer auszugießen, ganz so erhöhte sich das Leben seiner geschriebenen Worte, und ihr Ernst, ihre Ueberzeugung, ihre Sehnsucht, ihr Vertrauen entflammen im Leser unmittelbar den idealen Sinn, der jedem Menschen eingeboren ist, und lassen uns bei der Lektüre eines Krausschen Buches für Minuten und Stunden den Zauber genießen, in den uns gläubiges Hoffen und selbstlose Liebe zu einer edlen Sache einzutauchen vermögen.

Nun, da er nicht mehr ist, sind seine Schriften und Briefe dasjenige, das allein in uns sein Bild noch lebendig erhalten wird. Unter den Büchern überwiegen diejenigen gelehrten Inhalts. Archäologische Studien, zu denen Trier ihn frühzeitig angeregt hatte, sind vornehmlich darunter von Wert (Roma Sotterranea, 1889; Real-Encyklopädie der christlichen Altertümer, 1882/86), und vielleicht wird der Gelehrte Kraus seine dauernde Anerkennung ihnen verdanken. Aber der Mensch Kraus hat sich weit mehr in den großen geschichtlichen Arbeiten ausgesprochen oder wenigstens auszusprechen begonnen.

Die letzten Worte, die Kraus in sein Tagebuch eingetragen hat, am 10. Dezember 1901, lauten: „Ach, wenn ich noch etwas leben und arbeiten könnte!“ Alle, die mit ihm in den Monaten vor seinem Tode zusammen waren, wissen von seiner gesteigerten Lebensenergie und dem Planen zu berichten, das ihn überkommen hatte. Vierzig Jahre lang hatte er gelernt und Stoff zusammengetragen, an größeren Werken aus seiner Feder aber waren bis 1896 nur umfangreiche Sammelbände ortsgeschichtlichen Charakters über die Kunstschätze des Elsasses und Badens zu verzeichnen. Erst 1896 trat er mit dem ersten selbständigen Buche hohen Werts hervor (der „Geschichte der christlichen Kunst“ I 1896, II 1 1897, II 2a 1900, es fehlt II 2b); schon 1897 folgte „Dante. Sein Leben und sein Werk; sein Verhältnis zur Kunst und Politik“. 1896 und 1901 ließ er zwei Bände gesammelter Essays erscheinen. Doch selbst diese großen Werke, in gewissem Sinne selbst die Geschichte der christlichen Kunst, galten ihm nur als Vorarbeiten für sein eigentliches Lebenswerk, das eine Geschichte der inner-

kirchlichen Reformbestrebungen von S. Francesco d'Assisi bis zur Gegenwart werden sollte. Wie zum Protest gegen den Tod, der sich schon über ihn beugte, fertigte er noch am 22. und 24. November 1901 den Vertrag über Ablieferung dieses Werkes mit einem Münchener Verlage aus, der die Ablieferung auf spätestens den 1. Januar 1915 festsetzte.

Dieser Mann hat der Reform der Kirche gelebt, der Wiedergewinnung der zivilisierten Menschheit für das Christentum, der Versöhnung von moderner Kultur und Christglaube. Er hat von früh auf Tag und Nacht gearbeitet, je hoffnungsloser, desto hingebender, und seinen schwachen Körper schmerzlichstem Siechtum preisgegeben, um zu helfen und zu retten, — um, wie er selbst einmal aussprach,

> ... den Wurf zu thun,
> Den Tausende verfehlt, weil sie nicht sahen,
> Wohin die Wolken zogen, noch die Fäden,
> Die Gottes Hand in der Geschichte spann.

Und keiner unter den Vorkämpfern der Versöhnung von Kirche und Kultur, von Glaube und Wissen hat seit 1870 so innig, so ununterbrochen, so kundig, so beredt und so viel beachtet wie er seine Stimme erhoben. Man möchte wohl sagen, daß nach der Niederlage seiner Gesinnungsgenossen im Konzilsjahre 1870 ein Vierteljahrhundert lang er allein zu sprechen wagte und sich Gehör zu verschaffen wußte. Und wenn nicht schon sein Leben, so hat sein Tod bewiesen, welch eine Stellung er sich errungen hatte. Er war doch zu einem Wahrzeichen geworden, mit dem sich auch diejenigen, die ihn haßten, auseinandersetzen mußten. Es ist nach seinem Hinscheiden viel um ihn gekämpft worden, und auch in den kirchlichen Kreisen, die zuerst das alte System des über ihn Aburteilens glaubten fortsetzen zu dürfen, sah man sich bald gezwungen, seiner Gläubigkeit und Aufopferung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er war zu einer Zeit gestorben, da die Tendenzen, für die er gekämpft hatte, sich unerwartet so stark zeigten, daß sie volle Achtung für ihn vor der öffentlichen Meinung innerhalb der ganzen katholischen Kirche zu erzwingen vermochten.

* * *

Wenn jemand sich entschließen würde, die Geschichte der sogen. katholisch-liberalen Bewegung des 19. Jahrhunderts erschöpfend darzustellen, so könnte es nicht ausbleiben, daß diese Bewegung als eine der nachdrücklichsten in der Religionsgeschichte der neuesten Zeit anerkannt werden würde. Man müßte bemerken, wie allgemein sie in Westeuropa aufgetreten ist, wie viel religiöse und kulturelle Kraft ihr innewohnte und wie stark ihr Einfluß sich trotz aller Gegnerschaft und allem Druck in der Kirche selbst wie in der Gedankenentwicklung der modernen Kultur geltend gemacht hat. Die Namen Rosmini, Newman, Montalembert und Döllinger ragen in der Geistesgeschichte des italienischen, englischen, französischen und deutschen Volkes bedeutsam empor, und ebensowenig dürfte

Leo XIII. — man hat ein Recht, ihn an dieser Stelle mitzuzählen — je von der Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts vergessen werden.

An der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert schrieb einer der geistig begabtesten gläubigen Katholiken, Josef de Maistre, die Worte: Ou une religion nouvelle est au moment d'apparaître, ou les forces du christianisme vont être renouvelées d'une manière extraordinaire. Die Worte wurden in der Empfindung gesprochen, daß mit der französischen Revolution und der Napoleonischen Zeit ein neues Weltzeitalter begonnen hat. Und ist nicht jede soziale Erneuerung der europäischen Menschheit von einem Aufschwung des religiösen Lebens begleitet gewesen? Hat sich nicht regelmäßig in ihr dann eine mächtige religionsbildende Kraft offenbart, die der Menschheit eine dem neuen Werden entsprechende, es sichernde und ordnende Weltanschauung gab? Wir ringen heute noch wie 1800 um diese Weltanschauung, um den Glauben der Zukunft. Die meisten denken, daß sie noch erst aus den Tiefen der abendländischen Kulturentwicklung geboren werden müßte, die andern lassen sich von der Ueberzeugung tragen, daß das Werk des Gottmenschen unvergänglich sei, und erwarten von der Kirche, durch eine immer tiefere und reinere Erfassung der ihr anvertrauten religiösen Wahrheiten und der ihr mitgeteilten ethischen Kräfte, die Lösung des Problems. Uud unter diesen nehmen die sogen. katholischen Liberalen der Vergangenheit doch wohl die hervorragendste Stellung ein.

Chateaubriand hat 1802 mit seinem Génie du christianisme das entscheidende, die Bewegung schaffende Wort gesprochen, und es war wahrhaftig ein glänzendes, nicht leicht wieder verhallendes Wort, daß das Christentum nicht nur der modernen Kultur nicht widerspreche, sondern sie erst wahrhaft fortschrittlich beseelen könne. Aber verkennen wir nicht: es war doch nur die Formulierung des Problems; seiner Klärung und Durchführung hat der geniale Franzose höchstens durch den einen oder andern ahnenden Gedanken vorgearbeitet.

Er und sein Gefolge fanden die Idee so selbstverständlich, ihre Durchführung so notwendig, daß sie die Aufgabe, sie zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, wie ein Spiel anfaßten. Nur nach und nach sahen sie ein, mit welch innerlichem Widerwillen das träge Beharrungsvermögen des in Jahrtausenden geschichtlich Gewordenen sich ihnen entgegenstemmte. Oeffentliche Meinung, Kirche und Staat, d. h. alle die Gewalten, welche im 19. Jahrhundert die Macht in dem alten Europa in Händen hielten, wollten nichts von ihnen wissen. Das Ziel, das in der Theorie so natürlich gegeben war, die Vereinigung von Staat und Kirche, die Versöhnung von moderner Kultur und Dogmenglaube zu dem Zwecke, der sozialschöpferischen Kraft des Christentums in der neuen Gesellschaft freie Bahn zu machen, — dieses Ziel erwies sich in der rauhen Wirklichkeit als unendlich schwer erreichbar; Knoten über Knoten galt es zu entwirren oder durchzuschlagen. Da mußten all die Fragen der sozialen und politischen Organisation entschlossen angegriffen werden, die nach dem Verhältnisse von Christentum und Sozialismus, Religion und Politik, Kirche und Staat,

Staat und Gesellschaft, und ebenso auch die Fragen unserer geistigen Kultur nach den Beziehungen von Glaube und Wissen, geistlicher Autorität und geistiger Freiheit, sozialer Anpassung und individueller Entfaltung, Erdenleben und Erdenflucht. Und leider mußte die Antwort nicht weniger gegen maßgebende Elemente der Kirche wie gegen die Welt von heute und den Staat verteidigt werden. Hier wie dort waren es ungeduldige und unduldsame Gegner, und das entmutigende tolerari non possumus ertönte gleich oft im Rücken der wackeren Vorkämpfer des christlichen Gedankens aus dem Munde der Glaubensgenossen wie von vorneher aus den Scharen der außerkirchlichen Kreise.

In der Entwicklung dieser Bewegung kann man unschwer das Jahr 1870 als Epoche bildend erkennen. Die Männer von 1800 bis 1870 verfolgen im wesentlichen dieselbe Richtung. Sie drängen stürmisch vorwärts. Sie sind sich einig in ihrer Begeisterung für den Erkenntnis- und Bildungstrieb der modernen Gesellschaft und preisen die Kirche als die Märtyrerin der Gewissensfreiheit. In glühender Begeisterung beteuern sie die soziale Gesinnung des Katholizismus und machen sich zu den Herolden der Unterrichtsfreiheit. Daß ihnen dabei hinterrücks Schwierigkeiten erwachsen könnten, denken sie kaum. Sie sind begeisterte Klerikale, sie haben das Wort „Ultramontanismus“ geschaffen und zu ihrem Wahlspruch genommen, und sie sind recht eigentlich die Schöpfer der Partei, die heute diesen Namen trägt. Die Kirche hat vielleicht nie Söhne gehabt, die eine idealere und vornehmere Meinung von der sittlichen Gesinnung der Organe der Hierarchie hatten, und vielleicht ist die öffentliche Meinung der westeuropäischen Katholiken für die zentralisierenden Absichten des Papsttums durch nichts so sehr wie durch die Beredsamkeit dieser Männer gewonnen worden. Kraus hat gern das Streben dieser Männer als rein religiösen Katholizismus im Gegensatz zu dem Politik treibenden Katholizismus der Gegenwart, auch zu dem rationalistischen Zuge der jesuitischen Theologie bezeichnet. Es ist das eine irreführende Gegenüberstellung. Auch die katholischen Liberalen waren Kinder ihrer Zeit. Schon dieser Name, mit dem sie ihre Bewegung charakterisierten, besagt das ohne Umschweife. Und wenn der Eifer für politische Thätigkeit und das Vertrauen auf die Sicherheit menschlicher Forschung nie so groß gewesen ist wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Blütezeit des Liberalismus, so ist auch auf katholischer Seite politischer und wissenschaftlicher Einfluß wohl nie höher geschätzt worden als damals. Die Partei der „Ultras“ unter Chateaubriands Inspiration, die politische Bewegung, die Montalembert führte, die publizistische und parlamentarische Thätigkeit von Görres und Döllinger, das nationale Königtum der Päpste, wie es Rosmini und Gioberti planten, sind ebenso deutliche Zeugnisse für den politischen Drang dieser Bewegung, wie es die philosophischen und theologischen Versuche von Günther und Hermes für ihr aufklärerisches Streben sind. Erst die Zeit hat die geistigen Leiter des katholischen Liberalismus zum Nachdenken über die Richtigkeit ihres Weges gebracht; am frühesten die Italiener, die der Kurie am nächsten saßen. In

Deutschland und Frankreich kam der Wandel erst in den sechziger Jahren, als es bereits zu spät war und die durch die eigene Unvorsicht der liberalen Katholiken stark gewordenen, zum Teil durch sie selbst organisierten Elemente ihnen in den Rücken fielen. Schon die Jahre 1864 und 1870 brachten die zermalmenden Niederlagen.

Das Urteil der Geschichte über diese erste Periode der zu Gunsten der modernen Kultur geführten Reformbestrebungen innerhalb der katholischen Kirche wird schwerlich anders lauten als das über die Periode des Liberalismus überhaupt. Die Zeit war so reich an glänzend begabten, individuell ausgeprägten und hochstrebenden Männern, wie nur die Zeiten ganz großer Wandlungen in der Weltentwicklung. Aber die gestaltende Kraft entsprach doch wohl kaum der Intelligenz. Zum mindesten auf politischem und sozialem Gebiete, dem Lieblingsfelde damaliger Thätigkeit, hat sich bereits herausgestellt, daß durch die Schuld des Liberalismus von 1789 bis 1870 bei der politischen Neu-Organisation unserer Völker Jahrzehnt auf Jahrzehnt schwerlich wieder zu bessernde Fehler gemacht worden sind. Es ist vielleicht anfechtbar, den Liberalismus die Vorfrucht der Sozialdemokratie zu nennen. Wohl aber trägt er die Verantwortung für ihre jetzigen Erfolge, weil er seit 1789 die Regierung überall in Westeuropa an sich riß, ohne regieren zu können. Mit welcher politischen Naivetät hat er allgemeine Sätze den Massen als Menschenrechte verkündet und sie damit aufgeregt, ohne Ahnung, wie weit sie durchführbar waren, und ohne Männer, die sie durchführen konnten. Und in welch unverbesserlichem Doktrinarismus sind seine Parteihäupter trotz aller Revolutionen und Reaktionen befangen geblieben! Ganz zu schweigen davon, wie oft unter seinem Decknamen die Bourgeoisie sich der Staatsgewalt bemächtigt hat, um sie zur Niederhaltung der niederen Klassen zu mißbrauchen. Die eigene gänzliche Regierungsunerfahrenheit und -unkraft des Liberalismus hat ihn scheitern und in vielen das Gegenteil von dem Edlen, das er erstrebte, erreichen lassen. Aber wie im politischen, so sind im kirchlichen Leben die Dinge verlaufen; und am Ende des 19. Jahrhunderts stehen die Menschen vor denselben Problemen wie 1800, nur gedrückteren Herzens.

Es war in den Jahren der Niederlagen des katholischen Liberalismus, als Kraus in die Bewegung eintrat. Er hatte sich als Jüngling vollkommen mit den Ideen der Rosmini und Montalembert erfüllt, und er war der Schüler zweier der frömmsten und freiesten Geister im deutschen Katholizismus, des Tübinger Dogmatikers Kuhn und des Tübinger Kirchenhistorikers Hefele. Zeit seines Lebens ist er in ihrem Ideenkreise geblieben, und er hat nie anders gedacht, als daß die Wege dieser Männer die besten wären. So steht er vor uns als der, der ihre Reihe schließt und sie mit den Jüngeren verbindet. Als der letzte unter ihnen, gehört er keiner ihrer Gruppen besonders an, sondern alles, was dort überhaupt erstrebt worden ist, findet in ihm Wiederhall und Vertretung. Er kämpft als Historiker, wie es Döllinger gethan hatte, er ist Politiker, wie es Montalembert gewesen war, er ist beseelt von der milden

Wärme Newmans und er redet mit der Schärfe Giobertis. Er ficht für das einige Italien und gegen den Kirchenstaat mit der glühenden Liebe Rosminis, und nie wird er müde in der Verehrung der deutschen Wissenschaft und in der Befürwortung der Parteigrundsätze des deutschen Nationalliberalismus. Seine Seele ist noch ganz so heiß, so vertrauensvoll, so idealistisch, wie es die all dieser herrlichen Männer gewesen war. Wenn er es auch oft abstreiten wollte, es war der unausrottbare Glaube seines Herzens, daß „die Sonne an Glanz und Schönheit, an lebenspendender Kraft doch wohl nicht verloren habe, seit die Menschen wüßten, daß es Flecken an ihrer Oberfläche giebt." Aber freilich, wenn er ganz war wie diese früheren, so hat er doch nicht wirken können wie sie. Es ist die Tragik seines Lebens, daß es in eine tote Zeit gefallen ist, da die alte Generation erschlagen auf dem Schlachtfelde lag, da ein neues Geschlecht erst heranwuchs, da die alten Ideen sich als verfehlt erwiesen hatten und neue Wege doch erst gesucht werden sollten. Ein unerträgliches Schicksal für einen Mann, in dem das Leben so reich und leidenschaftlich quoll wie in diesem; er wäre so gerne draußen Führer gewesen, und es blieb ihm doch nichts anderes übrig, als daheim der Erinnerung an die Größe vergangener Tage zu leben. Das hat, wer wollte es nicht verstehen, ihm manchen Schmerzruf entlockt, ihn manches bittere, vielleicht verbitterte Wort sprechen lassen. Schrieb er doch „mit der vollen Ueberzeugung, daß das, was er sage, für die gegenwärtige Generation so gut wie in den Wind geredet sei, er rechne nicht mit der Gegenwart, die viel zu erschöpft, geistig und moralisch zu tief gebrochen sei, um in ihrer Masse großer, religiöser Bewegungen fähig zu sein". Nach allen Seiten sah er sich isoliert. „Die kirchliche Litteratur und Wissenschaft ist seit dem letzten Vierteljahrhundert in tiefem Verfall; was dennoch sich erhalten hat, was wirklich Ernstes und Ehrliches an geistiger Arbeit geleistet wird, wird beargwöhnt, begeifert, offen verketzert, oder wenn das nicht angeht, im stillen bekämpft, auf die Seite geschoben. Vielleicht ist überhaupt kein Symptom in der heutigen Kirche bedenklicher und schmerzlicher als die überall hervortretende Unlust aller einigermaßen selbständigen und begabteren Elemente, sich an den großen Aufgaben der Kirche persönlich zu beteiligen. Man weiß und bekommt es jeden Tag zu fühlen, daß das an bestimmten Stellen gegebene mot d'ordre die großen Massen zu seiner Verfügung hat und es ganz zwecklos ist, die Erfahrungen eines langen Lebens und die Beobachtungen eines die Dinge ehrlich und aufrichtig prüfenden Geistes dieser Hochflut entgegenzustellen." Es that ihm weh, daß wir „gerade von denen, welche uns am meisten schulden," das Bitterste zu leiden haben, und er meinte, fast verzweifelnd, daß es „nicht nur Geheimnisse der Gnade, sondern auch mysteria iniquitatis gebe." Es arbeiten „auf allen Gebieten der Wissenschaft gläubige Christen, deren Mitwirkung geachtet und geschätzt wird, ein positives Verhältnis der Wissenschaft zum Glauben ist damit aber noch nicht hergestellt. Die Lage ist vielmehr so, daß der gläubige Gelehrte froh sein kann, wenn er von der

übrigen Wissenschaft persönlich als vollwertig anerkannt und seitens der kirchlichen Kreise nicht angefeindet wird." Ein letzter harter Schlag war ihm, daß er die Bewegung noch miterleben mußte, die sich mit Mommsens bekanntem Brief über die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft verknüpfte; noch auf dem Sterbebett hat er an einem Aufsatz gearbeitet, der die so wenig sachlich begründeten Motive der lautesten Rufer im Streite kritisieren sollte. So von allen Seiten im Stich gelassen, brüstete er sich wohl gern ein wenig mit seiner Resignation. „In Paris sagt man: qu'est-ce que fait le duc de Broglie quand il ne fait rien? Die Antwort lautet: il dédaigne. Ich kann dem französischen Staatsmann das in meinen heures perdues lebhaft nachfühlen." Dann dachte er wohl, daß doch einmal eine Zeit kommen könnte, da dieses alte Europa an sich selbst zu Grunde gegangen sein würde, da in einer neuen Welt ein neues Papsttum, sei es in Boston oder in Melbourne, wieder erstehen würde. Das ließ ihn dann von seinen Zeitgenossen oft in dem ironischen, überlegenen, wohl auch gehässigen Tone sprechen, der ihm so manchen Feind erweckte. Aus dem Herzen kamen ihm aber weder diese Worte des Aburteilens, noch die der Resignation. Sein Herz ist bis zum letzten Schlag so warm und hoffnungsvoll geblieben, wie es von Jugend an gewesen war. Und das hat ihm die Kraft gegeben, als nach 25 Jahren der Todesstille mit dem Jahre 1896 die ganze alte Bewegung in frischer Kraft wieder auflebte, alsbald die Beziehung zu ihr zu gewinnen, thätig und begeistert in sie einzugreifen und das Buch, das er als Testament ihr hinterließ, den „Cavour", mit dem frohen Prophetenwort zu schließen: „die Idee des religiösen Katholizismus, einmal ausgesprochen, wird ihren Siegeslauf nehmen und in wenigen Jahrzehnten sich eine Welt erobern; sie wird dem Christentum ein neues Heim bauen, nicht in einer von Zwang zusammengehaltenen, vom Schrecken beherrschten Umhegung, wohl aber im Herzen einer geläuterten, in sich eingekehrten und dabei ihrer Freiheit und ihres Daseins frohen Menschheit."

* * *

Es hat natürlich ein nachhaltiges Interesse, von diesem Mann sich über Vergangenheit und Zukunft seiner Ideen unterhalten zu lassen, sei es in der getragenen Weise seines „Dante" oder etwa der Einleitung in die zuletzt erschienene Abteilung seiner Kunstgeschichte, sei es in der intimeren und persönlicheren Art der zahlreichen politischen und kirchenpolitischen Briefe, die er besonders in seinen letzten Jahren drucken ließ und von denen die 48 Spectatorbriefe der „Allgemeinen Zeitung" weithin Beachtung fanden. Er wollte wie Dante Politiker sein; mit seiner Wissenschaft der Gesellschaft zu dienen, war ihm wie jenem Pflichterfüllung. Einige Andeutungen über seine Meinung von der Gegenwart mögen diesen kurzen Nachruf beschließen.

Der alte, auch durch die Zeit in seinem politischen Glaubensbekenntnis nicht zu erschütternde Liberale spricht in den „Briefen" durchaus das beherrschende Wort. Kraus' langjähriger Aufenthalt im liberalen Musterstaat Baden,

wo er sich so heimisch fühlte, während er sich in dem norddeutschen Berlin einbildete, immer nur unter Plebs zu sein, hatte ihn in seiner Parteivorliebe nur bestärken können. Es ist im hohen Grade belehrend, daß er einen Metternich bis zuletzt gehöhnt und auch seine Abneigung gegen Bismarck nie überwunden hat. Für ihn blieb „das deutsche Bürgertum, das sich mit dem deutschen Fürstentum vollkommen einig weiß," der Ausbund tiefster politischer Weisheit wie der Träger „der höchsten Kultur, welche die Welt diesseits der Alpen gesehen hat." „Was auch pharisäische Tücke und ultramontane Verlogenheit in diese Bezeichnung hineingedichtet hat, der Begriff des echten Liberalismus erschöpft sich (!) in der Ueberzeugung, daß der Rechtsstaat die einzig würdige und vernünftige Form des nationalen Daseins ist und daß in diesen Rechtsstaat weder polizeiliche noch kirchliche Willkür, weder Gewissenszwang geistlicher noch weltlicher Machthaber hineingehören." Freilich hat niemand diese Worte ehrlicher aussprechen dürfen als Kraus und seine kirchlichen Freunde, weil keine liberale Richtung es — man darf das getrost behaupten — mit ihrer Durchführung jemals ernster genommen hat.

Kraus' ganzer Haß galt, entsprechend seiner politischen Stellung, aber auch seiner geistesaristokratischen Denkweise, der Demokratie in jeder Form, vorzüglich der sozialen und kirchlichen; sie war ihm auf jeden Fall „Verkleinerungsform des Menschen, Werterniedrigung desselben", sie will „die durch Bildung und innere Freiheit höher stehenden Stände unter die Masse bringen, die nur durch die Zahl glänzt".

Seine ganze Bewunderung hingegen ergoß er über den modernen Rechtsstaat, den seine Partei bis auf den heutigen Tag recht eigentlich geschaffen zu haben meint. Von ihm spricht er immer geradezu in Andacht, und entzückt gedenkt er des Geschlechtes, dessen Bemühen es war, „dem deutschen Vaterlande die Segnungen eines verfassungsmäßigen öffentlichen Lebens zu sichern." Das waren „Jahre des Enthusiasmus und der Illusion. Wir waren jugendlichen Träumen dahingegeben." Er schilt zornig die geistlichen „Pharisäer, die die Machtsphäre des Staates herabsetzen, um nicht von seiten des im Staatswesen dargestellten gesunden Menschenverstandes Korrektur und Zurücksetzung zu erfahren."

Dennoch teilte er mit seinen aufrichtigen Gesinnungsgenossen die Ueberzeugung, daß dem Staate eine innerlich starke Kirche gegenüber stehen muß, als Schutz und Zuflucht der Freiheit und als nie anderweit in Anspruch genommene Freundin aller ideellen Interessen. Und eben aus dieser Anschauung von ihr erwuchs seine Begeisterung für den „religiösen Katholizismus", für die Losschälung der Kirche von allem Weltlichen, für ihre Enthaltsamkeit von aller Einmischung in die Händel dieser Welt und insbesondere in die Politik, für ihre reine, intensive Hingabe und die Pflege des inneren Lebens. „In unsrer Zeit kann man, ohne Besorgnis, von der Wahrheit zu weit abzuirren, sagen: die religiös-kirchlichen Probleme, welche heutzutage verhandelt

werden, verdecken zum großen Teil politische, bezw. soziale Fragen. Man spricht, man predigt über erstere und meint die letzteren." Leidenschaftlich setzt er sich dem entgegen, daß sogar der kirchliche Organismus selber zu politischen Zwecken benutzt, in den Dienst einer Partei gegen den Staat gestellt werde. Zwei betrübende Erscheinungen fallen ihm in dem kirchlichen Leben der Gegenwart vorzüglich ins Auge. Einerseits, daß sich überall die Katholiken als besondere politische Partei organisiert haben und sich schon oft der lärmende Einfluß dieser durch ihre Organisation und Presse mächtig gewordenen Kreise eines halbsozialistischen Laientums und des niederen Klerus störend in der theologischen und seelsorglichen Entwicklung der Kirche zur Geltung bringt. Anderseits, daß die Kurie immer verblendeter die Frage der Wiederherstellung des Kirchenstaates zum Angelpunkt ihrer gesamten kirchlichen Thätigkeit macht: „Der Leichnam des weltlichen Papsttums liegt hoch aufgebahrt über der Schwelle, die das 19. von dem 20. Jahrhundert trennt." Beides verhindere jede aufrichtige Vereinbarung zwischen Kirche und Staat, die concordantia sacerdotii et imperii, die um so dringlicher erscheine, als der ursprüngliche Grundsatz des Liberalismus von der freien Kirche im freien Staate sich rasch als undurchführbar erwiesen habe.

Auch als christlich-soziale Parteien haben diese Parteien kein besseres Daseinsrecht. „Der Ultramontanismus der Gegenwart, verzehrt von der Begier, sich der Welt als ein nützliches und beachtenswertes Element darzustellen, hat eine krankhafte und nur zu oft komische Neigung zur Ingerenz in zahlreiche Dinge, die recht gut oder am besten ohne ihn gedeihen." Das Christentum werde, so meinte Kraus, in die Klassenkämpfe nur zu seinem Schaden hineingezogen, denn da handele es sich um Fragen dieser Welt, die das Christentum nicht lösen könne. Der Priester erweise der Kirche heute den größten Dienst, wenn er sich allein auf die Kanzel und die Predigt des Evangeliums, der Liebe und Selbstlosigkeit beschränke, um allen alles sein zu können. Ja, der sozialpolitische Eifer der heutigen Katholiken schien Kraus geradezu zum Fluche für die religiöse Entwicklung zu werden. Rom habe ihn unterstützt, um das in dem ungeheuren Organismus vorhandene Aktions- und Freiheitsbedürfnis von allen religiösen und innerkirchlichen Fragen abzulenken. „Mit den Feuerköpfen auf der Straße denkt man doch immer leichter fertig zu werden als mit den Vertretern des Gedankens. Irische Fenians sind noch immer nicht so schlimm wie deutsche Philosophen und Historiker." Und zum Dank für diese Förderung hätten sich dann die extremen Parteien, in ihrem Innersten unkirchlich gesinnt, zu gewissenlosen Vorkämpfern der Kirchenstaatsbestrebungen der Kurie hergegeben, beide einig in ihrem Widerwillen gegen jede wahre innere Erneuerung der Kirche. Das sei ein unnatürlicher Bund, und bereits beginne er sich am Papsttum zu rächen. Wer wollte entscheiden, wer hier den Grundton angegeben hat, der in heiliger Entrüstung redende Katholik oder der südwestdeutsche Nationalliberale?

Aber Kraus ist bei dieser negativen Kritik nicht stehen geblieben, er hat sich nicht auf den Standpunkt einer politischen Partei verrannt, die mißmutig sich die Macht entgleiten sieht und doch sich nicht ändern will. Er hat vielmehr schließlich Fühlung mit den berechtigten Elementen der Entwicklung nach dem Sturze des Liberalismus genommen und ist ihnen wegweisend und ratend zu Hilfe geeilt. Schells Broschüre von 1897 wurde warm von ihm begrüßt, und vieles in seinen Büchern und Aufsätzen bewegt sich ganz in der Richtung der Schellschen Reformvorschläge. Mit uneingeschränktem Wohlwollen folgte er seither dem Streben der Jüngeren. Dem Verfasser dieser Zeilen wird es insbesondere unvergeßlich bleiben, in welchem Ton Kraus ihm sagte, daß er nie gehofft habe, noch einmal mit so viel andern katholischen Gelehrten verwandter Gesinnung an einem Werk wie der „Weltgeschichte in Charakterbildern" mitarbeiten zu dürfen, und wie er für dies Werk sorgte und stritt.

Auf zwei Wunden des kirchlichen Lebens wünschte er wohl vorzüglich den Finger gelegt zu sehen:

„Die Thatsache ist nicht zu leugnen, daß die innere Entwicklung des Katholizismus seit einem halben Jahrhundert als eine zunehmende Bindung des intellektuellen Lebens empfunden wurde — ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir ganz dahingestellt; aber diese Thatsache reicht vollkommen hin." „Wir sind überzeugt, daß derjenige für lange Zeit hinaus Deutschland den größten Dienst erweist, der uns jede dogmatische Kontroverse am weitesten und am längsten entfernt hält." „Die Mission der Kirche hat unsrer Auffassung nach heute und in dem vor uns liegenden Jahrhundert die größte Analogie mit derjenigen, welche das Christentum in den Tagen Pauli hatte. Damals handelte es sich darum, die junge Kirche aus der Beschränktheit der judenchristlich-pharisäischen Auffassung herauszuführen und zu einer wirklichen Weltreligion zu machen. Heute handelt es sich darum, den Katholizismus aus der Beschränktheit und Unwahrhaftigkeit des ultramontanen Prinzips, das nichts anderes ist als die Fortsetzung jenes judenchristlichen Pharisäismus, herauszuführen, mit geistiger Freiheit und weitem Blick der heutigen Kulturwelt, so wie einst Paulus dem Hellenismus seiner Zeit entgegenzutreten: omnia omnibus fieri. Das ist der Ruf des Herrn am Schlusse dieses Jahrhunderts."

Nicht in dogmatischer Bindung und Abschließung, nicht in unduldsamem Zwang war für ihn das Heilmittel gegen die Versuchungen der modernen Welt zu finden, sondern bloß in religiöser Verinnerlichung. Die Kirche der Gegenwart krankte ihm an der Ueberschätzung und geradezu an der Pflege des Aeußerlichen! Ergreifend ist Kraus' Mahnen zur Ueberwindung alles nur äußeren Werkdienstes, alles nur Aufgezwungenen oder Gewohnheitsmäßigen im religiösen Leben, rührend seine Sehnsucht nach Vertiefung und Individualisierung des Glaubens- und Gebetslebens jedes einzelnen, nach Auslösung aller ethischen Kräfte des Herzens. Aus dieser Sehnsucht heraus hat er in seinen Spectator-Briefen sogar das hohe Loblied auf die russische Kirche als wahre Volkskirche

gesungen. Er selbst war ein so inniger Christ, so glaubensseliger Priester — rückhaltlos hat er, der als Rationalist verschrieene „Liberale", dem mystischen Element in seiner Brust freie Entwicklung gegönnt, und wenn einer, war er berechtigt, den Vorwurf der Rationalisierung und Verflüchtigung des Dogmas auf die Angreifer zurückzuwenden.

Und hier gewann Kraus den inneren Anschluß an die jüngere Reihe der Vorkämpfer der kirchlichen Reform mit ihrem vorwaltend sozialen Streben. Allerdings die Beseitigung der beiden vorzüglich von ihm gerügten Fehler, des Dogmatismus und der Veräußerlichung, kann zuerst nur den religiös und ethisch höher veranlagten Individuen, nicht der Gemeinschaft zu gute kommen; aber durch die Vermittlung jener muß doch auch dieser der reichste Segen daraus zufließen. Denn das ist nach Kraus die wahre Wirkensmöglichkeit der Kirche, daß sie durch die Pflege und Hebung des einzelnen der ganzen Gesellschaft hilft. Und dieser Gedanke ließ ihm plötzlich sogar die Berechtigung der sozialen Anstrengungen aller Katholiken gegenwärtig in anderem Licht erscheinen, die sein liberaler Parteigeist sonst so unbarmherzig verdammte. „Im Grunde sind die von uns beklagten Erscheinungen doch nur sehr begreifliche Auswüchse einer an sich großen und jeder Unterstützung werten Bewegung — jener Bewegung, welche Kirche und Christentum mit den Prinzipien und Bestrebungen der modernen Gesellschaft zu versöhnen trachtet. Es wird der unvergängliche Ruhmestitel Leos XIII. bleiben, daß unter seinem Pontifikat dies Friedenswerk fester ins Auge gefaßt und energischer betrieben wurde als unter irgend einem seiner Vorgänger. Es war unvermeidlich, daß in der Ausführung dieser Idee von den untergeordneten Instanzen Fehler begangen, die eine oder die andere Richtung zu weit oder zu einseitig ausgebildet und verfolgt wurde. Das Endresultat wird dadurch nicht aufgehoben, und es liegt kein Grund vor, sich über vorübergehende Verirrungen übermäßig zu beunruhigen." Solche Worte lassen verstehen, daß Kraus selbst dem sonst von ihm so warm anerkannten Schell vorwerfen zu dürfen glaubte, er sei zu wenig sozial! Daß er mehr und mehr Franz von Assisi an die Spitze der gesamten reformfreundlichen Bewegung in der Kirche seit den ersten Anfängen der modernen Kulturentwicklung stellte — den Apostel der Arbeit und sozialer Liebesthätigkeit, und daß in Dantes großem Gedichte für ihn mehr und mehr die Verherrlichung des werkthätigen Lebens, des rastlosen Kulturschaffens der durch Christus entsündigten Menschheit in den Mittelpunkt trat.

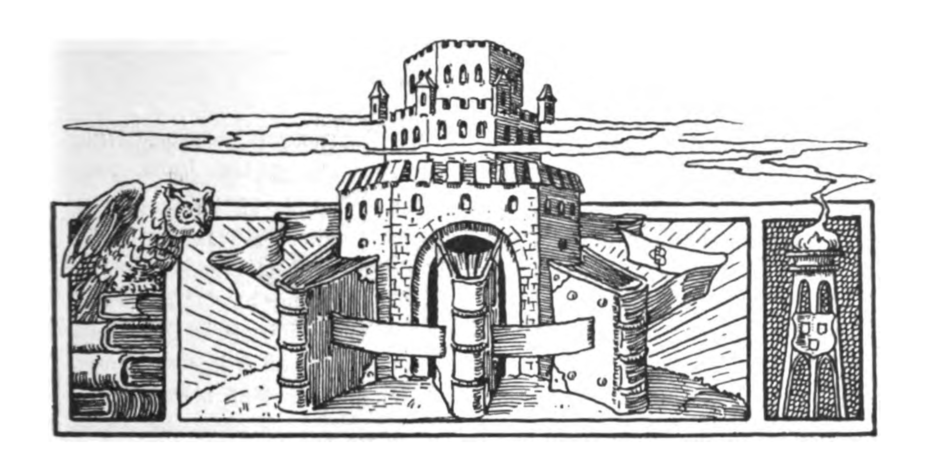
Diese Ideen sind in Kraus in seinen letzten Jahren gereift. Er hat sie in ihrem ganzen reformerischen Wert in denselben Jahren 1896 und 1897 seinem Leserkreise dargelegt, in denen mit Hertlings Rede auf der Hauptversammlung der Goerresgesellschaft in Konstanz und Schells „Katholizismus als Prinzip des Fortschritts" die neue Bewegung frohgemut wieder anhub. Und ebenmäßig hat das Schicksal es gefügt, daß sein letzter glühender und eindringlicher Widerspruch gegen die Kirchenstaatspolitik der Kurie in denselben

Tagen wie Ehrhards „Katholizismus und 20. Jahrhundert" ausging, diese bis heute weitestgreifende Aufforderung zur Vereinigung von Kirche und moderner Kultur.

Ganz gewiß ist es nicht leicht, den vielfach verschlungenen geistigen Entwicklungswegen des gelehrten und in tausend Beziehungen geratenen Mannes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und etwas Abweisendes und Rätselhaftes in seinem Charakter mag das noch erschweren. Erasmus von Rotterdam trat einem wohl unwillkürlich vor die Seele, wenn man sich Franz Xaver Kraus deutlich vorstellen wollte. Aber wie bei jenem, ergeht es bei diesem: kommt man den beiden persönlich nahe, so verfällt man ihrem Bann, und die Bewunderung und Liebe, die alle ihnen zollten, welche unter ihrem Einflusse standen, erscheinen einem selbstverständlich. Ja, man begreift auch, wieviel es bedeutete, daß 1512 bei dem gewaltigen kirchlichen Zwiespalt der größere der beiden Männer, 1870 bei dem kleineren der weniger hervorragende in der alten Kirche ausharrte und für sie eintrat.

Kraus wird Feinde finden, solange sich Menschen mit ihm beschäftigen. Es lag in seiner besonderen Lebensstellung begründet, daß er für sich allein eine Partei zu bilden trachtete, keinem größeren Ganzen sich anschließen wollte. Das vermag die Geschichte doch nur ganz Gewaltigen wie Dante nachzusehen, deren Wirken nach Jahrhunderten, nicht nach der kurzen Spanne ihres Daseins berechnet werden muß. Aber ebenso sicher werden alle, die ihn persönlich kennen lernten, jederzeit für ihn sprechen; denn sie können nicht anders als ihn lieben und ehren. Er war ein treuer Freund, ein rechtschaffener und duldsamer Geist, ein verläßlicher Streitgenosse, so stolz und so weich zugleich, durchglüht von seiner Ueberzeugung und gestählt durch lebenslangen siegreichen Widerstand gegen qualvolle Schmerzen seiner Seele wie seines Körpers. Bis zur Todesstunde behielt sein Auge seinen Glanz, sein Blick sein Feuer, seine Seele ihr Vertrauen. Wer ihn je hatte leiden gesehen, vergaß, was er vielleicht an ihm hatte nörgeln wollen, und ergab sich völlig dem Zauber seiner Freundschaft und seiner Lebensenergie. Liebe und Arbeit, Teilnahme und Vorwärtsschreiten — das war sein Dasein — ein beständiges Wandern dem Himmel entgegen, der die Erfüllung seines demütigen Glaubens in sich barg, und endlich ein leichtes Hinübergehen.





Deutsche Kaufherren in London.

Von

Maximilian Clauß.

Wenn wir die Geschichte Englands, sei es die des frühen Mittelalters oder die der Neuzeit, aufschlagen, so finden wir des eingewanderten deutschen Elementes in der großen Hauptsache ehrend Erwähnung gethan. Schon am Ende des 10. Jahrhunderts sehen wir deutsche Kaufleute einen lebhaften Handel mit England betreiben, der ihnen durch weitgehende Privilegien König Aethelreds II. erleichtert wurde. „Als Leuten des Kaisers“ stand ihnen das Vorrecht zu, alle Einkäufe an Bord deutscher Schiffe zu machen, wodurch eine Befreiung von allen Markt- und sonstigen Abgaben statt hatte. Als einzigen Entgelt hatten sie dafür dem Könige beim Jahreswechsel ein Geschenk von einigen Stücken Tuch, einigen Pfunden Pfeffer, einigen Männerhandschuhen und zwei Tonnen Essig zu entrichten. Einen neuen Zuzug erhielt die deutsche Kolonie im Jahre 1076, als mehrere Hundert Kölner Kaufleute sich aus Gründen religiöser Verfolgungen nach London wandten. Von da ab sehen wir einen enormen Aufschwung der deutschen Kolonie sich vollziehen. Die Kölner erwarben zahlreiche Lagerhäuser an den Ufern der Themse, und vermöge ihres Unternehmungsgeistes und ihrer geschäftlichen Tüchtigkeit hatten sie bald hohe Erfolge zu verzeichnen. Eine vortreffliche Gelegenheit, ihre Stellung zu befestigen, fanden sie in jenen Tagen, da König Richard Löwenherz bei seinem Rückwege von Palästina einem seiner erbittertsten Feinde, dem Kaiser Heinrich VI., in die Hände fiel. Es gelang den eingewanderten Kölner Kaufleuten gegen ein für damalige Zeit ungeheures Lösegeld von 150000 Mark in Silber seine Freilassung zu erwirken. Als der König später nach England zurückkehrte, überschüttete er förmlich die deutschen Kaufleute mit Gunstbezeugungen. Er stellte ihnen einen Freibrief aus und befreite sie von verschiedenen lästigen Abgaben; sie erlangten dadurch ein Monopol, das ihnen ermöglichte, zwischen Deutschland und England einen äußerst ein-

träglichen Handel zu betreiben. Die unmittelbare Folge war, daß die Einwanderung deutschen Elementes in London außerordentlich zunahm und die deutsche Kolonie in kurzer Zeit eine Bedeutung erlangte, die ihren englischen Nebenbuhlern ein Dorn im Auge war, und die sie mit aller Macht zu brechen beschlossen. Am augenfälligsten traten die Bestrebungen der englischen Kaufleute zu Tage, als Richard I. starb und König Johann den Thron bestieg. Aber der König war durch seine fortwährenden inneren Kämpfe in steter Geldklemme und mußte sich zum Ueberfluß auch noch zu einem Kriege mit Frankreich rüsten. Da die englischen Kaufleute das notwendige Geld nicht beschaffen konnten oder wollten, so blieb dem Könige nichts weiteres übrig, als sich an seine deutschen Freunde zu wenden. Sie ließen ihn nicht im Stich und hatten dafür die Genugthuung, die ihnen von dem Vorgänger des Königs großherzigerweise zugestandenen Privilegien wieder erneuert zu sehen. Mittlerweile hatten aber auch die freien Hansestädte Bremen und Lübeck mit König Johann weitgehende Verträge abgeschlossen, in denen ihnen das Recht zuerkannt wurde, gegen Zahlung der gewöhnlichen Abgaben in England ungehindert zu verkehren. Streitigkeiten zwischen den Kölnern und den Hanseaten waren die unmittelbare Folge, doch gelang es dem damals auf dem deutschen Thron befindlichen Kaiser Friedrich II., die Reibereien allmählich wieder beizulegen, und vom Jahre 1237 ab hören wir nicht mehr von einem Gildehaus der Kölner, sondern von der Guildahalla Teutonicorum.

Unter dem Schutze der zugestandenen Vorrechte nahm der Zuzug aus deutschen Landen immer größere Dimensionen an. Die deutschen Kolonien in London gewannen ständig an Macht und Ansehen und gründeten Zweigniederlassungen auch in York, Norwich, Ipswich, Hull, Bristol u. a., die fast ohne Ausnahme gleiche Privilegien genossen. Die alten Chroniken der Londoner City erwähnen fast überall in anerkennungswertester Weise des eingewanderten deutschen Elementes. Und danach zu urteilen, muß das Herz der englischen Hauptstadt ein entschieden deutsches Gepräge zur Schau getragen haben. Ein großer Teil jenes um die heutige „Royal Bank“ gelegenen Straßennetzes, wie die Cannon Street, Walbrook, King William Street, Lombard Street, Cornhill, Fenchurch Street, Leadenhall, Gracechurch Street, St. Mary Axe, war vor etwa 600 Jahren so deutsch, daß die Mitteilung füglich nicht überraschen kann, daß man den Deutschen die Verteidigung des Bischofsthores (Bishopsgate) übertrug.

Mit Vollendung des „Stahlhofes“ (gegen 1300) hatte sich die Hansa unmittelbar an den Ufern der Themse eine Faktorei erbaut, die entscheidend für die Geschicke der deutschen Kolonie in späteren Jahren werden sollte. Der Stahlhof oder, wie er in der alten Schreibweise hieß, der „Stallhof“ war nicht etwa ein einzelnes Gebäude, wie man nach seiner Benennung füglich aber trüglich schließen könnte, sondern ein durch feste Mauern abgeschlossenes Viertel in der Gegend der heutigen Upper Thames Street. Hier befand sich die Zufahrt durch drei prachtvolle Thore, während der Stahlhof selbst durch eine starke Mauer

(mit Schießscharten, Zinnen und einem festen Turm) umgeben war. Hier herrschte, wenigstens in den ersten hundert Jahren nach seiner Erbauung, ein ernstes, beinahe klösterliches Leben. Die Hausordnung, wie sie für alle Faktoreien der Hansa galt, schrieb strenge Zucht und Ordnung vor, und das Gedeihen der Niederlassung ist zum nicht geringen Teil diesen Vorschriften und ihrer gewissenhaften Befolgung zuzuschreiben. In den Verband der Gilde deutscher Kaufleute in London wurden indes nur die Angehörigen der Hansastädte zugelassen, und auch hier nur solche, die entweder das Bürgerrecht derselben erworben hatten oder die Söhne hanseatischer Bürger waren. Die Inwohner des Stahlhofes teilten sich in Kaufherren, Gesellen und Lehrlinge. Die Kaufherren wählten aus ihrer Mitte den Vorstand, bei welchem der Alderman, dem zwei Räte und sechs Beisitzer zur Seite standen, präsidierte. Dieser Ausschuß übte die Gerichtsbarkeit, führte die Verwaltung der Faktorei und vertrat diese nach außen hin der Regierung und der Stadt London gegenüber. Kein der Gilde Angehöriger durfte unter Strafe von fünf Pfund Sterling bei einem englischen Gerichtshof klagbar werden, sondern mußte seine Beschwerde beim Alderman anbringen, der für alle Rechtsstreitigkeiten zwischen Deutschen zum Richter bestellt und in dieser Eigenschaft auch von der Stadt London anerkannt war. In vielen Fällen hatte er auch sogar dann zu entscheiden, wenn es sich um Rechtsstreitigkeiten zwischen Deutschen und Engländern handelte, die aus dem geschäftlichen Verkehr entsprangen. Das Urteil des Alderman war für beide Teile bindend und wurde im ganzen Reiche als legal anerkannt und vollzogen — ein Vorrecht, das außerordentlich wertgeschätzt und eifersüchtig bewacht wurde. Wer von den Angehörigen der Gilde sich daher wiederholt der Gerichtsbarkeit des deutschen Stahlhofes entzog oder sich ihr zu entziehen versuchte, wurde aus dem Bunde ausgestoßen.

Viele, die den Stahlhof aufsuchten, kamen über die Grenzen seiner Thore nicht hinaus, denn „zur Rechten und zur Linken sah man die Becher blinken". Das will sagen, daß viele, die die „Rheinische Weinstube" dortselbst aufsuchten, sich nur schwer wieder von ihr zu trennen vermochten. Im Sinne des Wortes muß man allerdings von zwei Weinstuben sprechen: von derjenigen „für gemeine Leut'" und von der „Herrenstube". Was England an berühmten Männern sein eigen nannte, von König Eduards I. Zeiten an bis zu Shakespeare, verkehrte in der deutschen Weinstube. Geistliche Würdenträger, Dichter, Maler, lustige Offiziere und Schiffskapitäne, Staatsmänner u. s. w. tafelten dort beim deutschen Weine mit den deutschen Kaufherren und anderen Gesandten des Hansabundes, die von Hamburg, Bremen, Lübeck, Bergen und aus allen deutschen Gauen, oft in ernster Sendung, nach dem Stahlhof kamen, um hier zu raten und zu thaten, wenn es sich um die Erneuerung der Privilegien handelte. Um 9 Uhr abends im Winter und 10 Uhr im Sommer wurden die Thore gesperrt und vor Tagesanbruch unter keiner Bedingung wieder geöffnet; eine Stunde nach Thorschluß durfte im Stahlhof kein Licht mehr brennen. Den

Kaufherren war eine besondere Tracht vorgeschrieben; es sollten nur lange Röcke getragen und jedes Kleidungsstück vermieden werden, das ihnen ein leichtfertiges Aussehen geben könnte. Die Gehilfen und Lehrlinge trugen Jacken und Mäntelchen. Die Mahlzeiten waren gemeinschaftlich und mußte jeder essen, was ihm vorgesetzt wurde. Die Herren vom Senate, der Alderman und seine Beisitzer speisten in der Ratsstube, die Kaufherren im „Großen Saale" und die Gehilfen und Lehrlinge in der an die Weinstube angebauten Halle.

Die Einwanderung aus Deutschland hatte in den darauffolgenden Jahren einen immer größeren Umfang angenommen. Die Einwanderer waren jedoch nicht immer ehrliche Leute, die nach England kamen, um Handel oder ein ehrbares Handwerk zu betreiben. Es befanden sich vielmehr darunter zahlreiche verlotterte Gesellen, und wenn auch die englische Regierung wiederholt alle Fremden des Landes verwies, die Kaufleute ausgenommen, so fanden diese zweifelhaften Elemente doch immer wieder ihren Weg nach England, das damals, wo Amerika noch nicht entdeckt war, die Zufluchtsstätte aller Verbrecher bildete. Im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts erwuchsen daraus solche Uebelstände und hatte namentlich London unter diesem Vagabundentum so viel zu leiden, daß König Eduard I. im Jahre 1285 ein Gesetz erließ, in dem die Ansässigkeit der Fremden geregelt wurde. Die Niederlassung als Kaufmann, Handwerker oder Makler wurde von einem Leumundszeugnis der Heimatsbehörde des Fremden abhängig gemacht, worin bestätigt werden mußte, daß er in Ehren aus seiner Heimat geschieden sei und daß nichts wider ihn vorliege. Dieses Gesetz hatte die beste Wirkung auf die deutsche Kolonie in London, indem sie von allen unlauteren Elementen gesäubert und dadurch moralisch gehoben wurde. Das Vertrauen zu den deutschen Kaufleuten bestärkte sich immer mehr und mehr, und ihre Handelstüchtigkeit wurde für London so segenbringend erachtet, daß die ihnen zugestandenen Vorrechte allgemein gut geheißen wurden.

Unter der Regierung König Eduards III. hatte die deutsche Kolonie in London eine bis dahin nie gekannte Glanzperiode. Kaum hatte der König seine Volljährigkeit erreicht und die Zügel der Regierung übernommen, als er sich vertrauensvoll an die Deutschen in seinem Reiche wandte, daß sie ihm in den Bedrängnissen, die von allen Seiten auf ihn einstürmten, Hilfe leisteten. Im Inneren von dem Adel bedrängt, im Kriege mit Schottland, von Frankreich bedroht, that es dem Könige not, zuverlässige und mächtige Freunde an seiner Seite zu haben. Andere Umstände gesellten sich noch hinzu, die Lage des Königs zu erschweren. Zahllose Seeräuber machten die englischen Gewässer unsicher, eine Reihe von Fehlernten rief eine gräßliche Hungersnot hervor, der Tausende von Menschen erlagen; dazu kam endlich noch eine furchtbare Pest, der ein Drittel der ganzen Bevölkerung zum Opfer fiel. Konnte sich der König bei dieser Sachlage bessere Verbündete wünschen als die Hansen? Sie hatten Geld, das erste Erfordernis zur Kriegsführung; sie besaßen eine Flotte, die im Kriege mit Frankreich und gegen die Seeräuber ausgezeichnete Dienste leisten

konnte; ihre Schiffe brachten das Getreide, das die Not der hungernden Unterthanen zu stillen vermochte, übers Meer. Eduard zögerte keinen Augenblick, sich der guten Dienste der Londoner Hanseaten zu versichern, und diese wieder waren nicht träge, die sich ihnen darbietende Gelegenheit zu nützen, um die Gunst des Königs zu erwerben. Der König wurde durch die deutschen Kaufleute in die Lage versetzt, alle Schwierigkeiten zu überwinden, die ihm entgegenstanden. Die Hansen schafften ihm Brot für sein Volk. Sie verhalfen ihm gegen die Franzosen in der Seeschlacht von Sluys zum Siege, sie reinigten die englischen Gewässer von den Seeräubern, sie schifften seine Truppen übers Meer, als er in Frankreich einfiel, und schossen ihm das Geld zu diesem Kriege vor. Ohne den deutschen Stahlhof in London wäre die Schlacht von Cressy nicht geschlagen, Frankreich nicht besiegt und zur Herausgabe von Calais und zu den großen Gebietsabtretungen gezwungen worden, die der ruhmvollen Unternehmung Eduards die Krone aufsetzten. Umsonst war natürlich die Liebe der Hanseaten nicht zu haben. Der König mußte die ihm geleisteten Dienste entsprechend belohnen, und auf bloße Worte, wenn es auch das Wort des Königs war, borgten sie nichts. Der Stahlhof wurde so nach und nach das große Pfandhaus, das alle Schätze des Königs in Verwahrung bekam, selbst die Reichskleinodien, das königliche Tafelgeschirr u. a. wurde verpfändet.

Dieser größte Freund der Deutschen, König Eduard III., legte aber trotzdem und alledem den Keim zum Niedergange der deutschen Kolonie, als deren mächtigster Förderer er bezeichnet werden muß.

Unter Eduards Nachfolger, Richard II., dem letzten Sproß der Plantagenets, blieb den Deutschen ihre Stellung noch gewahrt. Ein ihnen von der Stadt London aufgezwungener Zoll wurde vom König aufgehoben und der Stahlhof in seiner privilegierten Stellung bestätigt. Auch König Heinrich IV. bestätigte wiederum die Privilegien der deutschen Gilde im Jahre 1399. Anders sollte es mit dem Regierungsantritte König Heinrichs V. werden. Auch er erneuerte die Privilegien der deutschen Gilde, nicht aber, ohne daß die Steuereinnehmer der Krone unrechtmäßig und gewaltsam den dem König vom Parlament bewilligten „Zehnt und Halbzehnt" auch von den Hansen des Stahlhofes erhoben. Sie wurden aber mit einer Strafe belegt und den deutschen Kaufleuten voller Ersatz für die von ihnen widerrechtlich erhobenen Summen geleistet.

Die Macht des Stahlhofes stand noch immer unerschüttert da, obwohl im Innern der Gilde Reichtum und Glanz ihre verderblichen Wirkungen auszuüben begannen, die später unmittelbar den Untergang der deutschen Kolonie herbeiführen sollten. Der Hauptteil des englischen Handels lag ununterbrochen in den Händen der Gilde. Die Ausfuhr der englischen Produkte, namentlich der Wolle, des Zinns und Kupfers, des Flachses und Tuches, wurde fast gänzlich durch die privilegierten Deutschen besorgt; in gleicher Weise die Einfuhr. Die Werte, die im Stahlhofe aufgespeichert lagen, bezifferten sich auf Hunderttausende von Pfunden, und mit der raschen Entwickelung des eignen Handels, des Gewerbes

und der Landwirtschaft begann man die außerordentlichen Vorrechte der reichen Fremden mit mißgünstigen Augen zu betrachten.

Die vom deutschen Hochmeister verfügte Ausweisung der englischen Kaufleute aus Preußen brachte dies Gefühl zum ersten Male zum offenen Ausbruch. Das Parlament wandte sich im Jahre 1432 mit dem Gesuch an Heinrich VI., die in London wohnenden deutschen Kaufleute zum Ersatz des den Unterthanen des Königs durch diesen Gewaltakt zugefügten Schadens zu verhalten. Er verweigerte es jedoch, dieser Bitte zu willfahren, und bestätigte vielmehr neuerlich im darauffolgenden Jahre die Privilegien des Stahlhofes, was nur dazu beitrug, die Unzufriedenheit der englischen Bürger zu steigern. Troß des den Deutschen gewährten königlichen Schutzes kam es nun oft zu ernstlichen Ausschreitungen. Erregte Volksmassen versuchten wiederholt gewaltsam in den Stahlhof einzudringen, wurden aber immer glücklicherweise abgeschlagen. Die deutschen Kaufleute durften sich in den Straßen nicht sehen lassen, sie wurden sonst überfallen, mißhandelt und viele von ihnen erschlagen. Der König mußte seinen Unterthanen wiederholt in Erinnerung rufen, daß die Deutschen unter seinem Schutze standen, und die strengsten Maßregeln gegen alle jene ausschreiben, die sich des Friedensbruches schuldig machten. Trotzdem aber währten die Mißhelligkeiten fort. Die Engländer standen eben zu sehr unter dem Gefühle des ihnen durch die Bevorzugung der Deutschen erwachsenden Schadens und verlangten nach Abhilfe.

So ging es eine geraume Weile fort. Endlich aber kam der Kampf zum offenen Ausbruch. Im Jahre 1449 wollten die Engländer die Braut des Königs Jakob II. von Schottland, Johanna von Geldern, auf ihrer Ueberfahrt von Holland nach Edinburgh zu ihrer Gefangenen machen, um sie dann gegen ein hohes Lösegeld wieder freizugeben. An diesem „auf gemeinsame Rechnung“ unternommenen „Geschäfte“ beteiligten sich die angesehensten Reeder, und eine ansehnliche Flotille war in See gestochen, um dort zu kreuzen und nach der erhofften Beute auszuschauen. Troß aller Aufmerksamkeit entging aber die holde Braut ihren Verfolgern. Die Engländer lenkten verdrießlich die Spitzen ihrer Schiffe der Mündung der Themse zu und segelten heimwärts, als sie mit einer Flottille von 108 Lübecker Schiffen zusammentrafen, die, mit Wein und Salz beladen, von der spanischen Küste kamen. Ohne sich zu besinnen, griffen die kampfgerüsteten Engländer die unvorbereiteten und schlecht bewehrten Kauffahrer der Lübecker an und nahmen sie unter dem Vorwande als gute Prise, daß sie Feindesgut mit ihrer Flagge deckten. Als die deswegen gemachten Vorstellungen erfolglos blieben, griffen die Lübecker zu Repressalien. Es währte nicht lange, so kaperten sie ein englisches Schiff mit Tuch und Wolle im Werte von 7000 Pfd. Sterling, das sie jedoch später wieder an den König von Dänemark ausliefern mußten. Diese Pitaterien währten von da an fort. Im Februar 1458 passierten 28 Lübecker Schiffe Calais. Eine kleine englische Flotte, die dort im Hafen lag, hielt jene für Franzosen und ging sofort zum Angriff über. Kaum hatte

das Gefecht begonnen, so erkannten die Engländer ihren Irrtum, glaubten aber die Feindseligkeiten in der Aussicht auf eine gute Prise nicht einstellen zu sollen. Die Kauffahrer wehrten sich jedoch in einer Weise, daß die Engländer in Gefahr gerieten, ihrer Schiffe verlustig zu gehen und selbst in Gefangenschaft zu geraten. So zogen sich denn die Angreifer wieder eiligst zurück. Die Sache hatte indes ein Nachspiel insofern, als sich die Hanseaten beim König beklagten. Dieser war über den Friedensbruch äußerst erzürnt und lud den Anführer der englischen Flotte, Graf Warwick, nach London, um sich zu rechtfertigen. Der Graf leistete jedoch dem Befehl keine Folge und die Lübecker hatten das leere Nachsehen.

Im Jahre 1461 kam Eduard IV. zur Herrschaft. Die Lübecker verlangten nun für den ihrer Schiffahrt zugefügten Schaden, den sie mit 2000 Pfd. Sterling bezifferten, beim Parlamente Ersatz. Dieses lehnte jedoch eine Ersatzleistung entschieden ab und verlangte sogar, daß der Stahlhof einen Zoll für die dort zur Ausfuhr gelangende Wolle entrichten solle. Zugleich wurden einige der angesehensten deutschen Kaufleute verhaftet, da man sie staatsverbrecherischer Handlungen beschuldigte. Da riß den Hansen endlich die Geduld. In aller Stille räumten sie den Stahlhof, brachten sich und ihre Waren in Sicherheit und gingen darauf sofort zu Feindseligkeiten über. Mit Kaperbriefen Karls des Kühnen ausgerüstet, fügten sie im Jahre 1469 der englischen Handelsflotte einen unermeßlichen Schaden zu. Im Jahre 1470 nahmen sie Partei für den vertriebenen Heinrich VI., führten ihn nach England zurück und verhalfen ihm wieder auf den Thron, den er jedoch nur einige Monate zu halten vermochte. Kaum war Eduard IV. wieder zum König eingesetzt, so fing die Flotte der Hansen an, die englischen Küstenstädte zu verwüsten. Wo sich ein englisches Schiff zeigte, wurde es gekapert oder in den Grund gebohrt. Der tollkühne Danziger Kapitän Paul Benecke insbesondere jagte alle Engländer in Schrecken. Der ganze englische Handel war gelähmt. Das Parlament sah sich genötigt, den König zu bitten, die Hansa zum Einstellen der Feindseligkeiten zu bewegen. Zugleich wurde der König ermächtigt, den deutschen Kaufleuten die alten Privilegien wieder zu erteilen und so die früheren freundschaftlichen Verhältnisse wieder herzustellen. Das geschah denn auch zu Utrecht am 28. Februar 1474, und die Gilde der deutschen Kaufleute im Stahlhofe wurde abermals in alle ihre früheren Rechte eingesetzt.

Damit kam zwar der Streit zu einem ruhmreichen Ende für die Deutschen, die früheren freundschaftlichen Verhältnisse wollten und konnten sich aber nicht wieder einstellen. Die wirtschaftliche Gesetzgebung Eduards III. hatte ihre Früchte getragen und der mächtigste Förderer des Deutschtums in England damit den Keim zum Niedergange desselben gelegt. Der englische Handel und die Industrie hatten einen glänzenden Aufschwung genommen. Die Schiffahrt war hoch entwickelt. Das Kapital hatte sich angehäuft und man war nicht länger abhängig von den Hanseaten, die in früheren Zeiten so gute Dienste

geleistet hatten und damals thatsächlich unentbehrlich waren. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan und konnte gehen! Das mag beiläufig die allgemein herrschende Stimmung gewesen sein, wenn man die Beschwerden berücksichtigt, die beständig gegen die Hansa-Kaufleute und immer vergeblich vor das Parlament kamen. Grund genug war zu diesen Klagen vorhanden. Infolge der außerordentlichen Vorrechte, die die deutschen Kaufleute besaßen, hatten sie den ganzen Handel monopolisiert; gegen die Zollbegünstigungen, die sie genossen, konnte niemand aufkommen. Sie zahlten von jedem Pfund Sterling des Wertes der eingeführten Waren nur 3 d., während der englische Kaufmann 15 d. zu zahlen hatte, und konnten darum billiger verkaufen. Der Getreidehandel lag dank der den Hanseaten eingeräumten Zollfreiheiten ganz in ihren Händen. Sie regelten infolgedessen die Getreidepreise und drückten den Markt oft so hart, daß die Grundbesitzer beim Parlamente um Hilfe einkamen. So lange England unter der Herrschaft geldbedürftiger Könige stand — und welcher König von Richard I. bis Heinrich VIII. war nicht geldbedürftig? —, konnten die Hanseaten der drohenden Mißgunst der englischen Kaufleute ruhig zusehen. Sie hatten durch ihren offenen Geldschrank stets den König für sich, der immer zu ihren Gunsten entschied und ihre Vorrechte bestätigte, die sie für ihre dem Herrscher gebrachten Opfer mehr als schadlos hielten. Kann es da Wunder nehmen, daß die Hanseaten des Stahlhofes übermütig wurden und sich in dem Gefühle des sichern Besitzes ihrer Privilegien und der Gunst der Herrscher wiegten? Sie schenkten dem sich immer drohender zusammenballenden Unwillen so gut wie keine Beachtung und verlachten den ohnmächtigen Zorn und Neid ihrer Gegner. Die sie bedrohende Gewitterwolke sollte sich aber nur zu bald über ihrem Haupte entladen.

Mit dem Regierungsantritte des minderjährigen Königs Eduard VI. begannen die Dinge sich wesentlich zu ändern. Die Zügel der Herrschaft kamen in die Hände von Männern, die der Hansa gegenüber ihre Freiheit bewahrt hatten. Die Erneuerung ihrer Privilegien hing nicht mehr von der Gunst und dem Geldmangel des Königs ab, und ihre Aufhebung war im Interesse des englischen Handelsstandes zur unabänderlichen Notwendigkeit geworden. Der Anstoß wurde gegeben, als von den Hanseaten im größten Maßstabe betriebene Zolldefraudationen gegen den Staat ans Tageslicht kamen. Unter dem Schutze ihrer Privilegien führten die Hanseaten nämlich für fremde Kaufleute Waren aller Art unter ihrer Flagge ein, löschten sie auf der Werft des Stahlhofes und vermittelten sie von dort aus den Wareneigentümern. Dies war bestimmt ein einträgliches Geschäft, bei dem beide Parteien profitierten, der Staat aber Tausend und Tausende von Pfund verlor. Im Jahre 1551 enthob der König gemäß einem Parlamentsbeschluß die Hansen ihrer Freiheiten. Ihre Privilegien wurden als verwirkt erklärt, doch ließ man die Hansen im ungestörten Besitz des Stahlhofes und erkannte ihnen das Recht zu, ungehindert unter den für die Unterthanen des Königs geltenden Bestimmungen ihren Handel weiter zu

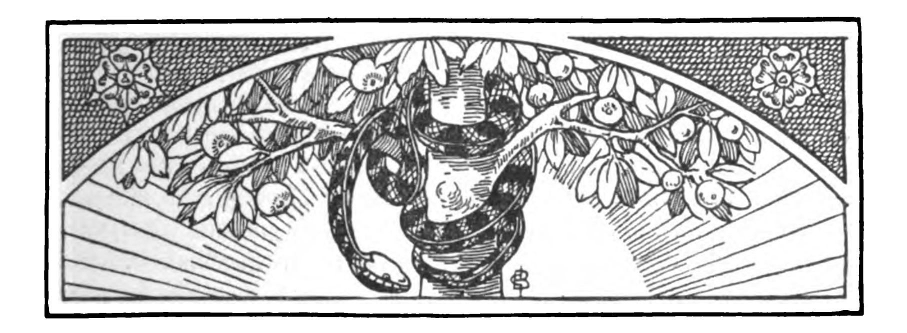
treiben. Der Handel der Hanseaten mit und von England sank erschrecklich schnell, ein deutlicher Beweis, daß sie ihren großen Verkehr hauptsächlich den ihnen eingeräumten Privilegien und nicht ihrer Handelstüchtigkeit allein zu danken hatten. Einige Jahre später war der Getreidehandel, eines der früheren Hauptgeschäfte der Hanseaten, schon ganz aus ihren Händen gewunden. Was war zu thun? Während die Hanseaten noch hierüber beratschlagten, hatte sich in England der Thronwechsel vollzogen. Auf den unschuldigen Eduard VI. war die „blutige Maria" gefolgt. Diese erneuerte zwar, durch reiche Geschenke bewogen, die alten Privilegien, aber es blieb beim toten Buchstaben. Die Nachfolgerin dieser Königin, „Good Bless", wie der Engländer auch heute noch die Königin Elisabeth nennt, trat der deutschen Kaufmannsgilde von allem Anfang mit charakteristischer Festigkeit entgegen. Sie verschmähte alle Winkelzüge und machte keine Versprechungen, die zu halten sie nicht den Willen und bei der herrschenden Stimmung vielleicht auch nicht die Macht hatte. Bald nach ihrem Regierungsantritte baten die Deutschen um Erneuerung ihrer Privilegien. Sie hatten nicht lange auf Antwort zu warten, die kurz und bündig abschlägig lautete. Mit der Ausweisung englischer Kaufleute aus Stade im Jahre 1578 drohte den Hanseaten in London erneute und große Gefahr. Die Vertragsbrüchigkeit reizte Elisabeth aufs höchste. Sie widerrief ungesäumt die dem Stahlhof eingeräumte Gleichberechtigung und drohte mit einer Erhöhung der Zölle. In einer geradezu unbegreiflichen Verblendung beantwortete der Hansebund diesen Erlaß der Königin auf einer in Lüneburg am 20. November 1579 abgehaltenen Versammlung mit einem Prohibitivzoll von 7 Prozent vom Werte aller von England kommenden Waren und Produkte, der sogar eine rückwirkende Kraft bis zum Jahre 1560 haben sollte. Der Königin blieb da nichts andres übrig, als Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ehe sie dies aber that, richtete sie Vorstellungen an den Ausschuß der Hansa, und erst als auch dies fruchtlos blieb, belegte sie am 8. Oktober 1581 die Einfuhrartikel des Stahlhofes mit einem gleichen Prohibitivzoll. Die Ohnmacht des Hansabundes wurde alsbald offenbar. Schon am 4. November desselben Jahres widerrief er seinen früheren Erlaß, worauf die Königin ein Gleiches that. Dieses bedauernswerte Spiel währte noch eine geraume Zeit fort. Insgeheim wandten sich aber die Hansastädte an den Kaiser. Was sie auszurichten nicht mehr stark genug waren, sollte er für sie thun. Königin Elisabeth kannte jedoch ihre Macht. Sie wußte auch, wie es mit dem römisch-deutschen Kaiser stand, und als auf Betreiben der Hansastädte in einer unglücklichen Stunde ein kaiserlicher Befehl erschien, der die Verbannung aller Engländer aus dem Reich anordnete, erließ die Königin am 13. Januar 1598 die folgenschwere Proklamation, die die Hanseaten aus dem Stahlhof auswies und ihnen alle Privilegien entzog, Privilegien, die ihnen durch nahezu vier Jahrhunderte von 14 Königen in der feierlichsten und bündigsten Weise „für ewige Zeiten" erteilt worden waren und die zu halten sich diese Könige für sich und ihre Erbnachfolger verpflichtete hatten.

Der am 24. März 1603 eingetretene Tod der „großen Königin" und der Regierungswechsel erfüllte die Hanseaten mit großen Hoffnungen. Sie wandten sich alsbald an Jakob I. mit der Bitte, ihnen den Stahlhof zurück zu erstatten und sie wieder in den Genuß ihrer Privilegien einzusetzen. Der König lehnte jedoch das Ansuchen ab, und wahrscheinlich wäre der Stahlhof in fremde Hände übergegangen, wenn nicht einige der in London angesiedelten Hanseaten sich der Sache angenommen hätten. Sie verstanden es, einflußreiche Persönlichkeiten beim Hofe zu gewinnen, und ganz unerwarteter Weise erteilte der König im Jahre 1605 seine Einwilligung zur Rückgabe des Stahlhofes an die hanseatische Gilde, ohne jedoch die Privilegien zu erneuern.

Der Stahlhof war, als die Deutschen dort wieder einzogen, sehr in Verfall geraten. Allerlei Gesindel hatte sich eingenistet und konnte nur mit Anwendung von Gewalt vertrieben werden. Die zurückgebliebenen Möbel, ja auch die Thüren und Fenster waren gestohlen worden; große Kosten waren erforderlich, um den Stahlhof wieder bewohnbar zu machen.

Unter Karl I. und Cromwell ereignete sich für den Stahlhof nichts Besonderes, wohl aber unter der Regierung Karls II. Ein unheimlicher Gast schlich sich unbemerkt in London ein und verwandelte es mit einem Schlage zu einem Orte des Schreckens. Die Wunden, welche die Pest geschlagen, waren noch nicht vernarbt, als ein zweites Unglück mit verheerender Gewalt London heimsuchte. Es war dies der große Brand, der am 2. September 1666 zum Ausbruch kam und der nach mehrtägigem Wüten den größten Teil der Stadt in einen Schutt- und Aschenhaufen verwandelte. Den Stahlhof erreichte das Feuer einige Stunden nach seinem Ausbruch um 3 Uhr morgens. Niemand hatte eine Ahnung von der Gefahr, die so plötzlich auftauchte, daß an eine Rettung der Waren und Güter nicht zu denken war. Noch ehe die Nacht hereinbrach, war der Stahlhof in Asche gelegt, und mit ihm endete das denkwürdigste Kapitel der Geschichte der Deutschen in England.





Die arme Maria.

Erzählung von Paul Bergenroth.

(Fortsetzung.)

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Wolkensteins hatten nach halbstündiger Rast im Hotel sofort wieder die wartenden Equipagen bestiegen und waren nach dem Kloster weitergefahren. Kuno in voller Uniform und grauem Mantel saß im ersten Wagen neben seiner Mutter.

Die Schatten auf dem geliebten Gesicht thaten ihm weh. „Mutterchen". So hatte er sie von Kind auf genannt. Er berührte ihre Hand und sie sah ihn an und lächelte schmerzlich.

Sie war keine bestimmende Natur, aber auf den Sohn hatte sie stets einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Kunos Hingabe an ihren Willen und an ihre Wünsche war sogar soweit gegangen, daß sie zuweilen fürchtete, die Entwicklung seines männlichen Selbstbewußtseins könne darunter leiden. Aber dann kamen ganz unerwartet solche Aeußerungen trotzigster Selbstbestimmung wie damals, da er, ohne sich mit jemand zu bereden, das juristische Studium mit dem Rock des Soldaten vertauschte. Und nun gar diese Verlobung. Alles Ungewöhnliche, die Aufmerksamkeit Erregende und die Kritik Herausfordernde hatte für die Gräfin von vornherein etwas Unsympathisches. Die Sache war doch verfrüht. Und wenn irgendwo, so mußte hier die Mutter ein Wort mitsprechen. Und nun war sie plötzlich, unvermutet nicht nur vor die vollendete Thatsache gestellt, sondern an die Thatsache selbst knüpfte sich zugleich eine ganze Reihe von Anordnungen ihres Sohnes, denen sie sich nur mit Widerstreben gefügt hatte. Kuno hatte für den heutigen Abend schon ein vollständiges Verlobungsfest arrangiert. Sie fand, daß er damit hätte warten können, bis die Seinen Gelegenheit gehabt hätten, seine Braut unter weniger geräuschvollen und ablenkenden Umständen kennen zu lernen.

Der Wagen fuhr auf der gepflasterten Chaussee und sie konnten ganz gut leise miteinander reden, ohne daß der Kutscher von ihrer Unterhaltung etwas aufzufassen vermochte. Als Kuno sie anredete, öffnete die Gräfin ihr Herz und sprach ihm ihre Bedenken aus, die aber Kuno nicht anerkennen wollte. Er behauptete, nichts sei für Menschen, die sich bis dahin fremd gewesen seien und nun mit einem Male in intime verwandtschaftliche Beziehungen treten sollten, peinlicher, als solch ein Herumtasten aneinander im engsten Familienkreise. Viel leichter komme man über alle diese Schwierigkeiten hinweg, wenn man sich zuerst einmal in einem größeren, angeregten Kreise zu begegnen versuche. „Und im übrigen", fuhr Kuno fort, „wird schon der nächste Winter dir und den Schwestern vollauf Gelegenheit geben, euch mit Liesa einzuleben. Ich gedenke sie nämlich nicht als Braut, sondern gleich als Frau in die Gesellschaft einzuführen und schon im Oktober zu heiraten."

Auch das entsprach den Wünschen der Gräfin nicht, und sie legte seufzend die Hände übereinander.

Kuno begann dann in der unbefangensten Weise von der Gegend und von dem Kloster zu plaudern. Durch alle seine Worte klang eine so glückliche und starke Zuversicht hindurch, daß die Gräfin dadurch gereizt und doch wieder zugleich gerührt wurde.

Bald hatten die Wagen den Klosterhof erreicht. Als sie durchs Thor fuhren, bemerkte man einen ganzen Haufen von alten Frauen und Männern, die vor dem Hause der Aebtissin Posto gefaßt hatten.

„Was sind denn das für Leute?" fragte Kuno den Kutscher.

„Ach, das sind die Leute, die das gnädige Fräulein immer besuchen. Gnädiges Fräulein besuchen alle Kranken und Armen in der ganzen Gegend. Und nun haben sie wohl gehört, daß gnädiges Fräulein sich verlobt haben, und wollen den Herrn Grafen sehen."

„Eine etwas kröpelige Ehrengarde, durch die wir da hindurch müssen," sagte Kuno zu seiner Mutter.

„Die mir aber sehr gefällt," antwortete sie.

Sie hielten vor der großen spitzbogigen Eingangsthür. Gerade als die Gräfin den Wagen verlassen hatte, that sich diese Thür auf und Liesa erschien. Sie machte eine rasche Bewegung und blieb dann verlegen und tief errötend stehen.

Die Gräfin hatte sich vorgenommen, eine gewisse Reserve zu bewahren. Aber sobald sie diese zarte und liebliche Gestalt erblickte und in diese guten und klugen, mit einem rührenden Ausdruck der Hilflosigkeit auf sie gerichteten Augen sah, wallte eine warme Empfindung in ihrem Herzen auf, und sie schloß Liesa in ihre Arme und hielt sie fest.

Nun war auch der zweite Wagen mit den Comtessen herangekommen, und Kuno schloß hinter der ganzen Gesellschaft die Thür. Auf dem Flur trat ihnen die Aebtissin entgegen. Sie flößte auch den jungen Gräfinnen einen furchtbaren Schreck ein. Breit und gewaltig stand sie da mit ihrem mächtigen

Doppelkinn, ihren hervorquellenden Augen und ihrem schimmernden Goldkreuz. Aber unter der rauhen Schale kam die ehrliche und im Grunde wahrhaft gute und vornehme Natur der alten Dame bald zum Vorschein. So waren die Brücken herüber und hinüber schnell geschlagen, und als man sich um den großen, anmutig hergerichteten Kaffeetisch setzte, befand man sich bereits in der lebhaftesten Unterhaltung. Der Besuch währte etwa eine Stunde, dann fuhren die Damen wieder nach der Stadt zurück, um für den Abend Toilette zu machen, während Kuno bei seiner Braut blieb, um mit ihr die Liste der Personen zu vervollständigen, die gedruckte Anzeigen empfangen sollten.

* * *

Inzwischen hatte Mademoiselle den schwarzen Adler in die größte Aufregung versetzt. Mademoiselle sprach nach wie vor leise und verbindlich, aber gerade das wirkte niederschmetternd. „Wie, Herr Wirt, keine Leuchter an den Trumeaux? Und nur diese schlecht schließenden Rouleaux? Keine Stores? Wirklich nicht? Est-il possible? Und diese Nußschalen von Waschschüsseln? Keine größeren? Wirklich nicht? Gar keine größeren Waschschüsseln? Und haben Sie wohl bemerkt, wie die Thüren knarren? En vérité — die Thüren knarren! Das muß die Gräfinnen ja umbringen, wenn sie heute in der Nacht nach Hause kommen. Und Lichter — bringen Sie mehr Lichter, alles was Sie von Lichtern im Hause haben —, die Comtessen können sich doch nicht im Dunkeln umziehen." Der Wirt, die Kellner, der Piccolo, die Wirtin und sämtliche Dienstmädchen waren in Angstschweiß gebadet. Der schwarze Adler hatte sich bisher für ein recht gutes Gasthaus in einer mäßig großen Landstadt gehalten, aber heute steckte er seinen Kopf betrübt unter seine Flügel und sah ein, daß er nichts war.

Gegen sieben Uhr kamen die Gräfinnen zurück. Die Comtessen waren nicht wenig erstaunt, ihre beiden gemeinsamen Zimmer mit Dutzenden von Kerzen beleuchtet zu sehen. Mademoiselle wurde gerufen. „Was fällt Ihnen denn ein, Jeannette?" rief Ursula aus. „Weshalb haben Sie diese Illumination veranlaßt? Es ist draußen noch heller Tag und wir können uns sehr gut so umkleiden. Haben Sie die Toiletten ausgepackt?"

„Noch nicht ganz, Comtesse, ich mußte doch erst das übrige vorbereiten —."

„Was denn?" fragte Ursula. „Aber so gehen Sie doch und bringen Sie die Kleider." Und als Demoiselle hinausgerauscht war, fügte sie lachend hinzu: „Es war kein glücklicher Gedanke von Mama, gerade Jeannette mitzunehmen — sie ist von einer unglaublichen Albernheit und eigentlich zu nichts zu gebrauchen!"

„Ach," antwortete Irmgart, „sie hält sich für verpflichtet, unser Haus zu repräsentieren — und dabei werden wir uns schließlich wohl selber frisieren müssen."

„So laßt doch diese langweilige Jeannette," warf Rika ein, „und sagt mir lieber, wie euch Liesa gefällt?"

„Sie ist herzensgut!“ sagte Irmgart.

„Und ungemein gescheut!“ fügte Ursula hinzu.

„Ja, und dabei riesig apart!“ rief Rika aus. „Ich liebe sie glühend, und wißt ihr, ich glaube, Mama ist auch schon gänzlich für sie eingenommen.“

Und nun machten sich die drei jungen Damen daran, den Kerzenwald auszulöschen, der unter Zittern und Zagen für sie angezündet worden war.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Bald nach acht Uhr versammelten sich die Gäste in der Wohnung der Aebtissin. Es waren nicht alle Klosterdamen geladen, sondern von den eigentlichen Konventualinnen nur die Fräuleins von Sander, von Zander und von Reitzenstein, während Lina Wenkstern und Franziska Brandenstein den jüngeren Nachwuchs repräsentierten. Dann erschien der Propst mit seiner Gemahlin und seinem Bruder, dem Regierungsrat von Benckendorff. An sie hatten sich zwei Freundinnen Liesas angeschlossen, junge Gutsbesitzerstöchter aus der Umgegend. Gleich hinterher trafen auch die ersten auswärtigen Gäste ein, Flemming mit den drei anderen Offizieren.

Flemming hatte sich eben in ein Gespräch mit der Aebtissin vertieft, als noch ein anderer Gast eintrat, der Medizinalrat Berkemeyer. Nachdem er dem Brautpaar seine Glückwünsche ausgesprochen hatte, eilte er auf die Aebtissin zu, um sie zu begrüßen. Sie trat ihm lebhaft entgegen und unterbrach seine Anrede mit der hastigen Frage: „Nun, und wie geht es Ihrer Patientin, der armen Gräfin?“

Flemming, der etwas zurückgetreten war, verfärbte sich und biß sich auf die Lippen.

Der Medizinalrat, ein älterer, sehr ansehnlicher Herr mit schneeweißem Bart und Haar, zuckte die Achseln. „Es ist noch derselbe apathische Zustand,“ sagte er.

„Gefährlich?“

„Ja, gnädige Frau, wer will sagen, was aus solchen Krankheiten, die eigentlich gar keine Krankheiten sind, alles entstehen kann. Die Gräfin hat kein bestimmtes Leiden. Eine große seelische Aufregung hat sie vollständig aus dem Geleise geworfen. Es kann ein Nervenfieber daraus entstehen, sie kann sich auch schnell wieder erholen. Wenn Sie sich für die Dame interessieren, kann ich es wohl begreifen, daß Sie sie sehen möchten, aber wenn ich mir einen Rat erlauben darf, lassen Sie ihr noch ein paar Tage völlige Ruhe.“

Flemming trat noch weiter zurück, sein Herz klopfte heftig, er fühlte eine starke Versuchung, den Medizinalrat anzureden, Näheres von ihm zu erfahren. Aber wozu? Wohin sollte es führen? Die Episode seines Lebens, die den Namen „Maria“ trug, mußte abgeschlossen sein für immer.

In diesem Augenblick betrat Ursula mit ihren Schwestern das Gemach. Alle drei erschienen in geschlossenen, weiß und rotgestreiften Seidenkleidern.

Eigentlich doch ganz unvergleichlich anmutige Erscheinungen! Flemming begriff es nicht, wie er jahrelang mit ihnen im vertrauten Verkehr hatte leben können, ohne daß sein Herz sich für eine von ihnen entschieden hatte. Aber vielleicht hatte Ehrenberg recht, wenn er das der engen Zusammengehörigkeit der Schwestern zuschrieb. Flemming hatte Ursula nie ohne Irmgart und Irmgart nie ohne Ursula gesehen. Sie waren sich in allem gleich, und wenn man die eine vor sich hatte, dachte man unwillkürlich an die andere.

Auch jetzt ging es ihm so. Er hatte Ursula begrüßt, aber während er mit ihr sprach, flogen seine Blicke zu Irmgart hinüber, die bei der Aebtissin und dem Medizinalrat stand. Aber plötzlich fiel es ihm auf, daß er von Ursula nur langsame und zögernde Antworten erhielt. Er sah sie genauer an und bemerkte, daß sie von einer großen Verlegenheit befangen war. So kannte er sie gar nicht. „Sie sind nicht aufgelegt, Comtesse?" fragte er teilnehmend.

„Aber wieso, lieber Major? Woraus schließen Sie?"

„Ihre Seele ist ein Spiegel, den ich zu genau kenne, um nicht jede Trübung desselben sofort zu bemerken. Was ist es, Comtesse? Sind Sie besorgt um Kuno? Ich denke, nachdem Sie die Baronesse gesehen, muß sich Ihre Sorge in Zuversicht verwandelt haben?"

„Aber gewiß, wir sind uns alle darin einig, daß Kuno die allerbeste Wahl getroffen hat, die man sich denken kann."

„Nun, so wollen wir doch heute einen recht vergnügten Abend haben. Aber sehen Sie, da kommt Kuno mit den weißen Zetteln — das personifizierte Schicksal. Ich hoffe, daß es uns nicht gleich wieder auseinanderreißt."

Kuno trat heran. „Du siehst, mein Lieber," sagte er, „daß wir Herren heute an Zahl dem schöneren Geschlecht nicht gewachsen sind. Du mußt zwei Damen führen. Und zwar habe ich dir die Fräuleins von Sander und von Zander ausgesucht." Er reichte ihm die Kärtchen. „Hier — bedanke dich!"

„Nun hör' mal," antwortete Flemming, „an jedem Arm eine Parze, das ist zu viel. Ja, wenn ich eine davon zur Rechten haben soll, so mußt du mir dafür zur Linken wenigstens eine Muse oder Grazie setzen. Als Aequivalent für Zander oder Sander fordere ich als Minimum — nein als Maximum, will ich nur gestehen — Comtesse Ursula."

„Ja, aber die soll der Medizinalrat führen —"

„Der silberglänzende Winter den blühenden Lenz? Ich gebe es zu, das wäre ein wundervolles Bild. Aber schließlich habe ich doch auch ein Recht, an deinem Ehrentage nicht nur Bilder anzusehen, sondern mich auch ein wenig zu amüsieren. Also im Ernst, mein Freund, ich bin von deiner Comtesse Schwester heute abend ohne Anwendung von Gewalt nicht mehr zu trennen."

„Nun meinetwegen," sagte Kuno, „dann muß Geiersberg die Sander führen."

„Geiersberg natürlich!" lachte Flemming. „Der ist in letzter Zeit überhaupt viel zu üppig geworden und muß etwas gedemütigt werden."

Kuno war in einer gewissen Verlegenheit. „Ja —, aber ich kann doch unmöglich die Kartendinger umschreiben lassen.“

„Sag's ihm so. Du brauchst ihm die Dame nur einmal recht deutlich zu zeigen und du kannst gewiß sein, daß Name und Gestalt sich unauslöschlich seinem Gedächtnis einprägen.“

„Wie? Du machst bissige Bemerkungen über alte Damen? Das kenne ich ja gar nicht an dir.“

„Weißt du, ich bin heute eben aus Rand und Band. Ich bin in einer ähnlichen Stimmung wie die, die dich gestern veranlaßte, den klügsten Streich deines Lebens zu begehen.“

Kuno stutzte und warf einen kurzen Blick auf seine Schwester. Sie sah auf ihren Fächer und war sehr ernst. Mit einem leisen Unbehagen ging er davon.

„Das wäre ertrotzt und erzwungen,“ sagte Flemming zu Ursula. „Jede glückliche Stunde müssen wir uns erst vom Schicksal ertrotzen. Meinen Sie nicht auch?“ Und als sie nicht antwortete: „Was ist Ihnen, Comtesse —, war Ihnen mein Eingriff in die Tischordnung nicht recht?“

Sie schwieg auch jetzt noch, und eine leise Röte stieg in ihrem schönen Antlitz auf; aber sie lächelte.

Inzwischen waren auch die letzten Gäste eingetroffen, die Gräfin Wolkenstein, begleitet von Recklingshausen und Ehrenberg. Und gleich darauf ging man zu Tische.

Der Zug bewegte sich durch einen mit Blattpflanzen dekorierten Kreuzgang, der sich der Wohnung der Aebtissin anschloß, nach dem ältesten Teil des ehemaligen Ursulinerinnenklosters. Es war der frühere Konventsaal, ein großer, dreischiffiger, von Säulen getragener Raum mit mächtigen Kreuzgewölben, aber völlig modern hergerichtet. In den beiden Seitenschiffen befanden sich bequeme Sitzgelegenheiten und hier und da ein Blumenarrangement. Die Wände waren mit den Bildern der früheren Aebtissinnen geschmückt, lauter ehrfurchtgebietende Gestalten, darunter viele Prinzessinnen von Geblüt. In dem Mittelschiff unter dem wundervollen, etwa zweihundert Kerzen enthaltenden Bronzekronleuchter stand die von einem Kieler Traiteur hergerichtete Tafel, die mit dem berühmten Silbergerät des Klosters reich geschmückt war. Eine Anzahl von Klosteroffizianten und vier oder fünf Lohndiener besorgten die Aufwartung.

Die Herrschaften orientierten sich leicht, nur der Regierungsrat, der Fräulein von Reitzenstein und Rika führte, vermochte seinen Platz nicht gleich zu finden, bis Rika auf ihr Couvert deutend sagte: „Hier, Herr Regierungsrat, Ulrike Wolkenstein, — das bin ich. Ja, warum sehen Sie mich so erstaunt an? Ulrike ist in unserer Familie ein traditioneller Name, und da man ihn meinen beiden Schwestern nicht anhängen mochte, so ist er schließlich an mir als dem Aschenputtel der Familie haften geblieben.“

„Gnädiges Fräulein bringen jeden Namen zu Ehren,“ versetzte der Regierungsrat.

„Sie haben recht, man muß noch dankbar dafür sein, wenn man wenigstens nicht Oelgart oder Kunigunde heißt. Mit einem solchen Namen, das gestehe ich, würde ich mich lieber gleich ins Grab legen.“

Die Aebtissin sprach mit lauter, deutlicher Stimme das Tischgebet, und man nahm Platz. Jenes leichte Klappern, Klirren und Surren ließ sich vernehmen, das beim Beginne einer Tafel das decente Schwirren der Stimmen zu begleiten pflegt. Die Unterhaltung floß noch etwas frostig und langsam dahin. Aber schon bei der Gänseleber klopfte der Minister von Recklingshausen an sein Glas und bat um die Erlaubnis, das Hoch auf das Brautpaar ausbringen zu dürfen. Exzellenz war keine imposante Erscheinung, mittelgroß und untersetzt. Ohne die vielen Orden, die seinen Frack bedeckten, hätte man ihn für einen einfachen Landjunker halten können. Er hatte zuerst den diplomatischen Beruf gewählt, aber nach seiner eigenen Aeußerung war er für diese Carriere nicht unehrlich genug. Eine Zeitlang hatte er sich der Bewirtschaftung seiner Güter gewidmet, als jovialer, lebenslustiger Ostelbier. Aber der alte Kaiser Wilhelm hatte ihn bald in den Staatsdienst berufen. Er war lange Jahre Oberpräsident einer der östlichen Provinzen gewesen und nun hatte er schon seit geraumer Zeit seinen Ministersessel inne. Er war nicht besonders begabt, aber ein unermüdlicher, treuer und zäher Arbeiter. Seine Detailkenntnisse waren erstaunlich. In seiner langjährigen Dienstzeit war das Burschikose des Landjunkers längst von ihm abgefallen, und die steife, vorsichtige Zurückhaltung des hochgestellten Staatsdieners verließ ihn nur selten. Vorhin, bei dem fröhlichen Exbummel mit den jungen Leutnants war die ministerielle Würde im Abtauen begriffen gewesen; aber jetzt, da er sich zu seinem offiziellen Toast anschickte, war er wieder ganz Exzellenz. Man hörte ihn oft in den Parlamenten. Er sprach nie glänzend, aber mit einer Sachkenntnis und Ueberzeugungstreue, die auch andere überzeugte, und die seine Gegner an ihm fürchteten. — Niemand, so hub Exzellenz an, werde es ihm verdenken, wenn er in dieser festlichen Stunde des Mannes gedenke, der an ihr die größte Freude gehabt haben würde, wenn es ihm bestimmt gewesen wäre, sie zu erleben. Er meine seinen treuen und unvergeßlichen Freund, den verewigten Grafen Wolkenstein. Er fürchte auch nicht, mit dieser Erwähnung einen trüben Schatten auf den frohen Glanz dieser Stunde zu werfen, denn das Andenken eines großen und edlen Menschen könne nur dazu dienen, unsere Freude zu vertiefen und zu veredeln. Der verewigte Graf habe einst dem Freiherrn von Flemming und ihm die Vormundschaft über einen geliebten Sohn in die Hände gelegt, und er könne wohl sagen, daß sie beide, Flemming und er, ihres Amtes mit aller Gewissenhaftigkeit gewaltet hätten. Ja, er könne weiter gehen und behaupten, daß Kuno von beiden Vormündern etwas angenommen und gelernt habe, nämlich von Flemming das soldatische, blitzschnelle Zugreifen und von ihm die weise Ueberlegung. Beide lobenswerte Eigenschaften hätte der junge Graf bei seiner Verlobung bethätigt. Die sei schnell gekommen, wie der Blitz vom Himmel

fährt. Und doch erweise sie sich als eine That weisester Ueberlegung, was jedermann zugeben werde, der das Glück habe, der schönen jungen Braut in das strahlende Auge sehen zu dürfen. Und nun erging sich der alte Herr in einigen schmeichelhaften Aeußerungen über die Braut, die ganz in den Formen der alten Schule gehalten waren, aber durch die Wärme und Herzlichkeit, mit der sie gesprochen wurden, ungemein sympathisch ansprachen und Liesa und ihre Freundinnen bis zu Thränen rührten. Aber, fuhr Exzellenz dann fort, auch Kuno habe gegen diese Vorzüge etwas in die Wagschale zu legen, das sei das gute Herz. In dem Lande, das nun schon Jahrhunderte der Nährboden des Wolkensteinschen Geschlechts gewesen sei, gehe eine gemeine Rede unter dem Volk: „gut wie ein Wolkenstein.“ Diese Tradition, dessen sei er gewiß, werde Kuno nicht zu Schanden machen. Und somit sei auch von seiner Seite die Garantie gegeben, daß die fröhliche Verlobung zu einer glücklichen Ehe führen werde. „Und somit, meine verehrten Herrschaften,“ schloß der Minister, „habe ich nur noch die ehrenvolle und angenehme Pflicht, Ihren gemeinsamen Empfindungen Ausdruck zu geben, indem ich Sie bitte, Ihre Gläser zu erheben und sie zusammenklingen zu lassen auf das Wohl des Brautpaares. Der Herr Graf Wolkenstein und seine liebenswürdige Braut, Baronesse Grütz — sie leben hoch — hoch — hoch!“

Allgemeiner Aufstand und Gläserklingen. Dann erwiderte Kuno sofort. Er war tief bewegt und fühlte, daß er eine längere Rede nicht zu Ende bringen würde. So begnügte er sich mit ein Paar kurzen Sätzen und trank schließlich mit Liesa und den Seinen auf das Wohl der Gäste, in erster Linie auf das seiner beiden früheren Vormünder und unverlierbaren Freunde, Sr. Exzellenz des Herrn Staatsministers von Recklingshausen und des Majors Freiherrn von Flemming.

„Also auf Ihr Wohl, Herr Major!“ sagte Ursula leise, indem sie sich erhob und Flemming ihr Glas hinhielt. Sie versuchte es, an ihm vorbeizusehen, aber er zwang sie durch seinen Blick, die Augen zu ihm aufzuschlagen, und in diesen warm und dunkel schimmernden Sternen las er das, was er erwartet hatte. Ein süßes, warmes Glücksgefühl wallte in ihm auf, und als ihm Ursula die Hand reichte, behielt er sie mit starkem Druck eine Sekunde lang in der seinen.

Die Bewegung an der Tafel hörte nun auf. Die Herrschaften wandten sich den kulinarischen Genüssen zu, die Unterhaltung wurde lebhafter und allgemeiner.

Flemming, der sich bisher fast ausschließlich an Ursula gewendet hatte, fühlte die Verpflichtung, sich nunmehr auch seiner Nachbarin zur Rechten, dem Fräulein von Sander zu widmen.

„Das ist ja eine wahre Sehenswürdigkeit, Ihr schöner Konventssaal,“ hub er an.

„Hm ja — aber die Fenster sind alle ungleich und die Wände sind schief, so daß die Bilder nicht recht daran hängen wollen.“

„Und dann diese prächtige Umgebung. Ich habe selten so schöne Buchenhaine gesehen.“

„Hm ja — aber bei trockenem Wetter ist es da unerträglich heiß und an Regentagen so dumpf, daß man es kaum ertragen kann.“

Also weder Kunst noch Natur, dachte Flemming, versuchen wir es demnach mit der Politik. „Haben gnädiges Fräulein die vorgestrige Rede des Kaisers gelesen?“

„Hm ja — aber ich denke, Sr. Majestät könnten gern etwas weniger reden.“

Da bleibt also, reflektierte Flemming, nur noch ein Mittel, das selbst solche unausstehliche, nörgelnde, alte Jungfern gesprächig zu machen pflegt — der Gothaische. „Sagen Sie mal, gnädiges Fräulein, sind Sie eigentlich verwandt mit dem —“

Und nun floß die Rede der Sander wie ein munteres Bächlein, alle lebenden und toten Sanders marschierten der Reihe nach auf, und Flemming verwünschte im stillen seine höfliche Absicht, die alte Dame zum Reden zu bringen. Endlich hatte der Regierungsrat, der gegenüber saß und den Flemmings wiederholtes „Hm“ und „Ja“ und „Also wirklich“ zu dauern begann, die Liebenswürdigkeit, sich in das Gespräch zu mischen und die Beredsamkeit des Klosterfräuleins für einige Zeit auf sich abzulenken.

Flemming wandte sich wieder an Ursula. Sie sprachen von ganz gleichgiltigen Dingen. Aber er sprach zu ihr in einer besonderen Weise. Er sprach nicht wie sonst mit der ruhigen Zuversicht eines Menschen, der sich der Neigung und des Vertrauens eines schwesterlichen Herzens sicher und bewußt ist, es lag vielmehr etwas Suchendes, Verlangendes, Werbendes in seiner Stimme. Es lag dasselbe darin wie an jenem Tage in Carlshorst, was sie damals mit Entzücken begrüßt und das sie heute morgen bei der ersten Begrüßung schmerzlich vermißt hatte. Nun war es wieder da und nun wußte Ursula, daß Flemming sie liebte. Ihre Befangenheit schwand und machte einer seligen Zuversicht Platz. Groß und voll blickte sie zu ihm auf und er fühlte es immer mehr und immer wärmer, daß hinter diesen strahlenden Augen die eigentliche Heimat seiner Seele lag.

Gegen elf Uhr ward der Nachtisch aufgetragen und französischer Champagner kredenzt. Da erhub sich Ehrenberg und schlug an sein Glas. Er hatte sich von seiner schönen Nachbarin, der Baronin von Benkendorff, Kunos Verlobungsgeschichte haarklein erzählen lassen, und namentlich der Pompadour der Aebtissin, der dabei eine hervorragende Rolle gespielt, hatte ihn ungemein amüsiert. An diesen Gegenstand knüpfte er nun mit einer Reihe von überaus witzigen und geistreichen Einfällen an, dann verwahrte er sich aber energisch gegen den Verdacht, als beabsichtige er, die Marquise von Pompadour in diesem Kreise aufleben zu lassen, wandte sich vielmehr mit überaus herzlichen und warmen Worten an die Aebtissin. Wenn man sich an der Schönheit, an dem

Duft, an dem Zauber einer köstlichen Blume erfreue, sagte er, dann wäre es undankbar, nicht auch der Hand zu gedenken, die diese Blume gehegt und gepflegt habe. Er glaube zunächst Kunos, dann aber auch aller Anwesenden Empfindungen richtig wiederzugeben, wenn er rufe: „Die hochwürdige Frau, die gnädige Frau Aebtissin, Freiin von Grütz — sie lebe hoch."

Einige Zeit darauf brachte der Propst das Hoch auf die Gräfin Wolkenstein und ihre Töchter aus, und wieder eine Viertelstunde später ward die Tafel aufgehoben und man kehrte in die Privatwohnung der Aebtissin zurück, wo man im Salon und in den beiden anstoßenden Wohnräumen zwanglose Gruppen bildete.

Herren und Damen standen noch bei einander und der Medizinalrat war gerade im Begriff, der Aebtissin und der Gräfin das Neueste über Röntgenstrahlen auseinanderzusetzen, als sich Maschke, der Diener der Aebtissin, eilfertig durch die Gäste schlängelte und dem Medizinalrat etwas ins Ohr flüsterte.

Der alte Herr wandte sich erregt an die Aebtissin. „Verzeihen Sie, Gnädigste — die Pflicht! Ich werde gerufen. Ich muß gleich fort. Verzeihen Sie den formlosen Aufbruch." Und nach rechts und links sich flüchtig verbeugend, eilte er von dannen.

„Was ist denn, Maschke?" fragte die Aebtissin, die bei dem Gedanken zitterte, daß Marias Zustand sich könne verschlimmert haben. Aber das war es nicht. Maschke berichtete, daß ein Wagen aus Schönwalde vorgefahren sei — der Herr von Künwald sei ermordet.

„Was? Der Majoratsherr?"

„Nein, der Bruder, der Leutnant, der gerade in Schönwalde zum Besuch sei. Ein Gärtnerbursche habe es gethan, ein gewisser Becker. Er habe gleich freiwillig sich gestellt und alles bekannt.

„Ja, aber weshalb denn?"

Maschke wurde verlegen. „Das wisse er nicht."

„Aha — so —"

Der Diener wurde entlassen. Die Gesellschaft ließ das Thema fallen, es war nicht geeignet, in diesem Kreise besprochen zu werden.

Als einige von den Herren sich im Nebenzimmer um die Cigarrenkisten versammelt hatten, sagte Exzellenz von Recklingshausen: „Das ist ja der Künwald, der damals die Geschichte mit der Retzau hatte. War ein wüster Mensch. Aber so umzukommen! Natürlich wieder eine Liebesgeschichte. Der Bursche hat ihn natürlich aus Eifersucht umgebracht."

„Erinnert an ein berühmtes Muster!" meinte Geiersberg, indem er sich gleichmütig eine Cigarre anzündete.

Ehrenberg sah zu Flemming hinüber. Der saß in seinem bequemen Sessel zurückgelehnt und schien in Gedanken versunken. Ja, Flemming war in Gedanken. Gestern hatte er selber mehr als einmal den brennenden Wunsch gefühlt, Künwald zu töten. Und nun hatte ein anderer, ein eifersüchtiger Gärtner-

bursche, die That verübt. Wie gemein! Aber nun war ja das alles durchlebt und abgethan!

Er atmete tief auf, nahm dem Diener, der eben mit dem Präsentierteller an ihn herantrat, ein Glas Sekt ab und leerte es auf einen Zug. Dann erhob er sich und betrat wieder den Salon.

Einige von den Herrschaften waren durch die weitgeöffneten Glasthüren ins Freie hinausgetreten, um in der lauen mondhellen Nacht noch ein wenig zu promenieren. Flemming suchte Ursula. Zufällig stand sie in diesem Augenblick isoliert mit einem Album in der Hand. Sie bemerkte ihn sofort und dem Blick seiner Augen folgend, trat sie ihm ein paar Schritte entgegen.

„Mögen Sie nicht dem gegebenen Beispiel folgen und einen Augenblick in den Garten gehen?" fragte Flemming.

Ursula wußte, was nun geschehen würde, und vermochte in ihrer großen Bewegung nicht zu antworten. Aber sie griff sofort nach ihrem leichten, mit Schwan besetzten Cape, das irgendwo hinter ihr auf einem Fauteuil lag. Flemming legte es ihr um und sie schritten hinaus.

Sie standen in dem tiefen Schatten des Hauses. Vor ihnen lag der vom Mondlicht hell überflutete Garten und ganz in der Ferne bewegten sich schimmernde Gestalten. Im Busch schlug die Nachtigall. Die Luft war lau und lind und vom süßen Duft der Blumen durchwürzt.

Flemming ergriff Ursulas Hand. „Ein heißer, glühender Wunsch beseelt mich," sagte er leise, „können Sie ihn erfüllen, Ursula?"

„Sie wissen, Flemming, daß ich Sie liebe."

Er zog sie an sich und sie legte ihr Haupt an seine Brust. Leise streichelnd glitt seine Hand über ihr volles blondes Haar. Dann hob er ihr strahlendes Antlitz empor und küßte sie leidenschaftlich.

„Du weißt nicht, wie viel du mir giebst, Ursula," flüsterte er, „du giebst mich mir selbst wieder! Ich habe dir noch zu beichten, Geliebte."

„Nein," sagte sie und legte die Hand auf seinen Mund. „Nichts davon. Beichten haben immer etwas Erniedrigendes und ich will nicht, daß du dich vor einem andern erniedrigst als vor Gott. Du bist mein Herr und sollst es bleiben — mein fleckenloser Herr."

„Ursula!" —

„Bitte, laß es Geliebter, du liebst mich und ich glaube an dich. Ich weiß ja, daß du Kämpfe gehabt hast, und finde es so natürlich. Aber jetzt hast du dich entschieden, und ich finde in deiner Entscheidung Gottes Entscheidung. Laß uns nicht etwas bereden, was uns beiden nur Schmerz und Verwirrung bringen kann."

Er wollte noch einmal anheben, aber die schimmernden Gestalten jenseits des großen Rasenplatzes begannen sich zu nähern. Flemming ließ Ursula aus seinen Armen und ging mit ihr den Herankommenden entgegen.

Eine Stunde später brach die Gesellschaft auf und bald darauf war auch das Hotel erreicht. Der schwarze Adler strahlte noch im hellsten Lichterschein,

als ob in seinen Räumen ein großes Fest gefeiert würde; er wollte eben auch für seine vornehmen Gäste ein Uebriges thun. Die meisten von den Herrschaften suchten gleich ihre Zimmer auf, nur Kuno und die jüngeren Offiziere setzten sich noch unten in einer gemütlichen Kneipecke fest, um den nahen Morgen heranzuwachen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Irmgart hatte ihr Zimmer für sich erhalten. Sie hatte bereits angefangen, sich zu entkleiden, und war, mit dem langen Frisiermantel angethan, damit beschäftigt, ihr Haar aufzustecken, als es leise an die Thür pochte. Sie schob den Riegel zurück, und Ursula, noch im vollen Anzug, stand vor ihr.

Irmgart wußte sofort, was ihr die Schwester mitteilen wollte. Sie hatte sie und Flemming an diesem Abend genau beobachtet. Sie reichte Ursula herzlich die Hand und sagte: „Ich weiß es, du hast dich mit Flemming verlobt."

Ursula war betroffen. Weniger das Erraten des Geschehenen, als die ruhige Art, mit der Irmgart davon sprach, machte sie stutzig. Sie glaubte zu wissen, daß Irmgart ebenso für Flemming empfand, wie sie, und war gekommen, um ihr Glück gewissermaßen von der Schwester zu erbitten. Und nun stand diese ihr lächelnd und ruhig gegenüber.

„Du bist erschrocken, Ursula, daß ich die Nachricht so ruhig aufnehme?" sagte Irmgart, indem sie die Schwester liebevoll nach dem häßlichen hochbeinigen Sofa geleitete. „Aber du darfst dich deines Glückes skrupellos freuen. Ich habe Flemming längst entsagt, und ich werde euch beide um so mehr lieben, da ihr nun zusammengehört."

Ursula brach in Thränen aus. Sie umarmte die Schwester und drückte sie wieder und immer wieder an sich. „Du Gute, Edle!" rief sie aus. „Ach, was war es mir stets für ein schrecklicher Gedanke, daß die eine von uns nicht glücklich werden könne, ohne daß die andere leide. Und nun nimmst du die Last mit so linder Hand von meiner Seele. Ich habe es eben unserer Mutter erzählt, und du kannst dir denken, Irmgart, wie erfreut sie war. Nur der Gedanke an dich lag wie ein Druck auf uns beiden. Darf ich der Mutter sagen, daß wir uns von diesem Drucke frei fühlen dürfen?"

„Thue es, mein liebes Herz!" versetzte Irmgart. Die Schwestern sprachen noch eine Zeitlang zärtlich und vertraulich miteinander, und dann verließ Ursula das Zimmer.

Irmgart setzte sich an den niedrigen Tisch vor dem Fenster. Sie beendete ihre Toilette nicht, sie rührte sich nicht, sie saß lange in sich zusammengesunken, schweigend. Endlich schlug sie eine Mappe auf und legte Papier zurecht, um zu schreiben. Aber wieder verfiel sie in langes Sinnen und ließ den Federhalter unberührt. Endlich setzte sie an und schrieb. Sie schrieb an die langjährige treue Dienerin und Freundin ihres Hauses, an das Fräulein von Treskow. „Liebste Amalie," lauteten ihre Zeilen, „ich teile Dir heute schon

eine Nachricht mit, die vorläufig nur den Nächstbeteiligten bekannt ist, damit Du bei dem offiziellen Empfang derselben nicht erschreckest. Flemming hat sich mit Ursula verlobt.

„Ich habe Dir vor zwei Jahren schon mein Herz ausgeschüttet. Dir schüttete ich es aus, nicht weil ich meine teuerste Mutter nicht genügend geliebt oder ihr nicht genügend vertraut hätte, sondern nur, weil ich ihr Unruhe und Schmerz zu ersparen wünschte. Du weißt, wie ich Flemming liebe, Du weißt aber auch, daß ich ihm längst entsagt habe.

„Nicht um Ursulas willen. Ursula scheint zu glauben, daß das veränderte und verstörte Wesen Flemmings in diesen letzten Jahren darauf zurückzuführen sei, daß er zwischen uns beiden nicht die Wahl zu treffen vermochte. Ich habe von Anfang an tiefer gesehen. Ich wußte — und Du stimmtest mir in meiner Ansicht bei, daß sein Herz nach einer ganz anderen Seite in Anspruch genommen war. Was es war, das ihn abhielt, seiner stillen Neigung zu folgen und glücklich zu werden, das konnten wir freilich nicht ergründen. Aber in meiner Seele lebte, wenn auch erst nach schwerem Ringen und Kämpfen, fortan nur der eine Wunsch, daß er aus seinem Unfrieden herauskommen und glücklich werden möge.

„Nun scheint Flemming mit diesem Teil seiner Vergangenheit gebrochen zu haben. Und doch befängt mich gerade jetzt eine schwere Bangigkeit um ihn. Ich denke mir, ein Mann wie er kann eigentlich nur einmal lieben. Ich denke mir, ein Mann wie er hält eine wirkliche Liebe auch über den Tod und über alles hinaus fest. Ich kann mich von der Besorgnis nicht frei machen, daß er nur einem momentanen Druck folgte, da er sich an Ursula band.

„Und auch um Ursula sorge ich mich. Wir sind doch innerlich nicht so gleich, wie man annimmt. Mir wurde Flemming, als ich ihn so zerrissen und gequält sah, nur noch teurer. Aber Ursula wird nur so lange glücklich sein, als sie ihren Held und Gott in ihm zu erblicken vermag. Ein Mann, der leidet, mit sich selber ringt und kämpft, in sich selber noch nicht zu völliger Klarheit hindurchgedrungen ist, der würde ihr Mitleid gewinnen, aber ihre Liebe verlieren. Und siehst Du, Liebste, ich ertrage den Verlust seiner Person, aber den Verlust seines Glückes würde ich nicht ertragen.

„Doch vielleicht sind das alles nur Hirngespinste, die hier nach durchwachter Nacht in dem häßlichen Gastzimmer in mir aufsteigen. Und vielleicht hast Du morgen ein liebes und tröstliches Wort für mich, das all diese trüben Gedanken in die Flucht schlägt.

„Es ist schade, daß Du nicht hier sein konntest, Kunos entzückende Braut würde sich gleich in Dein Herz hineingestohlen haben. Ich hoffe, daß der unangenehme Influenzaanfall nunmehr überwunden ist und daß wir Dich morgen in alter Frische und Munterkeit begrüßen dürfen. Ich sehne mich danach. Deine Irmgart W."

* * *

Auch Flemming fand in dieser Nacht keinen Schlaf. Er hatte ein paar leichte Filzschuhe angezogen und schritt beim trüben Licht einer einzelnen Kerze in seinem Zimmer rastlos auf und nieder. Nun war die Entscheidung gefallen. Fortan gab es keinen Schmerz mehr um Vergangenes. Ursula hatte sein Wort, und damit war alles ausgelöscht, was wie ein häßlicher Fleck auf seinem Leben geruht hatte. Nur eins machte ihm Unruhe. Die Beichte, die er Ursula ablegen sollte. Sie hatte eine solche nicht gewollt, aber dennoch glaubte er, sie ihr schuldig zu sein. Und davor schauderte ihm. Das alles noch einmal besprechen, jetzt, da es in einem so grellen, widerwärtigen Lichte erschien? Früher hatte er von seinem Erlebnis nicht sprechen mögen, weil er fürchtete, daß es von seinem süßen Zauber etwas verlieren könnte, wenn er es in Worte kleidete; jetzt mochte er nicht davon reden, weil sich der Zauber als ein ganz gemeiner Kirkezauber herausgestellt hatte, durch den er sich entwürdigt fühlte. Ja, Ursula hatte recht, Beichten haben immer etwas Erniedrigendes. Und wer weiß, vielleicht traf sie auch darin das Rechte, daß sie ihm diese Erniedrigung ersparen wollte.

In diesem Augenblick that sich ganz leise die Thür auf und Ehrenberg, nur sehr fraglich bekleidet und in die seidene Steppdecke gehüllt, die er auf Reisen immer mit sich führte, erschien auf der Schwelle.

„Alle Wetter!" rief Flemming herumfahrend, „bist du Hamlets Geist oder bist du Hamlet selber?"

„Schweig!" sagte Ehrenberg verdrießlich und holte aus seiner Steppdecke eine Cognacflasche und einen kleinen silbernen Becher hervor. „Wer die Leute mutwillig in ihrer Nachtruhe stört, hat keine Berechtigung, faule Witze zu machen."

„Aber ich bitte dich!" rief Flemming aus, „ich kann dich doch unmöglich gestört haben? Ich habe mir ja gerade deshalb diese weichen Schuhe angezogen."

Ehrenberg nahm Platz und hüllte sich in seine Decke. „Weißt du," sagte er, „ich habe früher in meiner Soldatenzeit oft in Wirtshäusern geschlafen, wo dicht unter mir oder neben mir ein ganzes Orchester konzertierte. Ich ließ die Kerls blasen und schlief. Aber wenn aus der Ferne der dumpfe Ton des Brummbasses zu mir scholl —, so daß ich erst angestrengt hinhören mußte: Brummt er noch oder nicht? — dann konnte ich nie einschlafen. Und wenn du vorhattest, heute noch einige Kilometer in deinem Zimmer zu absolvieren, so hätte ich wenigstens gewünscht, du hättest deine Kürassierstiefel anbehalten. Ihr männliches ‚tapp tapp' wäre mir immer noch erträglicher gewesen als das dumpfe ‚bum bum' dieser infamen Filzpantinen. —"

„Verzeih," sagte Flemming, „das thut mir ernstlich leid."

„Zur Sicherheit habe ich dir hier einen Schlaftrunk mitgebracht," sagte Ehrenberg, indem er den kleinen silbernen Becher füllte. „Es ist von meinem eigenen, und er thut Leuten wohl, die noch um zwei Uhr nachts das Bedürfnis

haben, den wilden Mann zu spielen." Er blinzelte ihn halb neugierig, halb verschlafen an. „Nun —, was ist es denn, das dich so rastlos umhertreibt?"

„Ach nichts," sagte Flemming lächelnd, „nur daß ich mich auch verlobt habe!"

„Mensch," fuhr Ehrenberg auf, „die Sander würde ich dir zwar gönnen als Strafe für deine vielen Sünden. Aber ich glaube, der Himmel hat dich wieder einmal durchschlüpfen lassen und es ist — Ursula?"

Flemming nickte, und Ehrenberg, mit der Linken seine Decke wieder um sich drapierend, legte den rechten Arm um Flemmings Nacken und zog den Freund an sich. Die Freude überwältigte ihn völlig. Er lachte nur abgebrochen und vermochte lange nichts Zusammenhängendes zu sagen.

Dann trank er zwei Cognacs hintereinander und begann nun seinerseits, unbekümmert um den Eindruck, den seine mangelhafte Toilette hervorrief, im Zimmer auf und nieder zu rennen. „Das giebt aber eine Hochzeit, das giebt ein Fest. An diesem Tage will ich — ach was, Dummheit," unterbrach er sich, „das läßt sich ja mit Worten gar nicht ausreden, was ich an dem Tage alles aufstellen werde."

Ehrenberg wurde dann ruhiger und sie besprachen noch manches, bis Flemming zuletzt ausrief: „Eine schwere Stunde steht mir noch bevor. Ich glaube, Ursula muß alles wissen."

„Was?" fragte Ehrenberg, und als der andere nur ungeduldig mit den Achseln zuckte, fuhr er fort: „Wenn ich dir raten darf, Jürgen, laß es. Sieh mal, ich liebe die Wahrheit auch, und in der Ehe versteht sich so etwas von selber. Die Frau hat dem Manne ihr Leben geschenkt und dafür gehört ihr das seine. Und wenn da etwas passiert, was nicht sein soll, dann ist sie sein Beichtiger. Aber das mit Maria, das gehört einer Zeit deines Lebens an, auf die Ursula noch keinen Anspruch hatte. Laß es begraben sein, das heißt vorausgesetzt, daß es tot ist?"

Er sah Flemming scharf an.

„Es ist tot," sagte dieser ruhig. „Und du hast recht, — Ursula braucht von der ganzen Sache nichts zu erfahren." — — —

Um neun Uhr morgens mit dem Schnellzuge kehrte die ganze Gesellschaft nach Berlin zurück, und noch an demselben Tage brachten die Abendnummern der großen konservativen Blätter Berlins die Anzeige von der Doppelverlobung, die nun acht Tage hindurch ein beliebtes Gesprächsthema in allen Kreisen der bessern Gesellschaft bildete.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Aebtissin und Liesa hatten ihren Gästen am Dienstagmorgen das Geleite nach dem Bahnhof gegeben. Von dort fuhr die Aebtissin, nachdem sie Liesa in der Nähe des Klosters hatte absteigen lassen, direkt nach Radöhl.

Christian ließ die jungen temperamentvollen Stuten mächtig ausgreifen und die Aebtissin hatte heute nichts dagegen. Schweigsam, von innerer Unruhe verzehrt, saß sie in den weichen Polstern des offenen Landauers.

Sie wollte um jeden Preis, wenn es sein mußte, auch gegen den direkten Wunsch des Medizinalrats, den Versuch machen, Maria zu sehen. Sie konnte die Unglückliche nicht länger ihrer schrecklichen Vereinsamung überlassen. Freilich, Hensolt war ja da. Aber Hensolt war doch immer nur Hensolt.

Endlich fuhr der Wagen durch den vorderen, von den beiden langgestreckten Wirtschaftsgebäuden begrenzten Hof. Zur Seite, die Pferde abgesträngt, hielt das wohlbekannte Gefährt des Medizinalrats. Christian lenkte zwischen den beiden mächtigen Thorpfeilern hindurch auf den inneren Schloßhof und hielt eine Sekunde später vor dem Portal.

Richtig, da war ja Hensolt. Beflissen und doch würdevoll trat er aus der Thür. Er sah noch genau so aus wie früher, etwas grauer vielleicht, aber doch derselbe. Er erschrak einen Augenblick, als er die Aebtissin erblickte, aber im nächsten Augenblick war er wieder der Musterdiener, den nichts verwundert und den nichts aus der Fassung bringt. Respektvoll abwartend stand er am Schlage.

„Der Herr Medizinalrat ist hier," sagte die Aebtissin, „ich möchte ihn sprechen."

Nun erst öffnete er den Schlag und dann, der alten Dame vorausschreitend, die Thür des Schlosses. Die Aebtissin stand in der Marmorhalle. Sie sah sich um und eine mächtige Bewegung ergriff sie. Sie kannte noch jede Figur auf den kostbaren Gobelins, jedes Geweih an den Säulen und an den Treppen.

In diesem prunkvollen Schloß hatte sich Albrecht zu Tode gemartert, hier lag nun auch seine unglückliche Tochter krank und verlassen.

Hensolt öffnete die Thür zum Empfangssalon. Durch seine drei Fenster schimmerte die Blumenpracht des Parkes und die silberne Fläche des Sees. Ringsum Seide, Gold und kostbares Holz. Und da war auch das berühmte Bild von Rubens — drei nackte Kinder, die mit einem großen Hunde spielen.

„Ich will den Medizinalrat erwarten, wenn es möglich ist. Lassen Sie ihn wissen, daß ich hier bin."

Lautlos verschwand der Diener.

Die Aebtissin ergriff eine Mappe mit italienischen Photographien. Sie blätterte darin mit zitternder Hand. Aber schon nach wenigen Minuten trat Berkemeyer ein. Er ging auf sie zu und reichte ihr die Hand. „Ach, meine verehrteste, gnädige Frau," sagte er, „Sie sehen mich überrascht und verwundert. Die Gräfin lag seit Sonntagmittag apathisch, ohne sich zu rühren, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Heute hat sie gefrühstückt und ist aufgestanden. Ich darf sie kaum noch krank nennen. Und fortan wird die Freundin besser am Platze sein als der Arzt."

„So darf ich sie sehen?"

„Gewiß, gewiß, meine liebe gnädige Frau.“ Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte bewegt: „Ich kann es nicht aussprechen, wie sie mich dauert. Es zerreißt mir das Herz, in diese schönen traurigen Augen zu sehen. Was auch ihre Schuld gewesen sein mag, sie muß sie furchtbar büßen.“

Die Aebtissin sah traurig vor sich hin.

„Sie ist ein Engel,“ fuhr der Medizinalrat fort, „von einer Sanftmut und Herzensgüte ohnegleichen. Ich traf sie schon völlig angekleidet in ihrem Boudoir und sie lächelte mich an und entschuldigte sich wegen all der Mühe, die sie mir bereitet hätte. Und dann fragte sie nach ihrem Hunde. ‚Wo ist Rollo?‘ rief sie aus. Hensolt stand neben mir und ich winkte ihm, er möge gleich alles sagen. ‚Der Hund, Frau Gräfin,‘ sagte er, ‚ist tot.‘ Sie wurde bleich und sprang heftig auf. ‚Wir mußten ihn erschießen,‘ fuhr Hensolt fort. ‚Als wir Frau Gräfin im Walde fanden, wollte Rollo niemand heranlassen.‘ ‚Wie konntet ihr das thun?‘ rief sie leidenschaftlich, aber sogleich faßte sie sich und sagte freundlich: ‚Ja, ja, ihr konntet nicht anders handeln —. Das arme Tier, es liebte mich und mußte darum zu Grunde gehen.‘ Sie sagte das mit einem Ton, meine gnädige Frau, der mir die Thränen in die Augen trieb.“ Der alte Herr zupfte an seinen weißen, weiten Manschetten und fuhr fort: „Was ist das doch für ein plumpes, hartes, brutales Ding —, das, was man Gesellschaft, oder öffentliche Meinung, oder Ruf, oder ähnlich nennt. Ich sage Ihnen, die Gesellschaft hat einen Mord an dieser Frau begangen. Mein Gott, sie muß ja wahnsinnig werden unter dem Druck dieser Vehme.“

„Sie fürchten —“, die Aebtissin, von Schrecken starr, vermochte nicht zu vollenden.

„Nein, nein,“ sagte er, „ihr Verstand ist völlig klar. Aber wer kann wissen, was die Zukunft bringt. Sie muß an jenem Sonntag Schreckliches erlebt haben. Gehen Sie zu ihr, gnädige Frau, reden Sie mütterlich mit ihr. — Es ist so tapfer und so freundlich von Ihnen, daß Sie sich der Verlassenen annehmen wollen.“

Er reichte ihr abermals die Hand. „Aber ich muß fort,“ sagte er, „ich muß nach Schönwalde.“

„Sind Sie denn dort noch nötig? Lebt Künwald noch?“

„Wahrscheinlich lebt er noch. Aber er ist entsetzlich zugerichtet. Der Rücken, die Brust, der Kopf, alles mit Wunden bedeckt. Der wahnsinnige Mensch, der ihn überfiel, muß sich förmlich in seiner Mordwut berauscht haben. Er hat ihn erst mit einem Knüttel niedergeschlagen und dann mit dem Messer bearbeitet. Es ist ein gewisser Becker. Wie es heißt, hat er seine Braut oder seine Geliebte im tête-à-tête mit dem Leutnant überrascht. Eine böse Geschichte! Uebrigens hat er sich gleich nachher freiwillig gestellt und alles bekannt. Und nun muß ich hin, um den Verwundeten nochmals zu verbinden. Die gnädige Frau hat mir heute nacht treulich geholfen. Der Majoratsherr jammerte nur über den Skandal, der über sein Haus hereingebrochen sei. Aber

sie hat mir geholfen wie ein richtiger Assistent. Prächtige Frau! Viel Fond bei scheinbarer Oberflächlichkeit."

Der Medizinalrat hatte die Handschuhe aufgestreift und griff nach seinem Hut, der auf einem niedrigen Tabouret lag. „Und nun noch eins, meine verehrte gnädige Frau," sagte er, „Künwald phantasiert viel. Merkwürdigerweise hat er mit religiösen Dingen zu thun. Aber dazwischen rief er mehrmals aus: ‚sie ist unschuldig, sie ist so rein und unschuldig wie ein Engel.' Ich nehme an, daß sich das auf unsere unglückliche Gräfin bezieht, und ich teile Ihnen dies mit in dem Gedanken, daß Sie damit vielleicht etwas anzufangen wissen. Und nun Adieu und Ihrem Liebeswerk den besten Erfolg."

Er verbeugte sich und verließ den Salon. Unmittelbar darauf stand Hensolt an der Schwelle. Die Aebtissin folgte ihm durch eine Reihe von Gemächern, deren schimmernde Pracht gleichsam wie im Fluge an ihr vorüberzog. In dem kleinen achteckigen, ganz in Weiß und Gold gehaltenen Empiresalon, der schon Sophie Charlotte als Vorzimmer gedient hatte, blieb der Bediente stehen und hob die Portiere zu Marias Boudoir.

Sie stand an ihrem Schreibtisch neben dem lebensgroßen Bilde ihrer Mutter, mit dem Rücken gegen das sonnige, hinter einer Wand blühender Topfgewächse versteckte Fenster. Ein weiches weißes Gewand umfloß ihre zarte Gestalt, die der voll entwickelten Blüte glich und doch zugleich etwas Knospenhaftes hatte. Sie ähnelte ihrer Mutter, doch schien es der Aebtissin, als ob die Anmut und Würde der letzteren in der Tochter noch vergeistigter und verklärter erschiene. Etwas unbeschreiblich Hoheitsvolles umschwebte diese Frauengestalt. Es war zu begreifen, daß jeder, der sie sah, nur in überschwenglichen Ausdrücken von ihr zu reden vermochte.

Eilig und verbindlich und doch voller Haltung schritt Maria auf die Aebtissin zu. Sie zeigte keine Spur von Verlegenheit, nicht einmal die geringste Erregung. „Meine verehrte gnädige Frau," sagte sie mit ihrer warmen, voll und süß tönenden Stimme. „Sie haben die große Güte, mich aufzusuchen?"

Die Aebtissin kämpfte mit ihrer Erregung. Sie vermochte kaum zu sprechen, und ihre Stimme klang rauh und heiser, als sie hervorstieß: „Ich hörte, daß du wieder in deine Heimat zurückgekehrt seist, Maria, und daß dir ein — ein — Unfall —"

Sie brach ab und Maria sagte lächelnd: „Nun ja, nennen wir es so. Eine Ohnmacht, die auf mangelhafte Ernährung zurückzuführen sein wird. Ich hatte an dem Morgen nicht gefrühstückt und trotzdem einen weiten Weg gemacht. Es ist nur zu beklagen, daß meine Schwäche einem guten Freunde von mir das Leben gekostet hat. Man sagte mir eben, daß man meinen Hund erschießen mußte, weil er von mir nicht weichen wollte, als ich ohne Bewußtsein dalag. Ich kann meine Leute nicht tadeln, aber es thut mir doch weh. — Doch," unterbrach sie sich und deutete auf einen Fauteuil, „wollen Sie mir nicht die ehrende Güte erweisen, gnädige Frau, sich niederzulassen?"

Die Aebtissin rührte sich nicht und blickte unverwandt mit einem traurigen, bittenden Ausdruck auf Maria.

„Es war ein so schönes Tier,“ fuhr Maria, nun doch von einer leisen Verlegenheit ergriffen, fort. „Ich fand ihn als Säugling in einer schmutzigen Hütte des polnischen Viertels von Posen. Seine Mutter war ein Ziehhund, schön, aber verkommen, und als ich das Paar mit mir nach Tornowo nahm, ahnte ich nicht, daß sich der Sohn zu einem solchen Heros seines Geschlechts auswachsen würde. Zweiundneunzig Centimeter Rückenhöhe! Und er war so treu, so sanft und kühn wie ein Ritter des Mittelalters. —“

Schweigen. Maria beherrschte sich aber wieder vollkommen. Sie schob der Aebtissin den Fauteuil zu und fuhr ruhig fort: „Im vorigen Jahr hatte ich Rollo mit in Neapel. Der Fürst Mentschikoff bot mir da 100000 Mark für das Tier, und als er erfuhr, wer ich wäre und daß 100000 Mark für mich ungefähr ebenso viel oder so wenig bedeuteten wie für ihn, wurde er melancholisch und wechselte das Hotel, weil er Rollos Anblick ohne Herzklopfen nicht zu ertragen vermochte. Ja, ich habe in meinem Hunde einen Freund verloren.“

„Nicht weiter, Maria,“ unterbrach sie die Aebtissin und stützte sich schwer auf die Lehne des Fauteuils. „Es macht mich immer traurig, wenn ich jemand in überschwenglicher Weise von seiner Freundschaft zum Tiere reden höre, denn das beweist immer, daß er die Freundschaft der Menschen entweder nicht gesucht oder nicht gefunden hat. Und bei dir zerreißt es mir vollends das Herz!“ — Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann leise und eindringlich fort: „Du hast mich einst durch höfliche Verschlossenheit von dir gescheucht, Maria, aber glaube nicht, liebes Kind, daß es dir auch heute wieder gelingt. Ich weiß es, du bedarfst meiner, Maria, und ich bin hergekommen mit dem festen Entschluß, mich dir aufzudrängen.“ Sie sank vor Maria in die Kniee nieder und umfaßte ihren schlanken Leib mit ihren Armen. „Mein liebes, teures Kind,“ stammelte sie unter Thränen, „ich flehe dich an, gieb mir das ‚Du‘ wieder, und wenn ich sie bisher nicht besessen habe, gieb mir deine Liebe.“

Verwirrt und erschüttert beugte sich Maria über das graue Haupt. „Meine gütige, liebe Tante Klothilde,“ rief sie aus, „beschäme mich nicht so sehr! Ich bitte dich, stehe auf und laß mich lieber an deinem Herzen ruhen.“

Die Aebtissin erhob sich und hielt Maria fest an sich gedrückt. „Ja, wenn ich dir Ruhe geben könnte, du armes Kind!“ rief sie aus. Und als Maria zusammenzuckte, strich sie über ihr wundervolles Haar und sagte schnell: „Nein, nein, erschrick nicht. Du sollst mir nichts offenbaren, nichts beichten, nichts erzählen. Ich bedarf dessen nicht. Denn für mich steht die Hauptsache fest. Du bist durch die Bosheit schlimmer Menschen in Not und Elend gekommen. Du magst unvorsichtig gewesen sein, aber du bist nicht schuldig. Ich weiß das! Du brauchst es mir nicht erst zu beteuern, du brauchst es mir nicht erst zu beweisen. Ich bin nur zu dir gekommen, um dir das Gefühl deiner Einsamkeit zu benehmen, um dir die Gewißheit zu geben, daß es eine Menschen-

seele giebt, die dich liebt, auf die du dich verlassen kannst. Wir werden uns oft sehen, Maria, du wirst meiner Nichte Liesa Grütz erlauben, daß sie es versucht, deine Freundin zu werden. Die Einsamkeit taugt nicht, Maria, das Menschenherz braucht mehr, als die Treue eines Hundes, wenn es nicht in Angst und Weh vergehen soll."

Maria ging ein paarmal in dem mit einem dichten Teppich belegten Gemach auf und nieder. „Ich danke dir, ich danke dir!" flüsterte sie. „Ja, du hast recht. Man ist wie in der Wüste, man ist wie in einem ewigen Verschmachten, wenn man niemand besitzt, dem man das Uebermaß seiner Leiden vertrauen kann. Ich habe alle diese Jahre hindurch unter innerer Vereinsamung gelitten, um so schwerer, da mir auch der Himmel, diese Zufluchtsstätte der Einsamen und Verlassenen, verschlossen war."

„O, Maria, das sei ferne von dir, daß du der Güte Gottes nicht mehr vertrauen solltest."

„Ich kann es nicht! O, du weißt ja nicht, niemand weiß es, was mich quält." Sie blieb vor der Aebtissin stehen, ihr Antlitz war bleich, ihre Augen glühten in leidenschaftlicher Erregung, sie rang in Verzweiflung die ineinander verschränkten Hände. „Ihr glaubt, das Unglück meines Lebens knüpfe sich an die Namen Künwald und Retzau. Aber das hätte ich verwunden. Nein, ich bin krank, ich kranke wie mein Vater an einer übergroßen Liebe."

Sie begann wieder verzweifelt auf und nieder zu schreiten. „Ich war am Sonntag in Reichertswalde zur Kirche," fuhr sie fort. „Ich hatte den dortigen Geistlichen als Prediger und als Seelsorger rühmen hören. Und ich fand, daß man nicht zu viel von ihm gesagt hatte. Seine gewaltige, glaubensstarke Predigt riß mich mächtig empor und ich ging hernach in sein Haus mit dem Vorsatz, ihm alles zu sagen. Aber zwischen dem Priester und der heilsbegierigen Seele stand die Schamhaftigkeit des Weibes. — Du bist ein Weib wie ich, Tante Klothilde, und du bist hergekommen, um mir eine Wohlthat zu erweisen. Nun denn, sei mir zugleich Freundin und Priesterin. Höre mich an!"

„Wie gern, mein Kind. Aber laß dich warnen. Du bist angegriffen, du bist noch krank."

„Ja, ich bin krank, herzkrank, aber es ist nicht der Muskel, der mir Beschwerden macht. Mein Leid sitzt tiefer und will geklagt sein. Dich hat mir der Himmel gesandt —, darum laß mich heute, laß mich jetzt zu dir reden! Und laß mich mit dem Anfang beginnen. Der Zwang, das, was mich bewegt, vor dir in ein geordnetes Bild zusammenzufassen, wird mir zur Ruhe und Klarheit verhelfen."

Sie machte eine einladende Handbewegung, und beide nahmen auf den bequemen Fauteuils Platz, die in der Nähe des Kamins, durch ein kleines vergoldetes Tischchen getrennt, einander gegenüber standen.

(Fortsetzung folgt.)





Der alte Kaiser und Bismarck.

Die Entlassung Bismarcks ist der wuchtigste und zarteste dramatische Stoff, den die Weltgeschichte seit langer Zeit hervorgebracht hat; mit ihm verglichen sind der Sturz Napoleons III. und andere Ereignisse der jüngeren Generationen grobdrähtige und mechanische Kausalverknüpfungen. Wenn unserem äußerlich aufgestiegenen Volke jemals noch sein Shakespeare kommen sollte, hier fände er seinen Stoff, der so groß oder größer als alle Kriege der weißen und der roten Rose ist. Freilich Keiner von heute könnte daran gehen und es ist auch keiner da. Aber dann möge er kommen, wenn der Abstand groß genug geworden, um das Detail zu verwischen, Geschehnisse und Charaktere in ihre Umrisse zu bringen und alles durch das Objektiv der historischen Entfernung zu sehen. Wahrlich, wenn er zu solcher Zeit an *diesem* Stoffe nicht erwächst, dann haben wir wohl für immer auf ihn zu verzichten.

In den Tropen sieht man Bäume stehen, die mit gewaltigem, schwerem Laubwerk der Sonne und dem Regen wehren, als Schirm und Asyl der Menschen und ihrer Hütten. In voller glänzender Kraft grünen diese Blätter; da plötzlich kommt es über den Baum, in dreien Tagen streut er sein Laub zur Erde und am dritten Tage ist ein anderes Laub da, spannt sich, kaum merklich zarter und heller, aufs neue vor Regenfall und sengende Glut. Das alte Laub wäre noch sehr gut, vielleicht vorläufig besser gewesen. Aber das neue war da, war reif, und über Pietät, Bedauern, Widerspruch schreitet das Generationengesetz der unablässig produzierenden Natur hinweg.

In verwandtem Gesetze liegt der Konflikt des Bismarckschen Dramas, in Ursachen, die viel größer und unerbittlicher sind als ein menschliches Verschulden. Und darum ist der Stoff für den Shakespeare der Zukunft so viel grandioser und reiner, als irgend eine Schuldtragödie sein könnte. Er wird ja für die kleinen und ganz kleinen Rollen auch Niedertracht brauchen und derlei in einfachen, raschen Kontur zu bringen haben. Da wird er seine Blendlaterne richten auf jene munkelnden Zirkel von 1889 und 1890, oder auf Die, die geschäftig hin und her und die Treppen hinaufliefen, weil sie merkten, daß da hoch über ihnen etwas in Bewegung und Unordnung kam. Er wird ein paar redliche Männer zeichnen wollen, die dem stürzenden Heros Treue hielten. Und er wird sie aus denen

nehmen, die eigentlich gar nicht die Allernächsten gewesen waren, aber die es drängte, ihm die Hand zu drücken, und die hoch genug standen, um etwas zu riskieren, wenn sie zu ihm gingen. Für alle diese Dinge, Haupt- und Nebenpersonen bis gegen die Lakaienstube im Nationalpalaste hin, wird er dann ein gutes und gescheidtes Buch studieren, das Dr. Paul Liman 1901 zu Leipzig (Historisch-politischer Verlag) veröffentlicht und betitelt hat: „Fürst Bismarck nach seiner Entlassung". Lebendig wird die Epoche von 1888 und 1890 und alles, was dann kam, vor ihm auferstehen, und hell erfreut wird er die persönlichen Stellungnahmen und Aeußerungen des Helden begrüßen, die Liman mitzuteilen in der Lage ist. Den eigentlichen Klatsch, falls er auch den zu ein paar Federstrichen braucht, wird er dort nicht finden. Aber der wird schon noch bis dahin, daß der deutsche Shakespeare kommt, anderweitig, in geschäftigen Memoiren und sogenannten Enthüllungen, genugsam sich mit der Druckerschwärze liiert haben. Sicherlich aber wird jener künftige Leser auch dessen bewußt bleiben, daß in der Uebergangszeit, die den Namen Caprivi trägt, manches Wort über den Kaiser Wilhelm II. gesprochen und abgesprochen worden ist, das seitdem von den Redlichen doch frohgemut und herzlich erleichtert zurückgenommen worden ist.

Ohne Humor freilich, köstlichen, lachenden, grimmigen Germanenhumor, würde niemals der Shakespeare sein können, den ein deutsches Drama erharrt. Wie aber wird er die Wurfspeere seines Humors schütteln können, wenn er in die ganze Zeit von 1888 bis 1898, bis 1902 und wohl noch weiter hinab blicken wird! Oder wenn er sich jenes Denkmal mit zähnefletschenden Löwen und geringer Mannlichkeit beschaut, das am Schlosse steht und angeblich Kaiser Wilhelm dem Ersten gerecht werden soll. Und jenes Bismarckdenkmal vor dem Reichstag, wo ein hochgewachsener General in nichtssagender Pose steht, umgeben von plumpen Allegorien und von sandsteinernen Weibern, welche dem Helden die reichlichen Polster ihrer Rückseiten zuwenden und mit Seehunden lachen, wie die fischdummen Töchter des Nereus bei Heinrich Heine. Das Denkmal, auf dem — an der Hinterseite — geschrieben steht: „Dem ersten Reichskanzler das deutsche Volk", als ob das deutsche Volk, das für dieses Monument seine ehrlichen Sammelgroschen gab, nicht vielmehr an ein gewisses Vollbringen gedacht hätte, wodurch der Riese — nun sagen wir, der erste Reichskanzler w a r d. Und wenn sein Humor weiter Lust hat, so mag er auch einmal spielen mit denen, welche finden, nach der marmornen Siegesallee der Hohenzollern müsse nun auch ihre litterarische geschrieben werden, weil sie bisher noch gar nicht richtig von der Historie berücksichtigt worden seien — als hätte die Geschichtsschreibung der Ranke, Droysen, Sybel, Treitschke, Erdmannsdörffer, Koser, Marcks bisher nur Unrecht verübt.

Das monarchische Gefühl gerät nicht in Gefahr, wenn wir dem Heros der Monarchie, dem Wiederhersteller ihrer Kraft und Zuversicht, dem Urheber der Wiedergeburt monarchischer Gesinnung und strebensfreier Herzens-Loyalität dankbar sind und ihn preisen. Sondern es könnte, wo es verwirrbar sein sollte, höchstens durch die gereizt werden, die uns in die politische Kinderstube ziehen, das historische Bild verkehren wollen. Die Gegensätze konstruieren, wo gar keine sind. Die ihre an große Geschichte niemals heranreichende, kleinpersönliche Auffassung mit dem Deckmantel der besseren Loyalität — hier und da optima fide — umhängen. Die einen nachträglichen Keil treiben wollen in die Zweieinheit

Wilhelms I. und Bismarcks: des mit innerlichster Ehrerbietung sich unverbrüchlich in Maßen des Beraters und höchsten Dieners haltenden Staatsmannes, der bis an die Entscheidung vorbereitete, erdachte, lenkte und trieb, und des Herrschers, der in hoheitsvoller Gelassenheit mit der Belehrbarkeit des Weisen, des Selbständigen monarchisch und nur er selber entschied. Suum cuique!

Wilhelm I. ist gegenüber einer alten, weitverbreiteten Meinung nur noch beträchtlich gewachsen durch die „Gedanken und Erinnerungen", durch Sonstiges, was man zuverlässig mitgeteilt hat. Namentlich aus den fünfziger Jahren des Jahrhunderts ist uns der Prinz von Preußen neuerdings höchst interessant gemacht worden. Es ist dieselbe Zeit, die auch für Bismarck die, vom Standpunkt des Biographen, wichtigste ist, und um so herrlicher ist es, auf der Grundlage noch getrennter Quellen darüber nachdenken zu können, wie die Hand der Geschichte Beide an ihre Stellen und zu einander geleitet hat. Nur soll niemand glauben, was neuerdings dem Kaiser gegeben wird, das werde Bismarck genommen. Derlei Auffassung bleibt für die Subalternen.

Was möglicherweise nach Bismarcks Memoiren für die immer Fragenden noch übrig blieb, daß man es wissen und selber sehen wollte, das ist niedergelegt worden im „Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen", dessen Veröffentlichung der eigenen Anordnung des Verewigten und deren Vollzug durch den Fürsten Herbert verdankt wird. Die Cottasche Buchhandlung ist wieder die Verlegerin und diesmal schafft sie sich durch die gegebene vornehme Ausstattung in Papier und Druck, bei nicht erhöhtem Preise, eine Art nachträgliche Genugthuung und schöne Vergeltung bei der Kritik, welche die Memoiren in der Beziehung nicht würdig genug ediert gefunden hat. Der zweite Band umfaßt sonstige, wichtigste Korrespondenzen, der erste gehört ganz dem Briefwechsel mit dem alten Herrn, dazwischen hat niemand, auch der Kronprinz nicht, Raum.

Wir aber mögen nicht froh genug sein, das schon zu haben! Es ließe sich ja auch der konditionalen Fallsetzung nachgehen, Bismarck wäre auf greisester Höhe heimgegangen als Inhaber seines Amtes; der dann zunächst kommende Kanzler hätte befürwortet, die persönlichen Akten des Gestorbenen einzufordern; eine durch nichts Vorhergegangenes aufgestörte, durch mancherlei gebundene Loyalität hätte das Opfer gebracht, und sie lägen irgendwo im wohlverwahrten Keimelienschrein eines Archivs. Mögen in solchen Ausspinnungen subjektive Denkfehler stecken, auf jeden Fall verdankt unser jetzt schon mit historischer Zuverlässigkeit fundiertes Wissen und Urteil nicht bloß die „Gedanken und Erinnerungen", sondern auch so viel anderes von goldenem Quellenwert jenem Konflikt, der nach 1888 zur raschen Entwicklung gelangte, und den Jahren von Friedrichsruhe. Und ohne letztere würden wir, abgesehen von den geschichtlichen Materialien, wohl nicht derartig stark den Hinweis, den Hindruck auf die Lehre erhalten haben, womit das Lebenswerk dieses Mannes, seine Größe, sein eigenes vielhundertfaches unmittelbares oder mittelbares Unterweisen und Exemplifizieren dem politischen Verständnis der Jüngeren zum Segen wird. Ob wir uns darüber des Konflikts gar erfreuen sollten — das ist eine ganz andere Sache.

Bismarck selbst hat die zu veröffentlichenden Briefe bezeichnet und in Mappen einlegen lassen. Es ist nicht bloß wichtig und interessant, sondern zuweilen „pikant", der Auswahl für den zweiten Band näher nachzugehen und sie sich im einzelnen in ihrer stillen Absicht oder Drastik zu beleuchten. Der Historiker

wird das zur privaten Orientierung nicht unterlassen. Aber der Türmer und der Journalismus der Pikanterie, der Sensation haben nichts miteinander zu thun. Es giebt auch für den litterarischen Gebrauch eine ungeschriebene Regel, daß man nicht ins Wort fallen und mit Fingern zeigen soll.

Der erste Band mit seinen 359 Briefen, wovon sechzehn in die Zeit vor der Ministerernennung fallen, geleitet das ganze Verhältnis der Beiden, des geliebten, unendlich zart verehrten Herrn und des großen Dieners durch alle die Jahre, bei ziemlich gleichmäßiger Materialverteilung, hindurch. Der letzte Brief ist vom 23. Dezember 1887. Es handelt sich um die Einführung des Prinzen Wilhelm in die Geschäfte, um die Haltung des Kronprinzen dazu und um Stellungnahme zu ihr. „Bei ruhigerer Ueberlegung wird sich mein Sohn wohl beruhigt haben.“ Dem neunzigjährigen Kaiser steigt mit der, den ganz Alten so gerne nahenden Deutlichkeit in Dingen früher Jahrzehnte seine Jugend unter Friedrich Wilhelm III. und seine erst von Friedrich Wilhelm IV. veranlaßte politische Einführung empor; in der Sache aber macht er, bestimmt und modifizierend, dem Kanzler *seine* „Vorschläge“ und fordert neuen Bericht.

So giebt es uns dieser ganze Band und fügt eine Menge Facsimiles vollständiger Briefe hinzu. Wir genießen aufs neue das erhebende, gemütsbewegende, unendlich wohlthuende Bild der Zweieinheit Beider: der Ehrfurcht und Zartheit des Kanzlers, der Gesinnung des Monarchen für den, der ihm zu allem andern der „Herbeiführer der mächtigen Ereignisse“ ist und bleibt — „Ihr Wilhelm“, „Ihr dankbarer Wilhelm“, „Ihr treuergebener Freund Wilhelm“ —; dazwischen, von Bismarck selber uns nun geschenkt, die Dokumente der oft überraschenden Initiative des Königs und Kaisers, seines Wollens und Nichtwollens, seiner selbständigen Achtgabe, seiner peinlichen Sorgsamkeit, seines entscheidenden Meisterns. Suum cuique!

Aus dem zweiten Bande seien hier nur die vielbedeutenden und charakteristischen Schreiben König Ludwigs II. hervorgehoben. Solche hatten ja schon die Gedanken und Erinnerungen zur Beigabe ausgewählt. Ich kann bei dieser Gelegenheit, aus der besten Quelle, berichten, daß König Ludwig in das von ihm befohlene Konzept des Briefes vom Sedantag 1883 in die „Versicherung | unwandelbarer Zuneigung“ die Worte „wahrer Bewunderung und“ mit eigener Hand noch hineingefügt hat. —

Am Tage, ehe der entlassene Kanzler Berlin verließ, wo sein Nachfolger im Reichskanzlerpalast schon an seinem Schreibtisch saß, fuhr er hinaus ins Mausoleum nach Charlottenburg und legte auf Kaiser Wilhelms I. Sarg drei blühende Rosen. Nicht anders hat er, indem er den Reichtum ihres Briefwechsels zur Veröffentlichung bestimmte, das Bild seines alten Herrn aufs neue mit Rosen und Lorbeer gekränzt.

Ed. Heyck.



Zeitprediger und Biographen.

Mit einem temperamentvollen Büchlein, das weiter keine litterarischen Ansprüche macht, will ich diese Rundschau beginnen, mit Ernst Rudorffs „Heimatschutz“ (Berlin, Georg Heinrich Meyer). Jeder Türmer-Leser, der sich für Zeitfragen der hier behandelten Art interessiert, muß diese Schrift zur Hand nehmen. Nicht immer wird man dem Verfasser zustimmen; man muß seinen Ton oft der Uebertreibung beschuldigen. Aber das macht nichts; dies kleine Feuerbuch regt an und rüttelt auf. Verfasser spricht von der zunehmenden Verunstaltung des landschaftlichen Gesamtbildes unseres Vaterlandes, von der Gefährdung und Vernichtung der volkstümlichen Bauart, vom ethischen Wert der Denkmäler der Vergangenheit, vom Verschwinden der Traulichkeit des deutschen Hauses, von der Entstellung der Straßenbilder durch Reklameschilder, von der Entstellung der Landschaft durch Verkoppelungen und Gemeinheitsteilungen, von der einseitigen rationellen Forstwirtschaft — und vielen ähnlichen öffentlichen Geschmacklosigkeiten und bureaukratischen Gedankenlosigkeiten, mit denen an und für sich oft nützliche oder notwendige Einrichtungen heutzutage durchgeführt werden. Dabei bleibt er aber nicht stehen: er brandmarkt überhaupt den Zug der Zeit zum Materialismus jeder Form und Art. „Es vollzieht sich,“ schilt er, „die Zersetzung des Gemüts — der Grundkraft der menschlichen Persönlichkeit, aus der heraus jedes Kunstwerk geschaffen sein muß, wenn es den Anspruch auf Vollbürtigkeit erheben will — in Verstand und ungezügelte Sinnlichkeit. Nicht mehr um belebende Wärme handelt es sich, sondern um starre Eisregion oder versengende Gluthitze. Kaltes Berechnen des Effekts, kalte Virtuosität, mag es sich um Klavierfinger oder Dirigentenstäbe, um Instrumentierungskunststücke oder um verblüffende Licht- und Farbenwirkungen handeln, und daneben, als alles beherrschende Grundstimmung, die der Uebersättigung, wie sie wüstem Treiben auf dem Fuße folgen muß.... Wir arbeiten den Ideen der roten Internationale mit unserer Gleichmacherei geradezu in die Hände. Es ist bezeichnend, daß die Vaterlandslosigkeit fast ausschließlich in den Fabrikbezirken großgezogen wird. Was giebt es auch an vaterländischen Gütern besonders zu schützen, wofür das Leben einzusetzen wäre, wenn jede Eigenart der Heimat in ihrem landschaftlichen und geschichtlich gewordenen Charakter, jede Volkstümlichkeit und Besonderheit in Wesen, Sitte und Erscheinung vertilgt wird? ... Hier zu retten, durch energischen Zusammenschluß, durch Aufrüttelung der Geister, namentlich auch der Jugend, durch rastloses Bemühen einen Umschwung der allgemeinen Stimmung herbeizuführen und so auch auf die Gesetzgebnng Einfluß zu gewinnen, durch Aufbringung bedeutender Geldmittel — es wäre die vornehmste Aufgabe für Menschen mit einem vollen Herzen für die wahre Größe und Hoheit des Vaterlandes.“... In diesem Betonen der Gemütswerte sind wir mit dem Verfasser einig. Nur möchten wir ein Vorwärtsschauen und ein Hindurch empfehlen, kein Zurück nach der guten alten Zeit, ein Verklären der modernen Kultur, deren Errungenschaften wir nach Kräften — so weit es geht — mit seelischer Kraft durchdringen müssen.

Als Zeitprediger großen Stils, angeregt von Ruskin und in der Richtung wandernd, an deren dunklem Anfang der einst vielgenannte Rembrandtdeutsche zu schreiten begonnen, offenbart sich Lothar von Kunowski, der in sechs

Bänden darthun will, wie unser Geschlecht „durch Kunst zum Leben“ durchdringen kann und durchdringen muß. „Ein Volk von Genies“ (Leipzig, Verlag von Eugen Diederichs) nennt er, echt Ruskinisch, den vorliegenden ersten Band. Es hat sich eine Fülle von unzeitgemäßen Gedanken und trotzigen Stimmungen in diesem lebhaft empfindenden Manne angesammelt, die er nun mit Schwung und Wortreichtum lebensvoll hinausjagt. Diese Bücher — den Türmer-Lesern ist bereits eine Probe bekannt (s. Heft 12, III. Jhrg.) — versprechen bedeutend zu werden. Es wohnt ihnen suggestive, mitreißende Kraft inne. Ich muß aber auch gleich hinzufügen, daß der Verfasser öfters ins geistreiche Gedankenspiel, ins Konstruieren gerät, wenn er sich bemüht, von großen Gesichtspunkten aus zu vereinfachen und zusammenzuraffen. Ueberhaupt wird seine Lebendigkeit mitunter etwas hitzig; ich hätte das Tempo mehr Adagio, mehr Bach, statt Wagner, gewünscht; ich hätte den Ton seines Rufes nicht so laut, seine Beweisführung mehr still-fest und einfach-klar als geistreich und mitunter überladen gemocht. Aber die Grundstimmung des Buches ist lebensvoll und gesund. Kunst ist ihm „der höchste Ausdruck des Persönlichen einzelner Menschen und Völker“. Schon in der Wahl und Benutzung des so weitgefaßten Wortes „Kunst“ verrät sich eine Neigung zur Konstruktion oder doch zum Symbol. Man könnte nämlich, mit einigem Geist, alles das auch „Religion“ nennen, wie denn auch ein schönes Kapitel dieses Buches von der Menschenblüte und dem Gottessohn Christus spricht; man könnte, statt „stillos“ und „geschmacklos“, das Hauptgebrechen der Zeit ebenso gut auch Religionslosigkeit nennen und könnte verlangen, mit Egidy, daß unser Leben nicht Religion habe, sondern Religion sei — wie Kunowski verlangt, daß wir Kunstwerke seien und in all unserem Leben Kunst ausstrahlen. Das Wort „Kunst“ ist also ein Hilfswort, so zu sagen, um daran allerlei zu deuten, es ist symbolistisch vertieft. Vieles in diesem Band, wie z. B. das häufige Verallgemeinern: „der“ Romane hätte die und die Aufgabe im Menschheitsgefüge, „der“ Germane und „der“ Semit jene, in Dante hätte „der“ Italiener das und das zur Menschheit gesagt, und, statt Tolstoj, „der Russe“ will das und das von uns: — vieles klingt überraschend geistvoll, ist aber doch, genau besehen, Willkür und Einfall, zum mindesten persönlicher Gesichtswinkel, der manchmal ärgert und verwundert, statt zu zwingen. Kunowski schematisiert zu leicht, statt durch diese ausgesäte Menschheit wie durch eine Pflanzenwelt zu wandern, unbefangen und einfach hier eine blühende Eigenart, dort einen herbstlichen Niedergang zeigend und Mahnungen daran anknüpfend, in Goethes Art. Es ist mir sehr oft zu viel Geschichtsphilosophie, zu viel Gewaltsamkeit. Auch glaube ich noch nicht an das nahe oder schon nahende allgemeine Sichtbarwerden der Kunst; ich meine, daß vorerst viel wirksamer zu einzelnen Persönlichkeiten und zu den besten der Zeit in leiserer, aber warmer und fester Sprache zu sprechen sei. Denn was unsere erregte Oeffentlichkeit in die Hände nimmt, verzerrt sie sofort. Die lebhafte Zustimmung zu Kunowskis Buch von seiten Hermann Bahrs und manches anderen haltlos mitschwimmenden, Sinnes-Eindrücken und Einfällen hingegebenen Modernen sollte den Verfasser stutzig machen. Nun, genug der Bedenken! Gleichwohl übertönt der Ruf nach wahrem, vertieftem, persönlichem Leben alles andere in seinem Buche. Was er über „deutsche Geselligkeit“, über „Leidenschaft und Freudenschaft“, „Christus als Künstler“, „Kunst soll aus Teilmenschen Persönlichkeiten formen“ u. s. w. in eindringliche Worte packt, regt uns zum selbständigen

Weiterdenken an und berührt unser Willenszentrum. „Wir haben alles verzerrt und entstellt und unsichtbar gemacht, nicht durch einen unnatürlichen Stil des Lebens, sondern durch vollkommene Stillosigkeit. . . . Wir werden verschmachten, wenn nicht Einer uns Flügel verleiht, die Schranken zu überfliegen. Diesen Einen will ich rufen, es ist der Künstler, wie ich ihn mir denke: der Kulturmensch. Ein ungeheurer Aufschrei nach Sichtbarkeit und Kraft geht durch die Völker Europas, in diesem Buche schrieb ich ihn nieder. Wir sind satt, die Natur zu berauben, wir beginnen den Dampfpflug zu hassen, mit dem wir den Leib der Erde und des Meeres aufreißen, wir wollen die Natur wieder lieben lernen, um ihre Liebe zu empfangen." Denn „wir wachsen im Haß und nehmen ab in der Liebe, weil wir die Herzen unsichtbar machen durch Uniformen und Titel". Und weiter, bezeichnend für des Verfassers weitherzige und weitsichtige Auffassung: „Jede fruchtbringende Handlung kann als Werk gelten und jedes Werk ist fruchtbringend, das seinem Schöpfer erhöhte Lebendigkeit, machtvolleren Abschluß des Wesens und der Erscheinung giebt." Kunowski erweist sich als flammender Geistesverwandter des bekannten Dr. Johannes Müller, obwohl er mehr Aesthetiker ist, dieser mehr Ethiker, auch viel mehr Rankenwerk und Beispiele und Ausblicke bringt, als der geschlossene Müller, der ruhig, fast hartnäckig auf seiner Hauptlinie marschiert. Man muß die übrigen Bände (der sechste ist außerdem erschienen) abwarten, bevor sich ein endgiltiges Urteil über diese bedeutsame und erfreuliche Erscheinung gewinnen läßt.

Anmutig und, durch einen Beigeschmack feiner Ironie, ätzend und oft fast pikant, in gutem Sinne, liest sich ein gleichwohl gedankenreiches, zu aphoristischer Form neigendes Werk von Rudolf Huch „Winterwanderung" (Berlin, Verlag von Georg Heinrich Meyer). Nach so viel drängendem Idealismus des vollgeladenen Kunowski ruht man bei diesem eleganten, überlegenen, sicheren Stilisten, dessen Kopf immer seine Empfindungen beherrscht, ordentlich aus. Ein vornehmer Grundton, ein aristokratischer Pessimismus, der sich an Schopenhauer vertieft hat, zieht sich durch Huchs Weltanschauung; aber ein oft fein-satirischer, oft grimmiger Humor bildet das angenehme Gegengewicht und läßt steife Feierlichkeit nicht aufkommen. Huch scheint zwar kalt, spricht in Schopenhauers Art oft scharf von „Weibern" und „Philistern" und trifft mit sicherem Stich allerlei Gebrechen und Entartungen der Zeit, besonders der Litteratur. Wer aber genau horcht, dem entgeht nicht das Positive, das in ihm lebt und pulsiert. Das geistvolle Buch, wiederum ausgezeichnet durch eine fesselnde Stilistik, ist insofern eine sehr empfehlenswerte Ergänzung zu des Verfassers bekanntem Buch „Mehr Goethe", das wesentlich Angriff einer leichten Reiterei war.

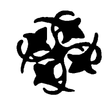
Zwei neue Werke John Ruskins, der jetzt viel genannt und hoffentlich noch mehr gelesen und in seinen ernsten Mahnungen beherzigt wird, verdienen kurze Erwähnung. Ueber unsere Stellung zu diesem ethisch-ästhetischen Zeitprediger schrieb ich schon früher (Heft 11, III. Jhrg.). Von seinen Werken, die bei Eugen Diederichs in Leipzig erscheinen, liegt der vierte Band vor. Es sind „Vorträge über Kunst", sieben Oxforder Vorlesungen über Kunst und Religion, Kunst und Moral, Kunst und Nützlichkeit, Licht, Linie und Farbe. Ruskins Grundanschauung wird auch hier wieder mannigfaltig variiert. „Das hier vorliegende Ziel," sagt er zu seinen Studenten in seiner Antrittsrede, „ist nicht in erster Linie Kenntnisse, sondern Kraft und Selbstzucht, nicht Fertigkeit, sondern

Bereitschaft.“ Und an anderer Stelle: „Sie werden wohl noch auf dem ganz irrtümlichen Standpunkt stehen, daß die sogenannten schönen Künste nur Mittel und Anregung zu anmutiger Erholung sind. Lassen Sie es sich gesagt sein, wofern Sie mir vertrauen wollen: diese Anschauung ist von Grund aus verkehrt. Alle großen Künste haben von jeher die Unterstützung oder die Verherrlichung des menschlichen Lebens als höchstes Ziel.“ Auch hier klingt der Ton an, den wir bei Kunowski hörten: durch Kunst zum Leben, durch Leben zur Kunst, Leben und Kunst seien innig von einander durchdrungen! Ein anderes Ruskinsches Werk, „Die Königin der Luft“ (Straßburg, Verlag von Heitz), bringt Studien über die griechische Sturm- und Wolkensage, in Ruskins freier, gedankentiefer und phantasiereicher, auf alle Fälle anregender Behandlungsweise.

Ein Buch des Kieler Litteraturprofessors Eugen Wolff soll mich hinüberleiten zu den beiden Biographieen, mit denen diese Rundschau schließen mag. Es sind gesammelte Studien und Kritiken zur Litteratur der Gegenwart, in der Schultzeschen Hofbuchhandlung zu Oldenburg veröffentlicht unter dem Titel „Zwölf Jahre im litterarischen Kampf“. Sind diese Tageskritiken fein und scharf, den Kern treffend, von durchgeistigtem Stil, von tiefgründiger Auffassung? Ich kann nicht unbedingt bejahen. Wolff steht im ganzen auf einem besonnenen, realistisch-nationalen Boden; den Naturalismus und andere Extreme der Modernen lehnt er ab; der Berliner Schererschen Richtung (Richard M. Meyer, Erich Schmidt, Brahm, Schlenther) steht er feindselig gegenüber; über die Entwicklung unserer Litteratur, seit 1885 etwa, schreibt er verständig, ohne Ueberschwenglichkeit zustimmend, geheim wohl zu den Idealen der nachher verschütteten Richtung der Zeit vor 1890 neigend, eine Neubelebung des historischen Dramas wünschend und gleichwohl den „großen Norweger“ anerkennend. In die feineren Verästelungen unseres Geisteslebens, in wahrhaft europäische Perspektiven, in schöpferische Vorschläge, in durchgeistigtere Stilistik dringt er nicht hindurch. Obwohl sich der unabhängige Leser über manches unabhängige Urteil an und für sich freuen wird: wie viel nichtige Eintagsfliegen werden hier ernst genommen und gar gelobt! Und dann: ich befürchte mitunter, daß Professor Wolff gleichfalls zu den vielen Papiermännern gehöre, die sich von Kunstverstand und Litteratenhandwerk zehnmal täuschen lassen und zehnmal an wahrer Poesie und klarer Menschlichkeit achtlos vorübergehen. Die folgende Stilprobe z. B. aus Eulenburgs „Dogenglück“ findet Wolff „geistvoll, an originellen Bildern reich“ und „eine glückliche Schulung an Shakespeare“ verratend. Die Stelle heißt: „...Wenn ich Euch alle Schätze gäbe, die Venedigs Bauch verschlang und die dieser Palast umschließt, ich bliebe ein elender Knicker gegen Euch, die Ihr mir das herrlichste Kleinod schenktet, das je der Wind, der durch Venedig weht, geküßt hat, Vater!“ Ich finde den Satz, nach Bild, Tonfall und Satzbau, geradezu entsetzlich. Ueber Viebigs „Barbara Holzer“ unseligen Andenkens heißt es: „Ja, es dürfte schwer fallen, in der zeitgenössischen Litteratur ein Drama zu finden, dessen Aufbau sich einfacher und wuchtiger zugleich vollzieht.“ Hoffmannsthal und Schnitzler werden zwar abgelehnt; des ersteren fein stilisiertes, poesievolles Bild „Die Frau im Fenster“, das von so eigenartiger Stimmung und Verzierung ist, freilich nur ein kurzes Bühnenbild, wird zu ungerecht verworfen: „eine zeitgemäße Gabe für die verhenkerte Phantasie gewisser Teile des Publikums“. Ich liebe gleichfalls nicht dieses müde, blasierte Jung-Wienertum; aber man muß doch feinere Sinne und

eine mehr differenzierte Prosa zur Verfügung haben, um dem hohlen Kunstverstand jener schillernden und unschöpferischen Décadence beizukommen. Dafür werden Rosmers „Königskinder“, denen zwingende und dauernde Kraft nicht innewohnt, um so freudiger anerkannt: „Die Verfasserin hat verstanden, das Märchen lebendig dramatisch auszugestalten, den poetischen, naiven wie tragischen Gehalt desselben recht tief auszuschöpfen.“ Jacobowski, Busse, Benzmann, Georg Busse-Palma finden Wolffs Beifall; solche Talente liegen ihm. Dehmel und Hartleben verneint er, aber ohne das Spezifische ihrer Eigenart mit feinerem Stift zu kennzeichnen. Dehmels kindische Kinderlieder findet er „allerliebst“. Und über diesen bohrenden Erotiker schreibt er den sehr anfechtbaren Gemeinplatz: „Nicht als ob es dem Verfasser an jeder poetischen Begabung fehlt: nur sieht er offenbar die Poesie als Spielerei an, oder hält sich für einen so großen Genius, daß er es wagen dürfe, jeden Einfall kritiklos, unpointiert und flatterhaft dem Papier und Druck anzuvertrauen.“ Ueber so verwickelte Erscheinungen wie den aufgeregten, Farbenräusche und Klangwirkungen suchenden Nervenpoeten d'Annunzio und vollends über Nietzsche möchte man gleichfalls weit Sorgsameres, anders und reicher Gesagtes vernehmen. Wolffs Stil ist überhaupt zu sehr Zeitungsdeutsch, in seinen Urteilen ist nicht genug Farbe, Tiefe, Feinheit und Eigenart Das mag für Tageskritiken entschuldbar sein; von seinem Buch aber hätt' ich gern mehr verlangt, zumal wenn sich der Verfasser löblicherweise den leider herrschenden dekadenten Richtungen freimütig gegenüberstellt.

Zum Schluß zwei beachtenswerte Mörike-Biographieen! „Eduard Mörikes Leben und Werke“ (Berlin, B. Behrs Verlag) heißt das reich illustrierte Buch, in dem Karl Fischer den gemütszarten und stilfeinen schwäbischen Dichter, besonders von der menschlichen Seite, zu zeichnen unternimmt. Harry Mayne verlegt in seiner bei Cotta in Stuttgart erschienenen Biographie den Schwerpunkt auf „Leben und Dichten“. Das letztere zu charakterisieren und überhaupt eine kunstvoll geschlossene Monographie zu stande zu bringen, hat Mayne viel Sorgfalt verwandt, ohne dabei die Lebensentwicklung dieses nicht eben glücklich gebetteten, unter vielen kleinen Stößen des Schicksals und Kränklichkeiten des Körpers leidenden Dichters zu vernachlässigen. Auch ist Maynes Prosa von einer wohlabgetönten Verständigkeit, sein Buch besonnen und doch von einer gewissen Wärme, so daß die Arbeit hohe Achtung verdient. Doch dürfte die noch wärmere, menschlichere, lebhaftere Lebensbeschreibung Fischers mehr Leser finden, wozu auch die dankenswerten Bilder und Bildnisse mit beitragen werden. Speziell über die bedeutsame Peregrina-Episode in des Dichters Jünglingsjahren bekommt man aus Fischer ein viel klareres Bild; dafür könnte Fischer ein so durchdachtes Kapitel wie Maynes „Mörike als Lyriker“ schwerlich so schreiben, kann auch nicht so stetig und bedächtig den Faden entwickeln. Doch ist gleichwohl ein Hauch in seiner anziehenden Biographie, den ich bei Mayne vermisse; beide Bücher ergänzen sich vortrefflich. **F. Lienhard.**





Entdeckungen im Tierreiche.

Daß sich dem Mikroskopiker, dem seine Vergrößerungsapparate einen Einblick in die winzigste Tierwelt der Protozoen gestatten, immer neue Formen erschließen, begreifen wir angesichts der Thatsache, daß diese niederste Lebewelt menschlicher Beobachtung so lange verschlossen war. Aber es dünkt uns recht unwahrscheinlich, daß heute dem Menschen in entlegensten Erdgebieten an größeren Tieren etwas unbekannt geblieben sein, daß es auf dem Gebiete der Säugetierwelt, soweit es sich da um größere Landtiere handelt, noch unbekannte Arten geben sollte oder daß gar Tiere, die man längst für ausgestorben gehalten hat, da und dort noch leben sollten. Und doch scheinen auch solche Ueberraschungen nicht ausgeschlossen.

Auf Neuseeland spukt schon lange der Waitoteke herum, ein seinem Aeußeren nach fischotterähnliches, auf die Gebirgsseen der Südalpen Neuseelands beschränktes Tier, dessen man aber bisher noch nie habhaft werden konnte. Vielleicht hat man es da mit einem noch tiefer stehenden Säugetier zu thun, als es die Kloakentiere, das Schnabeltier und die Schnabeligel Australiens sind.

Es ist noch nicht lange her, daß aus dem äußeren Süden Patagoniens die Kunde über ein ochsengroßes, in Höhlen lebendes, den ausgestorbenen Riesenfaultieren der Pampasschichten nahestehendes Tier, das Grypotherium, nach Europa kam und davon die Rede war, daß dieser große Säuger heute noch in Patagonien lebe oder doch noch vor nicht langem daselbst gelebt habe. Man ist jetzt daran, in wissenschaftlicher Erforschung der patagonischen Höhlen hinter dieses Geheimnis zu kommen.

Und nun ist seit Wochen von einem anderen Wundertiere, dem Okapi, die Rede, einem zebraartig gestreiften, ochsengroßen, der Prounghorn-Antilope und der Giraffe ähnlichen Säugetiere. Der Hals des Tieres ist länger, aber plumper als der des Pferdes, der Kopf erinnert an den des Tapirs, die mit feinen Haaren befranzten Ohren sind so lang, wie die des Esels, das glänzende, kurzhaarige Fell ist an der Stirne lebhaft rot, ein schwarzer Streif läuft die Nase

entlang und um die Nasenlöcher herum, Ohren, Hals und Schultern sind schön rot mit karminfarbigen Flecken, Beine und Füße cremefarbig, zebraartig gestreift, mit rotgelben Flecken auf den weißen Streifen. Wie bei der Giraffe ist auch die Zunge des Okapi sehr beweglich und zum Ergreifen der Blätter tauglich. Schon Stanley hat von dem Okapi gehört. Dann berichtete der Gouverneur von Englisch Uganda, Sir Harry Johnston, über das Vorkommen dieser Tiere im zentralen Afrika im Kongogebiete und am Albertsee, wo es paarweise die Wälder des Ituri und des Flusses Semliki bewohne und von den Zwergnegern in Gruben gefangen werde. Man fand auch die Schilde vieler Krieger mit Fellen des Okapi überzogen. Nun ist es Erikson, einem schwedischen Offizier der Kongoregierung, gelungen, durch eingeborene Soldaten das Tier zu erlegen, und sind Fell, Schädel und Aquarell des Tieres an das British Museum gelangt.

Muß es schon wunder nehmen, daß ein so großes und so lebhaft gefärbtes Tier so lange unbekannt bleiben konnte, so erhöht sich unser Interesse an diesem giraffenartigen Tier, wenn wir hören, daß nach den Behauptungen von Professor Ray Lankester dieses Okapi mit dem längst für ausgestorben gehaltenen Helladotherium (das Tier von Hellas) identisch sei. Der französische Forscher Professor Albert Gaudry hat uns in seinem Werke: Die Vorfahren der Säugetiere in Europa (deutsch von William Marshall. Leipzig. J. J. Weber. 1891) auf Grund mehrjähriger Durchforschung des Gebietes von Pikermi, nordöstlich von Athen, in anregender Weise die Tierwelt der mittleren Tertiärzeit Griechenlands geschildert, aus einer Zeit, da es noch zweihörnige Rhinozerosse und gewaltige Eber in diesem Gefilde gab, Affen zwischen den Felsen umherkletterten, die Höhlenhyäne in den Höhlen des Pentelikon hauste, ungeheure Herden von Antilopen, Hipparions über das Blachland liefen, das imposante Dinotherium neben dem Mammuth lebte und der schreckliche Dolchzahntiger sein Gebrüll hören ließ. Dieser Zeit griechischer Vorgeschichte gehörte das der Giraffe verwandte Helladotherium an mit plumpem, hornlosem Kopf, ungeheuren Zähnen, kräftigen, starken Gliedern. Mit diesem Helladotherium nun stimmt in allem, was wir von ihm wissen, das Okapi überein, in dem wir also ein lebendes Ueberbleibsel einer längst entschwundenen Erdenzeit zu erblicken hätten.

Der Entdecker des Okapi, Sir Harry Johnston, hat auch eine neue Giraffenart in Afrika entdeckt. Er erlegte im nordöstlichen Uganda zwei männliche und zwei weibliche Giraffen, von welchen die Männchen fünf Hörner, die Weibchen drei Hörner besitzen. Diese neue Art ist auch in ihrer Zeichnung von den bekannten Giraffen verschieden.

Wenn wir von altmodischem Tierleben sprechen, dann muß uns wohl Australiens Tierwelt in ganz erster Linie in den Sinn kommen, denn kein Land der Erde weist uns eine so altertümliche, auf lange überholter Stufe stehen gebliebene Tierwelt auf, wie Australien, das Land der eierlegenden Säugetiere, das Eldorado der Beuteltiere, das Land ohne Affen und Halbaffen, ohne Bären, Katzen, Marder, ohne Huftiere, das Land am Boden lebender, nächtlicher, eulenartiger Papageien, die Heimat der wunderlichen Laubenvögel, der barocken Leierschwänze und Paradiesvögel. Hier sind auch die sonderbaren Kiwi zu Hause, die man lange als Schnepfenstrauße den Laufvögeln zugesellte, während neuere Forschung sie eher den Hühnern zuweisen läßt. Auf Grund eines reichhaltigen Sammlungsmateriales hat uns jetzt W. Rotschild eine eingehende Beschreibun

dieser merkwürdigen Vögel gegeben, von denen wir nun fünf Arten kennen. Die Kiwi leben in den unzugänglicheren Gebieten des neuseeländischen Bergwaldes, meist paarweise. Tagsüber halten sie sich in Erdhöhlen oder unter Baumwurzeln versteckt, mit Eintritt der Nacht gehen sie auf Nahrungssuche aus. Würmer, Insekten, Vegetabilien bilden ihre Kost. Von Zeit zu Zeit lassen sie dabei verschiedene Töne hören. Daß sich diese scheinbar wehrlosen Vögel ganz energisch zur Wehre setzen und mit den bekrallten Füßen kräftige Schläge auszuteilen und gefährlich zu verletzen im stande seien, hätte man wohl nicht vermutet. Der Besitz von vier klauentragenden Zehen, das Vorhandensein einer Oeldrüse am After, der lange dünne Schnabel mit fast an der Spitze stehenden Nasenlöchern und die dünne Schale ihrer Eier sprechen jedenfalls gegen die Zugehörigkeit dieser wohl auch flugunfähigen Vögel zu den Straußen. Dort sei noch erwähnt, daß der zoologische Garten zu Berlin schon seit sechs Jahren ein Exemplar dieser selten nach Europa gelangenden Vögel gefangen hält. Hier ist auch ein Großfußhuhn zu sehen, das, gleichfalls dem australischen Faunengebiete zugehörig, in der Art seines Brutlebens ebenfalls altmodischen Charakter zur Schau trägt. Die Großfußhühner brüten nämlich nicht, wie andere Vögel, ihre Eier selber aus, sondern scharren abgefallenes Laub, Aststückchen zu über meterhohen Moderhügeln zusammen und überlassen die in diese Haufen abgelegten Eier der Faulwärme zur Ausbrütung. An dem Berliner Exemplar kann man die Hurtigkeit und Geschicklichkeit, mit der das Männchen solche Scharrarbeit leistet, stundenlang beobachten.

Das Kapitel über die „Brutpflege“ ist überhaupt eines der interessantesten im Buche unseres Wissens vom Tierleben; zeigt es uns doch so lebhaft, wie sich im Organismenleben alles um die Erhaltung der Art dreht, und wie unerschöpflich die Natur in mannigfaltigsten Vorkehrungen der elterlichen Wesen zum Besten des Nachwuchses ist. R. Wiedersheim hat vor kurzem einen Ueberblick über die Brutpflege bei Lurchen und Fischen gegeben, der ganz sonderbarer Fälle gedenkt. Der väterlichen Fürsorge, wie sie dem Laich vieler beliebten Aquarienfische seitens der Männchen zu teil wird, haben wir schon in einer früheren Rundschau (2. Jahrg., Heft 9) gedacht. Auch beim Schlangenkopffisch, bei den Seehasen, bei den Panzerwelsen und Seeskorpionen ist es das Männchen, welches sich den Mühen der Brutpflege unterzieht. Bei den Seenadeln, Verwandten der bekannten Seepferdchen, bilden sich bei den Männchen Bruttaschen, in welche die Eier zum Ausschlüpfen gelangen. Ein ausstralischer Wels schleppt einen halben Meter im Umkreise kleine Steine zu einem Nest zusammen, legt dann die Eier ab und bedeckt diese mit einer mehrfachen Lage größerer Steine, welche er in der Umgebung des Nestes zusammenholt. So erscheint das Nest von einem hellen, steinlosen Ringe umgeben und fällt daher schon von weitem auf. Die Pfeifer, amerikanische Frösche, stellen an den Ufern stehenden Gewässers für den abzulegenden Laich schüsselartige Vertiefungen von etwa 30 cm her, die mit Wasser gefüllt, durch einen Erdwall aber vom übrigen Wasser abgesperrt sind. In ähnlicher Weise errichtet das Weibchen eines brasilianischen Laubfrosches in mondhellen Nächten im Wasser runde Wälle von 30 cm Durchmesser und legt dann innerhalb dieser Wälle den Laich ab. Andere Froschlurche umgeben den in solchen Schüsseln abgelegten Laich mit einem eiweißähnlichen Schaum, in welchem die Brut aushält, bis sie bei starkem Regenfall ins Wasser der Sümpfe hinabgespült wird. Ein japanischer Baumfrosch

legt seinen Laich in 10—14 cm über dem Wasserspiegel befindlichen Gruben ab und umhüllt die mit einer zähen, reichlich mit Luftblasen durchsetzten Eiweißmasse, welche sich später verflüssigt und mit den Eiern ins Wasser schwimmt. Bekannt sind ja die Vorkehrungen der europäischen Feßlerkröte, bei der das Männchen sich die Eier um die Hinterfüße wickelt, mit ihnen in die Erde eingräbt, später wieder hervorkommt und mit den ausschlüpfreifen Eiern ins Wasser geht. Recht wunderlich nimmt sich die Brutpflege bei der Wabenkröte von Surinam aus. Zur Laichzeit sind die Rückenwaben des Weibchens mit Deckeln versehen; diese Deckel fallen schon ab, ehe die Jungen in diesen sonderbaren Kinderwiegen ganz entwickelt sind; wenn dann des Atmens wegen die jungen Kröten sich vorstrecken und aus jeder Wabe ein Köpfchen hervorlugt, giebt das einen recht seltsamen Anblick. Wohl der absonderlichste Fall solcher Brutpflege ist von der kleinen Kröte Rhinoderma Darwinii in Chile bekannt, bei der die Eier in die Mundhöhle des Männchens gelangen, das in den rechts und links sich öffnenden Kehlsäcken 5—15 Junge beherbergt und während dieser Entwicklung der Jungen wohl außer stande ist, Nahrung zu sich zu nehmen.

Wie überaus reich die Tier- und Pflanzenwelt der Tropen an mannigfaltigsten Formen ist, und was es da Interessantes, Neues zu schauen, zu beobachten giebt, das machen die kürzlich erschienenen „Reisen eines Naturforschers im tropischen Südamerika“ von Prof. Dr. Otto Bürger auch dem nichtfachmännischen Leser klar, ein mit der warmen Beredsamkeit und eingehenden Sachkenntnis eines deutschen Gelehrten geschriebenes Buch, das in weitesten Kreisen gelesen zu werden verdient. Dem Reisenden war es darum zu thun, die vertikale Verbreitung der Tiere in einem tropischen Hochgebirge zu studieren, zu prüfen, ob sich Humboldts Floren entsprechend auch die Faunen in verschiedenen Höhen abgrenzen lassen, und so neue Beispiele und Gesichtspunkte für den Einfluß der klimatischen Verhältnisse auf die Entstehung der Arten zu gewinnen. Er wählte hiefür die Kordilleren Neugranadas, welche sich unter der Linie in einem regenreichen Gebiete steil von der Meeresküste erheben, denen Gletscherfirne nicht fehlen und an deren Rücken sich, wenigstens in schmalen Streifen, die Kultur fast bis zur Schneegrenze entlang zieht. Wenn auch dieses Gebiet an Zahl und Größe der Säugetiere mit den Gebieten des äquatorialen Asiens und Afrikas nicht konkurrieren kann, so giebt es doch auf der ganzen Erde kein Gebiet so reich an mannigfaltigsten Vögeln und Insekten. Bürger war auf seiner Forschungsreise vom Glück begünstigt und hat auf seiner Wanderung von der Meeresküste bis hinauf in die Alpenregion zumal Insekten, Schnecken und Würmer fleißig und reich gesammelt. Was biologisch interessant ist, wird in dem Buche eingehend und lebhaft geschildert. Ueberall treten dem Leser die Verwandlungen, welche Flora und Fauna von der heißen Niederung bis zur Nebelhöhe und Firnenwelt erleiden, in ihren veranlassenden Ursachen klar vor Augen. Dabei kommt aber die Schilderung von Land und Leuten all der durchwanderten Gegenden nicht zu kurz. Die Flora dieses tropischen Gebietes zeigt, sagt der Autor, noch heute eine solche Wachstumsfreude und Kraft der Erde, wie sie überschwenglicher niemals geherrscht haben kann. Hier möchten wir an der Hand der Bürgerschen Mitteilungen einen allgemein verbreiteten Irrtum richtig stellen. Man stellt sich den tropischen Urwald immer weit tierreicher vor als unseren heimischen Wald. Dem ist nicht so. Wahrscheinlich ist der tropische

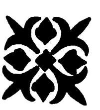
Urwald weder an Arten, noch an Individuen reicher als unser Buchenwald. Hell strahlt am Morgen die Sonne, aber die Tausende Reflexe, welche die glänzende Blattfülle des Urwaldes durchleuchten, lassen kein lautes Tierleben erwachen. Wenige Vogelstimmen werden in den höchsten Baumwipfeln hörbar, und je tiefer man in den Wald eindringt, desto stiller und leerer an Geschöpfen erscheint er uns. Fr. Dahl hat während der günstigsten Jahreszeit im Römerholz bei Kiel mittels Köder an einem Tage 145 aasliebende Fliegen mit 16 Arten, im Urwalde bei Ralum auf Neupommern 143 Fliegen mit 17 Arten erbeutet. Das numerische Uebergewicht der Tropen kommt nicht im Walde, sondern an offenen Plätzen zum Ausdruck. So stieg die Ausbeute an Aasfressern an einem besonders günstigen freien Orte Deutschlands zu günstigster Jahreszeit auf 200, bei Ralum aber auf 7000.

Fesselt den einen die Schönheit der Natur, wie sie in üppiger Entfaltung landschaftlich zum Ausdruck kommt, so wissen andere wieder der Betrachtung winzigsten Organismenlebens Interesse abzugewinnen. Und gerade auf diesem Gebiete hat die moderne Naturforschung, ausgerüstet mit den leistungsfähigen Mikroskopen, wunderbare Fortschritte gemacht. Für das freie Auge nicht sichtbare Lebewesen, von deren Existenz man früher keine Ahnung hatte, sind jetzt als verderblichste Feinde organischen Lebens, als Veranlasser wütender Epidemien erkannt worden. In der Lage, die Entwicklung dieser Organismen von ihrem ersten Entstehen an zu verfolgen, konnte man ihre Existenzbedingungen erfahren, ist man heute im stande, sie wirksam zu bekämpfen. Dieses Forschen nach den im Verborgenen thätigen Keimen dieser und jener Seuche, dieses Nachspüren nach den Entwicklungsgängen dieser kleinsten Lebewesen muß auch dem Bildungsfeindlichsten Achtung abnötigen vor der Geduld und Ausdauer, dem Scharfsinne, mit welchem dieser Kampf gegen die unheimlichsten Feinde des Menschen gekämpft wird. Fast jedes Jahr bringt da neue Siege. Wohl einer der langwierigsten Kämpfe solcher Art ist der uralte gegen die Malaria. Ihn kämpften schon die alten Römer, ihn kämpft der Forschungsreisende, wo immer ihm in warmen Ländern weites Sumpfgebiet das Vordringen erschwert. Wir wollen uns hier nicht auf medizinische Erklärung dieser Krankheit einlassen, die weite Gebiete Italiens unbebaut zu lassen nötigt, die Campagna verseucht und Hunderttausende jährlich dahinrafft, wir wollen auch nicht des weiteren darauf eingehen, wie man eigentlich schon von jeher die stechenden Mosquitos mit der Malariaseuche in Zusammenhang gebracht und vorahnend im Schutze gegen das Mückenvolk auch Sicherheit gegen die Malaria zu finden geglaubt hat, sondern klipp und klar auf die nun erwiesene Thatsache eingehen, daß es Blutschmarotzer sind, welche die Malaria verursachen, und daß die saugenden Mücken dabei die Rolle der Zwischenträger spielen. Es sind 30 Jahre her, daß Lankester im Blute von Fröschen Parasiten entdeckt hat. Zehn Jahre darauf fand man solche Blutschmarotzer auch im Blute wechselfieberkranker Menschen. Seither sind sie noch im Blute vieler anderer Wirbeltiere nachgewiesen worden. Alle sind der Klasse der Urtiere zugehörig und lassen sich in drei Gruppen scheiden, in die Parasiten der Rinderpest von Texas, in Gregarinen (Abteilung der Urtiere) ähnliche Lebewesen im Blute von Reptilien und in Amöben der menschlichen Blutkörperchen, der Blutkörperchen von Affen, Fledermäusen, Vögeln. Von dieser dritten Gruppe vollenden vier Arten ihre Entwicklung in Mücken. Für die das Malariafieber erzeugenden

Arten der Blutkörperchen-Amöben ist eine Art der Mückengattung Anopheles der Wirt. Verfolgen wir nun in aller Kürze den Lebenslauf dieser Blutparasiten. In ihrem ersten Stadium treffen wir sie als kleine Amöben in oder auf den roten Blutkörperchen ihres Wirtes. Die Amöben wachsen überaus rasch und haben bald das Hämoglobin (der rote Blutfarbstoff) ihres Blutkörperchens in braune oder schwarze Körnchen, das sogenannte Malariapigment, verwandelt. Schon nach einem oder mehreren Tagen sind die Amöben reif und vermehren sich nun geschlechtlich oder ungeschlechtlich weiter. Im letzteren Falle werden die Amöben zu Sporocyten, deren Kern in eine je nach der Art verschiedene Zahl von Segmenten zerfällt, die sämtlich zu Sporen werden. Ist dies geschehen, so sind die betreffenden Blutkörperchen vernichtet, sie platzen, die Sporen werden frei, gelangen in die Blutflüssigkeit, setzen sich an neue Blutkörperchen fest, gestalten sich zu neuen Amöben aus und vermehren sich von neuem. Bei der geschlechtlichen Fortpflanzung aber werden die reifen Amöben zu Gametocyten, welche ohne Zeichen von Sporenbildung reifen. Diese Gametocyten sind männliche und weibliche Formen und bedürfen zu ihrer Weiterentwicklung eines zweiten Wirtes und zwar eines saugenden Insektes. In die Magenhöhle eines solchen gelangt, erzeugen die männlichen Formen mit dem größeren Kerne Spermatozoen, die weiblichen Formen Eier. Schon einige Minuten nach dem Uebertritte in die Mücke schlüpfen die Spermatozoen als lange, lebhaft sich bewegende Fäden aus, wandern in der Blutflüssigkeit der Mücke herum, bis sie auf ein Ei stoßen, und bilden sich zu einem Zygoten um. Diese Zygoten heften sich an die Muskelschicht des Mückenmagens, wachsen rasch heran, reifen schließlich zu einer mit Bildungskeimen angepfropften Kapsel, welche beim Aufspringen die Keime in die Leibeshöhle der Mücke entleert. Diese verteilen sich im Körper der Mücke, gelangen auch in die Speichelzellen, von da in den Speichelgang und beim Saugen der Mücke an einem Wirbeltiere durch die Mückenzunge in den Blutkreislauf eines neuen Wirtes, wo sie wieder zu Amöben sich ausbilden. So ist es klar, daß Schutzgitter an Thüren und Fenstern, Schutzhüllen beim Ausgehen gegen die Mosquitos und daher auch gegen die Malaria schützen, daß große Ueberschwemmungen, welche die Brut der Mücken vernichten, den Rückgang der Malaria zur Folge haben, daß trockene Waldgegend, Gebirgsland, große Städte, wo für die Mücken die nötigen Existenzbedingungen fehlen, die Malariaseuche nicht kennen, und daß die Sümpfe, diese Brutstätten der Mosquitos, trocken legen, auch die Malaria vernichten heißt. In welchen richtigen Bahnen sich der moderne Kampf gegen die Malaria, der man seit Römerzeiten nichts anhaben konnte, bewegt, haben die neuesten Mitteilungen Grassis, dieses unermüdlichen Vorkämpfers in der für Italien so wichtigen Malariafrage, gezeigt. Die Anopheles-Stechmücken stechen nur während der Dämmerungs- und der Nachtzeit. Und in der Zeit von Januar bis Juni erfolgt überhaupt keine Malariainfektion. Da es nun lediglich der Mensch ist, welcher von einem Sommer bis zum anderen die Malariakeime erhält, so wäre es mit der Malaria überhaupt zu Ende, wenn es gelänge, in der Zeit von Januar bis Juni alle Malariakranken zu heilen. Andererseits kann man sich gegen die Stechmücken schützen, indem man die Abend- und Nachtstunden in Räumen verbringt, welche an allen Oeffnungen und Eingängen mit feinmaschigen Drahtgittern versehen sind. Versuche, die Grassi in der malariaverrufenen Gegend von Pästum in Süditalien anstellte, indem er die Wächterhäuschen und Stationsgebäude der Eisenbahn-

beamten an Thüren und Fenstern mit feinen Drahtgittern schützen ließ, ergaben, daß von 349 nicht solcher Weise geschützten Personen bloß 7 oder 8 gesund blieben, während von 104 geschützten Personen nur eine an Malaria erkrankte. Während in der Umgebung alle Leute erkrankten, konnte Celli in der berüchtigten Campagna 210 Beamte durch solchen Drahtgitterschutz bis auf 10 vor der Malaria bewahren und selbst in recht schlecht gebauten Häusern die Zahl der Malariafälle bedeutend herabsetzen. Anderen Ortes, so auf der Insel Asinara, ist man, außer dem Schutze der Schlafräume durch feine Drahtgitter, den Stechmücken und ihrer Brut mit Ausräucherung und Petroleum zu Leibe gegangen und erzielte so, daß die genannte Insel, die im Vorjahre über 40 Malariaerkrankungen hatte, nach diesen Versuchen keinen einzigen Malariafall aufwies.

Dr. Friedrich Knauer.



Versuchskonzerte und musikalische Entwicklung.

Ein Rückblick auf die verflossene Konzertsaison.

Als bedeutendste und wertvollste Neuheit im Konzertwesen des letzten Jahres erscheinen mir die Abonnementskonzerte, die Richard Strauß in diesem Winter im neuen königlichen Opernhause zu Berlin veranstaltet hat. Hocherfreulich ist es, daß das Unternehmen sich nicht nur dieses Jahr durchführen ließ, sondern auch für nächsten Winter gesichert ist. Denn während stets „freie“ oder „Versuchs“bühnen für die dramatische Litteratur entstehen, während die Thätigkeit von Vereinen, Vorträgen und Zeitschriften für die übrigen Zweige der Litteratur fruchtbar werden kann, während den bildenden Künstlern durch zahlreiche Ausstellungen der verschiedensten Richtung Gelegenheit geboten ist, bekannt zu werden, — war der Komponist bislang sehr übel daran. Zunächst scheidet die für die Litteratur so unschätzbare Propaganda der Zeitung und der Zeitschrift fast ganz aus. Das gedruckte Gedicht kann jedem lebendig werden, für den Roman sind wir überhaupt nur diese Verbreitungsform gewöhnt. Das durch Druck vervielfältigte Bild wirkt mit starker sinnlicher Kraft auf den Beschauer, häufig sogar nachhaltiger als das Original, weil ein wiederholtes Sichversenken möglich ist. Aber was kann die Presse für einen Komponisten thun? Sie kann theoretisch auf ihn hinweisen, gut. Aber bereits die musikalische Analyse ist ebenso schwierig, wie sie fast immer unfruchtbar bleibt, wenn das analysierte Werk einem nicht bekannt ist. Dann können Zeitschriften etliche Lieder oder kleine Klavierstücke eines Komponisten bringen. Aber was will das erstens bedeuten, und dann werden doch diese Werke nur dem lebendig, der sie erstehen lassen kann, also dem Musiker.

Immerhin, für die kleineren Musikformen, für das Lied, das Klavier- oder Violinstück, auch für die mehrstimmige Kammermusik könnte unendlich mehr gethan werden, wenn nur unsere Konzertsolisten nicht so heillos bequem oder ängstlich wären. Aber da wird immer dasselbe gesungen, dasselbe gespielt, so daß auch die Musikkritik sich immer mehr auf das Wie der Reproduktion beschränkt und nicht nach dem Was und Wie der Schöpfungen frägt. So ist die Kritik zu einer Berichterstattung über Konzertveranstaltungen herabgesunken, statt eine Würdigung über Werke der Tonkunst zu bieten. Und damit ist auch sie für die Entwicklung unseres musikalischen Lebens ziemlich unfruchtbar geworden.

Aber auch, wenn es um unsere Solistenkonzerte besser stünde, wenn nicht immer wieder der Fall eines Hugo Wolf sich wiederholte, — es hätten doch nur die kleinen Musikformen etwas davon und nicht die großen Formen der Oper und der orchestralen Instrumentalmusik, auf denen doch die Entwicklung hauptsächlich beruht. Sie haben aber auch erst recht nichts von der Vervielfältigung durch den Druck. Schon der Klavierauszug mit Text einer Oper kostet ein kleines Kapital. Wer aber spielt Klavierauszüge unaufgeführter Werke, wie wenigen nur vermag er ein Bild des Werkes zu vermitteln? Fast noch schlimmer ist es mit dem Orchesterwerk. Aus einer Bearbeitung für Klavier vermögen nur ganz wenige der Fachmusiker eine klare Vorstellung davon zu gewinnen, die Orchesterpartitur, selbst wenn der Komponist reich genug ist, sie stechen zu lassen, erheischt eine ganz besondere Schulung, um überhaupt gelesen werden zu können; aber nur eine ungewöhnlich lebhafte Phantasie vermag das Gelesene geistig zu hören.

Für die Oper wird es kaum jemals anders werden. Der zur Aufführung nötige Apparat ist so umfangreich, so schwerfällig und kostspielig, daß man an Versuchsaufführungen von Opernwerken gar nicht erst zu denken wagt. Ganz anders aber liegt der Fall mit großen Instrumentalwerken. Es ist gar kein Grund einzusehen, weshalb man nicht geradezu Versuchskonzerte einführen sollte, in denen Instrumentalkompositionen auf Wert und Wirkungsfähigkeit erprobt werden. Die Kosten sind in keinem Fall größere, als für selbst bescheidene Theateraufführungen, die Aussichten auf Erfolg aber unvergleichlich bessere. Ein starker Bundesgenosse ist die Buntheit des Programms. Ich meine nicht Buntheit im schlimmen Sinne, sondern die Wahrheit des alten Satzes: „wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Diese oft mißbrauchte Thatsache kann auch künstlerisch wertvoll sein. Die Theateraufführung beruht fast immer auf einem Werke eines Dichters. In einem Konzertprogramm lassen sich gut sechs größere und kleinere Werke unterbringen. Während bei der Theateraufführung die Teilnahme des Publikums oft schon nach den ersten Scenen unwiederbringlich dahin ist, wird sie hier mit jedem neuen Werke neu wachgerufen.

Doch wozu erst noch Gründe für eine Sache aufsuchen, deren Berechtigung jedem ruhig Ueberlegenden und für die Kunst wirklich Begeisterten einleuchten muß, ja die bereits durch die Thatkraft eines Mannes zur Thatsache geworden ist?! Da heißt es denn nun dafür sorgen, daß das Unternehmen weiter bestehen kann. Denn so unglaublich es ist, die aus ihrer beschaulichen Ruhe aufgestachelte Kritik bekommt es fertig, gegen diese Konzerte zu arbeiten. Man ist sogar nicht davor zurückgeschreckt, ihrem Leiter unlautere Nebenabsichten unterzuschieben.

Nun, Strauß ist der Mann dazu, auszuhalten, und glücklicherweise ist das Publikum wieder einmal einsichtiger, als die Kritik. Die Konzerte sind sehr gut besucht; daß die Gesellschaft Berlin W. fehlt, kann gar nichts schaden, zeugt eher für den künstlerischen Ernst des Unternehmens. Die Stimmung der Zuhörer aber war jedesmal, selbst wenn man den einzelnen Werken nicht immer beistimmen konnte, helle Freude und warme Dankbarkeit für den opferfreudigen und wagemutigen Dirigenten. So wollen wir hoffen, daß wir die Einrichtung von Versuchskonzerten ein für allemal als begründet ansehen dürfen, zum Heil der heute Schaffenden, zum Heil der Entwicklung unserer geliebten Kunst.

Richard Strauß hat sogar eine sehr praktische Lösung der Programmfrage gefunden, indem er jedem Konzert ein Werk einfügte, das allein genügte, um viele in den Saal zu rufen. Er führte jedesmal eine symphonische Dichtung von Liszt auf. Aehnlich kann man immer verfahren. Bruckner ist bei uns noch fast unbekannt, so manches für uns noch wertvolle oder doch geschichtlich merkwürdige Werk aus vergangenen Tagen verdient gelegentlich eine Neuaufführung. Aber diese Vorführung Lisztscher Tondichtungen war nicht nur praktisch, sie war auch von hohem künstlerischen Verdienst. Es mag sogar manche geben, die hier das Wertvollste sehen, was das neue Unternehmen uns gebracht hat. Wenn man den jubelnden Beifall bedenkt, den z. B. die „Préludes" fanden, wenn man an sich selbst erlebte, daß ein so oft gehörtes Werk beinahe wie eine Neuheit wirkte, so liegt der Gedanke nahe, daß hier erst der rechte Lisztinterpret erstanden ist. Liszt hat den Partituren seiner Werke den oft mißverstandenen Satz vorangestellt, „das Wesentliche lasse sich nicht zu Papier bringen, das könne nur durch das künstlerische Vermögen, durch sympathisch-schwungvolles Reproduzieren" zur durchgreifenden Wirkung gelangen. Liszt betonte damit den improvisatorischen Charakter seiner Musik. Man muß an den „Zigeuner" Liszt denken. Dem Zigeuner ist das Lied, das er spielt, nur der Golddraht, um den er die blumenreichen Ranken, die seiner phantastischen Improvisation entsprießen, schlingt. Mit dem Orchester kann der Dirigent natürlich nicht in der Art improvisieren, wie der Solist auf seiner Geige. Da müssen Rhythmus und Tonschattierung diese Belebung bringen. Was Strauß in der Hinsicht geleistet hat, ist das Höchste, was ich bisher von einem Dirigenten gehört habe.

Gemeinsame Verdienste haben unsere verschiedenen Konzertleiter um einen andern, bei uns noch lange nicht nach Verdienst gewürdigten, um Anton Bruckner, von dem wir in diesem Winter die erste, dritte, sechste und siebente Symphonie zu hören bekommen haben. Ich halte es für verkehrt, Bruckner an Beethoven anzuschließen, trotzdem er selber dazu auffordert. Viel eher geht der Anschluß an Schubert, den Schubert, wie er in unserm Sinn lebt, den Musikseligen, Sang- und Klang-, Natur- und Schönheitsfreudigen. Nicht an den Schubert der letzten Jahre, wo er, wie in der unvollendeten Symphonie, plötzlich so groß, ernst und tiefgründig aufwächst, daß er dem alten Beethoven die Hand reicht. Dann kommt allerdings eins hinzu. Die instinktive Sicherheit in der Wahl der Ausdrucksmittel, die unbegreifliche Beherrschung aller Form, wie sie Schubert geradezu als Himmelsgeschenk zugefallen war, hat Bruckner nie erreicht. Wie bei Berlioz ist bei ihm die Entfaltung der ungeheuersten Ausdrucksmittel nicht ein Zeichen der unbegrenzten Herrschaft über sie, sondern des unzureichenden Könnens. Den Mangel einer systematischen Ausbildung hat Bruckner nie ganz überwunden. Er äußert

sich bei ihm in der unzureichenden Durcharbeitung und Ausnutzung der Motive. Er wiederholt, umschreibt, zerteilt, aber er vermag es nicht, aus dem einmal fertigen Gebilde neue Erscheinungen abzuleiten. Und daß Bruckner durch seine Freude am sinnlichen Klang, an rauschender Pracht zu Wagner kam, gedieh ihm auch nicht zum Heil. Wagners Orchester ist in bewundernswerter Einheit mit seiner Dramatik verbunden, aus ihr herausgewachsen. Es hat darum etwas Zuständliches, Schilderndes. Es ist wie geschaffen für die auch bis zu einem gewissen Grade objektive Programmmusik. Bruckner aber ist durchaus Subjektivist, ganz und gar Stimmungs- und Empfindungskünstler.

Bruckners Empfindungsleben ist nicht nur frei von aller modernen Differenziertheit, ihm fehlt auch das, was seit Goethe-Beethoven nicht mehr aus dem Wollen und Suchen unserer Künstlerschaft gewichen ist, das Faustische. Bruckner ist zeitlebens treugläubiger Katholik gewesen, seinem kindlichen Gemüte sind Zweifel und Seelenkämpfe erspart geblieben. Wenn er Kämpfe und Anfechtungen zu bestehen hat, so betet er, und Gott hilft ihm. Trotzdem ist Bruckners Musik weder gedankenleer noch gefühlsarm, wie man zuweilen behauptet hat. Sie enthält eine reine Seele, eine himmlische Freudigkeit, eine unendliche Welt- und Gottseligkeit. Man muß sich nur in diese Welt hineinversetzen, um durch diesen Künstler erquickt zu werden, wie durch einen Blick in reine Kinderaugen.

Man ist gewohnt, Bruckner und Brahms als zwei Gegensätze hinzustellen. Das ist verkehrt. Trotz seiner großen Verehrung für Wagner bildet Bruckner einen schroffen Gegensatz zu ihm und seiner Richtung. Er ist ein ebenso absoluter Musiker wie Brahms; sie sind keine Gegensätze, sondern Verschiedenheiten: Brahms der Norddeutsche, Bruckner der Oesterreicher; der erstere Protestant, dieser Katholik; Ringen mit dem Gedanken bei jenem, restlose Aussprache des Gefühls hier; der Architektoniker des herben, strengen Linienbaus der Norddeutsche; sinnliche Farbenfreude, ein geradezu impressionistisches Verwischen der Konturen beim Südländer. Streiten wir nicht um ihre Größe, sondern freuen wir uns, daß unser Volk reich genug ist, um zwei so verschiedenartige und doch so echte Söhne zur gleichen Zeit hervorbringen zu können.

Von den lebenden Künstlern, deren Werke hier zum erstenmal vorgeführt wurden, machten Siegmund v. Hausegger und Gustav Mahler den stärksten Eindruck. Vom ersteren kamen die symphonischen Dichtungen „Dionysische Phantasie“ und „Barbarossa“, vom letzteren die vierte Symphonie zu Gehör. Beide sind hervorragende Könner, die den ganzen Orchesterapparat in bewundernswerter Weise beherrschen. Beide sind auch Künstler, Mahler aber als kluger Verarbeiter des ihm Zuströmenden, Hausegger dagegen als schöpferischer Gestalter des aus ihm Herausströmenden. Der junge Hausegger ist selber eine dionysische Natur, voll überschäumender Kraft, voll hinreißenden Temperaments, dem es vor allem auf Größe des Wurfs, auf einheitliche Steigerung der Stimmung ankommt. Er ist eine urdeutsche Natur voller Innigkeit und Milde, aber auch voll wilden Sturmes; und da er noch so jung ist, überwiegt das stürmische Drängen noch das ruhige Gestalten. Mahler hat dagegen nichts Deutsches. Das zeigt schon das Erkünstelte der Naivetät, um die er sich in zahlreichen Liedern und auch in dieser Symphonie bemüht. Als ich dieser Tage hörte, daß er von Geburt Jude sei, erklärte mir das vieles. Man braucht nicht „Antisemit“ zu sein, um das, was

der gewiß vorurteilslose Liszt vom Judentum in der Kunst in seinem Buche über die Zigeuner sagt, Wort für Wort zu unterschreiben. Sie geben ihr Innerstes nicht, weil sie das Wesentliche ihres Volkstums nicht geben. Ich sehe bei dieser Symphonie, die man als „einen Tag im himmlischen Kinderland" bezeichnen kann, immer den Künstler neben seinem Werke stehen. Wie ein Mosaikbildner fügt er Steinchen zu Steinchen und bekommt schließlich ein Bild, das erst aus der Ferne einheitlich wirkt. In der Nähe sieht man das Brüchige. Es fehlt der große Zug. Und dann ist alles so aufdringlich deutlich, daß man merkt, wie der Verstand hier Zug zu Zug fügte, sorgend, daß ja nichts vergessen werde, daß aber die großzugige Inspiration ebenso fehlte, wie das Hingerissensein zum Endziel, wobei einzelnes im geheimnisvollen Dämmern bleibt. Eine kluge Kunst, aber kein warmherziges Schaffen.

Die anderen orchestralen Neuheiten interessierten mehr an sich, als daß sie einem eine künstlerische Persönlichkeit nahegerückt hätten. Auch Hans Hubers, des Schweizers, „Böcklin-Symphonie" verliert über den Einzelheiten die Einheit. Ihm fehlt die Kraft einer zwingenden einheitlichen Stimmung. Und dann ist er mehr Architektoniker denn Farbenkünstler. Ueberhaupt fehlt ihm das Weiche, Sinnliche; auch das Phantastisch-Träumerische. Alles das war in Böcklin mächtig. Hier erhalten wir nur den trutzigen und laut lachenden Schöpfer des Kentauren, den kraftstrotzenden Mann, wie er aus Floerkes Buch uns entgegentritt. Eine ganze Reihe von ausgesprochenen Programmmusikwerken bot nichts eigentlich Bedeutendes. Des Franzosen Vincent d'Indy „Zauberwald" ist durchaus Dekoration, des Holländers Anton Averkamp „Elaine und Lancelot" ein weichmelodisches Stück, dem aber jede Charakterisierungskraft fehlt, das überdies von einer erstaunlichen Naivetät über das Wesen der Programmmusik zeugt. Tschaikowskys „Woywode" ist von einer fast brutalen Deutlichkeit, aber ohne Größe der Stimmung; Mascagnis „Leopardiano" ein durchaus gestelltes und äußerliches Werk, das den hochbegabten Tonsetzer auf einer traurigen Stufe zeigt; Fritz Volbachs „Es waren zwei Königskinder" ist eine sinnige Ausmalung des alten Stoffes, aber ohne die große Traurigkeit und die tragische Stimmung des alten Liedes; Leo Blechs „Trost in der Natur" eine melodische und an sich schöne Komposition, aber in Anbetracht der aufgebotenen Mittel doch von gar zu kärglichem Ideengehalt.

Ein hervorragender Könner ist der Engländer Eduard Elgar. Ob er mehr ist, wage ich nach den beiden hier aufgeführten Werken nicht zu entscheiden. Ein Variationenwerk zeigte volle Meisterschaft über die Form, aber keine geistige Vertiefung derselben; eine Ouvertüre „Cockaigne" schilderte das Londoner Straßenleben mit unglaublichem Aufwand von Farben und zeichnerischen Einzelheiten; aber auch hier fehlte die zwingende Kraft. Immerhin muß man den fruchtbaren Komponisten, der bislang bei uns so gut wie unbekannt war, im Auge behalten. Was man beim Ausländer entschuldigen kann, ist einem bedeutenden Deutschen gegenüber ein grobes Unrecht. Daß Alexander Ritter, trotzdem er bereits eine Reihe von Jahren tot ist, bei uns noch völlig unbekannt ist, zeugt für die Oberflächlichkeit unseres Musiktreibens. Wir haben nur wenige so ganz Echte, wie er einer ist. Nichts an ihm ist Phrase, nichts gemacht. Er hat sich gegeben, wie er war, herb, ungeschliffen, zuweilen fast ungenießbar, aber — „die Schale mag hart sein, der Kern ist weich und süß". Wir danken Strauß, daß er noch zu

allerletzt die symphonische Trauermusik „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe" zur Aufführung brachte. Das ist derbe, altdeutsche Holzschnittmanier, verbunden mit der etwas tappigen Herzlichkeit alter Chronikschreiber. Aber gesund ist solch ein Kernspruch nach all dem feinen, geistvollen und empfindungsreichen Gerede.

Ein Erfreulicher ist auch Georg Schumann, den an ihre Spitze berufen zu haben die Berliner Singakademie sich beglückwünschen kann. Seine Variationen über ein lustiges Thema bedeuten eine dauernde Bereicherung. Er ist keine große, aber eine gewinnende Persönlichkeit, und eben doch eine Persönlichkeit. Dabei ein großer Könner und von hohem Feingefühl für klangliche Schönheit. Das ist überhaupt ein hervorstechendes Zeichen, daß die Freude an der schönen Melodie wieder wächst, daß man nicht nur nach der Farbe des Orchesters, sondern auch nach der Schönheit der Zeichnung (in der Themenbildung) verlangt.

Schumann kann uns zur Kammermusik überleiten, die in diesem Winter im Konzertsaal eine Pflege erfuhr, die man noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten hätte. Ich sehe darin ein Zeichen der Entwicklung von der massigen Kunst Wagners zur Intimität. Diese Steigerung offenbarte sich allerdings mehr in der Reproduktion, als in neuen Werken. Einige neue Kammermusikvereinigungen haben sich aufgethan, unter denen ich die Verbindung von Bläsern der Königlichen Kapelle besonders erwähne, weil sie auf die Pflege eines in Deutschland über Gebühr vernachlässigten Gebietes hinweist. An neuen Kompositionen gefiel ein temperamentvolles Klaviertrio von Georg Schumann; ein Streichquartett des Schweizers J. Lauber zeugte von echtem Gefühl für den Kammermusikstil. Mir gefiel, trotzdem es mehr den Charakter einer Suite hatte, am besten ein Quartett von E. Jaques-Dalcroze, durch den sprühenden Geist und das feine Gefühl für rhythmische Wirkungen.

Derselbe Komponist, ein in Oesterreich herangebildeter Franzose, feierte einen lauten Triumph mit einem Violinkonzert in C-moll, das der treffliche Geiger Henri Marteau zu Gehör brachte. Das war neuartig in der Stellung der Aufgabe, wie in der Art ihrer Lösung. Das Ganze ist ein Stück Programmmusik; ein „Künstlerleben" ist der Inhalt, der rein durch die Stimmungskraft der Musik überzeugend erhellt. Wundervoll ist, wie der Komponist es versteht, durch starkes Herausarbeiten der Hauptthemen einen festen, einheitlichen Rahmen zu schaffen, der die buntfarbigsten Teile eines vielgestaltigen Bildes zusammenzwingt. Wertvoll auch die Instrumentation, die durch Bevorzugung der Bläser einen satten Hintergrund schafft, auf dem die Solostimme hell sich abhebt. — Es ist überhaupt eine eigentümliche Erscheinung, wie zuweilen eine musikalische Form gerade dann wieder in stärkere Aufnahme kommt, wenn sie als abgenützt bezeichnet wird. Das ist z. B. für das Konzert des Soloinstruments mit Orchester der Fall. Wir haben in diesem Winter, nachdem die letzten Jahre nur vereinzelte Neuerscheinungen gebracht hatten, drei neue Klavierkonzerte und sechs Konzerte für Violine zu hören bekommen. Als für die Entwicklung bedeutsamstes erscheint mir das an sich ziemlich wertlose Klavierkonzert in B-moll von Felix vom Rath. Sowohl infolge der allzu geringen Ausnutzung der aufgebotenen Mittel, wie im kargen Gedanken- und Gefühlsgehalt ist die Arbeit ziemlich gleichgiltig. Fruchtbar aber ist, wie Soloinstrument und Orchester gegeneinander ausgespielt werden. Die Beethovensche Uebersetzung des Wortes Konzert als „Tonwettstreit" wird

nach dem Vorgange J. S. Bachs im D-moll-Konzert und Beethovens im Andante des G-dur-Konzerts aufs geistige Gebiet übertragen. Ob Rath das bewußt gethan hat oder nicht, bleibt schließlich gleichgiltig. Jedenfalls scheint mir hier die ideale Form des Klavierkonzerts zu liegen: das Klavier als Einzelmensch gegenüber dem Orchester als Menschheit. Denn das Klavier umfaßt die ganze Tonwelt, wie im Einzelmenschen die Menschheit lebendig geworden ist. Es umfaßt sie aber bloß in einer Farbe gegenüber der Buntheit der Orchester-Welt.

Musikalisch weit wertvoller war das Klavierkonzert des jungen Arthur Schnabel, dessen große Begabung auch in Liedern sich offenbart; hier sogar auf ihrem eigentlichen Feld, der kleineren Form. Hoffentlich überwindet Schnabel das Stück pretiösen Dekadententums, das ihm noch anhaftet. Entsetzlich öde in der Erfindung und dabei noch undankbar in der Mache ist dagegen Otto Neitzels Klavierkonzert. Bloße Virtuosenarbeit, aber wenigstens dankbare, ist dagegen Karl Halirs Violinkonzert in D-dur. Bedeutend in der Mache, die in einer vertrackten Kontrapunktik gipfelt, aber geradezu brutal in der kolportageromanhaften Empfindung ist die Arbeit des Amerikaners Ch. Löffler; ihr Widerspiel des allzuweichlichen Italieners Leone Sinigaglia melodieseliges Werk. Weit höher steht ein sinniges, warm empfundenes Konzert Tor Aulins, das wie ein schottisches Hochlandslied frisch und gesund von Liebe und Kampf, Trennung und Wiederfinden singt. Nicht auf der Höhe seines ersten steht des prächtigen Norwegers Chr. Sinding zweites Violinkonzert. Es ist virtuosenhafter und äußerlicher als jenes, aber doch auch in einzelnen Stellen von kräftigem Schwung.

Das einzige größere Chorwerk, das wir als Neuheit erhalten haben, ist Anton Urspruchs „Frühlingsfeier". Ein bedeutendes Werk, das mit Beethovens instrumentaler Chorsprache die Charakterisierungskraft der Moderne und die architektonische Wirkung der diatonischen Choralformen zu verbinden weiß. Klopstocks herrliches Gedicht findet in dieser in Schönheit schwelgenden Musik die ebenbürtige Vertonung.

So war es ein reicher Winter, der uns beschieden war. Mag auch das Meiste von dem Neuen nicht zu dauerndem Besitze werden, das Wichtigste ist, daß es da ist: denn es legt Zeugnis ab von Streben. Dieses aber bedeutet Leben.

Dr. Karl Storck.



Romantische Ferne.

Nach jenen einseitigen Zeiten der Gegenwarts- und Alltagsabschilderei sieht man jetzt auf unseren Bühnen stärkere Sehnsucht erwachen nach rauschenderen Klängen, glühenderen Farben; nach der romantischen Ferne und nach leidenschaftsdurchpulsten Vergangenheiten voll verwegener heroischer Naturen. Wer sie in wilder Schönheit erwecken könnte, wer ein berückender Träumeschöpfer wäre,

ein Magier, das Wunderland zu beschwören und uns ganz in den lebendigen Bann seiner Phantasiegeschöpfe zu zwingen, den würden wir gern zum König ausrufen.

Aber der König kommt nicht. Die Brokate schimmern und kostbare Waffen rasseln, Kronen blinken, polyphone Verse und prächtig verbrämte Perioden fluten auf und ab. Doch der Seelensucher, der, ob er nun ein Stück aus den Alltags-Niederungen, aus dem Hinterhaus, oder ob er Märchen und Helden spielen sieht, immer die eine ästhetische Befriedigung begehrt, eine Offenbarung von Gefühlswelten zu erleben, eine Deutung der unbewußten Vorgänge in unserer Brust zu empfangen, gewahrt nur Aeußerliches, Gebärden und Posen, und hinter dem Prunk erkennt er nur zu häufig die Gliederpuppen.

Als Maskenzüge und Larven entpuppten sich zwei anspruchsvoll daherschreitende Bühnenwerke, der „Darnley“, der erste Teil einer „Maria Stuart in Schottland“ von Björnstjerne Björnson und „Der Herr von Abbadessa“ von Felix Dörmann. Als trockener Kritiker und kühler Taxator des inneren Inventars muß man diesen in ihrem Exterieur so gleißenden Dichtungen gegenübertreten und mit einem Goethewort darf man sich dabei wappnen: „Ihr nennt mich einen kargen Mann, gebt mir, was ich verprassen kann.“

Die beiden in ihrer Qualität so gleichen Theaterstücke sind im übrigen, vor allem was ihr Nationale angeht, sehr verschiedener Natur.

Das Stück des Norwegers, der mit seinem machtvollen Wirklichkeitsmysterium „Ueber unsere Kraft“ einen der stärksten Bühneneindrücke der letzten Jahre bereitete, der dann aber mit dem lehrhaft-trockenen „Laboremus“ so enttäuschte, führt weit zurück von diesen Dramen aus des Dichters Gegenwart in seine Frühzeit. Es stammt aus dem Jahre 1864. Der neue Theaterfrühling, der Björnson in Deutschland zu blühen schien, hat es hervorgelockt, und der Alte beabsichtigt dieser Jugendarbeit jetzt einen zweiten Teil nachzusenden.

„Der Herr von Abbadessa“ aber, das Stück Dörmanns, ist das jüngste dieses Schriftstellers und giebt, da dieser vordem mit Vorliebe Wiener Scenen aus dem Durchschnitt des Alltagslebens auf das Theater brachte, in seinem phantastischen Stoff und Gewand ein charakteristisches Symptom für die neu erwachten romantischen Neigungen.

Das Bild der schottischen Maria, „bewundert viel und viel gescholten“, der Kriegsentfeßlerin und Männerverwirrerin gleich der Helena, steige zuerst auf.

Schiller hat die königliche Büßerin an ihres Lebens Ausgang prangend gemalt, ihn reizte es, diese Gestalt auf den blutigen und glänzenden Hintergrund ihrer Vergangenheit zu stellen, die Echos und Reflexe in ihre Gegenwart wirft. Wie eine Vision umspielt alles, was sie geliebt, gelitten und verbrochen, die Gefangene („den König, meinen Gatten, ließ ich morden und dem Verführer schenkt ich Herz und Hand“), aber auf fernem Boden, beinahe wie in einem anderen Leben trug sich das alles zu; die Verirrungen und Fehler verblassen und wir sehen nur die Büßerin im Purgatorium ihrem schweren Schicksalsgang entgegengehen.

Man fühlt vor dieser Gestalt, wie es Dichter locken mußte, sie, die hier im Erinnerungsschatten wandelt, in die Mitte der Begebenheiten ihres ersten Lebens zu stellen und die Feuer des Hasses und der Liebe um die schöne Statue lohen zu lassen.

Maria Stuart in Schottland ward denn auch, wie ihr lebendiges Urbild leidenschaftlich begehrt wurde, nach Jahrhunderten gleich leidenschaftlich dichterisch umworben. Swinburne malte in fahlen Farben ihr Porträt als grausames Rätsel, mit unbeweglichen, kühlen Augen auf Vernichtung und Opfer blickend gleich der Klingerschen Salome.

Marie Ebner-Eschenbach versenkte sich im Anfange ihres Weges, als sie noch an ihre dramatische Sendung glaubte, in die Seele dieser Frau und suchte zu lesen und zu deuten und zu vereinen, was die Geschichte von ihr sagte und was ihr eigenes Fühlen sprach.

Die strenge Selbstkritikerin hat dies Drama, das Devrient 1860 in Karlsruhe erfolgreich aufführte, nicht der litterarischen Forschung ausgeliefert, in ihren Werken sucht man es vergebens, wir wissen nur von ihm aus ihrem kleinen Essai aus ihren „Lehrjahren", und aus den Berichten ihres treuen Sachwalters Anton Bettelheim in seinen aufschlußreichen „Biographischen Blättern" (Berlin 1900, Gebr. Paetel).

Das Wesen Marie Ebners erkennen wir sofort aus den Andeutungen, die über die Behandlung des Mariastoffes gegeben werden. Nicht die bohrende psychologische Wißbegierde, die seelischen Geheimnisse einer weiblichen Sphinx bloß zu legen, hat die Ebner nach Schottland geführt, sondern ihr gütiges Herz. Sie glaubte nicht an die Verderbtheit und sie wollte das Bild der unglücklichen Königin von Schlacken und Makel reinigen. Dichterische Rettung sollte das Drama werden. Völlig schuldlos, so berichtet Bettelheim, ist die Maria Stuart bei Marie Ebner: „das holde, sanfte, treuherzige Opfer unholder Bewerber, wilder Thatmenschen, verschlagener Thronräuber". Unschuldig ist sie Rizzio gegenüber und schuldlos bleibt sie vor Bothwell. Keinen Teil hat sie an seiner finsteren That, der Ermordung König Darnleys, ihres Gatten. Einer Genoveva gleicht sie, umgeben von Verruchtheit und Ungerechtigkeit, die keine Reinheit zu begreifen mehr fähig ist.

Marie Ebners gütig mildes Verstehen menschlicher Schwächen ist uns lieb und wert, aber in diesem Jugenddrama scheint es schon kein Verstehen mehr zu sein, sondern blinde Liebe. Glatt und farblos kann man sich nur dies blutlose Bild vorstellen. Dramatisch, dichterisch interessant werden doch Seelen erst, wenn es in ihnen wallt und wogt; der ewig klare, blaue Himmel langweilt, erst bei den Ungewittern, beim Stürmen der Elemente klopft das Herz stärker.

Die Maria Stuart in dieser Gefühlsart als Idealfigur entspricht der Geschichte nicht, was freilich das kleinste Unglück wäre, sie hat aber auch in der anderen Welt, der dichterischen, keinen lebendigen Fuß gefaßt. Dichterischer als die Dichterin fühlte sie ein Historiker, Leopold von Ranke. Seine kritische Auffassung erkannte die Widersprüche der Ueberlieferung, die der Königin teils wirkliche Mitschuld und Helferschaft an der Ermordung ihres Gatten Darnley durch Bothwell zuschreibt, teils es in der Schwebe läßt und von einem (psychologisch sehr möglichen) Schwanken Marias zwischen der zurückkehrenden Neigung zu Darnley und der aufsteigenden Leidenschaft für Bothwell spricht. Ranke erkannte, daß der strengschließende Historiker nach den unsicheren Zeugnissen keine giltigen Behauptungen aufstellen dürfe, und er lieferte den Handel den Dichtern aus in Worten voll wahrer poetischer Erkenntnis: „Mich deucht, ein Dichter könnte sie ergreifen: denn darin liegt ein Vorteil der poetischen Darstellung, daß sie auch

eine minder begründete Ueberlieferung annehmen und derselben folgend die Tiefe des Gemüts erschließen kann, jene Abgründe, in denen die Stürme der Leidenschaften toben und die Handlungen geboren werden, welche den Gesetzen und der Sittlichkeit Hohn sprechen und doch in der Menschenseele tiefe Wurzeln haben."

Ganz anders als Marie Ebner, mehr Naukisch, sah Otto Ludwig Maria Stuart. Er plante lange einen „Darnley", und aus Interesse für den Stoff hat er auch, als „Maria Stuart in Schottland" von „M. von Eschenbach" erschien, dem Werk des vermeintlichen „Herrn von Eschenbach" eine lange Charakteristik gewidmet, die vieles anerkennt, aber natürlich energisch die eigene Auffassung betont.

Otto Ludwig, der bei Marie Ebner eine Mischung von Schiller und Scribe ironisch konstatierte, sah seine Maria mit Shakespearischen Augen. Eine Macbethfigur schien sie ihm in ihrem nächtigen Bündnis mit dem finsteren Bothwell, er machte Skizzen von ihr, umriß sie als „potenzierte Adelheid aus dem Götz", als „Ueberweib voll Entschlossenheit und Geist", als „Zögling der Katharina von Medici", als „dämonisch überhobene Figur nicht sich bei sich selbst entschuldigend in Schwäche, sondern bewußt gegen das göttliche Gesetz auftretend".

So hängen sie nebeneinander die beiden Bilder, das eine auf Goldgrund mit unirdischen Augen und sanften Zügen, das andere dunkelglühend, ehern, eine Furie mit nacktem Schwert, eine Teufelinne voll Hohn und Dämonie. Modernen psychologischen Augen, die die scharfen Konturen, das Unbedingte, restlos Umschriebene, etikettiert Festgelegte in der Seelenbeschreibung als Theorie und allzu bequemen Positivismus ansehen, und das Schwebende, Widerspruchsvolle, die gleitenden Uebergänge, die Zwischenzustände für giltiger halten als solche Bewertungen nach Absolut-Gut und Absolut-Böse, könnte aus den beiden Bildern ein drittes erscheinen. Es würde in seinem Aeußeren vielleicht eher etwas vom Goldgrundton haben als von der Furienmarke. Und das bewußt dämonisch Ueberhobene möchte man sich vor allem fern denken. Unbewußt müßte der lieblichen Erscheinung das Böse, Zerstörerische anhaften; es müßte, ohne daß sie es lenkt, von ihr ausgehen und sie ihm zusehen, halb wie ein grausam spielendes Kind, das sich am Zerstören freut, an der eigenen Ueberlegenheit, halb wie ein furchtsames Kind, das plötzlich ein Grauen befällt, wenn es den zuckenden Käfer auf die blanke Nadel gierig gespießt hat, und das weinend nach Hilfe schreit.

Die Mischung aus furchtsamer Kindlichkeit und unbewußter Dämonie, einer lüsternen Neugier, Verwirrung zu stiften und sich plötzlich entsetzt die Augen zuzuhalten, das zu treffen wäre lockende dichterische Aufgabe.

Arthur Schnitzler hat in seinem „Schleier der Beatrice" sich in dieser Spielart versucht; diese Beatrice, die Jungfrau, geht in Unbewußtheit einher und mit einem unschuldsvollen Gesicht, das keine Lüge ist; aber Verderben kommt von ihr. Richtig gefühlt ist diese Gestalt, überzeugend geschaffen ist sie freilich nicht.

Etwas Aehnliches finde ich nun in Björnsons „Maria Stuart". Er hat nicht wie die Ebner eine Rettung unternommen, er hat auch nicht wie Otto Ludwig ein Machtweib konstruiert. Er läßt sie nicht den König mit Rizzio betrügen, und er läßt sie nicht Mitwisserin des Bothwellschen Mordattentats gegen Darnley sein. Aber sie ist trotzdem keine Heilige. Innere unbewußte Verderbnis will Björnson an ihr sichtbar machen. Er betont deutlich die charakteristische Nuance launischer Kindlichkeit, eines lüsternen Spieltriebs mit dem Feuer; sie

spielt nur, aber jedes dieser Spiele wächst ihr über den Kopf und wird zum Unheil. Und dem Unheil sieht sie dann nicht mit der befriedigten Dämonie des Otto Ludwigschen Ueberweibes zu, sondern sie steht erst kühl, teilnahmslos dabei, wird aber dann gepackt von einem äußeren Gruseln vor dem Feuerschein der Zerstörung und dem Blut.

„Ihr seid aus dem Geschlecht der Guisen, glänzend wie der Diamant, aber auch kalt wie der Diamant," sagt Heinrich Darnley von ihr. Sie kann nicht lieben, nur lächeln; sie langweilt sich leicht und sucht die Emotionen; sie spielt mit der Leidenschaft der andern und stachelt sie, ohne etwas zu geben; sie reizt bis aufs Blut, und mit Rizzio geht sie um, wie ein neugieriges Kind, das am liebsten seine Spielsachen zerbricht, um herauszubekommen, wie sie inwendig aussehen. Sie selbst sagt von sich: „es reizt mich, es so bunt wie möglich zu treiben". Das ist nicht die Art eines Ueberweibes, sondern die einer Kapriziösen. Und daher kommt auch die andere Stimmung, die Stimmung der Hilflosigkeit, die sie vor einem nackten Schwert zittern läßt, die sie schutz- und anlehnungsbedürftig macht; die sie unbeständig immer wieder auf den gutmütig schwachen Darnley als Reserve zurückkommen läßt, bis sie der eherne, düstere Wille Bothwells unterjocht, der in ihr die Krone und das lockende Weib umarmt, der aber dabei Mann genug ist, seine Thaten allein zu thun, ohne eine Lady Macbeth als Gefährtin und Gewissensgenossin zu brauchen. —

Wenn man die Zeichnung der Maria vorsichtig aus dem Buche auslöst, dann kommt man darauf, sie zu sehen, wie Björnson sie sah, und wie er sie sichtbar machen wollte. Im Rahmen des Bühnenbildes gelingt das aber nicht. Da ist alles verwischt und verschwommen. Nur aus den Stellen, die direkte Charakteristik in definierenden Aussprüchen geben, bekommt man den Anhalt für Björnsons Absichten. Eine leibhaftige Gestalt erwuchs aus den Definitionen nicht. Die Personen geben sich nicht, man belauscht sie nicht und enträtselt sie nicht aus indirekten Zügen, sie sprechen vielmehr von sich, oder andere stellen sie dem Publikum vor. Worte giebts, aber kein Wesen.

Noch weniger gelang es, die Figuren in ihren Zusammenhängen mit den äußeren Geschehnissen zu zeigen. In einem Doppelelement müßten sie leben, in ihrem eigenen Wesen und in den eng verwobenen Netzen der Ereignisse, der Religionsstreitigkeiten zwischen Katholizismus und Protestantismus, der Prätendentenwirren; die Ereignisse und die Charaktere müßten sich in ihren wechselnden Beeinflussungen offenbaren, und mitten in dem großen, unheilvollen Spinnennetze säße sie, die schöne Königin mit dem Kindergesicht, und blickte neugierig auf das Todeszucken ringsum, bis eine gepanzerte Faust dazwischenfährt, daß die Fäden zerflattern, das kreischende Weibchen um die Hüften packt und als Beute davonschleppt, die Faust Bothwells.

Stückweis, ohne den inneren organischen Zusammenhang, sind die Akte zusammengesetzt. Die Situationen sind mehr gewählt, um äußere, lärmende Bühneneffekte vorzubringen, als um fruchtbare Lichtungen zu eröffnen, aus denen man das Wesen der Gestalten erkennt. Und dadurch giebt es freilich Augenblickswirkung, aber nicht kontinuierliches Interesse für die Menschen. Eins steht nämlich fest. Die zwingendste, stärkste Charakteristik wird immer der Dramatiker geben, der nicht seinen Helden sagen läßt, „ich bin nämlich folgender Mensch", sondern der ihn in einem Moment seines Thuns oder seines Entschließens zeigt,

der verräterisch bezeichnend für ihn ist. Die Illusion muß erweckt werden, daß eine Gestalt völlig unabsichtlich, unbewußt, durch irgend eine Manifestation uns in ihrem Inneren lesen läßt. Und diese Momente müssen sich wie Kettenglieder fest schließen. Von solcher verfeinerten Kunst, die gerade komplizierten Charakteren gegenüber durchaus notwendig wird, merkt man in Björnsons Drama nichts. Sie fehlt in gleichem Maße auch dem Wiener Felix Dörmann. Ein Abenteurerstück nennt er sein Drama vom „Herrn von Abbadessa". Teils lyrisch, teils balladesk geschaute Situationen bringt es auf die Bühne mit üppigem, musikalisch-dekorativem Apparat. Bilder werden gestellt in prunkvollen Rahmen: aus Lorbeer- und Oleanderbüschen wächst böcklinisch eine römische Villa am Meer; über gestürzte Säulen und verwitterte Marmorstufen rankt sich Epheu; das offene Meer breitet sich in blauer Ferne und eine Jungfrau steht in fließenden, goldgestickten Gewändern am Strand und ruft ekstatisch ihre Sehnsucht in die Lüfte nach dem Helden, dem Befreier, den ihr ein Traum gezeigt. Und ein anderes Bild: die stolze Halle mit Wappenzier und goldenem Hochsitz, auf ihm ein bräutliches Paar, doch unter den Höflingen taucht ein Fremder auf, ein Sänger, und sein Lied zwingt die Braut von dem Bräutigam, dem Königssohn von Abbadessa, hinweg und zieht sie an die Brust des Abenteurers, und der Königssohn fällt im Zweikampf.

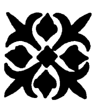
Und ein drittes Bild: der Abenteurer ist Herr, die Krone trägt er und das blauschimmernde Schwert des Reiches, das ihm der sagenhafte Königsgreis von Abbadessa selbst verliehen, ihm, der durch Kraft und Mut seiner würdiger ist als der schwache Enkel, der den Tod verdiente. Doch er wirft alles von sich. Nur das Wagen gefiel ihm, das Erreichte dünkt ihm schal. Es zieht ihn wieder weiter, den Abenteurer, zu neuen Thaten. Aber das Weib, das er sich im Sturm gefreit, gehört nicht zu denen, die sich aufgeben lassen, sie stößt ihn mit dem Dolch nieder und sich und dem Geliebten zündet sie den Königspalast zum Scheiterhaufen.

In diesem Stück wird nicht gespart, die schwelgerischen Schmuck- und Gefühlsrequisiten aus der Welt Lohengrins, Brunhildes und Sardanapals werden zu einer Trophäe gehäuft, aber man bleibt vor ihr kühl. Es ist kalte Pracht, und fatale Mißstimmung kommt auf, wenn man merkt, wie die Verse sich bemühen, Feuerzaubermotive und Leidenschaftsakkorde rauschen zu lassen, und die Raketen dabei verpuffen oder träg am Boden verknistern.

Das Dekorative ist genau so äußerlich wie das Leidenschaftliche in diesem Stück, und darum bestrickt das eine nicht, und das andere zündet nicht. Schnell wird einem klar, daß diese Stimmungssituationen nicht durch die Menschen auf der Bühne, durch ihre Gefühlsentwicklung, durch ihre Persönlichkeitsfaktoren herbeigeführt werden, sondern von dem Dichter-Regisseur, dem diese dankbaren Opernscenen Hauptzweck sind und die Menschen nur Statisten, Versesprecher und Leidenschaftsposeure. Die kindliche, direkte Charakteristik tobt sich hier gründlich aus. Der Abenteurer, statt verführend, fortreißend zu *wirken*, erzählt immer nur, daß er ein Abenteurer ist, und belehrt in didaktischen Rhythmen die andern darüber, was solch Abenteurer für ein berauschend wundervolles Wesen sei und wie sie auf ihn zu reagieren hätten. Und es ist nicht ohne Ironie, daß die Personen, die blinde Vasallen Dörmanns sind, alles aufs Wort glauben und Gefühlssubordination halten. Die Menschen vor der Bühne aber sehen in diesem Aben-

teurer nur einen Großsprecher und Renommisten und empfinden nichts von jenem Charme der Liebenswürdigkeit, von jenem Rausch der Leidenschaft, den er programmatisch wie ein Feldgeschrei von sich verkündet. So kommt es, daß man all die großen Lebens- und Todessituationen, die Dörmann aus dem Kommen des Abenteurers entwickelt, als innerlich unwahr fundiert und unmotiviert empfindet, und daß man, je lauter die Schreie sind und je größer die Gesten, je widerwilliger mitgeht.

Das Kündigen der Gefolgschaft ist aber für einen Dichter, der Prophet und absoluter Herr der Herzen sein soll, das schlimmste. Den falschen Propheten soll es immer so gehen! **Felix Poppenberg.**



Hermann Allmers †.

Als er am 11. Februar des vorigen Jahres seinen 80. Geburtstag feierte, wurden ihm ungewöhnlich herzliche Ehrungen zuteil. Ein sehr gemischter Freundeskreis — Gegensätze wie Paul Heyse, M. G. Conrad und Börries von Münchhausen waren darunter — hatte seine Glückwünsche und Widmungen in einem Sammelbande dargebracht, und da konnte man immer wieder lesen, wie eine aufrichtige Freude am Menschen Allmers die üblichen Festworte warm übertönte. Liest man seine Schilderungen, namentlich die „Römischen Schlendertage", so begreift man das. Er war ein Mensch von seltener und reiner Genußfähigkeit, und seine Begeisterung wirkte ansteckend und anfeuernd, ob sie gleich nur die eines nachempfindenden Gemütes war. Aber eben die eines Gemütes, das an der Hand erlesener Meister mit allen Kräften in die Tiefe strebte, und dem alle Schöngeisterei fremd blieb. Er war ein Künstler der Geselligkeit, ein „trautlieber Gesell" beim Becher, aber nicht um des Bechers willen. Er half, er belebte und spornte an, uneigennützig und ohne sich vor die Sache zu stellen. Ein vornehmer Mensch, ein weicher aber standhafter Charakter durch und durch, ein heller Geist, für das Beste bis ans Ende empfänglich und dankbar, so erscheint uns seine im besten Sinne liebenswerte Persönlichkeit, und so begreifen wir das besondere und schöne Verhältnis zwischen seinen Freunden und ihm.

Ein Dichter von ursprünglicher Begabung war er kaum. Selbst in seinen wenigen besten Gedichten ist er mehr erzählender Schriftsteller als gestaltender Poet. Sein bekanntestes Gedicht, das von Brahms vertonte „Feldeinsamkeit" ist auch sein bestes, es mag hier folgen:

Ich ruhe still im hohen, grünen Gras
Und sende lange meinen Blick nach oben,
Von Grillen rings umschwärmt ohn' Unterlaß,
Von Himmelsbläue wundersam umwoben.

Und schöne weiße Wolken ziehn dahin
Durchs tiefe Blau, wie schöne stille Träume; —
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin,
Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume.

Ja, das ist gestaltet und allerdings von einer erlesenen Schönheit. Aber sie muß ihm mehr als glückliche Zufallsgabe gekommen sein, wie man dergleichen bei reproduktiven Talenten wohl gelegentlich begegnen mag. So sind ja auch seine übrigen Gedichte nicht schlechtweg trivial, fast immer weisen sie interessante und menschlich wertvolle Spiegelungen, aber das Licht wirkt nicht aus dem Innern, sondern leuchtet die Vorstellungen von außen an; so bleiben sie ohne höheres Leben, ohne höhere Form.

Dagegen sichert ihm sein schriftstellerisches Talent einen Platz im geistigen Leben seiner Zeit und auch ein Stück darüber hinaus. Noch vor dem Erscheinen seiner liebenswürdigen Plaudereien aus Rom (1862) hatte er im Jahre 1857 sein „Marschenbuch" veröffentlicht. Mit diesen Land- und Volksbildern aus den Marschen der Weser und Elbe versuchte er meines Wissens zum erstenmal, die neuen natur- und kulturgeschichtlichen Forschungsergebnisse auf das gesamte Sonderleben eines äußerst merkwürdigen Landes praktisch anzuwenden. Dieses Land aber kannte er von Kindesbeinen an, Fauna und Flora waren ihm nicht minder vertraut als die alteingesessenen Bauern, zu deren ältesten und vornehm mit dem Reichsadler gewappneten Geschlechtern auch das der Allmers gehörte. Von Jugend auf ein heller Kopf, gut erzogen dabei, hatte er früh den Trieb, zu sehen und zu unterscheiden, jenen Untersuchungstrieb gegen natürliche Dinge, wie Goethe es einmal bezeichnet. Wie kommt es, daß in der Marsch andere Leute wohnen und andere Sitten herrschen als auf der dürren Geest? Oder im öden Moor? Wo ist friesisches, wo niedersächsisches Geblüt? Wo blieb das feste Land mit stattlichen Höfen und Dörfern, davon Sang und Sage melden? So durchforschte er von der ererbten Scholle aus mit zäher Liebe die alte und neue Kultur der Heimat, stieß auf Zusammenhänge, die heute noch, und heute mehr denn je die Geister erregen, und schuf damit in seiner Art ein Aehnliches, wie Fontane in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg". Vielleicht ist dieses Hausbuch der Heimat doch das dauerndste Mal, das Allmers sich gesetzt hat.

Und trotzdem ihm das Schreiben und muntere Dichten so viel Freude machte, schrieb er sich doch nicht aus, schrieb er nicht, um zu schreiben und sich gedruckt zu sehn, und bewies auch damit wieder den liebenswürdig bescheidenen Grundzug seines Wesens. Wohl aber setzte er, mit reichen Schätzen der Erinnerung aus der Welt da draußen zurückgekehrt, seine Kraft zur Belebung der geistigen Interessen im alten Kreise ein, wo er doch mit allen Fasern, trotz der heißen Germanensehnsucht nach der breiten Römerstraße, sein lebelang wurzelte. Wenn aber seine Anregungen den schwer bedächtigen Sinnen der Landsleute nicht einleuchten wollten, packte er wohl unmutig auf und fuhr davon, ins alte Reich, nach Nürnberg, München, den Rhein hinauf und hinab. Dann ankerte er sich wieder fest hinterm Weserdeich zu Rechtenfleth, ward der Seewinde wiederum froh und sah nach dem Rechten in Haus und Hof und Nachbarschaft. So ist er (am 11. März) gestorben, 81 Jahre alt, und hat ein Leben gehabt, reich an guten, gesegneten Stunden. **Eugen Kalkschmidt.**



Stimmen des In- und Auslandes.

Wilhelm Busch als Philosoph.

Am 15. April begeht in der Abgeschiedenheit seines Geburtsortes, des ehemals hannöverschen, jetzt schaumburg-lippischen Fleckens Wiedensahl bei Stadthagen, Wilhelm Busch seinen siebzigsten Geburtstag. Dort lebt, wie Rudolf Presber in einer Studie über den Dichter des unsterblichen „Max und Moritz" im „Litterarischen Echo" schreibt, „der witzigste Karikaturist des neunzehnten Jahrhunderts als ein Einsamer, Stiller, Beschaulicher". „Der Siebzigjährige fühlt weder Neigung noch Bedürfnis, der Welt die unsicheren Striche und die galligen Einfälle seines Alters zuzumuten." Aber Wilhelm Busch ist dabei keineswegs, wie vielfach geglaubt wird, zum verbitterten Weltflüchtling geworden, der seine eigenen Werke verdammt, am liebsten alles widerrufen und vernichten möchte, was er geschaffen hat. Nur, um sich nicht künstlerisch selbst zu überleben, hat er ganz still und bescheiden, ohne Festbankette und Jubelreden seine künstlerische Wirksamkeit, soweit sie für die Oeffentlichkeit bestimmt ist, selbst, freiwillig und in fröhlichem Stolz abgeschlossen. . . . Was der tiefe, im bunten, schellenklingenden Uebermut seiner Werke versteckte ernsthafte Kern dem Näherzuschauenden leicht verrät, das hat uns nun sein stiller, schweigsamer Lebensabend bestätigt: kein Allerweltsspaßmacher war der Frohgelaunte, der uns von bösen Buben und Affen, von frommen Augenverdrehern und lüsternen Jüngferlein, von groben Bauern und wichtigthuenden Philistern so Ergötzliches zu erzählen wußte: — er war ein Weiser, dem nur vor tausend anderen Weisen die sonnige Gabe verliehen war, seinen Aerger an der Welt und sein Päcklein Menschenverachtung unter dem üppigen Blütengeranke des Humors zu verbergen. Statt zu eifern, hat er verspottet. Statt zu verdammen, hat er gelächelt. Statt zu verfluchen, hat er die Narrheiten der Menschheit in die grotesken Linien seiner Zeichnungen und seiner köstlich trockenen Verse eingesponnen. Er war derb, gewiß, oft sehr derb. Aber niemals hat er der Zote oder der Lebemänner-Litteratur die geringsten, naheliegenden Konzessionen gemacht. Bei aller Ausgelassenheit der Einfälle und der Laune ist Selbstzucht in seinen Werken. Er verspottet die tausenderlei Narrheiten der Menschen, aber er beschmutzt sie nicht. Er durchschaut alle die Heuchler und Prahler und Feiglinge und Pantoffelhelden, aber sein sieghafter Humor entdeckt an ihnen liebenswerte Züge. Und wie selbst das Unschöne und Unbedeutende — man denke nur an die Unterhose des Herrn Knopp, die ihm ein so köstliches Mienenspiel offenbart — seinem fröhlichen Künstlerauge immer wieder den versöhnenden Ulk vermittelt, so bricht durch Skepsis und Pessimismus seiner Lebensanschauung das befreiende Lachen." Busch hat selbst einmal in zwei Aufsätzen der Frankf. Ztg. unter dem Titel: „Was mich betrifft" über sich und seine Werke einige Aufschlüsse gegeben: „. . . wer sie freundlich in die Hand nimmt, etwa wie Spieluhren, wird vielleicht finden, daß sie, trotz dummlichsten Aussehens, doch



teilweise im Leben geglüht, mit Fleiß gehämmert und nicht unzweckmäßig zusammengesetzt sind. Fast sämtlich sind sie in Wiedensahl gemacht, ohne wen zu fragen, und, ausgenommen ein allegorisches Tendenzstück und einige Produkte des drängenden Ernährungstriebs, zum Selbstpläsier. Hätte jedoch die sorglos in Holzschuhen tanzende Muse dem einen oder anderen der würdigen Zuschauer auf die Zehe getreten, so wird das bei ländlichen Festen nicht weiter entschuldigt. Ein auffällig tugendsames Frauenzimmer ists freilich nicht. Aber indem sie einerseits den Myrtenzweig aus der Hand übertriebenen Wohlwollens errötend von sich ablehnt, hält sie andererseits gemütlich den verschleierten Blick eines alten Aesthetikers aus, dem bei der Bestellung des eigenen Ackers ein Stäubchen Guano ins Auge geflogen". Der Seitenhieb auf den „Aesthetiker mit dem verschleierten Blick" soll gegen Friedrich Theodor Vischer gerichtet gewesen sein, der mit tadelndem Bedauern auf einige Lascivitäten in Buschs humoristischen Bildern hingewiesen hatte. Und noch aufschlußreicher ist ein Brief des Humoristen vom 8. Okt. 1886. Darin heißt es: „Ich verkehre allerdings viel mit unterhaltlichen Toten, aber in sogenannte alte Schriften habe ich mich nie vertieft. Die älteren deutschen Humoristen sind mir auch jetzt noch so gut wie unbekannt. Den wonnigen Don Quixote lernte ich erst vor einem Jahre kennen, und sollte ich geschwind noch eins der Bücher nennen, die mich so recht von Herzen ergötzt haben, würde ich vielleicht Pickwick sagen. ... Von dem direkten Einfluß eines Verlegers auf mein Talent ist mir nichts bekannt. Uebrigens wurden Text und Zeichnungen überreicht und, soviel ich weiß, nicht mehr verändert. Außer beim Filucius hat gewiß nie wer gewußt, wie weit ich grad beschäftigt war.... Daß ich von Max und Moritz meinen reichlichen Anteil gehabt, läßt sich kaum sagen. Sie wurden nach demselben Maßstab von ungefähr drei Gulden bezahlt, den der alte Braun für meine frühesten Zeichnungen selbst bestimmt hatte. Ein kleines nachträgliches Extrahonorar wurde mir nur für die Sammelwerkchen überwiesen, wie Kunterbunt, Schnacken und Schnurren, deren Titel gleichfalls von mir sind."

In demselben Jahre war es auch, als Busch mit wehmütigem Lächeln über seine Beziehungen zu den Philosophen, vor allem zu Schopenhauer, urteilte: „Die Begeisterung für dieselben hat etwas nachgelassen. Ihr Schlüssel scheint mir wohl zu mancherlei Thüren zu passen in dem verwunschenen Schloß dieser Welt. Nur nicht zur Ausgangsthür." Wohl möglich, meint Presber, daß der Wilhelm Busch, der Stift und Feder bei Seite gelegt hat, eingesponnen in Kindheitserinnerungen und die Blicke gerichtet auf jene ‚Ausgangsthür', zu der seine einstigen Lehrer den Schlüssel nicht besaßen, ein Mystiker geworden ist. Der Wilhelm Busch aber, der einst fröhlich und streitbar Stift und Feder führte, war es nicht. Der war im Herzen Skeptiker und Pessimist; aber er trug die gefällige Maske des Frohsinns. Er war vielleicht aus ehrlichster Wissenschaft ein Verächter der Menschen, weil er sie kannte. Aber sein spähendes Malerauge fand so viele närrische Gesellen und drollige Tölpel, so viele Gernegroße und Wichtigthuer, so viele Gespreizte und Verschmitzte in der Masse, daß ihn die Freude an dem Grotesken, das zu fröhlichem Konterfei und lustiger Uebertreibung herausforderte, wieder aussöhnte mit aller Verkehrtheit und Schlechtigkeit der Welt. In diesem Sinne hat er ein Recht, zu sagen, daß seine Bücher zu seinem ‚eigenen Pläsier' geschrieben und gezeichnet seien. Sein siegreicher Humor hat darin seine Weltverachtung überwunden. Und so lehrt er die anderen, was er

selbst aus eigener großer Kraft gekonnt hat: zu lachen, um nicht weinen zu müssen."

Ueber den Lebensgang Wilhelm Buschs sei noch folgendes mitgeteilt: Als Krämersohn in Wiedensahl geboren, ist er sechzehnjährig auf die polytechnische Hochschule zu Hannover gekommen, wo er's bis zur Note I. (mit Auszeichnung) in der — reinen Mathematik brachte. Dann wurde er Maler in Düsseldorf und Antwerpen, wo er sich für die alten Meister begeisterte. Er schrieb selbst darüber: „In Antwerpen sah ich zum erstenmal im Leben die Werke alter Meister; Rubens, Brouwer, Teniers; später Frans Hals. Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht patzt und nicht kratzt und schabt, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, das nichts zu vertuschen braucht, dabei der stoffliche Reiz eines schimmernden Juwels, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen; und gern verzeih' ich's ihnen, daß sie mich zu sehr geduckt haben, als daß ich's je recht gewagt hätte, mein Brot mit Malen zu verdienen, wie manch anderer auch."

In solch einem Gefühle der Unzulänglichkeit mag es gewesen sein, daß er, wieder nach Wiedensahl zurückgekehrt, beim Oheim, der ein großer Bienenvater war, beinahe der Versuchung unterlag, als praktischer Bienenzüchter nach Brasilien zu gehen. „Die naturwissenschaftlichen Liebhabereien führten ihn zu Darwin, der unvergessen blieb, als er sich nach Jahren in Schopenhauer vertiefte. Aber dazwischen lagen die ersten Münchener Erfolge: zunächst allerlei Späße in den Kneipzeitungen, davon er manchen gern ungeschehen machte; dann 1859 sein erster Beitrag für die ‚Fliegenden': zwei Männer auf dem Eise, von denen einer den Kopf verliert. Diese beiden eislaufenden Männer sind die heute vergessenen Vorläufer der zahlreichen Bildergeschichten, die nicht vergehen werden, solange der deutsche Humor noch nicht des Landes verwiesen ist."



Kunst und Geschäft.

Welche große wirtschaftliche Bedeutung unserm modernen Theaterbetriebe zukommt, erhellt aus einer kleinen statistischen Zusammenstellung, die wir in einem soeben erschienenen Buche: „Der Theaterdusel", von Alfred H. Fried (Verlag der Handelsdruckerei, Bamberg. Preis 1,60 Mk.) finden. Es haben im „Deutschen Theater" zu Berlin unter der Direktion Brahm acht Zugstücke von fünf Autoren eine Einnahme von 2 580 559,87 Mk. gebracht. Den Löwenanteil hatten daran drei Stücke von Gerhart Hauptmann mit zus. 1 180 056 Mk., nämlich „Die Weber" mit 474 954, „Versunkene Glocke" 459 875 und „Fuhrmann Henschel" 245 227 Mk. Zwei Stücke Sudermanns erzielten 515 123 Mk. („Morituri" 177 559, „Johannes" 337 564 Mk.), Rostands „Cyrano von Bergerac" 232 328,65, Dreyers „Probekandidat" 371 497,59 und Hartlebens „Rosenmontag" 281 553,70 Mk. Gerhart Hauptmanns Tantiemen für sämtliche Stücke

am Deutschen Theater unter der Direktion Brahm betrugen 176 885,72 Mk., Sudermanns „nur“ 51 512,30 Mk. Dem Wiener Burgtheater brachte der Rosenmontag 100 000 Kronen in 23 Aufführungen. Da auf den Autor 10 % der Einnahmen entfallen, so hat Hartleben von beiden Bühnen zusammen auch noch immerhin ca. 36 000 Mk. gehabt.

An den deutschen Bühnen überhaupt ist der aufgeführteste Autor — Oskar Blumenthal. Im Spieljahre 1899/1900 wurden fünf Stücke von ihm 1738mal gegeben, das „Weiße Rößl“ allein 1045mal. An zweiter Stelle freilich folgt bereits Schiller, der mit 10 Stücken 917mal gegeben wurde. Dann Hauptmann mit drei Stücken 683, Shakespeare mit acht Stücken 488, Sudermann mit vier Stücken 336mal. Nun erst folgt Goethe 232mal mit drei Stücken. Anzengruber war 199mal mit vier, Lessing 178mal mit drei, Grillparzer 134mal gleichfalls mit drei, Ibsen 109mal auch mit drei Stücken vertreten. Fried berechnet, daß das deutsche Theater ungefähr 350 Bühnen umfaßt, und diese ergeben bei einer durchschnittlichen Spielzeit von acht Monaten für jede Bühne 240 Spielabende im Jahr, das macht für das gesamte Theatergebiet 85 000 Spielabende. Nun hat er von klassischen und allenfalls noch litterarisch in Betracht kommenden modernen Stücken rund 8400 Aufführungen gezählt und fragt: „Was mag an den anderen 76 000 Spielabenden für nichtswürdiger Schund einem ‚Kunst‘ suchenden Publikum vorgesetzt worden sein, von dem nicht einmal diese weitgehende Statistik Notiz nimmt?“

Er geht nämlich auf den Nachweis aus, daß Theater und Bühnenkunst „etwas Sterbendes“ sind. Wie wenig das Theater Volksinstitut sei, hätte eine kürzlich vom „Wiener Extrablatt“ unter den Bewohnern Wiens veranstaltete Enquete bewiesen. In dieser Theaterstadt par excellence gab es Tausende, die noch nie in ihrem Leben im Burgtheater gewesen sind; alte Leute von 50 bis 70 Jahren, die seit ihrer Geburt in Wien gelebt, „ganze Familien meldeten sich, vom Großvater bis zu den Enkeln, ja die Einwohner ganzer Häuser traten in corpore als Zeugen dafür auf, daß sie das Innere des Burgtheaters nur vom Hörensagen kennen“.

Aber auch für die Interesselosigkeit der Schriftsteller selbst am modernen Theaterleben weiß der Verfasser eine Enquete herbeizubringen. Sie wurde Mitte der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts veranstaltet und hatte die Frage zum Gegenstande, welches von den vier damals im Mittelpunkte des litterarischen Interesses stehenden Stücken, Fuldas „Talisman“, Halbes „Jugend“, Hauptmanns „Hannele“ und Sudermanns „Ehre“, dem deutschen Empfindungsleben“ den prägnantesten Ausdruck verleihe. Darauf antwortete u. a. Felix Dahn, daß er vor wissenschaftlichen Arbeiten gar nicht ins Theater komme, Wilhelm Raabe, daß er seit 25 Jahren nur einmal im Theater gewesen, Arthur Fitger, daß er seit 1889 keines mehr besucht habe. Und sogar Paul Lindau, der jetzt selber Theaterdirektor ist, hatte nur zwei der damals sehr populären Stücke auf der Bühne gesehen. Desgleichen Paul Heyse; und Fontane gar nur eines, das „Hannele“. Eigentliches Interesse, meint Fried, hätten am heutigen Theater nur noch die „Premierentiger“, die „Auch-Dabeis“, „die ihren Mangel an Verstand durch die blendende Weiße ihrer Westen und ihrer Wäsche, durch die Eleganz ihrer Krawatte zu ergänzen trachten, sie sind die Kunstjuroren, sie sitzen an den Quellen des Theatererfolgs und geben namens des deutschen Volkes ihr

Veto ab, ... von ihrer Stimmung, ihrem Benehmen hängt es ja ab, ob das Stück weiter aufgeführt wird oder nicht". Und diese Stimmung sei, so schrieb kürzlich eine Berliner Zeitung, zum Teil vom Gewinn oder Verlust am letzten Klubabend vor der Aufführung, zum Teil von dem Stande der Börsenkurse abhängig. „Ungünstige Abendkurse aus Frankfurt vermögen noch im letzten Augenblick einen Heiterkeitserfolg zu gefährden." Und Fried ist ebenfalls der Ueberzeugung, daß z. B. die Börsenkurse zur Zeit der ersten Aufführung von Hauptmanns „Biberpelz" viel schlechter waren als zur Zeit der zweiten Inscenierung, daß desselben Dichters „Florian Geyer" „den niedrigen Börsenkursen zum Opfer gefallen ist, die um die Wende des Jahres 1895/96 infolge des Jameson-Einfalls in Transvaal und der Venezolanischen Wirren gezeitigt wurden". Vielleicht „werden sich die interessierten Bühnenleute künftig mit den Börsenauguren in Verbindung setzen müssen, ehe sie eine Premiere anmelden".

Der Verfasser sieht in seiner vorgefaßten Meinung freilich auch keine Rettung für die Bühnenkunst, wenn sie etwa dem Einflusse jenes „typischen Premierenpöbels" entzogen und weiteren Volkskreisen durch billigste Preise zugänglich gemacht würde. Diese würden zwar nicht wie jene kalt und roh den Darbietungen folgen, aber müde und stumpf. Er meint, Genüsse dieser Art könnten unmöglich auf jene Kreise wirken, „die sich das geringste Kulturbedürfnis einer noch so anspruchslosen Wohnstätte nicht leisten können". Also z. B. die 95365 Schlafstellenbewohner, die in Berlin bei der Volkszählung von 1895 gezählt wurden und zum Teil in Wohnungen zusammengepferchet sind, von denen sieben Achtel weniger Luftraum pro Person aufweisen, als die Hygieniker als Mindesterfordernis für die Gefängnisse verlangen. Ganz recht, „um die Kunst dem Volke zuzuführen, das Volk zur Kunstempfindung zu erziehen, giebt es eigentlich gar keinen anderen Weg, als soziale Arbeit zu verrichten, das Dasein der ringenden Klasse verbessern zu helfen". Aber daß diese soziale Arbeit dann an sich schon Kunst sei, „die gelebte Kunst der neuen Menschheit", das ist, mit Verlaub, genau so ein Unsinn, wie die Behauptung des Verfassers, daß der Eiffelturm erhebender wirke „als das schönste Drama eines unserer Dichterheroen", das „Getöse in einem Druckersaale, wo ein Dutzend Schnellpressen mit donnerähnlichem Geräusche menschlichen Geist vermillionenfachen", erhebender als „der geistreiche Dialog des geschicktesten darstellenden Künstlers, den Nietzsche einen Affen genannt hat". Das wäre eine traurige Menschheit, die nur noch die „gelebte Kunst" des Herrn Alfred H. Fried kennte. Da ist der Ausblick, den der Kaiser in seiner letzten Kunstrede eröffnete, doch erfreulicher, als er der Entwicklung unseres Kunstgewerbes und Kunstempfindens das Ziel wies, daß dereinst die Zeit kommen möge, in der jeder noch so geringfügige Gebrauchsgegenstand ein kleines Kunstwerk wäre. Unser ganzes Sein ständig, auch im Alltagsgetriebe, von Kunst getragen, das erst würde „gelebte Kunst" sein. **P. S.**



Akademische Freiheit.

Von Gefährdung der „freien Wissenschaft", der „voraussetzungslosen" Forschung, der „akademischen Freiheit" ist in diesem Winter in unserer Presse wiederholt die Rede gewesen. Aus verschiedenen Anlässen, von denen hier nur an den „Fall Spahn", die Zuschrift Mommsens an ein süddeutsches Blatt, die Althoff-Ehrung, die Auflösung des sozialwissenschaftlichen Studentenvereins erinnert werden mag.

Es ist daher nicht uninteressant, wie einem Ausländer, dem Russen Ssergei Shiwago, die akademische Freiheitsfrage in Deutschland erscheint. Er hat hierüber jüngst im „Westnik Jewropy" („Europäischen Boten") einen mehrere Druckbogen langen Aufsatz veröffentlicht, der sehr gründlich die akademische Freiheit der deutschen Studenten und insonderheit den Bildungsgang des Juristen bespricht. Natürlich ad usum delphini, d. h. zu Nutz und Frommen der russischen studierenden Jugend, dieser bête noire der Regierung in unserem östlichen Nachbarreiche.

Der Verfasser behandelt eingehend die „Lehrfreiheit" und die „Lernfreiheit" in Deutschland an der Hand zum Teil der Schriften von F. Paulsen („Wesen und geschichtliche Entwicklung der deutschen Universitäten"), Franz von Liszt („Die Reform des juristischen Studiums in Preußen"), Schmoller (Heft 2 des Jahrg. 1881 des „Jahrbuchs für Gesetzgebung u. s. w."), Ortloff („Die Reform des Studiums"), F. von Schulte, v. Gneist u. a. Sein Urteil über das korporative Studentenleben ist sehr abfällig. Er meint aber, daß solche Auswüchse, wie sie ja auch manche der genannten deutschen Pädagogen und Gelehrten getadelt haben, sehr leicht möglich seien auch dort, wo es gar keine „Lernfreiheit" gäbe. Um diese jedoch sei die deutsche Studentenschaft zu beneiden. Man müsse eben ihre akademische Freiheit beurteilen nicht nach ihren Auswüchsen, sondern nach den hohen Zielen und Zwecken, denen sie in Wahrheit zu dienen hat, und nach dem ungemein wohlthätigen Einfluß, den sie auf den gesunden und arbeitsamen Teil der deutschen Studenten thatsächlich ausübt....

Manch treffendes Wort, das mit gewissen Erscheinungen unseres studentischen Lebens scharf ins Gericht geht, sagt der russische Verfasser neben anderen, mehr schiefen Urteilen, da er bei der Betrachtung der korporativen Organisation und ihrer Erscheinungsformen mitunter das Kind mit dem Bade ausschüttet. Ein warmer Verehrer des Selbstbestimmungsrechts des Studenten bei der Ausgestaltung des Studienplans, findet er diese Sachlage gewissermaßen „ideal".

Nach der strengen, harten Disziplin auf dem Gymnasium erfülle gerade dieses Recht den deutschen Studenten mit einem wahren Wissensdurst, mit einer schönen Studiumluft. Gerade in den ersten Semestern arbeite der Student nicht zum Examen, für den Professor, nach „Fragebögen" und „Programmpunkten", sondern er treibe sein Studium um des Studiums willen. Die Universitätsbildung, als der Endzweck, erscheint durch nichts behindert, und das Bewußtsein, daß nicht andere für ihn in dieser oder jener Richtung Vorausentscheidungen in seinem Studienplan treffen, habe für ihn was Anspornendes und Erhebendes. „Er muß eben selbst zusehen, wie er aufs vernünftigste die weitumgrenzte Freiheit und Möglichkeit, sich Kenntnisse anzueignen, ausnützt..."

Gewiß — ein großer Prozentsatz der akademischen Jugend bestehe aus „Garnicht=Studenten“ und „Halb=Studenten“, aber der übrige Teil, der Durchschnitts=Student des ersten Semesters sei, dank der Lernfreiheit von so ernstlicher Studienfreude erfüllt, könne seinen Wissensdurst in so großem Maße stillen, könne einen so hohen Grad des Bewußtseins der Pflichterfüllung erreichen, wie das unter andern Bedingungen des Universitätslebens ganz unmöglich wäre. Davon habe sich der Verfasser auf Schritt und Tritt überzeugen können. Und das sei ein Zustand, wie man ihn im Interesse der Universitäten und der Studenten aus tiefster Ueberzeugung nur gut heißen müsse.

Herr Shiwago schließt: „Es wäre unverzeihlich kurzsichtig, die ganze Bedeutung des Prinzips der akademischen Lern= und Lehrfreiheit nur darin zu erblicken, daß dank ihm der Studiengang des Studenten erfolgreicher ist. Einen relativen Erfolg kann man immer erzielen, selbst mit Hilfe von Drill und Dressur.

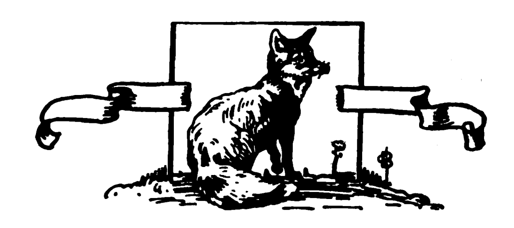
Weit wichtiger und wesentlicher ist's, zu erkennen, daß nur der Geist der Freiheit allein der Universität gesunde Gesinnung und ersprießliche Thätigkeit gewährleistet. Eine erfolgreiche Arbeit der Universitätslehrer und der Universitätsstudenten ist nur der Ausdruck und der Beweis gesunder und normaler Lebensfunktionen des so komplizierten und äußerst sensiblen Gesamtorganismus von sozial=kultureller Bedeutung, den die Universität darstellt ... Wieviel unermeßlichen und unersetzlichen Seelenfrieden und Glück gewährt Professoren und Studenten ein gesundes Universitätsleben! Das läßt sich in Worten gar nicht ausdrücken, das kann man nur nach= und mitempfinden, wenn man mit dem Leben, dem Geist, der Ausgestaltung der deutschen Universitäten näher bekannt geworden ist ...

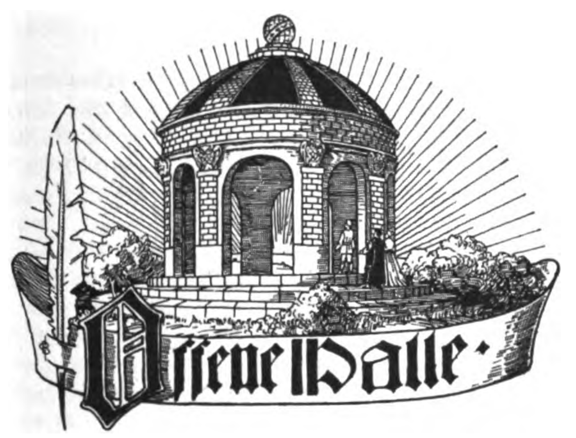
Bei uns wird jetzt so viel gesprochen und geschrieben von einem Gesundmachen des russischen Universitätslebens. Ach — daß man sich der Hoffnung hingeben könnte, daß bei den bevorstehenden Reformen diejenigen, die sie auszuarbeiten und durchzuführen haben, nicht vergessen wollten, zu dem Eck= und Grundstein die akademische Freiheit zu machen als erstes und Haupt=Unterpfand dafür, daß die Universitäten blühen mögen wahrer Wissenschaftlichkeit, wahrem Wissen, wahrer, allumfassender Aufklärung zu Nutz und Frommen!“

Die letzten Zeilen sind im Original gesperrt gedruckt. So werden im Auslande unsere Universitätszustände beurteilt, an denen daheim jetzt von allerlei Parteistandpunkten aus so viel herumgemäkelt wird.

Und wie unendlich weit sind die russischen Universitäten noch von diesem Zustande entfernt und wie lange werden sie es auch noch allem Anscheine nach bleiben!

J. K.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Massenmord.

Saßen am Vorabend des Christfestes zwei lombardische Bauern in einem Ristorante zu Mailand. Sie schrieen mit der ganzen Lebhaftigkeit des südländischen Temperamentes, gestikulierten heftig, würfelten, manipulierten mit Spielkarten und gossen in gierigen Zügen feurigen Toskaner in die Kehle. Sie schienen aber keine eigennützigen oder gar geizigen Menschen zu sein: denn alles, was in der rauchgeschwärzten Spelunke ab und zuging, wurde zu einem herzhaften Trunke geladen und in der freigebigsten Weise mit Leckerbissen, die in ganzen Bergen auf dem Tische lagen, traktiert. Was mochte die beiden, mit dem Notdürftigsten kaum bekleideten Männer nur zu solchem Aufwande, zu solcher seltenen Gastfreundschaft veranlassen?

Sie hatten kurz vorher so viel Geld eingenommen, daß man sie für die Verhältnisse italienischer Dörfler für gemachte Leute, für „Signori" halten durfte. Und wer hätte den beiden vom Glücke sonst so wenig begünstigten Bauern dies nicht von Herzen gönnen mögen, namentlich wenn sie ihren rasch gewonnenen Reichtum auf ehrlichem Wege erworben hatten?

Aber da lag der dunkle Punkt. Die beiden Zecher und Spieler waren Mörder — elende Massenmörder, und hatten die armen, unglücklichen Opfer ihrer im großen getriebenen Schandthaten als Leichen verkauft. Die schmählich in Hinterhalt Gelockten, dort heimtückisch und grausam Erschlagenen waren aus Deutschland gekommen und wollten auf der Reise in den fernen afrikanischen Süden, müde vom langen Fluge, nur kurze gastliche Rast im schönen Italien nehmen; statt dessen fanden sie ein jämmerliches Ende durch die bestialische Habgier ihrer Räuber und Mörder.

Unsere gefiederten deutschen Sänger waren es, die zu Tausenden den beiden wilden Gesellen in die Hände gefallen. Liebliche, niedliche Rotkehlchen, Nachtigallen und andere Vögelchen, welche von Lenzesanfang bis in den Herbst unsere deutschen Fluren, unsern herrlichen Wald beleben, durch ihren wundervollen

Gesang unser Ohr entzücken und des Landwirts harte Arbeit emsig unterstützen durch Vertilgung der schädlichen und gefräßigen Insekten aller Art.

Gegen ein Dutzend Doppelzentner der edlen, unermüdlichen Sänger hatten die beiden rohen Vogelsteller nach Mailand geschleppt, gegen 50 000 der niedlichen Tierchen hingemordet. Das Dutzend entlohnen die Händler, Restaurateure und Hotelbesitzer mit 60 Centesimi, kaum 50 deutschen Pfennigen, so daß die übermütigen Verkäufer gegen 3000 Lire für ihren Raub in die Tasche stecken konnten. Dessen rühmten sie sich mit cynischer Lust und darum zechten sie so tierisch und regalierten andere mit fast widerwärtiger Aufdringlichkeit.

Wie viele Mühe haben sich doch schon einzelne Personen und ganze Vereine bei den einflußreichsten geistlichen und weltlichen Stellen in Italien gegeben, um dem empörenden Massenmorde zu steuern! In der Hauptsache sind alle Schritte vergeblich gewesen, alle Bestrebungen ohne Erfolg geblieben. Wohl ist ein Gesetz zu stande gekommen, das den Vogelfang mit den großen fahrenden Netzen wenigstens vom 20. Oktober jeden Jahres ab verbietet. Aber das Gesetz bleibt immer noch in der Hauptsache ein toter Buchstabe, und verbotene Leckerbissen munden doppelt gut. Wie wären anders derartige Raubzüge sonst möglich?

Am massigsten und grausamsten wird die Vogeljagd am Lago Maggiore betrieben. Wenn wir von Locarno nach Arona dampfen, fallen uns da und dort an den Ufern des lichtblauen Sees ganz eigenartige, fast heidnischen Tempeln ähnliche leichte Bauten auf. Der neugierige Tourist, der nach dem Zwecke derselben gefragt hat, erstarrt oft vor Entsetzen über die Antwort und wünscht seinen Vorwitz in alle Tiefen der herrlichen Fluten, über welche er bis dahin voller Entzücken gleitete. Diese jeden Uneingeweihten sicher täuschenden Baracken sind nichts anderes, als raffiniert angelegte Mördergruben für unsere Singvögelchen. In diesen feuchten, dunkeln Verließen werden die Schönsten ihrer Rasse gefangen gehalten. Nachdem ihnen die Augen ausgestochen worden, damit sie dem blinden Sänger gleich um so reiner und ergreifender ihre Klagelieder erschallen lassen, werden sie den Sommer über in nasse, kellerähnliche Löcher gesperrt. Kommt dann die Zeit, in welcher die großen Vogelscharen über die Alpen ziehen, werden die geblendeten Tierchen aus ihren kalten Kerkern an die warme Herbstsonne gebracht. Des Augenlichts beraubt, wähnen sie in dem plötzlichen Wechsel Frühlingsnahen und beginnen jubelnd laut zu schmettern. Durch die heimatlichen Klänge angelockt, stürzen die von Norden kommenden geflügelten Wanderer aus den Höhen, hoffend, kurze Rast und die notwendige Nahrung für den noch weiten Flug über monti e mari (Berge und Meere) zu finden. Statt des Ersehnten harrt Tausenden von ihnen Tod und Verderben. Aus den weithin gespannten Netzen,*) in deren Maschen sie sich fangen, giebt es in der Regel kein Entrinnen mehr.

Kein Alter, kein Geschlecht, eine Schande ist's, es zu sagen, selbst kein Stand fehlt bei dem nun beginnenden Rauben und Morden der armen, so feige in Hinterhalt Gelockten, deren Jammern und Klagen die Lüfte durchzittert und die Seelen und Herzen fühlender Menschen mit Zorn und Ekel zugleich erfüllt.

---

*) Ich habe an einem Frühlingssonntag an den italienischen Ufern des Sees Dutzende solcher Netze unbemerkt durchschnitten. Sofort flogen die Befreiten gegen Norden.

In einzelnen Ortschaften sind nahe den Fangnetzen besondere Wächter auf hoher Warte bestellt, die durch ein Allarmzeichen der alten und jungen Meute das Nahen der Vogelscharen verkünden.

Sobald der Weckruf ertönt, glaubt man alle Geister der Hölle losgelassen. Da giebt es kein privates Geschäft und nicht viele amtliche Handlungen mehr, die ihren noch so notwendigen Fortgang nehmen würden. Der Lehrer stürzt wie besessen zur Schule hinaus, ihm folgt seine lernbegierige Jugend. Wer möchte da zu kurz kommen? Alles rennet, aber niemand rettet, und nur wenige können flüchten. Und nun geschieht das Schändliche und Widerliche, das wir eben erzählt haben.

Giebt es denn kein Mittel, diesem barbarischen, aller Kultur hohnsprechenden Treiben und Gebahren ein wirksames Ende zu bereiten oder doch einigermaßen zu steuern? Der Schweiz ist es gelungen, im ganzen Tessin und italienisch redenden Graubünden den schändlichen Vogelmord gänzlich auszurotten, wiewohl der keineswegs leichte und zu Beginn einfache Kampf es mit dem durchaus gleichen Volkscharakter, wie wir ihn in Italien vor uns haben, mit dessen Sitten und Gewohnheiten zu thun hatte. Der gleiche Erfolg kann auch im königlichen Italien nicht ausbleiben, wenn nur deutscherseits die Bestrebungen nicht erlahmen. Nicht nur der Gefühlsmensch, der Freund der Natur, der den herrlichen Lauten freier Sänger so gerne lauscht, unsere gesamte, so hart um ihr Dasein ringende Landwirtschaft -- alles hat ein gleichmäßiges Interesse daran.

Vorschläge zu wirksamer Bekämpfung der eines gesitteten Menschen unwürdigen Barbarei sind in Legion schon gemacht worden. Man muß aber auf ihre praktische Durchführung hinarbeiten und radikal vorgehen. Schämt euch eurer oft genug gegeißelten Modethorheiten! Das nützt nichts, wenn die deutsche Frau sich einen Hut mit dem kindischen Vogelputz aufschwatzen läßt mit der dummdreisten Versicherung des verlogenen Händlers, das Gefieder sei nur imitiert. Sie weise dergleichen Modethorheiten überhaupt mit Verachtung zurück.

Die edle Königin Margherita hat einst auf dem Markte zu Rom gegen tausend Sänger ausgelöst und dem deutschen Kaiser Wilhelm II. zum Geschenke gemacht, der sie der Freiheit und ihrer alten Heimat wiedergab. Mancher Deutsche hat das edle Beispiel seitdem nachgeahmt. Nur Vorsicht! Die raffinierten und gewinnsüchtigen Verkäufer stutzen ihren kleinen Gefangenen meist heimlich die Flügel genau so zurecht, daß sie gerade aus dem Gesichtskreise des entrüsteten Tierfreundes herausfliegen können, um sofort in dieselben grausamen Hände von neuem zu fallen. Wir haben in Italien Gelegenheit bekommen, die sinnige Einrichtung des Vogelmordes auf dem Gute eines Nobile zu studieren. Die „Etschellenza" trieb das Gräßliche nur zum Vergnügen, nicht aus schnöder Gewinnsucht; die gefangenen Tierchen schenkte er den ärmsten seiner Dorfbewohner. Der Signore konnte unser Entsetzen gar nicht fassen. Ein anderer, der Florentiner Marchese Tonigiani, ging aus einem Taubenwettschießen mit tausend der lieblichen, schon von Anakreon als Boten besungenen Tierchen, die er vernichtet hatte, als bewunderter Sieger hervor. Der Italiener versteht die Sache nun einmal schwer anders aufzufassen, und doch ist er im Grunde sachlicher Belehrung zugänglich. Unser Hinweis auf die gefährdeten Interessen des nordischen Waldes und unserer Landwirtschaft hat auf alle des erwünschten Eindruckes nicht verfehlt. An diesem Punkte muß von berufener Seite eingesetzt werden.

Mit albernen Witzen, wie sie vor acht Jahren von einem kleinen Teile im deutschen Reichstage gemacht wurden, ist freilich nichts erreicht. Jenes äußerst beschämende Vorkommnis haben damals alle italienischen Blätter registriert, und viele waren dabei des Glaubens, es handle sich um einen allgemeinen Reichstagsbeschluß. Und doch würden bei dem nötigen Ernst und Nachdruck deutscherseits die guten Folgen nicht ausbleiben.

Nur müssen wir uns auch selbst gerechterweise an die schuldige Brust schlagen, vor unserer eigenen Thüre kehren, wie das treffende Wort heißt; wir müssen dem Fange unserer Wandervögel durch verschieden genannte Spiegel — Lerchenspiegel u. a. —, dem Gefangenhalten von Singvögeln entsagen, wie auch der uns das ganze Jahr, selbst im strengen Winter treu bleibenden gefiederten Welt uns mit Thaten annehmen. Nicht der Einzelne allein — den meisten Menschen mangelt die Zeit dazu — thue was er kann, von Amts wegen muß an zahlreich zu errichtenden Futterstellen den nützlichen Tierchen Fürsorge geschenkt werden.

Aus einzelnen Gauen Deutschlands kommen sehr erfreuliche Nachrichten. So dürfen schon seit längerer Zeit im Kreise Grevenbroich keine Singvögel in Käfigen gehalten werden. Diesem Kreise folgte Neuß im gleichen Regierungsbezirk Düsseldorf. Was da am Rheine möglich ist, kann überall geschehen.

E. Müller.

* * *

Wie notwendig aber gerade der Appell an die Frauenwelt ist, geht wohl zur Genüge aus der Thatsache hervor, daß eben jetzt die Modegöttin wieder das Opfer von Millionen seltener und schöner Vögel fordert; die Nachfrage nach Vogelfedern für den Putz ist, namentlich in England, in den letzten Jahren größer denn je gewesen. In Venezuela wurden allein zwei Millionen Vögel zu Modezwecken getötet. Drei Sendungen nach London enthielten kürzlich 10000 Paradiesvögel, fast 800 Kilo Straußenfedern, 6700 Schopftauben, 5500 Fasanen, 500 sonstige Vogelbälge, 270 Kisten mit Pfauenfedern, 1500 Argusfasanen und 500 verschiedene kleine Vögel. Diese Ziffern stellen natürlich noch nicht einmal annähernd die Masse der Vögel dar, die für die Modelaune der Frauen alljährlich ihr Leben lassen müssen. Durch die Londoner Blätter ging zugleich die Mitteilung, daß ein dortiger Händler sich verpflichtet hatte, einer Modistin 10000 Mövenflügel zu liefern, die zum Aufputz der Hüte im Sommer dienen sollten. Diese Nachricht regte die englische Dichterin Florence Dixie zu einigen Versen an, in denen sie gegen diese Grausamkeit der Mode Einspruch erhob. Sie sandte das Gedicht auch an den König und die Königin. Darauf erhielt sie von Miß Knollys, der Ehrendame der Königin Alexandra, folgende Antwort: „Ich habe die Verse, die Sie mir geschickt haben, dem Könige und der Königin übergeben, und ich bin sicher, daß Ihre Majestät alles thun wird, was in ihrer Macht steht, um der Ausrottung der Vögel Einhalt zu gebieten.“ — Das wäre immerhin schon etwas, wenn auch kaum ein Ausgleich für die „Ausrottung“ der — Buren.



Polonisierung.

Im Februarheft wird Seite 597 ff. eine Parallele gezogen zwischen dem Burenkrieg und der Behandlung der Polen in Deutschland und die Behauptung aufgestellt, daß dahin gestrebt werde, den Polen Sprache, Religion und Nationalität zu rauben. Diese Ausführungen stehen in einem gewissen Zusammenhange mit dem „Entnationalisieren“ überschriebenen Artikel Seite 482 ff. und sind geeignet, bei unbefangenen und mit der wahren Sachlage nicht vertrauten Lesern ganz irrige Vorstellungen über die Lage der Polen und die von der Staatsregierung in Aussicht genommenen Maßregeln zu erwecken. Seit Jahren mit den Verhältnissen in den gemischtsprachigen Gegenden der Ostmark bekannt, halte ich es für meine Pflicht, zur Klarstellung das Wort zu ergreifen, damit nicht gemäß dem Satze: „Qui tacet, consentire videtur“ das Stillschweigen als ein Zugeständnis der Richtigkeit jener Ausführung ausgelegt wird. Ich behaupte nämlich:

1) Bisher sind unzählige deutsche Katholiken durch die Polen entnationalisiert, d. h. polonisiert worden*);

2) bisher ist es der Staatsregierung nicht in den Sinn gekommen, den Polen Sprache, Religion und Nationalität zu rauben, vielmehr sind

3) alle Maßregeln, die die Staatsregierung ergreifen will, rein defensiver Natur und haben nur den Zweck, die weitere Polonisierung deutscher Katholiken zu verhindern.

Wenn der Verfasser jener Ausführungen unser „jeder nationalen Expansion unfähiges Staatsbürgergefühl“ dem „rasseechten Nationalgefühl der Polen“ gegenüberstellt (S. 603), so übersieht er vor allen Dingen, daß lediglich die Religion der Hebel gewesen ist, durch welchen die Polen die verblüffenden Erfolge in der Entnationalisierung deutscher Staatsbürger erzielt haben. Nicht der gebildete und intelligente Deutsche war es, dem das „rasseechte Nationalgefühl“ der Polen imponierte, nein, ehrliche biedere Bauern, Instleute, Knechte, Mägde und Arbeiter sind es gewesen, die durch die Kniffe der polnischen Geistlichen ihrer Sprache und Nationalität beraubt worden sind. Eine Durchsicht der Kirchenbücher, welche bis zum 1. Oktober 1874 als Standesregister von den Geistlichen geführt wurden, ergiebt, in welch raffinierter Weise die Geistlichen dieses Geschäft betrieben haben. Sobald deutsche Ansiedler in der Ostmark sich niederließen, waren sie der polnischen Geistlichkeit in die Hände gegeben. In der Kirche hörten sie nur polnische Predigten und Gesänge, die Kinder erhielten nur polnischen Religionsunterricht. Wurde ein Kind geboren, so wurden nicht deutsche Vor- und Familiennamen in das Kirchenbuch eingetragen, sondern die polnische Uebersetzung. Beispielsweise wurden der Johann Specht in Ján Dzieciol, der Friedrich Nachtigall in Fryderyk Slowik, der Franz Sperling in Franciszek Wróbel, der Schulz in Szulc oder Szulczewski, der Wollschläger — horribile dictu — in Wolslegier umgewandelt und auf diese Weise gute Deutsche äußerlich zu Polen umgestempelt, ohne daß die Eltern und

*) Gerade auf Vorbeugungsmaßregeln gegen die Polonisierung Deutscher hatte ja der T. das Hauptgewicht gelegt. D. T.

später die Träger der Namen selbst eine Ahnung von diesen Urkundenfälschungen hatten. Erst nach 18—20 Jahren oder noch später brachten sie in Erfahrung, daß sie ihres deutschen Namens verlustig gegangen seien. Inzwischen waren diese Aermsten im Religionsunterricht und im Beichtstuhl derartig bearbeitet, daß sie es nicht mehr wagten, eine Berichtigung des Kirchenbuchs herbeizuführen oder im Falle der Weigerung über den Geistlichen Beschwerde zu führen. Gleichzeitig sorgte auch die Geistlichkeit dafür, daß die Söhne der Ansiedler mit Polinnen, die Töchter mit Polen sich verheirateten, und daß in den vier Pfählen der jungen Eheleute jeder deutsche Laut verpönt und unterdrückt wurde. Auf diese Weise sind in 20 bis 30 Jahren ganze Dörfer deutscher Ansiedler polonisiert worden. Wenn auch seit Einführung der Standesämter der polnischen Geistlichkeit das Fälschungshandwerk gelegt worden ist, so ist im übrigen ihr Einfluß nicht gebrochen, vielmehr wird unter der Devise: „Katholisch und polnisch ist identisch" die Polonisierung deutscher Gegenden, die bisher ein polnischer Fuß nicht betreten hat, mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt. Und zwar wird in folgender Weise vorgegangen: Zunächst hat man dafür Sorge zu tragen, daß sich an dem Orte einige polnische Arbeiterfamilien niederlassen und demnächst einige polnische Handwerker (Schuster, Fleischer, Bäcker) auf der Bildfläche erscheinen. Nun wird — selbstverständlich mit Erfolg — bei der polnischen oberen Kirchenbehörde die Einführung des polnischen Gottesdienstes durchgesetzt. Alsdann ist es Zeit, einen Arzt und Rechtsanwalt, welche nur durch Unterstützung des bekannten Marcinkowski-Vereins ihre Ausbildung haben ermöglichen können und die ad nutum gehorchen müssen, heranzuziehen. Bald kommt auch noch ein polnischer Gastwirt hinzu, und die polnische Kolonie ist fertig. Reicher Kindersegen, Minierarbeit des polnischen Geistlichen und strengster Boykott allen Deutschen gegenüber ermöglichen die Ausbreitung und Erstarkung, die Unterstützungen seitens der polnischen Volksbanken (Bank Andowy) den weiteren Auskauf deutscher Gewerbetreibender und Eigentümer, und nach ein paar Dezennien hält man es für ein Märchen, daß früher der Ort von Deutschen bewohnt gewesen ist. Ueberwiegen aber von vorneherein in Stadt oder Dorf die Polen in der Zahl, dann wehe den deutschen Katholiken. Vergebens können sie nach deutschem Gottes- und Religionsunterricht schreien, das Ohr der Kirchenoberen ist ihnen verschlossen, denn nur der polnische Katholik wird von Gott erhört, nur er erlangt die ewige Seligkeit, die Mutter Gottes ist eine Polin und im Himmel wird nur polnisch gesprochen. So lächerlich dies alles klingt, so schwerwiegend sind diese Entstellungen der Wahrheit den gläubigen deutschen Katholiken, und namentlich dem weiblichen Teile gegenüber, da dieser sich schließlich lieber dem Polonismus in die Arme wirft, als daß er auf jeden Gottesdienst verzichtete. Und um des lieben häuslichen Friedens willen folgt der männliche Teil bald nach. So wird es gemacht, und da wagen die Polen mit frecher Stirne zu behaupten, daß man ihnen Sprache, Religion und Nationalität raube und sich ihnen gegenüber vor Verletzung der Gesetze nicht scheue. Und wie es mit der Befolgung allgemeiner Gesetze seitens der Polen steht, möge noch folgender Fall lehren.

Der verwahrloste Junge der polnischen Arbeiterin Anna B... wurde auf Grund des Gesetzes vom 2. Juli 1900 durch Beschluß des Vormundschaftsgerichts zu Sch.... der Fürsorge überwiesen. Als in Ausführung dieses Beschlusses der Junge in eine Erziehungsanstalt gebracht werden sollte, stellte es

sich heraus, daß er inzwischen in das gelobte Land Galizien spediert worden sei, um dem deutschen Einflusse entzogen zu werden. Wer waren die Hintermänner der vermögenslosen Mutter, woher kamen die Mittel zu der weiten Reise nach Galizien? Ich habe darüber nicht den geringsten Zweifel und der freundliche Leser wird es wohl ebenfalls erraten. Die Mutter wurde demnächst auf Grund der in jenem Gesetze enthaltenen Strafbestimmung zu der geringen Geldstrafe von sechs Mark verurteilt, obwohl Gefängnis bis zu zwei Jahren oder Geldstrafe bis zu tausend Mark zulässig ist. Das Gericht hatte offenbar die Verführte und Angestiftete nicht zu hart treffen wollen, da die Hauptschuldigen nicht zu ermitteln waren und straflos blieben.



Undeutsche Frauen.

Die deutsche Frauenbewegung, deren Führerinnen es im allgemeinen nicht an Selbstbewußtsein fehlt, hat sich kürzlich wieder als das gezeigt, was sie ursprünglich war und in gewisser Weise noch ist: eine Nachahmung vom Auslande importierter Ideen. Der Besuch einer ungeheuer vielseitigen Französin, Md. Durand, welche Schauspielerin, Herausgeberin einer von Frauen redigierten, geschriebenen und gedruckten Tageszeitung, daneben in ihrem bürgerlichen Leben auch Gattin, Hausfrau und Mutter ist, gab den deutschen Frauen Berlins, an der Spitze den sogenannten Führerinnen der Frauensache, Gelegenheit, wieder so recht zu zeigen, wie — trotz alles so gern hervorgehobenen Nationalstolzes — der alte, eingewurzelte Fehler der Deutschen — die Anbetung alles dessen, was vom Auslande kommt — lustig fortwuchert!

Natürlich kam die deutsche Tagespresse der gewiß sehr begabten Dame aufs liebenswürdigste entgegen, und ihre deutschen Geschlechtsgenossinnen sammelten sich um ihren Thron im Hotel Bristol, um sich von der französischen Sonne bescheinen und über die Erfolge der französischen Frauenbewegung belehren zu lassen. In möglichst langen Feuilletons wurden dann die Frauen, die nicht das Glück der persönlichen Bekanntschaft gehabt, darüber belehrt, was Frau Durand in der Frauensache für wünschenswert hält, daß sie, wie neuerdings auch eine Anzahl deutscher Damen (natürlich fast durchweg unvermählter, denn die meisten Mütter würden nicht dafür stimmen), sehr für den gemeinschaftlichen Schulunterricht von Knaben und Mädchen stimmt, daß sie ein Dienstjahr für Mädchen gut und nützlich fände u. s. w. u. s. w.

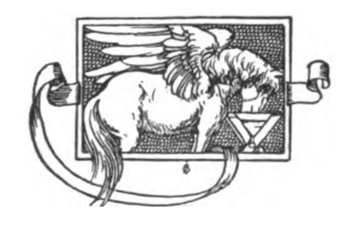
Daß sich, im Anschluß an diese letzte Idee, aber deutsche Frauen von einer Französin über „den Nutzen, den der Mann von seiner Wehrpflicht ins Leben mitnimmt," belehren ließen, setzt allem bisher Dagewesenen die Krone auf. Man denke: eine Ausländerin läßt sich über den Nutzen der allgemeinen Wehrpflicht deutscher Männer aus, und deutsche Frauen lassen sich — wie ein Evan=



gelium — verkünden, daß er „doch von seinem Kasernendienst mit Ausnahme erlangter Disziplin und körperlicher Kräftigung nicht viel Nutzen fürs praktische Leben mit heim nimmt". Erstens ist doch „Disziplin" auch Selbstbeherrschung, Pünktlichkeit, Pflichttreue, alles dies und körperliche Gesundheit sind aber sehr viel wert! Und dann lernt ein deutscher Mann im Heeresdienst auch stolz auf sein Vaterland sein!

Davon sind die Frauen nach diesen neuesten Proben undeutschen Wesens noch recht weit entfernt. — Sie zeigten mit diesem Kultus des Auslands aber deutlich, daß sie für ihre hochfliegenden Pläne und Forderungen, in die gesetzgebenden Körperschaften gewählt zu werden, noch lange nicht reif sind, denn das deutsche Volk will Gesetze, die von deutschem Geist beseelt und nicht vom nachgeäfften Ausländertum diktiert sind. Solange die deutschen Frauen sich von der fremdländischen Liebedienerei nicht frei machen, wollen wir uns getrost unsere Gesetze von deutschen Männern machen lassen!

Eine deutsche Frau.





Deutschland in Amerika. — Amerika in Deutschland.

Wenn wir gewissen Stimmen Glauben schenken dürften, dann wäre mit der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich das goldene Zeitalter für Deutschland angebrochen. Unerhörte Triumphe seien gefeiert, beispiellose Erfolge erzielt worden; eine Umwälzung der gesamten Weltlage bahne sich an; starr vor Neid und Furcht, staunten die Völker des Erdenrunds zur schwindelnden Höhe des deutschen Kaiserthrones empor. So weingstens malt sich das Ereignis in den Köpfen der Patrioten modernsten Gepräges, als deren Wortführer füglich der Verfasser einer kürzlich erschienenen kleinen Schrift über die Amerikareise gelten mag. „Kaiser Wilhelm", offenbart uns Herr C. W. Küchenmeister, „hat mit seiner Idee der amerikanischen Prinzenreise den spinnenden Kabinettspolitiker und den brutalen Großkaufmann der Vergangenheit besiegt und etwas Neues und Merkwürdiges geschaffen, was den Kenner eminenter volkstümlicher Massenbehandlung zu einer ganzen Reihe von Zukunftserwartungen zwingt. In diesem Sinne hat sich der Kaiser als der modernste Souverän, den die Welt seit Friedrich dem Großen besessen, und als ein unvergleichlicher politischer Schachkünstler von neuer noch nicht dagewesener Eigenart geoffenbart, der neben der Feinheit des Zuges zugleich auch das Organ für die seinem Milieu weit fernliegenden bitteren Volksnotwendigkeiten in einer merkwürdigen Vollkommenheit hat, daß sich vor der Fülle einer solchen Begabung nur ein achtungsvolles Schweigen gebietet.

„Kaiser Wilhelm hat sich mit dieser merkwürdigen Prinzenreise als ein verblüffender Kenner amerikanischer intimer Volksneigungen bewiesen und zugleich für uns Deutsche die für unser nationales Mißtrauen wichtige Wahrheit offen gelegt, daß der imponierende Höhepunkt der volkswirtschaftlichen Entwicklung Amerikas doch bereits ein gutes Stück Ideologie, mit einem Schuß romantischer Naivetät durchsetzt, zum Vorschein bringt, ohne die auch ein erfolgreiches Volk das innere Gleichgewicht leicht verlieren kann. Diese Reise, der Empfang des Prinzen hat uns bewiesen, daß in der amerikanischen

Volksseele eine tiefe Sehnsucht nach moralisch höheren Zuständen treiben muß, da ohne dieses motorische Moment die Ehrerbietung (? D. T.) vor einem Prinzen unbegreiflich bleibt, die nach dem Kodex eines ultrademokratischen Volkes und unter dem Druck des demoralisierenden Großkapitals, das angeblich die Stärke des amerikanischen bilden soll, nicht denkbar ist.

„Der Zeitpunkt für das volkstümliche Verstehen Kaiser Wilhelms bricht an. Der Soldat, der Gelehrte, der Kaufmann, der kleine Arbeiter, alle sind sie ihm seit dem Tage, da er mit der amerikanischen Reise ein neues Licht über sich verbreitete, ein neues Verständnis schuldig geworden, das jeder von uns ehrlich einlösen muß. Es giebt Momente im Leben einer Nation, da in Augenblicken entsteht, was jahrelang vorbereitet und erhofft worden ist. Es sind die Augenblicke, da sich die Hunderttausende in einem mystischen Gefühl in elementarer Uebereinstimmung befinden ...“

An der „Ideologie“, der „romantischen Naivetät“ und der „tiefen Sehnsucht nach moralisch höheren Zuständen,“ deren hier die ahnungslosen Yankees bezichtigt werden, würden diese jedenfalls ihren Humor haben — wie an so manchen anderen, von der Prinzenreise gezeitigten Erscheinungen.

Mit weniger „mystischen Gefühlen“ läßt der Herausgeber der „Zukunft“ den weltgeschichtlichen „Augenblick“ auf sich wirken. Nach dem Küchenmeisterschen Dampfbade patriotischer Begeisterung werden manche vielleicht nicht ganz ungern die kalte Dusche des Herrn Harden über sich ergehen lassen, so wenig gerade Herr Harden sonst auch „ihr Mann“ sein mag. Er schreibt nämlich:

„Die Amerikaner haben dem Hohenzollern gute Tage bereitet. Das war zu erwarten. Erstens darf jeder Besucher von einigem Ruf, mag er Bourget, Lili Lehmann oder nur Goldberger heißen, drüben stets des besten Empfanges sicher sein. Zweitens ist in dem Lande, wo Mrs. Humbug gern einen Baron als Portier und Mr. Snob einen Grafen als Schwiegersohn mietet, ein Prinz aus königlichem Hause noch immer eine „Sehenswürdigkeit“, eine great attraction, die jeder Vanderbilt, Astor oder Armour einmal in seinen vier Wänden haben, jeder von Fortunens Gunst nicht so Gehätschelte von fern wenigstens begaffen möchte. Und drittens hat der Prinz den Republikanern so ungewöhnliche Artigkeiten gespendet, daß ihnen für ein Weilchen warm ums Herz werden mußte. I want your friendship, ‚ich komme, Ihnen die Freundschaft meines kaiserlichen Bruders anzubieten:‘ Das war eins seiner ersten Worte; und er blieb lange in dieser Tonart. Leise nur klang das Echo wider, — so leise, daß man beinahe wünschen mochte, die Freundschaft wäre nicht so seemännisch offen angeboten worden. Vor der Landung telegraphierte der Prinz an den Präsidenten Roosevelt: ‚Ich hoffe, daß der Gesundheitszustand des jungen Herrn Roosevelt günstig fortschreitet, und wünsche ihm baldige Genesung. Gestatten Sie mir, Sie und das amerikanische Volk zu dem heutigen Gedächtnistage von Washingtons Geburt zu beglückwünschen. Ich bedaure sehr, Sie durch eine verspätete Ankunft zu enttäuschen, die durch schwere, anhaltende Weststürme ver-

anlaßt wurde, und sehe mit Freude der Zusammenkunft mit Ihnen entgegen.‘ Die Antwort des Präsidenten war knapper gehalten: ‚Ich nehme Ihren herzlichen Gruß bei Ihrer glücklichen Ankunft an und danke im Namen des amerikanischen Volkes für die Mitteilung. Ich freue mich darauf, Sie morgen persönlich kennen zu lernen.‘ Kein Wort von dem jungen Herrn Roosevelt — den der Prinz später dennoch im Krankenzimmer besuchte —, von Washington, von Enttäuschung und Sturmgefahr. Dem Fräulein Roosevelt wurden Ehren erwiesen, wie selbst auf den Höhepunkten der franko-russischen Freundschaft nie der Frau oder Tochter eines Präsidenten. Am Frühstückstisch schrieb Miß Alice dann an den Deutschen Kaiser: ‚Meteor ist glücklich vom Stapel gelaufen. Ich gratuliere Ihnen, danke für die mir erwiesene Liebenswürdigkeit und sende Ihnen meine besten Wünsche.‘ Das Telegramm, bei dessen Stilisierung Vater und Mutter dem Fräulein geholfen hatten, konnte nicht anders abgefaßt sein, wenn der Besitzer der getauften Rennyacht Smith oder Cohn hieß Neigung zu byzantinischer Knechtseligkeit darf man den Amerikanern nun nicht mehr nachsagen; sie haben ihrer Republikanerwürde nicht das geringste vergeben. Fast jeder Redner erinnerte den Prinzen an die Auszeichnung, die ihm gewährt werde, der Mayor so gut wie der Zeitungschreiber. Ein Staatssekretär rief ihm kordial zu: ‚Bei Ihrer Tüchtigkeit hätten Sie's als Bürger der Vereinigten Staaten sicher zum Bürgermeister, vielleicht sogar zum Chef der Marineverwaltung gebracht!‘ Immer wurde von Deutschland als von der Heimat großer Denker und Dichter gesprochen, nie von einem eingeborenen Amerikaner den Thaten Wilhelms des Zweiten ein Hymnus angestimmt. Die ganze Haltung der beamteten Volksrepräsentanten mußte den Betrachter mit Achtung erfüllen. Zu bedauern blieb nur, daß Herr von Holleben, der Botschafter — der vor versammeltem Kriegsvolk seinen Rücken vom Prinzen als Schreibpult benutzen ließ —, dem Bruder seines Kaisers nicht gleich im Hafen gesagt hatte, welchen Temperaturgrad festlicher Rednerei er zu erwarten habe; dann wäre die Dissonanz in den von Wirten und Gast angeschlagenen Tönen von vorn herein vermieden worden. Prinz Heinrich scheint leicht entzündlichen Sinnes; in der Adventzeit des Jahres 1897 sah er auf seines Bruders Haupt eine Dornenkrone und zog aus, ‚das Evangelium Eurer Majestät erhabener Person zu predigen‘; und jetzt noch ist er von der Höflichkeit der französischen Regierung, die im vorigen Jahr seine Post von Bord holen ließ, so gerührt, daß er einem Hafenlotsen in Cherbourg sein dankbares Herz ausschüttete und ihn bat, seiner Gefühle Dolmetsch in Frankreich zu sein. Solche Lebhaftigkeit des Empfindens ist rühmenswert. Nur sollte sie bei politischen Missionen von kluger Diplomatenkunst der Landessitte angepaßt werden. Rascher Wechsel der Temperaturen führt leicht zu Erkältungen.

„Die Amerikaner können zufrieden sein. Als sie den verkümmerten Sprossen des Cid Campeador die Kolonien wegnahmen, tönten aus Europa Flüche zu ihnen übers Weltmeer; jetzt hat die stärkste Militärmacht Europas ihnen gehuldigt, wie aus Westen die Fürsten einst der neuen, üppigen Macht von

Byzanz, und die deutsche Bedientenpresse hatte ihnen wochenlang Jubellieder gesungen. Einen sichtbareren — und billigeren — Triumph kann kein Volk sich wünschen. Und dem ersten Akt des Schauspiels werden andere folgen. Schon hat der Judge, der ‚Kladderadatsch‘ von New York, ein Bild gebracht, auf dem in der Haltung eines Supplikanten der Deutsche Kaiser mit dem gierig den großen Mund aufreißenden John Bull um die Gunst des Herrn Roosevelt konkurriert, und das die Unterschrift trägt: ‚Treibt Furcht oder Liebe diese Nebenbuhler?‘ Das ist Witzblattstil, der die Absicht des Kaisers entstellen muß, uns aber erkennen lehrt, wie das heiße Werben von Uncle Sam aufgefaßt wird. Den Weg des Prinzen von Preußen werden bald wahrscheinlich Großfürsten und Herzoge gehen, und jeder Fürstenbesuch wird das berechtigte Selbstgefühl der unterm Sternenbanner Wohnenden steigern. Deshalb war der Versuch, die Taufreise zu einem weltgeschichtlichen Ereignis aufzubauschen, ein politischer Fehler. Gegen den Plan war nichts einzuwenden, so lange man ihn als private Höflichkeit des Kaisers nahm und sich mit der Hoffnung beschied, die frische Regsamkeit des englisch erzogenen Preußenprinzen werde den Dollarkraten drüben gefallen. Nur durfte man der Sportfahrt nicht das Gedröhn einer Staatsaktion geben. Die Amerikaner sind nüchterne Leute, die sich nicht vorstellen können, ihrer schönen Augen wegen werbe ein Fremder um ihre Freundschaft. Sie sind viel tiefer kultiviert, als das Europäervorurteil glaubt, aber, wie selbst die genialsten Emporkömmlinge, von dem Hang zur Ueberhebung nicht frei. Graf Bülow sieht zwar ‚selbst in der fernsten Zeit keinen Punkt, an dem die Wege der Deutschen und Amerikaner einander durchkreuzen könnten‘; wer aber nicht unter so ewig blauem Himmel lebt wie dieser Beneidenswerte, der weiß auch, daß wir längst vor solchem Kreuzungspunkt stehen und daß von dem Tag dieses Zusammentreffens der größte Teil unserer wirtschaftlichen Nöte stammt. Amerika will — und muß vielleicht, um nicht im Fett zu ersticken — Europa mit den Machtmitteln des Kapitalismus unterjochen. Es hat überfließendes Geld, besseren Boden, billigere Kohle und kann bei der Lieferung fast aller Massengebrauchsgüter den älteren Produzenten unterbieten. Solche Urzeugerkraft, nicht die Mörserbatterie eines armseligen Dardanellenforts, öffnet heute die Thore zur Weltherrschaft. Und in der Stunde, wo wir allen Grund hätten, uns diesem furchtbaren Bedränger stolz, kühn und namentlich kühl zu zeigen, umschmeicheln wir ihn und geben, statt uns mit den Nachbarn zu einem widerstandsfähigen Wehrbund zusammenzuschließen, das Zeichen zu hastigem Wettlauf um des eitlen Riesen Gunst.“

In dem lauten Jubel der patriotischen Presse verhallen die wenigen Stimmen, die vor eitler Selbstüberhebung und wohlfeilen Ueberschwenglichkeiten warnen. Nur ganz vereinzelt lassen sich solche vernehmen, wie die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“, die der Meinung verbleibt, daß die politischen Erfolge der Reise nur bescheiden und momentan, und die wirtschaftlichen gleich Null seien.

„Zwischen absoluten Monarchen“, fährt das Blatt fort, „ist die Freundschaft gewichtig, weil sie sich auf die entscheidenden Personen stützt; der Schweine-

Exporteur von Chicago und der Eisenhüttenmann vom Michigan werden nicht die geringste Notiz davon nehmen, ob Herr oder Fräulein Roosevelt persönliche Wünsche haben oder nicht. Das ist ja neben anderen Nachteilen der Vorteil einer Republik, daß ihre Lenker nach den Interessen der Einwohner sich fügen müssen. Es ist von betrübender Komik, anzusehen, wie man in Deutschland von ‚Erfolgen‘ redet, ohne bis heute auch nur den Zipfel eines Erfolges aufweisen zu können.

„Für uns ist diese Amerikafahrt nichts als eine Aeußerung des Grundübels, an dem wir seit Jahren kranken; irrlichtende politische Seitensprünge, Mangel an fester Zielsicherheit, Fehlen der klugen Zurückhaltung, Sehnsucht nach Erfolgen und eitle Genügsamkeit mit lächerlich kleinen Erfolgen und ein falscher Glaube, daß man mit politischen Bonbons ganze Völker einfängt. Dieselben geschmacklos-eitlen Wolken voreiliger Selbstberäucherung zogen demselben Prinzen voran, als er die andere Erdenstraße ostwärts nach China zog; wo sind denn heute die geschwollenen Leitartikel von damals? Wir können uns heute höchstens beglückwünschen, daß der liebenswerte Prinz nicht in Peking erschlagen wurde. Und weshalb diese westöstliche Reiselust, dieses verbindliche Kokettieren mit allen gekrönten und ungekrönten Potentaten unterm Monde? . . .“

* * *

Und doch ist diese Tournee eines Hohenzollernprinzen durch die Dollarrepublik nicht ohne tiefere Bedeutung. Die politische Weltlage wird sie freilich wenig oder gar nicht beeinflussen. Politisch käme sie vielleicht nur insofern in Betracht, als sie dem deutschen Element Gelegenheit gegeben hat, sich auf sein Nationalgefühl zu besinnen und dieses auch öffentlich zum Ausdruck zu bringen, ohne die republikanischen und patriotischen Gefühle der nichtdeutschen Mitbürger zu verletzen. Eine Rückenstärkung des Deutschtums in Nordamerika — das wäre immerhin etwas, ja, es wäre nicht zu unterschätzen, wenn es den Festesrausch überdauerte und sich gegebenen Falles in That umsetzte, d. h. in praktische Beeinflussung der Politik Amerikas Deutschland gegenüber. Aber eben das ist zu bezweifeln. Die Deutschen der Vereinigten Staaten geben in der Politik ihres neuen Vaterlandes nicht nur nicht den Ausschlag, sondern sie beeinflussen sie nicht einmal in dem Maße, wie es ihrer Zahl und ihrem sonstigen Gewicht entspräche. Das ist nun einmal deutsche — Bescheidenheit.

Die eigentliche Bedeutung der Prinzenreise liegt auf ganz anderem Gebiete, als auf dem unserer auswärtigen Politik. Sie wird sich auf unserem vaterländischen Boden geltend machen und zwar in den Rückwirkungen, die diese Verbrüderung zweier grundverschiedener Kulturen und Weltanschauungen auf unsere innere Entwicklung abfärben wird. Je nachdem wir unsere Zukunft gestaltet zu sehen wünschen, je nach unserem Standpunkte zu der inneren Entwicklung unseres Volkes, werden wir auch zu der grundsätzlichen Bedeutung der Prinzenreise Stellung nehmen müssen. Wer das Heil von einer Entwicklung im Sinne des

modernen Industrialismus und Großkapitalismus auf demokratischer Grundlage erwartet, kann die deutsch-amerikanischen Verbrüderungsfeste nur mit Freuden begrüßen. Denn sie sind in hohem Maße geeignet, einer solchen Entwicklung Vorschub zu leisten. Die offizielle Anerkennung des republikanischen und demokratischen Gedankens als dem monarchischen und aristokratischen gleichberechtigter kann um so weniger ihren Eindruck verfehlen, als sie durch einen Vertreter des Gottesgnadentums und des dynastisch-aristokratischen Prinzips vollzogen wurde. Was für Amerika recht ist, warum sollte das unter Umständen für Deutschland nicht billig sein? Aber die Anhänger der alten Staats- und Gesellschaftsordnung haben m. E. wenig Ursache, über derartige Proklamationen zu jubeln. Und ob diese insbesondere den monarchischen Gedanken kräftigen werden? Man lege sich doch einmal die Frage vor, welche Betrachtungen und Gedankenverbindungen in dem Kopfe eines einfachen deutschen Soldaten, Bauern, Arbeiters oder Bürgers, der zu seinem Monarchen nur mit treuunterthänigster Ehrfurcht emporzublicken wagt, ausgelöst werden müssen, wenn er etwa das Telegramm der Miß Roosevelt an seinen Kaiser und obersten Kriegsherrn zu lesen bekommt. Die amerikanische Miß ist in den Augen des konservativ und aristokratisch empfindenden Deutschen nicht viel mehr als ein „kleines Mädchen" aus „besserer" Bürgerfamilie, und dieses kleine Mädchen telegraphiert an den „allergnädigsten Kaiser und Herrn" in einer Tonart, wie sie anders auch nicht an irgend einen beliebigen netten Herrn ihrer Bekanntschaft schreiben könnte, wie er, der Deutsche, es nicht wagen würde, auch nur an seinen nächsten subalternen Vorgesetzten zu schreiben. Und wird unser Deutscher nicht nachdenklich den Kopf schütteln und sich gar seltsamen Hirngespinsten hingeben, wenn er über den Bruder seines Kaisers etwa Folgendes liest: „Prinz Heinrich hatte bisher die Zudringlichkeit der Photographen geduldig ertragen, doch auf Looky Mountain war ein überfrecher Camerabold. Der Prinz stellte sich ihm bereitwillig, jedoch die Stellung gefiel Bold nicht; er sagte: ‚Mister Prince, treten Sie nach rechts, Mister Prince, jetzt mehr nach vorn, Mister Prince, noch weiter rechts' u. s. w. Das war denn doch zu viel. Der Prinz wurde unwillig und sagte: ‚Well, jetzt habe ich schon fünfmal die Stellung gewechselt für Sie, und nun machen Sie Schluß!' Die Umstehenden waren schon lange wütend über den Mann und machten Miene, ihn samt der Camera ins Thal zu befördern. Später drückte der Prinz sein Bedauern darüber aus, daß er seine Selbstbeherrschung verloren habe; aber der Chef der Geheimpolizei möge ihn etwas mehr vor den Amateurs schützen." Oder: „Als der Zug 2 Uhr nachts bei der Wasserstation Somerset hielt, forderte eine lärmende Menge schreiend, daß der Prinz sich zeige; junge Burschen schlugen schließlich gegen die Fenster des Zuges, so daß alle aus dem Schlafe erwachten. Als später diese Episode, die besonders Evans wütend gemacht hatte, besprochen wurde, sagte der Prinz: ‚Ich wußte gar nicht, was los war. Ich konnte doch nicht gut erscheinen, da ich in Nachtkleidern war'."

„Ja, sind denn die Amerikaner", so wird sich unser biederer Deutscher fragen, „so viel mehr als wir? Oder sind am Ende unsere Fürsten nichts Besseres und Höheres, als wir andern auch? Dann brauchen aber auch wir nicht zu ihnen emporzublicken und ihnen besondere Ehren zu erweisen."

Ich finde auch in diesem vielbejubelten Ereignis wieder den verhängnisvollen Zug: Schädigung der Imponderabilien, unschätzbarer Werte um rauschender Schein- und Augenblickserfolge willen. Wenn der Monarchie erst der Nimbus genommen wird, hat sie ihre sicherste Schutzwehr verloren, die unsichtbare Mauer, die keine äußere Gewalt ersetzen kann.

In welcher besonderen Richtung sich die Wirkungen der prinzlichen Amerikafahrt sonst noch nach Deutschland fortpflanzen dürften, scheint mir ein New-Yorker Brief des Schriftstellers Konrad Alberti an sein Berliner Blatt anzudeuten:

„Daß Prinz Heinrichs Besuch unmittelbare praktische Folgen schwerlich haben wird, sagt sich niemand klarer als der sehr einsichtige Prinz selbst. Wenigstens nicht in Amerika. Für unsere Industrie ist kaum etwas zu hoffen . . ., dagegen nehme ich allerdings an, daß Amerika in Deutschland von unserer neuen Freundschaft manchen Nutzen zu ziehen verstehen wird. Sie wird die Veranlassung sein, amerikanische Waren, vom Tiffanyglas bis zur Füllfeder, in noch größeren Quantitäten auf den deutschen Markt zu werfen als bisher, und wir Deutsche, sentimentalen Einflüssen gern zugänglich und noch die Thräne über Prinz Heinrichs Jubelfahrt im Auge, werden uns beeilen, in Mode und Einrichtung noch amerikanischer zu werden als bisher.

„Für diesen Sommer und die nächsten braucht dem Lloyd und der ‚Hapag' (populäre Abkürzung für ‚Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft') nicht bange zu sein. Ein Heerbann von Lustfahrern wird sich über Deutschland ergießen, die Staatszimmer der Schnelldampfer werden nicht leer stehen. Nachdem Prinz Heinrich der Gast der Ogden Mills, der Vanderbilt gewesen ist, wird hier mancher Schweinezüchter sich dem Wahn hingeben, er brauche sich nur einen Kreditbrief auf ein paar lumpige Millionen einzustecken, um am Berliner Hofe eine glänzende Rolle zu spielen. Die Vorteile für Deutschland aus solch einer Millionärüberflutung leuchten ein. Um meine Freunde, die Junker aus Hinterpommern, thut mir's freilich leid. Die können den Luxus und die Eleganz, die sich bald Unter den Linden und am Schloßplatz zeigen werden, nicht mitmachen — deficiente pecu —; sie werden gezwungen sein, in der Ecke zu stehen oder sich zu ihren väterlichen Ochsen zurückzuziehen . . ."

„Noch amerikanischer werden als bisher" — „Luxus und Eleganz", den die Junker nicht mitmachen können, die dann natürlich von andern verdrängt werden. Eine neue Gesellschaft, eine neue Aristokratie. Nicht etwa die des Geistes, der Gesinnung und der Bildung, sondern des Geldes. Davon träumt nicht nur Herr Alberti, davon träumen auch viele andere schon längst. Eine Aristokratie wie die englische etwa: „In der englischen Gesellschaft, ja im englischen Volke", so schwärmte vor einiger Zeit die „Vossische Zeitung", „giebt es eben nur zwei

demokratische Hebel, die beide dem geriebenen Kaufmann aus Birmingham (Chamberlain) das rasche Emporkommen ermöglicht haben: die Krone und das Gold. Von oben herab dringen die Strahlen der Monarchie durch die ausschließliche, adelige und reiche Gesellschaft hinab in die bürgerlichen Kreise, und vor dem Träger der Monarchie sind alle hoffähigen Engländer gleich. Von unten herauf drängt sich das ebenso demokratische Gold durch den Bürgerstand in die adeligen und ausschließlichen Kreise, die den Besitzer des gelben Metalls willkommen heißen, ihn als gleichberechtigt ansehen, sich mit ihm verschwägern, gleichviel ob er aus dem schmutzigen Ghetto im Ostende Londons stammt oder im fernen Westen Amerikas oder im Goldlande Südafrikas auf fragwürdige Weise sein Vermögen erworben hat. Der goldene Schlüssel öffnet alle Thore der Gesellschaft; er erschließt auch die Hoffähigkeit, nach der sich alle sehnen: Volksmann, Bürger und Adeliger; denn die besten Demokraten in England sind das Gold und die Monarchie."

Soll es wirklich auch bei uns dahin kommen? Es giebt urteilsfähige Leute, die eine solche oder ähnliche Entwicklung voraussehen. „Der jetzige konservative Landadel", prophezeite die „Köln. Volkszeitung", „wird noch eine Zeit lang als Militär- und Beamtenadel ein kümmerliches Dasein weiter fristen, zuletzt aber von selbst untergehen, zumal selbstverständlich die Träger der neuen Aristokratie allmählich auch nobilitiert werden müssen. Es würde sehr kurzsichtig sein, wenn man annehmen wollte, daß es sich dabei nur um Personen handelte. Es handelt sich vielmehr wesentlich um deutlich begrenzte Gesellschaftsschichten, die zugleich auch Träger ganz bestimmter Traditionen und Ideen sind. Wer das ‚Milieu' kennt, findet vor allem unter dem Adel eine Summe von Anschauungen vertreten, die unter den verschiedensten Verhältnissen im wesentlichen die gleichen bleiben. Eine nähere Charakteristik ist wohl überflüssig. Damit würde zweifellos auch ein gutes Stück des ‚alten Preußen' fallen; die neue Aristokratie würde wohl mehr an die amerikanische erinnern."

Wie man auch über den preußischen und deutschen Adel denken mag: mit einer reinen Geldaristokratie wird ihn das deutsche Volk schwerlich vertauschen mögen. An dem alten Adel aber ist es, sich tüchtig zu machen für die neue Zeit, nicht nur wirtschaftlich, sondern auch geistig. Wirtschaftliche Bestrebungen allein, so notwendig sie auch sein mögen, genügen nicht. Im wirtschaftlichen Kampfe wird der neue „Adel" trotz allem die Oberhand gewinnen. Von der sittlichen und geistigen Reife und Tüchtigkeit des alten Adels, von seinem positiven Werte für Volk und Vaterland, von seiner Einsicht in die Bedürfnisse der Zeit und die Rechte der Gesamtnation wird es abhängen, ob er sich noch ferner behauptet oder durch andere Gebilde abgelöst wird, die vielleicht nicht besser sein werden als er, dafür aber bei weitem „moderner" und — amerikanischer. Und „amerikanisch" ist ja heute Trumpf!



Brautzug im Frühling.

Zu unserer Kunstbeilage.

Die Blütezeit der Romantik, wie sie in den Büchern steht, ist seit zwei Menschenaltern vorüber, aber die Romantik in der Natur, das herzerhebende Zusammenspiel von Sonne und Wolke, Berg und Wald, Wiese und Bach, von Dorf und Kirche und Schloß, die besteht seit Menschengedenken und wird wohl erst dann verloren gehen, wenn die Neunmalklugen und die Fabrikstädte allein in der Welt sind. Und merkwürdig! die Kunstformen der alten romantischen Dichter und bildenden Künstler, wenn sie sich frei von Uebertreibung und gesuchtem Wesen, und rein wie in so manchen Liedern von Eichendorff, von Arnim und Brentano, in den Bildern und Zeichnungen von Moritz von Schwind und von Ludwig Richter, offenbaren, sie sprechen noch heute ganz unmittelbar zum Verständnis eines jeden, dessen Sinn nicht zu und tot oder angekränkelt von allerlei Spleen ist. Das wird schwerlich von Kunstwerken gelten, die nicht echt und ohne Falsch der Natur, sei es der sichtbaren Schöpfung unter dem Himmel, sei es der unsichtbaren in der Seele des Menschen, abgelauscht sind. Aber eben dies ist das Unsterbliche an der guten Kunst zu unserer Großväter und Urgroßväter Zeiten, daß sie sich mit kindlicher Empfänglichkeit den tausend Eindrücken aus der Natur und dem natürlichen, schlichten Leben hingab und mit einer gewissen Einfalt widerspiegelte, was auf jedes unverdorbene Menschengeschlecht, ohne Unterschied der Jahrhunderte, gleichmäßig wirkt. Ein prächtiges Beispiel für diese Beobachtung ist das Bild von Ludwig Richter, das unsere Kunstbeilage wiedergiebt. Es überwindet siegreich jede Mode, es bleibt immer jung und neu! Soviel Liebe und Anmut kann nicht untergehen. Wie aus dem Dunkel alter Eichen und Buchen der Brautzug in den Sonnenschein hinaustritt, an der Spitze den artigen Bräutigam und die Braut mit der reizenden Neigung des Köpfchens, wie die Kinder mit Kränzen vorauseilen, über die Brücke auf dem Wege zum Dorf, wie die Hirten dem jungen Paare zujubeln — das ist alles frisch und freudig geschildert und naiv erzählt, wie ein Märchen, das nicht neu ist und doch immer gern gehört wird. Und die Kapelle tief im Waldesdickicht, die weißen Tauben, die symbolisch über dem Zuge hinflattern, die schlanken Tannen, die so zart gegen den Himmel stehen, die Rehe, die am Abhange weiden, endlich das trauliche Schloß in der Ferne — lauter romantische Requisiten aus der Welt des Freischützen und der Undine, aber, wie selbstverständlich, ohne Aufdringlichkeit in das Gemälde des prächtigen Festtages verwoben! Dergleichen gelingt nur einem Meister, der mit feinem Gefühl und unendlicher Sorgfalt sein Werk durchbildet und das Gleichgewicht zwischen Inhalt und Form, d. h. das rechte Verhältnis zwischen der dichterischen und der malerischen Darstellung, mit glücklichem Takte findet.



Briefe.

C. W. L., M. — J. H., L.-R. — Bez. H. — Fr. Ro., W.-B. — M. S., C. b. A. — Dr. E. S. (E. P.), W. — J. B., D. (H.). — W. J., W. — W. T., B. — Dr. G. K., W. — O. D., H. i. W. — Dr. O. B., H. E. — F. P., R.-B. — A. W., R.-B. — E. B., R. — H. R. S., F. b. B. — Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

H. D., Schloßkaplan, D. i. W. Wir schrieben Ihnen unterm 12. März, daß wir den uns frdl. eingesandten Artikel gern in der Off. H. zum Abdruck bringen wollen, unter Wahrung Ihres Pseudonyms. Der Brief kam als unbestellbar mit der Bemerkung zurück: „Adressat abgereist, wohin unbekannt.“

K. 100. Ueber das Herdersche Konversationslexikon hören wir nur Gutes. Seine besondere Tendenz besteht darin, daß es sich von allem freizuhalten sucht, was ein katholisches Gemüt irgend verletzen könnte.

P. K., W. Eine Beurteilung von Björnsons „Ueber unsere Kraft“ finden Sie im Märzheft (Heft 6) des 3. Jahrgangs. Wollen Sie Ausführlicheres, so wenden Sie sich vielleicht an Herrn Erich Schlaikjer (Groß-Lichterfelde-Berlin, Sternstraße 70), der in verschiedenen Blättern eingehend über Björnson und sein Werk geschrieben hat.

E. D., Z. b. M. Für Ihre freundliche Zuschrift verbindlichen Dank und Gruß!

F. Z., Z. (N.-M.) „Das Banner der Freiheit“ und sein Herausgeber Gottfried Schwarz-Heidelberg sind uns leider nicht bekannt. Vielleicht weiß einer unserer Leser etwas darüber mitzuteilen. Für Ihren freundl. Anteil am T. verbindlichen Dank und Gruß!

A. H. F., B. Das Schriftchen über die Weltsprache „Esperanto“ haben wir Ihrem Wunsche gemäß dem Verfasser des Artikels „Sprache und Weltsprache“ übersandt.

O. W. und **F. W. J., A.** Wenn Sie die Ausführungen im Tagebuch des vorigen Heftes über die jungen Realpolitiker, die sich kleine Bismarcke dünken, auf Dr. Maurenbrecher beziehen, so thun eben S i e das, nicht aber der Verfasser des Tagebuchs. Diesem hat es gänzlich fern gelegen, gegen die Anschauungen des Herrn Dr. Maurenbrecher über Ethik und Politik anders als rein sachlich Stellung zu nehmen, und das geschah durch Wiedergabe des ausgezeichneten Försterschen Aufsatzes. Mit den sich daran schließenden Bemerkungen: „die Stimme eines Predigers in der Wüste“ und: „es ist bezeichnend, daß“ u. s. w. war der Fall M. erledigt, und es kam die Rede zunächst auf die „patriotische“ und „unparteiische“ Presse, weiter auf die Zeitschriftenlitteratur. Erst dann folgte der Satz: „Jeder frisch aus der Schule kommende junge Fant, der in politischen Broschüren und Geschichtswerken ein Weniges herumgeschmökert hat, will heute schon ein kleiner Bismarck sein und dünkt sich als großer ‚Realpolitiker‘ über den ‚rückständigen‘ Idealismus seiner Väter erhaben.“ Warum Sie diesen Satz durchaus auf Dr. M. glauben beziehen zu „m ü s s e n“, ist mir nicht recht verständlich — „kein Mensch muß müssen“. Ist Herr Dr. M. etwa „frisch von der Schule gekommen?“ Ich habe das nicht angenommen, und es ist wohl auch aus leicht ersichtlichen Gründen nicht gut möglich. Die Theorie von der moralfreien Politik wird der T. freilich nach wie vor als eine unsittliche, verderbliche, unser Volk vergiftende auf das entschiedenste bekämpfen, ohne Rücksicht darauf, ob sonst verdienstvolle und achtungswerte Männer sich von ihnen haben unseligerweise verblenden lassen. Aber gegen die Persönlichkeiten der Anhänger und Vertreter jener Theorien liegt dem T. jede feindselige Absicht so fern wie nur möglich. Ich weiß den Idealismus eines Naumann und so manches seiner Anhänger sehr wohl und warm zu schätzen, so wenig ich mich auch mit allen Anschauungen, zu denen sie sich in ihren jeweiligen Wandlungen bekannt haben, einverstanden erklären kann. Wir sind alle dem Irrtum und der Entwicklung unterworfen, und deshalb thut etwas mehr Selbständigkeit not: nicht immer nur dem „Führer“ nachlaufen und auf jedes Wort des Meisters schwören. Selber denken, selber urteilen und besonders die Stimmen aus anderen Lagern mit der größten Vorurteilslosigkeit auf sich wirken lassen: das ist das erste Gebot, um zur Reife zu gelangen. Es ist den Führern nicht einmal angenehm, auf jedes ihrer Worte festgelegt zu werden. Auch Naumann gäbe wohl was darum, manches Wort, z. B. das von den „50 000 Chinesen“, nicht gesprochen zu haben. Und nun nichts für ungut. In der Hauptsache dürfte Sie ja diese Auskunft befriedigen.

S., W. Ihr wertes Schreiben hat mich derart interessiert, daß ich mir vorbehalte, im nächsten Hefte eingehender darauf zurückzukommen.

J. F., R. Herzlichen Dank für Ihr wohlthuendes Schreiben und die Kundgebung treuer Sympathie. Als Leser vom ersten Heft an können Sie ja mit am besten beurteilen, was es mit solchen Anfeindungen auf sich hat. Der Kurs bleibt der alte, Volldampf voraus! Herzlichen Gruß!

L., Z. Dank für die freundliche Karte. Dem bewußten Blättchen könnte man keinen größeren Gefallen thun, als wenn man es beachtete. Dazu ist aber nach Lage der Dinge keinerlei Anlaß gegeben. Es ist eine von vielen Geschäftsgründungen und dürfte keinen zweiten Lenz erleben. Frdl. Gruß!

C. R., T. und S. L., St. G. Herzlichen Dank für die freundlichen Zuschriften und die Bitte um Geduld bis zum nächsten Hefte. Das ernste Thema verträgt keine flüchtige Abfertigung.

A. Sch., S. Besten Dank für die freundliche Auskunft. Ihren Wunsch betr. der naturwissenschaftlichen Abhandlung finden Sie schon in diesem Hefte erfüllt. Auf Ihre Anregungen zu den „Fragezeichen" kommt der T. vielleicht später noch zurück. Ihre Erfahrungen mit dem Türmer im Vergleich zu den mit anderen Blättern waren ihm sehr erfreulich. Ergebensten Gruß!

M. M., St. Sie haben ganz recht: In den Abdruck der Schopenhauerschen Betrachtungen über „Ritterliche Ehre" (Auszug aus dem Kapitel „Von dem, was einer vorstellt") im vorigen Heft (S. 671) hat sich ein ganz abscheulicher Uebersetzungsfehler eingeschlichen, der vom Herausgeber leider erst nach Ausgabe des Heftes festgestellt werden konnte. Die Uebersetzungen der lateinischen Citate in dem Aufsatze sind während des Druckes im letzten Augenblicke in höchster Eile eingeschaltet worden, ohne daß der Herausgeber in der Lage war, die einzelnen Stellen nachzuprüfen. Die Häufung der Arbeiten in den letzten Tagen vor der Drucklegung, die Eile, mit der bei der großen Entfernung der Redaktion vom Druckorte dann verfahren werden muß, mögen vielleicht das Mißgeschick in etwas entschuldigen. Jedenfalls dürfen Sie überzeugt sein, daß der Sünder, nachdem ihm seine That zu Gemüte geführt worden, in tiefster Seele zerknirscht war, einen ganz roten Kopf bekommen hat und es selbst nicht begreifen wollte, wie ihm Derartiges widerfahren konnte, zumal er ja doch nicht umsonst sein klassisches Gymnasium absolviert hat. Ja, so was kann sogar einem ehemaligen Primus omnium passieren, denn das war der Missethäter nämlich. Wo sich so viele Arbeiten in einen so kurzen Zeitraum zusammendrängen, da kann es in der That wohl einmal vorkommen, daß man, mit den Gedanken die verschiedenartigsten Gegenstände umklammernd, gerade in solchen einfachen Dingen sich von irgend einer trügerischen Ideenverbindung aufs Glatteis locken läßt. Nun die Berichtigung. Die beiden Karnickel, die das Unheil angestiftet haben, wird der Kundige leicht herausfinden. Es handelt sich um Senekas Wort: ut quisque contemtissimus et ludibrio est, ita solutissimae linguae est. „Contemtus" heißt nun, wie Sie ganz richtig bemerken, nicht „zufrieden" — das wäre contentus — und ludibrio esse heißt nicht „fröhlich sein". Sondern contemtus heißt „verachtet", „verächtlich", und ludibrio est heißt: „er gereicht zum Gespött", „er ist ein Gegenstand des Gespöttes". Seneka meint also: „je verächtlicher einer (selbst) ist und je mehr einer (selbst) ein Gegenstand des Gespöttes ist, desto loser sitzt bei ihm die Zunge". Derartige, nicht eigentlich litterarische Arbeiten, wie Uebersetzungen u. dergl., kann der Herausgeber natürlich nicht alle persönlich verrichten. Da bliebe ihm ja für die eigentliche Herausgeber-Thätigkeit keine Minute Zeit übrig. Nur die wenigsten Leser werden sich, wenn sie die soeben gedruckten Hefte des Türmers in die Hand bekommen, wo sich alles so glatt und selbstverständlich-einfach aneinanderreiht, eine annähernde Vorstellung davon machen, welche Fülle von Arbeit in jedem einzelnen Hefte steckt, welche unausgesetzten Anstrengungen und Mühen von Monat zu Monat notwendig sind, um die Hefte herauszubringen. Herzlichen Dank für Ihre sympathische Kundgebung.

H., S. Ihre berechtigte Ausstellung wollen Sie freundlichst durch die vorstehende Berichtigung als erledigt ansehen.

Dr. W., C. Verbindlichen Dank für Ihr freundliches Interesse! Sie wünschen dem Verfasser der Skizze „Im Teutoburger Moorbade" (Novemberheft, 4. Jahrg.), der darin von dem „Fegefeuer des finsteren Mittelalters" gesprochen hatte, Ihre entgegengesetzte Auffassung von der kulturgeschichtlichen Bewertung des Mittelalters zu übermitteln. Wir glauben Ihrem Wunsche am besten nachzukommen, wenn wir Ihre Ausführungen hier zum Abdruck bringen. Sie schreiben: „Des ‚finsteren' Mittelalters! Ich sollte meinen, daß mit dieser Wendung aus einer Zeit, wo man den Nebel der eigenen Unkenntnis über jene Periode

nicht zu durchdringen vermochte, heute längst aufgeräumt sei. Jetzt wissen wir doch, daß das Mittelalter auf dem Gebiete der Kunst, der Rechtsentwickelung, der sozialen Verhältnisse, der Landeskultur und selbst der Wissenschaft seine ihm durch die Vergangenheit zugemessenen oder sonstwie entstehenden Aufgaben gelöst, ja teilweise sogar aufs glänzendste gelöst hat. Dabei ist gerade damals deutsche Eigenart stärker und reiner entfaltet worden als in jeder anderen Epoche unserer Geschichte. Wann ist die deutsche Sage, dieses ureigenste Kind des Volksgeistes, zu Dichtungen erblüht (Nibelungenlied und Gudrun), welche uns heute noch erschüttern und erheben? Die Dichter geben dabei mehr als eine künstlerische Fassung der Ueberlieferung, obwohl auch das kein geringes Verdienst wäre, sie vertiefen vielmehr letztere seelisch nach allen Seiten. Hat ferner die höfische Epik und Lyrik trotz fremden Einflusses nicht eine durchaus nationale Färbung und Vergeistigung erfahren? Es spiegeln sich in ihnen die Ideale, Sorgen, Schmerzen, Freuden insbesondere des deutschen Ritters, des deutschen Vaterlandsfreundes. Es erglänzen im ‚Guten Gerhard‘ die Vorzüge des deutschen Kaufmannes. Auch die Anfänge des Dramas treiben sogleich Wurzeln in die deutsche Art; man denke an das Spiel vom Antichrist, an die Fastnachtsspiele. Gleich den letzteren erwachsen aus der Tiefe der Volksseele im Mittelalter immer aufs neue Volkslieder epischen und seit dem 13. Jahrhundert auch lyrischen Gepräges. Rechnet man dazu die poetischen Bestrebungen in den Zünften, so zeigt sich in allen Ständen, in allen Schichten des deutschen Volkes ein reges, entwickelungsreiches Geistesleben. Und führt nicht eine Betrachtung der Kunst zu dem gleichen Ergebnis? Das Mittelalter hat nach dem beredten Zeugnis der Nationalmuseen und der alten Städte in der Kleinkunst, der monumentalen Kunst und dem Kunstgewerbe die achtbarsten Leistungen aufzuweisen, von denen sehr viele ganz volksmäßiger Gestaltung sind oder durch ihre absolute Größe als Denkmal deutschen Geistes gelten müssen. Und ist nicht die Einführung und Erklärung der aristotelischen Schriften durch Albertus Magnus und Thomas von Aquin eine hervorragend positive Bereicherung und Förderung der Wissenschaft gewesen, die deutschem Geiste doppelt zu gute kam, weil jene großen Denker deutschen Geblütes waren? Wäre man ihnen gefolgt, so würde Galilei nicht in den Kerker geworfen worden sein; denn Thomas bezeichnete ausdrücklich das naturwissenschaftliche System seiner Zeit als nicht abschließend und warnte vor blindem Vertrauen in ihre astronomischen und physikalischen Dogmen: ein Beweis, daß nicht die Kirche, sondern gewisse Zeiten und Kreise in der Kirche an Engherzigkeit gelitten haben. Aber erst die Landeskultur im Mittelalter! Es wird viel zu wenig die Germanisierung und Christianisierung der Ostseeküste von der Elbe bis zum rigaischen Meerbusen und ihres Hinterlandes zwischen Elbe und Oder beachtet, diese Großthat des deutschen Volkes, die deutscher Tapferkeit, deutscher Zähigkeit, deutschem Fleiß und deutscher Lebens- und Arbeitserfahrung, verkörpert in deutschen Rittern, Mönchen, Bauern, Handwerkern und Kaufleuten aus allen Gauen Deutschlands, dauernd ein Land unterwarf, das noch um ein Fünftel größer war als das ganze damalige Deutschland. Freilich flaute auch damals gerade wie heute der Fortschritt bald auf diesem bald auf jenem Felde menschlicher Thätigkeit ab, aber jene Zeit ist an dunkeln Linien nicht reicher als jede andere, deutscher jedenfalls. Denn der deutsche Volksgeist nahm damals einen solch hohen Schwung, daß sich am Ende des 18. und im 19. Jahrhundert an seinem Bilde deutsche Art von neuem entzünden und nähren konnte; ich denke z. B. an Klopstock, die Hainbündler, die Romantiker und den schwäbischen Dichterkreis.“

Herrn Ferdinand Avenarius, Herausgeber des Kunstwarts. Sie senden dem Türmer einen auf persönlichen Invektiven beruhenden Rechtfertigungsversuch und belieben das eine „Berichtigung“ zu nennen, deren Abdruck im T. Sie auf Grund des § 11 des Preßgesetzes glauben „verlangen“ zu dürfen. Dem ungebührlichen „Verlangen“ nachkommen, hieße es als berechtigt anerkennen, eine Zumutung, die der T. selbstverständlich auf das entschiedenste zurückweisen muß. Wollen Sie dagegen Ihre Rechtfertigungsversuche in angemessener Weise vorbringen, so wird Ihnen der T. das Wort nicht verweigern. Daß Sie die geistigen Waffen zu dem Kampfe, den Sie selbst keck vom Zaune gebrochen haben, schon nach dem zweiten Gange aus dem Arsenal des Gesetzbuches glauben holen zu müssen, ist ja von Ihrem Standpunkte aus so bedauerlich, wie begreiflich, verpflichtet aber den T. noch keineswegs, Ihrer selbstverschuldeten Notlage auf Kosten der Wahrheit Rechnung zu tragen.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

G.v. Max pinx. Photogravure Bruckmann



KOMM, LIEBER MAI



IV. Jahrg. Mai 1902. Heft 8.

Warum die Naturforscher hüben und drüben nicht konnten beisammen kommen.*)

Von

Willy Pastor.

Die Erde ruht auf dem Rücken eines Elefanten, der Elefant steht auf dem Rücken einer Schildkröte: so deutet sich's die Weltanschauung Indiens. Wir sind sehr aufgeklärte Leute, und wenn wir von der Weltanschauung Indiens sprechen, dann fragen wir sehr überlegen, wo denn die Schildkröte ihre Beine lasse. Schade, daß man nicht einmal zur Abwechslung einem dieser armen Inder die Grundsätze dessen beigebracht hat, was wir so stolz die Entwicklungsgeschichte der Natur benennen, und was soviel besser und weiser sein soll, als alle Religion und Sage. Nach dieser Lehre sind die höheren Arten der Wirbeltiere hervorgegangen aus den niederen der Wirbellosen, und von den Wirbellosen geht es dann in allerlei Stufen abwärts zum wimmelnden Allerweltsreich der „Urwesen".

*) Es ist wohl selbstverständlich, daß der Türmer sich nicht mit allen den philosophischen oder naturwissenschaftlichen Systemen, die er seine Mitarbeiter vortragen läßt, identifizieren kann. Die Leser mit einer der eigenartigsten und reizvollsten neueren Weltanschauungen bekannt zu machen, ist der Zweck dieser Veröffentlichung, die ihnen jedenfalls reiche Anregungen bieten wird. D. T.

Das zu verstehen, dürfte dem Inder nicht schwer fallen. Das Reich der Urwesen, das ist die Schildkröte, das Reich der Wirbellosen der Elefant, der dann auf seinem breiten Rücken die Krone der Schöpfung trägt. So weit ist alles in Ordnung. Aber — wo läßt denn nun die Schildkröte der Urwesen ihre Beine?

Ja, wo läßt sie die eigentlich? Das ist eine recht fatale Frage, und wie beklommen sie schon manchem Naturforscher gemacht hat, das zeigt die verlegene Antwort der „Meteoritenhypothese". Danach sauste eines schönen Weltentages auf unseren Erdenstern, der damals noch völlig unbewohnt war, ein Meteorstück herab. Woher es kam, das wissen wir nicht, aber sein Heimatsstern muß wohl das organische Leben gekannt haben. Denn in irgend einem Winkel des Meteorstückchens hatten sich ein oder mehrere „niederste Lebewesen" festgesetzt. Die Erde war damals gerade so weit abgekühlt, daß die niedersten Lebewesen nicht gleich verbrannten. Sie konnten fruchtbar sein und sich mehren, konnten Mollusken werden und Wirbeltier, Vierfüßler und Mensch.

Ist sie nicht sehr possierlich, diese Antwort? Versteht sich: für den Inder, nicht den Europäer. Wo die Schildkröte der Protisten stände, hatte der Inder gefragt, und die Phantasie des Europäers zeigte ihm eine noch größere Schildkröte, auf der die Füße der kleinen fest und sicher ansetzten.

Ganz ohne Scherz: nicht einen Augenblick soll gezweifelt werden am Werte der Arbeit, die zwischen jener und dieser Lehre liegt. Aber wir zeigen uns wenig würdig ihres reichen Erbes, weisen wir mit kindlichem Stolz immer wieder auf das, was schon geleistet wurde, und übersehen, was noch zu leisten ist. Die Geschichte der Erde, wie sie die Entwicklungslehre aufs neue erzählt hat, zerfällt in zwei Teile. Im ersten ist die Rede von „Leblosen" oder „Anorganischen". Da wird uns erzählt, wie die Erde von der Sonne sich loslöste, wie ihr feuerflüssiger Ball langsam eine feste Rinde ansetzte, wie es zur Bildung von allerlei Gestein kam und zum Kreislauf der Wasser. In alledem soll sich noch nichts von eigenem und eigentlichem Leben zeigen. Die treibende Kraft, die von einem zum anderen führt, soll nicht im Erdball selbst zu suchen sein, sondern draußen im Weltall. Man nimmt an, daß es da draußen kalt sei, ganz unfaßbar kalt, und daß die schnürende Kälte des Weltalls die Erdoberfläche erstarren macht zu einer steinernen Rinde, daß die immer reicher auftretenden chemischen Elemente lediglich Gefrierprodukte seien.

Mit einigen Worten mindestens muß hier schon auf den famosen „Beweis" der unsäglichen Kälte des Weltraums und der entsprechenden Hitze im Inneren der Sterne eingegangen werden. Bei Bohrungen in der Erdrinde hatte man auf eine gewisse Tiefe hin eine stete Wärmezunahme festgestellt, bei Fahrten im Luftballon eine entsprechende Wärmeabnahme nach der Höhe, das war alles. Ermißt man die verhältnismäßig geradezu verschwindenden Strecken, die der Beobachtung zugänglich waren (das tiefste Bohrloch geht auf 1066 Meter, der Erddurchmesser beträgt 12735 Kilometer!), so wird man stark an die Gelehrten

jener ehedem hundelosen Insel erinnert, auf die sich ein junger Hund verirrt. Die beobachtenden Gelehrten stellen mit Entsetzen fest, daß der Schwanz des Tieres in kurzer Zeit um das Doppelte gewachsen ist, während das Körpergewicht nur um wenige Pfund zunahm, und formulieren nun das „Gesetz", daß bei der Entwicklung des Hundes der Schwanz in geometrischer, das Körpergewicht nur in arithmetischer Progression zunehme, daß also zu einer Zeit, in der das Tier 50 Pfund wiege, ein Tierschwanz von der Länge einer Meile die gelehrte Insel durchqueren müsse. Ueber die Gelehrten dieser mystischen Insel lacht alle Welt, und doch umspann ihre Beobachtungsperiode einen ganz unverhältnismäßig größeren Bruchteil der gesamten möglichen Beobachtungszeit, als das, ins Räumliche übersetzt, bei den Männern der Fall war, denen man aufs Wort die Mär von der gestaltenden Kraft der Weltallkälte glaubte.

So weit die Geschichte des Anorganischen mit ihren Triebkräften, der erste Teil der neuen Naturlehre. Und nun setzt die große Pause ein, die unterbrochen wird erst vom Niedersausen jenes geheimnisvollen Meteors. Er erst bringt der Erde das Leben. In kümmerlichen Formen zunächst. Doch die Bedingungen zu seiner Entfaltung sind günstig, und es weiß die Bedingungen auszunutzen und sich heraufzuarbeiten zu Mensch und Menschenwerk. Dazu reicht freilich jene erste Triebkraft nicht mehr hin. Das Organische, wie es grundsätzlich verschieden war vom Anorganischen, mußte auch sein eigenes Gesetz der Entwicklung haben. Man fand es schließlich, dieses eigene Gesetz, das für die „lebendige" Natur dieselbe Bedeutung haben soll, wie für die „tote", das Gesetz der Weltallkälte. Kampf ums Dasein nannte man's, was fortan jedem lebenden Wesen so feindselig auflauern sollte, wie die Aetherkälte den Sternen. So feindselig, und so — förderlich. Wie erst die Aetherkälte die Sterne untereinander verschieden machte und ihnen eine Gliederung schaffte, so bildete der Kampf ums Dasein bei den einzelnen Wesen besondere Organe schärfer heraus und gab ihnen damit eine eigene Schönheit.

Kampf ums Dasein und Weltallkälte — beide sind sie gleich grausam und gleich äußerlich, doch keine Brücke sonst, die von einem zum anderen führte. Sie waren wesenverschieden, und je folgerechter man die Erscheinungen der Natur auf sie zurückführte, um so härter mußte das Leblose sich trennen vom Lebendigen, um so fremder mußte der Forschung das Gesetz des Monismus werden, den sie doch so gern als ihrer Weisheit letzten Schluß hinstellte.

Die Geschichte der Entwicklungslehre gleicht so in mehr als einer Hinsicht dem Bau eines Tunnels. Von zwei entgegengesetzten Punkten des Berges bohren die Tunnelarbeiter sich in das Gestein und schlagen sich in ihrer Richtung jeder einen Weg, bis sie einander die Hände reichen können. — Indem man die Betrachtung der anorganischen wie der organischen Natur dem Entwicklungsgedanken unterstellte, arbeitete man von zwei verschiedenen Seiten demselben Ziel entgegen. Man hat wacker geschafft, man ist sich nahe gekommen bis auf eine dünne Scheidewand. Da auf einmal diese Verzagtheit. Man

schlägt sich nicht weiter mehr vor, man baut die Tunnelwände aus, noch ehe man sich die Hände reichte, denn — jene Scheidewand soll undurchdringlich sein.

Wirklich, ist sie das? Ist sie das immer noch? Sind nicht sogar, blickt man nur schärfer hin, von beiden Seiten schon Schläge gefallen, die Löcher rissen, durch die man sich die Hände reichen könnte?

* * *

Ueberblicken wir die Geschichte der Astronomie, die, seit es eine Geologie und eine Spektralanalyse giebt, alles umfaßt, was anorganische Natur heißt. Im 17. Jahrhundert erst fing man an, nennenswerte geistige Kapitalien zur Erforschung astronomischer Dinge anzulegen. Das hatte seine Vorzüge, aber auch seine schweren, schweren Nachteile. Es war das jenes Jahrhundert, das so unerbittlich aufräumte mit den letzten Resten der Renaissance, das nichts Persönliches mehr duldete, die Zeit der ersten straffen Militärorganisationen und des beginnenden Rationalismus. Die Denkformen, denen die menschliche Geistesthätigkeit sich anpassen mußte, hatten etwas starr Mathematisches, Lebloses an sich. Und streng mathematisch, nur mathematisch dachte man über das Wesen der Himmelskörper, denen man mit dem neu entdeckten Fernrohr folgte.

Das war nicht immer so gewesen. Der ur-uralte Glaube, daß die Sterne beseelte Wesen seien, hatte sich auch dann noch nicht verloren, als man einsehen lernte, die Erde sei ein Stern unter Sternen. Noch in Keplers Werken macht er verzweifelte Anstrengungen, nicht erstickt zu werden von den Wucherungen der mathematischen Gedanken ringsum. Aber die Wucherungen waren stärker, in Newton bringt es die Mathematik zum vollen Sieg. Was alles der Mathematik zugänglich war, die Berechnung fester Sternenbahnen, die Raumverhältnisse, das wurde mit einer prachtvollen Akkuratesse herausgearbeitet. Sobald man aber anfing über die Wesenverschiedenheit der Sterne und deren Gründe nachzudenken, zeigt sich die ganze Unzulänglichkeit der mathematischen Betrachtungsweise. Die Rückführung aller kosmischen Lebenserscheinungen auf die nüchternsten, unfruchtbarsten physikalischen Gesetze — Schöpfungssagen, die so entstanden, die gaben freilich dem Leben, dem organischen Leben keinen Raum.

In Kants „Naturgeschichte des Himmels“ und dem 6. Kapitel der „Exposition du système du monde“ des Laplace haben wir die letzten, wahrhaft heroischen Versuche, sich trotz allem von dieser Seite einen Durchgang zu erzwingen. In ihrem kulturhistorischen Wert sind es Gedankenwerke ganz einziger Art. Die geistige Arbeit zweier Jahrhunderte staut sich in ihnen. Aber es war die Arbeit sich absichtlich beschränkender Spezialisten gewesen, und selbst die universalsten Geister wußten hier keinen Ausweg zu finden zum Leben. Wie ein sinnvolles Kreiselspiel wirbeln und rollen alle diese Planetarien und Solarien um uns her. Die Welt, meint August Strindberg, ist durch Kant-Laplace gründlich pasteurisiert worden.

Inzwischen aber hatte sich in der geistigen Atmosphäre Europas gar mancherlei geändert. Der Druck der Verhältnisse, der im Jahrhundert des dreißig-

jährigen Krieges den Geistern jene starre Art zu denken aufgezwungen hatte, war langsam gewichen. Läßt sich in der Geschichte der Naturwissenschaften der alte Zustand in der Art beobachten, wie sie von den Sternenbahnen einen Weg suchen zum Leben auf der Erde, so der neue in den Bemühungen, sich umgekehrt vom organischen Leben der Erde hinauszufinden zu den Gesetzen der Sternenbahnen. Alexander von Humboldt als erster macht den Versuch, die große Brücke hinüber anzulegen. Noch spukt in seinem „Kosmos" die alte mechanische Auffassung weiter, aber für Augenblicke mindestens wird es dem Menschengeist hier klar, daß es mit einer solchen Anschauung nicht weiter geht, daß auch das Organische der Sternengeschichte einzugliedern sei. Im ersten Band des Kosmos findet sich das herrliche Wort: „Wie wir in unseren Wäldern dieselbe Baumart gleichzeitig in allen Stufen des Wachstums sehen, und aus diesem Anblick, aus dieser Koexistenz den Eindruck fortschreitender Lebensentwicklung schöpfen, so erkennen wir auch in dem großen Weltengarten die verschiedensten Stadien allmählicher Sternbildung."

Die schnürende Kälte des Weltraumes, eine nur von außen einwirkende Kraft, sollte die Weltnebel verdichtet haben zu Sonnen, sollte den Sonnen die Sonnenflecke und den Planeten die Steinrinde geben. Nichts, nichts hatte man beibringen können, was die Annahme der Aetherkälte wirklich bewies. Es war eine Annahme der Verlegenheit gewesen, fast eine Ausrede. In Humboldts Worten, die der physikalischen Erklärung eine physiologische zur Seite stellt, kommt zum erstenmal die Möglichkeit in Sicht, daß innerliche Gründe die Wesensverschiedenheit der Sterne ebenso gut bedingen könnten wie äußerliche. Der Vergleich mit dem Wald gewänne freilich seine volle Bedeutung erst, wenn man sich in dem Walde das Nebeneinander nicht nur alter und junger, sondern auch verschiedener Arten von Bäumen dächte. Immerhin, die Wendung zum Organischen war gegeben. Humboldt wählt ein botanisches Beispiel. Mit gleichem Rechte konnte er ein zoologisches wählen. Die jungen und alten Sterne entsprechen jungen und alten Bäumen: sie entsprechen auch jungen und alten Menschen. Wem würde es je einfallen, die immer schärfere Ausbildung des menschlichen Gesichtes, des menschlichen Charakters bei zunehmendem Alter zurückzuführen auf eine die Menschen umgebende Kälte? Die Runzeln des Alters aufzufassen als eine Erstarrungserscheinung? Bei den Sternen hatte man's gethan. In jugendlichen Völkern gärte es wie in Weltennebeln, der jugendlichen Form eines werdenden Sternensystems. In beiden Fällen lernte die Kraft sich richten, und aus der unendlichen Fülle früher Möglichkeiten sich einengen auf wenige bestimmte Ziele. Dem Völkerpsychologen, der solches beobachtete, genügte die Erklärung einer steten inneren Entwicklung; war es nötig, daß der Astronom außer dieser einen Kraft noch eine zweite, von außen wirkende, in Thätigkeit setzte?

Die Ausschaltung des rein Mathematischen aus der Entwicklungslehre der Sterne und damit der Erdgeschichte, das war die vornehmste Aufgabe, die

den universalen Köpfen nach Humboldt erwuchs. Die Zeit schien nicht ungünstig zur Lösung gerade dieser Aufgabe. Karl Ernst von Baer machte seine embryologischen Entdeckungen, die den Menschen in seiner Entwicklung hineinzog in die Entwicklung der Arten, Charles Lyell wies nach, daß nicht gewaltsame Erdrevolutionen die einzelnen Epochen der Erdgeschichte von einander trennen, sondern daß in ruhiger Entwicklung hier eines in das andere überging. Von der Erdgeschichte, wie sie da bei Lyell bereits heraufdämmerte, war es nur ein Schritt zur rein physiologischen Auffassung der Sternenbildung.

Da, als alles aufs beste bereitet ist, tritt Darwin auf den Plan. Die „Entstehung der Arten" erscheint, das Buch mit dem Untertitel „Die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein". Die Riesenenergie, mit der Darwin sein von Grund auf falsches Prinzip durchführte, hat es zwei Generationen unmöglich gemacht, zu einer wirklich einheitlichen Weltauffassung, der man doch bereits so nahe stand, sich durchzuschlagen.

* * *

Wenn wir es auf der Sonnenkugel emporschlagen sehen in mächtigen Flammen, dann ist es uns klar: diese Flammen führen kein Eigenleben auf der Sonne, sie beherrschen nicht den Sonnenball, sondern der Stern selbst wirft sie auf, er verleiht ihnen die Kraft, von neuem zu leuchten, oder er macht sie erlöschen, um neue Lichter zu entzünden. Den Planeten Jupiter umschweben rote, wolkenähnliche Massen: auch da ist uns kein Zweifel, die unmittelbare Sternenkraft des Jupiter selbst habe diese Massen gebildet, und Jupiter selbst ziehe jene rätselhaften Kreise um sich her kraft eigener Gewalt. Und so die Veränderungen des Merkur, wo es sich schon langsam härtet, bis herunter zu den wenigen Umgestaltungen auf dem Monde. Der Stern selbst, nur der Stern leistet alles, was sich da zeigt. Auch dann noch sind wir davon überzeugt, wenn wir an eine schnürende Kälte des Weltenraumes glauben. Dann „schützt" sich eben der Stern, „rein mechanisch" natürlich, mit jenen zweckmäßigen Veränderungen gegen die Kälte, die ihn in diesem Dasein bedroht.

Schauen wir hin über alles, was die Arten auf der Erde leisteten, was ihr Leben und ihre Geschichte ausmacht: Anfang und Ende all ihres Treibens war es, gewisse mehr oder weniger bleibende Veränderungen auf der Erdoberfläche vorzunehmen. Wie nun: wenn wir bei allen anderen Sternen alle Oberflächenveränderungen bewirkt sein lassen von der unmittelbaren Sternenkraft, einzig und allein aber bei der Erde und allenfalls beim Mars auf der Oberfläche die Thätigkeit eigenherrlicher Geschöpfe annehmen, die nur Einkehr hielten bei den Planeten — sind dann die Erde und der Mars für uns noch Sterne unter Sternen? Ist dann unsere Erkenntnis nicht einfältiger und befangener als die des Geschlechtes vor Kopernikus?

Da sehen wir in einer Epoche der Erdgeschichte ganze Festländer sich überziehen mit grünen Wäldern: warum sollen die Stämme dieser Wälder nicht so unmittelbar vom Erdenstern emporgetrieben sein wie die allenthalben empor=

züngelnden Flammen der Sonne? Auf der Oberfläche der Sonne sehen wir dunklere Flecken langsam sich bilden und sich mit allerlei Umbildung hinziehen über weite Strecken. Entsprechend ballt es sich hier und da in der Geschichte des Menschengeschlechts, zu schwärzeren Massen scharen sich ganze Völker zusammen, und die Massen gleiten hin von Norden nach Süden oder Osten nach Westen. Warum ist bei der Sonne die Ursache die Sonne, bei der Erde aber der — „Mensch"?

Warum? Weil Malthus und Darwin an einen Kampf ums Dasein glaubten, weil wir uns im Elend einer wirtschaftlichen Uebergangsepoche an so jämmerlich kleine Gesichtspunkte gewöhnten, daß wir den beiden Engländern Vertrauen schenkten und mit ihrem Spleen uns eine schon herrlich sich erweiternde Aussicht wieder umnebeln ließen. Darum!

Die ganze Lächerlichkeit dieser Lehre wird uns offenbar, wenn wir noch weiter rückwärts blicken. In der Zeit der Tiere und Pflanzen haben Veränderungen stattgefunden auf der Oberfläche der Erde, und Veranlassung dazu gaben nur die Tiere und die Pflanzen selbst. Aber auch vorher wandelte sich allerlei. Der Kreislauf der Wasser spülte aus den Bergen das Flachland los und lagerte es in breiten Massen an den Fuß der Gebirge. Merkwürdig, diesmal waren es nicht die Wasser gewesen als ein den Erdenstern beherrschendes Geschlecht, der erste Wassertropfen war mit keinem Meteorstein niedergesaust, sondern in den Wassern waren planetare Kräfte thätig die Wasser hatte der Planet selbst ins Wogen gebracht.

Die Berge und Gebirge waren ebenfalls geworden, ihre steinernen Massen hatten sie sich aus früheren, einfacheren Elementen so gut zurechtzimmern müssen wie der Mensch seine Städte und Bücher und Gesellschaftsordnungen. Aber natürlich, das war etwas anderes. Für die ungeheuren Gebirgszüge reicht ein so winziges Meteorstückchen nicht aus, das doch eine genügende Unterlage schien für Völkerzüge, Weltstädte und darwinistische Ideen.

Genug der Widersprüche. Wir werden uns auch ohnedies darüber einigen, daß der Glaube an den Kampf ums Dasein in eine Sackgasse führt, daß wir über die Entstehung der Arten anders denken lernen müssen. Der Mensch als „Herr des Planeten", und vor dem Menschen der Orang-Utang, der Selachierfisch, der Trilobitenkrebs, die der Reihe nach einen lustigen Raubbau trieben auf einem herrenlosen, willenlosen Stern — das geht nicht an. Denken wir einmal an alles, was das Fernrohr uns zeigt am nächtlichen Himmel, und wenn wir nicht besessen sind vom unsinnigsten Größenwahn, werden wir uns eingestehen: alles, was wir thun „auf" Erden, das thut die Erde durch uns. Die Erde giebt uns Fähigkeiten, schafft oder nimmt uns die Möglichkeit, sie zu entwickeln — haben wir daran teil? Völker blühen auf, und Völker sterben hin, um neuen Platz zu machen, denen die Gabe wurde, in einer anderen Art auf der Oberfläche und auf die Oberfläche dieses Sterns zu wirken. Begreift man noch nicht, was das heißen will?

Einen Kampf ums Dasein sieht die dumpfeste aller Weltanschauungen in dem Herüber- und Hinüberwirken der Arten: einen Blick zum Sternenhimmel, und das vieltausendfältige Wirken ist uns nicht mehr ein Gegeneinander, sondern Ineinander. In jeder Art hat die Natur eine besondere Thätigkeit sich ausgebildet, und je nachdem sie der einzelnen Thätigkeiten bedarf, giebt sie den einzelnen Arten den Vorzug oder schafft sich neue.

* * *

Die Arten als Fähigkeiten der Erde, das ist der befreiende Gedanke. Denken wir ihn zu Ende, dann wissen wir nichts mehr von einem hemmenden Gegensatz zwischen Organisch und Unorganisch. In jenen Formen erscheint er uns höchstens, in denen die Physiologen die Reflexthätigkeiten sondern von den willkürlichen Bewegungen. Die Arten des Anorganischen umfassen in ihren Eigenschaften alle jene Fähigkeiten des Planeten, die durch die lange Uebung bereits reflektorisch, „unbewußt" werden konnten. In den organischen Arten dagegen bewegt sich und schafft der Planet noch bewußt.

Es ist ungewöhnlich, den Begriff der Art auf das Anorganische auszudehnen, aber man wird sich daran gewöhnen müssen, auch in Gesteinen und Metallen noch Arten mit bestimmten, individuellen Fähigkeiten zu erblicken. Oder sind die magnetischen und elektrischen Eigenschaften, die Fähigkeiten auf Wärme und Licht in einer bestimmten, nutzbaren Weise zu reagieren nur deshalb nichts, weil sie so lange bereits in Wirksamkeit sind, daß sie reflexiv werden konnten? Aber es hat eine Zeit gegeben, bei unseren kleinen Körpern so gut wie beim großen Erdenkörper, in der auch die selbstverständlichsten Bewegungen des Unbewußten einmal bewußt gewesen sind. All diese magnetischen und sonstigen Fähigkeiten, mit denen die Erde sich heute so sicher in ihren Bahnen hält, mußten einmal ausgebildet werden, wie dieser Weg am Himmel selbst einmal zu schaffen war. Und so sicher es in den Arten keinen Stillstand giebt und sie auch heute noch an ihren unbewußten Thätigkeiten ändern können, wenn es die Bestimmung der Art verlangt, so auch ist im Anorganischen längst nicht alles festgelegt. Die Erde kann ein Interesse daran haben, ihre magnetischen Fähigkeiten zu vermehren, sie kann ein Interesse daran haben, ihre Metalle zu konzentrieren, um mit deren gesammelten Kräften ein Irgendetwas in ihrem Organismus zu ändern. Ist das der Fall, so können im Innern der Erde metallische Dämpfe sich sammeln und an bestimmte Punkte drängen.

Es kann aber auch anders kommen, recht anders, und dann muß die jüngere Art der Menschen in ihrer Weise bedächtiger dasselbe leisten, was vor Aeonen die Arten metallischer Dämpfe in ihrer Weise stürmischer leisteten. Dann machen wir uns ans Werk, legen Bergwerke an, bauen Eisenhütten und Stahlwerke, erfinden Dynamos und Akkumulatoren. Und sind wir Menschen überzeugte Darwinisten, dann glauben wir wohl, wir seien es, die wir uns zum Vergnügen und uns zur Ehre all das vollbrachten.

Daß man doch einmal die Gedanken eines Aufgußtierchens lesen könnte, das im Wassertröpfchen eines thalwärts geschleuderten Sturzbaches dahinschießt! Ob das Tierchen nicht ehrlich überzeugt ist, daß es sich in langsamer, zielbewußter Arbeit das Thal erobert, kraft selbsterworbener und stolzer Fähigkeiten?

* * *

Warum die Naturforscher hüben und drüben nicht konnten beisammen kommen? Weil sie zu herrlich von sich selber, zu verächtlich von den Sternen dachten. Ist nicht auch heute noch aller Astrophysik (Astrophysiologie wird es bald heißen) letzte Weisheitsfrage die nach der „Bewohnbarkeit" der Sterne am Himmel? Und ist diese menschliche, allzumenschliche Betrachtungsweise nicht genau so beschränkt wie die jener alten Mythologieen, die aus jedem Baum ein Zellengefängnis für eine Baumgottheit machen mußten, um an das „Leben" dieses Baumes zu glauben?

Wie die Naturforscher hüben und drüben könnten beisammen kommen? Wir suchten uns vertraut zu machen mit dem großen Gedanken, in dem es möglich wäre. Dieser große Gedanke ist der Menschheit noch nicht sehr vertraut. Noch keine hundert Jahre sind es her, daß er zum erstenmal in das Bewußtsein eines Menschenhirnes trat. Der Begnadete war Gustav Theodor Fechner. Das erste Wetterleuchten, in dem die Idee aufzuckte, war so schwach, so kurz, daß die Augen, die es sahen, halb noch an eine Sinnestäuschung glaubten. In dem Schriftchen „Vergleichende Anatomie der Engel" (1825 herausgegeben unter dem Decknamen eines Dr. Mises) ist der Ernst des Gedankens, daß die Sterne lebende Wesen seien, noch ängstlich mit Scherzen durchsetzt. Nur die Narren durften bei Hofe die Wahrheit sagen, und mit Narrenscherzen führte die große Wahrheit am Hof der Wissenschaft sich ein. Die Wissenschaft hörte flüchtig darauf hin — und lachte.

Gar bald jedoch wurde dem Narren seine Sache ernst. Aus dem Wetterleuchten wurde ihm ein Morgenrot, und aus dem Morgenrot stieg ihm eine Sonne auf. Nicht als Narr mehr, sondern als Prophet sprach er von neuem. Und wieder hörte die Wissenschaft flüchtig darauf hin — und wieder hatte sie zu lachen. Trotzdem: nachdenklicher wurde sie doch, und für einen Augenblick, einen knappen Augenblick huschte an *ihrem* Gesicht nun ein schwaches Wetterleuchten vorüber. Das hatte Fechners „Zend-Avesta" gethan, ein Werk, das für die große Geschichte der Wissenschaft dieselbe Bedeutung hat, wie für die kleine Geschichte der Gelehrten Fechners „Die vergleichende Anatomie der Engel".





Am Knick.

Von

Regine Busch.

Frühlingsahnen geht heut durch die Welt,
Wer ein junges Herz hat, mag es hüten!
Draußen treibt's und schwillt's an jedem Zweig,
Alles drängt und sehnt und sucht die Sonne.
— Dort am Knick, wo weiß die Schlehen blühn,
Wo vor Wind geschützt Wildveilchen stehn,
Wandern Zwei, — das Mädchen zart und biegsam,
Um den roten Mund ein Kinderlachen
Und doch schon ein Schimmer Frauensehnsucht
In den wimperdunkeln, blauen Augen. —
Er ist lang und schlank. Auf hellen Haaren
Sitzt die rote, ausgeblichne Mütze.
Die hat ausgedient. Ade nun, Prima,
Das Examen ist mit Glanz bestanden,
Morgen geht es in die weite Welt,
In das große, goldne, freie Leben.
Was die Zwei nur reden? Nein, sie stottern
Halbe Sätze, sonderbare Worte,
Die kein Dritter deutet. Sie verstehn sich.
— Auf dem Schulfest war's, die Rosen blühten,
Rosen trug sie an dem Gurt des Kleides
Und ein rosa Band am braunen Zopf.
Sie war stolz und schön wie ein Prinzeßchen,
Und der lange, blonde, scheue Junge,
(Pfarrers Aeltester vom nächsten Dorf,
Primus omnium, des Festes Redner),
Brauchte seine ganze, junge Kühnheit,
Um sie um den ersten Tanz zu bitten,
Und dann um den zweiten — nein, um jeden,
Den sie keinem andern zugesagt,
Denn er konnte heut mit ihr nur tanzen,
Nur mit ihr. Sie hat ihn ausgelacht,

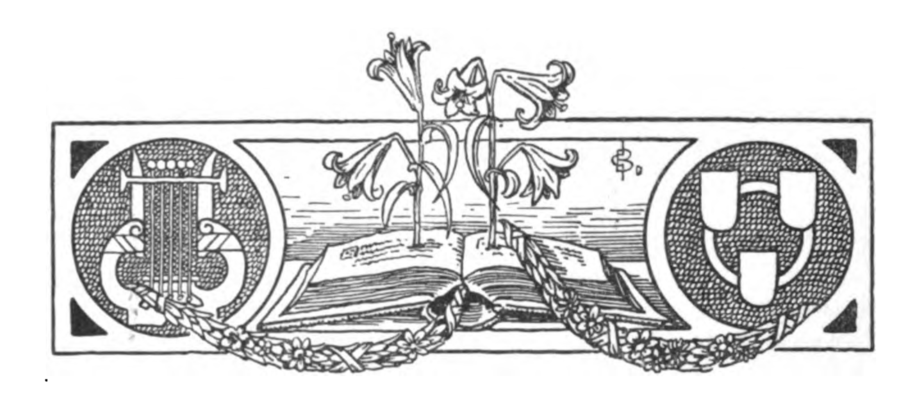
Hat sich heiß getanzt mit ihm und andern
Und am Abend nur an ihn gedacht.
Was dann folgte? Wenig! Stumme Grüße,
Wenn er einmal wieder ihr begegnet,
Viel Erröten und viel junge Sehnsucht,
Die nicht weh thut, die so köstlich ist!
Eifrig sucht' er ihres Bruders Freundschaft
Und verfaßte ungezählte Verse.
Das war alles. — — Morgen geht er fort,
Fort für immer. Heute in der Früh'
Brachte ihr der Bruder höchst verstohlen
Seinen allerersten Liebesbrief.
Verse, die ihr schön und seltsam klangen,
Baten sie, heut hier heraus zu kommen,
Wo die allerletzten Häuser stehen,
Wo am Knick die weißen Schlehen blühen,
Ihm ein einzig Lebewohl zu sagen.
Heimlich ist von Haus sie fortgegangen,
Doch wenn's auch die ganze Stadt erfährt,
Alle alten Tanten drüber schelten,
Sie muß heute Abschied von ihm nehmen,
Ihm ein einzig Lebewohl nur sagen.
Und nun stehn sie hier im Frühlingswinde,
Der die heißen Wangen ihnen kühlt
Und die Haare zaust — und weiterbraust.
Sie versprechen sich mit wenig Worten
Uebermenschlich viel: Die ew'ge Treue
Und Geduld im Warten, Kraft im Glauben.
Wenn er dann Professor erst geworden
Oder auch nur Lehrer — — „Nein, Professor,
So ein ganz berühmter, großer Mann.
Du bist klug, wie schön sind deine Verse,
— Ich kann warten, weißt du, lange warten!"
„Kannst du's wirklich? Bleibst du mir auch gut?
— Denn ich hab' dich lieb — Gott weiß wie lieb!"
Innig faßt er ihre beiden Hände,
Und die jungen Augen sehn sich an.
Plötzlich hebt sie sich auf Zehenspitzen,
Küßt ihn leise mit den Kinderlippen.
„Ich vergeß dich nie, — ich hab' dich lieb!"
Und dann läuft sie fort, schnurstracks nach Hause,
Um den ganzen Tag an ihn zu denken,
Und die Nacht hindurch von ihm zu träumen.
— — In der Nacht kommt Frost, am andern Morgen
Ist die Schlehdornhecke weiß von Schnee,
Und die wilden Veilchen sind erfroren.

* * *

Zehn Jahr später! Durch den Frühlingswind,
Ueber kahles Feld und dürre Heide
Kommt ein lustig Paar daher geritten.
Ein Husarenleutnant, von den Blauen,
Seines Regimentes bester Reiter,
Und der Liebling seiner Commandeuse,
Die ihn sich zu ihrem Dienst befahl.
Schlank und stolz sitzt sie in ihrem Sattel
Und regiert mit fester Hand den Fuchs.
Lauer Märzwind zerrt an ihrem Schleier
Und erregt das Blut ihr in den Adern.
Freie Worte fliegen hin und wieder,
Und die Pferde gehn im Schritt beisammen.
In gemeßnem Abstand trabt der Reitknecht
Stumm und schläfrig hinter ihnen her.
Der Herr Oberst ist schon recht bei Jahren,
Haßt die überflüßgen Morgenritte,
Aber seine junge, schöne Frau
Reitet jeden Morgen aus mit seinem
Hübschesten und allerkecksten Leutnant.
Plötzlich zügelt sie den schlanken Fuchs.
Dort — im Knick am Brachfeld Schlehdornblüten,
Und im Gras darunter wilde Veilchen.
Hoch darüber spannt sich wolkenlos
Unabsehbar weit der blaue Himmel,
Schwebt ein Duft wie Frühling und wie Veilchen.
Und sie sieht, als wär' es hier gewesen,
Jene Zwei an jenem andern Märztag.
War sie's selbst, dies junge, weiche Ding,
Mit dem Glauben an die große Treue,
Mit dem Hoffen auf das große Glück?
— Zehn Jahr her? Es könnten hundert sein,
Fremd ward ihr das Kind im Backfischkleidchen,
Fremd der Junge mit dem treuen Blick.
Ob er wohl, jetzt in der Frühlingszeit,
Wenn er Schlehen blühen sieht und Veilchen,
— Doch wer weiß wo in der Welt er steckt —
Einmal noch an jenen Märztag denkt
Und an alles, was sie ihm versprochen?
Sie hat keine Zeit gehabt zu warten,
Denn das Leben kam, das reiche, bunte,
All das Lachen, Tanzen, Kokettieren!
Sie war schön, und man hat sie begehrt,
Sie war jung und lechzte nach der Freude —
— — Und er war und blieb ein armer Schlucker,
Der berühmt zu werden schlecht verstand. — —
Und so kam's, daß sie den Andern nahm. —

Lustig schien's ihr, so in jungen Jahren
Freifrau sein, im Regiment die Erste,
Lustig wär's, wenn nicht die Sehnsucht wäre,
Die die besten Stunden ihr verdirbt,
Jene alte, böse, bange Sehnsucht
Nach ein wenig wahrem warmen Glück!
Müd und traurig sieht sie vor sich hin,
Und der Fuchs zerstampft die wilden Veilchen.
„Graf, sind Sie je dumm und jung gewesen?"
Fragt sie plötzlich. „Dumm und jung und gut?
Ich war's einmal, 's ist schon lange her,
Und ich hatte es beinah' vergessen,
Doch nun fällt's mir eben schwer aufs Herz,
Daß ich's war — und daß ich's nicht mehr bin.
Und ich gäbe gern den ganzen Plunder,
Gäbe meinen Fuchs und Sie und unsre
Sogenannte Freundschaft in den Kauf, —
Stünd' ich wieder hier im Backfischkleide,
Wär' ich wieder — — was ich damals war.
Sie verstehn's nicht? Auch nicht nötig, Graf,
Es ist vieles schon verdorrt, verkümmert
Und verkommen in der weiten Welt,
Was einst fröhlich seinen Frühling hatte."
— Und sie peitscht den Fuchs mit schlanker Gerte,
Daß er aufbäumt: „Schnell, nach Hause, Graf!
Wie Sie sehn, ich bin heut nicht bei Laune,
Bin so frühjahrsmüd. Der Märzwind macht's,
Und der Schlehdorn und die wilden Veilchen." —
— Dann als wär' ihr ein Gespenst begegnet,
Das Gespenst der eignen, toten Jugend,
Jagt sie heimwärts durch den Frühlingswind.





Elisabeth Dorothea Schillerin.

Zur hundertsten Wiederkehr des Todestages von Schillers Mutter.

Von

Carl Busse.

Auf dem Friedhof zu Cleversulzbach im Neckarkreis umhegt ein schmiedeeisern Gitter zwei Gräber. Auf dem einen erhebt sich eine Linde, die 1859 gepflanzt worden, und in das steinerne Kreuz sind die Worte „Schillers Mutter“ gemeißelt. Ein gleiches Kreuz, nur mit der Inschrift „Charlotte Mörike“, trägt das andere Grab. Auch ein schlichter Denkstein mit eingelaßner Marmorplatte schmückt seit dem 9. Mai 1885 die Stätte. Er zeigt die Namen: „Elisabeth Dorothea Schiller, geb. 12. August 1732, gest. 29. April 1802. — Charlotte Dorothea Mörike, geb. 3. Juni 1771, gest. 26. April 1841.“*)

Es ist der Schillerin hier gegangen, wie einer deutschen Dichterin, deren Grabstein am Bodensee steht: wie Annette von Droste. Man hat beider Geburtstag falsch angegeben. Elisabeth Dorothea Kodweiß, spätere Schiller, ist nicht am 12. August, sondern am 13. Dezember 1732 geboren.

Jedenfalls: ein eigner und schöner Zufall hat es gefügt, daß die Mütter der beiden größten schwäbischen Dichter, die sich im Leben nie gesehen, dicht nebeneinander, in derselben heimatlichen Erde ruhen. Karl Weitbrecht hat in lieben und feinen Versen davon gesungen:

„Du stiller Boden, keimerfüllte Scholle,
Du weißt nicht, was du schweigend einst empfingst,
Als von dem Turme dort die Glocke klang!
Ihr heiligen Leiber, still hier eingesenkt:

---

*) Eine Abbildung der Grabstätte befindet sich in dem Schriftchen von Rektor Dr. Pressel: „Das Pfarrhaus in Cleversulzbach vor fünfzig und mehr Jahren“. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1885.)



Als eure Jugendkraft die Söhne trug
Und nährte aus des eignen Lebens Quell —
Hat euch ein Ton durchbebt, ein Vorklang nur
Von jenem vollen Wohllaut, dessen Macht
Aus eurer Söhne Mund die Welt bezwang
Und Geister nährt mit Schönheit für und für?" 2c. 2c.

Der Urgroßvater und Großvater von Elisabeth Dorothea Kodweiß waren Bäckermeister und Bürgermeister von Marbach. Ihr Vater war Bäcker und Löwenwirt. Man hat darauf hingewiesen, daß auch die Schillers früherer Zeit das Bäckergewerbe bevorzugten.

Georg Friedrich Kodweiß, der Vater der Schillerin, war ein spekulativer Kopf, ein unruhiger Geist, der nicht bedächtig genug vorging und bald in Schulden geriet. Sein Schwiegersohn half, so viel er konnte, aber als er sah, daß es doch nichts nützte, drehte er Marbach den Rücken. Er wollt's nicht ansehen, wie sein Schwiegervater sozial immer mehr sank und vom wohlhabenden Löwenwirt zum einfachen Thorwächter herunterkam. Er starb 1771 und wurde nach seiner Anordnung des Nachts begraben. Wer denkt da nicht jener Mainacht, als man, während die Nachtigallen sangen, seinen großen Enkel in Weimar beisetzte?

Die Tochter, Elisabeth Dorothea, ward am sechsten Tage nach ihrer Geburt, am 19. Dezember 1732 getauft. Ein Weißgerber, ein Provisor, eine Frau Metzgerin standen Pate. Sie besuchte die Volksschule, die zu damaliger Zeit nicht besonders viel taugte. Hinter dem Religionsunterricht mußte alles andere zurückstehen. So wuchs sie heran, mit einer Bildung, die uns heut sehr dürftig erscheint, die aber damals die Durchschnittsbildung der Bürgerkreise war.

Man kann nicht oft genug betonen, daß wir uns meist ein ganz falsches Bild vom 18. Jahrhundert machen, weil wir geneigt sind, von den Größen der Litteratur und Wissenschaft auf die Masse zu schließen. Aber selten hat es eine Zeit gegeben, in welcher der Bildungsabstand, der zwischen den führenden Geistern und dem Durchschnittsbürger besteht, so ungeheuerlich war wie in diesem „Jahrhundert der Befreiung". Man hat wohl über den geringen Umfang der Kenntnisse, die Elisabeth Dorothea besaß, den Kopf geschüttelt. Fraglos war ihr Goethes Mutter auch überlegen, aber selbst sie hat sich ja wegen mangelhafter Orthographie entschuldigt. Und wenn man ein anderes Beispiel heranziehen will: von Novalis vergötterter Braut Sophie von Kühn, einer adligen jungen Dame, sind Briefe entdeckt worden in einem Stil und einer Schreibweise, daß jedes Kind von acht, neun Jahren — ich übertreibe nicht — für ähnliche Leistungen heut Prügel bekäme. Es ist also höchst ungerecht, wenn man, wie geschehen, ins Schuldbuch von Elisabeth Dorothea etwas schreiben will, was einzig und allein in das Schuldbuch der Zeit gehört.

Des Löwenwirtes von Marbach Tochter lernte anno 1749 der Feldscher Johann Kaspar Schiller kennen. Es mag um die Mitte des März gewesen

sein, als er die Herberge betrat. Vier Monate später heirateten die beiden, und Elisabeth Dorothea brachte dem Marito, dem Gatten, vielerlei in die Ehe mit, was Gustav Schwab später glücklich herausbrachte. So einen Acker, „Krautland", ein Perlen= und Granatenmuster, einen goldenen Ring, acht Hauben, viele Röcke von „schwarz Tuch", Seidenzeug, „Kreppon", auch vier Paar weiß baumwollene Strümpf und ein Paar Winterstrümpf, Bettzeug, zwölf neue Hemden, Leinwand, einen Tisch und zwei Stühle von hartem Holz rc. Allzuviel war es gewiß nicht, denn die Inventur=Richter schätzten den ganzen Besitz beider Eheleute am 10. November 1749 — genau zehn Jahre vor des Dichters Geburt — auf 716 fl. 36 kr., wovon des Gatten „Zubringung" allein mit 330 fl. 56 kr. bewertet war. Bei dem geringen Vermögen und Einkommen hieß es natürlich, mit äußerster Sparsamkeit vorzugehen. In dieser Hinsicht hätte Johann Kaspar Schiller keine bessere Wahl treffen können: als Muster einer sparsamen und vortrefflichen Hausfrau steht Elisabeth Dorothea noch vor der Nachwelt.

In ihrer äußeren Erscheinung war sie, der ihr großer Sohn ja wie aus dem Gesicht geschnitten war, gewiß nicht eben hübsch. Ihr Biograph, Dr. Ernst Müller, sagt allerdings, daß sie unter ihren Gespielinnen für schön galt. Doch fügt er selbst eine nähere Beschreibung bei, die dem widerspricht: „Ihre Gestalt war wohlgebaut und schlank, ohne eben groß zu sein, der Hals lang, das Haar hochblond, beinahe rot, die Stirne breit, die Augen etwas krankhaft entzündet (wie bei Friedrich Schiller), das Gesicht mit Sommersprossen bedeckt, die Züge aber von sanfter Milde und Güte belebt."

So war sie in ihrer Jugend. Im Alter lernte der Staatsrat von Roos sie kennen und sagte, sie wäre eine noch angenehme, 60—65 Jahre alte Frau, deren mageres und faltenreiches Gesicht dennoch Heiterkeit und Freundlichkeit ausspreche. Ihre wenigen Haupthaare seien ergraut; und ihre Körperhaltung bei kleiner Statur wäre etwas vorwärtsgebückt. Aus dem Winter 1797/98 ist dieses Bild entworfen.

Die Briefe, die uns erhalten sind, die sie uns als Hausfrau, Gattin und Mutter zeigen, die ihr Verhältnis zu ihren Schwiegersöhnen und zu ihrer Schwiegertochter offenbaren, geben die Hauptzüge ihrer Persönlichkeit scharf und treu wieder. Und dennoch sind sie nicht genug, um die Urteile derer, die sie persönlich kannten, voll zu erweisen. Das liegt ja in der Natur der Sache. Menschen, die nicht oft und nicht gern mit der Feder umgehen, werden in ihren Briefen immer weniger scheinen, als sie sind. Das ist gerade Schillers Mutter gegenüber zu wenig beachtet worden und hat zu schiefen Urteilen geführt. Ich werde auf diesen Punkt noch zurückkommen, wenn aus Worten und Werken, aus ihren eigenen Briefen und den Urteilen anderer die Gestalt der Elisabeth Dorothea lebendiger und deutlicher geworden ist.

Wenn man diese Briefe von ihr prüfend durchliest, wird der erste Eindruck stets der sein: welch ein kluges, sparsames, wirtschaftliches und energisches

Mädchen sich der brave Feldscher aus der Herberge zum goldenen Löwen geholt hat! Es sind zwei Menschen, die eine gute Ehe führen, weil sie ganz ausgezeichnet zu einander passen. Es gab da gewiß weder vor noch nach der Hochzeit ein überschäumendes Glück, sondern nach ruhigem Abwägen ein freudiges und festes Zusammengehen. Beide waren ziemlich bedürfnislose Naturen; Johann Kaspar, der in zehn Kriegsjahren sich einen Batzen erspart, sparte als Ehemann weiter, und seine Frau zog — vielleicht nicht nur, weil es so durchaus nötig war, sondern weil es ihrer Anlage entsprach — denselben Strang. Hausfrauliche Sorgen, und was damit zusammenhing, füllen ihre Briefe; sie klagt gern, wie jede Hausfrau dieses Schlages, über teure Preise und zählt sie auf; die Dienstbotenfrage ist auch bei ihr schon aktuell; der Kreuzer wird ein paarmal in der Hand umgedreht; und kochen und Obst dörren, spinnen und den Garten bepflanzen nimmt sie stark in Anspruch. Scharffenstein schon berichtet von der wunderbaren Kochkunst der Frau Elisabeth Dorothea. Wenn sie mal einen guten Tag haben wollten, gingen sie — Friedrich Schiller und er — von Stuttgart aus nach der Solitude, um sich an den Vorräten der Mutter zu laben. Und als ihr Sohn Theaterdichter in Mannheim war, will sie vor allem eins erfahren. „Ich möchte wissen," schreibt sie am 9. September 1783, „wie Er logirt, wo Er in die Kost — wie teuer und alles. — Hausen und sparen will ich Ihm nicht rekommandieren; ich hoffe, Er werde es indessen gelernt haben." Jahre darauf — der Dichter ist längst verheiratet — klagt sie ihm: „Es sind hier wirklich alle Artikel im höchsten Preis, 3 Pfund Schwarzbrot 10 Kreuzer, 1 Pfund Ochsenfleisch 10, 1 Pfund Butter 24 Kreuzer, der Scheffel Korn 8 Gulden; es ist schrecklich. Wann ich mit meiner Einrichtung und äußerster Sparsamkeit (sc. nicht wäre), so könnten wir nicht mehr mit unserem Einkommen auslangen, oder wann ich nicht viele Artikel selbst bekommen hätte, wo ich bares Geld brauche."

In einem späteren Briefe ist die Butter gar doppelt so teuer geworden und auch die Eier aufgeschlagen. Aber da zeigt sich die Hausfrau im hellsten Glanze: „Doch sind wir noch immer gut ausgekommen und sind noch niemand nichts schuldig geblieben." Diese Klagen über die teuren Zeiten mit genauen Aufzählungen und Preisnotierungen finden sich noch häufig.

Mit den Dienstboten hatte die Schillerin auch manchmal ihre Not. Das „Regele", wettert sie entrüstet in einem Briefe aus dem Jahre 1780, hätte einen wollenen Teppich in Stuttgart nicht, wie geheißen, abgegeben. „Es ist unverschämt genug, daß sie ihn nicht hingethan, wo ich ihr befohlen habe. Wirklich (d. h. gegenwärtig) habe ein recht braves Mensch zur Magd und ist mir recht wohl, daß ich von dem blinden Dölpel, dem Regele, loß bin."

Auch für die Dienstboten ihres Sohnes hatte sie von Anfang an das größte Interesse und schrieb große Briefe deswegen. Besonders sollten sie mit Kindern umzugehen verstehen. Als sie dem Sohne eine Magd besorgen durfte, suchte sie so lange, bis sie „eine Perle" fand: Christine Wezel aus Neckar-

rems, die dann ihrer Empfehlung auch alle Ehre machte und bis zu ihrem Tode in Schillers Diensten blieb. Das war der Stolz der Frau Majorin. Nach allem, was man liest, hatten ihre Mägde es zwar gut bei ihr, aber nur dann, wenn sie tüchtig arbeiteten. Sie selbst war fleißig von früh bis spät, da sollten es die Dienstboten auch sein. Wenn eine Magd jedoch erprobt war, dann hatte sie gute Worte und eine offene Hand für sie. Es ist rührend, wie sie niemals vergessen wird, einen Gruß oder kleine Geschenke an Christine Wezel mitzusenden, damit sie die Kinder, ihre Enkelchen, gut pflege. Es kam dazu, daß es ihr doppelt angenehm war, gerade vor ihrer Schwiegertochter mit einem guten Dienstboten zu bestehen, und sie freute sich immer wieder, daß „die schwäbischen Mägde sich so gut bei den sächsischen gebrauchen lassen".

Nun benötigte die Frau Hofrätin Lotte Schiller noch eine Magd und ließ deshalb Christinens Schwester aus Schwaben kommen. Als Elisabeth Dorothea das hörte, war sie außer sich. Vielleicht hätte die Schwiegertochter, der sie schon einen so vortrefflichen Dienstboten verschafft hatte, sich wieder an sie wenden sollen. Jedenfalls schreibt die Mutter am 30. Januar 1797 ganz verzweifelt an den Sohn, daß sie doch ihre Meinung sagen müsse. Christinens Schwester scheine ihr nicht ganz zu Kindern zu passen, sie sei dumm, träge, zu jung, und man solle sich die Sache doch überlegen. Sie wolle erst seinen, des Sohnes, Brief abwarten, ehe sie das Mädchen ziehen ließe. Darauf mag der Sohn geantwortet haben, daß sie es doch mal versuchen wollten, und so expedierte die Frau Majorin dann die Magd. Aber wie wenig sie das verwinden kann, beweisen noch spätere Briefe — Briefe, die schon nach Weimar gingen. Dieses Weimar war ihr viel zu teuer, des Sohnes Haushalt zu groß und kostspielig, und sie kann einige Vorschläge, wie er eingeschränkt werden könne, nicht unterdrücken. Der Hauptvorschlag aber ist: Christinens Schwester, die Magd, die ihr gleich nicht gefallen habe, solle entlassen werden. Denn fünf Dienstboten seien zu viel, vier würden auch genügen. Immer wieder hat sie es gerade mit der Magd, die gegen ihren Rat gemietet worden.

Auch später, als sie schon in Leonberg wohnte, spielt die Bedienung eine Rolle in ihren Briefen. Sie meldet, daß sie die Magd abgeschafft und sich ein Laufmädchen angenommen habe, das Wasser und alles Nötige ins Haus bringe. „Der gebe ich alle Vierteljahr 2 fl. und nichts zu essen." Aber dieses Laufmädchen erregt bald ihren hellen Zorn; es ist eine „faule Menge". Ja „dieses schlechte Mensch" unterschlägt sogar „wegen dem Postgeld" Briefe.

Die Zusammenstellung der hausfraulichen Züge wäre unvollständig, wenn man nicht kurz die Lieblingsbeschäftigung der Schillerin anführte. Im Marbacher Schillerhaus wird ihr Spinnrad aufbewahrt. Sie spann und spann, erst für sich und den Gatten, dann für ihre Kinder, besonders für die liebe Lotte und ihren Sohn, schließlich für die Enkel. Sie kaufte gleich eine große Menge Flachs, und sie sandte das gesponnene Garn zur Verarbeitung an einen Weber nach Urach, wo das Tuch auch gebleicht ward. Gar oft mußte sie

warten, kränkte sich bitter und ward erst froh, wenn das feine Tuch eintraf. Dann machte sie „Päckle“, oft sehr große, und schickte etwa 40 Ellen ihrer feinen Leinwand an den Sohn. Es geschah mit einer rührenden Herzensfreude; unermüdlich konnte sie thätig sein, um etwas Gutes und Reichliches senden zu können. Es scheint auch, als hätte sie viel mehr nach Jena und Weimar hinverschenkt, als an ihre anderen Kinder. Und der Grund war wohl nicht allein der, daß sie ihren berühmten Sohn am meisten liebte — der Grund war auch und noch mehr Frau Lotte, ihre Schwiegertochter.

Das Verhältnis der beiden Frauen ist hochinteressant. Es war so erträglich, ja so gut, wie es nach Lage der Dinge irgend sein konnte; es wäre unerträglich geworden, wenn Schwiegermutter und Schwiegertochter in einem Hause gelebt hätten. Das wußten sie beide, das wußte Schiller. Das war schließlich auch selbstverständlich. Denn beide Frauen kamen aus entgegengesetzten Lebenskreisen. Hier die Bäckerstochter, dort die adlige Dame. Was sie einte, war die Liebe zu Friedrich Schiller. Im übrigen verband sie nichts. Nun gab die praktische, kluge, durch ein ganzes Leben gewitzte Hausfrau der Schwiegertochter natürlich Lehren aus ihrem Erfahrungsschatze. Aber sie vergaß bei allerbester Absicht, daß ihre Kinder doch mit ganz anderen sozialen Kreisen und Lebensbedingungen zu rechnen hatten, als sie, die Feldschersgattin, es einst gewohnt war. Sie fand, daß die Schillers viel zu teuer lebten, daß sie zu viel Dienstboten hatten; sie war von ganz anderen Haushaltungsgrundsätzen ausgegangen, sie hatte ihre ganz bestimmten Prinzipien hinsichtlich der Kindererziehung, und mit alledem hielt sie nicht hinter dem Berge. Lotte wiederum wollte nach ihrer Façon selig werden und legte, ohne in Worten zu widerstreben, die guten Ratschläge ad acta. Nun aber besuchte Elisabeth Dorothea ihre Kinder einst in Jena. Schiller, der immer ein guter Sohn gewesen ist, bot alles auf, der Mutter das Nest gemütlich zu machen, und auch Lotte gewann sich durch die Liebe und Sorgfalt, die sie dem Gatten zuwandte, das Herz der Schwiegermutter. Bald fühlte sich die Schillerin so heimisch, daß sie ihren Rat in diesem und jenem nicht vorenthielt. Sie sagte offen, was ihr nicht gefiel, gab an, wie es gemacht werden sollte, war mit Lottens Kochkunst nicht einverstanden ꝛc. Lotte jedoch betrieb alles nach ihrer Art weiter. So gab es Verstimmungen und leise Reibereien. Ein gewisser Göritz, der damals in Schillers Hause weilte, schrieb später: „Seine Mutter . . . brachte lauter Verwirrung ins Haus. Mit der geradesten Offenheit und ohne alle Schonung und Feinheit, weil sie nichts Arges hatte, ohne Kenntnis der Welt, noch ihres Sohnes, noch weniger seiner Gattin, mit einem hohen Mutterstolz und Schwiegermuttergefühl stach sie beiden, ohne es zu ahnen, in tausend Aeußerungen und Bemerkungen täglich glühende Dolche ins Herz, und wäre sie länger geblieben, sie hätte mit der größten Gutmütigkeit das schöne und zarte Verhältnis zwischen Schiller und seiner Gattin ganz zerstört. Ich staunte über die Fassung, womit beide ihr Einmischen in alles aufnahmen.“

Vielleicht ist dieser Bericht ein wenig parteiisch gegen die Mutter, — im ganzen wird er richtig sein. „Seine liebe Frau," schreibt Elisabeth Dorothea ihrem Sohne einmal, „wird sich vielleicht eine andere Schwiegermutter vermutet haben, wo wir alle nicht nach ihrem Thun uns zu richten wissen." Doch ward der freundschaftliche Verkehr fortgesetzt, nur mit dem Unterschiede, daß die Schillerin jetzt immer alle Ratschläge, die sie auch vorsichtiger faßt, an ihren Sohn richtet. Man hat viel Aufhebens davon gemacht, daß die Mutter diesem Sohn nichts Besseres zu schreiben wußte, als Vorschläge hauswirtschaftlicher Natur, die ganz in Lottes Gebiet gehörten. Den Grund wissen wir. Und vor allem Lottes wegen drückt es die Frau Majorin so nieder, daß ihr Sohn ihr Unterstützungen giebt. Lieber möcht' sie hungern! Und sie arbeitet fieberhaft, um recht viel „Päckle" Leinwand nach Jena und Weimar senden zu können. Es sollt' nicht heißen, daß sie umsonst etwas bekäme; sie wollt' sich revanchieren.

Wenn es etwas ist, was uns diese Frau besonders sympathisch machen kann, so ist es ihr Stolz. Sie will von keinem Menschen etwas; so lange sie nur irgend kriechen kann und ihre Pension richtig eingeht, steht sie auf eigenen Füßen, ohne von anderen etwas zu begehren. Selbst von ihrem vergötterten Sohn, der ihr in seiner Großherzigkeit alles in Ueberfülle gewährt hätte, weigert sie sich, etwas anzunehmen. Er muß ihr das Geld förmlich aufdrängen. Charakteristisch ist besonders ihr Verhalten zu ihrem Schwiegersohn Reinwald, vor dem der junge Schiller schon gewarnt hatte. Sie besuchte auf derselben Reise, die sie nach Jena führte, auch ihn in Meiningen, aber erkannte bald, daß ihre Tochter, ihre „Fene" (Christophine), höchst unglücklich mit diesem mürrischen Geizkragen lebte. „Er gab mir keine Suppe umsonst," schreibt die Schwiegermutter empört, „ich bezahlte alles; sie, die Fene, mußte ihn zwei bis dreimal am Essen mahnen, bis er Geld zu Bier gab, so daß ich von dem meinigen es bezahlte, und er ließ es gerne geschehen. Auch hatte er einige Bouteillen fremden Wein im Keller, die Fene hat mir aber nichts offerieren dürfen." Noch drei Jahre vor ihrem Tode spricht die Frau Majorin von dem „abscheulichen, unfreundlichen Reinwald".

Wie aber stand es nun mit dem geistigen Leben von Elisabeth Dorothea? Was war sie ihrem Sohne? Wie verhielt sie sich zu seinen unsterblichen Dichtungen? Als junges Mädchen soll sie sich an Uz und Gellert erfreut haben. In ihren Briefen ist davon und überhaupt von einem Interesse am geistigen Leben nicht die Rede, wenn man nicht die Lektüre einer Zeitung, wahrscheinlich des „Schwäbischen Merkur", für den Beweis eines solchen Interesses halten will. Selbstverständlich las sie auch die Werke ihres Sohnes von jedem mußte Cotta ihr sofort ein Exemplar zusenden. Nie findet man jedoch in ihren Briefen ein Urteil darüber. Ihr schon erwähnter Biograph erklärt das damit, daß sie viel zu bescheiden war, um ein Urteil über den berühmten Dichter zu fällen. Sie meldete dem Sohne nur manchmal, daß in

Stuttgart ein Stück von ihm aufgeführt sei und ihre Töchter, seine Schwestern, dabei „unentgeltlich auf den ersten und besten Platz aufgenommen worden.“ Sie wollte vor allen andern den „Don Carlos“ einmal auf der Bühne sehen. Sie dankt für den „Wallenstein“, der „hier so gut gegen die allzu Langeweile, und uns allen viele Unterhaltung gemacht.“ Sie hat auch noch „das Mädchen von Orleans“ gelesen und hat sich von Herzen in ihrem mütterlichen Stolze gefreut, daß der Sohn „mit Pauken und Trompeten“ in Dresden empfangen worden, daß alle die Hüte abgenommen und gerufen hätten: „Vivat, es lebe Schiller, der große Mann!“ Das ist alles, was sie in ihren Briefen über des Sohnes Bedeutung und Dichtung sagt. Und zweierlei fällt doch auf: daß sie niemals eine Frage thut nach dem, was er plant, vorhat, arbeitet, überhaupt eine Frage, die mit seinem Schaffen, seinem Berufe, seinem geistigen Leben in Zusammenhang steht. Und ferner: daß auch Schiller in den erhaltenen Briefen an seine Mutter nichts davon berührt, wo er doch sonst so mitteilsam ist. Niemals auch kommt in beider Briefwechsel der Name Goethe vor!

Möchte man danach denen Recht geben, die in der Frau Elisabeth Dorothea ein braves Küchenlämpchen sehen und nichts weiter, so widerspricht dem doch manch anderer Zug. Vor allem: daß Schiller sie seiner Zeit in den Plan seiner Flucht eingeweiht hat, und daß sie ihn nicht daran hinderte, sondern eher förderte. Wäre sie die übliche kleinbürgerliche Frau gewesen, so hätte sie sich aus Leibeskräften gegen einen Schritt gewehrt, der den Sohn aus sicheren bürgerlichen Geleisen riß. Ein Wort an ihren Gatten, und die Flucht war vereitelt. Wir wissen auch, daß sie eine zähe Energie besaß, also nicht aus Schwäche nachgab. Es müssen doch also da bedeutsame andere Gründe mitgespielt haben. Und ferner: ob sie auch nicht über sein Schaffen urteilte, sie begriff doch wohl, was dem Sohne not that. Es ist einer der schönsten und rührendsten Züge an ihr, daß sie dem Dichter am liebsten alles verheimlichen wollte, was ihn in seinen gewaltigen Flügen stören konnte. Als Johann Kaspar, ihr Gatte, schwer krank liegt, entschuldigt sie sich förmlich bei dem Sohne, daß sie so viel Trauriges schreiben müsse, „da er bei seinen Seelengeschichten Aufmunterung und keine so traurigen Nachrichten ertragen darf“. Und als sie selbst vorm Sterben stand und dem Dichter davon und von ihren großen Schmerzen berichtete, da bricht sie plötzlich in die Worte aus, die einer gewissen Erhabenheit nicht entbehren: „Ach bester Sohn, wie empört sich alles in mir, Ihm nur solche Nachricht zu geben!“

Mit den Jahren erfüllte sie eine immer stärker hervortretende tiefe Religiosität, ein großer, kindlich-reiner Glaube. Alle ihre Hoffnung, all ihr Leid warf sie auf den Himmel, ohne doch der Erde fremd zu werden. Ihre praktische Klugheit, die oft List und Schlauheit war, verließ sie nicht. Es ist fast überschlau, wie sie den Mann, der ihre Tochter Luise seit langem umwirbt, zu einer verbindlichen Erklärung nötigen will, und man möchte Herman Grimm recht geben, wenn er von der „unter einem Mantel von Gemütlichkeit unergründ-

lichen Schlauheit der Schwaben" spricht. Ebenso klug und diplomatisch verfuhr Elisabeth Dorothea später gegen ihre Schwiegertochter, verfuhr sie nach dem Tode ihres Mannes, als es sich um ihre Pension handelte.

Sie starb in Cleversulzbach bei ihrer Tochter an demselben Tage, als ihr Sohn sein neues Haus bezog: am 29. April 1802. Man mußte ihr noch kurz vor dem Tode des Dichters Medaillonporträt bringen, das sie an ihr Herz drückte. „In ihrem Glauben an Gott und ihren Erlöser blieb sie mit innigem Verlangen," berichtet ihre Tochter, „und mit einer Freudigkeit zu sterben, die über alles geht!"

In Weimar traf die Todesnachricht erst am 11. Mai ein. Und am 23. Mai schrieb Schiller von seiner Mutter: „Wahrlich, sie verdiente es, liebende und dankbare Kinder zu haben, denn sie war selbst eine gute Tochter für ihre leidenden und hilfsbedürftigen Eltern, und die kindliche Sorgfalt, die sie selbst gegen die letzteren bewies, verdient es wohl, daß sie von uns ein Gleiches erfuhr." Mehr als zwölf Jahre früher hatte der Sohn die Mutter schon einmal verloren geglaubt. Damals urteilte er in einem Brief an die Lengefeldschen Schwestern über sie: „Sie liebte mich sehr und hat viel um mich gelitten. Meine Mutter war eine verständige kluge Frau, und ihre Güte, die auch gegen Menschen, die sie nichts angingen, unerschöpflich war, hat ihr überall Liebe erworben. Mit einer stillen Resignation ertrug sie ihr leidenvolles Schicksal, und die Sorge um ihre Kinder kümmerte sie mehr, als alles andere."

Hält man sich das vor, gedenkt man der Worte Scharffensteins über sie: „Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt;" erinnert man sich an des gefangenen Schubart Ausruf: „Gebenedeiet bist du unter den Weibern und gebenedeiet ist die Frucht deines Leibes!" — ein Ausruf, der 1784 schon gethan ward —; nimmt man endlich dazu, was Schillers Tochter Emilie und Alfred von Wolzogen über sie sagen — — so wird man doch zu der Annahme gedrängt, der ich schon anfangs Ausdruck gab: daß die Elisabeth Dorothea Schillerin der Briefe weniger, viel weniger war als die des Lebens, daß wir ihr doch vieles zuschreiben müssen, um das richtige Bild zu erhalten.

Ihre besten Eigenschaften und Fähigkeiten hat sie dem Sohne vererbt, der sie gewaltig erhob. Ihre Zähigkeit ward bei ihm zu jener ungeheuren Energie, mit der er sich — fast gegen die Natur — durchsetzte, zu jener Energie, die ihn als die aufstrebendste Gestalt der Weltlitteratur erscheinen läßt. Der Mutter tiefe Sittlichkeit und Religiosität treffen wir in freierer und größerer Art bei dem Sohne wieder. Auch die Beredsamkeit war Muttererbe, und gewisse mehr nebensächliche Eigenschaften sind beiden gemeinsam.

Wie die Frau Rat, hat auch Schillers Mutter ihren Biographen gefunden. Dr. Ernst Müller hat in großem Fleiß alles zusammengetragen, was für Elisabeth Dorothea wichtig ist, und hat einer gerechteren Beurteilung —

die gewiß keine Ueberschätzung sein soll — vorgearbeitet. Mag man es drehen und wenden, wie man will — wir heutigen können doch nur mit aller Vorsicht ein Bild jener Frau entwerfen, die nun hundert Jahre schon im Grabe schlummert. Und man wird doch dabei stets der Worte eingedenk bleiben müssen, die Schiller am 23. November 1800 an Charlotte von Schimmelmann schrieb: „Was ich Gutes haben mag, ist durch einige wenige vortreffliche Menschen in mich gepflanzt worden."

Wer wollte zweifeln, daß er dabei auch derjenigen dachte, deren Name über diesen Zeilen steht?



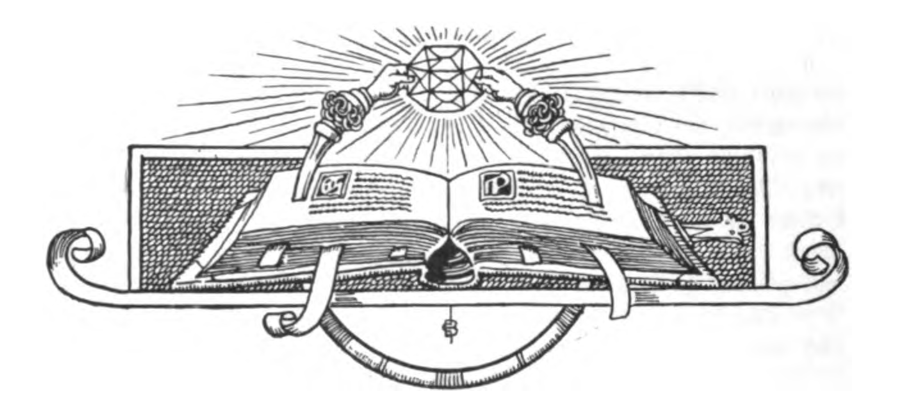
Unseres Herrgotts Taubenpost.

Von

Hans von Wolzogen.

Des Ew'gen Weg in diese Zeit
Geht immer durch Persönlichkeit.
So kam der Heiland zur Welt der Mängel
Und all die geheiligten Zeugen und Engel.
Und nur der „heilige Geist" allein
Sollt' „unpersönlich" gekommen sein?
Warum denn bildet der fromme Glaube
Den göttlichen Tröster als eine Taube?
Er kann's nicht lassen: es drängt ihn halt
Zum Gottesgeschöpf, zur Lebensgestalt.
Hoch über den Sternen im ewigen Tag
Steht unseres Herrgotts Taubenschlag;
Daraus hat er seit Sintflutszeiten
Viel Tauben gesendet in alle Weiten:
So lange die Welt sich rollt im Lichte,
Und darauf spielt die Weltgeschichte,
Schwebt es und schwirrt es in heller Wolk'
Von Gottes himmlischem Taubenvolk,
Die alle sind, wie man sie heißen mag:
Persönlichkeiten vom göttlichen Schlag.
Diese nur ließen auf unserer Erden
Alle die großen Wunder werden:
Glauben und Kirchen, Reich' und Gewalten,
Wo sich die Kräfte der Menschen entfalten;
All' was uns bindet, erbaut und birgt,
Ward nimmer geschaffen und nimmer gewirkt,
Wenn die Persönlichkeit ihm gefehlt,
Von Gottes heiligem Geist beseelt. —
Drum mahn' uns alle ein jedes Pfingsten,
So den Mächtigsten wie den Geringsten,
Dankbar zu denken und freudig zu glauben
An die göttlichen Boten: die himmlischen Tauben!





In Nazareth.

Eine Legende von Selma Lagerlöf.

Zu der Zeit, als Jesus erst fünf Jahre alt war, saß er eines Tages auf der Vortreppe draußen vor seines Vaters Werkstätte in Nazareth und war damit beschäftigt, aus einem Klumpen weichen Lehms, den er von einem Kruckenmacher auf der andern Seite der Straße bekommen hatte, Lehmvögelchen zu kneten. Er war so glücklich, wie noch nie, denn alle Kinder der Gegend hatten zu ihm gesagt, der Kruckenmacher wäre ein mürrischer Mann, der sich weder zu freundlichen Blicken noch zu honigsüßen Worten bewegen ließe, und er hätte daher niemals gewagt, ihn um etwas zu bitten. Aber siehe, nun — er wußte gar nicht, wie es zugegangen war, er hatte nur auf ihrer Treppe gestanden und mit Verlangen dem Nachbarn zugesehen, wie er da mit seinen Formen arbeitete, und dann war dieser aus seinem Laden herausgekommen und hatte ihm so viel Lehm geschenkt, daß er gereicht hätte, eine Weinkanne daraus anzufertigen.

Auf der Treppe vor dem nächsten Hause saß der kleine Judas, der häßlich und rothaarig war und das ganze Gesicht voll blauer Flecke hatte, und dessen Kleider voller Risse waren, die er sich bei seinen ständigen Schlägereien mit den Straßenjungen holte. Jetzt, in diesem Augenblick, war er still. Er zankte sich nicht und schlug sich auch nicht, sondern bearbeitete ein Stück Lehm in derselben Weise, wie der kleine Jesus. Aber diesen Lehm hatte er sich nicht selbst beschaffen können. Er wagte es gar nicht, dem Kruckenmacher unter die Augen zu treten; denn dieser beschuldigte ihn, daß er nach seinen zerbrechlichen Waren Steine würfe, und hätte ihn mit Stockschlägen hinausgejagt. Der kleine Jesus hatte seinen Vorrat mit ihm geteilt.

Als die beiden Kinder mit ihren Lehmvögelchen fertig waren, stellten sie sie im Kreise um sich auf. Sie sahen aus, wie Lehmvögel immer ausgesehen

haben; sie hatten einen großen, runden Klumpen, statt der Füße, um darauf zu stehen, kurze Schwänze, keinen Hals und fast unsichtbare Flügel.

Aber in jedem Falle zeigte sich sofort ein Unterschied in der Arbeit der beiden kleinen Kameraden. Die Vögel des Judas waren so schief, daß sie fortwährend umfielen, und wie sehr er auch mit seinen kleinen harten Fingern sich bemühte, konnte er ihre Körper doch nicht nett und wohlgeformt machen. Er sah bisweilen verstohlen nach Jesus hin, um zu sehen, wie er es fertig brachte, seine Vögel so gleichmäßig und gerade, wie die Eichenblätter in den Wäldern von Tabor, zu formen.

Der kleine Jesus wurde über jeden Vogel, den er fertig machte, froher. Der eine schien ihm immer schöner als der andere, und er betrachtete sie alle voll Stolz und Zärtlichkeit. Sie sollten seine Spielkameraden werden, seine kleinen Geschwister; sie sollten in seinem Bette schlafen, ihm ihre Lieder vorsingen, wenn seine Mutter fortging. Er war sich niemals so reich vorgekommen; er würde sich niemals mehr einsam oder verlassen fühlen.

Der riesige Wasserträger ging vorbei, gebeugt unter seinem schweren Wassersack, und gleich nach ihm kam der Grünwarenhändler, der baumelnd auf dem Rücken seines Esels mitten unter seinen großen, leeren Weidenkörben saß. Der Wasserträger legte seine Hand auf den blondlockigen Kopf des kleinen Jesus und fragte ihn über seine Vögel aus, und Jesus erzählte ihm, daß sie alle Namen hätten und singen könnten. Alle seine Vögelchen wären aus fremden Ländern zu ihm gekommen und erzählten ihm Dinge, die nur sie und er wüßten. Und der kleine Jesus sprach so, daß sowohl der Wasserträger als der Grünwarenhändler eine ganze Weile ihre Geschäfte vergaßen, um ihm zuzuhören.

Als sie dann aber weiter ziehen wollten, wies Jesus auf Judas hin: „Seht," sagte er, „welche schönen Vögel Judas macht!"

Da hielt der Grünwarenhändler gutmütig seinen Esel noch einmal an und fragte den kleinen Judas, ob seine Vögel auch Namen hätten und singen könnten. Aber Judas wußte davon nichts; er schwieg trotzig und erhob nicht den Blick vom Boden, und der Grünwarenhändler stieß dann ärgerlich mit dem Fuße einen seiner Vögel um und ritt weiter.

Auf diese Weise verging der Nachmittag, und die Sonne sank so tief, daß ihr Schein durch das niedrige Stadtthor hineinfallen konnte, das, mit einem römischen Adler geschmückt, sich am Ende der Straße erhob. Dieser Sonnenschein, der gegen Tagesschluß kam, war ganz rosenrot und gab, als wenn er mit Blut vermischt wäre, seine Farbe allem ab, was in seinen Weg kam, wie er da so die schmale Gasse entlangsickerte. Er malte des Kruckenmachers Kanne an, auch die Planke, die unter der Säge des Zimmermanns Joseph knirschte, und auch das weiße Tuch, das Marias Gesicht umgab.

Am allerschönsten glänzte der Sonnenschein aber in den kleinen Wasserpfützen, die sich zwischen den großen, unebenen Steinfliesen gesammelt hatten,

mit denen die Straße gepflastert war. Und urplötzlich steckte der kleine Jesus seine Hand in die Pfütze, die ihm zunächst war. Ihm war eingefallen, daß er seine kleinen grauen Vögel mit dem glitzernden Sonnenschein anmalen könnte, der dem Wasser, den Hauswänden und allem ringsum eine so schöne Farbe verliehen hatte.

Und da machte sich der Sonnenschein ein Vergnügen daraus, sich gleichsam wie Farbe aus einem Malertopfe einfangen zu lassen, und als der kleine Jesus ihn über die Lehmvögelchen ausstrich, lag er still und bedeckte sie von Kopf bis zu Fuß mit einem diamantartigen Glanze.

Der kleine Judas, der die ganze Zeit Blicke nach Jesus hinübergeworfen hatte, um zu sehen, ob jener mehr und schönere Vögel machte als er, stieß einen Ruf des Entzückens aus, als er sah, wie Jesus seine Lehmvögel mit Sonnenschein anmalte, den er aus den Wasserpfützen der Gasse auffing. Und Judas tauchte auch seine Hand in das leuchtende Wasser ein und suchte den Sonnenschein zu fangen.

Aber der Sonnenschein ließ sich von ihm nicht fangen. Er entglitt ihm zwischen den Fingern, und wie schnell er auch versuchte, seine Hände zu rühren, um ihn zu haschen, er entschwand, und Judas konnte nicht ein bißchen Farbe seinen Vögeln verschaffen.

„Warte, Judas," sagte der kleine Jesus, „ich werde kommen und deine Vögel anmalen!"

„Nein," rief Judas, „du darfst sie nicht anrühren, sie sind gut genug so, wie sie sind!"

Er stand auf, seine Brauen zogen sich drohend zusammen und seine Lippen preßten sich aufeinander. Und er setzte seinen breiten Fuß auf seine Vögel und verwandelte sie, einen nach dem andern, zu einem kleinen, flachen Lehmhäufchen.

Als alle seine Vögel zerstört waren, ging er zu dem kleinen Jesus hinüber, der am Boden saß und seine Lehmvögelchen, die wie Juwelen funkelten, liebkoste. Judas sah ihm eine Weile schweigend zu, dann hob er den Fuß auf und zertrat eines von ihnen.

Als Judas den Fuß zurückzog und sah, daß das ganze Vögelchen in grauen Lehm verwandelt war, empfand er eine solche Befriedigung, daß er zu lachen begann, und er erhob den Fuß, um noch eines zu zertreten.

„Judas," rief der kleine Jesus, „was thust du da? Weißt du nicht, daß sie leben und singen können?"

Aber Judas lachte und zertrat noch einen Vogel.

Der kleine Jesus sah sich nach Hilfe um. Judas war größer als er; er hatte nicht die Kraft, ihn zu hindern. Er sah nach seiner Mutter, sie war nicht weit fort; aber bevor sie herbeigekommen wäre, konnte Judas bereits alle seine Vögel zerstört haben. Thränen traten dem kleinen Jesus in die Augen. Judas hatte schon vier seiner Vögel zertreten; es waren nur noch drei übrig.

Er grämte sich, daß seine Vögel so still standen und sich zertreten ließen, ohne die Gefahr zu beachten. Jesus klatschte in die Hände, um sie aufzuscheuchen, und rief ihnen zu: „Fliegt, fliegt!“

Da begannen die drei Vögel ihre kleinen Schwingen zu regen, und ängstlich flatternd glückte es ihnen, sich auf den Dachrand hinaufzuschwingen, wo sie in Sicherheit waren.

Als aber Judas sah, daß die Vögel auf Jesu Wort Schwingen bekamen und flogen, begann er zu weinen, raufte sich sein Haar, wie er es bei den Erwachsenen gesehen hatte, wenn sie in großer Angst und Leid gewesen waren, und warf sich Jesu zu Füßen.

Und Judas lag da und wand sich vor Jesu im Staube wie ein Hund, und küßte seine Füße und bat, er möchte seinen Fuß erheben und ihn zertreten, wie er es mit seinen Lehmvögeln gemacht hatte.

Denn Judas liebte Jesus und bewunderte ihn und betete ihn an und haßte ihn zugleich am meisten von allen Menschen.



Mütterlein am Fenster.

Von

Ernst Preczang.

Die müden Hände in dem Schoß,
Die stillen Augen auf den See gerichtet,
So blickst hinaus du, wunsch- und sehnsuchtslos;
Der letzte Streit ist längst in dir geschlichtet.

So leise mag das Leben in dir klingen,
Aus seiner Bahn von keinem Hauch geschnellt,
Wie dort das Wasser, das mit sanftem Schwingen
Leis plätschernd an die grünen Ufer wellt.

Und über deine Seele mag es ziehen
In stiller, heitrer Majestät,
Wie jener Wolken purpurn Abendglühen
Am Horizont verweht.

Es ist der Friede, der dein Herz umspann
Mit feierlichen, ewigen Akkorden . . .
Ich seh' bewundernd, andachtsvoll dich an,
Weil du so ruhig, ruhig bist geworden. —





Bücher und Kritik.

Gedanken von Leo Tolstoj.

Vor mehreren Jahrzehnten schrieb Matthew Arnold seine vortrefflichen „Essays in criticism". Er sagt, die Kritik soll darin bestehen, daß man das Wichtigste und Beste aus allem, was irgendwo und irgendwann geschrieben wurde, herausfindet und die Leser darauf aufmerksam macht.

In unserer Zeit, wo die Menschen mit Zeitungen, Zeitschriften und Büchern überschwemmt werden und die Reklame so stark entwickelt und verbreitet ist, ist eine solche Kritik nicht nur notwendig, sondern von ihrer Existenz und Autorität hängt die ganze zukünftige Aufklärung der gebildeten Klassen unserer europäischen Welt ab.

Ueberproduktion ist schädlich, die Ueberproduktion solcher Dinge, die nicht Zweck, sondern nur Mittel sind, ist aber dann ganz besonders schädlich, wenn diese Mittel als Zwecke betrachtet werden.

Pferde und Wagen als Mittel zur Fortbewegung, Kleider und Häuser als Schutzmittel gegen den Witterungswechsel, gute Nahrung als Mittel zur Erhaltung der Kräfte sind sehr nützlich. Wenn man aber diese Mittel als Zwecke behandelt und es für wünschenswert und gut hält, möglichst viele Pferde, Häuser, Kleider und Nahrungsstoffe zu besitzen, so werden diese Dinge nicht nur nicht nützlich, sondern absolut schädlich. Ebenso ist es auch mit den Erzeugnissen der Buchdruckerkunst, die für die Mehrzahl der weniger gebildeten Volksmassen zweifellos nützlich sind, unter den wohlhabenden Menschen aber schon längst nicht mehr als Hauptmittel zur Verbreitung der Aufklärung, sondern der Roheit dienen.

Davon kann man sich leicht überzeugen. Bücher, Zeitschriften, besonders aber Zeitungen sind heutzutage große, finanzielle Unternehmungen geworden, die, um gedeihen zu können, möglichst viele Konsumenten brauchen. Die Interessen und der Geschmack der großen Menge dieser Konsumenten sind aber stets roh und gemein, und für das Gedeihen dieser Preßerzeugnisse ist es daher notwendig, daß sie den Forderungen der großen Menge genügen, d. h. daß sie den gemeinen

Instinkten und dem rohen Geschmack huldigen. Diese Forderungen werden nun von der Presse auch befriedigt, denn sie kann sie befriedigen, weil unter denen, die für die Presse arbeiten, es, ebenso wie unter dem Publikum, weit mehr Menschen mit gemeinen Interessen und rohem Geschmack giebt, als solche, die edle Interessen verfolgen und einen geläuterten Geschmack haben. Da nun bei der großen Verbreitung der Preßerzeugnisse und durch die Art und Weise, wie der Handel mit Zeitungen, Zeitschriften und Büchern betrieben wird, diese Arbeiter für ihre, dem Geschmacke der Menschen entsprechende Thätigkeit gut bezahlt werden, so steigt die jetzt schon so kolossale Ueberflutung von bedrucktem Papier immer höher, und diese Papiermassen werden, abgesehen von ihrem schädlichen Inhalt, schon allein durch ihre Quantität zu einem großen Hindernis für die Aufklärung.

Wenn man in unsrer Zeit einem verständigen, jungen Mann aus dem Volke, der sich bilden möchte, die Möglichkeit giebt, alles, was erschienen ist und noch erscheint, zu lesen, und wenn man ihm die Auswahl selbst überläßt, so ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß er, wenn er alltäglich und unermüdlich liest, im Laufe von zehn Jahren alle dummen und unsittlichen Bücher verschlungen haben wird. Daß ihm unter anderen auch ein gutes Buch in die Hände kommen wird, ist ebenso unwahrscheinlich, wie das Auffinden einer bezeichneten Erbse in einem großen Erbsenhaufen. Am allerschlimmsten aber ist es, daß durch das Lesen von lauter schlechten Büchern seine Begriffe und sein Geschmack immer mehr verdorben werden und daß er schließlich ein gutes Buch entweder gar nicht oder ganz falsch verstehen wird.

Jemehr Preßerzeugnisse — Zeitungen, Zeitschriften und Bücher — verbreitet werden, desto tiefer sinkt das Niveau von alledem, was gedruckt wird, und die große Menge des sogenannt-gebildeten Publikums versinkt immer tiefer in eine total hoffnungslose, selbstgefällige und daher unverbesserliche Roheit.

Ich erinnere mich dieser auffallenden Geschmacksverirrung und Verständnislosigkeit des lesenden Publikums aus den letztverflossenen fünfzig Jahren. Sie kann in allen Zweigen der Litteratur verfolgt werden, und ich weise hier nur auf einige mir bekannte und in die Augen fallende Beispiele hin. Puschkins und Lermontows Ruhm geht zuerst auf Dichter von recht zweifelhafter Qualität: Maikow, Polonskij, Feth, dann auf den gänzlich poesielosen Nekrassow über, darauf folgt der gekünstelte und prosaische Versemacher Alexis Tolstoj und der eintönige, schwächliche Nadson; alsdann kommt der gänzlich talentlose Apuchtin an die Reihe, und schließlich erscheinen ganze Legionen von Versemachern, die von der Poesie keinen Begriff haben und die nicht einmal wissen, was und weshalb sie dichten.

Die Unwissenheit des gebildeten Pöbels ist jetzt so weit gediehen, daß alle wahrhaft großen Denker, Dichter und Prosaiker der alten und der neuen Zeit, die den angeblich hohen, verfeinerten Ansprüchen der Gegenwart nicht mehr genügen können, als zurückgeblieben und veraltet bezeichnet werden. Man spricht

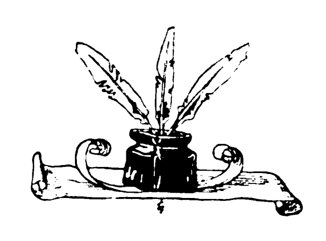
von ihnen mit Verachtung oder mit herablassendem Lächeln. Als letztes Wort der Philosophie betrachtet man das sittenlose, rohe, schwülstige und verworrene Gewäsch von Nietzsche; den sinnlosen, gekünstelten Wortschwall verschiedener dekadenter Dichter giebt man für Poesie höchster Qualität aus; in den Theatern werden Stücke gegeben, deren Sinn niemand versteht, nicht einmal ihre Verfasser; Romane, angebliche Erzeugnisse hoher Kunst, werden in Millionen von Exemplaren verbreitet, aber es fehlt ihnen sowohl an Inhalt, wie auch an künstlerischen Qualitäten.

Die große Frage: was soll von alledem, was geschrieben wird, gelesen werden? läßt sich nur durch eine wirkliche, wahre Kritik beantworten, durch eine Kritik, die, wie Matthew Arnold sagt, das Ziel verfolgt, den Menschen darauf hinzuweisen, ihm dasjenige zu empfehlen, was sowohl bei den alten wie auch bei den neueren Schriftstellern das Allerbeste ist.

Die Beantwortung der Frage, ob der letzte Schimmer von Aufklärung in unsrer sogenannt-gebildeten europäischen Gesellschaft, ohne sich über die große Volksmenge zu verbreiten, verschwinden, oder ob er, wie im Mittelalter, wieder neu erglänzen und sich über die großen Massen, denen jetzt noch jegliche Aufklärung fehlt, verbreiten wird, hängt nach meiner Meinung davon ab, ob eine uneigennützige, parteilose, kunstverständige und kunstliebende Kritik kommen oder nicht kommen und ob eine solche Kritik stärker als die bezahlte Reklame sein wird.

* * *

Die vorstehenden Gedanken des ehrwürdigen russischen Dichters und Denkers wurden durch eine russische Uebersetzung des deutschen Romans „Der Büttnerbauer" von Polenz veranlaßt. Tolstoj sagte: „Die Thatsache, daß dieses so wie viele andere gute litterarische Erzeugnisse im Meere der bedruckten Makulatur verschwinden, während sinn- und nutzlose und sogar gemeine Schriften auf jede Weise gelobt, verherrlicht und in Millionen von Exemplaren verbreitet werden, rief in mir diese Gedanken hervor, und ich benutze diese, mir wohl kaum noch einmal wieder gebotene Gelegenheit, um sie, wenn auch nur in kurzer Fassung, hier zu veröffentlichen. **W. Henckel.**





Die arme Maria.

Erzählung von Paul Bergenroth.

(Fortsetzung.)

Dreißigstes Kapitel.

„Das erste Ereignis, dessen ich mich aus meiner Jugend deutlich entsinne," hub Maria ihre Erzählung an, „ist charakteristisch für die Gestaltung meines Lebens. Ich mochte vier Jahre alt sein, als ich in einem unbewachten Augenblick in den See fiel. Leute, die zufällig die Wiese am See mähten, zogen mich heraus, brachten mich ins Schloß. Als ich aus einem Fieber oder vielleicht nur aus einer Betäubung erwachte, sah ich viele besorgte, freundliche, tröstende Gesichter. Nur ein Antlitz blickte finster und unbewegt auf mich hernieder. Es war das Antlitz meines Vaters. So hat er stets in mein Leben geblickt: finster und unbewegt."

Die Aebtissin seufzte. Ihr Auge hing einen Augenblick an Sophie Charlottens Bild und schweifte dann suchend die Wand entlang. Maria bemerkte es und sagte: „Du vermißt in dem Raum, der mein beständiger Aufenthalt ist, das Bild meines Vaters? Nun ja, es fehlt. Aber aus einem rein äußerlichen Grunde. Es giebt kein Bild, das meinen Vater so wiedergiebt, wie er war. Diesen Ausdruck eines Menschen, der nur noch nach innen mit dem Schatten eines verlornen Glückes lebte, vermochte kein Maler fest zu halten.

„Man täuscht sich," fuhr Maria nach einem kurzen Schweigen fort, „wenn man glaubt, ich hätte für meinen Vater nicht freundlich empfunden. Gewiß, seine Abneigung gegen mich, die Gedankenlosigkeit, mit der er meine, seines Kindes, Jugend dem Absterben und Verwelken anheimfallen ließ, verbitterte mich und scheuchte mich von ihm zurück. Aber je älter ich wurde, desto besser verstand ich ihn. Meine Mutter war ihm alles gewesen, als sie starb, blieb ihm nichts. Für ihn war die Welt nur da durch das Medium dieser Frau! Durch sie sah und hörte, fühlte und empfand er. Als sie ihm genommen wurde, gab es keine Brücke mehr zwischen seiner Seele und der Außenwelt. Er und die

Welt waren für einander tot. Und ich machte die Erfahrung, daß ich genau so empfand wie er. Ich bin meines Vaters Tochter, ich leide an demselben Herzfehler wie er. Auch für mich existiert alles nur in Einem."

Maria legte die Hand an die Stirn und fuhr nach kurzem Schweigen fort: „Ich komme mir selber oft wie ein Gewebe aus lauter Thorheit und Schwäche vor. Man glaubt vielleicht, ich sei eine energische Frau. Aber ich bin immer eine schwache und verzagte Seele gewesen. In ruhiger Ueberlegung fand ich selten den Mut zum Handeln und in der Leidenschaft verfehlte ich dann, nach der Art schwacher Menschen, stets das rechte Ziel. Ich bin so angelegt und bin durch meine unglückliche Jugend noch mehr in dieser Eigenart bestärkt.

„Ich hätte ringen sollen um meines Vaters Herz. Kinder haben so siegesmächtige Waffen. Und ich hätte ihn vielleicht für die Welt zurückerobern können. Aber ich fürchtete mich vor ihm. Anstatt ihn zu suchen, floh ich ihn. Du kannst dir denken, wie alles, was mich in der Jugend umgab, mir auf das Herz drückte. Der düstere Vater, die stets nur flüsternde Tante Ludmilla, die lautlos huschenden Diener, die schattenhaften Bonnen mit ihrem ewigen: ‚Nicht so laut, Komtesse!‘ Der Glanz des Hauses, die Pracht der Natur ringsum, alles erschien mir ohne Licht und Wärme. Und es lebte doch etwas in mir, das lachen und scherzen wollte. Manchmal packte und schüttelte es mich innerlich, als wäre da etwas Gefesseltes, etwas, das mich töten würde, wenn es nicht heraus und in die Freiheit könnte. Ich weiß, daß ich mitunter als kleines Kind auf den Boden des Schlosses flüchtete. Ich breitete meine heitersten Bilder, meine lustigsten Bücher um mich aus. Ich wollte lachen, nur eine halbe Stunde lachen. Aber dann stürzten die Thränen aus meinen Augen, und verstört flüchtete ich mich wieder zurück in meine kalte, lieblose Umgebung."

Die Aebtissin blickte mit einem traurigen, von Thränen getrübten Blick auf Marias ernstes, bleiches Gesicht. Diese hatte die Gürtelschnur ihres weißen Gewandes ergriffen und ließ sie spielend durch die Finger gleiten.

„Wenn ich so im ganzen einer Gefangenen glich," hub Maria nach einer Pause von neuem an, „so hatte ich doch in einer Beziehung volle Freiheit. Die Bibliothek oben im großen Saal ist sehr reichhaltig. Man sagte mir, meine Mutter hätte die Gewohnheit gehabt, bald scherzend, bald im Ernst, ihre Reden mit Citaten zu schmücken, und es habe ihr Freude gemacht, wenn sie den Wortlaut eines Citates nicht mehr genau wußte, es bei dem Urheber selber zu suchen und nachzuschlagen. So gab es oben fast alles, was die moderne Litteratur hervorgebracht hat. Ich las einen großen Teil dieser Bücher. Passendes und Unpassendes, ohne Wahl und ohne Verständnis. Sonst ein eigensinniges und schwer zu bewachendes Kind, war ich im Bibliotheksaal am besten aufgehoben. Dort konnte man mich stundenlang mir selbst überlassen und gewiß sein, mich in derselben Stellung, mit irgend einem Buche auf dem Schoße, wiederzufinden. Ein ganz merkwürdiges Weltbild mit ganz eigenartigen Farben und ganz phantastischen Größenverhältnissen bildete sich infolge dieser Lektüre in

meiner Seele aus. In diesem Bilde war alles flammend und eitel Schönheit. Und ich bildete mir ein, diese Welt, die ich jetzt nur von fern und im Traume sah, würde einst wirklich mir gehören. Ich dachte damals oft über die Verwandlungen in der Natur nach, über das Verhältnis von Saatkorn und Aehre, von Puppe und Schmetterling. Damals war ich sehr häßlich, klein, mager und von grauer Farbe. Von meinen Augen hieß es, sie könnten die Leute grauen machen. Und in der That, wenn ich zufällig einmal diesen Augen im Spiegel begegnete, wie sie mir aus dem häßlichen, welken Kindergesicht unheimlich entgegen leuchteten, dann erschrak ich vor mir selbst. Ich kam mir selber wie eine solche häßliche Puppe vor, die halb bewußtlos einer Wandlung zum Besseren entgegen träumt, und wenn mich dieser Gedanke einmal so recht stark und mächtig ergriff, dann konnte ich mich beinahe wohl und glücklich fühlen.

„Damals — ich war gerade sechzehn Jahre alt geworden — begann man um meine Gesundheit besorgt zu werden. Der Hausarzt schob alles auf die Nerven und verordnete: viel Licht, viel Luft, viel Bewegung, viel gleichaltrigen Verkehr —, etwa ein Pensionat in Genf oder Lausanne. Aber die Gräfin Ludmilla meinte, in einer solchen Angelegenheit dürfe man nicht ohne den Rat eines Spezialisten handeln. So fuhren wir denn — die Gräfin und ich — nach Berlin zu dem berühmten Pathologen Werner. Ich war müde von der Reise, verwirrt von den Eindrücken der Riesenstadt, bedrückt durch den Gedanken an die bevorstehende Konsultation. In einer Art von Betäubung betrat ich das Vorzimmer des berühmten Arztes. Nur wenige Menschen waren darin. Aber gleich, nachdem wir gekommen waren, that sich die Thür auf und ein junger Kürassieroffizier trat über die Schwelle —"

Maria richtete sich in ihrem Sessel etwas auf, ihre Augen leuchteten, ihre Rede und die Gebärden, mit denen sie dieselbe begleitete, wurden lebhafter. „An seinem Arm", fuhr sie fort, „führte er ein kleines, verzagtes, altes Weiblein in einem ganz phantastischen Kostüm, wie ich später erfuhr, der Sonntagsstaat einer litauischen Bäuerin. Mit einem einzigen Blick seines sprühenden Auges umfaßte er das ganze Zimmer. Mit ein paar festen, klirrenden Schritten erreichte er den nächsten Stuhl, mit einer einzigen bestimmten Gebärde brachte er die verschüchterte Alte zum Niedersitzen. Dann stand er vor ihr, auf ihren Sessel gestützt, über sie gebeugt, und redete leise mit ihr. Ich sah sein scharfes, kühnes, in diesem Augenblick von Herzensgüte wie verklärtes Antlitz. Ich sah es und nahm es mit einem süßen Schauder, als etwas nie wieder zu Verwischendes in meine Seele auf. Nie sah ich wieder ein Mannesantlitz mit dem Stempel solcher Majestät —

„Wenige Minuten, nachdem er eingetreten war, erschien der Diener auf der Schwelle und rief: ‚Der Herr Freiherr von Flemming.'"

„Ah!" machte die Aebtissin, vom höchsten Interesse ergriffen.

Maria beachtete es nicht. Mit einem Lächeln, das von Stolz und Liebe redete, fuhr sie fort: „Er war nicht zu früh und nicht zu spät gekommen, gerade

zur rechten Zeit. Ich hatte die Ueberzeugung, dieser Mann könne überhaupt in nichts einen Fehlgriff thun, er müsse immer und überall das Rechte treffen. Nach kurzer Zeit kam er allein aus dem Zimmer des Professors zurück. In solchem Augenblick wissen die meisten nicht recht, was sie anfangen sollen —, man stockt, man zögert einen Augenblick, man sieht sich um —, er aber, ohne sich einen Moment aufzuhalten, warf sich in den nächsten Sessel und griff nach einem illustrierten Werk. Und nun — mein Herz stand still — ging die Gräfin auf ihn zu und redete ihn an. Er flog empor, ganz Höflichkeit, ganz liebenswürdige Verbindlichkeit. Ein Wink nach mir, ich wurde vorgestellt." Maria lächelte schmerzlich. „Ich habe damals keinen Eindruck auf ihn gemacht, Tante Klotilde, denn als er mich später wiedersah — erkannte er mich nicht.

„Gräfin Ludmilla", fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, „hatte an gemeinsame Beziehungen angeknüpft. Sie überschüttete ihn mit dem Heldentum seines Vaters, der dem meinigen bei St. Privat das Leben gerettet hatte. Ihm schien das nicht angenehm, er wich aus und spielte die Unterhaltung auf ein gleichgiltiges Gebiet hinüber. Gleich darauf wurde er wieder in das Zimmer des Professors gerufen, und nach abermals zehn Minuten kehrte er mit dem alten Weiblein zurück. ‚Meine alte Kinderfrau,‘ sagte er lächelnd zu uns, ‚sie krankt seit einiger Zeit und hat mir viel Sorgen gemacht —, aber der Herr Professor hat uns eine beruhigende Auskunft erteilt. Komm, Mariuschka!‘ Und mit einer Bitte, wir möchten seinen hastigen Aufbruch entschuldigen, da er nachmittags noch in Carlshorst zu reiten habe, schritt er von dannen.

„Nachmittags waren wir in Carlshorst. Die Gräfin hatte sich anfangs gesträubt, aber als sie meinem entschiedenen Willen begegnete, gab sie nach. So hat sie es immer gemacht, nie versagte sie mir einen bestimmten Wunsch, aber durch den stummen Zwang ihres Wesens wußte sie jede thatkräftige Regung, jeden selbständigen Wunsch in mir zu ersticken. Wir saßen in einer glänzenden Umgebung, in der Nähe des alten herrlichen Kaisers. Aber ich hatte nur Augen für Flemming. Es war der Tag der großen Armee. Er gewann sie. Niemand hatte es anders erwartet. Er ritt ja seine berühmte Stute ‚Wendula‘, die damals für unbesiegbar galt. Aber seine eigentliche Kraftleistung lag in einem anderen kleinen Hürdenrennen, das er mit einem ganz obskuren Pferd, einer kleinen, wertlosen irischen Katze bestreiten wollte. Als er auch da den Sieg gewann, nicht durch die Leistungsfähigkeit des Tieres, sondern durch die eigene Kraft und Kunst, da jubelte ihm die Menge zu und mein Herz jubelte mit. Es gehörte ihm, meine ganze Seele gehörte dem Unvergleichlichen, der mir am Vormittag als barmherziger Samariter und am Nachmittag als siegreicher Held entgegentrat.

„Wir kehrten schon am nächsten Tage zurück. Die Gräfin sagte, Professor Werner habe mir ein paar Jahre der absoluten Ruhe und Einsamkeit verordnet. Ich wunderte mich darüber, denn wie ich Werner verstanden zu haben glaubte, hatte er gerade im Gegenteil die Diagnose und Verordnung

unseres Hausarztes lediglich bestätigt. Aber ich dachte über diese Sachen nicht weiter nach. Ich ging umher wie in einem stillen, seligen Traum. Alle meine Phantasien von einer Wandlung, von einer bevorstehenden Peripetie in dem Drama meines Lebens knüpften sich nun an eine lebenswarme, glänzende Gestalt: ich wußte nun, wer dazu bestimmt war, das träumende Dornröschen zu erlösen.

„Es begann für mich eine glückselige Zeit. Niemand offenbarte ich, was mich bewegte, aber mit glühendem Interesse verfolgte ich heimlich alles, was von Flemming zu erfahren war. Der Leutnant Freiherr von Flemming auf seiner braunen Stute ‚Wendula' war ein Bild, das damals durch alle illustrierten Blätter ging. In den Schilderungen aus der Hofgesellschaft war sein Name oft erwähnt. Bald hatte er als Vortänzer einen Ball eröffnet, bald bei einem Feste die lebenden Bilder gestellt, bald zu einer Aufführung das passende Theaterstück geschrieben, bald einem fremden Fürsten die Honneurs seines Hofes gemacht. Ich berauschte mich an seinen Erfolgen. Niemals kam mir damals in meiner seligen Schwärmerei der Gedanke, daß Flemming und ich uns verfehlen, daß wir für einander nicht bestimmt sein könnten.

„In jener Zeit veränderte sich mein Aussehen. Ich wurde kräftig, gesund und schön. Oft bemerkte ich, daß Leute, die mich zum erstenmal sahen oder die mich nach längerer Zeit wiedersahen, frappiert in fassungsloser Bewunderung vor mir stehen blieben. Ich freute mich über diese Veränderung, sie erschien mir als der erste Schritt zur Wandlung meines Lebens.

„Da starb mein Vater. Auch das — ich sage es mit Scham — war für mich ein weiterer Schritt zur Verwirklichung meiner Zukunftsträume. Ich begann meinen Vater damals zu verstehen. Er hatte meine Mutter geliebt mit der einen großen Empfindung seines Herzens, und als er sie verlor, verlor er zugleich das Interesse an der Welt, auch an seinem Kinde. Es erfüllte mich mit Stolz, daß meine Mutter so geliebt worden war. Empfand doch auch ich die gleiche Liebe. Auch für mich war Flemming alles. Er war mein Gott, ich sein Geschöpf. Ich fühlte es, ich würde werden, wie er wollte, daß ich werden sollte. Wenn es möglich wäre, daß er das Böse wollte, würde ich in seinen Händen zur Furie werden, und wiederum: an seiner Hand, unter seinen Augen würde ich die höchsten Höhen der Sittlichkeit erklimmen. Mit ihm würde ich gehen, wohin er führte, in die Hölle oder in den Himmel. Ich wollte nichts haben, nichts fühlen, nichts sein ohne ihn. Außer ihm war der Tod, in ihm das Leben.

„So stand ich an dem Sarge meines Vaters mit dem quälenden Gefühl, daß ich durch seinen Hingang nichts verloren, nur gewonnen hatte. Ich beklagte sein schweres, verdüstertes Leben, aber ich sah seinen Tod als Erlösung an für ihn und mich. Nun würde ich ja frei werden von diesem schweren, dumpfen, quälenden Druck meiner freudlosen Jugend.

„Das Trauerjahr mußte noch in der alten Umgebung verlebt werden. Künwald, der mich bis dahin mehr gemieden als gesucht hatte, trat mir nun

als Vormund näher. ‚Du bist schwach, du mußt dich schonen, du bedarfst der Ruhe und Einsamkeit‘, das war der ewige Refrain aller seiner Reden. Ich wußte, daß sich unter dieser erheuchelten Teilnahme nur das Bestreben verbarg, seinem Sohne die Bewerbung um mich zu erleichtern. Gerd von Künwald kam oft in unser Haus. Ich hatte ein geheimes Grauen vor ihm und doch zog er mich an. Ahnungslose Kinder haben oft einen Hang, ganz besonders tückische und gefährliche Tiere zu streicheln und an sich zu ziehen. Ich merkte es, daß er um mich warb, aber ich fand nicht die Kraft in mir, ihm zu wehren, wie ich es ja nicht einmal über mich gewinnen konnte, dem einsamen und traurigen Leben ein Ende zu machen, das die Willkür meines Vormundes und der Gräfin über mich verhängt hatten.

„Eines Tages gestand er mir seine Liebe, und da, in der flammenden Empörung darüber, daß er es wagte, sich zwischen mich und meinen Abgott zu drängen, rief ich ihm ein leidenschaftliches ‚Niemals‘ entgegen, das ihm, wenn er nicht völlig blind war, die Gewißheit geben mußte, daß mein Herz einem anderen gehörte. Zugleich überkam mich eine unbezwingliche Sehnsucht, aus den Gefahren, die mich umgaben, aus den Verhältnissen, die mich drückten, herauszukommen. In diesem Sturm meiner Gefühle raffte ich mich endlich zur That auf — und natürlich war es ein unsinniger und thörichter Schritt, den ich unternahm.

„Ich schrieb an Flemming. Nicht, daß ich ihm meine Liebe gestanden hätte, aber ich ließ sie durchblicken. Ich schilderte ihm mein Schicksal, die Verlassenheit, in der ich mich befand, die Machinationen, durch die mich Künwald an seinen Sohn knüpfen wollte. Und ich bat ihn, mir zu helfen.

„Gewiß, das war thöricht, unweiblich. Und doch war's mir und meinem Empfinden so natürlich. Ich schmachtete in schmerzlichen Fesseln, ich fühlte mich bedroht und unglücklich — wen sollte ich um Hilfe anrufen, wenn nicht ihn?

„Hensolt, dem ich unter unsern Leuten allein vertraute, hatte den Brief auf die Post getragen, und wie geistesabwesend, in einer Art von Fieber, ging ich einher, bis die Antwort eintraf. Sie lag, wie ich gewünscht hatte, in einem an Hensolt adressierten Umschlag. Mit einem Jubelschrei empfing ich sie, aber merkwürdig, als ich sie einen Augenblick in der Hand wog, wurde mir bang und schwer —, es war mir, als bräche über mir und in mir etwas zusammen. Meine Hand zitterte und zögerte, das Siegel zu brechen. Als ich dennoch öffnete und las, fiel ich zu Boden. Das Fieber kam zum Ausbruch, ich lag Wochen hindurch in schwerer Krankheit.

„Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich völlig gebrochen. Mein Geburtstag war inzwischen gewesen, und ich hatte die gesetzliche Großjährigkeit erreicht. Ich hing weder von Künwald mehr, noch von der Gräfin ab. Ich konnte sie fortschicken oder ich konnte selber fortgehen. Aber ich that weder das eine, noch das andere. Ich war so müd, so müde — —



„Damals war die Gräfin beständig in Thränen. Sie hatte stets viel geweint, aber damals weinte sie unausgesetzt. Und das machte mich vollends mürb und elend. Ihr Sohn, Graf Oskar, war in Schwermut und Melancholie verfallen. Er hatte den Dienst quittiert, er griff in letzter Zeit sogar hin und wieder nach der Flasche, um seinen Gram zu betäuben. Er würde elend zu Grunde gehen. Und die Veranlassung war — zögernd nur wagte es die Gräfin zu gestehen — seine stumme, unerwiderte Liebe zu mir.

„Nun, du weißt, Tante Klotilde, wie in Wirklichkeit alles war. Dieser Graf Oskar war in Wahrheit ein dem Laster des Trunkes rettungslos verfallener Mensch. Bei den Gardekürassieren war er unmöglich geworden, nur seinem Namen verdankte er es, daß ein Regiment in der Provinz es noch einmal mit ihm versuchte. Aber da, in einer der wüsten Scenen, die seine Trunkenheit heraufbeschworen hatte, zeigte es sich, daß es ihm sogar an Mut gebrach. Mit schlichtem Abschied ward er entlassen. Es geschah das ein paar Jahre vor dem Tode meines Vaters, sonst wäre die plumpe Täuschung nicht möglich gewesen. Jetzt nämlich wurde die Sache so hingestellt, als ob er seinen Abschied freiwillig, aus Verzweiflung, aus Lebensüberdruß, genommen hätte. Und der Grund dieser Verzweiflung, dieses Lebensüberdrusses sollte ich sein.

„Zunächst ließ mich die Sache kalt, aber ein rätselhafter Widerspruch in meiner eigenen Seele arbeitete dem Plane der Gräfin und ihres Sohnes in die Hände. Flemmings Bild stand nach wie vor herrlich und fleckenlos vor meiner Seele. Er hatte mir geschrieben, daß er mir helfen würde, wenn sein Herz frei wäre. Aber sein Herz sei gebunden und es würde seine Einmischung in meine Angelegenheiten nur Schmerz und Verwirrung für uns beide heraufbeschwören. Sein Herz war gebunden! Ich konnte mir denken an wen. Es mußte einer der beiden Gräfinnen Wolkenstein gehören, in deren Hause er heimisch war, und die damals gerade in dem Alter waren, wo das Kind sich allmählich zur Jungfrau entwickelt. Er hatte gewählt, er war nicht für mich vom Schicksal bestimmt. Darin lag mein Todesurteil. Aber ihn traf keine Schuld. Und wenn es so war, dann konnte er mir auch nicht helfen. Sein Brief offenbarte die tadellose Gesinnung des vollkommenen Ehrenmannes. Es haftete nicht die Spur eines Makels oder Tadels an ihm. Und doch — seltsames Rätsel der Frauenseele! — hatte ich eine Empfindung, als müßte ich mich an ihm rächen. Es war mir, als hätte mein Leben nur noch den einen Zweck, die Stunde herbeizuführen, da ich in Flemmings Augen das Geständnis lesen würde: ich habe verkehrt gewählt, da ich dich nicht wählte. Eine so unermeßliche Liebe, wie ich sie fühlte, trug nach meinem Erachten die Berechtigung ihrer Erwiderung in sich selbst. Und Flemming sollte es empfinden, im tiefen Schmerz seiner Seele sollte er empfinden, daß er mit mir sein Glück verworfen und verscherzt habe. Es war nicht möglich, daß es eine göttliche Gerechtigkeit gab, wenn ich diese Genugthuung nicht erlebte. Er war mir verloren, aber das mußte ich noch von ihm haben, daß ich mich an seiner Reue weiden konnte.

„So begann ich den Gedanken an eine Verbindung mit dem Grafen Oskar, die mir anfangs lächerlich und unmöglich erschienen war, mit wohlwollenderem Auge anzusehen. Auch macht es ja auf ein Frauenherz immer Eindruck, wenn ihm gesagt wird, daß jemand um seinetwillen im Begriff stehe, sich zu Grunde zu richten. Mag jeder den Mann, der zur Flasche greift, verachten, die Frau, der er klar zu machen weiß, daß sie die Ursache seiner Verirrung ist, wird ihn nicht unbedingt verdammen und verwerfen. Wenn ich dem Grafen meine Hand reichte, würde er seine Schwäche überwinden, er würde wieder Mut zum Leben gewinnen, würde seinen Beruf wieder aufnehmen. Und dann, wenn er mit mir zu seinem alten Regiment zurückgekehrt wäre, würde ich erleben, was meine Seele so heiß begehrte. Ich würde Flemming sehen, und er würde staunen. Er würde es nicht fassen können, wie aus dem unscheinbaren Kinde ein solches Weib sich entwickelt habe! Der Welt gegenüber würde er vielleicht seine Ruhe bewahren, aber ich würde es doch herausfühlen, herauslesen aus allen Zügen seines Wesens, das Geständnis: ‚Es ist mir leid, daß ich dich verfehlt habe!‘

„Graf Oskar war sonst ein seltener Gast in Radöhl gewesen. Jetzt ließ er sich öfters bei seiner Mutter sehen. Er war ein Hüne, geistig unbedeutend, wie es mir schien, aber doch eine Figur, die die Augen auf sich zog. Es war beinahe rührend, zu sehen, wie dieser gewaltige Mensch vor mir in Demut und Ergebenheit zerschmolz. Und eines Tages waren wir verlobt —“

Maria hatte bis dahin ohne Hast, aber auch ohne zu stocken gesprochen mit ihrer warmen, tiefen Stimme. Jetzt hielt sie inne. Ein bitterer, schmerzlicher Ausdruck legte sich um ihren Mund. Sie ergriff einen Papierschneider, der in der Form eines geraden römischen Schwertes vor ihr auf dem vergoldeten Tischchen lag, und umschloß ihn krampfhaft mit beiden Händen. Dann lehnte sie sich hinten über, schloß die Augen und bewahrte ein minutenlanges Schweigen.

Die Aebtissin, die Stirn mit der Hand bedeckend, rührte sich nicht.

Endlich richtete Maria sich wieder auf, ließ den Papierschneider mit einem leisen Klirren auf die Marmorplatte fallen und begann mit einem gequälten Ton, als ob jedes Wort ihr Schmerz bereitete: „Ich darf es nicht übergehen. Ich habe mich dir vertraut, und du sollst nun auch alles wissen.“

„Ich bitte dich, Maria,“ sagte die Aebtissin leise, „laß ab, quäle dich nicht — ich komme wieder.“

„Nein, nein — bitte, laß mich heute, laß mich jetzt gleich vollenden. Nur habe etwas Geduld mit mir.“ Sie drückte einen Moment ihre Hände vor die Augen und begann dann gefaßter: „Ich mag mich wohl ohne Selbsttäuschung für geistig hervorragend begabt halten. Sprachen flogen mir an, fast ohne daß ich mir Mühe zu geben brauchte, sie zu erlernen. Mein Gedächtnis war enorm, durch meine Kombinationen und Schlüsse setzte ich oft meine Lehrer in Erstaunen. Und doch verband sich mit dieser geistigen Regsamkeit eine Einfalt allen wirklichen Lebensverhältnissen gegenüber, über die ich heute lächeln

würde, wenn es mir nicht näher läge, darüber zu weinen. Bei meiner Lesefreiheit hatte ich so ziemlich die ganze klassische und moderne Litteratur durchflogen. Es war nichts direkt Unmoralisches in unserer Bibliothek, aber doch, wie bedenkliche Probleme werden oft in diesen Büchern behandelt. Aber ob mir diese Dinge verhüllt oder unverhüllt entgegentraten, ich las darüber hinweg, verständnislos, ohne Furcht oder Entsetzen dabei zu empfinden, wie etwa ein Mensch über eine Brücke schreitet, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie morsch ist und sich unter seinen Füßen öffnen kann, um ihn in den Abgrund versinken zu lassen. Von der Ehe hatte ich eine Vorstellung wie von einer Art potenzierter Freundschaft. Ich würde den Namen meines Gemahls tragen, mein Vermögen mit ihm teilen und mich seines ritterlichen Schutzes erfreuen. Von anderen Verpflichtungen, die der Ehebund auferlegt, hatte ich keine Ahnung. Mir fehlte ja die Mutterhand, die den Schleier von diesen Dingen lüften kann, ohne das Mädchenherz damit zugleich auf den Tod zu verwunden."

Maria hielt wieder, von einem inneren Grauen überwältigt, einen Augenblick inne, faßte sich aber gleich und fuhr leise fort: „Wenn ich heute darüber nachdenke, wie es kam, daß meine Liebe zu Flemming mir nicht mehr Klarheit in diesen Dingen zu geben vermochte, so muß ich den Grund darin finden, daß diese Liebe damals selbst noch nichts anderes war, als eine unklare, in der Art meines Wesens, in der Seltsamkeit der Verhältnisse begründete Schwärmerei. Ich hätte wohl wie Andersens kleines Meermädchen alles für ihn opfern und dulden mögen, aber wie sich mein Leben an seiner Seite gestaltet hätte, davon besaß ich keine rechte Vorstellung. An seiner Seite war der Himmel, und die Seligkeiten des Himmels versucht man nicht zu ergründen. —

„Es wunderte mich, daß mein Verlobter eine seltsame Scheu offenbarte, sich mit mir in der Oeffentlichkeit zu zeigen. Doch ließen sich nicht alle Berührungen mit der letzteren vermeiden. Und da fiel es mir auf, daß der Graf Retzau von den Kavalieren der Umgegend entweder mit einer gewissen Frostigkeit oder mit einer nonchalanten Herablassung gegrüßt wurde, die ich ihm und mir gegenüber für ungehörig hielt. Wir mußten auch Besuche machen, und in den seltensten Fällen nahm man uns an. Als ich den Grafen darüber um Auskunft bat, zuckte er in Verlegenheit mit den Achseln. Die Gräfin Ludmilla aber sagte gleichmütig und lächelnd: ‚Glaubst du denn, Kind, daß man eine Komtesse Bärenburg heimführen kann, ohne dem Neid seiner lieben Mitmenschen zum Opfer zu fallen?‘ Ich glaubte ihr. Hatte doch der ältere Herr von Künwald gleich nach dem Bekanntwerden unserer Verlobung eine Scene hier in meinem Hause aufgeführt, die mich veranlaßte, es ihm für immer zu verbieten. Ich war durch die Erklärung der Gräfin völlig beruhigt. Ich glaubte wohl, daß es unglückliche Menschen gäbe, die dann, wie mein armer Vater, auch ihre Umgebung unglücklich machten, aber daß es auch schlechte Menschen geben könne, die andere aus den niedrigsten Motiven zu Grunde richteten: das vermochte meine Seele nicht zu argwöhnen.

„Nach zwei Monaten wurden wir in aller Stille getraut in dem großen Marmorsaal nach dem See zu, den ich seitdem nie wieder betreten habe. Es war eine frostige Ceremonie, leer und weihelos, wie alles, was der alte Pastor Brückner vollzog. Und gleich danach fiel mir das Benehmen meines Gemahls auf. Ich fürchtete mich vor ihm. Und so groß meine Sehnsucht gewesen war, in die Welt hinaus zu kommen, jetzt weigerte ich mich, die längst beschlossene Hochzeitsreise anzutreten. Ich hatte die Empfindung einer drohenden Gefahr und glaubte, in den Mauern meines väterlichen Hauses noch am ehesten dagegen geschützt zu sein. So vergingen acht Tage in einem unerquicklichen Zusammenleben. Der Graf schien verdrießlich und verstört, und eines Mittags erschien er nicht bei Tisch. Er sei nach Kattbusch geritten, sagte Hensolt. Nun schlug mir doch das Herz. Ich erinnerte mich des Wortes: ‚Er soll dein Herr sein!‘ und machte mir selber Vorwürfe, daß ich durch meine thörichten Launen, durch meine unbegründete Angst die Ruhe meines Gemahls gestört habe. So beschloß ich denn, ohne der Gräfin, deren ewige Bevormundung ich nicht länger dulden zu dürfen glaubte, etwas von meinem Vorhaben zu verraten, am Nachmittage nach Kattbusch hinaus zu reiten.

„Dieses Vorwerk liegt eine Stunde von hier, und dort hatte Graf Oskar einige Monate vor unserer Vermählung, wie es hieß, landwirtschaftlichen Studien obgelegen. In Wahrheit war das alte Wirtschaftshaus des Vorwerkes der Schauplatz wüster Orgien gewesen, die er dort mit zweifelhaften Ehrenmännern zu feiern pflegte. Bald hatte ich das Vorwerk erreicht. Als ich die geräumige Vordiele betrat, bemerkte ich, daß die Thür zum Gartenzimmer, dem einzigen größeren Raume, den das Haus barg, halb offen stand und daß dahinter eine Gesellschaft zechender Herren um einen gedeckten Tisch vereinigt war. Und da — da hörte ich —“

Maria hielt inne und blickte starr auf ihre im Schoß verschlungenen Hände. „Ja,“ fuhr sie fort, „wie soll ich das, was ich nun hörte, in Worte kleiden, ohne dein Ohr zu verletzen und selber vor Ekel zu vergehen? Ich — hörte, wie ein Mann die ahnungslose Unwissenheit seines eigenen Weibes verspottete, ich hörte das wüste Gelächter, mit dem diese Scherze belohnt wurden, ich hörte, wie man eine Wette darüber vorschlug, wie lange ich noch —

„Aber genug! Ich hatte nicht absichtlich gelauscht. Nie würde ich mich so tief erniedrigen, zu lauschen. Aber ich war betäubt, gelähmt, erstarrt, ich konnte nicht vom Fleck. Und doch war nur ein einziger Gedanke noch in meiner Seele wach: fort, fort bis an das entgegengesetzte Ende der Erde. Und endlich gehorchten mir wieder die zitternden Füße. Unbemerkt, wie ich gekommen, verließ ich die Diele, zog meine Fuchsstute aus dem Stall und jagte davon. Ich ritt eine halbe Stunde in der entgegengesetzten Richtung von Radöhl. Zuletzt fragte ich mich: wohin? Ja, wohin? Wer sollte mir helfen? Natürlich dachte ich in meiner Not wieder zuerst an Flemming. Aber, wenn ich auch die Furcht vor einer abermaligen Zurückweisung überwunden hätte, es wäre mir dennoch

unmöglich gewesen, vor seine Augen zu treten. Ich kam mir wie gebrandmarkt vor. Und da trat mir der Gedanke an Künwald vor die Seele.

„Ich dachte an das Geständnis seiner Liebe. Ich dachte, da er wußte, daß ich ihn nicht wieder lieben konnte, würde er um so mehr bereit sein, mich zu retten und zu beschützen. Er hielt sich gerade in Schönwalde auf. Und so stieg ich vor dem Gasthause ‚Zum Springer', das ich gerade erreicht hatte, ab, schrieb ein paar Zeilen an Künwald und ließ sie ihm durch einen sichern Boten überbringen. Dann ritt ich, Angst und Grauen im Herzen, hieher zurück. Es war still im Schloß. Die Gräfin war, wie ich hörte, nach Kattbusch gefahren. Wahrscheinlich fürchtete sie die Trunkenheit ihres Sohnes und wünschte einem Ausbruch derselben vorzubeugen, der das Verhältnis zwischen mir und dem Grafen noch verschlimmert hätte.

„Eine halbe Stunde später stand Künwald vor mir. Nie hätte ich es über die Lippen gebracht, ihm zu sagen, was mir begegnet war. Nur das sagte ich ihm, daß ich den Grafen nie mehr sehen könnte, daß ich fort müßte um jeden Preis. Und er war zu allem bereit. Niemand dürfe von seinem Besuche etwas erfahren; gegen zehn Uhr würde er erscheinen, um mich abzuholen.

„Ungesehen verließ er das Schloß. Ich, in meinem Zimmer eingeriegelt, verbrachte qualvolle Stunden. Gegen Abend hörte ich den schweren Schritt des Grafen im Korridor. Er kam gewiß, um seine Wette zu gewinnen. Er rüttelte an der Thür, seine lallende Stimme war deutlich zu vernehmen. Ich stand am Fenster, bereit, wenn die Thür ihm nachgab, es zu öffnen und mich hinab-zustürzen. Aber der Riegel hielt. Und nun vernahm ich, daß die Gräfin zu ihm eintrat und begütigend auf ihn einredete. Inzwischen war es völlig dunkel geworden, und gegen zehn, wie er versprochen hatte, klopfte Künwald an das Fenster. Er stand auf einer Leiter und hob mich hinaus. Am Aus-gange des Parkes wartete ein Wagen auf uns. Wir erreichten in Tramm den Nachtzug und fuhren über Berlin und Köln nach Paris —

„Auf der ganzen Reise befand ich mich in einer Art von Betäubung. Erst als wir in Paris angekommen waren und im Hotel Wohnung genommen hatten, vermochte ich mich so weit zu fassen, daß ich Künwald meine Entschlüsse mitteilen konnte. Ich dankte ihm für seine Begleitung und bat ihn, sobald er sich etwas ausgeruht haben würde, die Rückreise anzutreten, um daheim meine Sache gegen den Grafen zu führen. Ich wäre bereit, die Hälfte meines Ver-mögens und mehr abzutreten, um meine Freiheit zu erkaufen, nur müsse der Graf Sicherheit dafür geben, daß ich ihn nie mehr würde zu sehen brauchen. Künwald versprach alles. Und plötzlich — zu meinem unaussprechlichen Ent-setzen — verlor er die Fassung und begann mir abermals von seiner Liebe zu reden. Ich war über diesen Vertrauensbruch so entrüstet, daß ich ihn mit einem vielleicht unberechtigten Maß von Schärfe für immer von mir wies. Aber die Furcht vor einer neuen Erniedrigung, die mir zugedacht sein könnte, machte mich sinnlos. Künwald reiste ab, und ich, krank und unentschlossen, verbrachte

ein paar schreckliche Tage in der fremden Millionenstadt. Als ich mich endlich entschloß, nach Hause zu reisen, um meine Sache gegen den Grafen selbst zu führen, erhielt ich ein Telegramm von meiner Schwiegermutter, daß Künwald ihn im Duell erschossen habe.

„Und nun — sonderbarerweise — war es, als ob ich mit einem Male sehend würde. Es war mir, als stieße jemand vor mir die Fensterladen auf und die Nacht, in der ich bis dahin thörichte Träume gesponnen, wiche plötzlich dem grellen Tageslicht. Ich wußte nun, daß, wie mein unglücklicher Vater, so auch ich das Opfer herzloser und berechnender Menschen geworden war. Man hatte seine geistige Verdüsterung, man hatte meine lebensunkundige Jugend benutzt, um schändliche Pläne durchzuführen. Das lockende Ziel waren die Bärenburgschen Millionen. Anfangs, so lange es beiden nützlich war, hatten die Gräfin und der ältere Künwald zusammen gearbeitet, zuletzt aber, wie das meistens zu geschehen pflegt, hatte die zähe Schlauheit der Frau den Sieg davon getragen über die plumpe Rücksichtslosigkeit des Mannes. Ich war wirklich dahin gebracht worden, diesem Grafen Retzau, den die Gesellschaft schon gerichtet hatte, mich selbst und meine Millionen auszuliefern. Dies alles, das ich bis dahin nicht geahnt, nicht begriffen hatte, stand nun mit unerbittlicher Deutlichkeit vor meinen Augen. Auch Künwalds letzte That begriff ich nun. Er, der den Grafen Retzau genau kannte, mußte wissen, daß eine nicht allzu gering bemessene Abfindungssumme mich für immer von ihm und seiner Mutter befreit hätte. Statt dessen provozierte er einen Skandal, erzwang ein Duell und schoß den Menschen, den er mir mit einer Handbewegung hätte aus dem Wege schaffen können, über den Haufen. Blut ist ein fester Kitt. Er wollte mich von dem andern befreien, um mich für immer in seiner Gewalt zu haben. Das alles wurde mir damals klar, meine teure Tante Klotilde, und vor allem auch das Eine, daß ich mich durch meine thörichte Handlungsweise selber für immer aus dem Kreise ausgeschlossen hatte, dem ich durch Geburt und Lebensstellung angehörte."

Maria hatte sich erhoben und ergriff leise die schlaff herabhängende Hand der Aebtissin. „Du bist müde, Tante Klotilde — und ich habe dir nicht die geringste Erfrischung angeboten."

„Ich bitte — laß!" wehrte die alte Dame ab. Und Marias Hand festhaltend und liebkosend fuhr sie fort: „Mein geliebtes armes Kind, was ist das für eine traurige Geschichte, die du mir da erzählt hast. Manches davon habe ich geahnt, vieles war mir neu und alles verständlich. Aber du bist noch nicht zu Ende. Fahre fort und sei gewiß, daß ich dir mit der größten Aufmerksamkeit zuhöre."

Maria nahm ihren alten Platz wieder ein und fuhr fort: „Bei allem, was geschehen war, so sehr der Schein auch wider mich zeugte, fühlte ich mich doch innerlich frei und schuldlos. Und dieses innere Bewußtsein, daß ich zwar thöricht, aber nie schlecht gehandelt hatte, gab mir den Stolz und die Kraft, das

Band zwischen mir und der Gesellschaft zu zerreißen, ehe es von ihr zerschnitten wurde. Ich kehrte nicht nach Radöhl zurück, sondern begab mich von Paris direkt nach Tornowo, wo ich mir ein neues, an Arbeit und auch an Erfolgen reiches Leben schuf. Und doch mußte mir jeder ansehen, daß ich tief unglücklich war. Denn was ich erreichte, konnte mir das nicht ersetzen, was ich verloren hatte: den Mann, in dem ich den Inbegriff meines irdischen Glückes sah.

„Er hatte mir damals selber geschrieben, daß sein Herz nicht mehr frei sei, und ich erwartete von Tag zu Tag die Kunde seiner Verlobung. Aber je länger ich auf diese Kunde warten mußte, um so unbezwinglicher stieg eine selige Hoffnung in meiner Seele auf. Flemming war noch frei; was damals sein Herz gefangen gehalten hatte, mußte als Irrtum, als Täuschung sich erwiesen haben. Er war noch frei — war's nicht möglich, daß ein gütiges Geschick ihn mir doch noch zuführte?

„Freilich, der Ruf, der mir inzwischen angeflogen war, stand zwischen ihm und mir. Aber gewiß, wenn wir uns nur wiedersähen, er würde, von meiner Unschuld überzeugt, die Hochherzigkeit besitzen, sich über das alles hinweg zu setzen."

Eine große Erschöpfung schien sich Marias bei diesen letzten Worten zu bemächtigen, und die Aebtissin, im Anblick ihres jetzt fast geisterhaften Antlitzes heftig erschreckend, hätte der Unterredung am liebsten ein Ende gemacht. Aber sie fühlte, daß Maria das nicht zulassen würde, und so schwieg sie.

Maria begann denn auch nach einigen Augenblicken des Schweigens aufs neue: „Meine Hoffnung hat sich erfüllt, ich habe ihn wiedergesehen," sagte sie und ein wehes Lächeln irrte um ihre Lippen. „Du weißt, daß ich einen Teil meiner frühesten Kindheit im Südharz verbrachte, auf einer alten Oberförsterei, bei einem Oheim meiner Mutter. Die sonnigen Tage dort waren stets die lieblichste, märchenhaft süße Erinnerung meines traurigen Lebens. Einmal, vor zwei Jahren, war es, da überkam mich die unbezwingliche Sehnsucht, die Stätten wiederzusehen, wo ich einzig, einzig glücklich gewesen war. Ich reiste hin, und dort, ganz zufällig, in dichtester Waldeinsamkeit, da traf ich ihn —"

Maria, die bis dahin trotz ihrer inneren Erregung in der glatten, formvollendeten Weise gesprochen hatte, die ihr eigen war, begann sich nun zu verwirren und zu überstürzen. Ihre Augen leuchteten, ihr Busen wogte stürmisch, und während ein leichtes Rot ihre bleichen Wangen färbte, sprudelten und strömten die Worte von ihren Lippen. Wie Flemming sie angeredet, was sie ihm geantwortet, wie sie miteinander gesprochen; wie sein Herz sich ihr sofort zugeneigt habe; der Rausch, das selige Entzücken, das sie bei dieser Erkenntnis empfunden, und zugleich der unbewußte und doch unwiderstehliche Zwang, der sie abgehalten habe, sich ihm, der sie nicht wieder erkannt, der keine Ahnung davon gehabt hätte, wer sie wäre, zu offenbaren — das alles, in der Glut der Leidenschaft hervorgestammelt, schüttete sie in das Herz der Aebtissin aus.

Und dann wieder ruhiger geworden, fuhr sie fort: „Als Flemming mich

verlassen hatte, als ich allein nach Lauterberg, wo ich Wohnung genommen hatte, zurückfuhr, überkam mich ein unbezwinglicher Schmerz. Nun, da der Zauber seiner Persönlichkeit mich nicht mehr umstrickte, mich nicht mehr in seligem Vergessen über mich selbst und über alles Vergangene hinaushob, da trat das was uns trennte, mit doppelter Gewalt vor meine Seele. Durfte ich zwischen ihn und seinen Beruf treten, ja durfte ich ihn auch nur in die Lage versetzen, zwischen seinem Beruf und mir zu wählen? Mein Gewissen und jede ruhige Ueberlegung sagten: Nein. Und doch wollte mein Herz von einem solchen Entsagen nichts wissen. Die ganze Nacht brachte ich wachend in dem engen Hotelzimmer zu, das mir in seiner Nüchternheit so recht wie ein Bild der trostlosen Wirklichkeit vor Augen stand. Endlich faßte ich den Entschluß, die Entscheidung über mein Schicksal der höheren Macht zu überlassen. Ich flehte zu dem Allmächtigen, wenn es sein Wille nicht wäre, daß ich Flemming gewänne, dann möge er diesen durch irgend etwas verhindern, mich, so wie wir es verabredet hatten, nach dem ersten Zuge auf dem Bahnhof zu treffen. Es war nicht das gläubige Vertrauen, das mich trieb, dies Zeichen zu fordern, es war vielmehr die Thorheit eines durch innere Kämpfe Erschöpften, der sich zuletzt nicht anders mehr zu helfen weiß, als daß er sein Schicksal an den Blättern einer Blume abzählt. Und doch ward ich ruhiger, und als ich am andern Morgen zum Bahnhof eilte, beseelte eine glückliche Zuversicht mein Herz. Aber Flemming kam nicht —, er kam nicht —"

Marias Stimme brach, sie schaute mit weitgeöffneten Augen an der Aebtissin vorüber ins Leere. „So war's also entschieden," fuhr sie nach einigen Augenblicken mit Anstrengung fort, „aber mein zerrissenes Herz besaß nicht die Kraft, sich der Entscheidung unbedingt zu beugen. Ich konnte nicht für immer und ewig Abschied nehmen von allem Glück, von jeder Hoffnung. Ich schrieb an Flemming. Ich schied von ihm, und doch gab ich ihm die Möglichkeit, mich zu finden. Ich unterzeichnete diesen zweiten Brief mit derselben Wendung, wie ich den ersten unterzeichnet hatte: Ihre arme Maria! Daran konnte er mich erkennen, und wenn er wollte, konnte er mich suchen."

Sie legte die Stirn in die Hand und verfiel in Schweigen. Endlich sagte die Aebtissin, die sie nicht so hinbrüten lassen durfte: „Er hat dich nicht gesucht?"

„Ich habe darauf gewartet", antwortete Maria, „wie der in furchtbarem Kerker Verschmachtende auf Erlösung wartet. Aber er kam nicht. Und im Grunde mußte ich ihm ja recht geben. Wir konnten uns ja doch nicht angehören —, wozu also ein Wiedersehen, das unsere Qual nur verschärft, unsere Kräfte auf eine allzu schwere Probe gestellt hätte."

Sie bemerkte einen Ausdruck auf dem Antlitz der Aebtissin, als ob diese nicht völlig verstehe und begreife, und fuhr nun eifrig fort: „In meinem an bitteren Erfahrungen reichen Leben war ja mein Glaube an Flemming mein einziger Halt. Ohne diesen Glauben gab es für mich nur den Abgrund der

Weltverachtung, der schon meinen unglücklichen Vater verschlungen hatte. Gewiß — der Gedanke kam mir oft, daß Flemming hätte anders handeln können. Daß er kein Trostwort für mich hatte, nachdem er erfahren, wer ich sei, daß es ihn nicht drängte, zu mir zu eilen, meine Schicksale zu erfahren, vielleicht lindernd und helfend einzugreifen, das erschien mir oft als grausame Härte. Und doch mußte ich, wollte ich nicht wahnsinnig werden, den Grund finden, warum er nicht anders handeln konnte. Und ich fand ihn. Er lag ja auf der Hand. Sieh, wir Frauen sind ja anders. Wir sind dazu geschaffen und angelegt, uns hinzugeben, durch die Hingabe an den Geliebten erst zum Selbstbewußtsein, zum wahren Leben zu gelangen. Uns ist die Liebe alles, uns ist die Liebe Beruf. Aber darf einem Manne die Liebe alles, darf sie ihm auch nur das Höchste im Leben sein? Würde überhaupt ein Mann die Liebe eines echten Weibes erringen und behaupten können, der sein ganzes Leben ausschließlich in den Dienst der Liebe stellte? Nein, der Mann ist eben Mann, der Träger der höchsten Ideen, Glied einer großen Gemeinschaft, dem bestimmte Aufgaben im Dienste dieser Gemeinschaft gestellt sind. Ihm geht sein Beruf über alles. Und wenn er dem sicheren Tode entgegen geht, er wird sich durch die Thränen der Geliebten nicht einen Augenblick wankend machen lassen, den Weg zu gehen, den sein Beruf ihm vorschreibt. Auf diesem Pflichtgefühl des Mannes beruht die sittliche Ordnung der Welt. Und warum liebte ich denn Flemming? Weil ich von Kind an in ihm den Inbegriff dieses Pflichtgefühls, das Ideal aller männlichen Tugenden gesehen hatte. Der Beruf des Offiziers, den er ergriffen, fordert den tadellosen Ruf der Gattin. Mein Ruf war ruiniert. Ohne eine eigentliche Verschuldung auf meiner Seite, aber er war ruiniert. Wenn Flemming mir die Hand reichte, mußte er seinen Beruf aufgeben. Wenn er zu mir kam, konnte es nur sein, um von mir zu scheiden. Wäre die Pein eines solchen Wiedersehens nicht auch für mich größer gewesen als der Trost? O, er hatte recht, tausendmal recht. Und doch war es bitter für mich. Ich hatte ihm schon halb und halb entsagt, aber jetzt, nachdem sein Auge über mir geleuchtet, nachdem seine Stimme in meine Seele gedrungen war, seitdem ich wußte, daß auch er mich liebte — jetzt fühlte ich erst das Unermeßliche des Verzichtes, den ich zu leisten hätte."

Maria fühlte ihr Herz heftig klopfen und preßte die Hand darauf. Mit großer Anstrengung, nur noch mühsam atmend, fuhr sie fort: „Du kennst die religiösen Eindrücke, unter denen ich aufgewachsen bin. Mein Vater war anfangs ein Freigeist gewesen, der in den christlichen Heilsthatsachen nichts anderes sah als die litterarisch nicht uninteressanten Niederschläge frommer Sagenbildung. Später schlug er um und verfiel einer Art von christlich verbrämtem Spiritismus. Die Gräfin Retzau war je nach Bedürfnis Freigeist, orthodoxe Lutheranerin und gläubige Spiritistin. Der alte Pastor Brückner, der mir den Religions- und später auch den Konfirmandenunterricht erteilte, deckte mit dem Mantel der Liebe die abergläubischen Ketzereien des alten Herrn von Künwald sowohl wie

die liederliche Lebensführung seiner Söhne zu. Nirgends hatte ich einen Halt, eine Führung. Mein Herz hatte seinen eigenen Gott, mein Verstand war wenig geneigt, sich dem Glauben gefangen zu geben. Und doch las ich leidenschaftlich gern in der Schrift. Ich fühlte, hier war der Balsam, der mich heilen konnte, aber ich hatte nicht die Kraft, ihn zu nehmen; ich ahnte, hier war der Schatz, der mich reich machen konnte, aber ich fand nicht den Mut, ihn zu heben.

„Vorgestern," fuhr Maria tief aufatmend fort, „am Sonntag, fühlte ich eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Trost des göttlichen Wortes. Ich war in Reichertswalde, ich hörte Brandt, ich sprach hernach mit ihm, und etwas wie ein Hauch von Frieden zog in meine Seele ein. Da, auf dem Rückweg, trat mir Künwald entgegen. Der Wahnsinnige warf sich zu meinen Füßen nieder — und da — da —"

Maria stand auf. „Da tauchte Flemming auf," stieß sie hervor. „Und im Blick seiner Augen sah ich eisige Verachtung, las ich mein Verdammungsurteil —"

Ihr Herz klopfte zum Zerspringen; das Zimmer begann vor ihren Augen zu kreisen, sie that ein paar schwere, schwankende Schritte. „Und da — da" stöhnte sie, „wurde ich erst ganz unselig — und das — das — ertrage ich nicht." Sie griff nach der Stirn. „Mein Gott, schon wieder —" und sank mit einem leisen Wehelaut hinten über.

Die Aebtissin fing sie mit ihren Armen auf und ließ die Ohnmächtige sanft in den Sessel gleiten. Dann eilte sie durch die Flucht der Gemächer, stieß in dem letzten die Thür auf und rief in die Halle hinaus: „Wasser — aus der Leitung! — Hensolt soll kommen!" Darauf stürzte sie zu Maria zurück, umfing sie und legte ihr mattes, blondes Haupt an ihre Brust.

Eine Sekunde später stand Hensolt neben ihr. Seinen Schritt hatte sie nicht vernommen, aber sie hörte ein leises Klirren, und als sie aufblickte, sah sie, daß das silberne Tablett in seinen Händen schwankte. Das Glas fiel zu Boden und das Wasser ergoß sich über den Teppich.

Stieren Blickes, als sei er durch sie gebannt, starrte Hensolt auf Maria.

„Mein Gott, Mann," rief die Aebtissin, „was ist Ihnen? Sie sind ja blaß wie der Tod und Ihre Glieder beben?"

Hensolt rührte sich nicht. Er starrte auf die Gräfin und stöhnte laut.

Die Aebtissin war gerührt von diesem Ausdruck fassungslosen Schmerzes. „Sie wird sich ja wieder erholen," sagte sie, „eilen Sie nur, gehen Sie — und schicken Sie mir die Zofe — und dann schicken Sie zu Berkemeyer!"

Hastig, aber mit schwerfälligen Bewegungen, wie ein Trunkener, verließ der Bediente das Zimmer.

Gleich darauf erschien die Kammerfrau, eine ältliche Person, die einen sympathischen und zuverlässigen Eindruck machte, und eine jugendliche, etwas aufgeregte Zofe. Man wusch Maria die Schläfen mit Wasser, dann wurde sie entkleidet und nach ihrem Schlafzimmer hinübergetragen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Maria blieb stundenlang bewußtlos.

Die Aebtissin saß an ihrem Bett, fühlte ihre Stirn, hielt ihre erkaltete Hand in der Rechten. Endlich kam der Medizinalrat. Er strich über Marias Stirn, fühlte ihren Puls und sagte leise: „Wieder eine schwere Ohnmacht — hm, so viel ich sehen konnte, ist die Frau Gräfin ganz gesund. Freilich, auf eine genauere Untersuchung wollte sie nicht eingehen. Sollte vielleicht doch ein Herzfehler —?"

„Ja," sagte die Aebtissin und kämpfte mit ihren Thränen, „ein Herzfehler —, das wird es wohl sein!"

„Ah," rief der Medizinalrat lebhaft mit unterdrückter Stimme, „sehen Sie, sie schlägt die Augen auf."

Maria erwachte aus ihrer Betäubung und sah sich mit einem fremden Ausdruck im Zimmer um. Dann erkannte sie die Aebtissin und lächelte. „Tante Klotilde," flüsterte sie, „läßt du dich auch einmal wieder sehen? Du hast mir vor langer, langer Zeit mal so lustige Märchen erzählt. Bitte, Tante Klotilde, erzähle mir etwas —, ich bin so müde."

Der Sanitätsrat nahm die alte Dame beiseite. „Thun Sie es," sagte er dringend, „vielleicht schläft sie dabei ein, und Schlaf ist das einzige, was ihr helfen kann. Und wenn sie wieder zu sich kommt, dann bitte, überreden Sie sie, daß sie sich von mir gründlich untersuchen läßt. Ich glaube doch, daß irgend ein Herzleiden vorliegt, aber ehe ich mich davon überzeugt habe, kann ich nicht eingreifen."

Als er gegangen war, saß die Aebtissin stundenlang an Marias Bett, hielt ihre Hand und erzählte ihr, während ihr das Herz fast vor Kummer und Mitleid brach, thörichte Kindergeschichten. Und Maria lag still und mit geschlossenen Augen da und seufzte manchmal: „Wie schön!" Gegen Abend atmete sie ganz ruhig. Die Aebtissin beugte sich über sie und lauschte — sie schlief.

Nun begab sich die alte Dame zum Speisesaal, wo man seit Stunden vergebens auf den Befehl zum Anrichten gewartet hatte. Sie hatte seit dem frühen Morgen nichts genossen und fühlte sich sterbenselend; aber ein umständliches und einsames Diner einzunehmen, war sie auch nicht geneigt. Sie befahl nur etwas Suppe und ein Glas Wein und inzwischen solle Christian anspannen und vorfahren.

Während sie hastig ihre Suppe löffelte, gab sie Hensolt, der wieder scheinbar ganz gefaßt hinter ihrem Stuhle stand, einige Verhaltungsmaßregeln. „Die Frau Gräfin schläft jetzt," sagte sie, „und ich hoffe, sie schläft tief in die Nacht hinein. Doch muß natürlich jemand bei ihr wachen. Die Kammerfrau macht einen guten Eindruck — ist sie vollkommen zuverlässig?"

„Vollkommen, gnädige Frau Aebtissin. Und zudem werde ich selber auch wachen."

Die Aebtissin, die gerade fertig war und sich erhoben hatte, dachte für sich: „Er hängt doch ungeheuer an Maria," und in diesem Gedanken reichte sie ihm die Hand. Dabei sah sie wieder in sein Gesicht: da war derselbe starre Ausdruck, wie vorhin. Sie bemerkte, daß der Mann wieder am ganzen Leibe zitterte. „Hensolt," sagte sie, „Sie sollten lieber zu Bett gehen, Sie sind selber krank —, fühlen Sie denn nicht, daß Sie das Fieber haben?"

Er biß die Zähne aufeinander und sagte dumpf: „Es ist nichts. Verlassen sich die gnädige Frau Aebtissin darauf —, ich wache."

Fünf Minuten später rollte der Wagen der Aebtissin langsam aus dem Schloßhof.

* * *

Lind und still war der Abend. In der breiten Allee, die das Schloß mit dem Meierhof verband, rührte sich kein Blatt. Durch die Baumstämme links und rechts blickte man auf weite Rasenflächen und auf einzelne Baumgruppen, deren Wipfel noch von dem matten Goldglanz der untergehenden Sonne umflossen waren. Aus einem Seitenweg, eine Staubwolke vor sich herwälzend, zog die Kuhherde herauf, lauter rote Angler, mit einem volltönenden, sorgfältig abgestimmten Geläut. Auf dem Meierhof, der nach der Allee zu nur durch eine niedrige Steinmauer abgeschlossen war, strängten die Ackerknechte ihre müde gearbeiteten Gäule ab. Ein großer, weiß und gelb gefleckter Hund kam von dort herbeigestürzt und folgte eine Weile bellend dem vorübereilenden Landauer. Aber er ließ bald ab und blieb friedlich, am Wegrand schnüffelnd, zurück.

Dieser stille Friede um sie her verstärkte noch die traurige Gemütsstimmung der Aebtissin. Also das war es. Eine unglückliche Liebe. Und zu Flemming.

Daß Flemming Maria damals im Harzwald nicht wieder erkannt hatte, konnte sie wohl begreifen. Er hatte sie im Vorzimmer des berühmten Arztes nur als das häßliche Entlein gesehen, das sie früher gewesen war, und sie selbst, die Aebtissin, hätte Maria nach der Metamorphose, die damals mit ihr vorging, nicht wieder zu erkennen vermocht. Aber eins war ihr unbegreiflich — daß Flemming dem Hilferuf dieses armen thörichten Kindes keine Folge geleistet hatte. Wenn Maria ihn rief, mußte er sich der Waffenbrüderschaft ihrer Väter erinnern. Daß sein Herz nicht frei war, kam doch dabei nicht in Betracht. Er, der gereifte, weltgewandte Mann, brauchte sich doch nicht vor der Schwärmerei eines halbwüchsigen Kindes zu fürchten. Und sodann war es der Aebtissin unklar, wie Flemming Maria hernach, da sie ihm doch in ihrem Abschiedsbrief die Möglichkeit gegeben, sie zu finden, so schnell habe aufgeben können. Hatte er denn nicht geahnt und empfunden, was für ein Trost es ihr hätte sein müssen, sich ihm gegenüber einmal offen auszusprechen?

Danach mußte man annehmen, daß das ganze Erlebnis im Harzwald für ihn doch nur eine flüchtige und oberflächliche Liebelei gewesen war. Und doch stimmte das nicht zu dem ganzen Wesen des Mannes, für den auch die

Aebtissin vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an ein hohes Gefühl der Achtung empfand.

Aber wenn es doch einmal so war, wenn er Maria vor zwei Jahren einfach und widerstandslos aufgegeben hatte, dann hatte er auch vorgestern, da er sie mit Künwald zusammen traf, kein Recht dazu gehabt, ihr seine Verachtung in dieser niederschmetternden Weise kundzugeben. Freilich, die verletzte Eigenliebe macht die Männer blind. Sonst hätte er sich doch auch einmal fragen müssen, ob Marias Zusammensein mit Künwald wirklich ein von ihr gewolltes und beabsichtigtes war?

Und dies letzte, seine offen kundgegebene Verachtung, das war's, was Maria niedergeworfen hatte. Das war der letzte bitterste Tropfen gewesen, der den Leidenskelch dieser Dulderin zum Ueberfließen brachte. Und dafür war ihr Flemming Genugthuung schuldig. Sie, die Aebtissin, wollte ihn aufklären. Er sollte Maria so sehen, wie sie wirklich war. Und dann sollte er sie um Verzeihung bitten für die gedankenlose, unbarmherzige Manier, mit der er vorgestern, ohne sie zu hören, den Stab über sie gebrochen hatte.

Der Wagen machte nun hinter dem Meierhofe eine Wendung und bog auf die hochliegende, nach Tramm führende Chaussee ein. Links und rechts blühende Felder, üppige Wiesen, langgestreckte Knicks —, und über allem der stille Friede des Abends. Zur linken Hand trat hinter den bewaldeten Hügeln dann und wann eine schimmernde Fläche des großen Sees hervor. Dort zog im verschwimmenden Abendrot eine Wolke Krähen, deren Krächzen aus der Ferne herüberklang.

Es war zwischen der Aebtissin und den Wolfensteins verabredet worden, daß die erstere noch im Laufe dieser Woche mit Liesa nach Berlin herüberfahren sollte, um den Besuch der gräflichen Familie zu erwidern. Bei dieser Gelegenheit würde die alte Dame den Versuch machen, Flemming zu sprechen.

„Und doch," dachte sie mit einem Seufzer, „was ist damit genützt? Mag Flemming noch so gut über Maria denken, heimführen kann er sie doch nicht! — Nun, gleich viel," schloß sie ihre Gedankenreihe, „wenigstens soll er das Brandmal der Verachtung, mit dem er sie neulich gezeichnet, wieder von ihrer Stirn nehmen."

Der Wagen fuhr nach dem Klosterhof und hielt vor der Wohnung der Aebtissin.

In dem schon erleuchteten Korridor kam ihr Liesa, besorgt über ihr langes Ausbleiben, eilig entgegen. Sie hielt ein zusammengefaltetes Telegramm in der Hand.

„Nun, Tante, wie geht es der Gräfin?"

„Nicht besonders." Die alte Dame legte Hut und Staubmantel ab und trat mit ihrer Nichte in das Wohnzimmer. Dort umarmte sie Liesa und sagte erregt: „Sie hat mir alles erzählt. Ich weiß nun alles. Und Maria, mein Kind, ist schuldlos. Auch sie ist nun mein Kind. Ich will sie täglich sehen, und ich möchte, daß auch du —"

Sie unterbrach sich, schob Liesa etwas von sich zurück und umfaßte sie mit einem großen Blick. „Freilich,“ sagte sie, „da ist manches zu bedenken. Für die zukünftige Gräfin Wolkenstein ist es vielleicht eine Unmöglichkeit, mit Maria Retzau zu verkehren. Du wirst die Rücksicht auf den Gemahl nicht aus dem Auge lassen dürfen, mein Kind.“

Liesa errötete leicht. „Aber Tante,“ sagte sie erstaunt, „du hast ja gesagt, daß Maria unschuldig sei. Das genügt mir und das wird Kuno genügen. Er wird mich gewiß nicht hindern, jemand zu lieben, für den du um Liebe wirbst.“

„Ich habe es nicht anders erwartet,“ antwortete die Aebtissin mit einem tiefen Atemzuge, „ich kenne dich ja. Ich wollte nur nach so viel Traurigem wieder etwas Gutes hören.“

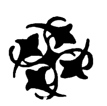
Liesa erhob das Papier in ihrer Rechten. „Wenn du mich nur hättest zu Worte kommen lassen,“ sagte sie lächelnd, „so hätte ich dir längst etwas ungemein Gutes berichtet. — Flemming und Ursula haben sich verlobt.“

Die Aebtissin verfärbte sich und das Blatt zitterte in ihrer Hand. „Arme Maria!“ seufzte sie.

„Mein Gott, Tante,“ rief Liesa aufs neue besorgt, „du erschrickst —, hat das Telegramm etwas mit der Gräfin zu thun?“

„Es versetzt ihr die Todeswunde!“ murmelte die Aebtissin, und für sich selbst in Gedanken fügte sie hinzu: „Er hat sie nie geliebt — arme Maria!“

(Fortsetzung folgt.)



Kühle Erde.

Von

Roman Frhrn. von Budberg-Bönninghausen.

Als mich eine Biene gestochen,
Da schwoll die Hand davon auf:
Die Mutter als linderndes Mittel
Legt' kühle Erde darauf.

Mein krankes Herz ist gebrochen,
Die Qualen, sie hören nicht auf:
O Mutter, als linderndes Mittel
Leg' kühle Erde darauf!





Dramenbücher.

Florian Geyer hat schon viele Dichter beschäftigt. Sind die Dramen von Koberstein und Genast, ebenso wie der Roman von R. Heller, schon der Vergessenheit verfallen, so ist der Mißerfolg, den ein moderner dramatischer Dichter mit dem Stoff zu verzeichnen gehabt hat, noch in frischer Erinnerung. Gerhart Hauptmann hat in seinem „Florian Geyer" den gewiß interessanten Versuch gemacht, ein so eminent psychologisch bedingtes Stück Geschichte, wie den Bauernkrieg, nach dem Schema der naturalistisch-deskriptiven Methode zu gestalten und das Große mit einer Akkumulation von kleinen Mitteln zu erfassen. Er hat dabei Schiffbruch erlitten und von neuem bestätigt, daß das Psychologische in der Geschichte, außer auf wissenschaftlichem Wege, nur durch dichterische Divination zu verstehen und festzuhalten ist.

Diese Erkenntnis hat sich Wilhelm Weigand (Florian Geyer, ein deutsches Trauerspiel in fünf Akten. Berlin, Georg Heinrich Meyer, 1901) angeeignet, oder, richtiger gesagt, sie scheint ein ursprüngliches Besitztum seiner künstlerischen Natur zu sein. An die historischen Akten hat er sich im einzelnen allerdings nicht gehalten. So läßt er zum Beispiel Florian Geyer von seinem „Schwager" Wilhelm von Grumbach auf Schloß Rimpar meuchlings ermordet werden, während es doch wohl historisch feststeht, daß Geyer im Gefecht mit den Bündischen auf der Höhe Spaltich bei Hall einen ehrlichen Reitertod gefunden hat. Diese Abweichung vom geschichtlich Gegebenen bietet indes dem Dichter die Möglichkeit, die Tragik des Endes Geyers in ein helleres Licht zu setzen und zugleich den Charakter Grumbachs wirksam abzurunden.

Es ist merkwürdig, daß Weigand, der sich viel weniger als Hauptmann an die Akten hält, gleichwohl im Ton und Zeitkolorit nicht nur, sondern namentlich auch im Psychologischen, ein ungleich treueres Bild erzielt als dieser. — Das gilt vor allem für die Gestalt des Helden, den Weigand nicht nur an der Erbärmlichkeit des Bauerntums und der Verräterei des verbündeten Adels, sondern hauptsächlich an seiner echt deutschen Romantik, seinem Hyperidealismus und seiner Unfähigkeit zu praktischen Konzessionen zu Grunde gehen läßt, was ebensosehr den tiefer liegenden historischen Thatsachen entsprechen dürfte, wie die häß-

lichen Züge, in denen Götz von Berlichingen schattenhaft vor uns auftaucht und die gleichwohl nicht aktenmäßig belegt werden könnten. Was Florian Geyers Sturz besiegelte, waren nicht Charakterfehler, außer eben solchen, die in der Nation begründet sind und ihn derselben dadurch näher bringen, sondern politische und taktische Fehler. Indem Weigand den Schwerpunkt auf diese, und weder auf die Erbärmlichkeit der Umgebung, noch auf die mechanischen Hindernisse legt, kommt er nicht nur der historischen Wahrheit näher, die dem Milieufexentum verschlossen bleibt, sondern er erzielt zugleich auch einen stärkeren dramatischen Effekt. Einen deutschen Helden an Romantik zu Grunde gehen zu lassen, d. h. an der Unfähigkeit der Anpassung an das thatsächlich Gegebene, ist immer noch die eigentlich deutsche Tragödie.

Die Sprache ist volkstümlich kennzeichnend, voll Mark und Kraft, aber frei von allem shakespearisierenden Kraftprotzentum. In lebensvollen Typen und geschickten Massenbewegungen wird uns der rebellische und der bündische Adel, das bureaukratische Beamtentum, die Bauerschaft und das zwischen den Ständen schwankende Demagogentum nahegebracht. In der Gestalt der Barbara von Grumbach, Geyers Braut, wird die deutsche Frauenseele in ihrer Tiefe und naiven Innigkeit treu erfaßt.

Weigand versteht die Massen zu bewegen, ohne daß die Gestalten im Chaos untergehen. Ganz im Gegensatz zu Hauptmann arbeitet er im Großen und verschmäht das bequeme Hilfsmittel, die Handlung durch das Referat zu ersetzen und den Stoff in Einzeldialoge aufzulösen. Es wimmelt von handelnden Gestalten in dieser Dichtung, die wirklich ein ehrliches Spiegelbild der „Fülle des Lebens" ist, auf deren wachsende Anerkennung in der Kunst der Dichter seine hoffentlich berechtigten Erwartungen setzt.

Auf ganz anderen Bahnen wandelt Ludwig von Ficker, ein junger Tiroler Dichter, der sich durch sein Drama „Sündenkinder" bekannt gemacht hat. Seine Christnachtstragödie „Und Friede den Menschen" (Linz, Wien, Leipzig, österreichische Verlagsanstalt), die den Einfluß Hauptmanns und Halbes nicht verleugnet, zeugt zwar von Bühnengeschick und dramatischer Gestaltungskraft, läßt aber ihrer bewußten politischen Tendenz wegen keine reine ästhetische Befriedigung aufkommen. Gelingt es Ficker, sich vom Banne des Agitatorischen zu befreien, das nur dann nicht unkünstlerisch wirkt, wenn es vom Schwunge großer idealer Leidenschaften getragen wird, so dürfen wir nach dieser zweiten Probe seiner dramatischen Befähigung Größeres von ihm erwarten.

Edmond Rostands „Das Weib von Samaria (La Samaritaine), das in Paris unter dem Einfluß der Nachwirkung des „Cyrano" einen großen, wenn auch nicht unbestrittenen Erfolg gehabt hat, liegt uns nun in einer deutschen Uebersetzung von Lina Schneider (Köln a. Rh., Paul Neubner, 8°, 103 S.) vor, die in der meisterhaften Wiedergabe des eleganten Rostandschen Reimverses — nicht zum erstenmal — eine Probe ihres seltenen Uebersetzertalents ablegt.

Wer den „Cyrano" kennen gelernt hat, wird bei der Lektüre dieser neuen Dichtung Rostands kaum seinen Augen trauen. Entweder hat auch er den modernen Bußgang nach Jassnaja Poljana angetreten, oder er verfügt über die Gabe der Anpassung in einem wirklich bewundernswerten Maße. Welches von beiden der Fall ist, darauf kann man bei der Lektüre des Dramas nicht mit Sicherheit schließen. Es atmet einen Geist Tolstojanischen Samaritertums, der

in der Sprache Rostands beinahe zu elegant und anmutig wirkt, um für ganz echt gehalten werden zu können.

Einer Mischung aus vielen Hexenkesseln hat es bedurft, um Wilhelm von Scholz' „deutsches" Schauspiel in drei Aufzügen, „Der Gast" (München, Karl Schimon und Louis Burger, 8⁰, 125 S.) zu stande zu bringen. Vom Geiste Maeterlincks, Ibsens und Hauptmanns überwunden, befindet sich der Dichter in einem Zustand traumhafter Ergriffenheit, die zwar starke Stimmungseffekte, aber keine Klarheit zu bewirken vermag. Nachtwandlerische Tiefe und dumpfe Verworrenheit, die mit den stärksten Symbolen des Lebens und des Todes ihr Spiel treiben, lassen eine Welt der Dämmerung erstehen, in der Wirkliches und Gedachtes, Körperhaftes und Gespenstisches, mehr noch als bei Maeterlinck, in Urnebel zerfließen. Sind die Wirkungen Maeterlincks in stilistischer und technischer Beziehung unverkennbar, so lassen sich im Stofflichen unschwer Elemente der „Versunkenen Glocke" und des „Baumeister Solneß" nachweisen. Das Formraffinement Maeterlincks verbindet sich in Wilhelm von Scholz mit der Mystik Ibsens und der pessimistischen Unklarheit Hauptmanns zu einer Mischung, die alles andere, nur nicht „deutsch" genannt werden kann. Die Sprache ist edel und erhebt sich bisweilen zu hohem dichterischen Schwunge, der den Mangel klarer philosophischer Perspektiven um so stärker empfinden läßt. Anstatt vom Hauch des Lebens berührt zu werden, fühlt man sich von den gipsernen Masken einer Scheinwelt angeglotzt, deren Marionettendasein im grellen Bühnenlicht verlöschen müßte.

Da bietet sich uns in Maurice Maeterlincks eigenen Dramen trotz ihrer Marionettenhaftigkeit und ihrem seltsamen Gemisch von Albernheit und Grauen doch mehr wirkliches Leben. „Prinzeß Maleen", ins Deutsche übertragen von George Stockhausen (Berlin 1900, F. Schneider & Co., 8⁰, 104 Seiten, Preis Mk. 2.—), gehört zu den kennzeichnendsten der Maeterlinckschen Stücke. Der Exposition nach sollte man glauben, daß es auf ein großes Drama Shakespeareschen Stils abgesehen gewesen sei. Der Streit der beiden Könige auf dem Verlobungsfest in Schloß Harlingen, die Szene der Erwürgung der Prinzessin, atmen wirkliche dramatische Kraft. Diese Ansätze zum Gewaltigen gehen aber unter in einem Meer von puppenhaften Albernheiten und kindischen Wiederholungen, die dadurch nicht erträglicher wirken, daß sie offenbar raffiniert beabsichtigt sind. Ein Stück von Maeterlinck liest sich trotz der mit Berechnung gesteigerten Stimmung des Grauens wie eine cynische Selbstironisierung. Es ist der Geist des Puppenspiels, wodurch dies bewirkt wird. In all dem Mord und Grauen hat man das Gefühl, daß die Narrenpritsche jeden Augenblick dem wirren Spuk ein Ende bereiten könne. Wie im Puppentheater verhöhnen die Figuren sich selbst und sprechen sozusagen in Fisteltönen oder ventriloquistisch.

Daß gerade dadurch eine sehr eigentümliche, traumhafte Stimmung hervorgerufen wird, soll nicht bestritten werden. Wie im grellen Licht der Hallucinationen eines Fieberkranken, die an „Realismus" ja auch nichts zu wünschen übrig lassen, spielt sich die Handlung ab. Auch Shakespeare kennt diese Stimmung und weiß sie, wie in „Macbeth", an seiner Stelle meisterlich wirken zu lassen. Aber er taucht nicht ein ganzes Werk in dieser Stimmung unter und bleibt selbst im Grauen naiv.

Die ungeheure Raffiniertheit, der Mangel an Naivität ist es, was Maeterlinck die Befähigung zum Großen raubt. Manche Anzeichen, einzelne gewaltige Szenen, Züge von Selbstironie, deuten darauf hin, daß der vielgerühmte Maeterlincksche dramatische Stil doch nur ein Resignationsprodukt ist. Aus der Puppenstimme der unglücklichen Prinzeß Maleen tönt der Klageruf ungestillter Sehnsucht nach dem Großen.

Die Uebersetzung von Stockhausen ist tadellos, nur läßt sie das Ironische vielleicht doch um eine Nuance zu stark hervortreten.

In ergreifender Weise gelangt das Weh der Vergänglichkeit des Lebens in einer kleinen psychodramatischen Dichtung Hans Bethges „Sonnenuntergang" (Berlin, Fischer und Franke, Buchschmuck von Heinrich Vogeler in Worpswede, 8°) zum Ausdruck. Der Dichter, der sich durch ein zartes lyrisches Talent bekannt gemacht hat, betritt hier zum erstenmal das dramatische Gebiet. Ob er dafür berufen ist, darüber kann man sich nach dieser Erstlingsprobe, die im wesentlichen nur einen Dialog des Helden (Joachim) mit seiner sterbenden Braut (Kläre) enthält, also im technischen Sinne des Wortes ohne Handlung ist, kein sicheres Urteil gestatten. Der Adel der Sprache, die Innigkeit und Gemütswärme, durch die sich die Lyrik Bethges auszeichnet, kennzeichnen auch dieses kleine, in seiner Einfachheit ergreifende Seelendrama.

Philipp Langmanns dreiaktiges Drama „Gertrud Antleß" (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.), eine Variation des Learmotivs, hat bei seiner Aufführung bisher nur Achtungserfolge zu verzeichnen gehabt und konnte sich auf der Bühne nicht behaupten, obwohl die Tragik des bäurischen Ausgedings in ihrer Tiefe erfaßt und in allen Einzelheiten sorgfältig beobachtet ist. Die Zeichnung der Charaktere ist scharf, die Sprache kräftig und gedrungen, die szenische Anordnung wirksam.

Wenn dennoch ein entschiedener Bühnenerfolg ausblieb, so mag das wohl an einer gewissen, psychologisch ungenügend motivierten Gewaltsamkeit liegen, mit der die Handlung den Höhepunkten des tragischen Konflikts zugeführt wird. Diese Gewaltsamkeit, die sich in der Ausstoßung der Ausgedingerin, in der Art ihres Widerstandes und in der schließlichen Brandstiftung kennzeichnet, ist ebenso unwahrscheinlich, wie die philosophischen Räsonnements der Heldin über den Fluch der Erbfolge befremdend sind. Dasselbe gilt für ihre, mit der leidenschaftlichen Situation des Schlusses schlecht zu vereinbarenden Bemerkungen über den Anteil des leblosen Hauses an der Schuld, deren pedantisch-theoretisierende Natur dem Charakter der Heldin widerspricht und die nur den Zweck haben können, die Brandstiftung motivieren zu helfen, oder, richtiger gesagt, ihre Motive zu idealisieren. Während der Leser, ebenso wie jeder unparteiische Richter, als Motiv der Brandstiftung Rachsucht annehmen würde, bemüht sich der Dichter, zum Zweck der Rettung der Charaktereinheitlichkeit der Heldin, den Glauben zu erwecken, als wenn sie gewissermaßen nur den Streit durch Beseitigung des Streitobjekts aus dem Wege habe schaffen wollen, was im Widerspruch zu der im Drama wirkenden logischen und psychologischen Gesetzmäßigkeit zu stehen scheint.

Wie sich im Leben alles gesetzmäßig „durch Folg' aus Folge" ergiebt, so müssen auch im Drama die Erscheinungen der Kausalität organisch gegliedert sein. Jeder Versuch, diese organische Gliederung gegebenenfalls durch logisch-mechanische Konstruktion zu ersetzen, muß zum Versagen der dramatischen Wirkung führen.



Das scheint der tote Punkt in „Gertrud Antleß“ zu sein, durch den der Erfolg des groß angelegten Dramas in Frage gestellt worden ist.

Es ist keine Seltenheit, daß uns von leidenschaftlichen Neuerern dichterische Gaben geboten werden, die ganz im Banne des Herkömmlichen stehen. Das gilt auch von Alfred Walter Heymels dramatischem Gedicht in einem Aufzug, „Der Tod des Narcissus“ (Berlin und Leipzig, Verlag der Insel bei Schuster & Loeffler), einer Leistung, die jedem deutschen Primaner Ehre machen würde. Es hat etwas Versöhnendes, einen dem „Insel“-Kreise angehörenden Eiferer des Neuen so stark noch von den Wirkungen des Ovidunterrichtes beeinflußt zu sehen, daß er in gebildeten und wohlgesetzten Worten die Nymphen und Oreaden wieder aufleben läßt und den sonst so verpönten Monolog nachdrücklich in seine Rechte wieder einsetzt. Es soll darin beileibe kein Vorwurf enthalten sein. Im Gegenteil, es wirkt erfreulich, in unserer für den Realunterricht schwärmenden, den humanistischen Idealen abgewandten Zeit, bei einem Vorkämpfer des „Neuen“ die Anregungen des klassischen Gymnasialunterrichtes noch so lebhaft nachzittern zu sehen. Zartheit und Anmut ist der kleinen Dichtung nicht abzusprechen, die vielleicht als ein Symptom dafür zu deuten ist, daß der Begriff des „Epigonentums“ in gewissen Kreisen seine Schrecknisse zu verlieren beginnt. Es pflegt sonst eine der liebenswürdigen Eigenschaften des Dilettantentums zu sein, Duldsamkeit zu üben!

Nicht in den einsamen Höhen der „Insel“-Kunst, sondern in den Niederungen des österreichischen Heimat- und Volkstums ist Karl Bienensteins Volksstück in vier Aufzügen, „Die Heimatsscholle“ (Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt, 8⁰, 134 S.) entstanden, das uns den Verfall des bäuerlichen Standes nicht nur in ergreifenden, wahrheitsgetreuen Bildern vor die Seele führt, sondern auch dessen Ursachen zu analysieren sucht. Es ist wirklich bemerkenswert, die Vertreter der als „unmodern“ verschrieenen Heimatskunst sich den großen Problemen der Zeit mit Ernst und Gegenständlichkeit zuwenden zu sehen, während die Vorkämpfer des „Neuen“ mit Nymphen und Oreaden stilgerecht ihr Spiel treiben.

Ob Karl Bienenstein, eines der stärksten lyrischen Talente des jungen Oesterreich, in diesem Volksstück von demokratischer Tendenz ganz frei zu sprechen ist, mag dahingestellt bleiben. Daß der Ackerbau infolge der Ablenkung der bäuerlichen Arbeitskräfte in die Städte zu veröden beginnt, daß die Kornpreise sinken und der patriarchalische Kleinbetrieb unrentabel geworden ist, dafür ist das Agrariertum wohl kaum direkt verantwortlich zu machen. Wenigstens kann der von Bienenstein zum Gegenstande seines Dramas gemachte Fall, der ja wohl im einzelnen sorgfältig beobachtet sein mag, kaum Anspruch darauf erheben, ein im gewollten Sinne typischer zu sein. Der Verfall der Landwirtschaft, unter dem nicht nur der bäuerliche Kleinbetrieb leidet, ist am Ende weniger auf die Willkür einzelner Agrarier, als auf die Bewegungen des Weltmarktes und die internationale Steuer- und Zollgesetzgebung zurückzuführen. Die Zeiten sind wohl auch schon für Oesterreich vorbei, wo unter der Nachwirkung des Robots und der Fron der adelige Grundherr als die alleinige Wurzel alles bäuerlichen Unglücks betrachtet wurde. Es scheint in dieser Beziehung die Angabe des Dichters, daß die Handlung in der „Gegenwart“ spiele, mehr in einem allgemeinen Sinne zu verstehen zu sein. Die Vorgänge erinnern an die österreichischen Zustände in den sechziger Jahren.

Die Handlung wird übrigens, vom Schluß allein abgesehen, nicht gewaltsam vorwärts geschoben, sondern entwickelt sich organisch überzeugend. Wenn wir auch vielleicht nicht überall das Typische zu erkennen vermögen, das dem Dichter vorschwebt, so haben wir doch den Eindruck des dem Leben Abgelauschten, das sich aus vielen sorgfältig beobachteten Einzelzügen zu einem dichterischen Ganzen zusammengefügt hat. Dieser Eindruck wird verstärkt durch die herbe, ungekünstelte Sprache des Volkes, die nur inmitten desselben studiert worden sein kann.

Die etwaige Bühnenwirksamkeit des Stückes dürfte vielleicht durch die für rein künstlerische Zwecke zu stark betonte Tendenz, durch einzelne szenische Längen und durch die Gewaltsamkeit des Schlusses beeinträchtigt werden. Naivere Gemüter werden wohl auch mit der Ungewißheit über das Schicksal des Liebespaares unzufrieden sein. Eine vollgültige Probe der dramatischen Gestaltungskraft des Dichters bleibt unter allen Umständen die knorrige Heldengestalt des alten Hochsteiner, des Repräsentanten untergegangenen, oder doch untergehenden Bauernstolzes.

Eine ähnliche, nur noch kraftvollere Natur ist der Tiroler **Franz Kranewitter**, dessen Schauspiel „**Andre Hofer**" (Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt) wie ein erratischer Block aus der Ebene der dramatischen Tageslitteratur hervorragt. Das im breitesten Tiroler Dialekt geschriebene Schauspiel, das merkwürdigerweise Hermann Bahr, dem Verfasser des süßlichen „Franzl", gewidmet ist, zeigt uns den wackeren Sandwirt nicht als pathetischen Heros, sondern als den schlichten Mann aus dem Volke, in dem sich unbewußt und fatalistisch wie aus dunklen Tiefen heraus das Nationalgefühl verkörpert hat. Dieser Oberkommandant der Tiroler ist von gewaltiger Naivität und Ehrlichkeit, ohne jede Spur militärischen Instinkts, leicht zu beeinflussen, bedächtig und aufbrausend zugleich, in der Dämmerung seiner kindlichen Seele den Weg ins Verderben schreitend, ein Bannerträger seines Volkes, mystischem Zwange gehorchend.

Das Tragische der Andreas Hofer-Gestalt Kranewitters beruht vielleicht weniger in den Elementen des mechanischen Mißerfolges, im Verrat, in den im Volke wirkenden Trägheitsgesetzen, in der eigenen Naivität, als gerade im unbewußten Martyrium, das die Individuen wie durch eine geheime, hinter den Nationen wirkende Macht weltgeschichtlichen Zwecken dienstbar macht. Sie stolpern wie Kinder in den Tod und blicken staunend in die großen, vor ihnen sich aufthuenden Perspektiven und in das Morgenrot der aus ihrem Blute aufschwebenden Unsterblichkeit.

Eigentlich groß erscheint der Sandwirt Kranewitters nirgends, nur wahr und ohne alle Pose tapfer. Man fühlt unmittelbar, daß solche Gestalten einem noch heute im Passeier oder sonst irgendwo in Tirol begegnen könnten, ohne daß viel Aufhebens davon zu machen wäre. Dieser Andreas Hofer redet so nüchtern, herb und wuchtig, wie heute noch der Jäger, Gastwirt oder Holzknecht in Tirol. Das ist aber gerade das Geniale an dieser Dichtung, die sich durch ihre Wucht und ehrliche Einfachheit so wohlthuend von Hermann Bahrs gefirnißtem Oberösterreichertum unterscheidet. Die Wirkung auf der Bühne wird vielleicht nicht hinreißend, aber sicher und dauernd sein, wie alle guten Dinge, die auf dem Fundament der Wahrheit beruhen.

Eine eigentliche Entwicklung im Charakter des Helden ist nicht nachweisbar, das vermeintliche Va banque-Spiel aus falschem Ehrgeiz ist nur eine

Selbsttäuschung. Der Mann handelt unter dem Zwang des Unbewußten, das ihn vorwärts schiebt. Dementsprechend kann auch von keiner sehr belebten Handlung die Rede sein. Die Situationen sind ungemein einfach, beinahe nüchtern, und doch in ihrer Einfachheit und Nüchternheit ergreifend.

Kranewitter ist unstreitig das stärkste dramatische Talent des jungen Oesterreich.

Ein untrüglicher Beweis für die Größe Multatulis ist die Universalität seines ethisch-ästhetischen Geistes. Wer ihn aus seinem „Max Havelaar", aus den „Liebesbriefen" und „Millionenstudien" kennen gelernt hat, kann den seltenen Mann dank der verdienstlichen Uebersetzung Wilhelm Spohrs nun auch als dramatischen Dichter schätzen lernen. Multatulis „Fürstenschule", Schauspiel in 5 Aufzügen (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag, gr. 8°, 134 S.), ist zwar in Holland ständiges Repertoirestück, in Deutschland leider nur in der Spohrschen Uebersetzung bekannt. Daß das Stück auch auf deutschen Bühnen seine Wirkung nicht verfehlen würde, ist anzunehmen, da es, von einer großen Idee getragen, trotz seiner stark hervortretenden politischen Tendenz künstlerisch gestaltet ist.

Es scheint Multatuli in diesem Schauspiel die Idee eines sozialen Königtums vorgeschwebt zu haben. Er stellt sich nicht in prinzipiellen Widerspruch zum monarchischen Gedanken, sondern er sucht ihn in die Sphären reiner Menschlichkeit zu erheben, indem er einem innigen, auf Achtung und Liebe gegründeten Vertrauensverhältnis zwischen Fürst und Volk das Wort redet. Zum Träger dieses idealen Gedankens hat der Dichter bezeichnenderweise nicht den König, sondern die Königin gemacht, die, von der Begeisterung für Recht und Wahrheit hingerissen, direkt zu ihrem Volke herabsteigt, um seine Leiden uud Freuden aus erster Quelle kennen zu lernen. Die sittliche Konsequenz, die sich daraus ergiebt, ist, daß die Königskrone durch die Dornenkrone menschlichen Mitleidens erworben werden soll. In der Gestalt der Königin ist dieser Gedanke durch die Kraft des angeborenen idealen Willens verwirklicht, in derjenigen des Königs geschieht dies durch einen Prozeß der sittlichen Läuterung und Erziehung.

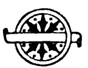
Hier liegen nun die psychologischen Schwächen des Stückes begründet. Die Wendung erscheint nicht genügend von innen heraus motiviert. Man fragt sich zweifelnd, wie ein Monarch, der so sehr an hohlen Aeußerlichkeiten hängt, daß er nachts den Militärschneider kommen läßt, um neue Uniformmodelle zu beraten, zum Schluß die Kraft finden soll, sich zum beinahe romantisch-idealen Standpunkt der Königin zu erheben. In der Gestalt der letzteren ist denn auch, da diejenige der Königin-Mutter nur eine technisch-dialektische Bedeutung hat, der Gedanke des Dichters menschlich überzeugend verkörpert.

Die Handlung ist nicht immer ganz klar. Das für die Charakterentwicklung des Königs so wichtige Eifersuchtsmotiv tritt nicht mit der wünschenswerten Durchsichtigkeit hervor, ebensowenig wie die für die bedeutsamen Situationen des Schlusses maßgebende Intrigue des fingierten Alibis. Trotz dieser Kompositionsfehler, die sich bei der Aufführung vielleicht würden beseitigen lassen, atmet das Stück dank der mit dem ganzen idealen Feuer Multatulis gezeichneten Gestalt der Königin, die uns die technischen Schwächen und den rhetorisch-didaktischen Grundcharakter des Stückes vergessen läßt, wirkliches dramatisches Leben.

Aus dem gleichen Geiste sozialer Gerechtigkeitsliebe heraus geboren ist M. E. delle Grazies vieraktiges Drama „Schlagende Wetter". (Leipzig,

Breitkopf und Härtel. (Gr. 8⁰, 139 S.) Das Stück hat zwar bei seiner Erstaufführung am 27. Oktober vorigen Jahres am deutschen Volkstheater in Wien einen bedeutenden Erfolg errungen, sich aber doch nicht als dauernd lebensfähig erwiesen. Es mag dies vielleicht darauf zurückzuführen sein, daß die das Drama erfüllende Glut der politischen Leidenschaft den künstlerischen Charakter desselben beeinträchtigt. Anstatt sich auf die Gestaltung des Persönlichen zu beschränken, wozu die Dichterin gewiß eminent befähigt ist, äßt sie ihren Figuren das Zeichen des Typisch-Sozialen ein, wodurch die Dichtung einen wohl unbewußt agitatorischen Charakter erhält. Um den erwünschten, allzu hoch gespannten Starkstrom dramatischer Gegensätze zu erzielen, sind Unwahrscheinlichkeiten notwendig gewesen, die den Charakter der Unbefangenheit und Unparteilichkeit, der den dramatischen Dichter vor allem auszeichnen sollte, gefährden. So ist z. B. die Ehe zwischen dem Bergwerksbesitzer Liebmann und der Tochter des invaliden Häuers Gruber, die den Angelpunkt des dramatischen Konflikts bildet, unwahrscheinlich. Die grausige Schlußszene, wo die Rivalen, der Bergwerksbesitzer und sein Häuer Georg Wirth, angesichts des herannahenden Grubenbrandes, rettungslos tief unter der Erde dem Verderben preisgegeben, im Tode zusammengekoppelt aneinanderprallen, ist nicht nur aus technischen Gründen gefährlich. Bei nicht gerade meisterhafter Darstellung könnte diese, die Nerven des Zuschauers auf eine allzu starke Probe stellende Szene leicht lächerlich wirken, was um so eher eintreten könnte, als es eine gesunde, natürliche Reaktion gegen den zu hoch gespannten Nervenreiz wäre. Diesen Alpdruck des Grauens erträgt der Zuschauer um so schwerer, wenn, wie es hier der Fall ist, über dem Furchtbaren der Vorhang fällt, um nicht wieder aufzugehen. Der Mangel der Katharsis, der sich schon beim Lesen empfindlich bemerkbar macht, dürfte auf der Bühne, wo die unvermeidlichen technischen Mängel hemmend auf die Phantasie wirken, wohl noch spürbarer sein.

Das Stück legt übrigens von ungewöhnlicher dramatischer Begabung Zeugnis ab. Der szenische Aufbau ist geschickt und wirksam, die Charakterzeichnung (es sei nur an die Gestalt des alten Häuers Gruber erinnert!) knapp und realistisch, die Sprache voll Feuer, Wucht und Natürlichkeit. Die auch als hochbegabte lyrische und epische Dichterin bekannte Verfasserin gehört zweifellos zu den hervorragendsten Erscheinungen des jungen litterarischen Oesterreich. Auf dramatischem Gebiet dürfen wir nach dieser seltenen Talentprobe gewiß noch Bedeutendes von ihr erwarten. —n.



Naturbeobachtung.

Es hat sich die Sitte herausgebildet, da und dort bei passender Gelegenheit gehaltene Vorträge, in der oder jener Zeitschrift veröffentlichte Feuilletons weiteren Leserkreisen in Buchform gesammelt darzubieten. Wer da weiß, wie gerade solche in knapperem Rahmen gehaltene, wärmer geschriebene Artikel über allgemein interessante Fragen den Leser weit mehr fesseln und befriedigen als langatmige Abhandlungen, kann solchen Gaben des Buchhandels nur sympathisch gegenüberstehen.

Zwei derartige Publikationen liegen uns heute vor: „Zoologische Plaudereien" von William Marshall (Leipzig, A. Twietmeyer) und „Aus Natur und Kunst" von Theodor Beer (E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig). Marshall, dem wir eine ganze Reihe fachwissenschaftlicher und populärer Veröffentlichungen verdanken und der uns zahlreiche wichtige Werke des Auslandes verdeutscht hat, gehört zu jenen deutschen Universitätsprofessoren, die es nicht als eine den Gelehrten entwürdigende Beschäftigung, sondern geradezu als Ehrenpflicht ansehen, mit ihrem Wissen unter die Menge zu treten, was an den Leistungen der Wissenschaft von allgemeinem Interesse ist, weiteren Kreisen mundgerecht zu machen. Solchem Ziele soll auch die dritte Sammlung dieser Plaudereien und Vorträge dienen, die den Leser in anmutig-gemütlicher Weise und zwangloser Form über den Wiedehopf, über die Tierwelt unserer Gräben, über den Einfluß des Menschen auf die Verbreitung der Tiere, über die Salanganen-Nester als chinesische Leckerei, über all die Diebe, die unsere Felder brandschatzen, und deren Abwehr, über den Trepang auf dem Speisezettel der Küstenbewohner, über die Speisekarte der Vögel, über das Wandern und den Schaden der Wanderheuschrecke und deren Vertilgung, über Wüstentiere, über flugunfähige Schmetterlinge, über Insekten als Nahrungs- und Genußmittel des Menschen und noch manche andere Frage belehren.

Wenden sich diese in schmucklosem Erzählertone sich gebenden Plaudereien an die große Menge der Naturfreunde, so gelten Beers Feuilletons in Stoffwahl und Schreibart dem anspruchsvolleren Leser, der in vielem Lesen oder weiten Reisen seinen Geist geschult, seinen Geschmack veredelt hat. Wir bekommen da in fesselnder Darstellung und anregendster Beweisführung malerische Schilderungen einer Corrida in Madrid, des Matterhorns, einer Delphinjagd, kunstsinnige Ergehungen über Gibsons Zeichnungen, über Spiel und Kunst, gediegene Ausführungen über Tierschmerzen und Vivisektion, über die psychischen Fähigkeiten der Bienen und Ameisen, über den statischen Sinn, über Endokannibalismus, über Garners Experimente an Gorilla und Schimpanse zu lesen, Darstellungen, die bei allem ersichtlichen Bestreben, sich dem Leser recht interessant und lesbar zu geben, doch wirklich belehren.

In anderer Weise sind zwei botanische Büchlein, die wir hier in Kürze besprechen wollen, geeignet, dem Leser Freude zu bereiten. Wie mancher, der sich auf seinen Sommerwanderungen in unseren herrlichen Alpen nicht nur an den prächtigen Panoramen im großen, sondern auch an den Detailschönheiten der Natur, an dem Schmucke der Alpenflora erfreut, wird schon bedauert haben, daß er nicht einen der handsamen kleinen Führer zur Hand habe, der ihm in Wort und Bild über diese und jene Alpenschöne Aufklärung gebe. Solch ein warm zu empfehlender Begleiter auf unseren Wanderungen durch die Alpenwelt der Schweiz, Bayerns und Tirols ist die „Taschenflora der Alpen-Wanderer", in welcher 207 hübsch kolorierte Bilder des Malers Ludwig Schröter von kurzen botanischen Notizen des Professors Dr. C. Schröter in deutscher, französischer und englischer Sprache begleitet sind.

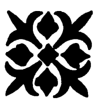
Will aber jemand in nicht schulmäßig trockener Weise, sondern in anregendster, fesselndster Form über die intimen Verhältnisse und Vorgänge des Blütenlebens, das Stäuben und Nektardarbieten der Blüten, die Beziehungen der Blumen zu Bienen, Hummeln, Wespen, Faltern und anderer zum Winde,

über all die Einrichtungen der Blüten zur Anlockung und Bewirtung der Gäste, zur Abwehr Unwillkommener, zur Fremd- und zur Selbstbestäubung, über die Eignung der Blumeninsekten zum Blütenbesuche, über den Blütenschutz gegen Regen und Tau und andere Blütenfragen mehr belehrt sein, dann seien ihm die „Blütengeheimnisse“ von Georg Worgitzky, eine Blütenbiologie in Einzelbildern (B. G. Teubner, Leipzig), warm empfohlen.

Eingehender müssen wir einer hochinteressanten Studie Friedrich Ratzels (Der Lebensraum, eine biogeographische Studie — aus: Festgaben für Albert Schäffle zur siebzigsten Wiederkehr seines Geburtstages am 24. Februar 1901 — Tübingen, H. Laupp) gedenken, die wohl zu weiteren Arbeiten in dieser Richtung anregen wird. Das Leben auf der Erde schöpft seinen Raum in den 506 Millionen Kubikmetern der Erdoberfläche. Es kann sich von dieser räumlichen Beschränkung nicht befreien, es muß immer wieder in sich zurückgehen. So wird der Entwicklungsgang und Fortschritt des Lebens zu einer Summierung aller wirkenden Einflüsse der Erde, der Sonne und des Kosmos, und ist es die Enge des Erdraumes, welche all den großen Wechsel an Ausgleichungen, Anpassungen, Verdrängungen und Neuschaffungen erzeugt. Erscheint aber der Lebensraum jeder Art als eine Bedingung ihres Daseins, als etwas ihrem Wesen Zugehöriges, so muß man gegenüber den heutigen Verhältnissen auch die gewaltigen morphologischen und klimatischen Veränderungen dieses Raumes in Erwägung ziehen und vor Augen halten, daß die „Biosphäre“, das heißt die lebendige Hülle des Bodens, auch die Bodenbewegungen, welche ein Land im senkrechten Sinne erfuhr, mitmachen mußte. Die Raumbewältigung ist ein Merkmal des Lebens; jedes Vermehren, Wachsen der organischen Masse ist eine Bewegung im Raume, eine Raumbewältigung. Solche Raumbewältigung geht in mannigfachster Weise vor sich. Die Kleinheit des Individuums erleichtert das aktive und das passive Wandern. Auch anscheinend festsitzende und träge Geschöpfe haben den Trieb zu wandern. Meeresströmungen, Treibeis führen Tiere fort. Wirte verschleppen ihre Parasiten. Größere Tiere führen kleinere weiter. So giebt es also ein aktives und ein passives Raumbewältigen. Doch überschätzen Wallace und andere das passive Wandern. Nach Ratzel ist „Wanderung“ im gemeinen Sinne vielmehr schrittweises Sichausbreiten einer Organismengruppe über ein zusammenhängendes Erdgebiet, weniger Wandern als Sichfestsetzen an einem Punkte und Fortwachsen von dieser Stelle zu einer anderen, weshalb viele Fakta der Organismenverbreitung weniger auf Wanderung als auf successives Sichfestsetzen, auf Kolonisation basieren dürften. Wendet man Lebensdichte, Wohndichte, Artdichte und andere bisher lediglich in der Bevölkerungsstatistik zur Anwendung gekommene Begriffe auch in der Biogeographie an, so gelangt man zu neuen interessanten Erscheinungen. Hinsichtlich der Wohnungs- und Nahrungsgebiete, der morphologischen Umgestaltungen u. s. w. zeigen sich die Raumeinflüsse in ihrer Rückwirkung auf das Leben. Der vielfach mißverstandene Ausdruck „Kampf um das Dasein“ hätte besser dem richtigeren „Kampf um Raum“ zu weichen. Es kommt im Organismenleben zum Rückzug, zur Verkümmerung, zum Erlöschen ganzer natürlicher Gruppen. Weiter Raum wirkt lebenerhaltend. Jede Gebietserweiterung einer Spezies oder Spielart ist gleichbedeutend mit dem Wachstum der Individuenzahl, ihrer Accommodation an die verschiedensten Lebensverhältnisse. Sowie die Entwicklung von Arten und Spiel-

arten weiter fortschreitet, würde sich das Wohngebiet in eine Anzahl von Erhaltungsgebieten auflösen. Solche beschränkten, wohl abgegrenzten Lebensgebiete nennen wir auch dann Inseln, wenn sie nicht, wie es sonst die Geographie verlangt, von Wasser umgeben sind. Sehr leichthin wird von vielen das Wort „Schöpfungszentrum" gebraucht. Es ist eine schwierige Frage, ob eine Art oder Rasse gerade in dem zentralen Teile ihres Verbreitungsgebietes, in welchem sie heute am zahlreichsten vertreten ist, auch entstanden sei. Wer giebt uns z. B. das Recht, Australien gemeinhin das Schöpfungszentrum der Beutel- und Kloakentiere zu nennen? Diese Tiere sind in Australien nicht geschaffen, sondern erhalten. Australien ist nur ihr Rückzugs- und Erhaltungsgebiet. Bei Untersuchungen über die Ursprungsgebiete kommt es nicht auf die Mittelpunkte, sondern auf die Peripherien an. Besonders bei der Erforschung eines Volkes oder einer Rasse darf man nicht vergessen, daß man weder nach Punkten (Ursprung), noch nach Linien (Wegen), sondern nach Räumen und Gebieten zu fragen hat.

Dr. Friedrich Knauer.



Die Philosophie der Griechen auf kulturgeschichtlicher Grundlage. Dargestellt von Dr. A. Kalthoff. Berlin, Schwetschke & Sohn, 1901. Preis Mk. 2.—.

Hier wird zum erstenmal der Versuch gemacht, die Geschichte der antiken Philosophie aus der Entwicklung der staatlichen und sozialen Verhältnisse heraus zu begreifen. Daß diese Methode der Betrachtung in sich selbst Schranken hat, welche sie hindern, die philosophischen Probleme in ihrem ganzen Umfange und in ihrer vollen Tiefe zu erfassen, davon liefert das Büchlein auf Schritt und Tritt Beweise. Die philosophische Problembildung ist eben keineswegs nur eine intensivere Form der im Staats- und sozialen Leben wirkenden Kräfte, sie fordert vielmehr als Komplement die Berücksichtigung der schöpferischen Persönlichkeit. Gerade der Zustand politischer Zerfahrenheit Griechenlands zur Zeit der Kämpfe Alexanders um die Weltmonarchie, zusammengehalten mit der Universalität nicht nur, sondern auch und vor allem mit der höchsten philosophischen Konzentration im Genius des Aristoteles — zeigt in durchschlagender Weise, wie wenig äußere Verhältnisse auf das Innenleben einer kraftvollen und in sich geschlossenen Persönlichkeit Einfluß zu gewinnen vermögen. So leidet das Büchlein unter der Einseitigkeit, daß das persönliche Moment in der Geschichte der Probleme kaum berührt wird. Nichtsdestoweniger ist es aber als interessanter Versuch freudig zu begrüßen. In leicht verständlicher, flüssiger Sprache, frei von aller gelehrten Spitzfindigkeit, wird es dazu beitragen, das erlahmte Interesse an der alten Philosophie wieder anzuregen und, wenn auch nicht vollauf zu befriedigen, so doch zu eingehenderen und erschöpfenderen Studien anzureizen.

Dr. Karl Gebert.





War Maria Stuart des Gattenmordes schuldig?

Einen Mitmenschen eines schweren Verbrechens zu zeihen ohne Beweise, auf bloßen Verdacht hin, ist nichtswürdig; und zu der Nichtswürdigkeit tritt die Feigheit, wenn eine solche Handlungsweise sich gegen Tote richtet, die den Ankläger nicht Lügen strafen und ihre Unschuld erweisen können. Es ist nun merkwürdig, daß wir eine Tugend, die wir gegen unsere kleineren Mitmenschen bereitwillig und wie selbstverständlich üben, den großen Toten der Geschichte gegenüber so häufig außer acht lassen; daß wir so thun, als hätten wir gegen diese eine solche Verpflichtung nicht, als wären diese sittlich vogelfrei. Man kann ja geradezu von einer traditionell historischen Anschwärzung sprechen, wie von einer traditionell historischen Verhimmelung. Elisabeth von England z. B., eine der verabscheuungswürdigsten Frauen ihrer Natur und ihrer Lebensentfaltung nach, wurde und wird von den englischen Historikern hoch und höchst gepriesen, als ob ihre Briefe und die englischen Staatspapiere nicht vorhanden und ihre geheimen, privaten und öffentlichen Handlungen unbekannt wären. Das gegenteilige Verfahren ist der von ihr grausam zu Tode gehetzten Nebenbuhlerin zu teil geworden, Maria Stuart, die noch heute von einer bedeutenden Zahl der Historiker als eine Verbrecherin großen Stiles dargestellt wird.

Ueber *eine* Seite ihres Verschuldens scheinen die Akten allerdings geschlossen zu sein: es giebt wohl kaum einen Forscher mehr, der an ihrem Ehebruche, begangen mit Bothwell, zweifelte.

Das allein, was historisch über die Beziehungen Marias zu Bothwell vor und nach dem Tode ihres zweiten Gemahls, Darnley, bekannt ist, legt die Annahme eines ungesetzlichen Liebesverhältnisses nahe. Die Sitten jener Zeit, die in der außerehelichen Liebe ein relativ leichtes Vergehen sah, noch mehr aber die Charaktere der beiden Liebenden geben dieser Annahme ein schwer zu erschütterndes Fundament. Maria Stuart war eine sinnliche und lebhaft empfindende Natur — war sie doch auch künstlerisch beanlagt; und wenn ihr auch vor ihrer Bekanntschaft mit Bothwell kein Fehltritt nachzuweisen ist, so muß doch seine

imposante Männlichkeit auf das typische Weib in ihr einen um so dämonischeren Einfluß ausgeübt haben, als sie ihr auf der Folie des kindischen Schwachmutes ihres Gemahls entgegentrat. Bothwell aber, der Maria nicht aus Liebe, sondern aus Ehrgeiz besitzen, der Schottlands König werden wollte, hätte sich als der hartgesottene Egoist und gewissenlose Wüstling, der er war, selbst einen Thoren schelten müssen, wenn er seine Herrschaft über die Königin nicht bis zu dem äußersten, entscheidenden Punkte durchgesetzt hätte.

Maria war ohne kritische Ueberlegung ihrer sinnlichen Neigung gefolgt, als sie Darnley zum Gemahl wählte, und hatte nur zu bald die verhängnisvolle Unbesonnenheit dieses Schrittes erkennen müssen. Denn der schöne, jugendfrische Körper ihres Gatten barg einen von Natur schwachen und ganz unentwickelten Geist und ein rohes Gemüt. Wie hätte die feinbegabte, hochzivilisierte Königin mit einem solchen Menschen in dauernder Intimität leben können, selbst wenn er, wie es seiner niederen Natur geziemte, sich ihr in allem bescheiden untergeordnet hätte. Nun aber gab er sich zum Werkzeug ihrer Widersacher her: er ließ in sich einen verrückten Ehrgeiz erregen, dessen Erfolge jene auszubeuten gedachten und dessen Befriedigung subjektiv die Selbstvernichtung der Königin, und objektiv ein Frevel gewesen wäre; und er rächte sich für die Nichtbefriedigung seines Ehrgeizes in sinnloser Brutalität durch die Ermordung ihres unentbehrlichen und treusten Dieners Rizzio, um tags darauf sie unter Reuethränen um Verzeihung für sein Verbrechen anzuflehen. Die schwache Frau hatte als Stütze für ihre unerhört schwierige Stellung in den Wirren ihres Landes einen Mann gesucht und einen in seinen wechselnden Launen gefährlichen Narren gefunden. Dieses eheliche Verhältnis in Verbindung mit den leichtfertigen Anschauungen der Renaissance muß in der That als ein Milderungsgrund gelten, wenn sie sich an die überlegene Männlichkeit Bothwells, deren sie als Königin bei der in Schottland herrschenden Anarchie bedurfte, ganz verlor. — Wenn wir diese Schuld, die ihre Beglaubigung in dem unzweifelhaft echten Teile der Schatullenbriefe (4—8) findet, ihr also nicht abnehmen können, so steht es anders mit ihrer Mitwissenschaft bei der Ermordung Darnleys, die der Gegenstand einer noch heute bestehenden Streitfrage ist. Nicht weniger als fünf deutsche Forscher haben im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts diese Frage zum Gegenstande ihrer Untersuchung gemacht, darunter (in Raumers Historischem Taschenbuch, 6. Folge, 1. Band, S. 1) Breßlau in einer glänzenden kritischen Arbeit, die dauernden und wohl endgiltigen Wert hat. Was indessen den Schreiber dieses zu erneuter Erörterung der Frage angeregt hat, ist ein sachlich und kritisch hochinteressanter Aufsatz des bekannten Historikers und Dichters Andrew Lang im letzten Dezemberheft des Blackwood Magazine, den der Verfasser zu dem Zwecke begonnen hatte, die Blutschuld Marias nachzuweisen, und an dessen Ende er erklären mußte, daß sie unerweislich ist.

Die Möglichkeit ihrer Mitschuld ist nach dem Inhalt der Schatullenbriefe ohne Zweifel vorhanden; auch läßt die Kenntnis des Kulturzustandes ihrer Zeit einen Gattenmord unter den Verhältnissen, in denen sie lebte, nicht so unerhört erscheinen, als er es für heutige Menschen ist. Heute denkt der gewissenloseste Schurke, der mit aller Kraft seiner Verschlagenheit an dem materiellen und moralischen Ruin eines Mitmenschen arbeitet, darum noch lange nicht an dessen körperliche Vernichtung. Damals war die Beseitigung eines im Wege stehenden armen

Menschenlebens eine naheliegende und in vielen Fällen die letzte Auskunft — freilich auch nur für die Frevler, denen ein Menschenleben nichts galt, für die Verworfenen, die unter den Mächtigen jener Zeit zahlreicher vertreten waren als heute. Als eine solche Verworfene würden wir die des Gattenmordes schuldige Königin betrachten müssen.

Man vergegenwärtige sich die Umstände der That. Dem Manne, den sie seit Monaten nicht mehr als ihren Gatten behandelt hat, naht sie sich wieder, als ihn eine schwere Krankheit befällt, anscheinend aus Mitleid und durch sein Leiden zur Milde und Verzeihung gestimmt. Aber diese Empfindungen sind nur gespielt: während sie den thörichten Jüngling durch die Aussicht auf eine kommende Versöhnung glücklich stimmt, ist ihr Busen von grausamen Mordgedanken erfüllt. Die Nachgiebigkeit, die ihr gütiges Benehmen in dem jungen Menschen hervorruft, benützt sie dazu, um ihn nach jenem einsamen Gebäude zu bringen, wo ihm niemand gegen seine Mörder Hilfe bringen kann. Um ihr Opfer gänzlich einzulullen, bringt sie auch hier einen großen Teil ihrer Zeit in seiner Nähe zu und am Abend vor der Mordnacht besucht sie ihn in großer, glänzender Begleitung und verläßt ihn nach langer, fröhlicher Unterhaltung, ihm so gewissermaßen ein gesellschaftliches Henkersmahl bereitend.

In dem unheimlichen Lichte dieses grauenvollen Verrates heiliger Empfindungen erscheinen alle menschlich schönen Seiten, welche die Geschichte dieser Königin nachrühmt, als dunkel. Die Handlungen der Güte und der rücksichtsvollen Teilnahme, die ihr die Liebe so vieler Menschen erworben haben sollen, sind uns so nur noch Ausflüsse zufälliger Launen; die edlen Empfindungen ihrer Gedichte die angelernten Reminiszenzen aus anderen; die lodernde Entrüstung, mit der sie den Mordverdacht vor ihrer Schwesterkönigin von sich weist, wird zur schamlosen Frechheit, und die bewundernswerte noble Festigkeit, mit der sie den kleinen und großen Martern, welche ihre englischen Feinde ihr bereiten, die Stirn bietet, zu einer zähen Verbissenheit. Dieses eine Verbrechen

> zieht des edlen Werts
> Gehalt herab in seine eigne Schmach.

Es ist so entsetzlich, daß nur die zwingendsten Gründe den Menschen im Historiker dazu vermögen können, sie dessen schuldig zu erklären. Gaben nun beglaubigte Vorgänge oder authentische Urkunden jener Zeit den Beweis ihrer Schuld?

Am 15. Juni 1567 ergab sich Maria bei Carberry Hill den aufständischen Lords, nachdem ihr Gatte Bothwell vom Schlachtfelde entflohen war. Vier Tage darauf, als zwei von jenen, Morton und Maitland of Lethington, in Edinburg beim Mittagessen saßen, kam „ein gewisser Mann“ — Andrew Lang meint, Balfour, ein verräterischer Mitverschworener Bothwells — der ihnen berichtete, daß drei Gefolgsleute des letzteren nach Edinburg gekommen und in dessen Gemächer im Schlosse eingedrungen seien. Morton schickte sogleich Leute hin, die zwei von ihnen gefangen nahmen. Als der eine, Bothwells Kammerdiener Georg Daglieſh, am 20. Juni verhört und mit der Folter bedroht wurde, holte er nach dem Bericht, den Morton erst am 9. Dezember 1568 der englischen Untersuchungskommission in Westminster überreichte, eine verschlossene silberne Schatulle vor, die noch abends Morton überbracht wurde. Am folgenden Tage erbrach dieser sie im Beisein anderer Lords und fand darin „Briefe, Sendschreiben, Kontrakte,

Sonette und andere Schriften". Die Briefe sollen nun die acht an Bothwell gerichteten Schatullenbriefe gewesen sein, die Maria als Helfershelferin oder gar Anstifterin bei der Ermordung ihres Gemahls schwer belasten, und die Sonette waren französche Liebesgedichte an Bothwell.

Daß die Feinde Marias ein die Königin belastendes Material in Briefen besitzen *sollten*, wurde zuerst erwähnt in einem Briefe des englischen Gesandten Throgmorton an seine Regierung am 25. Juli 1567. Daß sie es aber in den der Gefangennahme der Königin unmittelbar folgenden Tagen wirklich besaßen, ist mindestens sehr zweifelhaft. Nämlich am 25. Juni und am 2. August 1567 werden Briefe Marias als im Besitz ihrer Feinde befindlich erwähnt, aber es sind nicht diejenigen, welche später als beweisend für ihre Mordschuld veröffentlicht wurden. An dem ersten Datum wird von Briefen Marias gesprochen, die ihre Intriguen mit Frankreich beweisen sollen, und am 2. August erzählt der natürliche Bruder und intimste Feind Marias, der Regent Murray, dem spanischen Gesandten von einem Briefe von Marias Hand und von ihr unterschrieben, in welchem sie zuerst die Ermordung Darnleys durch Gift und, im Notfalle, durch Sprengung des Hauses empfehle und Bothwell auffordere, inzwischen für die Beseitigung seines Weibes durch Scheidung oder Gift zu sorgen. Ein Brief des Inhalts existiert indessen nicht, auch sind die Schatullenbriefe nicht unterschrieben. *Wenn* ein solcher Brief existiert hätte, so wäre der sicher nicht verloren gegangen; und es wäre auch undenkbar gewesen, daß der Regent Murray ihn sechs Wochen nach seiner Auffindung nicht genau gekannt haben sollte. Man kann aber diese verschiedenartigen, von dem thatsächlichen Inhalt abweichenden Angaben über die Briefe sehr gut damit erklären, daß man noch nicht einig war, von welcher Seite man die Königin fassen wollte; sehr gut damit, daß diese Briefe erst in der Mache waren.

Und noch ein Umstand macht es geradezu unglaublich, daß ein Brief, wie ihn Murray schildert, existiert haben könnte. Mit ihm in der Hand hätte er die Königin ohne weiteres zur Abdankung zwingen können; diese hat aber die gesamten Briefe merkwürdigerweise niemals zu Gesichte bekommen; erst später, während der Verhandlungen in England, sind ihr Abschriften derselben zugestellt worden. Die Abdankungsurkunde unterzeichnete Maria in Lochleven nach unablässigen Ueberredungsversuchen und Drohungen erst am 24. Juli 1567.

Das Schwanken hinsichtlich der Unterschrift der Briefe, das bei Leuten, welche die Originale gesehen hätten, undenkbar gewesen wäre, dauert fort: in einer Versammlung der Lords des Rates unter Murrays Vorsitz am 4. Dez. 1567 werden sie als „geschrieben und unterfertigt von ihrer eigenen Hand" bezeichnet; in einer Sitzung des Parlaments vom 15. Dezember werden sie „ganz von ihrer Hand geschrieben" genannt. Wie wäre es nun, wenn man am 4. Dezember beabsichtigt hätte, auch die Unterschrift Marias zu fälschen, und am 15. den Gedanken wegen der Leichtigkeit der Entdeckung aufgegeben hätte?

Die Schatullenbriefe wurden dann in dem nächsten Jahre in England bei der erfolglosen gerichtlichen Untersuchung gegen Maria verwandt. Die Ankläger der Königin nahmen sie nach Schottland wieder zurück, und seit 1582, wo die Schatulle sich in den Händen des Grafen Gowrie fand, hat man nichts mehr von ihnen gehört. In den Jahren 1571—73 wurden schottische und lateinische Uebersetzungen der französisch geschriebenen Briefe veröffentlicht, und

aus dem Lateinischen wurden sie dann wieder zurück ins Französische übersetzt. Am zuverlässigsten sind jedenfalls die englischen Uebersetzungen von Brief 1 und 2 in den englischen „Staatspapieren betreffend Maria, die Königin der Schotten", Bd. VI, und von Brief 4 und 6 in der Hatfielder Manuskriptensammlung; außerdem die französischen Kopien der Originalbriefe unter den englischen Staatspapieren, Bd. II (3. 5) und in Hatfield (4. 6).

Sehen wir uns die Briefe nun etwas genauer an. Der erste ist harmlos und beweist nicht mehr, als daß die ungenannte Schreiberin eine intime Korrespondenz mit dem ungenannten Adressaten führt, der aber infolge der Nennung des Dieners Paris, der aus Bothwells in Marias Dienste trat, Bothwell sein muß. Er ist am 25. Januar (Sonnabend) 1567 von Glasgow geschrieben, und an diesem Tage weilte Maria in dieser Stadt zum Besuch ihres kranken Gatten, auf dessen gemütliches Schwatzen sie harmlos anspielt. Am Montag will sie „den Mann" nach Craigmillar bringen, wo er am Mittwoch sein wird.

Der zweite Brief — der dem Inhalt nach offenbar der erste ist — ist das eigentlich belastende Schriftstück, auf welches sich die Ankläger Marias stützen. Es belastet sie hinsichtlich der unerlaubten Liebe, die sie zu dem Adressaten hegt; hinsichtlich der Hoffnung, die sie ausspricht, bald für immer die Seinige zu werden; hinsichtlich der von ihr anerkannten Abscheulichkeit der ihr in Glasgow zugewiesenen Aufgabe, einen ihr Vertrauenden zu verraten, seinen Verdacht einzuschläfern und das mit ihm zu thun, was der Adressat von ihr verlangt. Ja, an einer Stelle fragt sie sogar, „ob er (der Adressat) nicht eine geheimere Erfindung (some invention more secret) wüßte durch Medizin, da er (Darnley) in Craigmillar, [wohin sie ihn bringen will], Medizin nehmen soll und die Bäder auch". — Es ist unmöglich, auf die unglaublich ungeschickte Fassung und die logische Thorheit dieser verfänglichsten Stelle nicht hinzuweisen. Was ist denn da zu „erfinden"? Wenn Darnley vergiftet werden soll, dann bekommt er eben das Gift als Medizin gereicht. Und weshalb soll er darum erst nach Craigmillar gebracht werden? Das konnte ebenso gut in Glasgow geschehen. Wozu schließlich die mit dem beabsichtigten Morde gar nicht zusammenhängenden Bäder? — Diese Stelle kann unmöglich echt sein, und wahrscheinlich hat der Originalbrief nur von den Bädern gesprochen, die Maria ihren Gatten in Craigmillar nehmen lassen wollte, wohin er gebracht werden sollte, damit sie den Vater ihres Kindes in seiner Krankheit von Edinburg leichter erreichen könnte.

Im übrigen war der zweite Schatullenbrief geschickt genug formuliert. Die Königin, die von freundlicher Gemütsart, durch Entgegenkommen leicht versöhnt und zu so mitleidslosem Thun unfähig war, mußte wiederholt ihren Schauder ausdrücken vor dem Verrat, den sie an ihrem Gatten verübte, ihr Mitgefühl mit Darnleys Vertrauensseligkeit aussprechen, die sie nur mit Selbstüberwindung täuschen konnte, und ohne die heiße Liebe zu dem Adressaten sich unfähig zu derartigem Handeln erklären. Und dann die eingehenden Berichte über ihre Unterhaltungen mit Darnley, die doch nur von ihr selbst herrühren konnten: wie sollte ein anderer dazu kommen, das kleinliche und zum Teil ganz belanglose Detail dieser Reden zu erfinden?

So hatten die schottischen Feinde Marias für die gerichtliche Verhandlung in England alles aufs beste vorbereitet: da brachte ein unvorhergesehener Schritt des alten Lennox, des Vaters Darnleys, die Entdeckung der Fälschung. Dieser

hatte nämlich einen zuverlässigen Diener, Crawford, zu seinem Sohne in seiner Krankheit geschickt, damit er ihm über das, was zwischen diesem und Maria vorginge, Bericht erstatte. Nach seinen Zusammenkünften mit seiner Gemahlin hatte Darnley diesem jedesmal alles haarklein erzählt, was er mit ihr gesprochen hatte, und Crawford hatte es sofort aufgezeichnet. Diesen Bericht veranlaßte Lennox Crawford an die Untersuchungskommission in Westminster einzureichen; und die von ihm aufgezeichneten Unterhaltungen stimmen zum großen Teil mit den im zweiten Schatullenbrief (d. h. in dessen schottischer Uebersetzung) aufgezeichneten Unterhaltungen wortgetreu überein. Somit hätte also der Uebersetzer des von Maria französisch geschriebenen Briefes ins Schottische durch Zufall immer genau dieselben Ausdrücke treffen müssen, wie sie Crawford in seinem originalen Berichte braucht. Sollten wir nun auch über die wunderbare Gleichheit des Inhaltes der von zwei anscheinend verschiedenen Personen abgefaßten Unterhaltungsberichte ein Auge zudrücken — das ist natürlich unmöglich. Und die einzige Erklärung dieser wörtlichen Uebereinstimmung ist, daß der zweite Schatullenbrief mit Zuhilfenahme des Crawfordschen Berichtes gefälscht ist. Wenn aber in den Brief die Unterhaltungsberichte interpoliert wurden, die Maria nicht niedergeschrieben hatte, so waren die belastenden Stellen sicher auch gefälscht, und der ganze Brief wird so als Zeugnis hinfällig. So macht Breßlau (S. 64) in seiner meisterhaften Textkritik darauf aufmerksam, daß die einzige faktische Angabe, die Crawford neben den gesprochenen Worten macht — Maria sei sehr nachdenklich gewesen, und Darnley habe sie deshalb getadelt —, in den zweiten Schatullenbrief übergegangen ist — was auch auf natürlichem Wege unerklärlich ist. Echt scheinen nur die Stellen zu sein, in denen Maria von ihrer Liebe zu Bothwell spricht, und denen ja ganz ähnliche in den späteren Briefen entsprechen. — Die Verschworenen hatten also ihre Sache zu gut machen wollen: hätten sie die Berichte über die intimen Unterhaltungen Marias mit Darnley nicht gebracht, so wäre ihre Fälschung wahrscheinlich unentdeckt geblieben.

Ein fernerer Beweis der Unechtheit dieses Briefes gründet sich auf den Stil. Die Briefe eins, zwei und acht sind in einfachem, direktem und vielfach in einem so rohen Stile geschrieben, wie wir ihn aus Marias sonstigen Briefen nicht kennen; die anderen Briefe, die übrigens auf die Ermordung Darnleys keinen Bezug haben, bewegen sich in der gesuchten, bilderreichen, euphuistischen Diktion, die sich in Marias Sonetten wiederfindet. Außerdem herrscht in dem Briefe eine chronologische Verwirrung und zeigt sich wiederholt eine Zusammenhanglosigkeit der Sätze, die eben nur durch ungeschickte Fälschung zu erklären sind.

Eine Hauptstütze für die Schuldlosigkeit der Königin liegt in ihrem Verhalten während der in England geführten Untersuchung, aus der sie trotz der empörenden Ungerechtigkeit, mit der sie von Elisabeth und deren Regierung behandelt wurde, nach der eingehenden Darstellung in Lingard's „Geschichte von England" als Siegerin hervorging.

Die Gegner Marias machen vor allem gegen sie geltend, daß sie von Anfang an dagegen protestierte, daß ihre Sache von einem englischen Gerichtshofe abgeurteilt werden sollte. Und doch war ein solcher Protest selbstverständlich: denn sie war eine unabhängige Königin, und ihre Richter die Unterthanen ihrer Feindin Elisabeth. Dagegen erklärte sie sich bereit, ihre Unschuld in Gegenwart ihrer königlichen Schwester und ihren Anklägern ins Gesicht zu beweisen.

Diese berechtigte Bitte hätte Elisabeth nur zum Schaden ihres heimtückischen Vorhabens erfüllen können, welches dahin ging, die Schottenkönigin moralisch zu vernichten; sie wurde daher abgeschlagen. So begannen die Verhandlungen in York, bei denen Maria sich von einigen ihrer treuen Anhänger vertreten ließ. Solange nun die Königin in Yorkshire in der Nähe des Gerichtssitzes sich befand, traten ihre Hauptankläger, ihr Bruder Murray und der Schurke Morton, der im Dienste Darnleys zuerst Rizzio und dann im Dienste Bothwells Darnley hatte ermorden helfen, nur unsicher auf gegenüber der selbstgewissen Festigkeit der königlichen Vertreter; die Schatullenbriefe spielten nur eine apokryphe Rolle; ja, es schien sogar, als ob Murray, offenbar eingeschüchtert von den energischen Vorstellungen Marias, geneigt wäre, die Anklage fallen zu lassen. Sobald diese Anzeichen der Schwäche am englischen Hofe bekannt wurden, entzog Elisabeth ihrer Nebenbuhlerin jede Möglichkeit persönlicher Einwirkung, indem sie die Kommission nach Westminster berief.

Nach diesem Schritt konnte es für Marias Ankläger, alles ehrlose und verbrecherische Menschen, keinen verständigen Grund zur Befangenheit oder Aengstlichkeit mehr geben; und nun traten die Schatullenbriefe in den Mittelpunkt der Verhandlungen. Maria konnte ihrerseits nicht mehr im Zweifel sein, was die englische Regierung mit ihr im Sinne hatte: Wie ein Mitglied der Kommission, Graf Sussex, sich ausdrückte, wäre es „das beste für ihre Majestät (Elisabeth), wenn Murray solche Dinge vorbrächte, daß sie die schottische Königin der Ermordung ihres Gatten gerichtlich schuldig finden, sie demnach auf Kosten Schottlands in England behalten und die Krönung des jungen Königs sowie die Regentschaft Murrays gestatten könnte. Gelänge dies nicht — und er vermute das — in einer für eine gerichtliche Entscheidung ausreichenden Weise, falls nämlich Maria die Briefe ableugnete, so halte er es für das beste, zu einem Vergleich zu schreiten". Maria wiederholte Elisabeth gegenüber die dringende Bitte, mit ihren Anklägern konfrontiert zu werden, selbstverständlich wieder ohne Erfolg. Dagegen empfing Elisabeth zur höchsten Entrüstung Marias deren verräterischen Bruder Murray in Audienz. Und am 14. Dezember 1568 wurden der durch die Grafen des Geheimen Rates verstärkten Kommission die Schatullenbriefe und andere Schreiben Marias zu handschriftlicher Vergleichung vorgelegt. Was der Erfolg dieser lächerlichen kritischen Untersuchung war, die von einer großen Anzahl von Menschen nacheinander in wenigen Stunden geführt werden sollte, wissen wir nicht genau. Breßlau behauptet, daß die englischen Richter die Briefe für echt erklärt hätten. Lingard leugnet es. Jedenfalls ist die eklatante Verurteilung Marias, welche die englische Regierung mit diesem Schritt im Auge hatte, nicht erfolgt. Sonst hätte das Gerichtsverfahren zu einem andern Resultate geführt als der offiziellen, durch Elisabeth selbst erfolgenden Entlastung der Schottenkönigin. Der spanische Gesandte hat wahrscheinlich recht, welcher im Januar 1569 an Philipp berichtet, daß Leicester, Burleigh und zwei andere die Schuldigerklärung Marias verlangt, die andern aber sich geweigert hätten, sie auszusprechen.

Marias Zorn über dieses heimtückische in contumaciam-Verfahren war grenzenlos; ihre Bevollmächtigten mußten vor Elisabeth erklären (23. Dezember): „wenn Murray und seine Mitschuldigen gesagt, sie habe um die Ermordung ihres Gemahls gewußt oder solche angeraten oder befohlen, so hätten sie falsch, ver-

räterisch und niederträchtig gelogen und ihr ein Verbrechen zur Last gelegt, von dem sie selbst die Urheber, Erfinder und Thäter, und einige unter ihnen die persönlichen Vollstrecker gewesen wären"; sie verlange die Vorlegung der Schatullenbriefe, um deren Fälschung nachweisen zu können; denn sie habe in der betreffenden Sache nie eine Zeile an irgend jemand geschrieben; dagegen verpfände sie ihr Wort, wenn ihr Zutritt zu der Königin gestattet und Zeit zur Herbeischaffung der Zeugen und Beweise gegeben werde, daß sie gewisse unter ihren Anklägern des ihr schuldgegebenen Mordes überführen werde.

Diejenigen Historiker, welche einem solchen Verhalten Marias gegenüber dennoch an ihre Mordschuld glauben, schalten bei ihrer historischen Kritik das psychologische Urteil einfach aus. Dieses kann nur lauten: es ist unmöglich, daß eine Schuldige so herausfordernd gegen ihre mächtigen Verfolger auftreten kann, wenn sie jeden Augenblick erwarten muß, die schriftlichen Beweise ihrer Schuld aller Welt enthüllt zu sehen. Marias Ankläger einer- und die englische Königin andererseits waren klüger als jene Historiker; sie waren niedergeschmettert von einem derartig kühnen, triumphierenden Tone der Angeklagten. Sie beschlossen, die Untersuchung abzubrechen und die Sache, die zu ungunsten Marias nun einmal nicht entschieden werden konnte, unentschieden zu lassen. Murray und die Seinigen reisten im Januar ab, und Elisabeth erklärte, daß nichts gegen „ihre gute Schwester" erwiesen sei. Diese Erklärung hinderte die verworfene Frau freilich nicht, bald darauf dem französischen Gesandten zu versichern, daß Marias Mordschuld erwiesen sei, daß sie aber die Veröffentlichung der Beweise verhindert habe.

Die Gattenmordfrage liegt demnach so: Von den zwei Schatullenbriefen (eins und zwei), die allein auf Darnley Bezug haben können, ist der zweite zum größten Teile gefälscht, sicher also auch die oben angeführte einzige dunkle Stelle, die vielleicht auf die Ermordung Darnleys gedeutet werden könnte. Wenn der erste Brief echt ist — und seine Fälschung ist nicht streng erweislich — so enthält er nur die eine verdächtige Stelle, daß sie „den Mann" — der Name Darnley ist nie genannt — nach Craigmillar bringen wolle, wo er (zweiter Brief) Bäder nehmen solle, aber nicht, wie Breßlau behauptet, von da nach Edinburg. „Ich will nach Edinburg gehen," heißt es in dem Briefe, „um einen Aderlaß zu nehmen." Aus jenem obigen Satze aber zu folgern, daß sie Darnley zur Schlachtbank führen wolle, ist phantastisch.

Wenn Marias Schuld also nicht zu begründen ist, so spricht ihr und ihrer Ankläger Verhalten während der Untersuchung in England unwiderleglich für ihre Unschuld. Sie war eine sinnliche und eine leichtsinnige Frau, aber nicht eine Verbrecherin. Daraus ergeben sich nun unerläßliche weitere Schlüsse. Wenn sie die Ermordung ihres Mannes nicht gewollt hat, so ist es selbstverständlich, daß Bothwell vor ihr seine Mordplane geheim gehalten, und daß sie, von Liebe verblendet wie sie war, an seine Schuld auch später nicht geglaubt hat; in England wird von ihrer oder ihrer Vertreter Seite Bothwell niemals als der Mörder bezeichnet. Sie hat also unwissentlich den Mörder ihres Gatten geheiratet.

Es giebt keinen Beweisgrund, welcher die folgende Vorstellung von Marias Verhalten Darnley gegenüber unmöglich machen könnte. Maria wollte den ihrer



unwürdigen Gatten los werden; sie hätte den ehrgeizigen Thoren selbst nie zur Einwilligung in die Scheidung bewegen können, deshalb hieß sie den Vorschlag ihres Liebhabers Bothwell gut, der ihr versprach, Darnley in eine Zwangslage zu versetzen, in der er die Scheidung zugeben müßte. Auch seine eigene Frau brachte er in solche Zwangslage, ohne sie zu töten. An sich ist es ja auch für jene Zeit ungeheuerlich, anzunehmen, daß eine eheliche Scheidung öfters durch Mord vollzogen worden wäre; warum also sollte Maria an einen so entsetzlichen Modus denken? — Da verfiel Darnley in eine schwere und ansteckende Krankheit; und das Mitleid für den Vater ihres Kindes überwog so sehr die Furcht vor der eigenen Gefahr, daß sie zu ihm eilte, um ihn zu pflegen. Der Mann war gerührt von ihrer Güte, und es bahnte sich zwischen ihnen von neuem ein freundschaftlicher Verkehr an, der auch in Edinburg lebhaft und offenkundig vor aller Welt fortgesetzt wurde. Bothwell wurde mißtrauisch, begann um den Erfolg seiner ehrgeizigen Pläne besorgt zu werden und machte dem Verhältnis mit einem plötzlichen, brutalen Schlage ein Ende. **Hermann Conrad.**



Dramatisches Mißvergnügen.

Die Chronika dieses Theaterwinters ist — es war nicht zu vermeiden — ein Buch des Unmuts geworden, und wie sie begonnen, klingt sie nun aus. Die matte Lauheit und das halbe Wesen in der jüngsten dramatischen Produktion, Leblosigkeit und Blutarmut, der hippokratische Zug blieb konsequent bis ans Ende. Und den letzten Eindruck gaben Märchenspiele ohne Phantasie und Schelmenspiele ohne Lächeln.

Wieder gingen Dramatiker in die romantische Ferne, blaue Blumen zu suchen, aber sie ritten nicht auf starken Geisterrossen, sie hatten für ihre Expedition pedantische Gummischuhe angezogen, sie trugen trübe Brillen vor blöden Augen, sie träumten nicht im Wald, sondern am Schreibtisch; sie schauten nicht, sondern dachten sich mühsam etwas aus, und was sie von diesem kümmerlichen Ausflug heimbrachten, war keine blaue Blume, betäubend duftend, Sinn umnebelnd, Visionen spendend, glühend wunderbar, sondern eine trockene, staubige Herbariumpflanze, die nimmer grünt. Und wenn sie auch noch so eifrig in Reim- und Versezettel eingewickelt und in einer Attrappe, zusammengepappt aus schönen Gefühlen, dargeboten ward, sie blieb blaß und grau. Denn die edelsten und respektabelsten Gefühle und die schwierigsten und schwungvollsten Reime können einem Werk nicht das zwingend Lebendige schaffen. Das stellt sich nur dann ein, wenn ein Dichter innerlich die Dinge schaut, wenn er sie hört, wenn er sie erlebt; wenn er so intensiv mit ihnen umgegangen ist, daß keine Gebärde, kein Zug ihm mehr zweifelhaft ist; wenn er viel mehr von seinen Gestalten weiß, als in dem Stück selbst zum Vorschein kommt. Und das gilt ganz gleich, ob diese Gestalten nun Zeitgenossen in Rock und Weste oder Ritter in Stulpenstiefeln oder Elfen im

Flügelkleide sind. Die Fabelwesen, die ein Künstler mit prometheischer Zeugungskraft aus seinem Innern auferstehen läßt, Shakespearesche Ariels und Pucks, Böcklinsche Tritonen und Pane, der Goethische Satyros, sie haben leibhaftigere, strotzendere Realität als manch Otto Ernstscher oder Dreyerscher „aus dem Leben gegriffener" Lehrer.

Solche Realität, solche Versinnlichung und Beschwörungskunst lassen nun unsere Märchenerzähler auch nicht bescheiden von fern ahnen. Hauptmann zeigte sie noch im Waldschratt und im Nickelmann der „Versunkenen Glocke"; Odem der Natur, elementarer Rhythmus war um die wilden Waldwunder. Georg Hirschfelds Zwerge aber in seinem neuen Märchendrama „Der Weg zum Licht" sind nicht lebendig gemacht, sie sind Homunculi aus der Gedankenküche.

In seinen früheren Dramen, den „Müttern", der „Agnes Jordan", war eine frappant scharfe Beobachtung und lebendig sichere Reproduktion zu bemerken; für die Alltagssphäre und ihr Detail, die für die in ihr lebenden Menschen maßgebend und bestimmend wird, zeigte sich ein empfänglich ausgebildeter Sinn; naturalistische Kleinkunst, Momentanimpression schien das Wesen dieses Schriftstellers. Nahm man aber nach diesen Bühnenarbeiten die Novellen (wie die Dramen bei S. Fischer in Berlin erschienen), so empfing man einen ganz anderen Eindruck. Die Geschichte vom „Bergsee", dunkel versonnen wie ein schweres Nebelgesicht im Hochgebirge, der drangvolle „Dämon Kleist", die Skizze „Bei Beiden", die in dem Bilde des wahnsinnigen Künstlers eine Traumlandschaft jenseits unseres engen Lebens deutend wies, die eben erst erschienene feinfühligste seiner Erzählungen „Freundschaft", die mit einer Gefühlszartheit ohnegleichen von einer Mädchenseele spricht, zeigten dem Verstehenden, daß das äußere Sehen Hirschfeld nicht Genüge that, daß er lieber nach innen lauschte und den leisen Stimmen, die das laute Alltagsleben übertönt, in Dämmerfeierstunden hin sich gab.

Aus solcher Mischung, aus dem in den Dramen wirksamen Organ für lebensvolles Detail, für Sinnfälligkeit und Plastik und den empfänglichen Fühlfäden und dem sensibelen Stimmungsgehör, die in den Novellen sich verrieten, hätte ein eigenes Märchenspiel erwachsen können. Die Voraussetzung dazu fehlt dieser dichterischen Persönlichkeit nicht. Leider aber haben ihn diesmal alle seine Götter verlassen und aus den leeren Händen kam nur ein vages, allgemein schemenhaft umrissenes Opernlibretto.

Das ist am meisten auffallend, daß es Hirschfeld in keiner einzigen seiner Figuren gelungen ist, individuellere, besondere Züge zu finden, daß er schematische Typen auf die Bühne bringt.

Das Liebespaar, die Prinzessin Mechthild und der Ritter Reinmar von Zweter sind ganz konventionell minniglich, butzenscheiben-lyrisch; sie ist weiter nichts, als „mit einem Worte" hold, und er weiter nichts, als „mit einem Wort" Tenor; man ist erstaunt, daß sich nicht der Boden des Deutschen Theaters öffnete, die Schönredner zu verschlingen.

Und das Märchenelement, das in diese farblose Minnesängerei hineinspielt, hat weder lieblich-schalkhafte Naivität, noch dämonisch-schicksalsvolle Größe. Es hat nichts Gestaltetes, sondern giebt eine gewisse billige Tiefsinnigkeit, ausgedachte Programmmusik, wie schon der bequeme Thesentitel „Der Weg zum Licht" unzweideutig ausplaudert.

Ein Zwerg des Untersberg, ein Alberichwesen, ist dieses Märchens Held, ein Nachtgebannter aus Nebelheim, den in seiner Mißgestalt Sehnsucht nach Schönheit und Liebe quält. Worte läßt Hirschfeld ihn sprechen, aber sie dringen nicht aus Gefühlstiefen zu uns. Und keine Gefühlssituationen voll seelischer Resonanz steigen auf, rein stofflich berichtend wirken die Scenen. Mager ist die äußere Handlung, und von einer inneren spürt man noch weniger. Das alte Märchenmotiv von der Heilung der Todkranken durch einen Wundertrank, dessen Preis die Genesene mit sich selbst zahlen soll, benutzt Hirschfeld. Der Zwerg Hahngikl bringt der siechen Mechthild die Zauberphiole, die ihr Gesundung schafft, sie aber gleichzeitig an den Zwerg bindet; die ihr geisterhaftes Wesen verleiht, sie den auf Bergeshöhn den Reigen tanzenden „saligen Frauen" gleich macht.

Die hygienische Wirkung des Trankes läßt Hirschfeld an seiner Mechthild zwar erfüllen, die reizvolle dichterische Aufgabe, nun ein neues zwiespältiges Wesen in Mechthild aufwachsen zu lassen, die Dämonie des Trankes zu offenbaren, bleibt von ihm einfach unbeachtet. Mechthild wird mit diesem Trank im Leibe ein vergnügtes, banal zärtliches Bräutchen zu ihrem Reinmar, nur ein leises Gruseln ist die ganze Folge des für sie doch ungeheueren Ereignisses.

Nicht um Reaktionen in menschlichen Seelen zu zeigen, wirkt Hirschfeld sein Wunder, sondern um eine dramatische Situation herbeizuführen. Sie begiebt sich im letzten Akt, da Reinmar Mechthild, sein Weib, ins Brautgemach führen will und Hahngikl erscheint, auf seinem Schein zu bestehn und sein Opfer zu fordern. Hirschfeld findet hier im Anfang wirklich Töne der Inbrunst für das Leidenschaftsfordern des düsteren Geistes und für den Verzweiflungsmut Reinmars, der sich in dieser Scene aus der Tenoristenrolle zu einem Dürerschen Christlichen Ritter zu erheben versucht. Aber dies tiefere Schwingen hält doch nicht an und schließlich endet die vibrierende Szene mit einer zu billigen Lösung. In einer von Rabulisterei nicht freien Disputation und in einem für die Dämonie der Situation allzu gemütlichen Zureden („Du, kleiner Feuergeist") bestimmt Reinmar den Zwerg zum Verzicht. Durch freiwilliges Entsagen würde er verschönt, vergöttlicht werden. Hahngikl folgt der „Ende gut, alles gut-Parole", er entsagt. Und in einer opernhaft-deutlichen Apotheose verwandelt er sich alsobald in einen Lichtelf (was im Deutschen Theater mittelst eines nachthemdenartigen Gewandes sehr kleidsam dargestellt wurde).

Dieser „Weg zum Licht" ist kein Weg der Notwendigkeit, sondern er wendet sich recht im Verlegenheitszickzack, und Hirschfeld ist auf ihm arg in die Irre seines Schaffens geraten.

* * *

Leer und unbeschenkt entließ uns auch das Osterspiel von Marx Möller, „Mutter Anne", das im königlichen Schauspielhaus gegeben wurde. Es schwelgt in einer breiten, selbstgefälligen Rhetorik und läßt den Mund von edelen Gefühlen übergehen, es schlägt die Töne der Mutterliebe, des Mutterschmerzes an, es spricht von Gläubigkeit und Himmelstrost und will das Auferstehen aus tiefstem, selbstsüchtigem Leid zu allgemeiner, allen zugeteilter werkthätiger Menschenliebe an einem Beispiel zeigen. So achtbar und anerkennenswert die ethische Absicht ist, so schwächlich und unzulänglich ist die dichterische Gestaltung. Marx Möller redet, aber er bildet nicht. Er läßt die Gefühle, von denen sein dramatischer Traktat handeln soll, nicht in den Gestalten des Spiels, folgerichtig nach inner-

lich gegebenen Bedingungen entstehen, wandeln, wachsen, sondern er bläst ihnen ein, was sie von sich geben sollen.

Die Notwendigkeit fehlt auch hier, und, selbst wenn Harmlosere sich durch den schwungvollen Schwall der Verse bannen lassen, nachhaltig kann die Wirkung nicht sein, da wir das, was die Verse so prahlerisch verkünden, nicht auf innerem Boden der Menschenseelen haben organisch erwachsen sehen.

Marx Möller stellte sich das Thema: eine königliche Mutter soll in ihrem tiefen Schmerz Ersatz für den Verlust ihres Kindes in der Liebe zu den Armen und Unglücklichen ihres Volkes finden, die egoistische Liebe soll zur altruistischen reifen. Die theoretische Verkündigung dieser Schlußmoral ward die Hauptsache, während für einen wahren Dichter doch die möglichst tiefe Ausschöpfung der Gefühlsentwicklung jener schmerzensreichen Mutter die Aufgabe gewesen wäre. Marx Möller setzt im Drama, das doch von Gestalten und nicht von Meinungen lebt, mehr Wert auf die Meinungen als auf die Gestalten. So kommt es, daß er seine „Mutter Anne“ möglichst ungeeignet zur Verkündigung seiner Heilslehre anlegt. Er stellt sie im Leid über den Tod ihres blühenden Kindes unheilbar zerrissen, verstört, dem Leben verloren, mit dem Himmel hadernd, dem Glauben fluchend hin. Natürlich deswegen, um die Läuterung am Schluß desto wirksamer erscheinen zu lassen. Zwischen tiefstem Sturz und zwischen der Läuterung muß aber nun eine dichterisch sehr wichtige Station liegen: der die Umstimmung vorbereitende seelische Uebergang. Der — und das ist doch die Hauptsache an dem ganzen Stück — ist nicht gelungen, ist nur mit lahmen Hilfskonstruktionen gemacht.

Die dankbar poetische Wirkung des Traumes benutzte Marx Möller. Er führt — die Erinnerung an „Hanneles Himmelfahrt“ wird erweckt — das Kinderparadies auf die Bühne. Während aber die Träume Hanneles psychologisch echt aus der Vorstellungswelt der Kinder kamen, phantasievolle Steigerungen ihrer Kindergefühle und Erinnerungen waren, wächst der Traum, den Frau Anne träumt nicht aus dem Boden ihrer Seele auf, sondern er wird ihr von Marx Möller eingegeben. In zerrissenstem, leidenschaftlichstem Schmerz ist sie entschlummert, mit dem Himmel hat sie gehadert, und aus dieser Stimmung gleitet sie in einen frommfriedlichen Traum. Auf der Himmelswiese sieht sie ihr Kind wieder. Dies Kind hat aber nichts von der Gestalt, in der es in der Mutter lebt, es ist keine Traumreproduktion der mütterlichen Vorstellung, es ist zu einem theoretisch-katechetischen, sogar etwas superklugen Engelein geworden.

Die Prophezeiung dieses Traumes, daß das Kind der Mutter am nächsten Tage dreimal erscheinen werde, soll nun den Uebergang vorbereiten.

Er ist nicht gut gewählt. Marx Möller läßt seine Mutter Anne diese Prophezeiung wörtlich verstehen, sie glaubt, ihr Kind wird wirklich wieder kommen. Schmerz und Hoffnung sind neu durch den Traum geschürt. Das ist noch ganz logisch aus ihrer Natur heraus geschlossen. Um so schwerer und niederschmetternder müßte aber dann doch für diese Frau die Enttäuschung sein, wenn diese Erfüllung ausbleibt, und, wie es der letzte Akt zeigt, ein Bettelkind und eine hungernde Mutter statt des eigenen Kindes mitleidsuchend nahen. Bei dieser Frau, die so unlöslich in einem einzigen Gefühl verstrickt und so einseitig an der leiblichen Vorstellung des toten Kindes hangend angelegt ist, erwartet man nun bei diesem Fehlschlag schwersten Rückfall in dumpfe Verzweiflung. Marx

Möller aber ruft den Kaplan zu Hilfe, und ihrer beider Rhetorik gelingt es in diesem ungeeigneten Augenblick tiefster Enttäuschung auf einmal, da das Stück nun doch einmal zu Ende gehen muß, die Königin zu ihrem hohen Beruf als Landesmutter zu bekehren.

Es giebt eine bewegte Gruppe, das Bettelkind und die Säuglingsmutter haben sich auf das Stichwort an den Stufen des Thrones zum Tableau eingefunden, der Zuhörer aber ist nicht bekehrt, und je lauter die Glocken und die Janitscharenmusik Begeisterungslärm auf der Scene schlagen, um so deutlicher fühlt er das Aeußerliche dieser Hurra-Ethik.

* * *

Billige Redseligkeit und fingerfertiges Arrangieren von Situationen und Gruppen, um gewisse Meinungen und Sentenzen an den Mann zu bringen, ist auch das Wesen der neuen Einakter Max Dreyers, die er — ein trauriger Spaß — Schelmenspiele genannt hat. Schelmisch ist nichts an ihnen zu finden, kein Lächeln eines überlegenen Geistes leuchtet, in einer sauersüßen Zeigestockmanier werden sogenannte „brennende Fragen" abgehandelt, Dreyer posiert dabei als Satiriker, doch seine Pritsche ist plump, seine Raketen gehen nicht los, und zuletzt gerät er in die peinliche Lage eines Anekdotenerzählers, der an versetzten Pointen leidet und dessen triumphierend erzählten Witzen statt Lachen eine Grabesstille folgt.

Etwas Verdrießliches hat diese gespreizte Gedankendramatik, die mit Gemeinplätzen und abgegriffenen Münzen sich nachhinkend an Probleme macht, um die ernstere Menschen mit Herzblut gerungen haben. Und immer bequemer macht es sich dieser Theatercato, das Gewissen der Zeit zu spielen. Zum dürren, fleisch- und blutlosen Schema ist seine Technik herabgesunken und steht in ihren Blößen fröstelnd da. Den Ehrgeiz, Menschen zu schaffen, hat Dreyer nun aufgegeben. Er läßt jetzt einfach Sprecher auftreten, der eine sagt seine Ansicht, der andere die Gegenmeinung. Der, der Dreyers Standpunkt vertritt, ist meistens der edle, bessere Zeitgenosse, der Gegenspieler wird als Schurke oder Idiot abgethan. Daß das Amt des Dichters darin besteht, die Meinungen eines Menschen aus seinen Wesensbedingungen erwachsen zu lassen, sie aus ihnen heraus zu verstehen und verständlich zu machen, das kümmert ihn nicht. Er zeigt die Dinge nicht in der Schwebe menschlicher Verschiedenheit, sondern er dekretiert munter darauf los. In einem dieser Spiele, „Puß", behandelt er ein pädagogisches Thema: das Kind und die Storchlegende. Natürlich in Disputationsform. Links sitzt die Mutter, die die Storchpartei vertritt, rechts die Mutter, die für die Aufklärung und für die natürliche Wahrheit ist. Hinter der Szene kriegt die Hauskatze Puß Junge und nimmt dem Kinde der Storchfanatikerin den Glauben an den Katzenstorch und weckt berechtigten Zweifel am Menschenstorch.

Die heikele Frage, was besser ist, dem Kinde das harmlose Märchen zu lassen oder es ernst an die Wahrheit heran zu führen, wird durch die Disputation nicht einen Schritt weiter gefördert, denn die Parteien sind zu ungleichwertig. Um die Natürlichkeitspartei hat Dreyer allen Nimbus gebreitet, und die andere wird zur gröbsten Karikatur verzerrt. Daß das Kind der Storcheltern schließlich als vergewaltigt und in seinem Wahrheitsgefühl gebrochen erscheint, liegt nicht an der Storchlegende, sondern daran, daß seine Eltern überhaupt unwahrscheinlich harthörige und verständnislose Pädagogen sind. Daß man mit

ihrem Wahlspruch: „Zur rechten Zeit erteilte Hiebe, das wirkt Vertrauen, Furcht und Liebe“ heute keine Kindererziehung mehr treiben kann, das brauchte Max Dreyer wirklich nicht erst zu beweisen. Mit dieser Weisheit kam er etwas spät.

Und so steht es auch mit den anderen Einaktern. Grobe Gegenüberstellung extremer Gegensätze statt sachlich unbefangenen Abwägens herrscht in der „Ecclesia militans“. Links die Frau, die über den in Freiheit und Geistesklarheit aus Furcht vor der Altersschwäche begangenen Selbstmord ihres Vaters in einen verstiegenen enthusiastischen Siegesrausch gerät, rechts ihr Mann, der Arzt, der, um die Kompromittierung zu vermeiden, das kirchliche Begräbnis zu erreichen, sich und seiner Familie seine Aussichten zu erhalten, aus dem Gehirnbefund des Toten eine Unzurechnungsfähigkeit konstatiert.

Die Selbstmörderecke auf protestantischen Kirchhöfen, mit der hier gedroht wird, scheint ebenso anachronistisch, wie das Verbot, in der Schule von Darwin zu sprechen, im „Probekandidat“. Doch ganz abgesehen davon, läßt uns der Fall ganz kalt, denn Dreyer schlägt sich sofort blindlings auf Seiten der Frau und mutet uns zu, diese Exaltierte als eine wunderbare, reine und reife Wahrheitsheldin zu verehren. Der Mann, der doch nicht nur an sich, sondern an seine Familie denkt, wird sofort als Schuft und Grobian, als Finsterling und brutale Knechtsseele hingestellt. Die ungefüge Exposition zu einem Ehekonfliktsdrama giebt die Scene. Das Drama bleibt Dreyer schuldig, er läßt die beiden nur sich gegenseitig anschreien und dann über einer phrasenhaften Pointe den Vorhang fallen.

Im letzten Einakter, „Volksaufklärung“, scheint Dreyer des trockenen Tons nun endlich satt zu sein und die Schelmenkappe aufsetzen zu wollen. Und gar den Gamin, den ungezogenen Liebling der Grazien, will der Steifleinene spielen. Ein recht verwegnes Thema nimmt er sich, Heinesche Verse deuten es an:

> Die Liebe muß sein platonisch,
> Der dürre Hofrat sprach,
> Die Hofrätin lächelt ironisch
> Und dennoch seufzet sie ach.

Der Hofrat ist hier ein ältlicher baufälliger Geheimrat, der seinem kinderreichen Portier die eigene „reine Ehe“ im Geiste Tolstojscher Lehre als Vorbild aufstellt; das „ironische Lächeln“ der noch sehr jugendfrischen Geheimrätin und ihr weiser Malthusianischer Rat, den sie der Portierfamilie zuwendet, sind der Clou dieses „Schelmenspiels“. Für geschmackvolle Menschen ist diese plumpe, ungraziös freche Eindeutigkeit voll unmöglicher Situationen und taktlosester Entgleisungen in der Charakteristik (die Frau Geheimrat sagt z. B. zu ihrem Portier schalkhaft lächelnd: „Sie Wüstling“) die gröbste Zumutung, die sie in diesem glorreichen Winter unseres dramatischen Mißvergnügens in den „Moralischen Bildungsanstalten“ erfahren haben. Wann wird sich's wenden?

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Der Kanzleistil.

„Ein hagerer, saft- und kraftloser Geselle mit fahlen Wangen und dürren Gliedern, der alles versteinert, was er berührt, alles verdorren läßt, was er anhaucht, ein Feind jedes frischen, saftstrotzenden Lebens — das", so plaudert die „Braunschweigische Landeszeitung", „ist der Kanzleistil. Er gedeiht am besten im Dunste der Schreibstuben und in dem Staube der Akten, hat aber seinen Weg auch in Gebiete gefunden, die ihn früher nicht kannten, in den Briefwechsel der sogenannten Gebildeten, wie in die Nachrichten der Zeitungsberichterstatter, ja selbst in die schöne Litteratur. Doch sehen wir uns die Eigenheiten des wunderlichen Kauzes etwas näher an. Daß er ein Liebhaber und Sammler von Altertümlichkeiten ist, könnte man ihm verzeihen, wenn er sie nur nicht immer wieder als gangbare Münze in Verkehr setzen wollte. Solche vorsündflutlichen Reste, die er beharrlich mit sich herumschleppt, sind z. B. die lateinischen Formeln sub petito remissionis, per copiam decreti, in duplo, eodem, brevi manu u. s. w. Diese Vorliebe für das Uralte hindert aber nicht, daß er sich selber unablässig in der Erzeugung neuer Gebilde versucht, an denen er kindische Freude hat wie Wagner an seinem Homunkulus, sind sie doch seine echten Kinder, ebenso saftlos und knochendürr wie ihr Erzeuger. Wer kennt sie nicht, die Zierden des Kanzleistils: diesbezüglich, allenfallsig, behördlicherseits, eisenbahnkommissariatsseitig, Inhaftnahme, Zurannahmebringung, Zurdispositionsstellung u. s. w.? In diesem seinem Streben nach Besonderem hat er sich ein eigenes Wörterbuch angelegt, das sich von dem des gewöhnlichen Sterblichen erheblich unterscheidet. So kennt er nicht die schlichten Wörtlein ‚von, mit, bei, zu, über'; dafür sagt er volltönender: ‚seitens, vermittelst, anläßlich — ausweislich — angesichts, behufs — zwecks, bezüglich — hinsichtlich' u. s. w. Er sagt auch weder ‚und' noch ‚oder', sondern ‚beziehungsweise', nicht ‚nur', sondern ‚lediglich', nicht ‚öfter', sondern ‚des öfteren', nicht ‚fast', sondern ‚nahezu', nicht ‚vorher', sondern ‚diesem vorgängig', nicht ‚so', sondern ‚dergestalt'. Er ist auch der Erfinder der ‚diesseitigen Ohren' und der lieblichen Zeitwörter ‚verausgaben, vereinnahmen, verauslagen' u. s. w. Wörter wie ‚sein, haben, machen' sind ihm ein Greuel; er setzt an ihre Stelle: ‚sich befinden, besitzen, gestalten'. Er sagt nicht: ‚ich kann', sondern: ‚ich bin in der Lage' oder vielmehr: ‚ich befinde mich in der Lage'. Eine besondere Rolle in seinem Worthaushalt spielen die Wörter ‚bringen' und ‚kommen', oder, wie der waschechte Kanzleistilist sagt, ‚gelangen'. Da wird eine Stelle nicht ‚ausgeschrieben', sondern ‚zur Ausschreibung gebracht', ein Posten nicht ‚angerechnet', sondern ‚in Anrechnung gebracht', ein Zug wird nicht ‚eingelegt', sondern ‚kommt zur Einlegung', Mannschaften werden nicht ‚ausgehoben', sonder ‚gelangen zur Aushebung' u. s. w. Ein echter Sproß des Kanzleistiles ist auch ‚derselbe', besonders in Verbindung mit der Umstellung nach ‚und': ‚und wird derselbe hiermit aufgefordert . . .' Wie verliebt mancher Aktenmensch in dieses ‚derselbe' ist, mag man aus folgendem Geschichtchen ersehen. Ein Beamter hatte in einem Schrift-

stück folgende Worte aufgesetzt: ‚mit dem Ersuchen, einen Trauschein auszufertigen und ihn hier beizulegen‘. Der Vorgesetzte vermißte etwas und fügte vor dem ‚hier‘ sein geliebtes ‚denselben‘ ein! Mit Hilfe dieses nur kurz angedeuteten Kanzleiwortschatzes gelingt es denn nun, Schriftstücke anzufertigen, die von dem Deutsch des mangelhaft stilisierenden Laien himmelweit entfernt sind, die viel wortreicher, also viel schöner sind. In diesem Kanzleideutsch würde z. B. der Anfang der Schöpfungsgeschichte so lauten: ‚Am Anfang wurde seitens Gottes der Himmel beziehungsweise die Erde geschaffen. Die letztere war ihrerseits eine wüste und leere, und war es finster auf derselben.‘ Indessen leidet diese Probe noch an einem großen Mangel, weil sie aus drei Hauptsätzen besteht. Das ist noch nicht recht. Der richtige Kanzleistilist bringt möglichst alles, was er zu sagen hat, mit sämtlichen Nebenbetrachtungen und Zwischenbemerkungen in einen einzigen Satz, auf dessen kunstgerechten Aufbau er sich ungeheuer viel einbildet. In einer ‚Anleitung zur weltüblichen Schreibung‘ aus dem 18. Jahrhundert wird es für ein großes Kunststück erklärt, recht lange Perioden zu machen, und der Verfasser berichtet mit Stolz, daß es ihm gelungen sei, die Ehestiftung eines hohen Herrn, die gedruckt 11 Oktavseiten umfaßte, in eine Periode zusammenzuzwängen. Wenn auch der heutige Kanzleistil in dieser erstaunlichen Schöpferkraft nachgelassen hat, so bieten doch Verordnungen und richterliche Urteile noch immer eine Fundgrube für ähnliche Kunstleistungen, von denen wir leider aus Raummangel hier keine größere wiedergeben können. Nur ein kleines Sätzchen, der Schluß des Aktenstückes, finde hier Platz: ‚Indem wir nicht verfehlen, Ew. Hochwohlgeboren den nebenvermerkten amtlichen Erlaß vom 28. August h. a. nebst den sämtlichen zugehörigen Anlagen desselben hierneben ganz gehorsamst wieder vorzulegen, gestatten wir uns ebenmäßig, hierbei gleichzeitig zu bemerken, daß wir nach vollständiger Erledigung der fraglichen Angelegenheit nicht unterlassen werden, Ew. Hochwohlgeboren weiteren Bericht zur Sache ehrerbietigst zu erstatten.‘ Das heißt auf deutsch: ‚Nach vollständiger Erledigung der Angelegenheit werden wir weiter berichten. Der Erlaß vom 28. August d. J. wird nebst Anlagen wieder beigefügt.‘“ —



Die Hand, welche nicht kann, nicht weiß.

Dem Begriffe des Linkischen, des Linksseins, hat H. Vanlair in der „Revue de Belgique“ jüngst recht erschöpfende und unterhaltende Auslegungen verliehen. Auch die Pariser Zeitschrift „La Contemporaine“ beschäftigt sich mit der interessanten Erscheinung der Fertigkeit der linken Hand, namentlich bei schaffenden Künstlern. Gleichzeitig fast erhielt man aus Philadelphia die Nachricht, daß, auf eine Anregung Benjamin Franklins fußend, die Erziehungskommission jener Stadt eine Schule für die gleichmäßige Ausbildung und den gleichmäßig befähigten Gebrauch beider Hände mit Erfolg eröffnet hat. Der genannte belgische Verfasser geht in seinen Ausführungen von der feierlichen, fast sakramentalen Rolle aus, welche die rechte Hand beim Menschen, in seinem Leben und seinen Verrichtungen spielt. Selbst die wilden Völkerschaften, die unkultiviertesten Negerstämme weihen dagegen der linken Hand eine fast grenzenlose

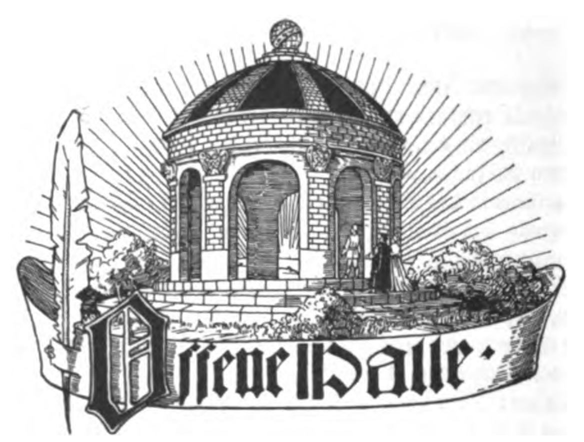
Verachtung. Für sie ist die Linke die schmutzige, die kranke Hand, die Hand, welche nicht kann, nicht weiß, wie sich die Chippaways-Indianer sehr philosophisch ausdrücken. Es läßt sich ferner ohne besondere geistige Anstrengung auch haarscharf nachweisen, daß schon die Urbewohner unseres Erdballes den rohen Block mit der linken Hand zu halten pflegten und nur der rechten die Ehre erwiesen, dem Silex Formen zu geben. Der Handgriff der kleinen in den Pfahlbauten von Möhringen gefundenen Sichel läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es die Rechte war, die sich nur ihrer bedienen konnte. Aus alten Zeichnungen selbst kann man schließen, ob die Künstler oder Verfertiger mit der rechten oder linken Hand arbeiteten. Auch läßt sich diese Beobachtung bis auf unsere Zeit fortsetzen. Wird man doch stets finden, daß ein mit der rechten Hand schaffender Zeichner seine Profile fast stets nach rechts blicken läßt, der linkshändige dagegen regelmäßig nach links. Aus dem Altertume kennen wir aber nur eine ganz verschwindend kleine Zahl von Zeichnungen, auf denen die Profile nach links schauen. Auf der anderen Seite widerlegen die linkshändigen Leonardo da Vinci und Holbein unter anderem die Theorie, daß das Linkssein ein Zeichen von physischer Schwäche darstellt. Ganze Bibliotheken sind über diese Erscheinung verfaßt worden, ohne uns ihr Rätsel lösen zu können. Die Gelehrten zweifeln noch immer an allen Erklärungen derselben, trotzdem dieses Phänomen auf den ersten Blick so einfach erscheint. Der Grund hierfür ist, daß diese scheinbare Einfachheit sich, wie so manch andere organische Erscheinung beim Menschen, intimeren Nachforschungen dadurch entzieht, daß jede ihrer Einzelheiten aus einer Menge kleiner, noch unbekannter Faktoren hervorgeht, deren jeder wieder einzeln erforscht sein will. Eine zweite Frage ist: giebt es wirklich so viele linkshändige Menschen auf Erden, daß eine Vertiefung in die Frage überhaupt angebracht und lohnend erscheint? Professor Hyrtl stellte das Vorhandensein von zwei Prozent links veranlagter Menschen unter der europäischen Bevölkerung fest. Das wäre sehr viel, ist aber trotzdem noch zu niedrig gegriffen, denn diese Ziffer umfaßt nur die ausgesprochenen Linksmenschen, die Kinder überhaupt nicht; und deren Linksneigungen sind ja besonders ausgesprochene. Die italienischen Verfechter der Theorie vom geborenen Verbrecher, Ottolenghi und Lombroso namentlich, haben ihre Versuche auch auf linkshändige Verbrecher ausgedehnt, haben aber auf diesem Gebiete kein wahrhaftiges Linkswesen festzustellen vermocht. Da sich nach alledem die Benutzung der linken Hand weit mehr als eine Erscheinung von Fall zu Fall herausstellt, denn als ein angeborener Mangel körperlicher Fähigkeiten, die gerade aus diesem Grunde sich der wissenschaftlichen Nachforschung und Begründung entzieht, so muß man schließlich das Linkische zu Recht als einen physiologischen Faktor bezeichnen, dessen charakteristische Kennzeichen die Aufmerksamkeit der Biologen ebenso verdienen wie die der reinen Mediziner. Man spricht wohl allgemein und auch nachweisbar davon, daß unser rechter Arm länger ist als der linke, daß Muskeln, Finger, die Handflächen rechts energischere Bildungen zeigen als die entsprechenden Teile unserer Linken. Trotzdem hat man fast nichts entdeckt, was auf eine „virtuelle" Ungleichheit unserer beiden handlichen Extremitäten zu schließen erlaubt, weil, folgerichtig, unsere Rechte erst durch ihre beständige Thätigkeit sich mehr ausweitet und besser kräftigt als die Linke. Aber auch genug Handwerke und Handfertigkeiten beweisen uns, daß selbst bei dem rechtsthätigen Menschen die linke



Hand eine mindestens ebenbürtige Kraft und Fertigkeit erringen kann. Als schlagenden Beweis erwähnt und bespricht der Verfasser das System unsrer deutschen Spiegelschrift, die bekanntlich gerade in der letzten Zeit in Deutschland zu bemerkenswerten Versuchen geführt hat. Der Umstand, daß ausgesprochen Linkshändige sich unbewußt der Spiegelschrift bedienen, läßt sich auch durch eine krankhafte Veranlagung des Nervensystems erklären. Wenigstens an der Hand der jüngst der Pariser medizinischen Akademie vorgeführten Beispiele, und derjenigen, welche Hysteriker vielen Gelehrten geliefert haben. Treitel und Weber haben ihrerseits bewiesen, daß sehr junge Schüler und Kinder, die durchaus gesund waren, auf Befehl mit der Linken fließend umgekehrte Schriftzüge niederschrieben. Féré eröffnet für die Erscheinung der Neigung der Linkshändigen zur Spiegelschrift zwei Möglichkeiten: Man weiß, daß wir instinktiv beide Arme ausbreiten, um uns vor einem Fall zu schützen, um etwas zu ergreifen, um etwas anzubeten. Im allgemeinen jedoch spielt die linke Hand beim Normalmenschen eine untergeordnete Rolle. Begegnet nun die Rechte einem unerwarteten Hindernis, so zwingt der nervöse Rückfluß die Linke zur Ausführung der ihr bequem liegenden Bewegungen. Oder aber, die Erscheinung beruht auf einem Fehler in der Veranlagung unsrer Sehkraft. Der Linkshändige sieht auf seiner Retina das Bild verkehrt und seine Hand zeichnet es unbewußt nach. Unbedingt aber könnte die linke Hand genau so wie die rechte schreiben, denn sie ist genau so wie diese veranlagt. Sodann also würde zur Beseitigung des Uebels in der That bereits jene körperliche Ausbildung und Schulung genügen, wie sie die Schulkommission der Stadt Philadelphia neuerdings in das Leben gerufen hat. Alles das enthüllt uns aber noch nicht die Wurzel der Erscheinung von der Hand, die nichts kann."

Eine Erklärung der Linkshändigkeit, die viel für sich hat, findet Prof. Adolf Seeligmüller in Halle, der in einer „Rechts und links" betitelten Studie in der „Deutschen Revue" (Aprilheft 1902; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) folgendes ausführt: Es ist eine durch viele Forschungen erwiesene Thatsache, daß die rechte Hälfte unseres Körpers ihre Nerven aus der linken Hälfte des Großhirns und umgekehrt bezieht. Die linke Großhirnhälfte wird aber reichlicher mit Blut versorgt als die rechte. Denn das arterielle Blut, welches das Gehirn funktionstüchtig macht, wird diesem vornehmlich durch zwei Schlagadern, die Karotiden, zugeführt, die man zu beiden Seiten des Halses klopfen fühlt. Die linke Schlagader nun treibt das Blut direkt und in fast gerader Linie vom Herzen zur linken Hirnhälfte, während die rechte ihren Blutvorrat erst noch mit der Schlagader für die rechte Oberextremität teilen muß. Deshalb steht die linke Gehirnhälfte unter dem stetigen Einflusse einer mächtigeren Blutversorgung als die rechte, und müssen infolgedessen auch die Extremitäten der rechten Seite von vornherein mehr zu Bewegung und Einübung angeregt werden als die der linken Seite. Nichts aber ist in der Anordnung der Teile des menschlichen Körpers so variabel wie die Anordnung der Blutgefäße. Und darum ist es wahrscheinlich, daß bei entschiedenen Linkshändern durch die Anordnung der Blutgefäße ausnahmsweise eine mächtigere Blutversorgung für die rechte Gehirnhälfte vorgesehen sein wird. arn.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Zu „Sozialdemokratie und Christentum" von einem evangelischen Pfarrer.

Es ist wohl anzunehmen, daß die Betrachtungen über Sozialdemokratie und Christentum im Januarhefte des Türmers, von einem evangelischen Pfarrer geschrieben, auch eine Entgegnung aus der Reihe der evangelischen Pfarrer finden wird; der Angriff aber, welcher hier gegen die Kirche und die ganze Gesellschaft gemacht wird, mit dem Zwecke, die Sozialdemokratie nicht nur zu verteidigen, sondern gewissermaßen zu verherrlichen, ist ein so weit ausholender, umfassender, daß es nicht schaden kann, wenn mehr als eine Feder sich dagegen in Bewegung setzt.

Sie sind, geehrter Herr Pfarrer, sehr gründlich und ausführlich in der Aufzählung aller Fehlgriffe, Verirrungen und Sünden, welche die Kirche und die Gesellschaft vollbracht haben, und da Sie Hunderte von Jahren zurückgreifen, können Sie sogar Torturen und Hexenverbrennungen anführen und eine recht stattliche Zahl von Unthaten zusammenbringen. Was thatsächlich davon wahr ist, soll keineswegs geleugnet werden. Unvollkommenheit und Schlechtigkeit haften nun einmal den Menschen und allen menschlichen Einrichtungen an. Sie vergessen aber, daß jedes Ding seine zwei Seiten hat, oder vielmehr, Sie sehen von den Dingen nur die Seite, die Ihnen paßt, und da passiert Ihnen als Prediger die merkwürdige Sache, daß Sie mit ganz ungleichem, also unchristlichem Augenmaß messen, indem Sie bei der Kirche und Gesellschaft nur das Ungünstige, Tadelnswerte sehen und anführen, dagegen bei der Sozialdemokratie nur das scheinbar Gute. Ihr ungleiches und daher ungerechtes Urteil bilden Sie sich, indem Sie der einen Seite (Kirche und Gesellschaft) nichts von dem glauben, was gewissermaßen ihre Devise ist, sondern sie in Pausch und Bogen, nach einzelnen schlechten Handlungen verurteilen, während Sie die Sozialdemokratie identifizieren mit den schönen Phrasen, welche sie zu führen versteht, ohne ihre Handlungsweise näher zu beleuchten. — Der Kirche machen Sie zum Vorwurf, daß

sie es immer mit dem Staate gehalten hat; als ob der Staat immer ein Ungeheuer gewesen, nur Unterdrückungen und Knechtungen begangen hätte und nicht, trotz seiner menschlichen Mangelhaftigkeit, durch Jahrtausende der Träger und Erhalter von Kultur, Ordnung und Sitte gewesen wäre. Wenn die Kirche ihm in der Erfüllung dieser Aufgaben thatkräftig zur Seite gestanden, so hat sie nur ein göttliches Gebot befolgt, welches besagt, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt ist.

Es fällt mir nicht ein, zu leugnen und beschönigen, daß im Namen Gottes und des Staates viel gesündigt ist und auch heute noch gesündigt wird, und daß neben der Sünde viel Elend in der Welt ist — trotzdem aber behaupte ich, und erwarte Ihren Gegenbeweis, Herr Pfarrer, daß unsere heutige Gesellschaft, welche Sie als eine so verruchte hinstellen, mit ihrem wirklichen, lebendigen Christentum auf einer Höhe steht, wie solche noch niemals von einem Zeitalter erreicht worden ist. Diese Höhe wird gekennzeichnet durch eine Humanität in Gesinnung und Bethätigung, wie sie in solcher Allgemeinheit noch niemals bestanden hat. Da Humanität Ausfluß der Nächstenliebe und des Mitleides, der Haupteigenschaften des wirklichen Christentums ist, so konstatiert ihr Vorhandensein auch das des letzteren. Ein Blick auf die Geschichte, wie auf die Weltkarte genügt aber, um zu zeigen, daß Humanität nur da zu finden, wo die christliche Religion auch sozusagen offiziell festen Fuß gefaßt. Es wird also die Kirche trotz der vielen Vorwürfe, welche Sie ihr machen, ein Verdienst behalten, welche diese weit überragt. Beweise für die heute empfundene und ausgeübte Humanität dürften wohl kaum notwendig sein, man braucht nur die staatlichen Einrichtungen und Handlungen, sowie eine Unzahl solcher, privater und öffentlicher Natur, mit analogen, von vor 80—100 Jahren, zu vergleichen, und man wird überall einen großartigen Fortschritt zum Bessern feststellen können.

Man betrachte nur, wie Kriege heute gegen früher geführt werden, welche Pflege und Unterstützung den Verwundeten, selbst von ganz unbeteiligten Nationen, durch freiwillige Ambulanzen und Geldsammlungen zu teil wird. Man betrachte das heutige Straf- und Gefängniswesen, die zahllosen großartigen Wohlthätigkeitsanstalten und Stiftungen, die Summe von persönlicher Aufopferung, welche im Samaritertum und Missionswesen enthalten, und man wird überall lebendiges Christentum finden.

Wenn wir heute Zustände und Einrichtungen im Deutschen Reich haben, daß jeder alte und invalide Arbeiter durch Renten gegen Not geschützt ist, daß selbst auf dem Lande fast jede größere Ortschaft ihre barmherzige Schwester hat, welche die Hilfsbedürftigen unentgeltlich pflegt, wenn selbst jeder Bettler und Landstreicher unterwegs Verpflegungsstationen antrifft, welche ihm Obdach und Nahrung geben, so sind das alles Zeichen eines bewußten Christentums.

Diese Errungenschaften sind aber gekommen durch den Staat und die Gesellschaft im Verein mit der Kirche, während die Sozialdemokratie im Reichstage gegen fast alle sozialreformatorischen Maßnahmen gestimmt hat, weil ihr weniger an dem Wohle der Masse als an der Erhaltung ihrer Unzufriedenheit gelegen.

Sie sprechen von der Aufklärung, als von etwas der Kirche geradezu Gegensätzlichem, vergessen aber, daß eine Aufklärung, welche Gutes thut, viel mehr auf Herzensbildung als auf Geistesbildung beruht, und daß wir die Herzensbildung zumeist der christlichen Kirche, ihrer Lehre und ihren Dienern verdanken.

Niemand wird leugnen, daß trotz allem Angeführten noch unendlich viel Not und Jammer in der Welt sind, ganz wird sich dieses niemals beseitigen lassen, denn Welt und Menschen werden immer unvollkommen bleiben. Wenn man aber den Ursachen des heutigen sozialen Elendes gründlich nachforscht, wird man zu ganz anderen Resultaten kommen als solchen, welche die Weltverbesserer der Sozialdemokratie zu Tage fördern.

Für diese ist der Klassenstaat und dessen Zwangherrschaft an allem schuld, während im Gegenteil gerade die durch übertriebene Humanität entstandene Schrankenlosigkeit der unmittelbare Grund der heutigen traurigen Zustände ist.

Ich behaupte, und erwarte hier ebenfalls Ihren Gegenbeweis, daß alle die Tausende, ja Hunderttausende, welche nach Ihrer Ansicht ein menschenunwürdiges Dasein führen, weder zu hungern, noch sonst not zu leiden brauchten, wenn wir nicht infolge der unvernünftigen Anwendung der Freizügigkeit die massenweise Auswanderung aus den ländlichen Bezirken und gleichzeitige unnatürliche Anhäufung in den Städten gehabt hätten.

Es ist eine unwahre Behauptung der Sozialdemokratie, daß die Leute es auf dem Lande schlecht haben. Jeder, der arbeiten will, findet hier seine mehr als auskömmliche, sorgenfreie Existenz.

Jetzt stehn gute gesunde Wohnungen leer, Ackerland muß wegen Arbeitermangel in Weide und Wald zerlegt werden, während in den Städten und Fabrikorten die Menschen in gesundheitsschädlicher Weise zusammengepferdcht leben, und wenn die Konjunkturen der Industrie, wie heute, schlecht sind, in Not und Krankheit geraten.

Hätte man die schrankenlose Bewegungsfreiheit der Massen in verständiger Weise beschränkt und geregelt, anstatt sie gewissenlosen Agenten und Agitatoren, sowie dem eigenen Unverstande zu überlassen, wir würden kein, jedenfalls kein annähernd so großes soziales Elend wie jetzt in Städten und Fabrikorten haben.

Warnende Stimmen haben sich seinerzeit genug erhoben, diese gingen aber von seiten der staatserhaltenden rückschrittigen Partei aus, wendeten sich gegen den heiligen Geist der Aufklärung — das genügte, um sie wirkungslos zu machen.

Doch nun — zur Sozialdemokratie selbst.

Sie behaupten, Herr Pfarrer, daß nur zwei Punkte viele Ihrer Amtsbrüder der Sozialdemokratie fernhalten, und zwar sind es der Atheismus und Internationalismus. Sie selbst setzen sich auch darüber hinweg, indem Sie vor allem den Atheismus nur als einen sogenannten bezeichnen und ihn als Kirchenfeindschaft aufgefaßt wissen wollen.

Wie ich schon erwähnte, haben Sie für die Sozialdemokratie ein ganz anderes Augenglas, als für ihre Gegner, oder Sie kennen sie einfach nicht. — Es klingt sehr schön, wenn man von den Kämpfern gegen den Mammon spricht, welche unbewußtes Christentum treiben, man höre aber einmal die Reden, welche die Führer halten, um die Masse aufzureizen, und man wird erfahren, daß der in Aussicht gestellte Mammon, welcher den jetzt Besitzenden abgenommen werden soll, das hauptsächlichste Ueberredungsmittel ist, mit dem sie wirken.

Das Christentum will sicher Menschenrechte und Menschenwürde, es will aber auch Menschenpflichten, von diesen ist aber niemals die Rede. Die Sozialdemokratie proklamiert das Recht des Stärkeren, welcher sie noch nicht ist, aber zu werden hofft. Ich bin wiederholt in sozialdemokratischen Versammlungen ge-

wesen und habe von den Rednern lediglich einen Apell an den krassen materiellen Egoismus, ein Aufreizen zu Haß und Verachtung vernommen. Das Wort Frieden oder Versöhnung, welches den Christen erkennen läßt, giebt es dort nicht.

Trotzdem die Sozialdemokratie Religion für Privatsache erklärt, leugnet sie nicht nur, sondern verhöhnt Gott und die Religion öffentlich. Ihre ganzen Ziele und Bestrebungen sind materieller Art. „Macht nur das Leben hier recht schön, kein Jenseits giebt's, kein Wiedersehn“, so lautet die sozialdemokratische Ueberschrift des Kirchhofs. Trotz dieser Aeußerungen und Bethätigungen, welche jeden Zweifel ausschließen, sprechen Sie, Herr Pfarrer, von nur sogenanntem Atheismus und finden eigentlich nichts, was Sie von der Gemeinschaft mit der Sozialdemokratie trennt. Ich begreife dagegen absolut nicht, daß es irgend etwas Gemeinsames geben kann zwischen einem Verkünder der Lehre dessen, der da sagt „mein Reich ist nicht von dieser Welt“, und einer Genossenschaft, deren Reich nur von dieser Welt ist.

Oder sollten Sie allen hochtönenden Phrasen und der Heilsbotschaft des Zukunftsstaates glauben? Für so naiv halte ich Sie nicht, denn die Verkünder dieser Botschaft sind viel zu klug, um selbst an die Verwirklichung einer solchen Utopie zu glauben. Sie ist lediglich dazu da, um die Massen zu födern.

Hält ein Gutsbesitzer den Einfluß der Kirche für gut und geeignet, seinen Leuten die Ehrfurcht und Achtung vor Autorität und Obrigkeit zu erhalten, so ist sie ihm in ihren Augen nur ein Werkzeug, seine Adelsprätensionen aufrecht zu erhalten; verführt aber ein sozialdemokratischer Volksredner Tausende von Menschen durch lügenhafte Verheißung des Zukunftsstaates, um Stimmen für seine Umsturzpläne zu erhalten — ja das ist ganz etwas anderes — das ist unbewußtes Christentum.

Haben ein oder zwei Großindustrielle den Staat gelegentlich übervorteilt, was übrigens in der Art, wie Sie es darstellen, durchaus nicht der Fall gewesen, so ist der ganze Stand vaterlandslos und international. Verleumdet und verhöhnt aber eine ganze Partei öffentlich und dem Auslande gegenüber alles und jedes, was dem wahren Patrioten heilig und ehrwürdig ist — ja das ist ganz etwas anderes — nur ein Kampfmittel, um ihre Ideale — welche Ideale? — zu erreichen.

Es ist gewiß Christenpflicht und anerkennenswert, sich der Schwachen anzunehmen; Sie aber wenden sich an eine falsche Adresse. Das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Sozialdemokratie ist ziemlich dasselbe wie jetzt in der Provinz Posen zwischen Deutschen und Polen. Die angeblich Unterdrückten sind gerade diejenigen, welche ihre Gegner terrorisieren. Die sogenannten Enterbten sind heute ganz wo anders zu suchen, als beim vierten Stande. Händearbeit hat heute einen Preis, daß wer sie thun will, niemals not zu leiden braucht. — Es kommt nur darauf an, daß er an die rechte Stelle kommt — da vor allem hat die soziale Fürsorge einzusetzen. Brot und Raum hat unser Vaterland; obgleich es ein Klassenstaat ist, mehr als genügend für alle. Die Fabriken müssen sich jetzt einschränken, man versucht die Leute aufs Land zurückzuführen, sie aber wollen sich nicht von den städtischen Vergnügungen trennen. Junge kräftige Bursche treiben sich in unserer Gegend herum, mit der Harmonika in der Hand, lungern von Ort zu Ort, arbeiten wollen sie nicht, auch eine Folge der Aufklärung, welche die kaum Erwachsenen jeder Aufsicht und heilsamen Be=



vormundung entzieht. Sie wittern wahrscheinlich schon den Zukunftsstaat, der für jeden sorgen muß, wie ihnen verheißen wird.

Es ist wunderbar, daß die Geschichte mit ihrer Lehre für so viele für immer eine terra incognita bleibt. Sie lehrt uns nicht einmal, sondern hundertmal, daß eine Partei, welche mit solchen Mitteln der Verhetzung, nach solchen Zielen, wie Umsturz alles Bestehenden, Vernichtung jeder göttlichen und weltlichen Autorität und Etablierung der Massenherrschaft strebt — daß eine solche Partei ihr Vaterland noch immer an den Rand des Verderbens gebracht hat.

Die verheißungsvolle Lehre von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, von der breiten Masse zur Verwirklichung übernommen, hat zu den Schreckenszeiten der Guillotine, den blutigen Napoleonischen Schlachtfeldern geführt und — o bittere Ironie! — zur langjährigen Knechtung der Welt durch den despotischen Willen eines Einzelnen.

Die verlockende Lehre von der Aufhebung des Eigentums, von der ökonomischen Gleichstellung aller wird — denselben Händen zur Durchführung überlassen — dieselben oder doch ähnliche blutige Resultate haben, wenn die geschmähten staatserhaltenden Parteien solches nicht verhindern.

Welche Stellung hierzu für den evangelischen Pfarrer die rechte ist, wird sein Stand ohne Zweifel wissen. Ich glaube, er wird das bewußte Christentum vertreten und sich dem sogenannten unbewußten der Sozialdemokratie nicht anschließen.

Graf Dohna-Falkhorst.



„Undeutsche Frauen."

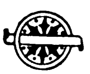
Die Verfasserin des Artikels „Undeutsche Frauen" in Heft 7 zieht wider das Verhalten deutscher Frauen gegenüber einer begabten und vielseitigen Französin zu Felde und tritt gleichzeitig der Frauenbewegung mißachtend und spöttisch entgegen. Gewiß ist es nicht zu leugnen, daß die Deutschen und vielleicht besonders die deutschen Frauen gern allem Ausländischen huldigen. Wenn ich nun auch zugebe, daß unser Nationalstolz dies nicht gestatten sollte, so muß ich doch hervorheben, daß es auch deutsche Männer gegeben hat und noch giebt, die einen Auslandskultus getrieben haben, die aber deshalb durchaus nicht von der Staatsleitung oder irgendwelchen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen wurden. Ohne diesem Auslandskultus das Wort zu reden, möchte ich doch fragen, warum man sich dem Wissen und den Erfahrungen anderer verschließen soll? Kann man nicht für sich selbst Nutzen daraus ziehen? Haben die deutschen Männer es mit ihrem Nationalgefühl für unvereinbar gehalten, die Werke eines Shakespeare aufzunehmen, und haben sie Newton oder Dante nicht anerkannt, weil diese Ausländer waren? Hält man es für gut, gegenüber den staatlichen, wirtschaftlichen oder technischen Errungenschaften anderer Nationen die Augen zu schließen und sich mit einer chinesischen Mauer zu umgeben, anstatt von allen zu lernen? Ob wir in unserm speziellen Falle etwas lernen können und sollen, möchte ich hier

nicht erörtern. Nur das Prinzip wollte ich hervorheben. Denn die Verfasserin des Artikels benutzt einfach dieses in ihren Augen das nationale Selbstgefühl verletzende Verhalten einiger Frauen, um über die Frauenbewegung im allgemeinen ein geringschätziges Urteil zu fällen. Auch wird auf ein hervorragendes Selbstbewußtsein der Frauenrechtlerinnen hingewiesen. Ich meine, die Frauen, die für eine Umgestaltung des Lebens, des Bildungsganges und der Rechte der Frau arbeiten, stehen in einem Kampfe, und Kämpferinnen thut Selbstbewußtsein not, damit sie nicht unterliegen.

Nun noch ein paar Worte über die Vorschläge der Md. Durand. Was den gemeinsamen Unterricht beider Geschlechter betrifft, so muß ich gestehen, daß auch ich als Frau und Mutter diesen Plan befürworte. Unsern Knabengymnasien gleichwertige Mädchenbildungsanstalten haben wir doch vorläufig nur in sehr geringer Zahl. Warum soll aber beim weiblichen Geschlecht das Sehnen nach Entfaltung und Bereicherung des geistigen Lebens unerfüllt bleiben?

In Bezug auf den Militärdienst ist es mir nicht recht verständlich, wie man den Wert des Dienstes für den Mann gering anschlagen, gleichzeitig aber auch die Einführung desselben für die Frauen wünschen kann.

Ob nun jeder einzelne Schritt unserer Frauenrechtlerinnen Beifall findet oder nicht, so wünsche ich doch jedenfalls von ganzem Herzen ihrer Sache die besten Erfolge. **Anita Schöttler**, Heidelberg.



Der deutschen Frau.

Bei allgemein menschlichen Fragen kommt und kam bislang der fremde Ursprungsort nicht in Betracht. (Heute will man allerdings aus „nationalen" Gründen hie und da das Christentum wieder los sein.) Bei der Frauenfrage handelt sich's aber doch um allgemein Menschliches: der Geschlechtsunterschied und seine natürliche Einwirkung bleibt sich in Inland und Ausland gleich; die Frau ist immer erst Frau, und dann vielleicht auch Deutsche und Französin. Darum kann ich nichts Unnatürliches darin finden, wenn eine deutsche Frau bei einer bedeutenden fremden gern in die Schule geht und das Wesentliche von deren Lehren annimmt, wenn sie's eben überzeugt.

Allerdings, man kann zu weit gehen: „Die Anbetung alles dessen, was vom Auslande kommt," ist „der alte, eingewurzelte Fehler der Deutschen" — der gleiche aber bei Mann und Weib! Und mit dem gleichen Rechte könnten die deutschen Frauen zum mindesten doch den Männern sagen: „So lange ihr noch ‚mit blöder Bewund'rung großem Auge' das Ausland angafft, Frankreich, England, Amerika, wollen wir keine Gesetze von euch!"

Ein deutscher Mann.





Herrenmenschliches. — Kraft oder Schwäche? — Zwei Blüten an einem Zweige. — Mächte und Rechte. — Staatskirche und Christentum.

„England befindet sich in Trauer. Ein Mann ist ihm gestorben, der zu seinen größten Söhnen zählte. Cecil Rhodes ist gestorben . . .

„An eine Persönlichkeit, wie es diejenige des Dahingeschiedenen war, kann man den Maßstab moralischer Beurteilung nicht anlegen, ohne Gefahr zu laufen, daß man in der Würdigung ihrer historischen Bedeutung einen falschen Standpunkt einnimmt. Wir überlassen es dem Fanatismus der England-Feinde, über Cecil Rhodes als Menschen den Stab zu brechen und dabei zu leugnen, daß Cecil Rhodes der Sache des Kulturfortschritts gewaltige Dienste geleistet hat. Gerade die Eigenschaften, die Cecil Rhodes zu einer an und für sich unliebenswürdigen Gestalt machten, verhalfen ihm dazu, seine mächtigen organisatorischen Fähigkeiten auf das trefflichste zur Geltung zu bringen. Die Vereinigung aller Diamantminen von Kimberley zu der einzigen De Beers-Compagnie, die Gründung von Rhodesia, des Landes der Chartered-Compagnie, die Legung des Telegraphendrahts vom Kap bis nach Kairo hin — das alles sind Werke, die Rhodes' Namen zu einem unvergänglichen machen werden."

So zu lesen — nicht etwa in einem englischen, sondern in einem Blatte der deutschen Reichshauptstadt. Wir wollen uns nicht darüber täuschen: — das Bekenntnis ist vielen, sehr vielen im neuen Deutschland aus der Seele geschrieben. Allen denen, die den Standpunkt vertreten, daß die Moral mit der Politik nichts zu schaffen habe, und daß Macht vor Recht gehe, wo es sich um irgendwelche „nationalen" oder „Kultur"-Aufgaben handelt. Hat Rhodes auch die Vollendung seines Werkes nicht erleben dürfen, ja sollte dieses Werk am letzten Ende noch scheitern, so hat er doch immer Großes für sein Vaterland gewollt: die Vereinigung Südafrikas unter englischer Flagge. So großem Wollen aber sind alle Mittel erlaubt, und ein Narr, der sich darüber aufhält,

daß sie nicht immer die reinlichsten sind, daß sie durch die grauenvollsten Verbrechen, durch Ströme von Blut und durch das Jammergeschrei von Millionen Menschen führen.

„Ein kindisches Vergnügen war's immer", schreibt Harden in seiner „Zukunft", „der nach Moralitäten lüsternen Menge zu zeigen, wie schlechte Kerle die großen Männer des Handelns gewesen sind. Gerade die feinsten Geister haben sich weislich gehütet, die im Gewühl des politischen Kampfes Führenden mit idealen Forderungen zu belästigen. Kant: ‚Noch kein Philosoph hat die Grundsätze des Staates mit der Moral in Uebereinstimmung bringen und doch auch keine besseren, die sich mit der menschlichen Natur vereinigen ließen, vorschlagen können.' Goethe: ‚Der Handelnde ist immer gewissenlos; es hat niemand Gewissen, als der Betrachtende.' Schiller: ‚Wärme mir Einer das verdroschene Märchen von Redlichkeit auf, wenn der Bankerott eines Taugenichts und die Brunst eines Wollüstlings das Glück eines Staates entscheiden.' Macaulay: ‚Die Axiome der Politik sind so beschaffen, daß der gemeinste Räuber sich scheuen würde, sie seinem zuverlässigsten Spießgesellen auch nur anzudeuten; sich selbst sogar würde er sie nur in sophistischer Verbrämung anzubieten wagen.' Wer, als ein Betrachtender, solche Willensmenschen verabscheut, ist nicht zu tadeln. Nur darf er dann nicht Politik treiben, die Frucht politischer Arbeit genießen wollen, sondern muß sich in einen sanften Anarchismus bequemen. Die Heilandsreiche sind nicht von dieser Welt. Als Bonaparte aufbrüllte, die Gesetze der Sitte und Sittlichkeit seien nicht für ihn gemacht, sprach er aus, was mancher minder Hochgewachsene empfunden hat. Nicht jeder Staatsmann ist aus Ajaccio, nicht jeder Laetitia's Sohn; zur Fälschung von Banknoten und zum Plan einer Höllenmaschine, die das Bourbonenhaus in die Luft sprengen sollte, hätten kultiviertere Genies sich am Ende doch nicht so leichten Herzens entschlossen. Aber auch Bismarck, der aus anderem Stoff war als der Korse, hat als Politiker Mittel nicht verschmäht, die er als Privatmann weit von sich gewiesen hätte. Deshalb hat ihn Liebknecht jahrzehntelang den Depeschenfälscher genannt. Deshalb soll jetzt, wie ein Schandfleck an seinem Wesen, die Thatsache verborgen werden, daß er 1866 Herrn von Bennigsen zum Landesverrat dingen wollte. Denn wir möchten uns die ehrwürdige Hypokrisie bewahren, daß unser Streben nach dem Ziel langt, die Tugend zur Herrschaft zu bringen. Wir sind Christen, sind Altruisten. Nietzsche sagt freilich: ‚Der ganze „Altruismus" ergiebt sich als Privatmann-Klugheit; die Gesellschaften sind nicht „altruistisch" gegen einander. Das Gebot der Nächstenliebe ist noch niemals zu einem Gebot der Nachbarliebe erweitert worden. Der Staat ist die organisierte Unmoralität.' Doch wir fordern Politiker von evangelischer Lauterkeit. Fordern wir sie wirklich? Ja. Könnten wir sie brauchen? Nein. Mit Tolstoj als Präsidenten oder Premierminister könnte man keinen Staat machen; nicht einmal eine Sozialistengesellschaft, die doch auch leben müßte und sich fortpflanzen möchte. Wir brauchen Politiker, die den Mut zu unseren Begierden

haben und bereit sind, uns die Verantwortung abzunehmen. Doch wehe ihnen, wenn sie sich ertappen lassen, wenn man dahinter kommt, daß sie keine Säulenheiligen sind! Es ist wie mit den Bankdirektoren. Die sollen auch in schlechten Jahren für fette Dividenden sorgen: sonst sind sie unfähig; aber nur ganz saubere Geschäfte machen: sonst sind sie Spitzbuben. Und ein Staatsmann soll noch tugendsamer sein als ein Bankdirektor und unseren empfindlichen Nasen alles ersparen, was nach der Schwarzen Küche des Macchiavellismus stinkt.

„Früher war's immerhin leichter, Herrn Hypokrit zu befriedigen. Noch war den Menschen nicht der Segen der ‚Oeffentlichkeit' gespendet; der Volkschor wurde erst gerufen, wenn die Bühne abgefegt und blank gescheuert war; und heroische Verbrechen entbinden die einbildnerischen Kräfte und stimmen auch harte Herzen zu mitleidiger Furcht: so großes Geschehen könne auch sie aus dem rechten Wege drängen. Ein Staatsmann, der mit Blut und Eisen arbeitet, an sein Unterfangen das Leben setzt und mit Helmbusch oder Degen die Kämpfenden zu sich winkt, darf, selbst wenn er besiegt wird, auf mildes Urteil hoffen. Die napoleonischen Feldzüge haben vier Millionen Menschen ums Leben gebracht: sie waren doch schön, sie leben im Heldenlied, und die Söhne des vom kleinen Korporal entvölkerten Landes preisen ihn mit Bérangers geflügelten Worten. Grausamkeit kann großartig wirken; jeder heroisch geführte Kampf weckt die Erinnerung an alte Urstände der Natur, wo dem einzelnen wie der Gesamtheit das Schwert die Entscheidung brachte. Aber ein Macchiavellismus, der mit modernen Mitteln arbeitet! Ein in eine belagerte Stadt eingesperrter Politiker, der sich die Londoner Minenkurse heliographieren läßt . . . Doch auch in den Gedanken müssen wir uns endlich schicken, daß die Tage der Rittersitte vorüber sind, vorüber, rief Burke schon, die Zeiten keuschen Ritterstolzes, der den Schimpf wie eine Wunde empfand, das rohe Handwerk adelte und dem Verbrechen die Hälfte seiner Schrecknisse nahm; Sophisten, Oekonomen, Rechenmeister herrschen heute, wo einst Helden fochten. Das wurde 1790 geschrieben und ist nach hundertundzwölf Jahren noch nicht in das Bewußtsein der Völker gedrungen."

Diese Theorien haben wenigstens den Vorzug einer gewissen Offenheit und Folgerichtigkeit. Sie sind deshalb auch erträglicher, als solche, bei denen derselbe materialistische Standpunkt mit dem „christlichen" Mäntelchen verdeckt werden soll. Jedes Kompromiß des Christentums mit der in Wirklichkeit herrschenden politischen Praxis ist von Grund aus unwahr und unmöglich. Das müssen wir uns ehrlich sagen, auf die Gefahr hin, an unserem Bewußtsein, Christen zu sein, irre zu werden. Die Thatsache läßt sich nicht bestreiten: die Politik ist nicht christlich und ist nie christlich gewesen. So lange wir unseren Begierden fröhnen wollen, auf die Früchte der Ungerechtigkeit nicht glauben verzichten zu können, so lange brauchen wir auch „Männer, die den Mut zu unseren Begierden haben", die die blutige Saat der Ungerechtigkeit für uns ausstreuen, deren Früchte wir angeblich nicht entbehren können.

So lange sind wir auch Mitschuldige jener Männer. Es geht nicht an, sich des gestohlenen oder geraubten Gutes zu freuen und den, der den Mut gehabt, es für uns zu stehlen oder zu rauben, aufzuhängen. Das wäre — mindestens geschmacklos.

Ganz anders aber stellen sich die Dinge, wenn wir die Frage aufwerfen: ist es absolut notwendig, daß die Völker einander bestehlen, berauben, morden? Hat diese sublime politische Weisheit der Menschheit jemals zum Segen gereicht? Sind die errungenen Erfolge die Opfer wert gewesen, nicht nur an äußeren Gütern, an Leib und Leben, sondern auch an Menschenwürde, an Gesittung, an allem, was den Menschen erst zu einem Kinde Gottes macht, was dem Leben erst den eigentlichen Wert verleiht, es über die rein tierische Existenz hinaushebt? Und da kann die Antwort für den Kundigen nicht zweifelhaft sein. Mit Grausen wenden wir die Blätter der Geschichte: ein pestilenzialischer Blut- und Modergeruch schlägt uns fast aus jeder Seite entgegen, all der benebelnde Weihrauch von „Ruhm" und „Heldengröße" vermag uns nicht darüber zu täuschen, daß hier unendlich viel mehr Menschenglück vernichtet als gestiftet wurde. „Die napoleonischen Feldzüge", sagt Harden, „haben vier Millionen Menschen ums Leben gebracht", und doch seien sie „schön" gewesen. Warum? Weil eine eitle Nation verblendet genug war, sich in dem Glanze einer gloire zu sonnen, die sie mit ihrem eigenen Verfall und mit den abscheulichsten Verbrechen gegen andere Völker erkauft hat. Wo waren oder sind denn die vier Millionen Menschen, die dadurch glücklich gemacht wurden? Wo die unzähligen Beglückten, die den unzähligen Leidtragenden dieser Raubzüge gegenübergestellt werden könnten? Aber — schön war's doch, meint Harden: die Raubzüge „leben im Heldenliede"! Auch eine Rechtfertigung für die Vernichtung von vier Millionen Menschenleben und die Verwüstung fast der ganzen alten Kulturwelt! Da möchten wir doch lieber auf die „Heldenlieder" verzichten!

Aber es ist nun einmal so, ist immer so gewesen, und wir werden die Welt nicht ändern. Auf diesen unvermeidlichen Einwand bin ich gefaßt. Denjenigen aber, die ihn erheben, möchte ich zur geneigten Erwägung geben, daß, wenn diese Erkenntnis immer als der Weisheit letzter Schluß gegolten hätte, die Menschen wahrscheinlich noch in Höhlen hausen, jedenfalls aber nicht auf elektrisch betriebenen Wagen durch elektrisch beleuchtete Straßen fahren würden. Und doch hätte man noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit den für irrsinnig erklärt, der solches für möglich gehalten, und den auf dem Scheiterhaufen als Hexenmeister verbrannt, der solches etwa vorgeführt hätte. Plato konnte sich auch nicht vorstellen, daß jemals eine Kultur ohne Sklaven möglich sein werde, und das war — Plato!

Auf keine Erkenntnis thut sich unsere Zeit soviel zu gute, wie auf das „Gesetz der Entwicklung". Es erscheint ihr durchaus möglich, daß unser Geschlecht den unabsehbaren Weg vom „Protoplasma" zum Menschen zurückgelegt

habe, daß die Vorfahren von Geistern wie Goethe, Kant, Shakespeare u. s. w. als wilde Bestien auf den Bäumen des Urwalds umhergesprungen seien. Aber daß die Menschheit jemals eine Stufe der Vernunft ersteigen könnte, auf der sie ihren eigenen Vorteil wahrnimmt und ihr Gemeinschaftsleben nach Gesetzen regelt, die der Staat und jeder einzelne für sich schon längst als vernünftig und heilsam und darum auch als maßgebend anerkennen, das halten unsere Aufgeklärten für völlig undenkbar. Wie wenig haben doch die ungeheuren Perspektiven, die uns die neuere Wissenschaft erschlossen hat, den engen Sinn der Zeitgenossen zu erweitern vermocht, wie wenig sind uns die praktisch-ethischen Ergebnisse dieser Wissenschaft in Fleisch und Blut übergegangen! Gerade sie sollten den mächtigsten Anstoß zu freudigem Fortschreiten auf allen Gebieten geben, uns mit froher Zuversicht erfüllen, unsern Blick zu den morgenroten Gipfeln einer unübersehbaren Zukunft lenken. Statt dessen ein ethischer Pessimismus, der im schroffsten Widerspruch zu all der vermeintlichen wissenschaftlichen Erkenntnis steht. --

Harden erwähnt die angebliche „Thatsache", daß „Bismarck 1866 Herrn von Bennigsen zum Landesverrat dingen wollte." Angenommen, die Thatsache sei eine solche, was würde damit bewiesen sein, wenn sich mit solchen Beispielen überhaupt was beweisen ließe? Doch nur das Gegenteil der Behauptung, daß der Staatsmann kein unlauteres Mittel verschmähen dürfe. Denn der Versuch mißlang bekanntlich, und siehe da, es ging auch so. Das unlautere Mittel erwies sich als entbehrlich. Und so mögen die Politiker auch in vielen anderen Fällen krumme Wege eingeschlagen haben, wo die geraden vielleicht ebenso oder noch eher zum Ziele geführt hätten. Galt es doch lange Zeit geradezu als ein Dogma, daß die eigentliche Kunst der Politik und Diplomatie in der Anwendung lichtscheuer Mittel bestehe. Man denke nur an den Macchiavellismus.

Gewiß liegen die Dinge heute noch so, daß Konflikte zwischen politischen Notwendigkeiten und sittlichen Möglichkeiten unvermeidlich sind. Aber ist es unsere Aufgabe, diesen Zustand zu preisen, ihn als unantastbares Erbteil auf unsere Nachfahren fortzupflanzen und diejenigen zu verherrlichen, die auch ohne zwingende äußerste Notwendigkeit, aus bloßer Gier nach Macht und Herrschaft, Recht und Moral mit Füßen treten? Auf dieser abschüssigen Bahn aber bewegen wir uns, wenn wir Leute wie Cecil Rhodes als nachahmenswerte Beispiele feiern, ihnen auch nur eine gewisse Bewunderung zollen. Und die ist in zahlreichen deutschen Blättern würdelos genug zum Ausdruck gekommen. Man sollte es nicht für möglich halten, und doch ist es dem geriebenen Spekulanten gelungen, vielen guten Deutschen, darunter sehr maßgebenden, mit seinen lumpigen paar Stipendien, die er für deutsche Studierende an der Oxforder Universität testamentarisch ausgesetzt hat, Sand in die Augen zu streuen. Noch übers Grab hinaus hat er seine imperialistischen Pläne zu fördern gesucht, getreu seinem Ausspruche: „Jeder Mensch hat seinen Preis, für den ich ihn kaufen kann." So meinte

er auch, deutsche Studenten für seine imperialistischen Interessen kaufen zu können, wenn er sie „für sein Geld“ an einer englischen Universität studieren ließ. Immer doch ein paar deutsche Englandfreunde mehr, den geringen Aufwand sind sie schon wert, und der Eindruck auf das dankbare Gemüt der Deutschen ist um so größer. Sie sind ja mit so Wenigem zufrieden, sie sind ja „nur“ Deutsche.

Mit Geld glaubte er alles machen zu können. Einem in seinem Sinne wirkenden deutschen Missionar erklärte er: „Wenn Ihre aufsichtführende Behörde Sie entlassen sollte, so kommen Sie zu mir; ich gründe Ihnen mit meinem Gelde (!) eine unabhängige Gemeinde.“

„Das eben kennzeichnete diesen Mann“, schreibt ein Deutscher, der „jahrzehntelang mit Rhodes zusammen in Südafrika gelebt hat“, im „Reichsboten“, „daß ihm in seinem brutalen Materialismus jedes Verständnis dafür abging, daß wenigstens andere Leute ehrenhafte Grundsätze haben könnten. Als er einen meiner Freunde von großer südafrikanischer Erfahrung seiner De Beers Company dienstbar machen wollte und ihm gesetzwidrige Schiebungen bei der Bilanzaufstellung zumutete, wies dieser unter Berufung auf das Gesetz dieses Ansinnen zurück, worauf Rhodes höchst erstaunt über einen so — unpraktischen idealistischen Deutschen mit cynischem Gelächter ausrief: ‚Gesetz? Ach was, Gesetz! Ich bin mein Lebtag nur erfolgreich gewesen, wenn ich das sogenannte Gesetz überschritt!‘

„Kreaturen sind sie alle gewesen, die für Cecil Rhodes ‚arbeiteten‘, Kreaturen sollen alle diejenigen sein, die er durch seine Legate zu Britenlakaien machen möchte. ‚Jeder Mann hat seinen Preis‘ — den deutschen Studenten, der in Oxford ‚Kulturmission des Britentums‘ lernen soll, hat Herr Rhodes auf 5000 Mk. eintaxiert! Hoffentlich findet sich kein deutscher Student, vor allem kein deutscher Theologe, der dafür die Britenjacke anzieht, und kein deutscher Vater, der nicht seinen Sohn lieber Steine karren ließe, ehe er ihn sich und seinem deutschen Volkstum durch Rhodessches Sündengeld entfremdet! Ich dächte, dieser Krieg, der dem maßlosen, unerträglichen britischen Uebermut endlich die längst verdiente Knute verabfolgte, hätte vor allem auch bewiesen, daß man mit Geld doch noch nicht alles machen kann. Man hat mit Geld nicht die Heldenführer der Buren bestechen können, und diejenigen, die heute über das ‚hochherzige‘, ‚völkerverbindende‘ Legat eines Rhodes entzückt sind, mögen es sich gesagt sein lassen, daß wir gegebenen Falles dieser neuen Sorte Renegaten noch schärfer in Südafrika auf die Finger sehen und klopfen werden, als wir es den bisherigen Renegaten schon besorgten. ‚Großmütig‘ ein paar wahrhaft lumpige Legate auswerfen, ist doch kein Ruhmestitel für einen Menschen, der notorisch ein sicheres Jahreseinkommen von 40 Millionen Mark und darüber hatte! und das ‚kommerzielle Genie‘ oder den ‚großen Finanzpolitiker‘ spielen ist kein Kunststück, wenn man Zeit seines Lebens nichts anderes that, als anderen

Leuten ihr Land und ihre Minen stehlen und sich zu bereichern mit dem sauer erworbenen Spargeld der kleinen, arbeitenden Leute. Es ist sehr passend, daß die anständige englische Presse gegen die ‚Apotheose eines Rhodes, der auch nicht Einen Penny für die Armen testiert hat‘, protestiert. In seinem Kimberley laufen zu Hunderten die in den Diamantminen verunglückten, amputierten armen Schwarzen herum, das Mitleid, bettelnd und in Lumpen gehüllt, auf den Gassen anflehend, weil der ‚große‘ Rhodes es niemals der Mühe wert hielt, diesen Aermsten, die ihm in Sklavenfrohndienst die Diamanten aus der Erde holten, auch nur die geringste Invalidenrente zu schaffen. . .“

* * *

Die Bewunderer solcher „Kraft- und Herrenmenschen“ meinen natürlich, daß sie damit selber Proben einer grausam-schönen Kraft- und Herrengesinnung ablegen. Ich sehe in solchen devoten Verbeugungen vor den Aeußerungen eines rücksichtslosen, fremde Rechte niedertretenden Machtwillens nur ein Zeichen innerer Schwäche, nur die alte deutsche Bedientenhaftigkeit und Knechtseligkeit. Der Deutsche ist dann stark, wenn sich seine nationale Persönlichkeit, sein eigenstes Fühlen und Denken kräftig gegen den sich ihm aufdrängenden fremden Geist aufbäumt und durchsetzt, wenn er sich mit seiner Eigenart der anderer Völker gewachsen und überlegen fühlt. Und der Geist eines Rhodes — er soll hier nur als Typus gelten — ist gewiß alles andere eher als deutsch. Haben wir solchem Geiste keinen besseren und im Grunde doch viel mächtigeren entgegenzusetzen? Haben z. B. unsere Vorfahren in den Freiheitskriegen nicht das Größte geleistet, was überhaupt ein Volk leisten kann, und ist da auch nur eine Spur von der niedrigen Verbrecherschlauheit und -Frechheit eines Rhodes? Waren der Reichsfreiherr vom Stein, die Arndt, Blücher u. s. w. etwa sentimentale Schwächlinge, haben sie nicht, ein jeder auf seinem Posten, reale Erfolge errungen, wie auch Bismarck keine größeren errungen hat? Es ist Thorheit, den Deutschen zuzumuten, sie sollten gegen ihr besseres Selbst zur Größe und zum Glücke gelangen. Jene „Nationalen“, die sich eine Größe des deutschen Volkes nur denken können, nachdem es sich seiner edelsten nationalen Eigenart entäußert hat, verstehen unter „national“ jedenfalls etwas anderes als ich. Nicht aus dem englischen oder amerikanischen Geiste heraus hat unser Volk seine größten Thaten auf geistigem und politischem Gebiete verrichtet, sondern aus dem deutschen mit all seinen idealen Skrupeln und Zweifeln, die man vielleicht „schulmeisterhaft“ nennen mag, die aber den Wert des deutschen Volkstums und damit seine Weltstellung bedingen. Wir sind nun einmal die Schulmeister der Welt, berufen, anderen Völkern das Banner der Gesittung und Kultur voranzutragen, und wir würden uns gegen diese unsere höhere Bestimmung nicht straflos versündigen. Nicht alles, was andere Völker als für sich erlaubt erachten, dürfen wir uns erlauben. Dafür sind wir Deutsche, und darin gipfelt unser nationaler Stolz. Und wir büßen dadurch

nichts an Kraft und Größe ein; gerade dieses Bewußtsein einer höheren Bestimmung verbürgt uns den eigenen Wert und die führende Stellung unter den Völkern. Wie das Gewissen der gesitteten Welt im Burenkriege nirgends wärmer und klarer geredet hat als in Deutschland, so soll es, unbestochen von allen gleißenden Vorspiegelungen falscher Größe, auch fürder laut in deutschen Herzen schlagen.

* * *

Es ist kein Zufall und auch kein Widerspruch, daß die Vertreter brutaler Macht- und Erfolgspolitik meist in submissester Devotion ersterben, wenn sie selbst mit einem souveränen Machtwillen in nähere oder fernere Berührung kommen. Wer in der bloßen Macht die höchste Instanz verehrt, verurteilt sich ihr gegenüber zur Selbstentäußerung, zum Verlust aller jener persönlichen Rechte und sittlichen Freiheiten, die ihren Ursprung aus anderen Quellen als aus der Macht herleiten. Ein solches „Herrenmenschentum" sollte aber doch richtiger — Lakaientum heißen. Es waren immer die vor jedem Stirnrunzeln ihres Gebieters schlotternd in die Knie sinkenden Lakaien und Schranzen, die ihre Herren zur Ausbeutung der Macht auf Kosten der Rechte anderer anspornten, und die selber nach unten hin „Machtpolitik" trieben, indem sie den von ihnen Abhängigen hochmütig und willkürlich begegneten. Und so sehen wir auch im modernen Deutschland die Blüten skrupelloser machtpolitischer Gesinnung und nicht minder skrupelloser byzantinischer Selbstentmannung in holder Eintracht meist an demselben Zweige prangen. Schon diese Beobachtung sollte an der Echtheit des modernen politischen Herrenmenschentums Zweifel erwecken.

* * *

Zu welchen Zuständen eine Machtpolitik führt, die den jeweiligen Besitz der äußeren Gewalt über alle anderen Rechtstitel stellt, das lehren auch die entsetzlichen Ereignisse in Belgien, wo eine Minderheit ihre Herrschaft so lange zur wirtschaftlichen, geistigen und politischen Entrechtung der Massen mißbraucht hat, bis es zu offenem Aufruhr und blutigen Straßenkämpfen gekommen ist. In diesem, in der Hauptsache vom Klerus regierten Lande giebt es 25 Prozent Analphabeten und herrscht ein wirtschaftlicher und sozialer Notstand, der nicht greller beleuchtet werden kann, als durch die letzten Berichte des deutschen Konsuls in Lüttich. „In der Provinz Lüttich", schreibt der Konsul, „werden in sämtlichen Kohlengruben 32 992 Personen beschäftigt; von diesen waren thätig

	unter der Erde	über der Erde
Männer und Knaben über 16 Jahre	23 503	5598
Knaben von 14 bis 16 Jahren	1 184	292
Knaben von 12 bis 14 Jahren	393	194

„Also zarte Knaben von 12 Jahren müssen unten in den Kohlengruben arbeiten, 415 Mädchen von 12 bis 16 Jahren sind in dieser einen Provinz in den Kohlengruben über der Erde thätig. Ich sah 1886 junge

Frauen sich zur Kohlenarbeit unter der Erde begeben, die mit 22 bis 23 Jahren einer Greisin gleichen, das Haar schneeweiß, die Züge welk und schlaff, ein Bild des Jammers. Ein Streikkomitee in einem kleinen weltverlorenen Dorfe bei Mons war für mich eine furchtbare Anklage auf die bestehenden Gewalten! Ich glaubte, zwölf Schwindsüchtige in dem letzten Stadium vor mir zu sehen; nur wenige konnten schreiben; alle hatten nichts zu beißen und zu brechen."

Und das geschieht unter den Augen und unter der Herrschaft eines christlichen Königs und frommer Diener der christlichen Kirche! Da kann man es wohl beklagen, aber nicht unbegreiflich finden, wenn das Volk in seiner Erbitterung sich zu Gewaltthaten hinreißen läßt. Sie haben vorläufig mit einem Pyrrhussiege der Machthaber geendet, in keinem Falle aber wird es diesen gelingen, die berechtigten Forderungen des Volkes dauernd mit Gewalt zu unterdrücken, und je länger sich die herrschenden Klassen jenen Forderungen widersetzen werden, um so verhängnisvoller wird die Katastrophe über sie und das ganze unglückliche Land hereinbrechen. Schon haben Mitglieder der bewaffneten Macht ihre Sympathien für das Volk offen zur Schau getragen. Und so wahr auch das Wort, daß „der Säbel sticht und die Flinte schießt", so wenig kann man doch immer mit absoluter Sicherheit wissen, gegen wen sich diese ultima ratio höchster politischer Einsicht unter Umständen richten wird.

Auch unsere übereifrigen Umsturzbekämpfer sollten sich die Ereignisse in Belgien zur Lehre und Warnung dienen lassen. Es giebt bei uns immer noch wunderliche Heilige, die am liebsten die ganze Sozialdemokratie mit drakonischen Ausnahmegesetzen „ausrotten" würden, und es giebt sonst ganz verständige Leute, die unser allgemeines gleiches geheimes und direktes Wahlrecht, um das die Belgier noch vergeblich kämpfen, lieber heute als morgen aufheben möchten. Nun ist dieses Wahlrecht gewiß kein ideales. Ganz abstrakt verstanden, haben diejenigen recht, die in der Gleichheit der Stimmen eine Ungerechtigkeit sehen, da doch die Menschen nicht gleich seien, ihre Stimmen daher auch nicht gleich gewertet werden dürften. Aber diese Ungerechtigkeit ist nur eine scheinbare und eben rein abstrakte. In Wirklichkeit wird sie durch den größeren Einfluß der wirtschaftlich, geistig und sozial Höhergestellten und Herrschenden mehr als ausgeglichen. Denn die verfügen nicht etwa nur über ihre persönliche Stimme, sondern, vermöge ihres größeren Einflusses, auch über eine entsprechend größere Zahl anderer Stimmen. Oder kann von einer Gleichheit der Wahlbeeinflussung zwischen Krupp oder Stumm und einem ihrer Arbeiter die Rede sein? Krupp und Stumm dürfen zwar persönlich nur je eine Stimme abgeben, sind sie aber deshalb in Bezug auf die Wahlen ihren Arbeitern nur gleich berechtigt? In Wahrheit sind sie ihnen gegenüber um die vielen Tausende von Stimmen bevorrechtet, die ihnen ihre soziale Stellung verschafft. Und ähnlich liegen die thatsächlichen Verhältnisse überall in Stadt und Land. Hier die Industrieherren und Kapitalisten, dort die größeren Grund-



besitzer, die weit über ihre eigenen Stimmen hinaus die Wahlergebnisse beeinflussen. Nun noch der ganze Verwaltungsapparat der Regierung, die abhängige Beamtenschaft u. s. w. u. s. w. — es ist da in einem gewissen Sinne allerdings schwer, von einer „Gleichheit" des Wahlrechts zu reden. Und dasselbe gilt für die geistig führenden Persönlichkeiten, für sie vielleicht in besonders hohem Maße. Auch der geistige Aristokrat, der sich im öffentlichen Leben bethätigt, ist keineswegs irgend einem beliebigen Schwachkopfe in der Gestaltung der Wahlergebnisse nur gleichberechtigt. Außer seinem politischen Rechte übt er das natürliche seiner geistigen Ueberlegenheit aus, und die bringt am letzten Ende immer die Entscheidung.

Wir müssen uns endlich mit der Erkenntnis vertraut machen, daß es heutzutage nicht mehr möglich ist, irgendwelche geistigen Kämpfe mit anderen als mit geistigen Waffen auszufechten. Im Zeitalter der Reformation konnte die politische und geistige, ja die religiöse Verfassung der Völker noch von den persönlichen, dynastischen und sonstigen Interessen der Machthaber maßgebend bestimmt werden. Ganze Länder, die zum Protestantismus übergetreten waren, sind mit Gewalt in den Schoß der katholischen Kirche zurückgeführt worden und katholisch geblieben. Dergleichen ist heute nicht mehr möglich. Die großen Massen des Volkes sind mündig geworden. Was die Arbeiterbewegung an Rechts- und Freiheitsbewußtsein, an Kritik und Selbstbestimmung in die breiten Schichten hineingetragen hat, kann keine Macht der Erde wieder rückgängig machen. Und wir brauchen das, auch vom christlichen und nationalen Standpunkte aus, nicht zu bedauern. Wir könnten es nur dann bedauern, wenn uns der christliche und nationale Gedanke nur als Mittel zu eigensüchtigen Zwecken dienten. Sehen wir aber von allen Herrschaftsgelüsten und materiellen Interessen ab, in denen wir uns durch das Aufstreben der Massen bedroht fühlen, so können wir darin nur ein Emporschießen ungeheurer nationaler und sittlicher Kräfte begrüßen, die bisher, wie unter einer Eisdecke, niemand zu Nutz, in dumpfem Schlafe brach gelegen haben. Welch' eine Bereicherung des geistigen Volksvermögens, wenn alle die Hunderttausende, ja die Millionen, die bisher teilnahmslos dahinvegetierten, sich willen- und gedankenlos in ein stumpfes Dasein als Arbeitstiere ergaben und nur in den Listen der Armee politisch mitzählten, — wenn all' dies bisher unterbundene frische Blut kräftig den Volkskörper durchströmt, belebend an den geistigen und politischen Aufgaben der Nation mitschafft. Wir dürfen unsern Blick nicht kurzsichtig und ängstlich an den Auswüchsen der Bewegung haften lassen, wir müssen weiter schauen, den weltgeschichtlichen Vorgang zu begreifen suchen, der sich unter unseren Augen zu vollziehen beginnt. Denn wir sind eben erst am Anfange. Daher das viele Abstoßende, Widerspruchsvolle, Beängstigende der Bewegung. Noch ein weiter Weg ist bis dahin, wo aus der chaotischen Bewegung soziale Gebilde entstanden sein werden. Wohl ist der Strom verunreinigt, aber er führt Gold auf seinem Grunde. Leben ist, was wir vor allem brauchen. Ist Leben da, so wird es sich auch nach Gottes

Gesetzen gestalten, dafür wollen wir ihn nur sorgen lassen. Wir aber haben kein Recht, emporsprießendes Leben zu zertreten, nur weil wir uns dadurch in unseren Interessen und liebgewordenen Gepflogenheiten gefährdet glauben. Mit je größerer Gerechtigkeit wir die Macht, über die wir noch verfügen, ausüben, umsoweniger haben wir für sie zu fürchten, soweit sie sich selbst auf Gerechtigkeit gründet.

Das ist auch die Meinung von Professor Rudolf Sohm, die er kürzlich in der „Deutschen Monatsschrift" wieder ausgesprochen hat. Es wäre zu wünschen, daß der so klare und eindringliche Appell an den gesunden Menschenverstand endlich Beherzigung fände, nicht zuletzt bei den staatlichen Gewalten. Dazu gehört aber wenigstens der gute Wille, und an dem scheint es manchen freilich zu fehlen! Professor Sohm schreibt:

„Jedermann weiß, daß von den Millionen sozialdemokratischer Wähler nur wenige überzeugte Republikaner und noch weniger überzeugte Atheisten sind. Hätte die Sozialdemokratie diese beiden Gedanken wirklich zu ihrem Hauptinhalte, so würde sie gar nichts für unser deutsches Volk bedeuten. Jedermann weiß, daß die Kraft der Sozialdemokratie ganz allein in dem Streben der niederen Menge nach einer besseren Lebenshaltung, an erster Stelle in dem Aufstreben der Arbeiterschaft beruht. Die Arbeiterinteressen haben aber in Wahrheit nicht den geringsten inneren Zusammenhang mit den eigentümlich sozialdemokratischen Ideen. Im Gegenteil! Nicht die Republik, sondern das Königtum ist der geborene Bundesgenosse der Niederen. Und nicht der Atheismus, sondern gerade das Christentum ist die gewaltige Großmacht, die unwiderstehlich dem sozialen Gedanken immer weitere Bahn schafft. Das liegt so klar vor jedermanns Auge, daß auch der Blödeste es begreifen muß. Das Bündnis zwischen Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie ist ein naturwidriges. Darum ist ganz zweifellos, daß dieses Bündnis eines Tages aufhören wird. Denn die Wahrheit siegt. Das ist das allergewisseste in der Weltgeschichte. Das Bündnis von Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung ist eine Folge der Ungerechtigkeit, welche die herrschenden Klassen (nicht ohne Mitschuld der Arbeiter) gegen die Arbeiterbewegung geübt haben. Das Mittel, welches ich für die Trennung der Arbeiterbewegung von der Sozialdemokratie vorschlage, ist: Gerechtigkeit. Ich sage: Den Arbeitern muß in ihrem Kampf für ihre wirtschaftlichen Interessen Sonne und Wind ganz ebenso zugeteilt sein wie ihren Gegnern. Dazu gehört auch, daß man die sozialdemokratische Theorie, so lange sie bloße Lehre ist — und das ist sie — von Staates wegen gerade so frei läßt wie jede andere Lehre ...

„Es kommt darauf an, daß die sozialdemokratisch beeinflußte Volksmenge den nationalen Staat nicht als ihren Gegner, sondern als die Grundlage ihres Daseins und Gedeihens begreifen lernt. Das ist augenblicklich eine Lebensfrage für uns, die Frage, von deren Lösung unsere ganze innere und zum Schluß auch unsere außenpolitische Entwickelung abhängt. Ein solches Umdenken der Menge, aus dem eine nationale Arbeiter-

partei (an Stelle der Sozialdemokratie) sich langsam, aber mit Naturgewalt entwickeln wird, kann nur durch gerechte Handhabung der Staatsgewalt, kann nur dann erreicht werden, wenn die Menge praktisch wahrnimmt, daß die Gewalt des nationalen Staates ihr gerade so dient wie jedem andern."

Die Anklagen gegen die Auswüchse der Arbeiterbewegung wandeln sich in eine vernichtende Selbstanklage der herrschenden Klassen, sobald die Frage aufgeworfen wird: Warum hat man die ganze Arbeiterfrage und -bewegung ausschließlich der Sozialdemokratie überlassen?

* * *

In der „Berliner Volkszeitung" lese ich: „Noch eine Million ist, wie in der letzten Versammlung des Kirchenbauvereins in Berlin mitgeteilt wurde, für die Ausschmückung der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche nötig. Das Bauwerk kostet schon jetzt 4244000 Mark einschließlich Grunderwerb. Die Kirche wird also, wenn noch die in Aussicht genommene Million hineingebaut sein wird, rund $5^1/_4$ Millionen Mark kosten. Dafür hätten — obwohl allerdings eine Notwendigkeit hierfür nicht vorliegt — in Berlin mindestens zehn andere, und zwar recht große Kirchen gebaut werden können. Diese Thatsachen möge man beachten, wenn wieder einmal draußen im Lande die Orthodoxie in ihren bekannten Traktätchen allerlei Schreckensbilder entwirft, um fromme Seelen zu Spenden für die Behebung der vermeintlichen Berliner Kirchennot zu bewegen."

Fünfeinviertel Millionen für eine Kirche, und dabei kann man fast alle Tage in der Zeitung lesen, wie dieser Mann oder jene Frau aus Nahrungssorgen in den freiwilligen Tod gegangen oder buchstäblich verhungert ist! Mit solchen Summen könnte dem ganzen Elend der Reichshauptstadt abgeholfen, könnten Tausende von Existenzen aus moralischer und physischer Verzweiflung gerettet werden. Für den Aermsten, der sich an die öffentliche Wohlthätigkeit wenden muß, sind nur zu oft „keine Fonds" vorhanden. Aber in der Zeitung liest er, daß für eine einzige Kirche vier Millionen verausgabt worden sind und noch eine weitere Million flüssig gemacht wird. Da muß er freilich den unbezähmbaren Drang verspüren, schleunigst — in die Kirche zu gehen und seinen knurrenden Magen an der schönen „Ausschmückung" und den schönen Worten des Evangeliums zu sättigen. Und er wird zeitlebens ein treuer Anhänger dieser Kirchengemeinschaft bleiben, die so großer Opfer für fromme Prunksucht und — höhere Wünsche fähig ist. Wenn man weiß, welche „christlichen" Beweggründe bei den Spenden für diese Kirche mitgewirkt und dem Klingelbeutel seine magnetische Anziehungskraft verliehen haben, welcherlei überzeugte „Christen" die frommen Spender vielfach waren, so hält es schwer, ein solches „Christentum" anders als satyrisch zu behandeln.

Dieselbe Erstarrung des religiösen Lebens in Aeußerlichkeiten und Verkennung der wahren Interessen des Christentums prägt sich in den Zwangsmaßregeln aus, die von Staats wegen von Zeit zu Zeit zum „Schutze" der

christlichen Kirchen beliebt werden. So wurde bekanntlich unlängst bei Eugen Diederichs in Leipzig, dem Verleger der deutschen Gesamtausgabe Tolstois, die Broschüre „Der Sinn des Lebens“, die u. a. Tolstois Antwort an den Synod enthält, wegen „Verächtlichmachung der Kirche“ beschlagnahmt. Der Uebersetzer ist daraufhin in Anklagezustand versetzt worden — — wegen Gotteslästerung und wegen Beschimpfung der russischen Kirchengemeinschaft! Mit Recht wurde hiezu bemerkt: „Die Antwort, welche Leo Tolstoi dem Synod auf die Exkommunikation erteilt hat, ist seiner Zeit durch die Zeitungen der ganzen Welt gegangen. Sie ist ein historisches Aktenstück und wird aus der Welt- und Kirchengeschichte nicht mehr verschwinden, mag nun die Beschlagnahme bestätigt werden oder nicht. Was ein Pobjedonoszew versäumt hat, wird jetzt von der königlich sächsischen Staatsanwaltschaft nachgeholt.“ Jeder weitere Kommentar ist wohl überflüssig.

Angesichts solcher Geschehnisse ist es doppelt erfreulich, wenn aus den Kreisen der Diener am Worte Verwahrung gegen einen unerbetenen Religionsschutz eingelegt wird, der nur geeignet ist, den Vertretern des Christentums ihre ohnehin schon so mühselige und vielfach undankbare Arbeit zu erschweren. Solches hat kürzlich der Brandenburger Pfarrer Graue gethan. Die „Brandenburger Zeitung“ war wegen ihres Weihnachtsartikels zu zwei Wochen Gefängnis verurteilt worden, das Gericht hatte in dem Artikel eine Gotteslästerung entdeckt. In einer Sonntagspredigt hat nun Pfarrer Graue folgende Ausführungen gemacht, die er selbst im Wortlaut veröffentlicht:

„— — — — Und dann dürfen wir uns auch nicht wundern über den jämmerlichen Zustand der Verachtung, in dem sich die Gemeinschaft des Glaubens, die christliche Kirche, heute vielfach befindet. Sie ist nach der Meinung der meisten fast nur noch dazu da, durch ihre Gottesdienste einige Stimmungen zu erwecken, dem Staate zufriedene Bürger zu erziehen und bei passenden Gelegenheiten feierlich Ja und Amen zu sagen. Diese bei Freund und Feind herrschende Religionsauffassung ist grell beleuchtet worden durch einen Prozeß, der sich neulich in unserer Stadt abgespielt hat. Die hiesige sozialdemokratische Zeitung hatte Weihnachten einen Artikel gebracht, der in scharfer, schonungsloser Weise Religion und Kirche kritisierte. Es mußte einem Christen gewiß weh thun, diesen Artikel zu lesen. Und doch war dieser Artikel bei aller Verständnislosigkeit für unseren Glauben in seiner Art ein guter Artikel. Denn er war bis auf einige Phrasen, die sich aber in allen Zeitungen finden, warm empfunden und von Begeisterung für wahre, echte Menschlichkeit getragen. So machte er auch in seiner Kritik Halt vor der Person unseres Heilandes, für den er Worte ehrfürchtiger Bewunderung hatte. Für diesen Artikel ist der verantwortliche Redakteur zu einer Gefängnisstrafe von zwei Wochen verurteilt worden. Ich kenne ihn nicht, auch nicht seine Richter. Ich bin überzeugt, daß der Gerichtshof nach bestem Wissen und Gewissen geurteilt hat und vielleicht bei dem Wortlaut der Gesetze nicht leicht anders entscheiden konnte. Aber ich

gestehe, daß ich bei solchen Vorgängen immer ein Gefühl tiefer Scham empfinde. Ist wirklich unsre Kirche so schwach und unsre Ueberzeugung so schlecht begründet und morsch, daß sie richterlichen Schutzes bedarf? ... Vertragen wir so wenig, daß man uns kritisiert?“

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß diese ehrlichen, von echt christlichem Geiste erfüllten Worte dem Pfarrer von gewisser Seite sehr übel genommen wurden. Er habe, so hieß es u. a., auf der Kanzel Kritik an einem Richterspruche geübt, und dazu sei die Kanzel nicht da. Mit Verlaub, das ist eine Entstellung der Sache. Der Pfarrer hat nicht an dem Richterspruche Kritik geübt, sondern an der staatlichen und kirchlichen Gemeinschaft, die solcher Mittel zur Erhaltung der Religion nicht glaube entraten zu können. Er hat ausdrücklich die Richter gegen jeden Vorwurf in Schutz genommen. Aber er hat sich freilich erkühnt, die christliche Wahrheit über die Unfehlbarkeit und Omnipotenz der Staatsraison und in Gegensatz zu dieser zu stellen. Und vor der Staatsraison hat bekanntlich die christliche Kritik Halt zu machen. Eher dürfen sämtliche Glaubensartikel der christlichen Kirche von der Kanzel herab verleugnet werden, als daß die Vollkommenheit der herrschenden Gewalten bezweifelt werden dürfte. Dem Gottessohne darf man am göttlichen Gewande flicken, — er macht sich schließlich nichts daraus — aber die jeweilig bestehende „gottgewollte“ Menschenordnung und -Satzung ist für einen loyalen Staatsbeamten heilig und unantastbar. Und mehr als ein gesinnungstüchtiger Beamter, der für das Brot, das er vom Staate empfängt, den Leuten das Lied des Staates singt und sie zum Gehorsam und zur Zufriedenheit anhält, soll ja der evangelische Geistliche wohl auch nicht sein.

Möglich, daß Pfarrer Graue dem sozialdemokratischen Blatte gegenüber in der Objektivität zu weit gegangen ist, daß er ihm zu viel freundliches Entgegenkommen bewiesen hat. Ich kenne den Artikel nicht, aber ich vermute, daß er, wie alle ähnlichen Artikel, von Unterstellungen und banausischen Ausfällen gegen das Christentum nicht frei sein wird. Dem gegenüber hätte der Pfarrer seinen christlichen Standpunkt vielleicht schärfer betonen können. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, wir könnten die Sozialdemokraten dadurch für das Christentum gewinnen, daß wir unser eigenes Bekenntnis verwässern oder verschleiern. Nur die feste, überzeugungstreue Behauptung und Verteidigung des Grund und Bodens, auf dem wir selber stehen, kann anderen diesen Grund und Boden begehrenswert machen.

Also: es ist möglich, daß Pfarrer Graue seine Ausführungen etwas anders hätte nuancieren können; nicht aus sachlichen Gründen, denn in der Sache hat er zehnmal recht, sondern um Mißverständnissen, nicht zuletzt absichtlichen, den Riegel vorzuschieben. Aber das alles ist nebensächlich. Es kommt auf den Geist an, und der Geist, aus dem heraus Pfarrer Graue gesprochen hat, ist der rechte, denn es ist der Geist Christi, dem nichts ferner gelegen hat, als sein Reich mit Mitteln der Gewalt, mit Ketten und

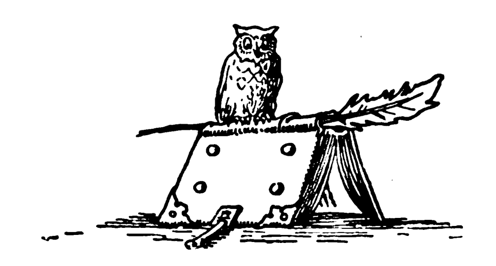
Kerker aufzurichten oder zu beschützen. „Mönchlein, Mönchlein!“ erinnerte vielsagend ein Blatt zu Graues Aeußerungen. Es wäre tief zu beklagen, wenn derartige Befürchtungen sich bestätigen sollten. Lorbeeren sind auf diesem Gebiete nicht zu holen. —

Der früher nationalsoziale, jetzt sozialdemokratische ehemalige Pfarrer Göhre hat in den „Sozialistischen Monatsheften“ einen Aufsatz über „Das religiöse Problem im Sozialismus“ veröffentlicht, in dem mir die Perspektive in die Zukunft besonders bemerkenswert erscheint. Das um so mehr, als sie mittelbar geeignet ist, uns das Auge für die Fehler zu schärfen, die wir vermeiden müssen, wenn anders wir die sozialistischen Arbeitermassen für das Christentum gewinnen wollen. Göhre schreibt:

„In Zukunft aber wird — das ist meine felsenfeste Ueberzeugung — diese Wechselwirkung zwischen dem geschichtsmaterialistischen Sozialismus und der christlichen Religion und ihrer Bethätigung eine noch viel mannigfaltigere, notwendigere und fruchtbarere werden. Das kann nur der bestreiten wollen, der entweder diesem Problem gegenüber seine Augen gewaltsam oder absichtlich verschließt, oder der der Meinung ist, daß das Ende aller Religion und damit auch aller christlichen Religion und der christlichen Kirche nahe vor der Thüre ist. Es wäre das freilich eine sehr kindliche Meinung, in Wahrheit eine vollendete Utopie. Daran ist natürlich nicht zu denken. Gerade in unserer Zeit nicht, wo wir selber das Ende der antireligiösen materialistischen Weltanschauung und eine schnelle Erstarkung nicht nur, sondern Vertiefung und Erneuerung des religiösen Lebens und, auf kirchlichem Gebiet, eine zunehmende Machtsteigerung aller Kirchen, ja zum Teil kirchliche Neubildungen erleben. Nicht bloß für die nächste, sondern für alle absehbare Zeit ist an ein Ende der Religion nicht zu denken; im Gegenteil wird wahrscheinlich gerade eine neue sozialistische Gesellschaft eine neue Blüte religiösen Lebens im spezifischen Gewande der Urlehre Jesu erleben, die den meisten unter den Heutigen noch als direkt unmöglich erscheint.“

Ob es jemals eine „sozialistische Gesellschaft“ geben wird, wie sie Herrn Göhre etwa vorschwebt, darüber kann man nur Vermutungen aufstellen. An ein „Ende der Religion“ ist aber überhaupt nicht zu denken, und auch ich neige zu der Meinung, daß zu der Erneuerung des religiösen Lebens wesentlich der Druck von unten beitragen wird und schon beigetragen hat. Das Christentum fragt nicht darnach, aus welchen Klassen und Schichten es seine Bekenner und Verkündiger, die Bannerträger seiner ewigen Wahrheiten, hernimmt. Die Fahne mit dem Kreuze wird nie zu Boden flattern. Immer wird es Hände geben, die sie ergreifen und siegesgewiß in den Lüften schwingen, wenn sie anderen, ermatteten Händen entsinken will. Und wird das Salz in den oberen Schichten faul, dann gräbt sich das Christentum von langer, langer Hand neues Salz aus tieferen Schichten. Und indes wir über den Verlust des alten noch

klagen, siehe, da hat, ohne daß wir's wußten, göttliche Weisheit schon neues gewirkt. Wer Ohren hat zu hören und Augen zu sehen, der hört und sieht schon heute ein herrliches inneres Wachsen im Baume der Menschheit, ein Raunen und Rauschen geheimnisvoller Säfte. Mögen Blüten und Früchte auch einer ferneren Zukunft vorbehalten bleiben, — unendliches Leben, unendliche Erneuerungskräfte und Reinigungssäfte hat der alte Stamm gerade in unserer Zeit in sich aufgenommen. Schauenden ist es schon heute klar, daß die so viel verlästerten Errungenschaften der „modernen Wissenschaft" und die wie der Leibhaftige gefürchtete soziale Bewegung nur dazu beigetragen haben, hier den Gottesbegriff zu läutern und zu vertiefen, die göttliche Weisheit in immer herrlicherem Lichte erscheinen zu lassen, dort aber das Christentum von dem Rost und Staub einer alternden Gesellschaft zu reinigen, neues Leben in die Erstarrung zu bringen. Hier wie dort und überall in den Himmeln und auf Erden: Alles, alles ein einziger Lobgesang ad majorem Dei gloriam. Wir aber, die am Staube kleben, mögen nicht in gläubig-hingegebenem Vertrauen der großen Weltenharmonie lauschen und darum meinen wir nur Mißtöne zu hören.



Komm, lieber Mai!

Zu unserer Kunstbeilage.

Seit zwei bis drei Jahrzehnten nimmt der Geschmack für die gemalte Novelle, für das Bild mit sinnreichen Pointen, erzählenden Einzelheiten und irgendwelchen Tendenzen, sowohl bei den Künstlern als auch bei dem Publikum sachte ab; ebenso kühl beginnt man sich gegen die Malerei von künstlich zusammengesuchten Kostümen und Requisiten zu verhalten. Trotzdem bringt unser Heft als Kunstbeilage ein Gemälde, das auf den ersten Blick die jetzt fast verfemte Piloty-Schule zeigt, und trotz dieser Herkunft, an der jene veraltenden Einzelheiten haften, wird es jedem gefallen! Woher kommt das?

Ein Beschauer, der an moderne Malerei gewöhnt ist, sieht sofort: wie absichtlich sind Tisch und Stuhl nicht parallel der Wand, sondern etwas schräg zu ihr gestellt; wie sorgfältig, ja ängstlich ist die Sammetdecke umgeklappt, damit man den Gegensatz der Oberseite zu ihrem Futter empfinde; wie berechnet ist die wohlgebaute Gruppe der auf dem Tische befindlichen Gegenstände; und ebenso berechnet wird ohne Zweifel die Wahl der Farben sein: vor der Ledertapete und dem braunen Holzpaneel die zwar ebenfalls dunklen, aber kräftig gefärbten Möbel, und im Gegensatz dazu die lebhaften Farbenflecke der Blumen, das helle Sammetkleid, die weiße Leinwand am Kragen und an der Schürze des jungen Mädchens! Auf der andern Seite: die richtig ausgebildete Novelle. Der Muff, der frischgepflückte Strauß — das deutet auf einen Spaziergang im noch kühlen, aber schon blumenreichen Frühling; der erbrochene Brief, die beiden blühenden Treibhauspflanzen Tulpe und Hyazinthe erzählen von einer erwünschten Ueberraschung bei der Heimkehr; die Landschaft auf dem Deckel des kleinen Spinettchens — ein Kahn, der auf stillem Wasser gleitet — erweckt die Vorstellung anmutig-behaglicher Träumerei, und diese wird durch die zarten Töne des Frühlingsliedchens, das auf dem Notenpulte aufgeschlagen liegt, noch gesteigert; die Summe mag wohl sein: Komm, lieber Mai, und beglücke das schöne Kind mit dem fromm-sehnsüchtigen Herzen!

Ist nun der Kritiker erst so weit in der Analysis des Bildes gekommen, so will ich wetten, daß er die spitze Frage, warum denn das alles in Kostüm und Form des siebzehnten Jahrhunderts verkleidet sei, ganz vergißt. Die wunderfeine Stimmung, die so feierlich und innig über dem Bilde ergossen ist, hat ihn ergriffen; er läßt Gabriel Max, den Meister, dankbar gelten und giebt zu, daß es da, wo wahres und warmes Gefühl im Kunstwerk lebt, auf Einzelheiten der geschilderten Art nicht eben viel ankommt. **W. v. D.**



Herrn Ferdinand Avenarius als Viatikum.

Im zweiten Aprilheft seines Kunstwarts ergießt sich Herr Avenarius in Verunglimpfungen gegen mich, die mich — trotz größten ästhetischen Widerwillens gegen eine derartige Polemik — leider nötigen, mich noch einmal mit diesem Herrn zu befassen. Ich kann es meinen Lesern nachfühlen, wenn sie den ganzen, mir aufgedrungenen häßlichen Zank herzlich satt haben sollten. Aber sie werden es nach dem folgenden begreiflich finden, daß ich ihre Nachsicht und Geduld nochmals in dieser unerquicklichen Angelegenheit in Anspruch nehmen muß. Auch der ruhigste und friedlichste Mann kann schuld- und ahnungslos in einen abscheulichen Streit geraten und muß sich zur Wehr setzen, wenn es irgend einem Menschen aus irgend einem Grunde einfällt, ihn auf offener Straße oder aus dem Hinterhalte zu überfallen. In ähnlicher Zwangslage befinde ich mich. Diese den Lesern bekannte Thatsache sei hier nochmals ausdrücklich festgestellt.

Herr Avenarius leugnet zunächst, daß er „irgend welche sachliche Erwiderung des Herrn von Grotthuß auf seinen Angriff den Lesern des Kunstwarts vorenthalten hätte". Das zu leugnen, kann ihm freilich nicht schwer fallen, wenn er nach seiner Art auch die Sachlichkeit meiner Erwiderung leugnet. Die Methode hat jedenfalls den Vorzug größter Bequemlichkeit und allgemeiner Anwendbarkeit für sich: man braucht nur die Erwiderung des Gegners für „nicht sachlich" oder „belanglos" zu erklären und kann sie dann „vornehm" mit Stillschweigen übergehen. Von mir im Februarhefte des Türmers gestellt, bequemt sich Herr Avenarius endlich dazu, jene meine Erwiderung wenigstens flüchtig zu streifen; sie im Wortlaute abzudrucken, kann er auch jetzt noch nicht über sich gewinnen. Ob sie „sachlich" war oder nicht, darüber hätte Herr Avenarius seinen Lesern doch wohl erst durch Wiedergabe ein Urteil möglich machen sollen. Er konnte ja dann immer noch seine Kritik an ihr üben und behaupten, die Erwiderung sei nicht sachlich. Statt dessen hat er sie geflissentlich unterdrückt und seinen Lesern vorgeredet, ich hätte sachlich „nichts" geantwortet.

Herr Avenarius behauptet, der von mir — im Gegensatze zu der Wertlosigkeit vieler öffentlicher Besprechungen — betonte Wahrheitsgehalt oder „Wert" privater Urteile sei „zur Sache selbst völlig gleichgiltig, denn (!) — — ‚der anständige Arzt, Pfarrer, Rechtsanwalt, Künstler' druckt bekanntlich zu öffentlicher Reklame auch an und für sich richtige Privatbriefe nicht ab". Herrn Avenarius ist also für die „Sache" die Wahrhaftigkeit oder der „Wert" der Urteile „völlig gleichgiltig". Ihm kommt es nur darauf an, ob sie gedruckt, ob sie öffentlich sind. Wert und Wahrhaftigkeit sind „belanglos". Ein für einen Kunstwart immerhin bemerkenswerter Standpunkt, der durch die Berufung auf „Aerzte, Rechtsanwälte, Pfarrer" u. s. w. von seiner interessanten Eigenart nichts einbüßt. Denn ich bin weder Rechtsanwalt, noch Arzt oder sonst dergleichen, sondern Herausgeber einer für die weiteste Oeffentlichkeit bestimmten Schrift, deren Verbreitung mit allen redlichen Mitteln zu unterstützen meine selbstverständliche Pflicht und Schuldigkeit ist, da es vom Interesse der Sache geboten wird. Kann dies ohne

Indiskretion und im Sinne der Urheber durch Abdruck brieflicher Urteile geschehen, ohne daß dadurch irgendwelche berechtigten Interessen oder Empfindungen verletzt werden, so ist dies durchaus ehrliche Verfahren dem Abdruck irgendwelcher Zeitungsstimmen mindestens gleichwertig, dem Selbstlobe und der gegenseitigen Beweihräucherung aber, wie sie Herr Avenarius bekanntermaßen in seinem Kunstwart betreibt, vom ästhetischen sowohl wie vom ethischen Standpunkte aus bei weitem vorzuziehen. Darüber wenigstens dürften sich die Gelehrten einig sein. Aber wenn dieser, allerdings sehr wunde Punkt bei Herrn Avenarius berührt wird, verlassen ihn die Selbstbeherrschung und die „sachlichen" Gründe ebenso wie die vornehme Pose. Er beginnt dann, wie wir weiter unten sehen werden, frisch und fröhlich zu — schimpfen.

Weiter versucht Herr Avenarius die Thatsache, daß er meine Ausführungen seinen Lesern geflissentlich vorenthalten hat, durch die Berufung darauf zu entkräften, daß er mir ja „zu dem Versuche, mich zu rechtfertigen, wie zu meinen Angriffen gegen ihn auch den Kunstwart selber zur Verfügung gestellt" habe. Dieser — Kunstwartgriff ist für die lautere Logik und Kampfesweise des Herrn Avenarius ebenso bezeichnend wie für seine Selbsteinschätzung. Nur das verblendete Selbstgefühl des Herrn Avenarius konnte sich bis zu der Erwartung versteigen, ich würde mich nach seinen unqualifizierbaren Verdächtigungen und Anschuldigungen als schwerbelasteter Sünder demütig seinem Thrönlein nahen und dort einen „Versuch" anbringen, mich vor ihm zu „rechtfertigen"! Schon die unwürdige, anmaßende Form mußte mir bei einiger Selbstachtung von vornherein verbieten, das Ansinnen ernst zu nehmen. Ganz abgesehen davon, daß ich nach dem unvornehmen und gehässigen Vorgehen, über dessen wenig schöne Beweggründe nur sehr arglose Gemüter im Zweifel bleiben können, keinerlei zwingende Veranlassung hatte, Herrn Avenarius das weitgehende Vertrauen zu schenken, daß er mir nun auch wirklich in der Weise und in dem Umfange das Wort einräumen werde, wie ich das von einer verbürgten vornehmeren Gesinnung allerdings hätte voraussetzen dürfen. Die Art, wie dann Herr Avenarius mit den Thatsachen, insbesondere mit meinen Ausführungen, seinen Lesern gegenüber umgesprungen, ist nicht dazu angethan, mich meine Zweifel bereuen zu lassen. Mag nun Herr Avenarius bei seinem von ihm selbst ungenießbar gemachten Anerbieten die Absichten gehabt haben, welche er wollte: das vermag die notorische Thatsache, daß er meine Abwehr in ihren wesentlichen Punkten seinen Lesern verhehlt hat, nicht um Haaresbreite zu schmälern. Wenn er nun, bezeichnend genug, fragt: warum ich ihm „nicht das Gleiche angeboten" habe, so erwidre ich ihm: weil das für mich einfach selbstverständlich war. In der an ihn gerichteten Notiz in den „Briefen" des vorigen Heftes, die vor Kenntnis seines neuesten Ergusses geschrieben ist, habe ich es übrigens auch noch ausdrücklich gethan.

Diesen, ausgerechnet diesen Sachverhalt hält nun Herr Avenarius für die geeignete Grundlage einer Serie von Beschimpfungen und gewöhnlichen Schmähungen. Er stellt es mir anheim, in dem Falle (!), daß „mein (!) Verschulden zu einer groben Fahrlässigkeit" sich sollte „ermäßigen" lassen, mich zu meiner „Uebereilung unter klarer Zurücknahme jener (angeblich von mir [!] behaupteten) Unwahrheiten zu bekennen," und fährt dann wörtlich fort:



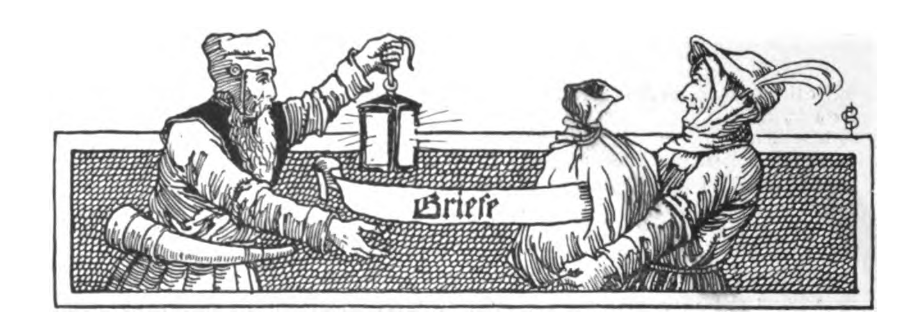
„widrigenfalls wir uns damit abfinden müßten, daß Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß **öffentlich bewußt gelogen und verleumdet** habe.

4. Zur Sache und zu seiner Rechtfertigung bringt Grotthuß abermals nicht das Mindeste (!). Kein Hieb wird pariert (!), vor jedem wird weggesprungen (!), dann aber **greift** der Herr denselben **Schmutz auf**, mit dem er schon einmal vergeblich **geworfen** hat. Grotthuß ist für uns erledigt. Will aber ein besserer Mann mit uns streiten, auch über uns selber, so komm' er: zum Kampfe sind wir da."

Ich bedaure, dem Herrn auf dieses Gebiet nicht folgen zu können: der Ton der Gasse ist mir fremd. Mit solchen Waffen ficht der Türmer nicht. Die mögen vielleicht dem geläuterten Geschmacke und der geistigen Kulturhöhe eines — „Kunstwarts" entsprechen. Von einem „Kampfe" zwischen uns beiden kann nach Diesem in der That keine Rede mehr sein. Erst die Berufung auf das Preßgesetz, die hypothetische — bei ihm ist alles hypothetisch — Drohung mit der Klage in einem an meine Verleger (!) gerichteten Schreiben, gleichzeitig, unbekümmert um das angerufene Gesetz, die gesetzwidrigsten Injurien: — etwas reichlich für einen — „besseren Mann"! Wer zu solchen Mitteln greift, offenbar doch weil er über keine anderen mehr verfügt, hat sich selbst gezeichnet. Und auf wen die mit gequältem Pathos von ihm gehandhabten Vokabeln — wenn sie überhaupt unter gesitteten Leuten zulässig wären — Anwendung finden müßten: auf Avenarius oder mich — darüber lege ich die Entscheidung getrost in die Hände der Oeffentlichkeit; darüber schließt wohl auch der „sachliche" Inhalt der vorstehenden Probe Avenariusscher Wahrheitsliebe mit dankenswerter Deutlichkeit jeden Zweifel aus.

J. E. Frhr. v. G.





L. M., M. (E.) — A. H., K., N.-M. — K. Th. S., A. — J. S.-L., B. — O. S., B. — M. W., M. — A. K., B. (O.-B.) — A. H., L. — F. K. in K. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

F. S., W. Ob „ein Weiterarbeiten auf litterarischem Gebiete einen Zweck habe," läßt sich nach so geringfügigen Anfängerproben unmöglich beurteilen. — Das von Ihnen gesuchte Gedicht ist noch nicht erschienen, wird aber im Laufe des Sommers zum Abdruck gelangen.

O. D., H. Wenn Sie einen ablehnenden Bescheid, wie Sie schreiben, von uns erwartet hatten, warum schickten Sie dann das Manuskript überhaupt erst ein?

H. F., H. Als „Zeichen der Zeit" legen Sie uns einen Prospekt über „Die Berliner Range" vor, worin gesagt wird, daß dieses Werk bisher in 687 855 Exemplaren abgesetzt wurde. In der That kann die geistige Kultur weitester Kreise kaum noch greller beleuchtet werden. Frdl. Dank für die Zusendung. Es wird sich wohl noch Gelegenheit finden, auf das Thema zurückzukommen.

A. H. F., B. Zu Ihrer frdl. Mitteilung über die Sprache „Esperanto" bemerkt der Verfasser des Aufsatzes „Sprache und Weltsprache" (Heft 6, VI. Jahrg.) folgendes: „Dieser neue Entwurf einer Weltsprache ist wie die andern symptomatisch für das Bedürfnis einer solchen. Aber es müssen wohl noch manche, aus diesem oder jenem Grunde verfehlte Versuche dem Gelingen vorangehen. Der Gedanke ist noch nicht spruchreif, und jedes Volk noch zu sehr in der Umständlichkeit und Einseitigkeit seiner Sprache befangen, ein Fehler, der, wie ich in meinem Aufsatze bemerkte, noch allen diesen Versuchen anhaftet. Noch 50 Jahre eines immer zunehmenden kolossalen Weltverkehrs müssen zuerst vieles Zopfige abschleifen, so das deutsche Vorurteil, daß lakonische Kürze eine Grobheit. — Vorliegende Esperanto-Sprache ist in grammatikalischer Hinsicht, so in der Bezeichnung des Adjektivs, der Mehrzahl, des Imperativs u. s. w. dem Volapük an praktischer Einfachheit überlegen. Aber sie schwebt in der Luft. Anstatt sich auf einer, wie die englische von 200 Millionen gesprochenen oder wenigstens geschriebenen Sprache konsequent aufzubauen, ist schon ihr Wortschatz ein planloses Potpourri aus dem Spanischen, Italienischen, Französischen, Griechischen und Deutschen (!). Fürs zweite will sie zu viel umfassen und eine Weltsprache in jeder Beziehung sein, anstatt auf einen Sprachkreis, etwa den der Industrie, des Handels, zunächst sich zu beschränken. Drittens versteht der Erfinder nicht das Telegrammartige einer solchen nur mit Hauptsätzen arbeitenden Sprache. Der erste Satz des Büchleins ist eine wahre Bagage von Ueberflüssigem: ‚Estim'at'a Sinjor'o! Mi per mes'as al mi far'i al Vi nun propon'o'n, kaj mi esper'as, ke Vi honor'os mi'n per Vi'a afabl'a respond'o' — läßt sich in einer praktischen Weltsprache mit: ‚V. S. — Propos' geben. Zum Gebrauch einer Weltsprache gehört Raschheit und Klarheit des Denkens, und der Mut, nur das zu sagen, was nötig. Kurz, der richtige Gedanke einer Weltsprache ist, ich wiederhole es, noch nicht spruchreif. Wird schon kommen!"

S. L., St. G. — G., G. Gern nimmt der T. Kenntnis von Ihren freundlich informierenden Zuschriften: „Ich bin ganz mit dem Türmer einverstanden in der Verurteilung der ‚Christlichen Wissenschaft'. Dagegen halte ich das Hereinbeziehen der Villa Seckendorf in Cannstatt für einen großen Irrtum. Die Praxis dieses Hauses hat nichts, aber auch gar nichts Gemeinsames mit der Christlichen Wissenschaft, höchstens das Wort ‚Gebet'. In der Villa S. hat man die Ueberzeugung, daß wir alle unsere Anliegen im Namen Jesu vor den Vater bringen dürfen, und daß das Gebet des Glaubens dem Kranken hilft. Auf Grund

dieser Ueberzeugung wird über Kranken gebetet. Ob ihnen auch die Hände aufgelegt werden, weiß ich nicht. Doch hätte auch diese Uebung biblisches Recht. Die Praxis wird im allgemeinen ähnlich sein, wie die von Sam. Zeller in Männedorf. Ob damit irgendwelche Mißbräuche oder Irrtümer verbunden sind, wie etwa die ‚Notwendigkeit der Heilung‘, ist mir nicht bekannt. So viel ist sicher, daß die Grundstellung dieses Hauses und die der Scientisten eine grundverschiedene ist, so verschieden wie Glauben und Aberglauben. Der ‚Beobachter‘ ist als Quelle für religiöse Erscheinungen unbrauchbar bei seinem fanatischen Haß gegen Christus und Christentum. Seine Mitteilungen sind deshalb stets mit Vorsicht aufzunehmen." Diese Nachrichten werden durch folgende ergänzt: „1) Fräulein von Seckendorff hat kein Gebetsheilungsunternehmen gegründet, da Hauptzweck seelsorgerliche Behandlung ist, auf leibliches Befinden ausdrücklich stets gar kein Gewicht gelegt und keinerlei Geldgewinn gesucht wird. 2) ist das Haus niemanden ‚vermacht‘, sondern von ihrer Gehilfin Anna Schlichter gekauft worden — Zofe ist der allerunpassendste Name für sie! 3) ist deren Bruder längst nicht mehr da, meines Wissens vor Jahren gestorben. 4) ist der ‚Beobachter‘ die unglückseligste Quelle für religiöse Fragen, und 5) hat die Leiterin nie behauptet, ‚Offenbarungen‘ zu haben. — Dieses Haus, seit 30 Jahren bestehend, hat mit christ. Science absolut keine Verwandtschaft."

C. N., T. Mit den obigen Mitteilungen dürfte Ihren Bedenken entsprochen sein. Für den Ausdruck Ihrer freundlichen Gesinnung herzlichen Dank!

P. R., Z. (Pr. S.) Als eifriger Leser möchten Sie „im Namen vieler" gern Aufklärung haben, ob der Aufsatz von Christian Rogge „Der Christ und das Alte Testament" (4. Heft IV. Jahrgangs) „der Anschauung des Türmers, d. h. also der des Herrn Herausgebers entspricht, und mit welchem Rechte und aus welchem Grunde diesem Aufsatz der erste Platz eingeräumt wurde". Auf eine weitere sachliche Erörterung des Themas muß der T. zunächst verzichten, nachdem der wahrlich genügend ausgiebige Meinungsaustausch vorläufig geschlossen wurde. Daher nur die persönliche Erwiderung, daß der T. allerdings in der Hauptsache, d. h. in der Würdigung von Licht und Schatten im Alten Testamente mit Rogge übereinstimmt. Bis auf das letzte I-Tüpfelchen werden natürlich Menschen, die sich selbständig um die Wahrheit bemühen, schwerlich jemals in so tiefgreifenden Fragen die gleiche Anschauung haben. So wird auch der Gottesbegriff kaum bei zwei Menschen ganz der gleiche sein. Das bedarf wohl keiner näheren Begründung. Vielleicht wäre ich in der Betonung hier und da von Rogge abgewichen, grundsätzlich aber stehe ich auf demselben Boden, indem auch ich den Nachdruck auf die historische Betrachtung des Alten Testaments gelegt haben möchte, als einer Urkunde, in der sich göttliches Walten ebenso offenbart, wie menschlicher Irrtum und menschliche Schwäche. Ich hätte das letzte vielleicht noch schärfer unterstrichen, als Rogge es gethan hat. Gethan hat er es aber. Wir dürfen also das A. T. weder in allen Stücken als göttlich und vorbildlich hinstellen — das sei ferne, noch es in Bausch und Bogen verwerfen — das wäre in der That eine leichtfertige Vergeudung großer Reichtümer. Wie weit und besonders in welcher Folge es für den Schulunterricht herangezogen werden soll, ist eine andere Frage. Mir erscheint es nicht ausgeschlossen, daß die allererste religiöse Unterweisung doch mit Christus beginnen, und dann erst, nachdem das kindliche Gemüt ihn lieb gewonnen hat, das A. T. nachgeholt werden könnte. Ihre Frage: „Aus welchem Grunde und mit welchem Rechte" der Roggesche Aufsatz an erster Stelle abgedruckt wurde, hat mich zu ernstlicher Selbstprüfung auf Herz und Nieren veranlaßt. Aber zu meinem Troste erledigt sich die Frage sowohl durch die Bedeutung des Gegenstandes an sich, als auch durch Rogges klare Aufstellung von leitenden Gesichtspunkten und seine glückliche Vermittlung zwischen den verschiedenen extremen Anschauungen. — Warum legen Sie übrigens so viel Wert darauf, den Herausgeber auf seine persönliche Ansicht festzunageln? Es sollte Ihnen doch in erster Linie darauf ankommen, selbst ein Urteil zu gewinnen oder gewonnen zu haben. Und dazu bot der Austausch verschiedenster Meinungen reichlich Gelegenheit. Es ist völlig in Ihr freies Ermessen gestellt, zu welcher Anschauung Sie sich bekennen wollen. Den Lesern die Möglichkeit zu geben, sich auf Grund von Thatsachenmaterial und freier Aussprache und Erörterung ein eigenes Urteil zu bilden, ist eine wesentliche Aufgabe des Türmers. Keineswegs geht er darauf aus, ihnen unter allen Umständen und in allen Fragen der Zeit und Welt seine persönliche Ansicht aufzudrängen. Wo solche Fragen noch der Lösung harren — und das ist bei vielen der Fall — begnügt sich der T. mit dem bescheidenen Amte eines „ehrlichen Maklers" zwischen den verschiedenen Meinungen. Was er selbst zu sagen hat, sagt er in seinem Tagebuch und sonst an geeigneter

Stelle nach bestem Wissen und Gewissen und hoffentlich deutlich genug. Aber für ein Orakel hat er sich niemals ausgegeben. Leider wird das Publikum durch das unfehlbare Gethue und die streng vorgezeichnete Marschroute gewisser Zeitungen und Zeitschriften, besonders der Parteiblätter, zur Unduldsamkeit gegen abweichende Meinungen erzogen. Wird einmal eine Ansicht laut, die der vermeintlich eigenen, im Grunde aber häufig nur eingetrichterten und von Partei wegen vorgeschriebenen und suggerierten widerspricht, — flugs wird der Redakteur zur Verantwortung gezogen, wie er sich einer solchen Dreistigkeit erkühnen und einer anderen Meinung, als der in dem Blatte allein konzessionierten und privilegierten Aufnahme gewähren könne. Das ist geradezu ein heilloser Kreis, damit dreht man sich immer nur um sich selbst herum und kommt der Wahrheit um keine Zollbreite näher. Wir müssen uns endlich daran gewöhnen, fremde Ueberzeugungen und Anschauungen zu ertragen. Weitherzigkeit und Duldsamkeit sind noch lange nicht Gesinnungslosigkeit und Charakterschwäche. Im Gegenteil, je fester die eigene Ueberzeugung gegründet ist, um so furchtloser wird sie der abweichenden ins Angesicht schauen. Und je höher wir die Wahrheit über liebgewordene Vorurteile und herkömmlich gehegte Begriffe stellen, um so freudiger werden wir jede Anregung begrüßen, die geeignet ist, unser Urteil zu berichtigen oder zu befestigen. Dies alles wollte ich schon längst einmal frei heraus sagen, und ich danke Ihnen, daß Sie mir durch Ihre offene Anfrage Gelegenheit dazu gegeben haben. Frdl. Gruß!

A. G. B., M. Verbindlichen Dank für Ihre freundliche Zustimmung. Auch Sie sind der Meinung, daß der Vergleich zwischen Arzt, Pfarrer, Rechtsanwalt, Künstler einerseits und einem Redakteur andererseits „ganz windschief" ausfallen muß —: „Jene würden doch ein Werk empfehlen, das ganz ihr geistiges Eigentum ist, während der Redakteur nicht einmal die Tendenz seiner Zeitschrift für sich allein in Anspruch nehmen kann, die hat er ja mit allen seinen Gesinnungsgenossen zu teilen. Da schreibt sich über eine Privatbrief-Empfehlung bei jenen oder dem doch von selber das ‚distinguo'. Des Türmers Tendenz ist auch die meine, und ich schätze mich glücklich, daß sie's ist, wenn ich auf jene sehe, die sie sonst noch teilen." — Beitrag für „Offene Halle" mit kleiner Kürzung gern verwertet. Freundlichen Gruß!

St., W. Ihr freundliches Schreiben war dem T. sehr interessant. Als „alter orthodoxer Erlanger" glauben Sie doch für Nietzsche eintreten und ihn gegen Prof. Hemans Ausführungen im Türmer-Jahrbuch (Nietzsches Antichrist) verteidigen zu müssen: „Bei Nietzsche ist auch nichts zu pardonnieren, wenn man den tiefen Schmerz dieser edlen reinen Seele durchgefühlt hat. Im Antichrist — er ist ja mit Leidenschaft geschrieben, aber kann ohne Leidenschaft Großes entstehen? — fühlt man doch wohl das fromme Kinderherz durch, das die blutende Wunde fühlt, wo man ihm den Glauben an Gott herausriß. Und wer that das? Etwa nicht das Christentum? Nicht Jesus that's, sondern seine Kirche. Jesus wollte uns auch zu Uebermenschen machen, zweifelsohne! Oder steht Matth. 5, 48 nicht geschrieben (‚darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist')? Oder hat seine Kirche — ist es seine? wollte er eine? — großer Menschen Hervorbringung sich zur Aufgabe gemacht? Wer den Atheismus unserer Tage nicht versteht, dessen ‚Glaube' ist mir höchst zweifelhaft. Ich wenigstens weiß nicht anders, als daß mein Glaube täglich sich zu behaupten hat, ja neu gewonnen werden muß. Freilich, wem der Verstand keine Unruhe macht, der hat gut schlafen auf Mose und den Propheten. . . ." Wenn Sie Prof. Hemans Aufsatz im ersten Türmerheft dieses Jahrgangs gelesen hätten, würden Sie sich überzeugt haben, daß er Nietzsche *so weit* gerecht wird, als sich das mit seinem grundsätzlich ablehnenden Standpunkte, der auch der des T.s ist, überhaupt nur irgend vereinigen ließ, und daß es Prof. Heman keineswegs, wie Sie annehmen, an dem „Organ fehlt, mit dem man Nietzsche allein verstehen kann". Aber auch das vollste Verständnis geistiger Verirrungen — und für solche werden doch wohl auch Sie im Prinzip die Nietzschesche Uebermoral u. s. w. erklären müssen —, kann wohl zum menschlichen Begreifen, darf aber nicht auch nur zu bedingter Anerkennung solcher Monstrositäten führen. Angesichts der Verheerungen, die N. in unzähligen unreifen Köpfen anrichtet, war eine scharfe Beleuchtung seiner beispiellosen, *nicht immer ehrlichen* Vergewaltigungen der historischen Wahrheit und der Denkgesetze sehr an der Zeit. Dieser besonderen Aufgabe hat sich Prof. Heman in dem Jahrbuchaufsatz unterzogen. In dem erwähnten Türmerbeitrage hat er dann jenen Aufsatz durch eine Würdigung der reformatorischen Bedeutung Nietzsches ergänzt. Zu wieweit und unter welchen Einschränkungen diesem nach Prof. H. eine solche zukommt, wollen Sie freundlichst

in dem Hefte nachlesen, das wir Ihnen gern zur Verfügung stellen. Den großen Kampf des Glaubens haben auch andere, größere als N. gekämpft (Goethe-Faust!), ohne doch, aus einer Art **nicht** großgeistiger Rachsucht gegen die Götter und Ideale, die anders wollten, als **sie** wollten, alles Heilige in den Schmutz zu zerren. Der leidenschaftliche Haß, von dem sich N. bis zu nicht mehr wiederzugebenden Schmähungen nicht etwa nur der „Kirche", dieses bequemen Sündenbocks, sondern auch allen christlichen Wesens überhaupt hinreißen läßt, dieser **inferiore** Haß bietet auch ästhetisch einen wenig schönen Anblick. Und warum wir gerade bei N., wenn wir von den physischen und psychischen Krankheitsmomenten bei ihm absehen, vor jedem klar geprägten Urteil, jeder harten aber gerechten Wahrheit zurückscheuen sollten, ist auch nicht recht ersichtlich, wo doch seine Anhänger die Entschuldigung durch geistige und physische Störungen durchaus nicht gelten lassen und alle Konsequenzen gezogen wissen wollen. Und mit welcher Verachtung hat er selbst über derartige „Ressentiments", wie er auch Ihre wohlmeinende Fürsprache nennen würde, gespottet! Das soll uns freilich nicht hindern, unser von ihm so schmachvoll herabgewürdigtes Christentum auch ihm gegenüber zu bethätigen, ihm tiefstes menschliches Begreifen, Nach- und Mitfühlen entgegenzubringen und seiner geistigen Bedeutung sowohl, wie auch seiner von Grund aus edlen Persönlichkeit gerecht zu werden. Aber sachlich bekämpfen müssen wir ihn auf das Schärfste und ohne alle falsche Schonung und Sentimentalität. Das sind wir unseren eigenen Heiligtümern schuldig, die denn doch mehr Ewigkeitswerte bergen, als die sämtlichen Schriften Friedrich Nietzsches. — Was Sie über Glauben und Glaubenskämpfe sagen, auch über ein gewisses Bekennertum, welches für das seelische Ringen anderer kein Verständnis hat, in seiner Selbstgerechtigkeit auf ihre ehrlichen Skrupel und Zweifel erhaben herabschaut, das kann Ihnen der T. wohl nachfühlen. Alles Pharisäertum ist verdächtig. — Haben Sie Dank für die offene Aussprache, sie soll im T. immer eine gute Stätte finden.

Prof. M. S., P. b. M. Zur Erwiderung auf Ihre in den Briefen des Märzheftes (S. 719—720) mitgeteilte Karte schreibt uns Prof. Heman: „Wenn ich es Nietzsche **danke**, daß er uns das Bild Jesu nicht besudelt hat, so thue ich es genau im selben Sinne, wie ich einen Lumpen, der meinen guten, neuen Regenschirm mit seinem alten, zerrissenen verwechselt hat, danke, daß er nicht auch meinen Hut und Mantel mit den seinigen vertauschte. Jedermann, dem ersteres passiert ist, wird froh und dankbar sein, wenn nicht auch das andre Mißgeschick ihm noch zustieß. Gerade weil Nietzsche über das ganze N. T. so empörend urteilt, sind gewiß alle Türmer-Leser mit mir dafür dankbar, daß N. wenigstens vor der Person Jesu mit seinen direkten Blasphemien Halt gemacht hat, und Herr Prof. M. S. wird mir gestatten, trotz seines Protestes es auch von ihm zu glauben, wenn er nur erwägen will, daß unsere meisten Wörter neben und außer ihrem strikten Sinn auch noch in allgemeinerer Bedeutung gebraucht werden."

Verlagsbuchhandlung des Allg. Deutschen Gärtnervereins, Berlin N. 37. Mit verbindl. Dank bestätigen wir Ihnen den Empfang Ihres hübschen „Gärtner-Liederbuches", das nun in 3. Auflage erscheint; gerade zum 25. Todestage des „Vorkämpfers und Verfechters deutscher Gärtnereinheit," Paul Gräbner, mit dessen Bild und Grabmal das Büchlein geschmückt ist. Möge es ebensowohl wie zum Andenken an den allzufrüh Vollendeten auch zum Weiterausbau des von ihm begonnenen Lebenswerkes beitragen.

? Ihre Betrachtungen enthalten viel Wahres, nur in der preußischen Polenfrage dürften Sie von irrigen Voraussetzungen ausgehen. Es handelt sich hier in der That nicht mehr um eine Germanisierung der Polen, sondern um eine **Polonisierung** der **Deutschen**. Würden sich die Polen an der Erhaltung ihrer Sprache und Nationalität genügen lassen, so wäre dagegen vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus nichts einzuwenden. Aber die Bestrebungen der Polen schießen weit über dieses Ziel hinaus. Sie sind auf die Wiederherstellung eines Großpolens gerichtet, das seine geschichtlichen Rechte längst verwirkt hat. Wo die Polen über die Macht verfügen, da drücken sie den anderen Nationalitäten rücksichtslos ihr Volkstum und ihre Herrschaft auf. Die preußische Staatsregierung mag den Polen gegenüber manche Fehler gemacht und dadurch unnütze Erbitterung erzeugt haben, schon indem sie von dem falschen Prinzip ausging, ihre Maßnahmen gegen die Nationalität der Polen, statt gegen deren staatsgefährliche Umtriebe und nationale Uebergriffe zu richten. Unbegründete Härte wechselte systemlos mit beklagenswerter Schwäche und Selbstverleugnung. Und das deutsche Element in den polnischen Landesteilen war zum großen Teile auch nicht darnach, den Polen Hochachtung und Respekt vor dem Deutschtum einzuflößen. Aber das alles darf uns nicht aus falscher Sentimentalität bewegen, den „armen Polen"

die Stange zu halten und ruhig zuzusehen, wie unser eigenes Volkstum Schritt für Schritt von ihnen vergewaltigt wird. Welche Dreistigkeit sie dabei an den Tag legen, beweist ja allein die Thatsache, daß sie jeden Katholiken in ihrer Umgebung, gleichviel welcher Nationalität, als Polen für sich mit Beschlag belegen. Und es giebt dumme und schwache Deutsche genug, die sich das auch wirklich einreden lassen. Den Polen ihr Recht, und sie haben ein Recht auf Sprache und Volkstum. Aber alles, was darüber hinausgeht, was in die nationale und staatliche Rechtssphäre des Deutschtums hinübergreift, muß von diesem mit durchgreifender Entschiedenheit zurückgewiesen werden. — Verbindlichen Dank für die freundliche, sehr interessante Zuschrift.

D. C., K.-L. — A. Sch., B. Bitte noch um etwas Geduld. Raum und Arbeitskraft sind über und über besetzt. In einem der nächsten Hefte, hoffentlich schon im nächsten, wird der T. Ihren Wünschen in Sachen der Heilsarmee gerecht werden.

K. St., F. a./M. Mit Bezugnahme auf die „affenartige Geschicklichkeit der Deutschen, aus der eigenen Haut in eine fremde zu schlüpfen" (vgl. Heft 5 ds. Jgs., S. 601), senden Sie dem T. mehrere Aufsätze der „Frankf. Ztg.", in denen der Nachweis versucht wird, daß der bei den Deutschen oft beklagte Mangel an nationaler Selbstachtung und Selbsterhaltungskraft eine Legende sei. Keineswegs sei der Vorwurf berechtigt, daß die Deutschen im Auslande ihr Volkstum leichten Herzens preisgäben, im Gegenteil, sie wüßten es sich mit großer Zähigkeit zu erhalten. Ein schöner Gedanke! Aber er müßte erst bewiesen werden, und dazu sind die angeführten Beispiele leider nicht überzeugend genug. Es lassen sich ihnen viel beweiskräftigere gegenteilige gegenüber stellen. Immerhin wird man gut daran thun, sich auch in dieser Frage vor allzu groben Verallgemeinerungen und einem Aburteilen in Bausch und Bogen zu hüten. Bei einem gewissen, leider sehr zahlreichen Teile unserer lieben Volksgenossen läßt sich jene bedauerliche „Geschicklichkeit" in der nationalen Selbstenthäutung auch bei größtem Optimismus nicht verkennen. Die Frage ist zu wichtig, um hier mit einer Notiz abgethan zu werden. Es wird sich Gelegenheit finden, sie an anderer Stelle gründlicher zu untersuchen. Für Ihre Anregung kann Ihnen der T. nur dankbar sein. Sie hat ihm jedenfalls zu denken gegeben, und er läßt sich gern eines Besseren belehren. Die verhältnismäßig geringfügigen, dazu noch etwas oberflächlich gewerteten Beispiele allein sind dazu freilich noch nicht ausreichend. Freundl. Gruß!

A. K., C. Sie bleiben dabei, daß mit dem „Jeder junge Fant" durchaus und unter allen Umständen Dr. Maurenbrecher gemeint sein *müsse*, und begründen diese unentwegte Ueberzeugung durch den Satz im Tagebuch: „Aber das schlimmste ist, daß sie auch in Blättern ein Echo findet, die dem Volk und den Gebildeten als Vertreter christlicher Weltanschauung gelten." Da nun, so folgern Sie weniger logisch als gesinnungstüchtig, „Dr. M.s Artikel, zu dem Sie durch Wiedergabe von Foersters Aufsatz Stellung nahmen, laut dessen Angabe sechs Seiten vorher in der ‚Christlichen Welt' stand, so *kann nur* Dr. M. unter jenem ‚Jeder junge Fant' u. s. w. gemeint sein." Nun, des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und wenn Sie durchaus bei Ihrer Meinung bleiben *wollen*, so kann Sie keine Macht der Welt daran hindern. Aber die *Logik* dürfen Sie dafür nicht in Anspruch nehmen. Allein der Ausdruck „*jeder* junge Fant" besagt doch schon deutlich genug, daß hier nicht von einem *Einzelnen* die Rede ist, sondern von einer ganzen *Gruppe*. Und ist denn die „Christliche Welt" das einzige hier in Frage kommende „Blatt", und Dr. M. der einzige hier in Frage kommende Schriftsteller, so daß *nur er* gemeint sein *kann*? Mein teurer Freund, ich rat Euch drum: Zuerst Collegium logicum! Das einzige, was ich Ihnen zugestehen kann, ist, daß ich es vielleicht an genügender Vorsicht gegen ein gewisses Mißtrauen habe fehlen lassen, das überall, wo es irgendwelche äußerlichen Anhaltspunkte findet und Mangel an eingeschworener Gesinnungstüchtigkeit voraussetzt, finstere Absichten wittert. Auch Sie scheinen, wie verschiedene Anspielungen in Ihrem Briefe beweisen, Ihr Mißtrauen erst von außen her und aus verschiedenen vermeintlichen Umständen in die Sache hineingetragen zu haben, die mit ihr nicht das Geringste zu thun haben. Ich kann Ihnen die bündige Versicherung geben, daß Sie mit diesen, durchaus nur in Ihrer Phantasie begründeten Kombinationen völlig auf dem Holzwege sind. Es ist mir z. B. nicht im Traume eingefallen, mich durch die Polemik zwischen Naumann und der „Tägl. Rundschau" auch nur im mindesten in meinen Ausführungen im allgemeinen und gegen Dr. M. im besonderen beeinflussen zu lassen. Ich habe daran überhaupt nicht gedacht. Im übrigen darf wohl jeder anständige Mensch, der das Recht dazu nicht verwirkt hat, verlangen, daß man seiner einfachen Versicherung Glauben schenkt, und ich muß dies Recht auch ganz entschieden für

mich in Anspruch nehmen. Damit ist diese Sache für mich erledigt. — Auch die Ausführungen im letzten Tagebuch haben Sie wieder recht schief verstanden, und das, wo ein Mißverständnis doch wohl ausgeschlossen war. Denn es lag doch auf der Hand, daß nicht der T. von seinem Standpunkte aus in einer etwaigen Verminderung unfreier Gesinnung gegen die Hoch- und Höchstgestellten eine Gefahr beklagte, sondern daß nur objektiv der Eindruck festgestellt werden sollte, den das Beispiel der amerikanischen Demokratie auf die mehr oder weniger so Gesinnten ausüben müsse. Es sollte nachgewiesen werden, wie widersinnig es vom Standpunkte derjenigen sei, die im eigenen Vaterlande patriarchalisch-autokratische Zustände pflegen und befürworten, über die Reise des Prinzen Heinrich mit ihren notwendigen Folgeerscheinungen zu jubilieren. — Mit dem „Nimbus" der Monarchie liegt die Sache schon ein wenig anders. Meines Erachtens kann ein starkes Königtum einen solchen Nimbus, der sich aus traditioneller Verehrung und Ehrfurcht vor der Person und den hohen Aufgaben des Herrschers, wie aus manchen anderen Gemütsmomenten zusammensetzt, nicht ganz entbehren, so wenig der Nimbus allein eine Monarchie dauernd zu schützen vermöchte. Mit den Imponderabilien ist aber auch hier zu rechnen, und diese Imponderabilien waren eben unter dem „Nimbus" gemeint. Ein reiner Vernunftmonarchismus, obwohl auch hier die Vernunft natürlich den Ausschlag geben muß, würde dem deutschen Empfinden nicht angemessen sein. Der Deutsche sieht in seinem Kaiser doch noch etwas mehr, als nur den von ihm beauftragten ersten Beamten, er überträgt auf dessen Person auch etwas von der religiösen Weihe und Verantwortung, die so einzigartigen Aufgaben innewohnen. Es entspräche weder dem deutschen Empfinden, noch auch den thatsächlichen Verhältnissen und gewiß nicht dem Interesse der Monarchie, wenn mit dem Kaiser in dem gleichen saloppen Tone verkehrt werden dürfte, wie mit jedem beliebigen Herrn X. oder Y., etwa in dem Tone, dessen sich Fräulein Roosevelt ihm gegenüber mit offen zur Schau getragenem Triumphe bedient hat. Und davon war der T. ausgegangen. Daß Sie ihn aber im Verdachte des Byzantinismus hatten, ist — das Lustigste, was ihm passieren konnte. Und nun sagt auch der T.: Nichts für ungut!

W., H. Besten Dank für Ihre frdl., die Leser des Aufsatzes „Deutsche Kaufherren in London" (Heft 7, IV. Jahrg.) gewiß interessierende Mitteilung, daß nach dem Brande im Jahre 1666 der Stahlhof von den drei Hansastädten Lübeck, Bremen und Hamburg wieder aufgebaut und dann erst im Jahre 1853 für 72000 Pfund St. verkauft wurde. Wir können hinzufügen, daß eine Eisenbahngesellschaft die alte Faktorei aufkaufte, um an der Stelle den Bahnhof in Canon Street zu erbauen.

H. K., B. Verbindl. Dank für die Uebersendung der Zeitungsausschnitte, die gern benutzt werden. Wenn Sie mit der „neuen" Orthographie, die Sie im T. angewendet zu sehen wünschen, die von der Orthographischen Konferenz im Juni 1901 festgesetzte einheitliche deutsche Rechtschreibung meinen, so wird Ihr Wunsch mit Beginn des neuen Jahrgangs erfüllt werden. Denn wie wir uns bisher stets nach dem neuesten „Duden" gerichtet haben, so werden wir alsdann auch die soeben erschienene 7. Auflage dieses trefflichen „Orthographischen Wörterbuchs der deutschen Sprache" (Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig), die nach den Beschlüssen jener Konferenz neu bearbeitet worden ist, unserer Rechtschreibung zu Grunde legen. Freundl. Gruß!

W. K., M. (W.) Gelegentlich sollen auch die von Ihnen vermißten Themata zur Behandlung gelangen. Freundl. Gruß!

J. E. K., W. b. W., O.-O. Verbindl. Dank für die Mitteilung, daß Schopenhauer das Zitat Seite 671 (Heft 6, IV. Jahrg.) etwas verkürzt wiedergegeben hat, und daß es in der Abhandlung Senecas, „De constantia sapientis", Kap. XI vollständig lautet: „Ut quisque contemptissimus et ut maxime ludibrio est, ita solutissimae linguae est."

H. H., E. (B.) Haben Sie verbindlichsten Dank für die frdl. Mitteilungen, die dem Fragesteller gewiß hochwillkommen sein werden. Herzl. Dank aber auch für den warmen Anteil am T. und freundl. Gruß!

Dr. W., C. Der Verfasser der Skizze: „Im Teutoburger Moorbad" (Heft 2, IV. Jahrg.) wünscht zu Ihrer in den Briefen des Aprilheftes abgedruckten Zuschrift folgendes zu bemerken: „Die Ausführungen des Dr. W. über die kulturgeschichtliche Bewertung des Mittelalters zeigen den gründlichen Kenner, von welchem man sich gern belehren läßt. Der Ausdruck: ‚Fegefeuer des finsteren Mittelalters' ist im Zusammenhange der Skizze nicht so allgemein zu fassen, als Herr W. dies will; denn er soll doch nur sagen, daß deutsche

Art, wie sie in der Teutoburger Schlacht gegen Römertum mit dem Schwerte sich durchrang, zum zweiten Male im Mittelalter auf geistigem Gebiete den Kampf gegen römischen Einfluß zu bestehen hatte. Man mag die Leistungen der Kunst (Poesie, Baukunst, Kunstgewerbe) im Mittelalter noch so hoch einschätzen, die Wissenschaft, mit anderen Worten, die geistige Thätigkeit auf den Gebieten der Religion, Geschichte, Philosophie, Naturkunde und Mathematik wurde doch im großen und ganzen nur von einigen Mönchsorden gepflegt, und freiere Regungen im Volke suchte man vielfach zu unterdrücken. Ich erinnere an Inquisition und an Index librorum prohibitorum. Daß trotzdem die Aufpfropfung fremden Geistes auf deutsches Volksleben nicht gelungen ist, sondern eine ureigene germanische Kultur sich, wenn auch nicht schlackenlos, entwickeln konnte, darüber meine Genugthuung zu äußern, schwebte mir bei dem Gebrauch des oben erwähnten Ausdrucks vor. Ich bin mir hiebei bewußt, daß mein konfessioneller Standpunkt nicht ohne Einfluß auf meine Anschauung ist, indes setze ich Verständnis hierfür bei den Mitgliedern der Türmer-Gemeinde ebenso gewiß voraus, als ich sicher bin, daß wir alle stets auch der entgegengesetzten Meinung die Berechtigung nie absprechen werden. Wir wollen das Rechte suchen, und wer ist sicher, daß er es besitze! Die getreue Wacht des Türmers wird schon Sorge tragen, daß die Flamme nie zum Brande wird und daß die seiner Obhut Vertrauenden geistige Turniere nur als Jünger der Wahrheit ausfechten. W. Korn." —

Eine Leserin des T.s, die sich mit Ihrer Beurteilung des „finsteren" Mittelalters „vollständig einverstanden" erklärt, möchte Ihren Ausführungen noch eine weitere Bemerkung hinzufügen. Sie schreibt: „Der Herr Einsender hat m. E. einen der wesentlichsten Beweise für seine Ansicht nicht genügend hervorgehoben: die gewaltigen Bauwerke, die hehren Gotteshäuser, wie auch die mächtigen Profanbauten, die sich in beträchtlicher Anzahl bis auf den heutigen Tag im weiten deutschen Vaterlande erhalten haben, unumstößliche, ewig währende Zeugen nicht nur deutscher Kunst, sondern auch deutschen Formen- und Gemeinsinnes. In meiner Jugend nahm auch ich die Schulweisheit vom ‚finstern' Mittelalter gläubig an. Ich bin ein Kölner Kind. Mein Schulweg führte mich täglich beim Dom vorüber. Die ersten Zweifel über die ‚Finsternis' des Mittelalters stiegen beim öfteren Betrachten des damals noch unvollendeten, aber in wunderbarer Formschönheit sich darstellenden Bauwerks in mir auf, eines Bauwerks, das von den spätern Zeiten bis auf heute nicht mehr erreicht, geschweige denn übertroffen worden ist. Allmählich ging mir ein Licht und mit ihm eine neue Ueberzeugung auf: Das herrliche Denkmal redete eine Sprache, gegen welche die Anklagen verstummen mußten."

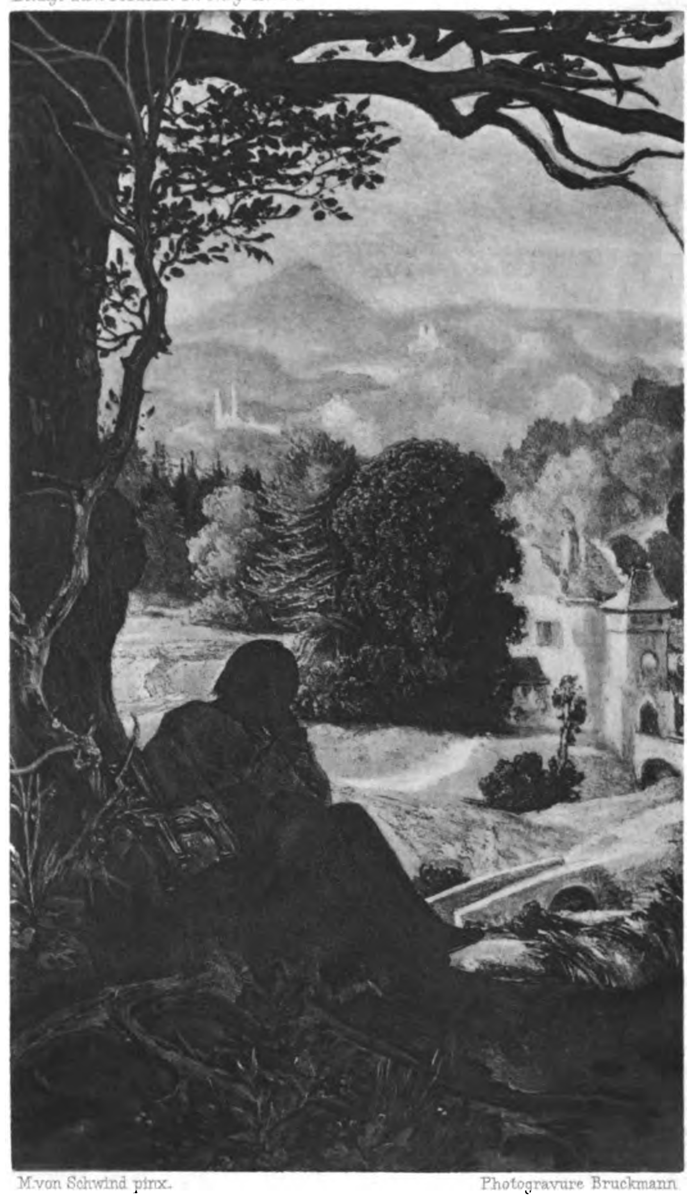
C. F., G. Wie Sie sehen, sind wir in vorstehender Notiz Ihrem Wunsche nachgekommen.

Dr. O. B., H. Es wird Sie interessieren, daß Herr Geheimrat Goetze, der Verfasser des im Tagebuch des Februarheftes (S. 590) zitierten Aufsatzes der Zeitschrift „Gesetz und Recht", Ihre Berichtigung als begründet anerkennt. Sie schrieben: „In den — übrigens mir sehr sympathischen — Erörterungen über das Duell findet sich die Bemerkung, das geltende Strafgesetzbuch sei unter dem Eindruck des Milliardenregens der französischen Kriegskontribution entstanden. Das stimmt nicht. Unser Str.-G.-B. wurde durchberaten 1868/69, im Reichstage Frühjahr 1870 und schon am 31. Mai 1870 also v o r der Kriegserklärung publiziert. Die Ausdehnung auf Bayern &c. erfolgte dann ein Jahr später. Die Novelle von 1876 hat weder den 14. Abschnitt (Beleidigung), noch den 15. Abschnitt (Zweikampf) irgend wesentlich berührt, sondern nur § 194, 200, 208 umgestaltet. Andrerseits ist es ja leider richtig, daß das Str.-G.-B. die Vermögensdelikte viel strenger beurteilt als die gegen die Person, die Ehre gerichteten, und d r i n g e n d der Verbesserung bedarf." Herr Geh.-R. G. meint, „es wäre richtiger gewesen, die wie Pilze aufschießenden Gründungen zur Kennzeichnung der materialistischen Zeitrichtung heranzuziehen."

B. in Pburg. Ihr freundl. Schreiben wird in den Briefen des nächsten Heftes eingehende Beantwortung finden. Inzwischen freundlichen Gruß und Dank!

Berichtigung. In dem Aufsatze „Goethe gegen Diderot" (Heft 7, IV. Jahrg.) ist auf Seite 3, Zeile 18 durch einen Schreibfehler, den der Verfasser zu entschuldigen bittet, die Venus von Milo statt der von Medici genannt worden. Die Venus von Milo wurde erst 1820 ausgegraben. Diderot kannte sie also nicht, und die von Medici war das Schönheitsideal seiner ganzen Zeit.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



M. von Schwind pinx. Photogravure Bruckmann

WANDERER BLICKT IN EINE LANDSCHAFT



IV. Jahrg. Juni 1902. Heft 9.

Fünfundzwanzig Jahre Christentum und Sozialismus.*)

Von

G. Carring.

Es ist nun gerade ein Vierteljahrhundert verflossen, seitdem im märkischen Dörfchen Barenthin der Pfarrer Rudolf Todt hinter seinem Schreibtisch saß und auf das Titelblatt eines starken Manuskripts die Worte schrieb: „Der radikale deutsche Sozialismus und die christliche Gesellschaft“ — das erste Buch eines Christen, das den modernen Sozialismus als eine weltgeschichtliche Bewegung anerkannte und Klarheit und ein freundliches Verhältnis zu gegenseitiger Befruchtung anzubahnen suchte zwischen diesen beiden Großmächten des geistigen Lebens der Gegenwart: Sozialismus und Christentum.

Todt kannte beide Mächte. Das Christentum aus eigener Erfahrung und als wissenschaftlich gebildeter Theologe. Und den radikalen Sozialismus seiner Zeit hatte er an den Quellen der Theorie studiert, bei Lassalle und Marx und in der sozialdemokratischen Tageslitteratur; und mehr: offenen Auges für

*) Mit der Veröffentlichung dieses Aufsatzes beabsichtigt der Türmer nicht, sich abweichenden Anschauungen zu verschließen. Für ihn waren die Bedeutung der Frage und der Geist, in dem sie hier behandelt wird, entscheidend. D. T.

volkswirtschaftliche Wirklichkeiten, hatte er verstanden, daß der Sozialismus die Lösung eines Problems sein wollte, das allerdings vorlag, das mit brennender Schärfe nach seiner Lösung verlangte. Aber die Kirche verhielt sich ablehnend. Als sei der sozialistische Lösungsvorschlag überhaupt nicht diskutierbar; als seien die Sozialisten alle schlechte Menschen. Weil man in kirchlichen Kreisen die sozialistische Bewegung nicht recht verstand, — meinte Todt. Weil man sich zu sehr an Aeußerlichkeiten stieß und den thatsächlich vorhandenen Schatz gemeinsamer Gedanken und Ziele nicht beachtete. Er wollte gern helfen, die Mißverständnisse zu heben, eine Verständigung anzubahnen. So schrieb er sein Buch und entwickelte und begründete in ihm folgende Gedanken.

Den ersten Anlaß zur sozialistischen Bewegung hat, wie stets, wo in der Weltgeschichte Aehnliches auftauchte, der zu schroff gewordene Gegensatz in der Verteilung der materiellen Lebensgüter gegeben. Wo dieser Gegensatz am eignen Leibe schmerzlich empfunden wird, reizt er zur Kritik der bestehenden wirtschaftlichen Ordnung und lockt zugleich soziale Ideale hervor.

Die Kritik, die der moderne Sozialismus an den herrschenden wirtschaftlichen Verhältnissen übt, ist im allgemeinen zutreffend. Dem, was man eine menschenwürdige Existenz nennt, entsprechen die heutigen Arbeiterzustände in ihrer Totalität nicht.

Die bestehende Wirtschaftsordnung mit ihrem starren Privateigentumsbegriff und ihrem Grundsatz der uneingeschränkt freien Konkurrenz ist darauf angelegt, die Menschen in Interessengegensatz zu bringen, die Selbstsucht und Habsucht zu wecken, die Bruderliebe und das Gefühl der Mitverantwortlichkeit für das Ergehen der andern zu lähmen. In diesem Kampfe aller gegen alle begünstigt das herrschende Eigentums- und Erbrecht die Besitzer von Grund und Boden und der industriellen Arbeitsmittel in unerträglicher Weise, es hat die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zur unausbleiblichen Folge, vernichtet in Verbindung mit der schrankenlosen Gewerbefreiheit den sozialen Mittelstand und verurteilt die Masse der Lohnarbeiter — weitaus die Majorität des Volks — zu dürftiger Lebenshaltung und wirtschaftlicher Aussichtslosigkeit.

Solchen Thatsachen gegenüber entsteht wie von selbst ein gegensätzliches Ideal: das Ideal einer Wirtschaftsordnung, in der der Gegensatz der wirtschaftlichen Interessen der Klassen und der Einzelnen nach Möglichkeit aufgehoben ist, in der die Menschen von ihrer — thatsächlich ja jetzt schon vorwiegend gemeinschaftlichen Thätigkeit — auch gemeinschaftlichen Nutzen ziehen, einer Wirtschaftsordnung, die in sittlicher Beziehung der Entwicklung sozialer Tugenden so günstig ist, wie das herrschende System ihr ungünstig ist. Dieses Ideal ist der Kerngedanke des Sozialismus, und wenn, wie zu erwarten, dies Ideal fortschreitend mehr zur wirklich leitenden Idee für unsere gesellschaftliche Weiterentwicklung werden wird, so muß es also geschehen unter lebhafter Beistimmung des Christentums. „Wir können vom Standpunkt des Neuen Testaments aus dem Sozialismus nach seinem innersten Wesen die Berechtigung nicht versagen — können

höchstens gegen die sozialistische Ausführung des Prinzips polemisieren, nicht gegen das Prinzip selbst."

Was nun diese praktischen Ausführungsgedanken des radikalen Sozialismus anlangt, so ist hier Todts Urteil nicht ganz einheitlich. Es ist ihm klar, daß das herrschende Eigentums- und Erbrecht einschneidender Reform bedürftig ist, und dem Gedanken der Ueberführung von Grund und Boden in Gemeineigentum steht er sympathisch gegenüber, aber er erschrickt offenbar vor dem Gedanken, die dahin führenden gesetzlichen Maßnahmen könnten den Besitzenden Gewalt anthun; daß eine Ersetzung des privatkapitalistischen Systems in der Industrie durch Produktivgenossenschaften, die schließlich das Ganze der Volkswirtschaft umspannen, möglich und notwendig sei, hat er sich von Lassalle beweisen lassen, aber — die Genossenschaften müssen nach ausgesprochen christlichen Grundsätzen geleitet werden, sonst können sie nicht gedeihen; das politische „Endziel" der demokratischen Tendenz der sozialdemokratischen Partei, die Republik, ist eigentlich auch vom Standpunkt des Evangeliums die ideale Verfassungsform —, aber ihre gewaltsame Einführung würde im Gegensatz stehen zum Geist des Neuen Testaments.

Nur auf zwei, miteinander eng zusammenhängenden Punkten ist Todt als christlicher Theologe natürlich intransigent:

Der Traum der Sozialdemokratie, eine sozialistische Gesellschaftsordnung verbürge ohne weiteres die Beseitigung alles irdischen Elends und das Glück der Menschen, ist die Achillesferse des ganzen Systems, ein ebenso verhängnisvoller Irrtum, wie zum zweiten der Atheismus der Sozialdemokratie. Allerdings: der Atheismus gehört nicht zum Wesen des Sozialismus — es hat Sozialisten gegeben, die gerade dem Christentum ihre Ideale entnahmen —, sondern ist nur ein Accidenz, das sich aus den geschichtlichen Bedingungen des Aufsteigens der Sozialdemokratie erklärt und das sich gleicherweise auch anderswo, z. B. beim Liberalismus findet. Solange aber diese zufällige Verknüpfung zwischen dem radikalen Sozialismus und dem Atheismus bestehen bleibt, mag der Sozialismus wohl äußere Erfolge haben, aber die Glückseligkeit wird er nie durch seine Organisationen herbeizaubern. Erst wenn jene — thatsächlich auch ganz unnatürliche Verbindung sich löst, „sobald der Sozialismus seine Prinzipien und Forderungen auf das Evangelium gründet, alsobald wird seine Anziehungskraft unwiderstehlich sein, die ganze Masse der Arbeiter wie aller anderen abhängigen Klassen wird ihm unausbleiblich zuströmen, und im Genossenschaftsstaat werden die ewigen unerschütterlichen Grundsätze des Neuen Testaments, die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit mehr Formen finden, die ihrem Wesen entsprechen, als in der heutigen staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung."

Mithin: „Mit Ausnahme des Atheismus, der eventuell in Aussicht genommenen Zwangsmaßregeln bei Einführung des Volksstaats und der Verheißung auf Herstellung wahrer Glückseligkeit unter den Menschen läßt sich vom

Standpunkt des Evangeliums gegen die sozialistische Theorie nichts einwenden. Ihre Grundprinzipien bestehen nicht nur vor der Kritik des Neuen Testaments, sondern enthalten geradezu evangelische, göttliche Wahrheiten; ihre Anklagen gegen die heutige Gesellschaftsordnung sind größtenteils begründet, ihre Forderungen berechtigt."

Und nun — wie stehen thatsächlich Christentum und Sozialismus einander gegenüber? Wie stellen sich die in der Kirche (gemeint ist die evangelische) organisierten Christen zu der modernen Arbeiterbewegung?

„Die gegenwärtige Stellung der Kirche ist entweder eine absolut feindliche zu der sozialistischen Bewegung, oder aber sie huldigt einer Passivität, die in den meisten Fällen dem Indifferentismus gleicht wie ein Ei dem andern.

Wir glauben mit diesem doppelten Urteil nicht zu viel gesagt zu haben."

Die radikal sozialistische Bewegung ist die großartigste, welche wir seit der Reformation gehabt haben. Aber den meisten „Gläubigen" gilt der Sozialismus heute als Bestie mit tiefliegenden Augen und wunderlichen Spekulationen im Kopf. Sie sehen in dem Sozialdemokraten einen Geist, der nur verneint, der alles Heilige und Ehrwürdige zerstören will, und den man deswegen bis aufs Messer bekämpfen müsse; sie begreifen es nicht, wie man solchen Menschen gestatten kann, überhaupt zu existieren. Die andern aber bleiben indifferent. Sie seufzen, daß die Zeit böse, sehr böse sei, daß der Schaden Josephs verzweifelt schlimm und der Abfall um sich greife; aber es könne ja nicht anders sein, denn so stehe es geschrieben. — Vom Wesen des Sozialismus verstehen beide gleich wenig, weil sie sich nie die Mühe gaben, die sozialistische Bewegung vorurteilslos und gründlich zu studieren. Sie lesen höchstens jene gegnerischen Zeitungsartikel und Schriften, die den Sozialismus als Hirngespinst nicht ernst zu nehmender Schwärmer darstellen, oder als eine Irrlehre gewissenloser Agitatoren, die längst widerlegt sei. Und dann wird von christlicher Seite eine Polemik gegen die glaubens- und vaterlandslose Sozialdemokratie getrieben, die bei den Sozialisten den Eindruck bewußter Verleumdung machen muß und im übrigen nur geeignet ist, die guten sozialen Gedanken und Gefühle, die etwa in der Christenheit lebendig sind, „solchen Menschen gegenüber" abzuschwächen und zurück zu drängen. — Die Kirche schilt die Sozialdemokraten, und die Sozialisten haben zur Kirche jedes Vertrauen verloren. Die Kirche sollte die Menschen zum Glauben leiten, aber gegenüber der glaubenslosen Sozialdemokratie hat sie keinen Erfolg aufzuweisen.

Was sollen wir — wir Christen — also thun? Vor allem eins: verstehen lernen. Uns in die sozialistischen Gedankengänge einmal wirklich hineindenken. Das wird zweierlei zur Folge haben: die Christen werden sich gedrängt fühlen, selbst mit Hand anzulegen an eine gründliche, durchgreifende Reform der wirtschaftlichen Verhältnisse, und die Verkündigung des Wortes Gottes wird in Formen geschehen, die auch dem sozialistisch Beeinflußten verständlich sind.

Zum ersten also aktive christlich-soziale Arbeit! Gründung einer christlich-sozialen Partei — Todt legt ein ausführliches Programm einer solchen vor —; ferner rege soziale Arbeit in kirchlichen Vereinen und unablässige Thätigkeit der organisierten Kirche in all ihren Instanzen und Vertretungen zur dauernden sittlichen und sozialen Hebung der arbeitenden Klassen. Der Erfolg wird — von anderm abgesehen — der sein, daß die Sozialdemokraten sehen, daß es den Christen Ernst ist mit ihrer „Liebe". Nur durch die Aktivität der dienenden Liebe wird die Kirche bei den Besitzlosen das verlorene Vertrauen wiedergewinnen und beim Staat und den Besitzenden diejenige Achtung erobern, welche sie heute bei ihnen, leider Gottes, nicht hat.

Hand in Hand mit solcher sozialen und politischen Bethätigung muß eine neue, den neuen Verhältnissen der Hörer angepaßte Verkündigung des Evangeliums gehen. Die Aufgabe ist, „geschickt und psychologisch an die in der Herzenstiefe der Zuhörer befindlichen abgerissenen Fäden des Heilsbewußtseins und der Heilssehnsucht wieder anzuknüpfen und das gelöste Band zwischen diesen und Gott wieder herzustellen". Das setzt voraus eine genaue Kenntnis der Hörer, und insofern diese bewußte Glieder einer Klasse sind, eine genaue Kenntnis der Geschichte, der wirtschaftlichen Lage und der geistigen Eigenart dieser Klasse. Zur Erlangung solcher Kenntnis gehört aber ebensowohl wie zu jener praktischen Bethätigung auf sozialem Gebiet eine wirtschaftsgeschichtliche Vorbildung. Sozialwissenschaftliches Studium ist von den Theologen schon auf der Universität zu fordern. — Je größer so der Besitz gemeinsamer Gedanken, je größer der Boden gemeinschaftlicher sozialer Interessen zwischen dem Geistlichen und seinen Hörern ist, desto leichter wird auch seine Verkündigung des Wortes den Weg zu den Herzen der Hörer finden. Und andrerseits: gerade von dem Studium des Sozialismus und von der aktiven sozialen Mitarbeit der Theologen wird auch Vertiefung ihrer Theologie und Bereicherung der christlichen Frömmigkeit zu erwarten sein. Begriffe wie „menschliche Brüder", „Solidarität des Menschengeschlechts", „Arbeit" u. s. w. werden neues Leben bekommen und neue Lichter werfen auf die Herrlichkeit des Wortes Gottes. Das Evangelium wird sich in der neuen Zeit in seiner allseitigen Herrlichkeit entfalten, wie umgekehrt die sozialistische Bewegung durch die Gedanken des Reiches Gottes durchsäuert werden wird, wie vom Sauerteig, den ein Weib nahm und verbarg ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß es ganz durchsäuert ward.

* * *

Das war vor 25 Jahren. Ein neues Geschlecht ist inzwischen in Kirche und Sozialdemokratie herangewachsen. Des Sozialismus Anhängerschaft hat sich verfünffacht und er hat seine Wurzeln tiefer ins Volksleben geschlagen durch die praktische Arbeit der Gewerkschaften und Genossenschaften. Er hat manche ausschweifende Zukunftsverheißung abgelegt, sieht auch seine Theorieen zum Teil in Fluß und legt auf sein Accidenz, den Atheismus, nicht mehr so großes Gewicht. Aber die Kirche verachtet er. Und ihm gegenüber — die Kirche?

„Die gegenwärtige Stellung der Kirche ist entweder eine absolut feindliche zu der sozialistischen Bewegung, oder aber sie huldigt einer Passivität, die in den meisten Fällen dem Indifferentismus gleicht wie ein Ei dem andern!"

Wir glauben mit diesem Citat aus Todt nicht zu viel gesagt zu haben. Die Kirche ist nicht weiter gekommen in diesen 25 Jahren.

* * *

Todts Buch ist nicht sehr gut geschrieben. Auf fast 500 Seiten ist ein außerordentlich reicher Stoff in oft mangelhafter Ordnung verarbeitet. Als Leitgedanke ist auf dem Titelblatt formuliert: den sozialen Gehalt des Christentums und die sozialen Aufgaben der christlichen Gesellschaft auf Grund einer Untersuchung des Neuen Testaments darzustellen; thatsächlich bildet aber den Hauptinhalt des Buches eine Kritik der Sozialdemokratie vom Standpunkt christlicher Ethik und Religiosität. Dabei ist Todts Exegese der angezogenen Schriftstellen oft recht anfechtbar, und manche flüchtigen Bemerkungen stehen einigermaßen in Widerspruch zu späteren Ausführungen.

Und dennoch, trotz aller Mängel — um seiner guten und kräftigen Gedanken willen schlug das Buch ein. Schon im nächsten Jahre war eine neue Auflage nötig, die allerdings heute noch nicht ausverkauft ist, — „in den letzten fünf Jahren wird kaum ein Exemplar abgesetzt sein", schreibt mir der Verleger. — Die organisierte Kirche wußte zunächst nicht recht, was sie sagen sollte. Das Magdeburger Konsistorium empfahl das Buch gleich nach seinem Erscheinen mit Wärme, — aber der Berliner Oberkirchenrat hatte doch seine ernstesten Bedenken — worauf das Magdeburger Konsistorium in der nächsten Nummer seines Amtsblatts alles wieder zurücknahm. — Dennoch wurde nach einigen Jahren Todt selbst von seiner kirchlichen Behörde „befördert"; als Superintendent zu Brandenburg ist er im Jahre 1887, noch nicht 50jährig, gestorben.

* * *

Um seiner guten und kräftigen Gedanken willen schlug das Buch ein und trug Frucht.

Zu christlich-sozialer Arbeit hatte Todt aufgerufen: Gedankenarbeit verlangte er, zur Herausstellung der im Christentum eingeschlossenen sozialen Ideen, zur Formulierung der im Namen des Christentums zu erhebenden sozialen Forderung. Zusammenschluß der Christen zu einer politischen, christlich-sozialen Partei verlangte er weiter, damit die erhabenen Forderungen auch wirklich durchgeführt würden auf dem Wege der Gesetzgebung. Und begleitet sollte solche theoretische und politische Arbeit sein von der unmittelbar praktischen Thätigkeit der einzelnen Christen und kirchlichen Behörden, zur Abstellung sozialer Nöte lokaler Natur in den einzelnen Gemeinden, Kreisen und größeren Verbänden. — Viele folgten dem Aufruf.

Schon im ersten Jahre nach dem Erscheinen seines Buches konnte Todt zusammen mit Stöcker, Adolf Wagner und Rudolf Meyer den „Zentralverein für Sozialreform auf religiöser und konstitutionell-monarchischer Grundlage"

stiften — die erste Organisation der Anhänger der von ihm vertretenen christlich-sozialen Ideen. Allerdings, der Verein blieb ein Sprechsaal zu akademischer Erörterung der schwebenden Fragen, und seine Blüte ging schnell vorüber. Mit dem Eingehen seiner Zeitung, des „Staatssozialist", verlor er seine Bedeutung, und die wirklich aktiven Glieder der Bewegung gingen über in die von Stöcker gegründete christlich-soziale Partei.

Später haben zwei ähnliche Gründungen den dem Zentralverein zu Grunde liegenden Gedanken wieder aufgenommen. „Der evangelisch-soziale Kongreß" sammelt seit 1890 alljährlich Hunderte, vorzugsweise akademisch gebildeter Christen, zur Besprechung der zwischen Sozialismus und Christentum offenen Fragen. Die ersten Vertreter der wissenschaftlichen Theologie und der Nationalökonomie hielten neben hervorragenden Männern der Praxis Referate, die sich fast durchweg durch Weitherzigkeit und wissenschaftliche Gediegenheit auszeichneten, und die Debatten hielten sich gewöhnlich auf achtungswerter Höhe. — Die seit 1896 existierende „Kirchlich-soziale Konferenz" steht zu jenem Kongreß in freundlichem Verhältnis, wenngleich sie theologisch exklusiver im konservativen Sinne ist, verfolgt ähnliche Ziele, beschäftigt sich aber nicht ausschließlich mit eigentlich sozialen Problemen, sondern hat auch Fragen des innerkirchlichen Lebens, der Gemeinschaftsbewegung und der Kirchenpolitik in ihrem Arbeitsprogramm. — Beide Vereinigungen haben ihre unleugbaren Verdienste. Nicht nur, daß sie sicher hie und da die öffentliche Meinung mit christlichen und sozialen Gedanken befruchtet haben und so gewiß an manchem Fortschritt der sozialen Gesetzgebung und der Verwaltung mitbeteiligt waren, — vor allem: es ist gar nicht abzusehen, wie groß die Verständnislosigkeit der christlichen Kreise dem Sozialismus gegenüber sein würde, wenn in diesen beiden Konferenzen nicht ein kleines Gegengewicht gegen die einseitige Polemik geschaffen wäre, die seitens der meisten kirchlichen Zeitschriften und der in jenen Kreisen verbreitetsten Zeitungen gegen die sozialistische Bewegung geführt wird. — Daß noch in keiner von beiden Vereinigungen ein Sozialdemokrat zu Worte kam, ist so, wie die Dinge liegen, selbstverständlich.

Neben der Diskussion der sozialen Probleme vom Standpunkt des Christentums aus hatte Todt eine neue politische Partei auf christlicher Grundlage gefordert. Sie trat schon Januar 1878 in Erscheinung als „Christlich-soziale Arbeiterpartei", von Stöcker gegründet als Gegenpartei zur Sozialdemokratie. Das war der Gegensatz, in dem sie lebte, in dem sie kräftig aufblühte — um dahinzuwelken, als mit Erlaß des Sozialistengesetzes der Gegner mundtot gemacht wurde. Es war nicht Stöckers Art, noch auf einen geknebelten Feind zu treten. Zudem zog sich alle politische Agitation in Arbeiterkreisen von der Oberfläche des öffentlichen Lebens zurück — auch für Stöckers Partei stockte der Zufluß von Arbeitern, und die schon gewonnenen traten unter dem Druck der in Arbeiterkreisen allgemeinen maßlosen Erbitterung gegen „die Herren" zum größten Teil wieder aus. In ihre Plätze aber rückten nun ein kleine Hand-

werker, Kaufleute — und mit ihnen der Gegensatz zum Judentum, den Stöcker vornehmlich um der entsittlichenden Wirkungen der in jüdischen Händen befindlichen Presse willen teilte. Aus der christlich-sozialen Arbeiterpartei wurde eine antisemitische Mittelstandspartei, die zwar das Christlich-sozial im Namen und in der Tendenz nie ganz aufgab, aber für die Lösung des weltgeschichtlichen Problems: Verhältnis von Christentum und Sozialismus die Bedeutung verlor. — Später, Mitte der 90er Jahre, haben dann „die um Naumann" versucht, in Erneuerung und energischer Fortbildung der alten christlich-sozialen Gedanken eine sozialpolitische Arbeiterpartei zu gründen. Als Bruder der Sozialdemokratie, von ihr geschieden durch Gottesfurcht und Monarchismus, als der dereinstige Erbe ihrer Massenanhängerschaft war sie gedacht. Später verschob sich ihnen unter dem Druck der Verhältnisse das Ziel; der jetzigen nationalsozialen Partei steht die Weltpolitik im Vordergrunde und ihre Agitation ist eingerichtet auf Gewinnung der Gebildeten.

Neben den Versuchen, sich politisch zu organisieren, lief — äußerlich angesehen erfolgreicher — der Zusammenschluß christlich gesonnener Arbeiter zu „Evangelischen Arbeitervereinen" her. Ueber 100000 Mitglieder zählen zur Zeit Vereine dieses Namens. Aber unter sich sind sie recht verschiedenartig. Nicht nur, daß in vielen Vereinen die Arbeiter in der Minderzahl und daß nur etwa zwei Drittel der Vereine so viel Gemeinsames gefunden haben, daß sie sich zu einem losen Verbande zusammenschließen mochten — sozialpolitisch sind ihre Interessen so wenig einheitlich, daß sie eine beachtenswerte Aktion nicht entfalten können. So mußte der letzte Verbandstag den Arbeitermitgliedern den guten Rat geben, zur Vertretung ihrer Interessen in einen der vorhandenen Fachvereine einzutreten — in die von Sozialdemokraten geleiteten Gewerkschaften oder, wo solche in Frage kommen, in die von katholischer Seite gegründeten „christlichen Fachvereine" oder in einen Hirsch-Dunckerschen Fachverein. Ein Beschluß, der angesichts viel redlichen Strebens und Arbeitens resigniert klingt, aber anerkennenswert bleibt, weil er den Mut zeigt, den Thatsachen ins Gesicht zu sehen und die unumgänglichen Konsequenzen entschlossen zu ziehen.

Kürzer können wir uns fassen in Bezug auf Todts beide letzten Wünsche sozialer Aktion: Mitarbeit der einzelnen dazu befähigten Christen, insonderheit der Geistlichen, bei Ueberwindung sozialer Schäden auf lokalem Gebiete — und der Forderung an die organisierten Kirchen, in all ihren Instanzen zu den sozialen Fragen klare, begründete Stellung zu nehmen, Forderungen zu stellen und zu deren Durchführung selbst mit Hand anzulegen.

Ueber das, was von einzelnen auf lokalem Gebiete geleistet ward, besteht keine Statistik, und es ist vieles nie in die weitere Oeffentlichkeit getreten; aber was z. B. viele Geistliche in diesen 25 Jahren bei Gründung und Verwaltung von gemeinnützigen Vereinen, Bau-, Rohstoff-, Konsum- und anderen Genossenschaften, Raiffeisenvereinen u. s. w. geleistet haben, verdient alle Anerkennung —

wenngleich das grundsätzliche Verhältnis des kirchlichen Christentums zum Sozialismus natürlich wenig dadurch modifiziert ward.

Um so trauriger sah's aus mit der sozialen Aktion der organisierten Kirchen. Die Synoden sind kaum irgendwo übers Klagen und Bedauern, „Ernstlich befürchten" und „die Hoffnung nicht ganz aufgeben wollen" hinausgekommen. Und das Kirchenregiment? Daß Gott erbarm. Die Anekdote von des Magdeburger Konsistoriums Urteil über Todts Buch wird vergessen werden. Wie aber derselbe Berliner Oberkirchenrat, der 1890 auf allerhöchsten Befehl die Geistlichen zu sozialem Studium und unerschrockener Beschäftigung mit der modernen Arbeiterbewegung aufgerufen hatte, wenige Jahre später, als an allerhöchster Stelle ein Stimmungsumschlag eingetreten war, nicht nur alles zurücknahm, sondern auch die ihm unterstellten Geistlichen, die seine Worte ernst genommen hatten, als sozialpolitische Agitatoren maßregelte, das wird die Geschichte wohl auch späteren Zeiten überliefern; als bezeichnend für die Stellung der Kirchenregierungen zum Sozialismus in dieser Periode.

* * *

So versteht sich die Situation von heute.

Kirche und sozialistische Arbeiterschaft stehen einander als Gegner gegenüber, als zwei feindliche Heerlager; wie zwei Gruppen von Leuten, die keine gemeinschaftlichen Interessen haben und einander nichts zu schulden glauben, die nichts voneinander lernen wollen und nur Feindseligkeit voneinander erwarten. Zwar hat's immer ein paar Sonderlinge gegeben, die unter dem Kopfschütteln ihrer Freunde die historisch gewordene Scheidungslinie für sich nicht anerkennen wollten; aber im allgemeinen wird der Verkehr zwischen den beiden gegeneinander abgeschlossenen Parteien nur durch Ueberläufer unterhalten. Ein sehr minderwertiger Verkehr.

„Die andern sind eben schuld daran. Sie *wollen* ja nicht", sagt man auf beiden Seiten. Und wenn man sich das nur oft genug vorhält, so kann man damit wirklich jedes sich etwa regende Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit und alle gelegentlichen Regungen besserer Einsicht in die Natur des Gegners unterdrücken. So war's vor 25 Jahren und wird's in 25 Jahren sein, wenn nicht die Kirche ihre Position ändert.

Denn die sozialistische Bewegung hat nicht das gleiche Interesse an der Ueberwindung des Zwiespalts wie die Kirche. Weder grundsätzlich noch praktisch. Grundsätzlich ist ihr jede Religion Privatsache; wenn aber kirchlicherseits die christliche Religion mit einem Einschlag politisch-konservativer und gesellschaftlich-patriarchalischer Ideen gelehrt wird, als gehörten die mit dazu, — wenn die Tugenden der passiven Ergebung in die Verhältnisse jeder Tugend energischer Selbsthilfe und der Freude an solidarisch errungenem Fortschritt übergeordnet wird — so kann die sozialistische Bewegung natürlich keine innere Nötigung empfinden, den Gegensatz ihrer Anhänger gegen eine Kirche, die ihre besten Kräfte zu lähmen droht, zu überwinden. Und unter praktischen Gesichts-

punkten geurteilt, mag sich der Nachteil ihrer Kirchenfeindschaft mit dem Vorteil ungefähr ausgleichen. Denn wenn der Gegensatz der Kirche an manchen Orten gewiß noch lange der Ausbreitung des Sozialismus Dämme zieht, so ist dafür an andern Orten doch auch gerade der Hinweis auf das „Herrentum“ der Kirche und ihrer Diener ein bequemes und wirksames Agitationsmittel.

Ein größeres Interesse sollte die Kirche an der Aufhebung der Spannung zwischen ihr und der sozialistischen Bewegung haben. Wenn sie ist, was sie sein soll, so darf sie nicht ablehnend sagen: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Wenn sie einflußlos bleibt in der bedeutendsten Bewegung unserer beiden Jahrhunderte, in der Geistesbewegung, die die kräftigsten, aufsteigenden Schichten unseres Volkes umfaßt, so zeigt sie damit, daß sie unfähig ist zur Lösung der Aufgabe, zu der sie da ist, nämlich die von Jesus ausgegangenen Gedanken und Kräfte so ins Volksleben hineinzutragen, daß sie dort wirken wie ein Sauerteig. — —

Die Kirche hat ein Lebensinteresse daran, zur sozialistischen Bewegung eine andere Position zu gewinnen. Das war vor 25 Jahren Todts Meinung, und er würde sie heute nur noch schärfer aussprechen. Ueber die Wege zu solchem Ziel aber würde er, durch die Geschichte des letzten Vierteljahrhunderts belehrt, in wichtigen Stücken anders denken, als da er sein Buch schrieb. Wir glauben in Todts Sinne zu sprechen, wenn wir über die jetzt notwendige Stellungnahme der Kirche gegenüber dem Sozialismus urteilen wie folgt.

Die Kirche muß verzichten auf den Kampf gegen das wirtschaftliche Ideal des Sozialismus und sich der sozialdemokratischen Partei gegenüber neutral verhalten. Im übrigen braucht sie nur zu thun, was stets ihres Amtes war: das Wort Gottes verkündigen. —

Daß das wirtschaftliche Ideal des Sozialismus nicht widerchristlich ist, hat schon Todt mit Energie betont. Und heutzutage stimmt fast die ganze theologisch-wissenschaftliche Litteratur diesem Gedanken zu, dem der Marburger Ethiker Herrmann 1891 den schön geschliffenen Ausdruck gab: „Es ist unchristlich, im Namen des Christentums die wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie zu bekämpfen.“ Aber die Masse der kirchlichen Schriftsteller, die sich direkt ans Volk wenden, denkt oder handelt wenigstens anders. Die Mehrzahl der christlichen Sonntagsblätter, Traktate und Unterrichtsbücher läßt sich durchaus nicht daran genügen, die Glaubenslosigkeit der Sozialdemokratie zu beklagen und zu bekämpfen, sondern paukt im Namen des Christentums unverdrossen auf den Sozialismus selbst als auf eine Ausgeburt menschlicher Thorheit und Sünde. „Daß Reiche und Arme sind, ist Gottes Ordnung. Wer sich dagegen empört, ist ohne alle Gottesfurcht; die Gottlosigkeit aber verfinstert nicht nur das Herz, sondern auch den Verstand. Nach einer Güterteilung müßten schon bald wieder Reiche und Arme sein, oder wenn alles Privateigentum zum Gesellschaftseigentum gemacht und ein einziger großer Wirtschaftsbetrieb eingerichtet werden sollte, so würde die ganze Wirtschaft bald ein schreck-

liches Ende nehmen." (Erck-Mehliß, Spruchbuch, 863tes Tausend, S. 34.) Das ist die in der populären kirchlichen Litteratur zumeist beliebte Polemik gegen den Sozialismus. In den Sonntagsblättern lesen es nur Leute, die vor der Sozialdemokratie behütet werden sollen; lernen die hernach zufällig den Sozialismus selbst kennen, so müssen sie irre werden an der vollen Ehrlichkeit ihres lieben Sonntagsblattschreibers. Mit den offiziell eingeführten Religionsbüchern aber dringen solche Ausführungen auch in die Häuser der überzeugten Anhänger des Sozialismus, — jeder Vater durchblättert einmal das Religionsbuch seines Kindes, — und es müßte wunderlich zugehen, wenn ein sozialdemokratischer Vater solche „religiöse" Belehrung seines Kindes lesen könnte, ohne daß sich ihm die lebhafte Empfindung aufdrängt: der Pfaffe lügt. Was in der sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Presse gelegentlich an Angriffen gegen die Kirche vorkommt, kann nicht entfernt dieselbe aufreizende und verbitternde Wirkung ausüben, wie solche Polemik im Religionsunterricht. Daher diese Forderung vor allen: die Kirche verbiete ihren Vertretern die Bekämpfung der wirtschaftlichen Ziele des Sozialismus. Sie kann keinem ihrer Diener wehren, seine eigene, mehr oder weniger klare Anschauung vom Wesen des Sozialismus zu haben und sie privatim und als deutscher Reichsbürger zu vertreten, aber sie kann verhindern, daß in offiziell eingeführter oder seitens der Kirche vertriebener Litteratur eine Polemik geführt wird, zu der die Kirche keinen Beruf hat, zu der ihre Vertreter oft nicht die nötige Vorbildung haben, und die dem Zweifel an der Verständnisfähigkeit und subjektiven Ehrlichkeit der kirchlichen Kreise unaufhörlich neue Nahrung geben muß.

Zwei nahe liegende Erwägungen möchten diese Forderung noch etwas eindringlicher machen.

Es ist nicht wohlgethan, den Menschen ein Ideal zu rauben, wenn man nicht ein besseres an seine Stelle setzen kann. Man mag erwidern: ein wirtschaftliches Ideal brauche der Mensch gar nicht. Das ist vom Standpunkt des Beamten, Geistlichen oder sonst eines Menschen gesprochen, dem seine Behörde vierteljährlich sein festes Gehalt zahlt und nach den Jahrzehnten des Gehalts die im voraus zu berechnende Pension. Anders liegt die Sache beim modernen Industriearbeiter. Der erlebt die bestehende Wirtschaftsordnung. Für den ist „Wirtschaftsordnung" nicht ein abstraktes Gedankending, sondern der Begriff eines lebendigen, in seinen Grundzügen erkennbaren Zusammenhangs, einer mit eiserner Konsequenz wirkenden, über dem Volksleben waltenden, immer wieder auch in sein eigenes Leben eingreifenden Macht. Wenn eine dauernde Lohnkürzung ihm im Comptoir motiviert wird mit der Konkurrenz, die die mit nicht-organisierten Leuten arbeitende schlesische Industrie seiner Branche macht —; wenn die Einlage von Halbtagsschichten durch die Stockung des Absatzes an ein die Produktion einschränkendes Syndikat veranlaßt ist —; wenn eine geplante notwendige Baugenossenschaft nicht aufkommt, weil der in Frage kommende Grund und Boden in der Hand eines kapitalkräftigen Speku-

lanten vereinigt ist — so sind das Zusammenhänge des Wirtschaftslebens, die auch dem sonst wenig Gebildeten durchsichtig sind und ihm einen Einblick in die Struktur des herrschenden Systems gewähren. Und wenn die Situationsberichte vom Arbeitsmarkt, die ihm sein Gewerkschaftsblättchen allwöchentlich oder allmonatlich bringt, das Herannahen einer Krise ankündigen, und von Monat zu Monat klingen die Berichte ernster, und auf das nächste Vierteljahr sagen sie auf Grund der und der Thatsachen die Geschäftsstockung auch für seinen Bezirk voraus — und richtig, am ersten des Quartals hat er seinen Abkehrschein: das heißt, er ist arbeitslos und würde in acht oder vierzehn Tagen mit seiner Familie brotlos sein, wenn ihn nicht sein Gewerkschaftsverband über Wasser hielte — so wird ihm in solchen Erlebnissen die Wirtschaftsordnung der ungeregelten, auf dem Wettbewerbe der Privatkapitale basierenden Produktion zu einer so lebendigen Realität, wie einem Menschen nur je etwas Nichtsinnliches zur Realität werden kann. Der Mann braucht dann auch ein wirtschaftliches Ideal. Und wenn ihm als ein solches nun das sozialistische aufgeht, als das Endziel einer Entwicklung, die auf die Beseitigung der Schäden der bestehenden Wirtschaftsordnung ausgeht, und er sieht ihre ersten Ansätze schon vorhanden in den Gewerkschaften und Genossenschaften, in gewissem Sinne auch in Kommunal- und Staatsbetrieben, sowie in den Grundzügen der sozialen Versicherungs- und Schutzgesetzgebung — und er hofft auf die weitere Entwicklung auf dieser Bahn und arbeitet und kämpft für sie und umkleidet das Endziel, die nach dem Grundgedanken des Sozialismus geordnete Gesellschaft, mit seinen besten ethischen Gefühlen, findet seines Lebens sittlichen Zweck darin, mit Energie und Opfermut für dies sein Ideal zu arbeiten und zu kämpfen, dessen Verwirklichung er nie erleben wird, aber vielleicht seine Kinder oder eine andere Generation — dann darf ein mit Grundgehalt und Alterszulagen in der bestehenden Ordnung der Dinge wohlsituierter Pfarrer oder Oberlehrer kommen und überlegen spotten: Teilen ist ja doch Unsinn und einer kollektivistischen Volkswirtschaft prophezeie ich ein Ende mit Schrecken? Es ist nicht fein, Menschen, die ein Ideal brauchen, es nehmen zu wollen, ohne ein besseres an seine Stelle setzen zu können.

Und es ist in unserm Falle völlig aussichtslos. Denn dazu ist das sozialistische Ideal in den Seelen seiner Anhänger denn doch zu fest verankert. Doppelt verankert. Einmal als wissenschaftlich legitimiertes und zweitens als Glaubensobjekt. Der moderne Sozialismus beruft sich auf die wissenschaftlich beobachteten Entwicklungstendenzen, die der bisherige Geschichtsverlauf aufweise, und folgert aus ihnen die Möglichkeit und Notwendigkeit der Ersetzung des privatkapitalistischen Systems durch das sozialistische. Man kann dagegen nicht geltend machen, daß andere Wissenschaftler doch auch anders dächten. Das Recht, ihre, aus bestimmten Thatsachen der Wirtschaftsentwicklung in bestimmter Gruppierung nach wissenschaftlicher Methode gefundenen Schlüsse als wissenschaftliche Erkenntnisse zu vertreten, kann man den sozialistischen Theoretikern nicht ab-

sprechen. Und es ist nicht zu verwundern, wenn dann die wissenschaftlich nicht gebildeten Sozialisten es für gleich „wissenschaftlich bewiesen" halten, daß die Erde sich um die Sonne drehe, wie daß nach immanenten Entwicklungsgesetzen der Sozialismus kommen müsse. — Falls aber scheinbar oder wirklich triftigere Beweise eines Antisozialisten oder neue überraschende Thatsachen die sozialistische Theorie zu erschüttern drohen — wie z. B. im letzten Jahrzehnt die Beobachtung, daß die Konzentration der Kapitale nicht so fortgeschritten ist, wie Marx und das Erfurter Programm einst annahmen, so zieht die zweite Ankerkette an: der Glaube an das Ideal. Selbst wenn es sich nicht nachweisen ließe, daß der Sozialismus mit Naturnotwendigkeit kommen muß — der Sozialist will ihn als sein Ideal, an das er glaubt, so wahr er an eine ausgleichende Gerechtigkeit glaubt, an den Fortschritt der Menschheit, an den endlichen Sieg des Guten. Und dagegen wollt ihr ankämpfen, ohne eingehendere Kenntnis der Wirtschaftsgeschichte, mit ein paar alten, vom Manchestertum abgelegten Phrasen? Es ist ein aussichtsloses Beginnen. Besten Falls werdet ihr — in eine Zwickmühle geraten.

Auch auf die Bekämpfung der Sozialdemokratie, der den Sozialismus vertretenden Partei, so wie sie heute ist, zu verzichten, war unsere zweite Forderung an die Kirche und ihre Organe. Zwar führt die Kirche ja thatsächlich keinen organisierten Kampf gegen die Sozialdemokratie, aber die übliche Erwähnung des „inneren Feindes", der „Feinde von Thron und Altar" u. s. w. ist schlimmer und wirkt schlimmer als offener Kampf. Wer als Konservativer oder Mittelstandsparteiler oder Freisinniger die Sozialdemokratie bekämpfen will — Heil! Aber im Namen des Christentums darf man's nicht thun. Denn man kann nicht eine bessere, energisch für die Interessen der Lohnarbeiter wirkende Partei an ihre Stelle setzen. Die Geschichte der letzten 25 Jahre hat bewiesen, was uns aus theoretischen Gründen auch schon wahrscheinlich war, daß eine christlich-soziale Partei im großen nicht lebensfähig ist. Es ist nicht möglich, die Religion als das einigende Band einer politischen Partei zu gebrauchen. Es läßt sich aus dem Evangelium nicht eine ideale Wirtschaftsordnung abstrahieren, die das Programm einer politischen Partei bilden könnte. Das haben die mit besten Männern und besten Kräften gescheiterten Versuche christlich-sozialer Parteigründungen definitiv festgestellt. Eine sozial-reformerische Partei aber ist notwendig. Wer nichts Besseres als die heutige Sozialdemokratie zu bieten hat und trotzdem ihre Unterdrückung anstrebt, der stellt sich damit in dem nun einmal gegenwärtigen und notwendigen Klassenkampf thatsächlich auf die Seite des Kapitals, der Herren, der Besitzenden.

Aber nicht nur weil eine sozial-politische Arbeiterpartei zur Zeit notwendig ist und die Kirche keine bilden kann, muß sie auf den Kampf gegen die Sozialdemokratie verzichten, sondern viel mehr noch, weil diese Partei um nichts „unchristlicher" ist als die andern Parteien. Im großen und ganzen hat das schon Todt nachgewiesen; über die beiden Punkte, auf denen er die Sozialdemokratie

seiner Zeit im Gegensatz zum Geist des Neuen Testaments sah, würde er heute vielleicht etwas anders denken: die „Verheißung eines Himmels auf Erden" wird man heutzutage nur selten noch im Munde eines übereifrigen Agitators oder eines Schwärmers zu hören bekommen; herrschend ist nicht die Meinung, daß eine absehbare Zukunft eine endgiltige, weil fehlerlose Gesellschaftsform bringen werde, vielmehr vertritt der wissenschaftliche Sozialismus nur die Erwartung, daß die sozialistische Gesellschaftsform die nächste, im Verhältnis zur gegenwärtigen allerdings höhere Stufe einer unabsehbaren Entwicklung sein werde. Eine ziemlich nüchterne Meinung, der man in einer Maifestrede natürlich einen etwas schwungvolleren Ausdruck geben wird. Schließlich macht man auch nicht das Christentum ohne weiteres verantwortlich für jede Entgleisung eines christlichen Dorfschullehrers oder eines chiliastischen Professors. — Ob endlich die demokratische Tendenz der Sozialdemokratie heute Todt viel sympathischer sein würde, als vor 25 Jahren, ist uns allerdings nicht sicher. Denn er war mit seinem tiefsten Fühlen preußischer Royalist. Daß das „Demokratisch" im Namen der sozialdemokratischen Partei aber nicht die Absicht ausdrücken soll, den Kaiser möglichst bald abzusetzen und eine Republik einzuführen, würde er ehrlich anerkennen. Und im übrigen würde er weder die Meinung der Sozialdemokratie, daß der fortschreitenden Sozialisierung der wirtschaftlichen Verhältnisse ganz naturgemäß eine fortschreitende Demokratisierung der politischen Machtfaktoren parallel gehen wird, noch ihre Beurteilung dieser Entwicklung als eines erstrebenswerten Fortschritts als unchristlich verdammen.

Doch wir schreiben nicht, um die Sozialdemokratie von allen möglichen Vorwürfen rein zu waschen. Die Sozialdemokratie ist doch nur zu verstehen, wenn man die Theorie des wissenschaftlichen Sozialismus im Zusammenhange mit der wirtschaftlichen und politischen Geschichte der letzten Jahrhunderte kennt. Und auch dann mißversteht man sie noch, wenn man sich nicht gegenwärtig hält, daß, während die politische Partei noch vorwiegend kritische Arbeit liefert, die positive, aufbauende Arbeit mit regem Eifer und treuem Fleiß in der Kleinarbeit der Genossenschaften und vor allem der großartigen Gewerkschaftsbewegung geschieht. Darauf kam es uns an, klarzustellen, daß die Kirche unserer Zeit eine dringende Pflicht hat: abzustehen von dem Kampf gegen den Sozialismus und die den Sozialismus vertretende Partei, und also in der Bekämpfung der atheistischen Propaganda einzelner Sozialdemokraten scharf zu scheiden zwischen Parteisache und Privatsache — schärfer nötigenfalls noch, als jene selbst es thun.

* * *

Es ist eigentlich eine sehr bescheidene Forderung, die wir damit stellen. Und doch meinen wir, daß in dem Konflikt zwischen Sozialismus und Kirche thatsächlich alles darauf ankommt, daß die Kirche ehrliche Neutralität hält im sozialpolitischen Kampfe der Gegenwart. Thut sie es nicht, so wird sie — zwar nicht den Sozialismus in seinem Vormarsch aufhalten, denn dazu ist ihr Einfluß auch auf die noch nicht sozialistisch denkenden Arbeiter zu gering, aber —

die Kluft zwischen sich und der größten, stetig wachsenden Partei des deutschen Volkes weiter vertiefen und das letzte Vertrauen, das sie jetzt hie und da in den Massen noch hat, auch noch verlieren. Und dann wird sie zur Sekte. Zu einer erstarrenden Antiquität, an der die überwiegende Majorität des Volkes kein Interesse hat.

Und wenn sie die Forderung der ehrlichen Neutralität erfüllt? Dann kann Gott sie noch gebrauchen zur Arbeit an den Seelen, die jetzt in den ihm entfremdeten Massen untergetaucht sind. Zur Mitarbeit in dem weltgeschichtlichen Prozeß, da Gedanken des Sozialismus und des Christentums sich verschlingen werden zu einer neuen Lebensauffassung; zu einer christlichen Weltanschauung, in der das irdische Zusammenleben der Menschen mit seinen Gaben und Aufgaben neu erscheint, in der die natürlichen Faktoren des sozialen Lebens nach der Bedeutung gewürdigt werden, die sie thatsächlich für das geistige Leben der Gemeinschaften und der einzelnen Menschen haben. Und von solcher Klärung der Erkenntnis erwarten wir eben so gut eine Förderung des ethisch wertvollen Handelns, wie wir andererseits von dem fortschreitenden Sozialisierungsprozeß der Gesellschaft erwarten, daß er fortschreitend mehr Menschen von der dringendsten Sorge um das unsichere tägliche Brot entlastet für die Beschäftigung mit den Bedürfnissen ihrer unsterblichen Seele.

Denn wir können nicht anders, als das Zusammentreffen des Christentums mit dem siegreich vordringenden Sozialismus als eine für die christliche Religion günstige Konstellation ansehen. Wer selbst die Geschichte des sozialen Lebens mit den Augen der materialistischen Geschichtsauffassung ansehen kann, ohne zu vergessen, daß die natürliche Gesetzmäßigkeit eine Form des Willens Gottes ist, der begrüßt von vornherein eine wirtschaftliche Entwickelung, die er als notwendig erkennt, natürlich mit gutem Vertrauen. Dem stört auch der Rückblick auf 25 traurige Jahre nicht die Gewißheit, daß für das Reich Gottes die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens zum Sozialismus das günstigste ist, was zur Zeit eben geschehen konnte. Und die Frage, ob die organisierten Kirchen die zur gedeihlichen Mitarbeit und zu ihrer Selbsterhaltung notwendige Stellung finden werden, bleibt ihm — auch wenn er seine Kirche dankbar lieb hat — doch eine Frage sekundärer Natur.

Denn das im letzten Grunde Treibende sind nicht die Menschen, sondern der Gott, dessen Wille die der wirtschaftlichen Entwicklung immanenten Gesetze sind und dessen Geist allein religiöses Leben entzündet und erhält. Er legt die Dinge nicht auf einen dauernd klaffenden Widerspruch an, sondern auf eine die Menschenseelen vorwärtstreibende Harmonie. Die leitenden Ideen des geschichtlich notwendigen Sozialismus werden sich durch alle Vorurteile kirchlicher Tradition hindurchringen — „die Köpfe revolutionierend", wie man im sozialdemokratischen Sprachgebrauch so gern sagt. Und wer das an sich nicht als Vernichtung seines Christentums, sondern als eine Bereicherung seiner religiösen Lebensauffassung und Vertiefung seines sittlichen Empfindens und Wollens er-

fährt, in dem ersteht eine Personalunion von Sozialismus und Christentum. Darin sehen wir die Lösung des Konflikts zwischen sozialistischer Bewegung und Christentum, — in den Personen, die Christen und Sozialisten sind und deren Worte und Leben auf den Verstand und die Gewissen der Genossen so wirken, daß die Spannung schwindet, in der die öffentliche Meinung zum Christentum steht, und dem Geiste Gottes wieder freie Bahn gewonnen wird hinein in die dichtesten Massen. Und dann wird zwar nicht die Utopie eines „christlichen Sozialismus" das Ziel unserer Wünsche sein. Aber einen doppelseitigen Fortschritt dürfen wir erwarten — mögen die wirklich religiösen Menschen auch stets in der Minderzahl bleiben: die sittlichen Ideen des Christentums werden, wieder lebendig geworden in den Seelen vieler, auch auf die Ausgestaltung der gesellschaftlichen Ordnungen im einzelnen wirken; und andererseits: die im Sozialismus lebendigen ethischen Kräfte werden beitragen zur Neubelebung des religiösen Lebens, eines in Energie und Enthusiasmus neu gewordenen, nach einigen Seiten hin vertieften Lebens in dem alten Glauben, wie ihn Jesus meinte — sei's nun innerhalb der alten Kirchen oder im aufgedrungenen Gegensatz zu ihnen. Nicht mit so großen Erwartungen, wie sie einst Todt an die Erfüllung seiner christlich-sozialen Forderungen knüpfte, sehen wir in die Zukunft, aber in dem völlig sicheren Vertrauen, daß die sozialistische Bewegung da ist zur Förderung des Reiches Gottes.



In Samt und Seide.

Von

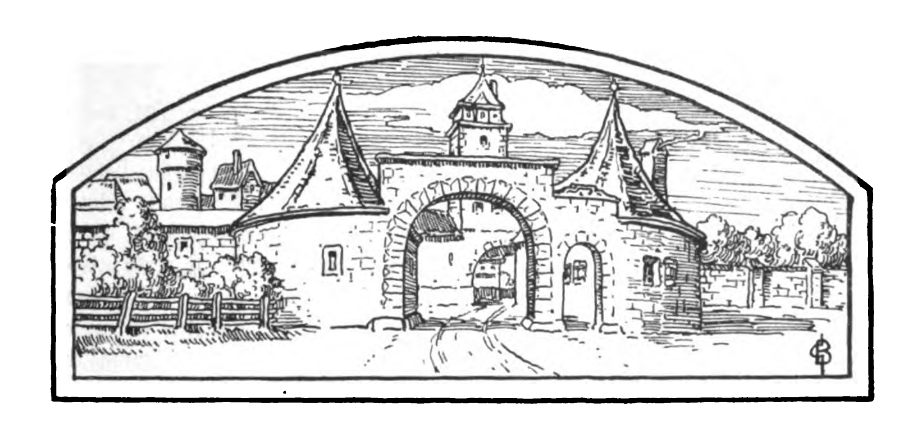
Reinhard Volker.

Sie sind mir alle, alle hold,
  Sie flöten und schalmeien
  Und möchten gerne freien
Mein rotes Gold.

Was frommt mir all das blanke Geld,
  Soll ich so schwer drum büßen?
  Lieber mit bloßen Füßen
Lief ich übers Feld!

Wenn ich die armen Mädel seh'
  Abends im Garten
  Des Liebsten heimlich warten,
Wird mir so weh.





In der Stadt.

Von

B. Westenberger.

Der kleine Heinrich saß im Schatten des Hauseingangs auf der sandsteinernen Treppe, streckte die Beine in den Sonnenschein hinaus und beobachtete, wie die Schattenlinie auf seinen grauen Höslein langsam aufwärtsrückte. Jetzt war sie gerade an seinen Knieen angelangt. Er fühlte die Hitze ordentlich brennen und dachte, wie lang er wohl so sitzen müsse, bis die Sonne all den Schatten vertrieben hätte und ihm auf die Nase scheinen würde.

Er gähnte.

War das langweilig hier!

Die anderen Jungen vom Hause sind in der Schule. Er wär's wohl auch, wenn ihn der Vater angemeldet und hingeführt hätte, aber jetzt sind sie schon eine ganze Woche in der Stadt und wohnen da oben in dem hohen Haus, doch der Vater verschiebt's von Tag zu Tag. Er hat zuviel zu thun, sagt er, und ist er zu Hause, so will er allein sein, geht in der Stube auf und ab mit Papierblättern in der Hand und redet laut vor sich hin. Immer fängt er an: „Parteigenossen" oder „meine Herren". Und gestern nacht hat er mit der Mutter gezankt, als er heimgekommen ist, so laut, daß er aufwachte. Die Mutter sagte, das wär' ja kein Leben mehr, sie wollt', sie wären daheim auf dem Dorf geblieben. Aber da schlug der Vater hart auf den Tisch: So ein Hundeleben daheim, für die geizigen Bauern mal einen alten Stuhl flicken, oder eine Fensterscheibe einsetzen, oder wenn's hoch kommt, die Stubenthür anstreichen! Eine Ehr sei's, daß ihn die Partei in die Stadt gerufen .... „Da schau, was sie heut über mich in der Zeitung schreiben" ... Und da las der Vater eine ganze Weile vor; die Mutter war still und duckte sich in die Kissen, und er schlief wieder ein ....

Die Partei — das muß schon etwas sein.

Aber die Mutter hat recht — wären wir wieder daheim!

Nur am ersten Tag hat ihn die Stadt gefreut, mit den vielen Läden, wo es so viel zu gucken gab. Aber was hat man vom Begucken? Einen Drehtopp hat ihm der Vater versprochen, die Peitsche dazu hat er sich gleich selbst gemacht, aber auf den Drehtopp wartet er immer noch . . . Ja, daheim, da konnt er in der Werkstatt in den Hobelspähnen wühlen, und was gab's da alleweil blanke Brettchen und Klötzchen; manchen Apfel hat er dafür eingehandelt von Müllers Fritz. — Es wird ihm ganz traurig, wenn er daran denkt.

Da fährt auf der Straße ein Gießfaß vorbei. Der Staub quirlt auf. Er schnuppert mit der Nase. Wie das riecht! Es dampft ordentlich vom heißen Pflaster auf. Warum der Mann nur so rasch fährt! Als wenn er Angst hätte, es könnt' zu naß werden.

Einen Augenblick zuckt's ihm in den Händen; gleich möcht' er Schuh und Strümpfe ausziehen und hinter dem Gießfaß dreinlaufen. Aber auf die Straße mag er nicht; da kommen sie von hüben und drüben und foppen ihn, weil er so dumm dreinschaut, wie sie sagen, und anders spricht als die Stadtkinder. Was kann er dafür?

So bleibt er halt sitzen, aber das Wasser kommt ihm nicht aus dem Sinn.

An ihrem Haus daheim fließt der Bach vorbei und drüben an der Wiese ist das Wasser gestaut zu einem kleinen Weiher. Da treiben sie die Kühe zur Tränke und die Frauen schwänken die Wäsche aus.

Wenn er jetzt da drin herumpatschen dürft' — nur noch einmal!

Traurig schaut er im Hof herum. Alles ist da von Stein; kein Fleckchen Erde, kein Grashälmchen, kein Hölzchen. Die Sonne brennt wider die graue Mauer und auf die grauen Steinplatten, daß die verstreuten Quarz- und Glimmerplättchen wie kleine Blitzchen aufsprühen. Die Augen thun ihm ordentlich weh, wenn er so darauf hinstarrt . . . .

Er will wieder hinauf zur Mutter und steht langsam auf. Da fällt ihm ein, daß sie ihn ja vorhin erst hinunterjagte, weil er ein paar Streichhölzchen an ihrem Bügeleisen ansteckte. O je! . . .

Er setzt sich wieder auf die Treppe, gähnt und blinzelt und guckt dann lange in die Hofecke.

O, er wüßt' schon, was er jetzt gern thäte! Dort in der Ecke der Wasserleitungskrahnen! Wenn da nur ein bischen Wasser laufen wollte, nur ein bischen, daß in der Rinne ein Papierschiffchen schwimmen könnt'!

Aber er wird sich hüten. Gestern hat er nur so einmal dran gedreht — herrjeh, hat der Hausherr da unten gleich gezankt, und rief der Mutter die Treppe hinauf, sie sollt' auf den Schlingel besser achtgeben, sonst . . . Und er hat's der Mutter heilig versprochen: nicht die Hand mehr an den Krahnen!... Die Leute im Hause sagen, es sei zu wenig Wasser in der Stadt, und das

kann er gar nicht verstehen. Daheim könnten sie Wasser genug holen; manchmal ist's ohnehin zuviel, zumal im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt und man die hundert Bächlein ordentlich rauschen hört, die durch die Wiese laufen...

Der Messingkrahnen blinkt in der Sonne, fast wie ein Licht.

Wie er so in einemfort hinschaut, meint er auf einmal, es könnt vielleicht sein, daß am Rohre ein ganz kleines Tröpflein Wasser hänge. Das wär' doch merkwürdig.

Er steht auf und schaut prüfend am ganzen Haus hinauf. Alle Fenster sind vor der Sonne verhängt. Es ist so still, als ob alles schliefe.

Er geht in die Ecke, bleibt einen Schritt weit vom Krahn stehn und guckt noch einmal nach den Fenstern und im Hof herum. Dann legt er geschwind die Hand auf den Krahn ... Ob der kalt oder heiß ist?

Er ist heiß, glühend heiß.

Wie er die Hand rasch wieder davon thut, ist's ihm, als hätt' er aus Versehen ein wenig gedreht.

Er kniet nieder, um einmal von unten nach oben in das kleine Rohr zu gucken, und tastet mit dem Finger hinein.

Er ist ganz trocken und warm.

Ob es nicht doch gut wäre, noch ein wenig fester zuzudrehn?

Nein, lieber nicht anrühren!

Es krabbelt ihm ordentlich in der Hand. Da — er hat ein ganz klein wenig gedreht an dem blanken Rädchen. Schau, ein Tropfen! So hell wie Glas blinkt er am Rande.

Jetzt fällt er und macht einen dunklen Fleck auf der grauen Sandsteinrinne, der gleich verdunstet ist.

Noch ein kleiner Ruck am Rädchen ... da tröpfelt's — tipp, tipp, tipp!

Jetzt aber geschwind wieder zu!

O weh, er dreht verkehrt! Das strömt nur so und klatscht, kalte Tropfen spritzen ihm ins Gesicht.

Gott sei Dank — jetzt hat er ihn wieder glücklich zu!

Aengstlich schaut er herum.

Still, kein Mensch regt sich.

Alles ist wie vorher. Die Sonne brennt wider die Mauer, die Platten glitzern.

Wie er eben weggehen will, merkt er beim Auftreten, daß da das Rinnsteinstück unter dem Wasserrohr wackelt.

Wenn er die Beine auseinanderstellt und ein wenig hin- und herwiegt, schaukelt es ordentlich.

Wie's unter der Platte wohl aussehen mag? Ob die Erde in der Stadt schwarz ist wie im Wald, oder ist Sand darunter?

In den Spalt da kann er den Zeigefinger hineinlegen.

Und wenn er nur eine Hand darunter brächt' — das ganze Rinnsteinstück könnt' er herausheben, ganz gewiß!

Nein, nur eine Handvoll Erde möcht er gern herausholen. Die thut er dann dort an das Kellerloch, wo niemand hinguckt; vielleicht wächst von selbst Gras drauf . . .

Da hat er die Hand auch schon in dem Spalt und schiebt und drängt und zieht. Ah, da fühlt er schon die Erde an den Fingern!

Aber der Stein ist doch schwer.

Er klemmt ihm die Hand. Autsch!

Das ärgert ihn. „Wart', ich krieg' dich doch", sagt er leis vor sich hin.

Zwei Hände können mehr als eine. Der Schweiß bricht ihm aus.

„Wart' nur!"

Jetzt hat er ihn festgepackt. Schwupp! „Hab ich dich, he!?"

Er hat ihn wirklich. Er stellt den Stein wider die Wand und zankt mit ihm wie mit einem bösen Spielkameraden. „Du Kerl, du, ob du wohl still stehst!? Helfen kannst du mir doch nicht, du dummer Klotz!! Meinetwegen zugucken darfst, wie ich mir hier einen Weiher mach'!"

Und beim Anblick der braunen Erde alles vergessend, schaufelt er auch schon mit beiden Händen die Erde auf und macht ein rundes Loch. „He, he!" ruft er außer sich, „Fritz, Lene, kommt her! Wasser, Wasser!" Den Krahnen dreht er auf, so weit es geht. „Batsch — Batsch!"

Schon ist die Grube voll, und wie es da so lustig quirlt und wirbelt, da reißt er Schuhe und Strümpfe ab und tappt hinein, daß es patscht und plätschert. „Hei! ist das kalt, Fritz?! Gelt?! . . . Und jetzt spielen wir Feuerwehr . . . Trara, trara!" . . .

Er ist daheim auf der Wiese, am Bach. Die kahle brennende Mauer sieht er nicht mehr. Die grauen, glitzernden Platten verschwanden; ringsum ist grüner Rasen; da springt er barfuß herum mit dem Hans und Müllers Fritz und der kleinen wackelbeinigen Lene, und sie lachen und schreien und plätschern . . .

Da faßt's ihn im Genick, eine schwere Hand saust auf ihn nieder — alles ist zerstoben! „Du Tagedieb, du elender Schlingel! . . . reißt die Platten auf . . . Da hab' ich mir ja ein schönes Räubervolk ins Haus gesetzt . . . Die Steine im Boden sind nicht sicher. He!" . . .

Er zittert vor Schreck. Das ganze Haus wird lebendig. Aus allen Fenstern gucken Köpfe, und die Mutter stürzt die Treppe hinab. Mein Gott, was giebt's?

Und da geht's von neuem los mit Donnern und Wettern. Er schlüpft zwischen Hausherr und Mutter hindurch, flieht die Treppen hinauf und verkriecht sich oben unter den Bügeltisch.

Eine bange Weile. — Jetzt hört er sie heraufkommen.

„Heinrich!"

Er hört's am Ton, wie zornig sie ist, und da ist's nicht gut, sich lang suchen zu lassen.

Er krabbelt hervor und ist noch nicht auf den Beinen, da hat sie ihn schon an der Schulter gepackt und schüttelt und rüttelt ihn.

Er kann nicht schreien, aber als sie ihn einen Augenblick losläßt — da schaut er sie flehend an. Mit angstvollen Augen, auf dem Gesicht noch den Schweiß, der ihm unten vor lauter Eifer und Freud' beim Spiel ausbrach, die nackten Beine noch naß, die Füße voll Erde — so steht er vor ihr, und — er thut ihr leid. Sie nimmt ihn an der Hand und beugt sich zu ihm nieder: „So sag doch ein Wort . . ."

Da schluchzt er auf: „Ach Mutter, Mutter — ich weiß nicht . . . ich hatt's ganz vergessen, daß wir in der Stadt sind, und wie so das Wasser lief . . ." Er kann nicht weiter, und sie hört nur aus seinem Geweine: das Wasser . . . das Wasser . . .

Sie setzt sich ans offene Fenster, drückt seinen Kopf in den Schoß und läßt ihn weinen. Lang schaut sie hinaus auf die grauen Schieferdächer, die weißen Schornsteine; die Luft flimmert und zittert in der heißen Sonne, und sie seufzt tief auf.

„Sei still, Heinrich — sei still . . . Will's Gott, so ziehn wir bald wieder heim — wir zwei!"

„Ja, will's Gott!" sagte auch er.



Erste Sterne.

Von

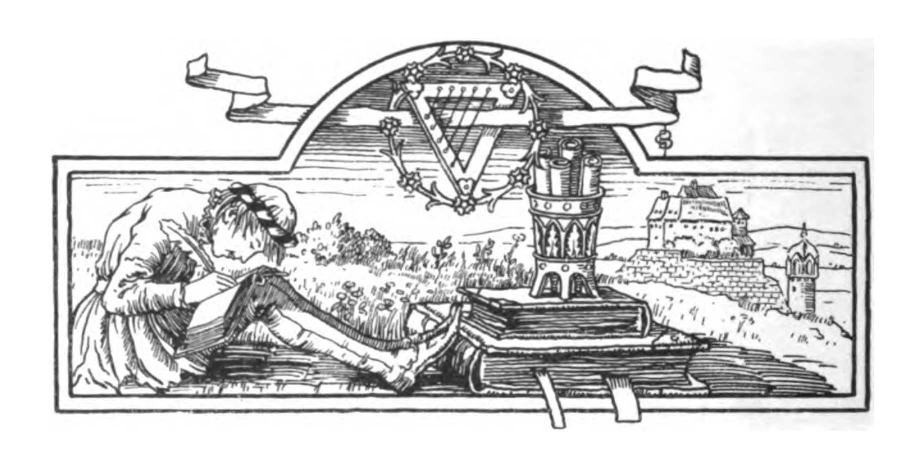
Carl Hunnius.

Tiefblau erglänzt das Thal
In Dämmerung versunken,
Im letzten Abendstrahl
Grüßt mich der Wald so schlummertrunken.

Und träumend schweift mein Blick
Ins Labyrinth der Ferne, —
Da blühn hold wie das Glück
Schon auf die ersten Silbersterne.

Die ersten Sterne! — ach,
Wär's doch, ein jeder brächte
Zurück den schönen Tag
Und die Verheißung schönrer Nächte! —





War Shakespeare in Italien?

Von

Eduard Engel.

I.

Warum soll man dies durchaus zu erforschen suchen? Ist das nicht auch nur wieder eine der vielen philologischen Haarspaltereien und Mückenseihereien? Was gewinnen wir an Einsicht in Shakespeares menschliche und dichterische Entwicklung, was in die Art seines Schaffens, wenn wir nun wirklich mit voller Sicherheit ermittelt haben: er ist in Italien gewesen, oder er ist nicht in Italien gewesen? Seit mehreren Menschenaltern lockt die Beantwortung dieser Frage alle Shakespeareforscher mit besonderem Reiz, deutsche Shakespearekundige nicht zum wenigsten. Vorweg muß zugestanden werden, daß die Mehrzahl der bedeutendsten Darstellungen von Shakespeares Leben und Werken die Frage verneint, so noch in neuester Zeit das ausgezeichnete Buch von Sidney Lee über Shakespeares Leben. G. Brandes' Buch über Shakespeare spricht sich zweifelhaft, aber eher für die Reise aus; ein neuestes nicht übles Bilderwerk über Shakespeare von Professor L. Kellner bestreitet die Italienreise, und von namhafteren lebenden Shakespearekennern ist mir eigentlich nur Professor Hermann Conrad in Lichterfelde bekannt, der mit voller Entschiedenheit sich dahin ausspricht: Shakespeare ist in Italien gewesen.

Mich hat in Shakespeares Leben von jeher wenig Aeußerliches so mächtig angelockt wie diese Frage. Es ist natürlich bei der bergehohen Litteratur über Shakespeare unmöglich zu sagen, man habe alles gelesen, was auch nur über eine vereinzelte Shakespearefrage in den nahezu zwei Jahrhunderten der Shakespearelitteratur geschrieben wurde. Immerhin glaube ich nicht, daß mir etwas Wichtigstes über diesen Punkt entgangen ist. Fasse ich alles Gelesene und sorgsam Geprüfte zusammen, so lautet mein abschließendes Urteil fast genau so wie das

von Hermann Conrad: Ja! Shakespeare ist höchst wahrscheinlich in Italien gewesen! Ich spreche dies gleich zum Beginn dieser Untersuchungen aus, um dem Leser nahe zu legen, zuerst einmal seine eigene Ansicht über diese Frage — falls er sich eine darüber gebildet hat — mit der meinigen zu vergleichen; dann aber auch, um ihn zur schärfsten Kritik jedes einzelnen Beweispunktes aufzufordern.

Irgend eine unbezweifelbare Urkunde, englische oder italienische, über einen Aufenthalt Shakespeares in Italien giebt es nicht; wenigstens ist bis zur Stunde nichts derartiges aufgefunden worden. Ganz unmöglich ist es keineswegs, daß ein wunderbarer Zufall uns doch noch einmal irgend etwas Urkundliches über eine solche Reise nach Italien beschert. Schon einmal ist die Welt, die an solchen Forschungen teilnimmt, wie durch ein Wunder überrascht worden durch einen Glücksfund: K. Th. Gaedertz entdeckte vor Jahren in einem verstaubten und vergilbten Papierbündel der Utrechter Universitätsbibliothek die Federzeichnung eines holländischen Zeitgenossen Shakespeares, Johannes de Witts, die uns endlich ein getreues Abbild der inneren Einrichtung des altenglischen Theaters brachte. Bis dahin hatten über diesen nicht unwichtigen Punkt der Shakespearekunde in England wie in Deutschland die irrigsten Meinungen bestanden. Indessen einen solchen Glücksfund zur Beurkundung einer Reise Shakespeares nach Italien haben wir bisher nicht zu verzeichnen und wir sind deshalb auf Zeugnisse anderer Art angewiesen, hauptsächlich auf die Zeugnisse in Shakespeares Werken selbst.

Je nach der Beantwortung unserer Frage mit Ja oder Nein gestaltet sich unsere Anschauung von Shakespeares dichterischer Schöpfungsweise. Einige seiner berühmtesten Dramen spielen auf italienischem Boden unter italienischen Menschen: hat er die Grundlage seiner Auffassung von Menschen und Dingen im Lande selbst gewonnen, so erlangen wir ein Bild von seiner Art, Geschautes und Erlebtes in Dichtung umzusetzen, also einen uns sonst so gut wie ganz verschlossenen Einblick in Shakespeares Innenleben. Mit so allgemeinen Redensarten wie der von der „unverkennbaren italienischen Ortsfarbe" in Stücken wie Romeo und Julia, Kaufmann von Venedig, Othello kommen wir bei der Untersuchung einer so scharf zugespitzten Frage nicht aus, die ja nur mit Ja oder Nein beantwortet werden kann. Nur zu leicht schleicht sich nämlich hierbei der gewöhnliche Fehler des Beurteilers ein, seine schon lange vorher gewonnene Stimmung zu übertragen auf eine voraussetzungslose Untersuchung. Wir haben uns, solange wir Shakespeare kennen, daran gewöhnt, zum Teil durch die Art der Bühnendarstellung, dann durch die Aeußerlichkeiten italienischer Namengebung, italienischer Verhältnisse aller Art, durch die unbewußte Erinnerung an die italienische Urquelle zu Shakespeares Drama, in Romeo und Julia italienischen Himmel zu erblicken, italienische Lüfte zu atmen, und können uns kaum noch vorstellen, daß die schwüle Sommernacht der bräutlichen Liebesfeier, daß der dämmernde Morgen mit dem liebenden Streit, ob die Nachtigall, ob die Lerche gesungen, irgend einen andern Schauplatz haben könnten als einen italienischen. Aehnlich steht

es mit unsern Anschauungen der echt italienischen Farbe im Kaufmann und im Othello. Dergleichen nenne man Stimmung, Vorurteil oder wie immer, — ein Urteil, nun gar eine wissenschaftliche Ueberzeugung ist das nicht. Welche Täuschungen hierbei unterlaufen können, lehrt das klassische Beispiel von Schillers Wilhelm Tell. Wüßten wir nicht mit vollkommener Sicherheit, daß Schiller thatsächlich niemals über die Grenzen Deutschlands hinausgekommen, daß er niemals einen Fuß in die Schweiz gesetzt hat, so würden wahrscheinlich strenge Philologen aus den mit absichtlicher Genauigkeit in den Tell eingestreuten liebevollen Ortsschilderungen eine Reise Schillers nach der Schweiz folgern. Also mit der bloßen Ortsfarbe, die über einige Shakespearedramen ausgestreut scheint, ist es für die Beantwortung der Frage nach Shakespeares Aufenthalt in Italien nicht gethan.

Aber ebensowenig beweiskräftig sind einzelne Verstöße gegen die treue Darstellung von Aeußerlichkeiten. Selbst seine gröbsten Irrtümer in dieser Beziehung reichen nicht hin zum zwingenden Beweise der Unmöglichkeit einer Reise Shakespeares nach Italien. Irrtümer aller Art waren und sind noch heute selbst bei einem Aufenthalt in fernen Landen etwas ganz Gewöhnliches. Auch hierfür lassen sich unschwer in den Werken unserer vielgereisten Dichter Beweise anführen. Ich zweifle nicht, daß ein strenger kritischer italienischer Durchmusterer z. B. von Paul Heyses Novellen aus Italien zahlreiche Verstöße gegen die unbedingte Genauigkeit der Darstellung von Land und Leuten nachweisen könnte. Ich ziehe daraus die Schlüsse: noch so getreue Darstellungen fremden Lebens sind noch kein unbedingt zwingender Beweis dafür, daß ein Schriftsteller das fremde Land mit eigenen Augen geschaut; Irrtümer beweisen noch nicht seine Unkenntnis; noch so genaue Erwähnungen von Einzelheiten fremdländischen Lebens sind kein strenger Beweis für; Verschweigungen allgemein bekannter Thatsachen sind kein Beweis gegen.

Man sieht, wie außergewöhnlich schwierig die Beweisführung über diese durch keine Urkunde schwarz auf weiß beglaubigte Frage ist, und so wird denn auch eine mit noch so vielen Einzelbeweisen ausgestattete Untersuchung niemals ganz ohne Rest abschließen.

Allgemein läßt sich über Shakespeares Arbeitsweise aus den jedermann zur bequemen Nachprüfung vorliegenden Thatsachen etwa folgendes sagen. Er zeigt eine große Vorliebe für italienische Stoffe. Auch andere dramatische Zeitgenossen Shakespeares haben gelegentlich italienische Stoffe, besonders aus altitalienischen Novellen gezogene, behandelt; so häufig wie bei Shakespeare ist das bei keinem andern englischen Dramatiker des 16. Jahrhunderts Brauch. — Er besitzt eine Kenntnis der italienischen Sprache, die zwar nicht unbedingt eine Erlernung oder Befestigung in Italien beweist, die aber immerhin das Maß des in den zeitgenössischen Dramen sonst vorkommenden italienischen Sprachstoffes übersteigt. — Er hat eine besondere Vorliebe für italienische Personennamen, männliche wie weibliche; er wendet sie richtig an, ja es kommen bei ihm eine

Anzahl „sprechender Namen“ vor, wie z. B. Nerissa (für Nericcia), um ein schwarzbraunes Mädchen zu bezeichnen.

Sodann um den Grad der Beweiskraft Shakespearescher Ortsschilderung für unsere Frage richtig zu schätzen, vergegenwärtige man sich, daß Shakespeare im allgemeinen sich aus der realistischen Schilderung der Aeußerlichkeiten sehr wenig macht. Um so auffälliger wird die Häufung von Einzelangaben über Oertlichkeiten, Sitten, Kleidung u. s. w. in seinen italienischen Stücken. Manchmal hat man das Gefühl, als finde ein absichtliches Auskramen erlebten Wissens statt.

Endlich noch eine allgemeine Vorbemerkung über die Frage: besteht denn irgend eine geschichtliche Wahrscheinlichkeit für eine Reise Shakespeares nach Italien? Die gewöhnliche Vorstellung bei nichtgelehrten Shakespearefreunden ist doch die, daß der Dichter als ein armer Teufel von Schauspieler unmöglich eine so kostspielige Reise gemacht haben könne, daß man im 16. Jahrhundert doch nicht wie heute nach Italien zu reisen pflegte. Alle diese Unwahrscheinlichkeiten verwandeln sich bei näherer Kenntnis englischer Zustände im 16. Jahrhundert in das Gegenteil. — Armer Teufel oder nicht, die meisten seiner Kameraden vom Theater sind nach Italien gereist, so z. B. Ben Jonson, aber auch andere. Eine Italienreise war damals unter den höheren Klassen und in den litterarischen Kreisen Englands etwas nahezu ebenso Gewöhnliches wie heutigen Tages. Zudem wissen wir — wer sich genauer hierüber unterrichten will, lese das klassische Werk von Albert Cohn „Shakespeare in Germany“ —, daß z. B. in Deutschland gegen das Ende des 16. Jahrhunderts englische Schauspielertruppen eine ganz bekannte Erscheinung waren, daß sie in einer Reihe von norddeutschen und süddeutschen Städten gespielt haben, und aus einigen Titeln der von ihnen aufgeführten Stücke sind wir sogar zu der Vermutung berechtigt, daß gewisse Dramen Shakespeares selbst, wenn auch vielleicht stark umgearbeitet, schon bei Shakespeares Lebzeiten oder bald nach seinem Tode in Deutschland gespielt wurden. Wenn nun gar zu all dem die urkundlich feststehende Thatsache kommt, daß es in Shakespeares Schauspielerleben ein bestimmtes Jahr giebt, in dem er in London als Künstler keine Beschäftigung finden konnte, so ist die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit bewiesen, daß der Dichter jene Unterbrechung seiner gewohnten künstlerischen und erwerblichen Thätigkeit zu einer Reise ins Ausland benutzt haben könne. Im Jahre 1593 waren wegen eines Ausbruches der Pest sämtliche Theater Londons geschlossen; damit haben wir auch, wenn Shakespeare nach Italien gereist sein sollte, das Jahr, das mit der größten Wahrscheinlichkeit als das seiner Reise bezeichnet werden kann.

II.

Nahezu ein Dutzend von Shakespeares Dramen hat Italien zum Schauplatz; seine italienische Bühne umfaßt das ganze Italien, von der Lombardei bis nach Sizilien. Hierbei fällt aber sogleich der große Unterschied auf zwischen der farbenreichen, bis in scheinbar kleinliche Einzelheiten sich vertiefenden Schil-

derung ganz bestimmter Städte und Landschaften — und der ganz obenhin nur andeutenden Behandlung anderer italienischer Gebiete. Eingehend werden eigentlich nur Venedig und Padua dramatisch geschildert; dagegen wird trotz reichlicher Gelegenheit für das Gegenteil über Rom nichts Eigenes und Besonderes gesagt, auch nichts über Florenz, Neapel und Sizilien. Man hat die gar zu offenkundigen Hinweisungen auf eine genaue Kenntnis vieler Einrichtungen Venedigs und Paduas zu erklären versucht durch die Möglichkeit, dergleichen Belehrung entweder durch die schon damals vorhandenen englischen Reisebeschreibungen Italiens oder aus dem Munde englischer oder italienischer Kenner des italienischen Dramenschauplatzes erfahren zu haben. Möglich ist auch dies, denn was wäre nicht alles möglich! Aber dann bliebe jener Unterschied zwischen dem Reichtum der Dichterpalette für die zwei Städte und der Armut für alle anderen erst recht verwunderlich. Was hätte wohl näher gelegen als in den Römerstücken allerlei Ortskenntnisse zu beweisen, oder doch vorzuspiegeln, von Roms alten Bauten. Auch über Rom konnte Shakespeare aus Büchern und aus lebender Menschen Munde ebensoviel wenn nicht noch mehr als über Venedig und Padua erfahren. Nun vergleiche man aber die Dürftigkeit seiner Einzelangaben über Rom mit der Fülle von offensichtlich mit Lust und Liebe und ohne zwingende Notwendigkeit gemachten Erwähnungen zeitgenössischer Einrichtungen und Zustände in Venedig und Padua! Daß hierbei auch kleine Irrtümer sich einschleichen, erklärt sich einfach genug durch die Thatsache, daß Shakespeare ja nicht wie ein wissenschaftlicher Forscher oder gar wie ein Verfertiger von Reisehandbüchern gereist ist. Vieles, sehr vieles, was einem Nichtdichter, zumal auf Befragen, klar geworden wäre, ist Shakespeare unklar geblieben; anderes dagegen, an dem die meisten achtlos vorübergegangen sind, hat auf ihn einen bleibenden Eindruck gemacht, wer weiß aus welchen Gründen. Eines der merkwürdigsten Beispiele gerade hierfür ist die überraschende Stelle im Othello, in der Shakespeare seine genaue Kenntnis der venezianischen Nachtpolizei verrät. Brabantio hat die Nachricht von der Vermählung Desdemonas erhalten und ruft seinen Dienern zu, sie sollen Waffen holen, and raise some special officers of night. Diese Stelle ist von allen deutschen Uebersetzern falsch wiedergegeben worden. Bei Schlegel heißt es farblos und dazu unrichtig: „holt ein paar Hauptleute von der Wache." Nun belehrt uns der kürzlich verstorbene Theodor Elze in seinen ausgezeichneten „Venezianischen Skizzen zu Shakespeare", daß es im 16. Jahrhundert in Venedig eine „besondere" (special) Behörde gab, „welcher die nächtliche Polizei übertragen war und welche alle unter dem Schleier der Nacht begangenen Verbrechen verfolgte und bestrafte. Diese aus sechs Edelleuten bestehende Polizei führte den Amtstitel: i signori di notte al criminal". Konnte Shakespeare diese Behörde in poetischer Sprache besser als durch seinen Vers von den special officers of night übersetzen? Wer weiß, bei welcher vielleicht wenig angenehmen Gelegenheit Shakespeare mit der venezianischen Nachtpolizei einmal genauere Bekanntschaft gemacht hat!

Man hat einen Einwand gegen Shakespeares Reise nach Italien damit zu begründen versucht, daß er von keiner der auf seinem Wege dorthin berührten Städte Belgiens oder Frankreichs oder Deutschlands eine genauere Andeutung in einem seiner Stücke anbringt. Was wissen wir aber davon, auf welchem Wege Shakespeare nach Italien gereist ist? Gar nichts. Er kann ja sogar zur See, etwa nach Genua, gereist sein. Oder er ist so eilig durch die dazwischenliegenden Länder gereist, daß ihm keine durch einen längeren Aufenthalt gewonnene genaue Kenntnis irgend einer Stadt haften blieb. Aber selbst wenn das alles nicht zutrifft, — wissen wir denn nicht aus viel jüngerer Zeit, daß auch andere große Dichter mit keinem Wort die tiefsten örtlichen Eindrücke ihres Lebens in ihren Dichtungen widerspiegeln? Wer würde z. B. aus Schillers Dramen irgend etwas über seinen Aufenthalt in der Karlschule, über die Jugendzeit in Lorch, ja sogar über Jena und Weimar erfahren? Auch über seinen Aufenthalt in Berlin finden sich nur in einigen Briefen Bemerkungen, darunter so gut wie keine mit nur örtlicher Schilderung. Wie nun aber, wenn diese Briefe Schillers ebenso verloren gegangen wären wie sämtliche Briefe Shakespeares?

Die beiden Dramen, in denen sich die meisten Beweise für Shakespeares genaue Kenntnis italienischer Oertlichkeiten und Zustände kundgeben, sind: Der Kaufmann von Venedig und Othello. Ich lege kein Gewicht auf das Vorkommen solcher Wörter wie signoria, Doge u. s. w., denn solche Dinge kannte schon damals jeder gebildete Engländer, auch ohne in Italien gewesen zu sein. Die Quelle des Kaufmanns von Venedig, eine Novelle des Toskaners Giovanni Fiorentino, verlegt den Wohnsitz Porzias nach einem Seehafen Belmonte an der Ostküste Italiens und zwar nach den Zeitangaben für die Schiffahrt dorthin in die Gegend von Ancona. Bei Shakespeare liegt der reizende Landsitz Porzias, Belmont, offenbar in nächster Nähe von Venedig auf dem Festlande, ist also eine der zahlreichen Villen an der Brenta, die damals, wie noch heute, das herrliche Landschaftsbild schmückten. Ist diese Verlegung eine zufällige? Sollte sie nur aus dramatischen Bedürfnissen entstanden sein?

Shakespeare kennt das Fährboot, auf dem man von Venedig nach dem Festlande gelangte; er gebraucht dafür das englische Wort traject, die genaueste Wiedergabe des echt venezianischen Ausdrucks traghetto.

Ist es ein bloßer Zufall, daß Shakespeare von einem in nächster Nähe von Belmont gelegenen Frauenkloster spricht und daß thatsächlich ein Kloster der Benediktinerinnen dort bestanden hatte?

Viel entscheidender aber ist eine Umwandlung der italienischen Quelle für die Person des Richters, in dessen Gewande Porzia den furchtbar verschlungenen Knoten als weiser Daniel löst. In Fiorentinos Novelle nimmt Porzia Maske und Gewand eines zufällig durchreisenden j u n g e n Richters aus Bologna an. Dem Romantiker Shakespeare hätte auch dieser nebensächliche Zug genügen können. Er hat ihn vollständig geändert, hat Porzia als Vertreterin eines von ihm mit den reichsten Ruhmesfarben geschilderten, weit über Venedigs Herrsch-

gebiet bekannten älteren Richters, einer Zierde seines Standes, erscheinen lassen. Hat es wohl gar zu Shakespeares Zeiten einen hochberühmten Richter Dr. Bellario gegeben? Einen dieses Namens nicht gerade, aber an der Universität Padua lebte damals der gefeierte Rechtslehrer Otonello (Othello?) Descalzio, geboren 1536, gestorben 1607. Alles, was von ihm urkundlich berichtet wird, stimmt Zug für Zug mit dem, was Shakespeare in dichterischer Verkürzung im Kaufmann von Venedig über ihn berichtet (Akt IV, Scene 1). Was liegt näher, als daß Shakespeare in Venedig oder in Padua von jenem Richter gehört, der mehr als einmal ganz nach der Art Porzias peinlich Angeklagte, so auch deutsche Studenten in Padua, durch seinen Scharfsinn und seine Beredsamkeit vom Tode gerettet hatte? Möglich ist freilich auch hier wieder, daß Shakespeare von jenem Descalzio in England gelesen oder gehört hat; ist dies aber wahrscheinlicher, als daß er ihn in Padua persönlich gekannt oder im Umgange mit Studenten, etwa mit den dänischen Studenten Rosencrantz und Güldenstern, die damals in Padua immatrikuliert waren, von ihm vernommen hat? Warum ist er nicht bei der bequemen Form geblieben, die er in seiner Quelle fand?

Das lockere Leben der Studenten in Padua kennt Shakespeare genau; Bassanio ist einer von ihnen, Lucentio in der Widerspenstigen ein anderer. Ist es gar so vermessen, anzunehmen, der 29jährige wandernde Schauspieler und angehende Bühnendichter William Shakespeare habe in Padua mit den Studenten verkehrt? Gab es doch Dutzende englischer Studenten dort, darunter ganz bekannte Namen aus den besten Familien. Ein Walter Scott war dort 1592 immatrikuliert, ferner ein Lucy, also ein Glied der edlen Familie, an deren Wildbestand der Jüngling Shakespeare sich einst im Schießen geübt haben mag. Von andern Nationen seien erwähnt ein Südfranzose, der als Del Bene eingeschrieben ist, — vielleicht derselbe Herr Le Bon, einer der drei Freier Porzias? — Ist auch dies alles zufällig, oder ist es auch nur durch Mitteilung in England selbst an Shakespeare gekommen? — Die englischen Reisewerke über Italien hat man natürlich, soweit sie uns erhalten sind, genau auf alles durchforscht, was auf Shakespeare Bezug haben könnte. Für alle diese merkwürdigen Anspielungen auf italienische Menschen und Dinge findet sich in keinem zeitgenössischen englischen Reisewerk der geringste Anhalt.

Shylock ist in der italienischen Novelle ein namenloser Jude aus Mestre, dem bekannten Brückenkopf von Venedig. Shakespeare kann mit Mestre nichts anfangen, sondern versetzt seinen Shylock nach Venedig und genau dorthin, wo die venezianischen Juden im 16. Jahrhundert thatsächlich wohnten: ins Ghetto. Dieses Ghetto (von ghettare oder gettare = gießen), ursprünglich der Sitz der Regierungsgießerei, aus zwei kleinen Inseln bestehend, beherbergte zu Shakespeares Zeit eine über tausend Köpfe zählende Judengemeinde. Daß es in England damals keine Juden, also auch kein Ghetto gab, sei nur nebenbei erwähnt. Der Name Shylock aber wird von Theodor Elze mit einem noch jetzt vorhandenen venezianischen Judennamen Scialech wohl mit vollem Recht zusammen-

gebracht, wie ja auch Jessica ein echt hebräischer Mädchenname (Jiscah) ist, der im 16. Jahrhundert auch in italienischer Form vorkommt. — Soll auch hier Zufall oder mündliche Mitteilung in England zur Erklärung genügen?

Der Leser erinnert sich der Rolle, die der Rialto im Kaufmann von Venedig spielt. Heute denkt natürlich jeder an die berühmte Brücke. Shakespeare aber hat an die Brücke nicht denken können, denn — zu seiner Zeit war sie noch nicht erbaut. Wohl aber hat er das damals schon vorhandene Wort gekannt und vollkommen richtig angewandt, denn es heißt bei ihm nicht nur „auf dem Rialto" (on oder upon the Rialto), sondern auch gelegentlich „in the Rialto", was natürlich auf eine Brücke nicht paßt. Zu Shakespeares Zeit war der Rialto ein Stadtteil; er war il rivo alto, das Gelände am Canal grande. So und nie anders wird bis ins 18. Jahrhundert hinein Rialto gebraucht und verstanden. Auf diesem Gelände versammelten sich die venezianischen Kaufleute zu einer Art von Börsenverkehr, und auf diese Versammlungen passen alle Erwähnungen des Rialto im Kaufmann von Venedig aufs trefflichste. Ja sogar die bekannte Frage Shylocks: What news on the Rialto? (Welche Neuigkeiten an der Börse?) findet ihre bestimmte Aufklärung durch die Einrichtung der venezianischen Regierung im 16. und 17. Jahrhundert, alle wichtigen eingelaufenen Nachrichten zur Börsenstunde auf dem Rialto anschlagen zu lassen.

Weniger Nachdruck lege ich auf die geschichtlich feststehende Thatsache, daß die fremden Kaufleute in Venedig mit besonderen Vorrechten ausgestattet waren. Die Stelle in Akt III, Scene 3, in der Antonio von der Commodity — also von den Privilegien — der Fremden spricht, worauf die Handelsblüte der Stadt sich gründe, braucht nicht gerade auf einer an Ort und Stelle gewonnenen Kenntnis zu beruhen; dergleichen wußte man sicherlich auch in London. Dagegen muß es wundernehmen, wenn Lorenzo in der 4. Scene des II. Akts davon spricht, sich nach dem Abendessen zu einer Maskerade zu begeben, obgleich es nicht zur Karnevalszeit geschieht. Woher mag Shakespeare die doch nicht gewöhnliche Sitte der damaligen venezianischen vornehmen Jugend, und nur dieser, gekannt haben, sich abends in Mummenschanz auf lustige Abenteuer zu begeben?

III.

Woher hat Shakespeare den Namen Othello genommen? In der italienischen Quelle heißt es immer nur: der Mohr. Bis vor kurzem hatte ein Kritiker nach dem andern die Bemerkung in einer Ausgabe Shakespeares von Johnson und Steevens aus dem Ende des 18. Jahrhunderts abgeschrieben; Steevens hatte behauptet, er habe den Namen in einem alten englischen Stück von Reynolds „Gottes Strafe für Ehebruch" gefunden, in dessen Inhaltsangabe es heiße: „sie heiratete Othello, einen alten deutschen Soldaten." Im 35. Bande des Shakespeare-Jahrbuchs habe ich, gestützt auf die eingehende Untersuchung des Sachverhalts durch eine junge Shakespearegelehrte Fräulein Hanna Lindberg

aus Helsingfors, bekannt gemacht, daß in keiner einzigen Ausgabe jenes alten Dramas, von dem Steevens spricht, der Name Othello genannt wird. Steevens hatte sich eine der bei ihm nicht seltenen bewußten Irreführungen zu schulden kommen lassen; seine Angabe wurde aber von allen Herausgebern des Othello bis heute gläubig nachgeschrieben. Noch einmal also: woher konnte Shakespeare den italienisch klingenden, aber doch einigermaßen fremd anmutenden Namen haben? Er scheint eine Abkürzung aus Otonello zu sein, und diesem Namen sind wir schon vorhin begegnet. Richtig hat denn auch Theodor Elze nach langen Nachforschungen in älteren Venezianer Urkunden den vollen Namen Othello als Familiennamen entdeckt: ein Othello aus Bassano hat 1573 vor der venezianischen Inquisition als Angeklagter gestanden. Der Name ist also im venezianischen Gebiet zu Shakespeares Zeiten vorgekommen, im Leben wahrscheinlich öfter als in Urkunden.

Der Othello giebt uns überhaupt allerlei merkwürdige Hinweisungen auf Shakespeares Beziehungen zu Italien. Der Stoff findet sich zuerst nachweisbar in der italienischen Novelle von Giraldi Cinthio, italienisch zuerst 1565 erschienen, dann in verschiedenen Auflagen zu Venedig wiederholt, deren beide erste in den Jahren 1574 und 1580 gedruckt. Eine französische Uebersetzung ist aus dem Jahre 1584 bekannt, eine englische gar nicht. Man hat also zu wählen zwischen einer Quelle zu Othello in italienischer oder in französischer Sprache.

Die Benennung des Hauses, in dem Othello verweilt: „Zum Bogenschützen" (also italienisch Al Sagittario) ist zwar bis jetzt nicht als ein wirklich so genanntes öffentliches Gebäude oder, was wahrscheinlicher, als ein Gasthaus im 16. Jahrhundert nachgewiesen, die Form aber bei Shakespeare „The Sagittary" ist genau dieselbe wie für viele andere venezianische Gasthäuser jener Zeit. Der Name mag frei erfunden sein: dann verrät er Shakespeares Kenntnis des Italienischen und italienischer Gasthausbezeichnungen; oder er ist der selbstgesehenen Wirklichkeit entnommen: dann ist er erst recht ein sprechender Beweis für Shakespeares Kenntnis Venedigs.

In der italienischen Novelle von Giraldi ist mit keinem Worte die Rede von einer heimlichen Vermählung Desdemonas, sondern nur von einem gewissen Widerspruch der Verwandtschaft gegen die Ehe mit einem Mohren. Gewiß ist die Umwandlung, die Shakespeare vorgenommen hat, dramatisch von hohem Wert: ohne sie hätten wir nicht den unvergleichlich dramatischen ersten Akt. Ist aber Shakespeare so ganz von selbst auf die Wendung mit der heimlichen Ehe gekommen? Wie nun, wenn sich, kurz bevor Shakespeare nach Italien gekommen, in der Nähe von Venedig ein ganz ähnlicher Fall abgespielt hätte wie der mit der heimlichen Ehe Desdemonas? Im Jahre 1575 flüchtete ein junges Edelfräulein aus Padua ins Kloster und wurde von hier durch ihren Liebsten, einen ihr an Jahren bedeutend überlegenen Grafen Collalto, zum Traualtar geführt. Ihr Vater hatte sie einem andern Manne vermählen wollen, doch hatte sie sich standhaft seinem Willen widersetzt und war zum Schein lieber in

ein Kloster gegangen. Der erzürnte Vater — wie Brabantio im Othello — verklagte den Entführer und Gatten seiner Tochter vor dem Rate der Zehn in Venedig, beschuldigte auch seine Tochter, sie habe ihm auf Anstiften ihres Gatten durch Zaubereien und Gifte nach dem Leben getrachtet (man vergleiche hiermit die Anklage Brabantios gegen Othello wegen Anwendung von Zaubertränken). Der klagende Vater wurde abgewiesen und starb bald nachher, — genau wie Brabantio. Der Fall muß ungewöhnliches Aufsehen in Italien erregt haben, denn bei den damaligen Anschauungen über Eheschließungen der Töchter ganz nach dem Willen der Eltern gehörten Widerspruch, Flucht ins Kloster, Entführung und heimliche Ehe zu den seltensten Ausnahmen. — Auch dies ist kein unbedingt zwingender Beweis, aber er zählt unter den zahllosen Beweisen gewichtig mit.

In den Lustigen Weibern von Windsor spricht Shakespeare von venezianischen Kleidermoden, — auch kein starker Beweis, aber wieder ein Mosaiksteinchen in dem großen Bilde von Shakespeares Italienkunde.

Im Kaufmann von Venedig (II, 2) bringt Gobbo dem Juden, in dessen Dienst sein Sohn Lanzelot steht, ein Paar Tauben zum Geschenk, — ein scheinbar unbedeutender, harmloser Vorgang, der ebensogut aus dem Stück gestrichen werden könnte. Warum hat Shakespeare diesen Zug beliebt? In England waren solche Geschenke der Eltern eines Dieners an die Dienstherrschaft nicht gebräuchlich. Nein, wohl aber in Venedig, wo noch bis heute vielfach die Sitte herrscht, daß der Dienstherrschaft von den Eltern des Dienstboten jährlich ein Paar Tauben geschenkt werden. So gewinnt die gleichgiltige Scene eine ganz andere Färbung.

Die Kenntnis der näselnden Aussprache der Neapolitaner (Othello III, 1) kann Shakespeare auch in London erlangt haben; größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß er sie in Venedig oder sonstwo an Neapolitanern selbst beobachtet hat.

Brabantio spricht von den „curl'd darlings“, den jungen venezianischen Edelleuten. Auch dieser Ausdruck ist keine allgemeine Redensart bei Shakespeare, sondern er enthält frisches Leben und eigene Erinnerung: es war eine venezianische, nicht eine englische Sitte junger Stutzer, eine interessant machende, herabhängende Stirnlocke zu tragen. Dergleichen fällt einem Ausländer auf, und in Shakespeare ist die Erinnerung an jene ihm, dem Schauspieler, besonders bekannt gewordenen Stutzer noch lange nachher lebendig geblieben.

Was mag Shakespeare wohl bewogen haben, den Schauplatz in Der Widerspenstigen Zähmung nach Padua zu verlegen? Seine Quelle zwang ihn nicht dazu, sondern sie spricht von Athen. Kann man ferner die Lombardei mit wenigen Worten besser veranschaulichen, als es Shakespeare in der ersten Scene der Widerspenstigen thut: fruitfull Lombardy, the pleasant garden of great Italy? Indessen solche allgemeine Bezeichnung konnte er in der That auch in London aufgegriffen haben. Sprechender ist aber seine den Nagel auf den Kopf treffende Bezeichnung Paduas als einer nursery of arts. Ein Kunst-

historiker, der Paduas Bedeutung für die italienische Kunstentwicklung des 15. und 16. Jahrhunderts mit einem kurzen Schlagwort angeben wollte, könnte keine zutreffendere Bezeichnung finden. In Italien selbst führte ja Padua von jeher den Namen der Mutter der Malerei. Wieviel oder wie wenig auch Shakespeare von den bildenden Künsten verstanden haben mag, — ist er in Padua gewesen, wie ich bestimmt glaube, so hat er Giottos Wandgemälde gesehen, und man hat ihm gesagt, was Giotto für die italienische Kunst bedeutete.

Ist es in diesem Zusammenhange gleichgiltig und zufällig, daß Shakespeare in dem Vorspiel zur Widerspenstigen, auch wieder ohne zwingende Not und in ganz freier Erfindung, von drei Gemälden spricht, und daß diese Gemälde nicht die ersten besten sind, sondern eines davon wahrscheinlich die Io von Correggio? Man lese die Stelle in der zweiten Scene der Einleitung und man bekommt durchaus den Eindruck einer recht absichtlichen Auskramung bestimmter Kunsterinnerungen.

Die Erwähnung einer Paduaner Kirche des heiligen Lukas, die es thatsächlich gegeben hat, auch in der Widerspenstigen, bedeutet nicht viel, aber auch sie zählt mit.

Woher mag Shakespeare erfahren haben, daß man in Italien vielfach die Leichen in offenen Särgen und mit Blumenschmuck zu Grabe trug (Romeo und Julia)? In England bestand diese Sitte nicht; in Italien hat sie sich bis in den Anfang dieses Jahrhunderts erhalten. In der Quelle steht nichts davon.

Früher hat man aus der Stelle im Wintermärchen (V, 2), worin Shakespeare von Giulio Romano als von einem Bildhauer spricht, einen Beweis entnehmen zu können geglaubt für die Unmöglichkeit, daß Shakespeare in Italien gewesen sei. Nun bezeichnet aber Vasari den Maler Giulio Romano in den von ihm mitgeteilten lateinischen Grabschriften auch als großen Bildhauer. Ist es so unmöglich, daß Shakespeare, der ja kein Kunstgelehrter von Beruf war, thatsächlich vorhandene Bildhauerarbeiten von Giulio Romano gesehen hat, Bilder dagegen nicht, oder daß Romanos Bildhauerei auf ihn einen tieferen Eindruck gemacht hat als dessen Bilder?

Sodann noch einmal die oben erwähnte Häufigkeit italienischer Personennamen bei Shakespeare, die weit über das sonst beobachtete Maß im romantischen Drama des 16. Jahrhunderts hinausgeht. Bei Shakespeare begegnet man etwa 110 italienischen Namen, davon vielen doppelt und dreifach, und immer in richtiger Formengebung. Das wirkliche Vorkommen auch weniger bekannt klingender italienischer Namen ist nachgewiesen, so z. B. Bentivoglio, Benvolio, Biondello, Jago, Lanzelot (Lancelotto — ein Lancelotto war Rektor der Universität Padua 1590/91), Lucentio, Paris (ein Graf von Lodron hieß so), Petrucchio (noch heute ein italienischer Familienname), Prospero. Von weiblichen Namen: Pazienza, für eine Kammerfrau ein treffender Name; Perdita, ein mit guter Kenntnis des Italienischen erfundener und des Wohllautes wegen umgestalteter Name; dann die Angelicas, Beatricen, Biancas, Hermiones u. s. w.

u. s. w. Wie groß Shakespeares Neigung für die italienische Namengebung ist, das beweist sein Hamlet, worin er seine lieben Italienernamen Horazio, Franzisco, Bernardo, Reynaldo ohne Bedenken nach dänischem Boden verpflanzt, und sein in Wien spielendes Drama Maß für Maß mit Namen wie Vincentio, Angelo, Escalus (Scala), Claudio, Lucio, Isabella, Marianna, Franzisca. Es scheint Shakespeare ebenso ergangen zu sein wie so vielen andern Menschen, die ihr Lebenlang die Erinnerung und Sehnsucht nach Italien nicht mehr los werden und gern ein bischen italienern.

IV.

Hält man es für wahrscheinlicher, daß der hübsche Vers zum Lobe Venedigs:

Venetia, Venetia,
Chi non ti vede, non ti pretia

in der Verlorenen Liebesmüh (Akt IV, Scene 2), im Munde des Holofernes, in London von Shakespeare vernommen wurde und nicht vielmehr auf italienischem Boden?

Und woher konnte Shakespeare, der sich sonst gar kein Bedenken daraus machte, zeitgenössische englische Einrichtungen auch auf fremde Schauplätze zu übertragen, seine getreue Schilderung eines reichen italienischen Hausrats in der „Widerspenstigen" haben? Was er dort (Akt II, Scene 1) an orientalischen und anderen Kostbarkeiten aufführt, hatte er in England nicht gesehen; dagegen war es in den Häusern venezianischer Adelsgeschlechter gerade damals etwas Gewöhnliches. Man lese die Stelle aufmerksam und man wird überwiegend Kunstgegenstände finden, die durch Venedigs Levantehandel vermittelt wurden.

In seiner Quelle zur Geschichte des Königsmordes im Hamlet fand Shakespeare, daß der König von seinem Bruder im offenen Kampfe erschlagen ward. In dem Gonzaga-Zwischenspiel des Hamlet wird der König in seinem Garten ermordet. Was sagt man nun zu folgender Begebenheit? Im Jahre 1592 wurde der Marchese Alfonso Gonzaga auf seinem Landsitz bei Mantua auf Anstiften seines Neffen um die Mittagszeit in seinem Garten von Banditen ermordet, weil der Neffe als einziger männlicher Erbe Hab und Gut des Oheims an sich reißen und die Tochter des Marchese heiraten wollte? Auch hier entsteht immer wieder die Frage: ist es wahrscheinlich, daß Shakespeare diese italienische Mordthat in London erfahren und daß sie ihm dort einen so tiefen Eindruck gemacht hat, um ihn zu bestimmen, sie mit unverändertem Namen in den Hamlet aufzunehmen? Um wieviel einfacher und natürlicher erscheint uns dieser Vorgang, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Shakespeare ihn bei seinem Aufenthalt in Oberitalien 1593 an Ort und Stelle oder in der Nähe erfahren hat! — Ich halte den Beweis durch das Gonzaga-Zwischenspiel für einen der stärksten von allen.

Man hat natürlich gegen die Annahme der Reise Shakespeares nach Italien allerlei mehr oder weniger beweiskräftige Einwendungen erhoben. Soweit sie überhaupt einen wissenschaftlichen Wert haben, können sie ja nur

darauf hinauslaufen, wie viele Verstöße gegen die Treue der örtlichen Schilderung Shakespeare begangen hat. Ich glaube, mit der Beweiskraft solcher Einwendungen, selbst wenn sie begründet wären, steht es nicht so gut wie mit der vom Gegenteil. Es giebt gewisse Punkte in der Kenntnis fremder Länder, die ein Dichter des 16. Jahrhunderts kaum anders als durch Augenschein erfahren haben konnte. Das gehäufte Vorkommen solcher Kenntnisse ist ein Beweis für; noch so viele Abweichungen von der Genauigkeit örtlicher Schilderung sind kein zwingender Beweis gegen, denn ein Dichter ist nicht und will nicht sein ein Geograph oder ein Reisebuchverfasser. Man hat, um die Möglichkeit einer Italienreise Shakespeares auszuschließen, sich sogar des Beweises bedient, daß Shakespeare im „Kaufmann" einen Schiffahrtsverkehr zwischen Venedig und Mexiko voraussetzt, der nachweislich (?) im 16. Jahrhundert noch nicht bestanden hat. Ist das ein Beweis? Warum sollte ein englischer Dichter sich um diese untergeordnete Kleinigkeit venezianischer Handelsbeziehungen kümmern? Er hätte ein ganzes Jahr in Venedig zubringen und doch nicht erfahren können, daß kein venezianisches Schiff nach Mexiko fahre.

Man hat ferner an der Hand alter Urkunden nachgewiesen, daß zu Shakespeares Zeiten der Doge nicht Vorsitzender eines Gerichtshofs gewesen sei. Shakespeare brauchte aber durchaus das farbenprächtige Bild des Dogen, dessen Namen überdies seinen Londoner Zuhörern bekannt war, für die herrliche Scene im 1. Akt des Othello, und ich glaube, auch Goethe und Schiller würden trotz entgegenstehender Kenntnis der Wirklichkeit sich keinen Augenblick besonnen haben, zur Steigerung der dramatischen Wirkung diesen sachlichen Schnitzer zu begehen. Sie haben deren noch ganz andere begangen und aus denselben Gründen wie Shakespeare.

Dann aber ein Einwand, der von den meisten neueren Darstellern von Shakespeares Leben, z. B. von Sidney Lee und Kellner, für abschließend gehalten wird: zwei nach ihrer Meinung unbestreitbare grobe geographische Verstöße, so grob, daß man unmöglich angesichts solcher Irrtümer an eine Augenscheinkenntnis Italiens durch Shakespeare glauben könne. In den Beiden Veronesern schifft Valentin sich in Verona nach Mailand ein, als ob Verona und Mailand am Meere lägen. Gerade dieser vermeintliche Einwand gegen wird zu einem Beweise für! Nirgends wird in den Veronesern gesagt, daß es sich um eine Seereise handle; vielmehr wird nur von einem Einschiffen und einer Wasserfahrt gesprochen. Nun wohl, eine solche Wasserfahrt ist zur Not auch heute noch ausführbar; zu Shakespeares Zeiten war sie für unbemittelte Reisende, z. B. für wandernde Schauspielergesellschaften, das billigste und wohl auch das sicherste Beförderungsmittel. Soviel Kenntnis Oberitaliens, um zu wissen, daß Verona und Mailand keine Seestädte seien, konnte Shakespeare übrigens ebensogut in London aus einer beliebigen Landkarte schöpfen. Aber gerade die Angabe einer Wasserreise in jenem Gebiet spricht für persönliche Erinnerungen des wandernden Dichters.

Noch schlagender soll der Beweis gegen Shakespeares Aufenthalt in Italien sein durch die bekannte Stelle im Sturm (Akt I, Scene 2), worin nach der Behauptung Sidney Lees und Kellners „Prospero vor den Thoren Mailands ein Seeschiff bestiegen habe". Der Leser schlage die Stelle auf und er wird finden, daß Shakespeare den Prospero vor den Thoren Mailands nicht ein Schiff, sondern eine Barke besteigen läßt, und daß er auf ein Schiff erst gebracht wird, nachdem er eine Bootfahrt von einiger Länge durchs Land bis ans Meer (to sea) gemacht hat. Abgesehen von der dichterischen Verkürzung der Fahrt bei Shakespeare könnte sich dies noch heute wiederholen. Aber gerade in dieser bei Shakespeare so auffallenden Genauigkeit der Angabe über die Art, wie man von Mailand ans Meer kommt, finde ich einen der überzeugendsten Beweise für Shakespeares Absicht, seinen Lesern zu sagen, daß Mailand nicht am Meere liegt. Ich will hieraus nicht einen Beweis für Shakespeares Aufenthalt in Italien ziehen; noch weniger indes läßt sich aus jener Stelle irgend etwas für das Gegenteil beweisen.

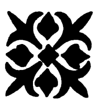
Sollte sich aber in keiner der Dichtungen Shakespeares irgend ein ausdrücklicher Hinweis auf eine italienische Reise auffinden lassen? Wir haben ja von Shakespeare so wenige ganz persönliche Urkunden, daß nach dieser Richtung die Auffindung von Beweisstücken am unmöglichsten erscheint. Nun besitzen wir aber eine umfangreiche Sammlung von Gedichten Shakespeares, in denen er immerfort von sich in der Ich-Form spricht; sollten sich darin keinerlei Angaben über eine Reise ins Ausland, über eine längere Abwesenheit von England finden? Ich meine natürlich Shakespeares Sonette. Wie immer man über den Wert der Sonette als Urkunden für persönliche Erlebnisse des Dichters denken mag, ihn vollkommen zu leugnen ist unmöglich. Wer das Geringste von dichterischer Art kennt, wird zwanglos, ohne den Dingen im mindesten Gewalt anzuthun, in zahlreichen Angaben der Sonette, meist in sehr untergeordneten, Persönlichstes aus dem Leben des Dichters erkennen. Kein großer Dichter hat je eine Sammlung von anderthalbhundert Gedichten geschrieben, alle in der Ich-Form, in denen alles Dichtung, nichts Wahrheit wäre. Einen unbedingten Beweis für eine längere Reise Shakespeares bietet vielleicht keine einzige Stelle. Indessen bitte ich den Leser, sich die Sonette 44, 50, 51, besonders aber 97 und 98 einmal mit Rücksicht auf unsere Frage anzusehen. Ist es nur ein Phantasiespiel, wenn der Dichter von einem Geschiedensein spricht und gleich die Jahreszeiten genau bezeichnet:

> Und doch war die Entfernung Zeit des Sommers,
> Ein reicher Herbst von Segen angeschwellt.

In dem unmittelbar darauf folgenden Sonett (98) wird die Zeit der Abwesenheit erweitert und auch der Frühling genannt:

> Abwesend war von dir ich in dem Lenze,
> Als der April, in bunt fantast'schem Schmucke,
> Der Jugend Geist in alle Ding' ergoß.

Wie gesagt, kein einziger aller bisher aufgeführten Einzelbeweise zwingt widerspruchslos zu der Annahme einer Italienreise Shakespeares. Es handelt sich hierbei vielmehr um einen „Indizienbeweis", wie er so oft im Leben als die einzige Möglichkeit zur Erforschung der Wahrheit allein übrig bleibt. Kein Glied der Kette ist stark genug, um für sich die Beweislast zu tragen. Dagegen wird doch aus dem Steinchen, das sich an Steinchen fügt, allmählich ein Bild, und aus vielen schwachen einzelnen Gliedern wird zuletzt eine starke Kette. Wie ein Gericht in einer Frage von Leben und Tod oder auch nur von Mein und Dein nach einem solchen Indizienbeweise urteilen würde, ist schwer zu sagen. Wer aber nicht als Richter zur Entscheidung berufen ist, sondern wessen Urteilsspruch keine anderen Folgen hat, als die Meinung über eine der reizvollsten Fragen aller Litteraturgeschichte so oder so zu gestalten, der darf ohne Furcht vor dem Vorwurf eines leichtfertigen Urteils in aller Ruhe aussprechen: die Wahrscheinlichkeit einer italienischen Reise Shakespeares ist größer als die des Gegenteils.



Abendstimmung im Odenwald.

Von

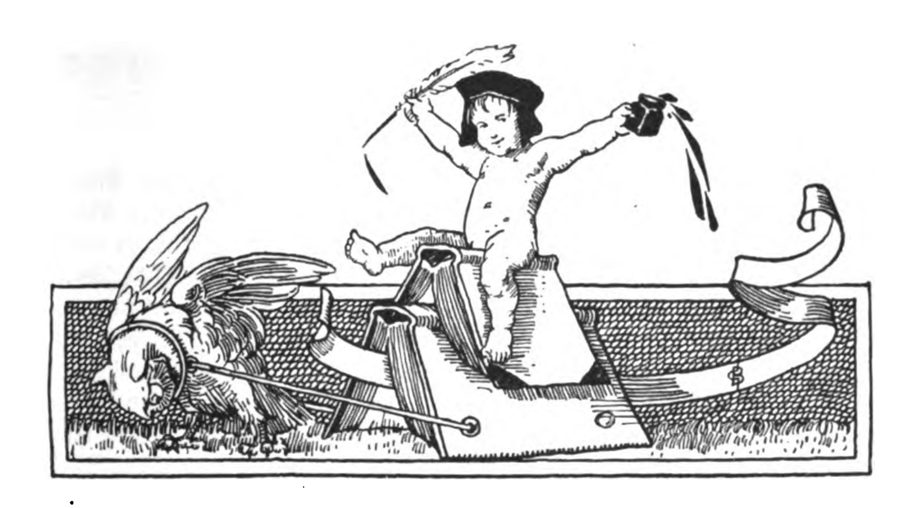
Karl Hermann Müller.

In tausend Farbentönen blüht
Ein stilles Leben tief im Thal;
Der rote Sandsteinfelsen glüht
Im goldnen Abendsonnenstrahl.

Auf waldumwobnen Bergen rauscht
Ein linder Wind den Abendsang,
Und mit dem Himmel Grüße tauscht
Waldkirchleins Abendglockenklang.

Da, schnell, als wollte er das Glück
Nicht stören, saust der Zug vorbei:
Dann sinken Wald und Thal zurück
In selig-stille Träumerei.





Schwänke und Schwieten aus dem alten Dorpater Burschenleben.

Bilder aus einem alten Buche.

Kennst du die Stadt? — Der Born der Wissenschaft
Quillt da in ewig junger geist'ger Kraft,
Und lächelnd drückt die heilige Kamöne
Den Lorbeer auf die Stirne ihrer Söhne.

Von manchem Strauß, von manchem Pereat,
Von manchem Lebehoch erzählt die Stadt;
Die Kneipe winkt mit ihrem langen Arm,
Und schlanke Mädchen machen 's Herz dir warm.

Der Markt so laut, so hoch der Dom und hehr,
Die Straße voll und das Kollegium leer;
Zum Thor hinaus die Burschen singend ziehn,
In stiller Klause büffelt der „Kamin".

Die Gasse eng und schmal der breite Stein,
Und Karambol und Schmisse hinterdrein;
Der Knote flieht entsetzt mit blut'ger Nüster,
Kopfschüttelnd steht am Fenster der Philister.

Ein ewig Kommen und ein ewig Gehn,
Das Scheiden kurz und froh das Wiedersehn,
Das Herz so leicht, das Auge treu und hell,
Und stets fidel, trotz Karzer und Pedell!

Kanntest du die Stadt? Denn diese Stadt — ist nicht mehr. Gleich Vineta ist sie im Meere versunken — in den Wogen einer rücksichtslos nivellierenden Zeit. Nur aus den kristallenen Fluten der Erinnerung taucht sie noch in ihrer alten märchenhaften Herrlichkeit an stillen Feiertagen empor. Wohl stehen ihre Straßen und Häuser noch heute, und auch Menschen wandeln und wohnen darinnen. Aber der Geist, der ihrem Namen einen Klang verlieh, ruhmvoll hinaustönend über die Grenzen des Baltenlandes, einen Zauberklang, bei dem die Herzen der Jungen auf der Schulbank in ungestümer Sehnsucht sich weiteten und die Alten wieder jung wurden, — dieser Geist ist mit dem Namen der Stadt längst zu Grabe getragen. Aus Dorpat ist Jurjew geworden.

Der Dichter jener feuchtfröhlichen Verse, Johann Friedrich Heimbertsohn Hinze, war ein geborener Hamburger, der aber, wie so viele andere Akademiker aus dem Auslande, in Dorpat die schönste Zeit seines Lebens verbracht hat. Könnte er heute die Musenstadt am Embach besuchen, er würde schwerlich solche Töne goldenen Frohsinns finden. Von der deutschen Universität Dorpat ist kaum mehr übrig geblieben, als die Erinnerung, und dieser Erinnerung, der Erinnerung an eine Zeit, da noch urkräftiges, individuell ausgeprägtes Germanentum mit Gesang, Becher- und Schwerterklang die engen Gassen der kleinen livländischen Provinzialstadt erfüllte, sind auch die nachfolgenden Mitteilungen gewidmet.

Sie gewinnen heute eine besondere wehmütig-feiertägliche Bedeutung. Am 4. Mai d. J. war ein Jahrhundert verflossen, seit die Universität Dorpat nach vielem Sturm und Drang und mehrfacher Auflösung von Kaiser Alexander I. erneuert wurde.

Vor mir liegt ein vergilbtes, dürftig ausgestattetes Büchlein: „Baltische Skizzen oder fünfzig Jahre zurück“ von Dr. Bertram (Pseudonym für Dr. Schultz). Das Büchlein ist verschollen, vor drei Jahrzehnten ist es in Dorpat (Schnakenburgs Verlag) in dritter und wohl letzter Auflage erschienen. In den baltischen Provinzen kennt man es heute wohl nur noch wenig, in Deutschland ist es überhaupt niemals bekannt geworden. Und doch übt dieses Buch einen ganz eigenen Zauber aus. Ein Niederschlag echten Humors, läßt es die „lachende Thräne“ heute in doppelt tiefem Glanze erstrahlen. All' das hier geschilderte gesunde, frische Leben mit seinen vielen komischen Aeußerlichkeiten, seiner markigen sittlichen Tüchtigkeit, seiner sorglosen Heiterkeit und idyllischen Poesie, all' das hat einer tief ernsten, dumpfen Stimmung Platz gemacht. Auf das sonnige Gefilde einstmaligen baltisch-deutschen Lebens und Treibens sinkt Nebel auf Nebel: — es war einmal! — —

Auf dem Schlachtfelde von Lützen (1632) hatte Gustav Adolf die Stiftungsurkunde der Universität Dorpat unterzeichnet. Wenige deutsche Hochschulen haben eine so bewegte Vergangenheit. Schon im Jahre 1656 fielen die Russen in Dorpat ein, und damit hatte die Universität vorläufig ein Ende. 1699 wurde sie in der kleinen livländischen Stadt Pernau

wieder hergestellt, wo sie ein kümmerliches Dasein fristete. Als Peter der Große 1710 Pernau eroberte, hatten die meisten Herren Professoren bereits das Weite gesucht. Erst Alexander I. rief die Universität unter thatkräftigster Teilnahme des livländischen Adels am 4. Mai 1802 wieder ins Leben.

Ueber das Dorpater akademische Wesen, seine Typen und Gebräuche, verbreitet sich nun der Dr. Bertram in seinen „Baltischen Skizzen" in so köstlichen Schilderungen, daß ich mir den Dank des Lesers zu verdienen glaube, wenn ich ihm einiges daraus, soweit möglich im Wortlaute, wiedergebe.

In dem ersten Jahrzehnt des Bestehens der Universität, also von 1801 bis 1811 etwa, — trug der Geist der Studenten noch eine starke Färbung des empfindsamen Charakters der Jugend ihrer Väter an sich. Denn die hatten im Auslande und in einer Zeit studiert, wo mit Siegwarts chronischer Aufregung des Thränenapparats, Youngs Nachtwandlergedanken und Werthers Herzleiden die ganze gebildete Welt in das Siechtum der Empfindelei hinein gekränkelt war. Durch Kotzebues Menschenhaß und Reue und ähnliche larmoyante Stücke wurde die Krankheit zu einer grassierenden Seuche, und rotgeweinte Aeuglein und Näschen gehörten zum Charakter der Zeit. — Aber das gefiel der nun beginnenden soldatischen Epoche nicht, und die jungen Damen (die so klug sind!) merkten es schnell, trockneten ihre Thränen, und die Welt fiel ins andere Extrem. Europa war ein Kriegslager geworden, die bleichsüchtige Zeit wurde durch Eisen kuriert, und die Knaben, die unter Scenen des Krieges oder Zurüstungen zu ihm aufwuchsen, — die an den Wänden ihres Vaterhauses nicht mehr idyllische und sentimentale Bilder sahen, sondern die Brücke von Arcole oder Andreas Hofer oder den „ersten Kosaken in Paris", wurden als Studenten lauter Thiudolfs à la Motte Fouqué, d. h. ritterliche Raufbolde.

Wenn man also in der ersten Zeit nur niedliche Studenten sah, in sauberen Uniformen und prächtigen Helmen mit Straußenfedern, so machte sich im zweiten Dezennium schon ein ganz anderer, wilderer Geist bemerkbar. Damit trat denn auch die Verachtung der Aeußerlichkeit und aller Form auf; von einem Fleck oder Riß im Rock hieß es nur: Ach, das ist auswendig! Es wurde recht eigentlich Mode, in malerisch-schauderhaften Fläusen oder Gottfrieds einher zu stolzieren; je toller und fratzenhafter ein Rock aussah, desto höher schätzte man ihn. In dieser Hinsicht gehörte unstreitig zu den beneidenswertesten Tehogls (Dandüs, vom russischen Schtschegolj, stolzieren), ein Theologe, der lange L. aus Reval. Er besaß einen Flausrock aus grobem Boi, von einer nicht mehr gewissenhaft bestimmbaren, durch kühne Konjekturen vielleicht als ursprünglich schwefelgelb zu definierenden Farbe. Die Aermel hatten viel vom Zahn der Zeit gelitten; waren doch die Spuren dieses Zahns ganz deutlich sichtbar an den zerfaserten Aufschlägen, und von innen heraus hatten sich die spitzigen Ellenbogen Luft gemacht und guckten erstaunt hervor in die große Welt.

An dem rechten Rockschoß machte sich ein, wahrscheinlich durch brennenden Zunder entstandenes Loch auffallend bemerkbar; es war so groß und so

rund, als ob eine achtzigpfündige Bombe hindurchgefahren wäre. Der linke Rockschoß dagegen prangte mit einem Tintenfleck, der sich weniger durch Regelmäßigkeit als durch die charakteristische und vorzügliche Schwärze der Tinte auszeichnete. Diese war wirklich so auffallend, daß L. beständig befragt wurde, wo er seine Tinte kaufe, und der lebhafte Absatz von Tinte, den Apotheker W. durch diesen Fleck gewann, setzte ihn in den Stand, seine zwei Töchter fürstlich auszustatten.

Der sentimentalen Periode folgte eine rauhheroische. Man könnte sie, meint Dr. Bertram, die Paukperiode nennen. Aber der Paukkomment war doch eben immer ein Komment, bei dem die rohe Naturkraft mehr oder weniger von Gesetz und Disziplin gebändigt wurde. Und doch fühlte der Dörptsche Student im Vollbesitz jugendlicher Gesundheit und jugendlichen Uebermuts auch das Bedürfnis nach einer Bethätigung, „wo rohe Kräfte sinnlos walten", bei welchem „Walten" sich bekanntlich keine „Gebilde gestalten", es seien denn solche in der Form von Beulen und Zahnlücken. Da nun der Knüppelkomment, „dieser gesetzlose Zustand, wo man das Faustrecht ausübt und sich prügelt", unter Burschen auf das strengste verpönt ist, so muß sich der starke Held und Ringer seine Gegner in einer anderen Klasse suchen, und er findet sie bald in den niederen Kaufgesellen oder in der Bürgerwache u. s. w. Da aber dies nur vorübergehende Erscheinungen und meist friedfertiger Natur sind, so wendet er sich vorzugsweise zu seinen Haupt- und Erbfeinden, den deutschen Handwerksgesellen, Knoten genannt. Diese bilden ein hartnäckiges, händelsüchtiges, germanisches Element, das fest zusammen hält, derbe Fäuste und Knotenstöcke führt (davon die Bezeichnung) und so plumpwitzig ist, die Studenten: Studiermachergesellen zu nennen. Zwischen Studenten und Ehsten ist es, glaubt Bertram, nie zu gegenseitigem Austausch von Handgreiflichkeiten gekommen. Der Ehste hat vor dem „Tuddeng" (Student) doch einen gewissen Respekt; er kann ja nicht wissen, wenn er zuhauen wollte, ob er nicht seinen zukünftigen Seelsorger vor sich hat, oder seinen Doktor oder seinen dereinstigen Richter, und so ist er immer zum Frieden, d. h. zum passiven Geprügeltwerden geneigt. Eine weiche Nachgiebigkeit reizt aber nicht, das thut nur der spöttische „rohe Knot", und den muß man bekämpfen.

Zwei Typen sind es namentlich, die als Vertreter des „heroischen Zeitalters" Dörptschen Studentenlebens hervorragen:

Der Kramer- und Spies'sche „Bursch von echtem Schrot und Korn" und der La Motte-Fouqué'sche Ritterstudent. Der erstere hat seine Erziehung immer in einer öffentlichen Schule vollendet, der Ritterstudent dagegen zu Hause bei sorgfältiger Wahl von Erziehern und in feinster Gesellschaft. Der Bursch hatte sich sieben Jahre lang durch alle sieben Klassen der Schule von klein Quinta bis nach groß Prima gewissermaßen hindurch und hinauf geprügelt, und seine Schuljahre waren ein siebenjähriger Krieg gewesen mit Ueberfällen, Belagerungen und Tagen wie Zorndorf und Roßbach. —

Bertram führt uns nun als Vertreter des ersten Typus den stud. med. Blau vor.

Studiosus Blau war schon ein mehr als bemoostes und steinaltes Haus — oder — da er das vierzehnte Semester bereits passiert hatte — ein sogenannter Goldfuchs; aber neunzehn Semester waren spurlos über seinem noch frischjugendlichen Lockenhaupte dahingezogen. Dieser kernige Charakter verstand alles, nur nicht, älter zu werden. Immer war er noch die Seele aller Unternehmungen, der Mauerbrecher jeder Schwierigkeit, der Anführer bei jeder Tollheit.

Die hervorragendste Eigenschaft Blau's, wie auch jedes anderen alten Dorpater Studenten von echtem Schrot und Korn, war natürlich seine „Schwietigkeit". Das Schwietige, d. h. das Kecke, Absonderliche, Tolle, Regelwidrige, das war einmal das Studentenideal! Die Zahl und Vortrefflichkeit der Schwieten bestimmte das Ansehen und den Ruhm des Burschen unter den Kommilitonen.

Alle Winter wurde (auf dem Embach) eine Schlittschuhbahn auf Abonnementsbillets, also gleichsam auf Aktien, gegründet, und Blau war der beständige Direktor. Eines Tages kam er etwas frühzeitig auf die Bahn, um der erste zu sein; er erblickte aber schon aus der Ferne, daß ein einzelner Mann, sehr elegant gekleidet, auf der Bahn lief; die Gestalt war ihm vollkommen unbekannt. Blau schnallte sich sogleich die Schlittschuhe an, um den Mann einzuholen und ihn zu fragen, mit welchem Recht er auf der Bahn erschienen sei. Er näherte sich bald in gewaltigem Fluge dem Fremden; der schien aber von dem Herrn Direktor der Bahn nicht die geringste Notiz zu nehmen, sondern fuhr unbefangen fort, allerliebste Evolutionen auszuführen. Bald zog er einen zirkelrunden Kreis, bald lief er blitzschnell rückwärts, blieb dann plötzlich stockstill stehen, oder machte mit beiden Füßen zugleich den Salto mortale über irgend eine Barriere. Blau war Kenner und ärgerte sich, daß ein so vollendeter Künstler nicht Teilnehmer seiner Gesellschaft sei. Er beschloß, ihn zu sondieren, und wenn sein Stand seinem Aeußern entspräche, ihn anzuwerben. Er flog also auf den Fremden zu und, neben ihm hinsausend, berührte er die Mütze höflich mit der Hand und begann das Gespräch mit der Frage: Mein Herr, darf ich fragen, haben Sie ein Billet?

Der Fremde grüßte nickend, hob sehr gleichgültig ein Bein in die Höhe, fuhr steif auf dem andern dahin und sagte in gemeinem, gequetschtem Ton: Von was?

Blau stutzte. Aber das Aeußere des Fremden war so elegant, daß er glaubte, sich verhört zu haben. Mein Herr, sagte Blau, hob dabei auch ein Bein auf und fuhr parallel mit dem Fremden ebenfalls blitzschnell hin: Um hier laufen zu können, müssen Sie Mitglied sein, Sie müssen sich ein Billet verschaffen.

Der Fremde drehte sich mit seinem vollen Gesicht gegen Blau, stützte die Arme auf die Knie und lief so sehr drollig rückwärts — in halb sitzender

Stellung — und sagte, indem ihm Blau stets folgte, nochmals in dem nämlichen Ton: Von was?

Von Papier, Knot! schrie nun Blau wütend, fuhr ihm wie ein Donnerwetter auf den Leib und hieb ihm dermaßen hinter die Ohren, daß der arme Knot über Hals und Kopf seitwärts in die römische Spina hineinkegelte. Es ergab sich jetzt, daß es ein angereister Schornsteinfegergeselle aus Oberpalen*) war.

Bei der heiteren Weltanschauung, die unser Kommilitone Blau gewissenhaft bethätigte, konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß er häufig von jener Krankheit ergriffen wurde, unter der niemand in so regelmäßigen Zeitabschnitten (etwa vom 3. des Monats bis zum künftigen Ersten!) zu leiden hat, wie ein feuchtfröhlicher Student. Gegen diese Krankheit pflegte unser Blau sich einer Methode ganz eigener Erfindung zu bedienen. Man könnte sie in gewissem Sinne eine „prophylaktische" nennen.

Blau hatte nämlich die klassische Idee, jedesmal nach Empfang eines Wechsels einige Rubel in Kleingeld umzusetzen, das er dann mit geschlossenen Augen in seinem Quartier nach allen Seiten blindlings verschleuderte. Was thust du!? Unseliger! rief ihm einst sein Alter zu, der zufällig herein trat und dem ein polnischer Groschen an den Kopf flog, so verschleuderst du mein Geld! — Nicht doch, Papa, ich bringe es in Sicherheit.

Und das war in der That der Fall. Einiges flog auf Schränke und Oefen, anderes fiel in alte bestaubte „Kanonen", noch anderes in Ritzen, aufgesägte Totenköpfe und Mauslöcher. War der Wechsel nun all, so ging es ans Geldsuchen, und da fand sich wenigstens Portogeld, um nach Hause nach neuen Wechseln lamentable Briefe schreiben zu können, die alle in der unbefangensten Weise mit schwärmerischen Naturbetrachtungen und ungefähr also begannen:

„Vielgeliebter Vater!

Beim milden Schein des Mondes wache ich einsam über meinen Heften und denke Dein . . . ."

Der Papa war aber durch diese stereotyp sentimentalen Anfänge schon argwöhnisch geworden, und wenn vom Herrn Sohn zu ungewöhnlicher Jahreszeit ein Brief ankam, wo von Mondlicht die Rede war, so warf der Alte den Brief auf der Stelle unter den Tisch und rief wütend aus: „Verrrsteh! Merrk's! Seh's schon! Nicht einen Heller!"

Dem Studiosus Blau stellt nun Bertram als Typus der zweiten studentischen Gattung den Beflissenen der Kameralwissenschaften, Eugène von der Roth, genannt Prinz Eugenius, der edle Ritter, gegenüber.

Von der Roths Charakter wäre leichter zu vergleichen, als zu beschreiben. Er hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Pistol oder einer sehr wirksamen

*) Ort in Livland, der sich ungefähr desselben Renommees erfreut, wie etwa „Posemuckel".



Elektrisiermaschine. Ruhig, würdig, geheimnisvoll, still, poliert, elegant, aber — rühr mich nicht an! Die leiseste Berührung, absichtlich oder unabsichtlich, harmlos oder neckisch — in jedem Fall gab sie einen höllischen Funken mit Blitz, Knall und Schlag. —

Er war durchaus nicht geistreich, aber noch viel weniger borniert. Es fehlte ihm nicht die Anempfindung des Schönen, wie die Empfänglichkeit für das Witzige. Er war geistig bewegbar; aber ihm fehlte alle Ursprünglichkeit, das intellektuelle Schaffen, die Priorität des Gedankens, die geistige Zeugungskraft. — Nur eine Grundidee, die alte Maxime: noblesse oblige! erhob ihn in Momenten seines Lebens über sich selbst gleichsam empor; es war die Verklärung einer gewöhnlichen Persönlichkeit; denn im bürgerlichen Stande geboren, wäre sein Leben ein stiller Bach gewesen; jetzt aber wurde es ein fortgesetzter Wasserfall. Er war in einer fortwährenden Aufregung, und diese ließ ihn mitunter Worte finden, die bedeutend waren. Es schien, daß jener Wahlspruch des französischen Adels so sehr mit seinem Wesen verwebt war, daß er sich eigentlich gar nicht mehr als individuelle Persönlichkeit fühlte, sondern nur als Mitglied eines großen Ganzen, nämlich der baltisch immatrikulierten Ritterschaft und als Repräsentant von Ideen, die teils aus den herrmeisterlichen Zeiten herrührten, teils aus dem Zeitalter der trois mousquetaires. Er betrachtete sich daher nicht als Individuum, sondern als das Kettenglied einer langen Reihe von Ahnen und als einen Vorposten der Adelsehre. —

Sein Geist war so mit ritterlichen Dingen angefüllt, wie das Gehirn des tollen Junkers von La Mancha; er wurde aber nie lächerlich, wie dieser, weil er jung war. — Der sanftmütigste, weichherzigste, urbanste Mensch von Natur, achtete er es doch für die heiligste Pflicht, sein Leben für einen Pfifferling zu halten, sobald das Wort point d'honneur in weiter Ferne, gleichsam am Horizont, zu dämmern begann. Und so schlug er das Leben in die Schanze bei jeder Gelegenheit, wo ein noch so scharfes, bürgerliches Auge keine Beleidigung wahrzunehmen im stande war. Roth trieb Luxus mit der Todesverachtung.

Zwei Studenten, die zu der nämlichen Korporation mit von der Roth gehörten, haßten sich tödlich. Es kam zum Duell, und der eine von ihnen hatte sich eine sogenannte Plempe schmieden lassen, ein wahres Schlacht- oder Richtschwert, mit dem man einem leicht den Kopf abhacken konnte. Es war dicht am Korbe fünf Zoll breit und einen halben Zoll dick und verschmälerte sich bis zum Ende auf einen und einen halben Zoll. Der andere vermochte mit dem gewöhnlichen Schläger die Wucht dieser mörderischen Hiebe nicht zu parieren, und der Sekundant wie die Zeugen drangen gleich nach dem ersten Gange auf gleiche Waffen. Das ist kein Schläger, sagte der Sekundant, das ist ein Schlachtschwert. —

Und wer sagt dir, antwortete der Mann mit der Plempe, daß ich meinen Gegner nicht schlachten will? Ich will ihn mogeln und brauche

dazu eine Plempe. Er kann sich eine ebenso schwere machen lassen, wenn er Lust hat. — Das geht nicht an, er kann die Last nicht führen. — Desto schlimmer, so kann ich ihm nicht helfen.

Aber niemand kann und wird sich gegen so ein Mordinstrument schlagen! riefen nun mehrere aus.

Wie ein Blitz fuhr von der Roth in die Höhe; er hatte bis jetzt als unbeteiligter Zuschauer in einem Winkel gestanden.

Wer sagt niemand? sprach er und trat in die Mitte des Zimmers. Wer nicht Courage hat, spreche für sich und nicht für andere. Es ist eine Beleidigung für mich, die ich persönlich nehme. Ich bin bereit, mich sogleich gegen diese Waffe zu schlagen, und wenn sie drei mal so dick wäre. Es blieb nun den anderen nichts übrig, als von der Roth für seine Bravour zu fordern, und nun schlug er sich zuerst gegen den Mann mit der Plempe, hierauf mit dem Gegner des Mannes mit der Plempe, dann mit dem Sekundanten des Gegners vom Mann mit der Plempe, und zuletzt mit allen Zeugen und Gehilfen des Sekundanten vom Mann mit der Plempe — der Reihe nach herum! —

Man würde indessen fehlgehen, wollte man sich nach dem „Ritterstudenten" von der Roth ein Bild des adeligen Dörptschen Studenten überhaupt machen. Das hochgespannte, häufig schon fast überspannte Ehrgefühl ist allerdings eine hervorstechende Eigenschaft dieses Elements. Auf der anderen Seite aber ist es eine bekannte Thatsache, daß der baltische Adel auch einen großen Teil geistiger, „intellektuell-schöpferischer" Führer dem akademischen Leben Dorpats gestellt hat, wie denn gerade aus dem baltischen Adel auch zahlreiche geistig produktive, reformatorische Kräfte hervorgegangen sind. Man braucht nur an eine so geniale Persönlichkeit wie Hamilcar von Fölckersahm zu denken, den Schöpfer der wirtschaftlichen Selbständigkeit der livländischen Bauern, ihren unvergeßlichen Wohlthäter!

Die Annahme liegt nahe, daß eine Studentenschaft mit so ausgezeichneten Vertretern auch ihrer würdige akademische Lehrer gehabt haben muß. In der That ist die Reihe der Originale unter den Dorpater Professoren eine recht stattliche. Hier nur eine Episode aus dem Leben eines solchen Dorpater „Original-Professors", die den Vorzug hat, unsere Bekanntschaft mit dem Studiosus Blau auf eine in jeder Beziehung „ungezwungene" Weise zu erneuern.

Professor C., ein Original, von dem man noch jetzt hundert Anekdoten sammeln könnte, trat auf einem öffentlichen Ball einem Offizier auf den Fuß, ohne sich weiter zu entschuldigen. Bald trat ein anderer Offizier auf den Professor zu:

Sind Sie der Professor C.?

Ja, ter bünn ich, — sagte C. in singendem ausländischen Ton, wobei er stets auf unerwartetem Worte den Accent nachdrücklich verweilen ließ.

Sie haben meinem Freund, dem Leutnant v. R., auf den Fuß getreten. Er läßt Sie fordern.



Sahgen Sie Uehrem Froainte, üch schlage müch nü! Uech schlage müch nü!

Der Abgesandte ging fort, kam aber gleich zurück und sagte:

In dem Fall, daß Sie sich nicht schlagen wollen, ersucht Sie mein Freund, nur auf einen Augenblick ins Vorzimmer zu kommen, er will Ihnen dort eine Ohrfeige geben!

Sahgen Sü Uehrem Froainte, ich komme nücht, und wenn er mür auch zwoai kippt!

Nun merkten die Offiziere, mit welch' einem Original sie es zu thun hatten, und der Professor erhielt eine Einladung zum Büffet zu kommen, um die Versöhnung in Champagner zu feiern. Auf diese Aufforderung entgegnete er:

Mütt Verknüken!

Aber die jungen Leute nötigten dem alten, sonst ziemlich feuerfesten Herrn so viel Champagner ein, daß er nur sehr unsicheren Fußes nach Hause wandelte. Dazu war es damals stockfinster in Dorpats Gassen. Er stolperte über einen Gegenstand und fiel in die Gosse. Aber der Gegenstand schien dadurch Leben zu erhalten, bewegte sich wälzend und fragte: Wer da?

Uech bünn der Brofehsorr C.

Ach, sagte die Stimme des Gegenstandes, das trifft sich süperb; ich habe einen Empfehlungsbrief an Sie und gebe mir die Ehre Ihnen denselben zu überreichen.

Wie üst Uehr Name?

Blau! Fuchs!

Ah Plaufuchs! rarüssima asish!

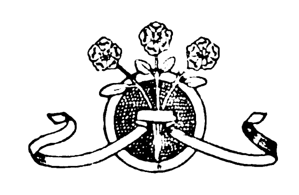
Oehs frait müch, Hehr Plau! Oehs frait müch!

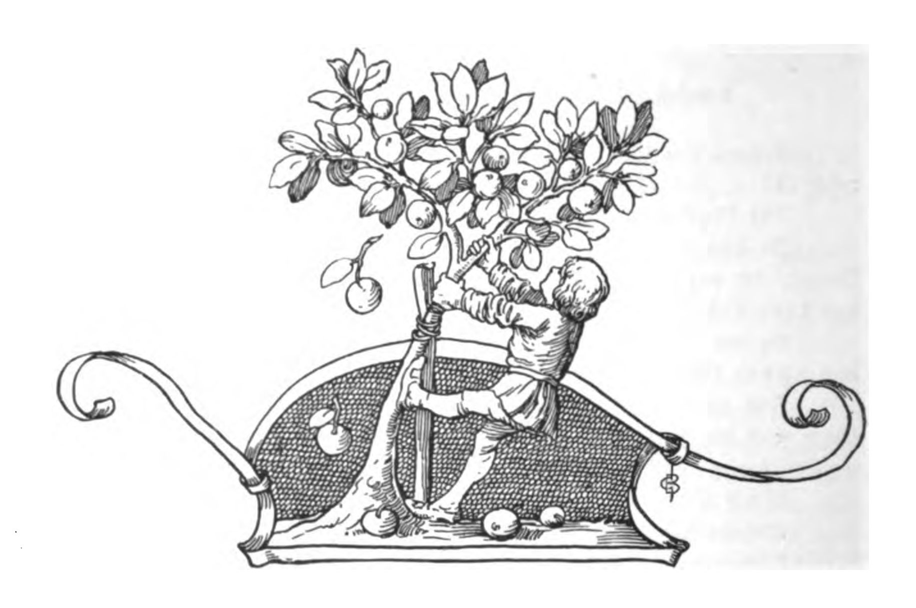
Blau hatte sich unterdessen ermuntert und sagte: Kann ich Ihnen nicht heraushelfen, Herr Hofrat?

Nain! üch sahge nain! Lassen Sü müch lügen, sahge üch. — Uech wüll doch sehen, wü lange tie Bolizei müch hier würt lügen lassen! — —

Zahlreich sind die Schnurren, frisch und kräftig die Farben, in denen Dr. Bertram das alte Dorpater Burschenleben sich spiegeln läßt. Eine Welt goldenen Humors, feuchtfröhlicher Jugendpoesie ersteht und — versinkt: lang', lang' ist's her! . . . .

J. E. Frhr. v. G.





Die arme Maria.

Erzählung von Paul Bergenroth.

(Fortsetzung.)

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Zu derselben Zeit, als Maria der Aebtissin ihr Herz ausschüttete, lag Künwald besinnungslos in Casprzicks Hause.

Der Gärtnergehilfe Becker, der ihn überfallen hatte und gleich nach der That dingfest gemacht war, hatte den Leuten, die ihn ergriffen, und später dem Untersuchungsrichter eine Darstellung des Vorfalls gegeben, von der man annehmen konnte, daß sie sich in allen Punkten mit der Wahrheit deckte.

Danach hegte Becker gegen Künwald, der seine Schwester verführt hatte, einen langjährigen Groll. Schon damals hatte er die Absicht gehabt, ihn zu töten, hatte sie aber aufgegeben, um sich nicht sein eigenes Leben zu zerstören. Er verließ seine Heimat Schönwalde, die ihm verhaßt geworden war, und fand im Schleswigschen einen lohnenden Dienst. Dort lernte er die schwarze Jette kennen, und obgleich er sich sagen mußte, daß sie leichtsinnig und gefallsüchtig sei, verliebte er sich doch so sehr in sie, daß er, als sie den Dienst wechselte und in dem Hause des Majoratsherrn von Künwald eine neue Stelle annahm, sogar die tiefe Abneigung gegen seinen Geburtsort und das Künwaldsche Haus überwand und dort Dienste suchte.

Das Mädchen hatte ihm kein bindendes Versprechen gegeben, aber sie war doch, nach dem landläufigen Ausdruck, „mit ihm gegangen“, und er durfte

hoffen, daß sie ihn heiraten werde, wenn es ihm nur erst gelungen wäre, eine selbständige Stellung zu erlangen. Da sei am Sonnabend der jüngere Herr von Künwald eingetroffen und ihm am Eingang des Parkes begegnet. Schon bei dieser Begegnung sei der alte Haß wieder in ihm lebendig geworden, und als er bemerkt habe, daß Künwald noch an demselben Nachmittag mit der schönen Henriette anbändelte, sei in seinem Herzen der Entschluß fest geworden, den Mann, der ihm zu der Schwester nun auch noch die Geliebte verderben wollte, zu vernichten. Er hätte beobachtet, wie Künwald sich in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag abermals an Henriette heranzumachen gesucht habe, wie er jedoch von ihr zurückgewiesen sei. Das hätte ihn etwas beruhigt, doch habe er die bestimmte Empfindung gehabt, daß das leichtblütige Mädchen Künwald auf die Dauer nicht widerstehen würde. Diese Ahnung hätte ihn nicht betrogen. Den ganzen Sonntag Abend sei sie im Park herumgeschlichen. Und schließlich habe er sie um elf Uhr mit Künwald zusammen getroffen. Noch einmal habe er sich bezwungen und versucht, mit Henriette zu reden. Aber sie sei für alles taub gewesen, was er ihr im Guten und Bösen vorgehalten habe. Als er sie am Montag abermals im Park habe herumstreifen sehen, habe er seine Büchse geladen und sich auf die Lauer gelegt. Dann aber sei ihm das alles gemein und niederträchtig vorgekommen, er sei wieder auf seine Stube gegangen und habe die Ladung aus der Büchse gezogen. Plötzlich aber, gegen elf Uhr, sei es ihm gewesen, als ob eine unsichtbare Hand ihn gewaltsam wieder in den Park hinausgezogen habe. Und da habe er gesehen, wie sie Künwald mit beiden Armen umschlungen hielt. Nun habe er seinen Todfeind überfallen, indem er ihn zuerst mit einem Knüttel niederschlug und dann mit dem Messer bearbeitete. Er sei wie wahnsinnig geworden und habe immer blind darauf zugestochen und habe sich gar nicht sättigen können. Henriette, auf die er es auch abgesehen, sei ihm schreiend entflohen, und gleich darauf sei Casprzick mit seinen Hunden und ein paar Sekunden später die Leute aus dem Reitstall und vom Herrenhause gekommen. Wenn die letzteren nicht rechtzeitig eingetroffen wären, würde Casprzick ihn erwürgt haben. Nun sei er erst nach dem Wirtschaftshause und dann, als der Untersuchungsrichter eingetroffen war, nach Tramm gebracht worden. Was ihm bevorstehe, wolle er tragen, mit dem Leben habe er abgeschlossen und bereuen könne er nicht.

Der Mensch hatte das alles ohne Tragik und große Worte vorgetragen, wie einer, der sich bewußt ist, aus einem unwiderstehlichen inneren Zwang heraus gehandelt zu haben.

Inzwischen lag sein Opfer da, wo man es zuerst hingebracht hatte, in Casprzicks elendem Zimmer. Alles, was sich herbeischleppen ließ, wurde eiligst vom Schlosse herübergeschafft. Bernd verlor völlig den Kopf, aber Alma leitete alles mit Ruhe und Besonnenheit. Während ihr Mann über den ungeheuren Skandal jammerte, den Gerd über das Schönwalder Haus von neuem heraufbeschworen hätte, sorgte sie für ärztliche Hilfe und half selber mit, die ersten

Verbände anlegen. Berkemeyer, der wenige Stunden nach dem Ueberfall erschienen war, sprach sofort die gänzliche Hoffnungslosigkeit des Falles aus. Die Lunge sei an mehreren Stellen getroffen; der Verwundete werde noch ein paar Tage leben, wahrscheinlich auch pausenweise das Bewußtsein wieder erlangen und dann eine kurze Zeit ziemlich schmerzlos sein; aber an Genesung wäre nicht zu denken. Nach seinem Vorschlage hatte man einem Kieler Professor telegraphiert, der dann am Dienstag mittag mit zwei Assistenzärzten eingetroffen war und den Verwundeten mit Röntgenstrahlen untersucht hatte. Er hatte Berkemeyers Ansichten schlechtweg bestätigt und war gegen sechs Uhr abends wieder abgereist.

Gleich darauf hatten Gerds wilde Phantasien nachgelassen. Er lag still da, entweder im halben Schlummer oder in völliger Erschöpfung. Alma, die den Tag über kaum von seinem Lager gewichen war, saß auch jetzt still und nachdenklich an seinem Bette. Sie und Casprzick besorgten fast die ganze Pflege. Alma hatte bis dahin eine grenzenlose Abneigung gegen das Faktotum ihres Mannes gehabt. Nicht allein, daß der Mensch beständig nach Pferden roch, er hatte auch ihr gegenüber bei aller Unterwürfigkeit stets eine gewisse höhnische Art gehabt, aus der sie instinktiv Abneigung und Verachtung herausgefühlt hatte. Jetzt war der alte pfiffige, tückische Mensch wie verwandelt. Sonst ein Meister von Selbstbeherrschung und nur mit seinen mannigfachen Pflichten im Walde und in den Ställen beschäftigt, rührte er sich jetzt nicht vom Platze, folgte den leisesten Winken Almas und weinte und flüsterte oft halblaut vor sich hin, wie einer, der alle eigenen Gedanken verloren und nur noch den einzigen Wunsch hat, sich von andern nützlich anstellen zu lassen. Und das mußte man sagen, am Krankenbette waren seine langen, dürren, knochigen Hände so geschickt wie die eines langjährigen und geübten Pflegers. Bisweilen hörte ihn Alma schlucken und schluchzen, als ob er Thränen hinunterwürge, und dann murmelte er leise: „Mein Jungchen, mein armes Jungchen.“ —

Gerd hatte in seinen Phantasien die schrecklichsten Selbstanklagen gegen sich erhoben. Immer wieder war das Bekenntnis von seinen Lippen gekommen, daß er Marias hilflose Lage mißbraucht und ihr Leben vernichtet habe. Verdammnis, ewige Verdammnis sei dafür sein Los. Es sei ja alles Lüge und Thorheit, was die Pfaffen und was namentlich dieser Erzpfaffe, dieser Brandt, behauptete. Es gäbe im großen und ganzen weder Himmel noch Hölle. Aber für ihn, Künwald, gebe es eine Hölle, müsse es eine geben.

Alma hatte dies alles nicht überrascht. Sie hatte in Gerd von Anfang an einen Menschen mit ursprünglich edleren Anlagen gesehen, der nur durch die äußeren Umstände seines Lebens und durch den Mangel aller besseren erziehlichen Einflüsse bis zur Lasterhaftigkeit hinabgesunken war. Und in diesen Stunden des Schreckens und der Angst eröffnete sich ihr ein tiefer Blick in ihre eigene Seele. Besaß sie nicht auch ein leidenschaftliches Herz? Und waren es nicht ausschließlich die äußeren Umstände gewesen, die ihr Schutz vor ihrem eigenen Herzen gewährt hatten? Im Frieden ihres auf äußere Frömmigkeit ge-

gründeten Elternhauses war sie aufgewachsen, scheinbar eine kühle, von allem Unreinen nie berührte Seele. Im Impuls einer übertriebenen Familientreue hatte sie sich bewegen lassen, einem ungeliebten Manne die Hand zu reichen in der Hoffnung, daß er die Schulden ihres Bruders bezahlen würde. Und als diese Hoffnung sich als trügerisch erwies, ließ sie es mit einer Art von Instinkt nicht ungern zu, daß der geizige Gemahl sie hier in diese ländliche Einsamkeit bannte. In diesen Verhältnissen, die sie sicher trugen, hatte sie unter dem Deckmantel einer völlig unantastbaren Tugendhaftigkeit mit der Sünde gespielt. Wenn ihr Schicksal sie hinausgetragen hätte auf die hohe See des Lebens, wäre sie nicht auch gesunken? Wenn es die Umstände gefügt hätten, daß sie Gerd öfter getroffen, wäre sie nicht dem Eindruck erlegen, den er von Anfang an auf sie ausgeübt hatte? Ja, mußte sie sich nicht gestehen in diesen Stunden, da der Tod um das Lager dieses unglücklichen Mannes strich, daß sie ihn liebte mit aller Macht ihrer heißen Natur? Er hatte nur noch Tage zu leben, — das war der Machtspruch einer unergründlichen Allmacht über ihr, die sie bisher vor dem Sturz bewahrt hatte, die sie auch diesmal nicht versinken lassen wollte. Aber wenn Gerd — das fühlte sie — von seinem Lager genesen aufstehen würde, sie würde ein willenloses Werkzeug sein in seiner Hand. Ja, sie liebte Gerd, sie konnte es sich nicht verhehlen. Angst und Scham bestürmten bei diesem Selbstbekenntnis ihre Seele und zugleich eine wilde Eifersucht auf die, um deren Besitz Gerd bis zuletzt gerungen hatte, die zu erringen er selbst vor brutalen Gewaltthaten, vor offenbaren Thorheiten nicht zurückgeschreckt war. Und doch war's gerade diese hartnäckige Leidenschaft, die sie bei Gerd wunderbar anzog. Wenn sie ihr gegolten hätte! —

Doch wozu das alles? Der Mann, der ihr Herz und ihr ganzes Leben gefährdete, war ein Sterbender. Gott hatte geredet. Sie konnte nur noch um die Seele des Geliebten ringen und in diesem Ringen den Versuch machen, die eigene Seele zu gewinnen.

Schon am Morgen hatte sie zu Brandt geschickt. Sie setzte ihre Hoffnung auf diesen Mann. Seine Predigten hatten ihr den ersten Stachel in die Seele gedrückt, seine Worte am Sonntag, an ihrem eigenen Tisch, hatten ihr einmal aufgeschrecktes Gewissen vollends in Aufruhr gebracht. Auch auf Gerd waren seine Worte nicht ohne Eindruck geblieben, das glaubte sie aus den Phantasien des letzteren schließen zu dürfen. Wenn irgend jemand der gequälten Seele dieses Sterbenden den Frieden zu vermitteln vermochte, so war es Brandt.

Aber Brandt war nicht zu Hause gewesen, man erwartete ihn erst am Abend von einer Amtsreise zurück; dann würde man ihm die Botschaft der gnädigen Frau ausrichten. —

Alma saß im Hintergrunde des Zimmers auf einem alten Lehnstuhl, über dessen zerfetztem Ueberzug man eine seidene Steppdecke aus dem Schlosse mit Sicherheitsnadeln befestigt hatte. Vieles von dem alten Gerümpel, das sonst in dem Zimmer umherlag, namentlich alles Getier, das für gewöhnlich darin

sein Wesen treiben durfte, hatte man weggeschafft. Aber noch war des Wüsten und Abenteuerlichen genug übrig geblieben. Und mitten unter diesem Unrat saß Alma nun schon 24 Stunden, ohne Schlaf, voller Pein, fühlte die Wunden des Geliebten an ihrem eigenen Leibe brennen und dachte mit Schaudern an das, was geschehen wäre, wenn er nicht so daläge — so gebrochen, so hoffnungslos, ein dem Tode Geweihter. „Meine Sünden gehen über mein Haupt wie eine schwere Last, sie sind mir zu schwer geworden.“ Wie oft hatte sie das gedankenlos hingesprochen. Nun wußte sie, was Sünde war, nun wußte sie, wie elend die Sünde ein Menschenherz machen konnte.

Indem sie nach einem tiefen Atemzug leise das Haupt hob, glaubte sie in dem schon beginnenden Dämmerschein des Abends zu bemerken, daß Gerds Augen geöffnet waren und zu ihr herüberblickten. Ihr Herz krampfte sich zusammen. Sie erhob sich und trat zu ihm. Ja, er sah sie an, aber wirr und verständnislos. Sie beugte sich über ihn und sagte ruhig: „Wie fühlst du dich, Gerd?“

„Wie ein geprügelter Hund,“ kam es dumpf und störrisch von seinen Lippen. In seinem Gesicht zeigte sich wieder etwas von dem Hohn, der es früher so unsympathisch gemacht hatte. „Der dumme Kerl!“ fuhr er mühsam keuchend fort, indem Gedanken und Worte sich wieder fieberhaft verwirrten: „Konnte er nicht besser zustoßen? Ist's denn noch nicht aus? Soll denn diese Höllenpein ewig währen? Was soll ich denn thun? Kann ich denn Maria retten? Nein! Wie sagte doch der dumme Kerl auf der Kanzel: ‚Ich kann es nicht beweisen, daß es wahr ist, aber du kannst es auch nicht beweisen, daß es nicht wahr ist.‘ Als ob ich nicht längst die Hölle kennte, als ob nicht mein ganzes Leben ein Höllenleben gewesen wäre! Aber sterben und dann auch nicht vergessen können — all diese Gestalten immer wieder sehen. — Wer bist du?“ Er sah Alma starr und mit glühenden Augen an. „Ah, meine schöne Schwägerin, die tugendhafte Alma! Sei ruhig, du bist nicht dumm, wie die Leute sagen. Du würdest dein Vertrauen nie so thöricht darbringen wie die arme Maria, du würdest dich nicht von einem niederträchtigen Schurken so ins Elend jagen lassen — geh weg! Sie stehen alle hinter dir und wollen an mich. Der Becker kommt nun auch ins Zuchthaus und die Hanna liegt im Wasser —“

„Gerd,“ sagte Alma und ergriff seine Hand, „komm zu dir!“ In Todesangst umfaßte sie seine wirren Augen mit ihrem Blick und suchte sie zu bannen.

„Wo bin ich?“ fragte er.

Ihre Stimme erstickte. Sie wußte, daß nun das eintreten würde, was Berkemeyer vorausgesagt hatte: Gerd würde zum Bewußtsein kommen, würde eine ruhige, schmerzlose Stunde haben. Jubel erfaßte ihre Seele und doch zitterte sie voller Angst vor dem, was nun kommen würde. Sie nahm ein Glas mit erfrischendem Getränk aus dem Eiskübel und setzte es an seine Lippen. Er trank, schloß die Augen, seufzte und blieb dann ruhig liegen.

Nach einer Weile sagte er: „Ich erinnere mich an alles. Wie lange ist es wohl, daß ich so liege?“

Sie nannte ihm die Zeit.

„So lange!“ seufzte er. „Und daß ich noch einmal zu mir kommen mußte! Warum hat der Dummkopf nicht besser zugestoßen.“ Er machte eine Bewegung mit der Hand, aber blitzschnell hatte Alma, die seine Absicht erkannte, die Hand ergriffen. „Nicht das, Gerd! Laß den Verband sitzen! Töte dich nicht selbst!“ rief sie verzweifelt. Aber sie konnte die Hand nicht halten. „Casprzick, Casprzick!“ schrie sie, halb wahnsinnig vor Angst.

Der Alte kam aus der dunklen Ecke, in der er gekauert, heran. Er schlotterte an allen Gliedern. Aber die Hand, die er um Gerds Arm legte, war wie eine Eisenklammer.

„Was,“ tobte der Kranke, „du willst mich halten, du Schuft? Du, der alle meine schlimmen Instinkte geweckt und gehetzt hat, wie man böse Hunde hetzt! Laß los, du Knecht!“

Alma warf sich an seinem Bette nieder und drückte ihren blonden Kopf in die Kissen. „O, Gerd!“ flüsterte sie, „Gerd — ich liebe dich —“

„Was?“ rief er aus und sank schlaff zurück. Er starrte sie an und stammelte: „Bist du nicht meine kühle, tugendhafte Schwägerin?“

„Nichts bin ich, nichts,“ versetzte sie, „als ein armer, sündiger Mensch wie du. Und ich liebe dich, ich liebe dich, ich liebe dich! Lege nicht Hand an dich, Gerd! Töte nicht deine und meine Seele!“

Gerd vermochte das Ungeahnte nicht zu fassen. „Laß los,“ sagte er zu Casprzick, „geh hinaus!“

Casprzick sah Alma an. Sie winkte und er ging.

„Alma,“ sagte Gerd, „du redest zu einem, der bei voller Besinnung ist. Bist du aber bei Besinnung? Kann es denn ein Weib geben, das bei Besinnung ist und doch in die Welt hinauszurufen wagt, daß es mich liebe?“

„Ich liebe dich,“ wiederholte sie, „und ich bin selig, daß ich es dir noch sagen, und daß du, du es noch hören konntest.“

„Es ist also gewiß, daß ich sterbe?“

„O, ich Unselige, die ich wünschen muß, daß du stirbst, weil ich dich liebe.“

„Alma,“ sagte er, „wenn du mich kenntest, du würdest mich nicht lieben. Es ist nicht möglich! Einen Mörder, einen Dieb kann ein Weib lieben. Aber einen Schuft, einen Menschen, der in diese Tiefen hinabgesunken — pfui! Sprich: ›Pfui‹, Alma, und ich werde glauben, daß du die Wahrheit sagst.“

„Ich liebe dich,“ wiederholte sie und sah ihn groß und fest an. „Ich weiß das alles aus deinen Phantasien, und ich liebe dich trotzdem und erst recht. Ich sehe auf dem tiefsten Grunde deiner Seele dein besseres Selbst, wie es ‚Nein! Nein!‘ schreit zu allem, was du thatest — darum liebe ich dich!“

„Das ist der edle Tropfen auf meiner lechzenden Zunge,“ sagte Gerd. „O, Alma, wenn du mir an der Schwelle meiner Jugend begegnet wärest mit

diesem Bekenntnis! Ich bin nie geliebt worden. Der einzige Mensch, der mich liebte und mit eines Hundes Treue an mir hing, liebte nicht das Bessere in mir, sondern die schlechten Instinkte, die mich in seiner verrückten Einbildung als ein geschicktes Werkzeug seiner Rache erscheinen ließen. Und das Weib, das ich selber heiß und leidenschaftlich begehrte, sie hat nie einen Blick gehabt für jenen gefesselten Prometheus in meiner Brust, den ein gutes Wort von ihr von seinen Geierqualen befreit hätte. Du hast das Geheimnis entdeckt, das zugleich die Qual und der Trost meines Lebens war, diesen Kampf des Guten und Bösen in mir. Du hast es entdeckt, denn du sahest mich an mit den Augen der Liebe — ich danke dir, ich danke dir, Alma. Sieh, ich sterbe nicht als ein Held —"

„O, wie danke ich dem Allmächtigen," unterbrach sie ihn leidenschaftlich, „daß du nicht mit diesem kalten, verächtlichen Hohn, den du sonst hattest, in die Ewigkeit gehst. Wie danke ich dem Allmächtigen für deine Selbstanklagen, für dein Zittern und Zagen —" ihre Stimme erstarb in Thränen.

Er hob mühsam die Hand und legte sie auf ihr blondes Haar. „Ich weiß es," sagte er, „du bist fromm, deine Frömmigkeit kommt von Herzen —"

„Erst, seitdem du die Todeswunden empfingst," unterbrach sie ihn.

„Ich aber", fuhr er hastig fort, „habe mit dem, was man Frömmigkeit und Glauben nennt, nichts zu schaffen."

„Wer weiß, Gerd," versetzte sie, „ich hatte doch neulich am Sonntag den Eindruck, als ob du dich mit allen deinen Spottreden nur vor dir selber verstecken wolltest. Du hast doch ein Gewissen in dir, mein armer Geliebter, das dich quält und dir schreckliche Vorwürfe macht. Wessen Stimme sollte das wohl sein, wenn nicht die Stimme deines Gottes, die dich zum Frieden ruft?"

„Ja, ich gesteh' es," entgegnete er, „es ist nicht weit her mit der innern Kraft des Unglaubens. Man spottet, um sich freie Bahn zur Sünde zu schaffen. Und hinterher spottet und leugnet man, um den Angstschrei des eigenen Gewissens nicht zu hören. Manche leugnen auch nur aus irgend einem wissenschaftlichen Prinzip heraus, das, wie alle Wissenschaft, im letzten Grunde auf einer unbeweisbaren Hypothese beruht. Und alle kommen, wenn sie ehrlich sind, nicht über das Dilemma hinaus: es soll nicht sein — aber es kann doch sein."

„Und du, Gerd, kommst auch nicht darüber hinaus?"

„Nein," versetzte er, „ich sterbe nicht als Christ, aber auch nicht als Held. Ich hasse das Leben und ich fürchte den Tod. Mein Ende ist so unselig wie mein Anfang."

Sie bemerkte, wie der Schatten eines Mannes draußen an dem verdunkelten Fenster vorüberging, und erhob sich mit einem Seufzer der Erleichterung. „Es ist Brandt," dachte sie und ging ihm entgegen. Aber nicht den Pastor, sondern den Arzt traf sie draußen auf dem Flur. Berkemeyer mit seiner eleganten Gestalt, mit dem wohlfrisierten Backenbart, mit den langen, weißen Manschetten, mit der ganzen wohlthuenden Sicherheit seines Wesens trat

auf sie zu und küßte ihr die Hand. Verkemeyer war ein guter Mensch, nichts lag ihm ferner, als sich wegzuwerfen, aber er besaß genau so viel Klugheit, wie dazu erforderlich ist, um als einfacher Landarzt eine enorme Praxis zu erwerben und festzuhalten. Mit dieser Mode des Handkusses, die sonst unter seinen holsteinischen Kollegen nicht üblich war, hatte er sich die einträglichen Kuren in der ganzen Umgegend gesichert.

„Nun, meine Gnädige, wie geht's?"

Alma teilte ihm mit, daß Gerd bei Besinnung sei und gesprochen habe.

„Ich sagte es ja," versetzte er mit seiner klangvollen, beruhigenden Stimme, „diese gute Zeit kann noch Stunden währen. Aber ich bitte Sie doch, meine Gnädigste, wenn noch etwas Wichtiges, etwa ein Testament zu vollziehen ist, damit nicht zu zögern. Denn die Fieberanfälle werden sich wiederholen und zuletzt in den Todeskampf übergehen." Er räusperte sich. „Ihr armer Herr Schwager", fuhr er fort, „hat ein etwas reichlich bewegtes Leben hinter sich. Da machen sich diese Kämpfe für die Zuschauer manchmal recht grausig. Aber seien Sie darüber beruhigt, der Kranke empfindet davon nicht viel. Lassen Sie ihn reichlich Sekt trinken — das hilft ihm leichter über alles hinweg."

Jedes dieser an sich gut gemeinten Worte that Alma wehe wie ein Schlag.

Verkemeyer bemerkte etwas davon, zuckte mit den Achseln, verbeugte sich verbindlich, und nachdem er den grauen Staubmantel abgeworfen hatte, betrat er in seiner sicheren, vertrauenerweckenden Weise das Krankenzimmer.

Alma trat in das gegenüberliegende Zimmer am Flur. Es diente Casprzick als Vorratskammer. Säcke, Tonnen, Schaufeln, Spaten und Haufen seltsamer Wurzeln standen und lagen in den Ecken herum. Auf einem langen Tisch in der Mitte sah man unzählige Samendüten, dazwischen Riemen und Pferdegebisse. Seltsam nahmen sich in dieser Umgebung eine Chaiselongue und zwei bequeme Sessel aus, die man aus dem Schlosse herübergeschafft hatte. Eine hohe Lampe aus cuivre poli, die Almas Zofe eben angezündet hatte, warf ihren hellen Schein über das alles. Das Mädchen trat Alma dienstfertig entgegen und sagte: „Ich habe der gnädigen Frau ein paar Shawls und etwas zu lesen aus dem Schlosse geholt. Wenn gnädige Frau vielleicht den Versuch machen wollen, sich niederzulegen und zu schlafen?"

„Es ist gut," versetzte Alma, „gehen Sie nur hinüber, Lisette, und kommen Sie in einer Stunde wieder."

Als das Mädchen gegangen war, nahm Alma eins der Bücher in die Hand, die auf der Chaiselongue lagen. Es war ein französischer Roman, wie sie sie bisher so gern gelesen hatte. Sie faßte das dünne, ungebundene Buch mit beiden Händen, riß es durch und warf es auf die Erde. Dann löschte sie die Lampe aus und begann in dem dämmrigen Zimmer auf und nieder zu schreiten. Eine Viertelstunde darauf trat der Medizinalrat ein. Er vermochte sich in dem Halbdunkel nicht gleich zu orientieren, dann aber, als er Alma entdeckt hatte, ließ er sich in einem der Sessel nieder und sagte: „Es

ist alles in der besten Ordnung, meine gnädige Frau. Ich habe die Verbände nachgesehen und alles Nötige besorgt. Ihr Schwager ist vollkommen ruhig und bei Besinnung. Es ist etwas Merkwürdiges mit solchen schweren Verwundungen der Lunge. Oft ist der Zustand des Kranken ein solcher, daß man annehmen müßte, die Genesung sei zweifellos. Leider kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß diese Annahme in unserem Falle eine verhängnisvolle Täuschung wäre. Also bitte, seien Sie, wie ich schon sagte, auf neue Fieberanfälle und — auf das Ende gefaßt."

„Ja," versetzte Alma.

„Ihr Herr Schwager," fuhr Berkemeyer, die langen, weißen Hände aneinander reibend, fort, „beschäftigt sich mit religiösen Ideen. Er fragte mich, ob es einen bestimmten Beweis für oder gegen die Fortdauer der Seele nach dem Tode gebe."

„Und was antworteten Sie ihm?"

„Ja, meine verehrte gnädige Frau, was kann man denn anders darauf antworten als: ‚ignorabimus'?"

„Das ist eine traurige Antwort."

„Traurig? Warum? Ich finde, daß der ganze Trost der Menschheit doch nur in der Ungewißheit liegt. Da kann dann jeder für wahr halten, was er will, und in diesem seinem individuellen Glauben seine Zuflucht finden. Ich bin sonst nicht sehr für die Geistlichen am Krankenlager." —

„Nein? Ich finde, daß der Geistliche ein ebenso notwendiges Requisit des Krankenzimmers ist wie der Arzt."

„Hm, hm!" Berkemeyer rieb seine Hände etwas schneller und schob dann den Diamantring an dem Goldfinger seiner Linken spielend hin und her. „Nun ja," sagte er verbindlich, „wenn die Herren zu den Kranken kommen, um da in decenter Weise ihr Trostamt zu verrichten, so mag es immerhin angehen. Aber ich habe es doch zu oft gefunden, daß sie sich gerade am Krankenbette veranlaßt fühlten, den eifernden Elias hervorzukehren. So etwas regt den Kranken immer auf, und jede Aufregung erschwert die Genesung oder das Ende. Ich will Ihnen da nur eine kleine Geschichte erzählen, die mir vor einer Reihe von Jahren passiert ist. Damals hatte eine Kätnerfrau ihren Mann vergiftet — auf die gemeinste Weise, indem sie ihm Phosphor ins Essen gemischt hatte. Als nach Exhumierung der Leiche die Thatsache ihrer Schuld zweifellos festgestellt war, machte sie einen Selbstmordversuch, der aber mißlang, und sie wurde nun in das Krankenhaus nach Tramm gebracht. Dort befand sich auch eine gute, alte, unverheiratete Person, die ihr ganzes Leben lang nichts anderes gethan, als Kartoffeln geracht und Strümpfe gestrickt hatte. Da unser Krankenhaus — jetzt ist uns ja durch die Munificenz der Klosterdamen ein neues gebaut — damals sehr beschränkt war, so geschah es, daß die Mörderin und die gute, alte Strumpfstrickerin in einem Zimmer zu liegen kamen. Bald darauf erschien der Herr Pastor, ein blutjunger Herr, der eben erst seine Examina

gemacht hatte. Er verwechselte die Mörderin mit der Strumpfstrickerin und entwarf der letzteren, ohne daß er sie überhaupt zu Worte kommen ließ, eine so furchtbare Schilderung von der Hölle, daß ich sie hernach halbtot in ihrem Bette fand und alle Mühe hatte, sie nur einigermaßen wieder hoch zu kriegen. Sie sehen, daß das Eingreifen der Herren Geistlichen bisweilen seine üblen Folgen haben kann. Ich wollte aber zu Anfang nur sagen, daß ich gegen die Ausübung der Seelsorge am Krankenbette Ihres Herrn Schwagers nichts einzuwenden habe. Vielleicht beruhigt ihn das etwas. Jedenfalls ist nichts mehr zu verderben. Und wo der Arzt des Leibes am Ende seiner Kunst angelangt ist, da möge der Seelenarzt versuchen, was er ausrichten kann."

Er erhob sich. „Gnädige Frau," sagte er, „der letzte Kampf wird schrecklich werden. Helfen können Sie nicht — wollen Sie sich die grausigen Eindrücke nicht ersparen?"

„Nicht um die Welt!" rief Alma aus.

„Nun denn — ich habe Sie gewarnt. Aber schonen Sie sich, schlafen Sie. Gegen Morgen wird die Katastrophe eintreten."

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Nachdem der Medizinalrat gegangen war, begab Alma sich wieder zu Gerd hinüber. Sie hatte den Eindruck, als ob er schliefe. Er rührte sich nicht. In der Ecke des nun schon völlig dunkeln Zimmers saß Casprzick in sich zusammengesunken wie ein Gespenst.

Alma verließ das Zimmer, ging wieder hinüber, streckte sich auf der Chaiselongue aus und faltete die Hände unter dem Haupte.

Sie mochte eine Stunde so gelegen haben, und es war etwa gegen zehn Uhr abends, da hörte sie die Hausthür gehen und leise Schritte im Flur. Rasch erhob sie sich, zündete die Lampe an und öffnete die Thür. Die Pastoren Brandt und Müller standen vor ihr.

„Ich habe bei meiner Rückkehr Ihre Botschaft empfangen, gnädige Frau," sagte Brandt, „und bin dann gleich zu Pastor Müller gegangen, um mit ihm Rücksprache zu nehmen. Denn wie Sie wissen, ist er Ihr Parochus und allein berechtigt, in Ihrem Hause seines Amts zu walten. Er hat mir nun völlige Freiheit gegeben, hat sich mir aber angeschlossen, im Falle auch er Ihnen vielleicht behilflich sein könnte. Sie sehen, wir stehen zu Ihrer Verfügung."

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen," sagte Alma, die, wie sie in Brandts ruhiges unbewegtes Gesicht sah, sofort von einer großen Zuversicht erfüllt wurde. „Ich will Sie gleich bei dem Kranken anmelden."

„Gerd", sagte sie drüben.

Er schlug die Augen auf und sah sie so freundlich und dankbar an, daß ihr das Herz bis zum Halse hinauf schlug. „Ich weiß schon," sagte er, „du hast den Pastor rufen lassen, laß ihn kommen!"

* * *

Brandt saß an Gerds Lager. Sein volles, eckiges Gesicht war unbewegt, seine Augen blickten klar und scharf aus den Brillengläsern heraus. „Das ist doch nicht das," dachte Gerd, „was man sich unter einem Jünger dessen vorstellt, der da kam, um das Verwundete zu verbinden und um das Kranke zu heilen."

„Herr Pastor," sagte er, „ich will Ihnen still halten. Machen Sie mit mir, was Sie wollen. Aber große Hoffnungen, mit mir etwas auszurichten, dürfen Sie nicht hegen. Ich glaube, daß solche Leute wie Sie von großem Segen sind für andere Leute — nicht für mich. Ich brauche Sie nicht! Ich habe mit meinem Leben abgeschlossen und zwar nicht in Verzweiflung, wie es anfangs schien, sondern, da noch in meinen letzten Stunden der Sonnenstrahl einer unverdienten Liebe mein Herz getroffen und erwärmt hat, in völliger Ruhe und Gelassenheit. Ich habe nur noch einiges mit meiner Schwägerin zu besprechen. Nicht als ob ich alles wieder gut machen könnte, was ich gefehlt habe, aber manches läßt sich doch noch vielleicht richten und einrenken. Und dann denke ich, wenn Sie mir die etwas banal klingende Redensart erlauben wollen, einen tiefen Schlaf zu thun."

Brandt schwieg.

„Ich weiß," fuhr Gerd fort, „Sie werden behaupten, daß es aus diesem Schlaf ein Erwachen giebt, Sie werden mir erzählen, daß es auch für mich, trotz allem, was ich gethan, noch ein Mittel giebt, dieses Erwachen zu einem seligen zu gestalten. Und dann werden Sie mir von Jesus reden, der am Kreuz gestorben ist, um die Welt zu erlösen und selig zu machen: Aber es ist alles umsonst. Ich habe seit Sonntag viel über diese Sache nachgedacht. Und ich kann Ihnen sagen, erst müßten Sie mir den Schädel öffnen und eine Veränderung an meinem Gehirn vornehmen, ehe ich das glauben kann."

Nun hob Brandt zu reden an. „Um was es sich hier handelt, Herr von Künwald," sagte er, „das hat mit dem Schädel und mit dem Gehirn nichts zu thun. Auch sind Sie im Irrtum, wenn Sie glauben, ich wollte über religiöse oder philosophische Dinge mit Ihnen disputieren. Ich habe Ihnen einfach einen Befehl und Auftrag Ihres Herrn und Gottes auszurichten." Er zog ein neues Testament aus der Tasche und schlug es auf. „Ich habe Ihnen eine Geschichte vorzulesen, Ihre Geschichte."

Und ehe Gerd antworten konnte, hob er an und las: „Aber der Uebelthäter einer, die da gehenkt waren, lästerte ihn und sprach: ‚Bist du Christus, so hilf dir selbst und uns.' Da antwortete der andere, strafte ihn und sprach: ‚Und du fürchtest dich auch nicht vor Gott, der du doch in gleicher Verdammnis bist. Und zwar wir sind billig darinnen, denn wir empfahen, was unsere Thaten wert sind; dieser aber hat nichts Ungeschicktes gehandelt.' Und sprach zu Jesu: ‚Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst.' Und Jesus sprach zu ihm: ‚Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein.'"

Er schlug das Buch zu und sagte: „Das ist Ihre Geschichte. Am Kreuze hängen Sie schon, und das Bekenntnis: ich empfange, was meine Thaten wert sind, ist auch schon über Ihre Lippen gekommen. Es fehlt nur noch, daß Sie Ihr Haupt zum Heiland wenden und ihn bitten: Gedenke mein! Dann werden Sie heute noch mit ihm im Paradiese sein.“

Er erhob sich und sagte zu Casprzick: „Wenn Herr von Künwald mich rufen läßt, ich bin drüben.“ Dann ging er hinaus.

Lange saßen Alma, Brandt und Müller zusammen. Eine Unterhaltung kam nicht zu stande, man flüsterte nur leise mit einander und brach bald wieder ab. Zuweilen erhob sich einer von ihnen und machte unruhig ein paar Gänge durch das Zimmer.

Plötzlich erschien Bernd. Er erschrak, als er die beiden geistlichen Herren erblickte, und fühlte sich überhaupt entsetzlich überflüssig und geniert. Mit einem großen Wortschwall wendete er sich an Alma: Ihren Samaritersinn in Ehren — aber sie sei doch schon zwei Tage in den Kleidern und habe während der ganzen Zeit nichts Ordentliches genossen. Das wäre doch der offenbare Unverstand. Ob sie nicht hinübergehen und ein paar Stunden schlafen wolle? Wenn es nötig sei, wolle er selbst ja gern hier bleiben und wachen. Dabei holte er sein Etui aus der Tasche, um sich eine von seinen schweren Zigarren anzuzünden, besann sich dann, präsentierte den Herren und steckte das Etui, als diese dankten, verlegen wieder in die Tasche.

Alma wehrte in ihrer freundlichen und bestimmten Art ab. Er könne hier jetzt nicht viel helfen, aber es wäre dankenswert, wenn er im Stalle die nötigen Anweisungen geben wolle, daß der Wagen für die Herren Pastoren bereit stände. Froh, wieder fortzukommen, griff er diese Idee auf und machte sich eilig von dannen.

Es hatte eben zwölf geschlagen, da trat Casprzick ein und sagte: „Er läßt die gnädige Frau bitten.“

Alma fand ihn halb aufgerichtet in seinem Bette sitzen. Sie kniete wieder neben ihm nieder und wieder legte er seine Hand auf ihr Haupt. „Ich will jetzt meine Sachen ordnen,“ sagte er. Sekundenlang schwieg er, von seinen Empfindungen überwältigt. „Oh du!“ rief er aus und sah sie an mit einem ganz eigentümlich thränenschweren und doch leuchtenden Blick. „Hebe dein Antlitz empor und setze dich dort, daß ich deine lieben Augen sehe.“

Sie erhob sich und setzte sich auf einen hölzernen Stuhl dicht neben seinem Lager. Sie sah ihn fest an und weinte still und lautlos. Groß und schwer lösten sich die Tropfen von ihren Augen und fielen auf ihre gefalteten Hände.

„Ist Schreibzeug da?“ fragte er.

Sie nickte. Sie hatte schon gestern alles aus dem Herrenhause herüberschaffen lassen.

„Nun gut,“ murmelte er und verfiel wieder einen Augenblick in Gedanken, wobei er aber den Blick unverwandt auf sie gerichtet hielt. Dann rückte

er sich etwas zurecht, stöhnte leise und begann: „Jene große Leidenschaft, die mein Leben beherrscht hat, ist erloschen. Es ist nichts davon zurückgeblieben als eine tiefe und aufrichtige Reue: Ich erkenne es jetzt deutlich, auch wenn ich Maria gewonnen hätte, sie hätte mich nicht von mir selbst befreien können. Sie glaubte nicht an mich, wie hätte sie mir Erlösung bringen sollen. Wenn ich mir das je einredete, so war's, weil diese Vorstellung mir Trost, eine Art Entschuldigung war in meinem Sündenelend. Ich weiß es jetzt, sie hat längst einen anderen geliebt. Es läßt mich ruhig und unbewegt. Ich kann nicht alles an ihr gut machen, aber vielleicht etwas. Sie liebt Flemming. Ich werde dir hernach ein paar Worte an ihn diktieren, die ihm ihre völlige Schuldlosigkeit bezeugen sollen."

Er schwieg und schloß die Augen.

Nachdem er sich ein wenig ausgeruht, fuhr er fort: „Nun zu dem Manne, der in seinem Zorn mein Mörder werden wollte und dessen Hand mir nach einem höheren Willen die Pforte zum Leben erschloß. Ich werde dir hernach ein Bekenntnis diktieren — und du und der Pastor sollt es als Zeugen unterschreiben — das hoffentlich dazu beitragen wird, die Schuld dieses Mannes in den Augen seiner irdischen Richter in einem wesentlich milderen Lichte erscheinen zu lassen. Ich werde bekennen, daß ich seine Schwester verführt und in den Tod getrieben habe. Ich werde bekennen, daß ich auch seine Braut zu verführen gesucht habe. Wenn ich in jener Abendstunde, da er uns belauschte, von geheimnisvollen Vorahnungen ergriffen, nicht Lust hatte, auf ihr Entgegenkommen einzugehen, so war das nicht mein Verdienst."

Er wandte den Kopf etwas rückwärts nach der dunklen Ecke, wo Casprzick saß. „Komm her," sagte er.

Der Alte erhob sich schwerfällig und kam mit schlotternden Knieen heran. Mit seinen geröteten Augen, seinem halboffenen Munde, seinen ungewissen Bewegungen sah er aus, als hätten ihn die letzten Stunden zu einem Idioten gemacht. Gerd bemerkte zum erstenmal diese Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, und fühlte sich davon bewegt. „Laß das Vergangene ruhen, mein armer Alter," sagte er, „du hast an mir gehangen, und ich wollte dir nur sagen, daß ich das Erbteil, das du mir zugedacht, mit Freuden annehme. Du sollst mir hernach 5000 Mark geben. Dieses Geld soll gerichtlich deponiert werden, und wenn Becker wieder frei kommt —, ich denke, man wird ihm in Anbetracht meiner Bekenntnisse kaum mehr als fünf bis sechs Jahre geben —, dann soll es ihm ausgehändigt werden, damit er nicht in Not gerät und den Versuch machen kann, sich eine neue Existenz zu gründen. Bist du einverstanden, mein Alter?"

Der Alte schluckte und schluchzte. Man konnte ihn nicht verstehen, aber er nickte heftig mit dem Kopfe.

Künwald reichte ihm die Hand. Dann wies er auf Alma und sagte: „Da — bei der ist fortan dein Platz. Mein Alter, du bist vielleicht nicht

mehr so meilenweit hinter mir —, wer weiß, du folgst mir vielleicht bald. Alma, sorge für seine Seele. Und nun leb wohl, mein Freund, und laß uns allein."

Der Alte taumelte hin und her, ging erst rechts, dann links, fand endlich die Thür und stürzte hinaus.

„Ich habe augenblicklich nicht viel Schulden," fuhr Gerd, als er gegangen war, fort. „Wenn Bernd fingiert, daß ich erst heute übers Jahr stürbe, und mir bis dahin das von der Tante ausgesetzte Jahresgehalt noch einmal zahlt, so ist alles beglichen. Sage Bernd — ach, du weißt ja, was du ihm sagen wirst, und es drängt mich, zu dir zu kommen. Gieb mir deine Hand, Alma, und sage mir noch einmal, daß du mich liebst."

Sie erhob sich und nahm seine Hand. Hoch aufgerichtet stand sie vor ihm mit ihrer herrlichen Figur und dem leichenblassen, verweinten Antlitz, in dem doch die Augen wunderbar leuchteten. „Ich liebe dich," sagte sie klar und fest.

Er lächelte sie an, ließ ihre Hand fahren und sank etwas zurück. „Mit diesem Bekenntnis," sagte er, „hast du in mir den Glauben geweckt an den ewigen Funken in der Menschenbrust, den aller Sündenwust nie ganz zerstören kann. Wenn du mich lieben kannst, so wird auch die göttliche Liebe die Hand ausstrecken zu meiner Rettung. Nun, so höre, daß auch ich dich liebe. Es liegt nichts in diesem Geständnis, was die Weihe dieser Stunde trüben könnte. Ich liebe dich, wie man das Gute liebt. Alles in meinem Leben war Täuschung, nur dies Eine ist echt. Und in diesem Einen bin ich überschwenglich entschädigt für ein verlornes Leben. Lebe wohl, Alma, und nimm von hier weg auf deine rauhe Straße die Versicherung, daß ich mich durch deine Hand gerettet weiß, und daß mein Dank, meiner Seele heißestes, tiefstes Dankempfinden dir wie dein Schatten folgt, wo du auch wandeln magst. Leb' wohl!"

Er seufzte tief auf, seine Züge verrieten den körperlichen Schmerz, der sich stärker wieder einstellte, er begann laut und anhaltend zu stöhnen.

Alma bezwang ihr Weh mit einer gewaltigen Kraftanstrengung. Sie stützte sein Haupt, sie ordnete an seinem Kissen. Sie fragte ihn, ob sie ihn durch irgend etwas erfrischen könne.

„Nein, nein," sagte er, „aber laß Brandt kommen und setze dich zum Schreiben."

Als Brandt herübergekommen war und Alma an dem Tisch in der Mitte Platz genommen hatte, diktierte Gerd ein paar an Flemming gerichtete Worte und darauf das Zeugnis für Becker. Er sprach vollkommen klar und zusammenhängend, aber nur noch mit großer Mühe. Das Diktat dauerte kaum zehn Minuten, dann setzte er unter beide Schriftstücke seinen Namen, und Alma und Brandt unterschrieben ebenfalls. Nun wurde er wieder ruhiger und bat seine Lage noch etwas zu verändern. Als Brandt und Alma seinen Wünschen nachzukommen suchten, sagte er zu ersterem: „Ich habe den zweiten Teil Ihrer

Geschichte nun auch erlebt, mein lieber Brandt. Ich danke Ihnen, daß Sie mir das Wort Gottes einfach ohne alle menschliche Zuthat auf das alte trotzige Herz geworfen haben. Dies alte Herz ruht darunter wie unter einem Leichenstein, aber auf dem Stein steht geschrieben: —"

Er brach ab und suchte nach einem Wort der Schrift, konnte es aber nicht finden.

„Ich bin die Auferstehung und das Leben," warf Brandt mit fester Stimme ein. „Wer zu mir kommt, der wird leben, ob er gleich stürbe."

Ein freundliches Lächeln umspielte die Lippen des Sterbenden. „Ja," sagte er, „das ist es —, und so mag das Wort dann auch hernach auf meinem Leichenstein stehen."

Er schloß die Augen und sein Haupt fiel nach der rechten Seite hinüber. Minutenlang standen Alma und Brandt in tiefem Schweigen. Nun hörten sie ihn ruhig atmen. Es schien, als ob er schliefe. Da reichten sie sich die Hände, und Brandt sagte erschüttert: „In letzter Stunde — aber doch noch!" Sie drückte heftig seine Hände, und Thränen eines großen Glückes rollten aus ihren Augen.

Bis zwei Uhr nachts lag er still, ohne sich zu rühren. Sein Gesichtsausdruck blieb ruhig und schmerzlos. Dann erschien Berkemeyer. Sie gingen ihm in den Flur entgegen, und er fragte gleich: „Nun, wie geht es? Kämpft er sehr schwer?"

„Er schläft," flüsterte Alma.

„Wie?" rief der Medizinalrat verwundert, „er schläft?"

Sie gingen in das Krankenzimmer zurück; auch Casprzick und Pastor Müller traten ein. Sie setzten sich hier und da, wo sie Gelegenheit dazu fanden. Nur der Medizinalrat stand über dem Kranken gebeugt. Er richtete sich endlich wieder auf, trat zurück und schüttelte den Kopf: „Er schläft nicht gerade," hauchte er, „aber es scheint, als wolle er so still hinüberdämmern. Sonderbar — ich dachte, sein Todeskampf würde besonders aufregend sein."

In diesem Augenblick schlug Gerd die Augen auf. Er sah alle an und dann an allen vorüber. Man merkte, daß er sein Bewußtsein nicht mehr hatte. Seine Hände fuhren manchmal leise zuckend über die Bettdecke; bisweilen hob sich die Brust, als wolle sie mit Gewalt unter einem schweren Druck hervor Atem holen. In den letzten Minuten waren seine Gesichtszüge sichtlich verfallen; es schien, als wäre die Stirn noch einmal so groß geworden, wie sie früher gewesen. Er begann leise und abgebrochen zu reden. Es war alles wirr und unzusammenhängend, aber so viel verstand man doch, daß es freundliche Bilder und Gedanken waren, die ihn umschwebten. In dem allen lag die Majestät des Todes, aber nichts besonders Furchtbares.

Da, gegen drei Uhr ging ein stärkeres Zucken durch seinen Körper. Mit einem Male war es, als fühlte er sich von einer Mörderfaust gepackt und geschüttelt. Die Augen schlossen sich wie vor einem Abgrund und die Kinnbacken

preßten sich zusammen und schoben sich vor, als zermalme er mit ihnen etwas Uebelschmeckendes. Dieser Moment war entsetzlich, aber er währte nur eine Sekunde. Dann flog ein kurzes, schwaches Aechzen über seine Lippen, wie wenn er etwas Giftiges und Ekelhaftes von sich weggethan hätte. Seine Arme und Beine streckten sich noch einmal leise, kaum merklich aus. Und dann war es zu Ende.

In einem einzigen Augenblick hatten sich seine Züge wunderbar verändert. Der starre, düstere Ausdruck, der sie im Leben bisweilen unheimlich interessant erscheinen ließ, war davon gewichen —, Klarheit und Frieden lag auf dem Antlitz des Toten, dessen auffallende Schönheit jetzt unbeeinträchtigt hervortrat.

„Er ist tot," sagte Berkemeyer, nachdem er sich einen Augenblick über ihn gebeugt hatte. Er konnte von dem merkwürdig stillen Gesicht kaum den Blick abwenden. Sie standen alle umher und sahen ihn an. Alma war ruhig und gefaßt, aber als Casprzick plötzlich laut zu weinen begann, fühlte sie, daß sie mit ihrer Kraft zu Ende sei, und ging rasch hinaus.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Von dem Medizinalrat und den beiden Pastoren begleitet, ging Alma durch den nächtlich dunklen Park nach dem Herrenhause. Ein Diener hatte dort gewacht. Es war alles erleuchtet. In dem Speisesaal stand ein Imbiß bereit. Berkemeyer ging nicht mit hinein, sondern bestieg sogleich seinen wartenden Wagen und fuhr davon.

Bernd hatte, nachdem er aus dem Försterhause gegen zwölf Uhr zurückgekehrt war, nicht recht gewußt, was er anfangen solle. Dann hatte er es versucht, bei einer Flasche Wein und einer Zigarre wachzubleiben. Aber er war auf dem Diwan sehr bald eingeschlafen. Jetzt, als der Wagen des Medizinalrates dicht unter seinen Fenstern davonfuhr, sprang er unwirsch auf und wußte ein paar Sekunden nicht recht, was eigentlich los sei. Dann besann er sich und ging nach dem Speisezimmer hinüber.

Als er eintrat und die drei schweigenden Gestalten sah, wußte er, daß Gerd tot sei. Aber er fragte doch danach und setzte hinzu: „So bald — wer hätte das gedacht." Er fühlte eine unendliche Befreiung und hatte doch zugleich das Gefühl, daß er etwas Teilnehmendes sagen müsse. Er brachte aber nichts hervor und begnügte sich, seine Frau und die beiden Herren zu dem Wein und den belegten Butterbroten zu nötigen.

Aber niemand nahm etwas.

Bernd fühlte sich immer ungemütlicher und stieß endlich hervor: „Ja — — es war ein Verhängnis!" Und dabei überlegte er, ob sich das Haus Künwald wohl je von diesem letzten schwersten Affront erholen werde. Immerhin, es war der letzte! Gerd war tot. Und damit hatte auch die ewige Angst,

von ihm geschröpft zu werden, ein Ende. In diesem Bewußtsein wurde Bernd beinahe freundlich und lud wieder zum Essen ein. Aber da kam schon der Wagen, und die Pastoren gingen hinaus, um abzufahren. Bernd und Alma traten mit auf die Rampe. Ersterer schleppte eigenhändig eine Anzahl von Plaids und Decken.

„Es ist Gottes Fügung!" sagte er, während er die Herren einpackte und selber dabei fröstelte.

Ein scharfer Wind hatte sich schon vor ein paar Stunden aufgemacht und die drückende Schwüle, die seit den letzten Tagen unter den Bäumen und Sträuchern nistete, vertrieben. Jetzt, da schon die Morgendämmerung aufstieg, war es empfindlich kühl.

Zwei Minuten später standen sich Bernd und Alma allein im Speisezimmer gegenüber. Er redete auf sie ein und sie wehrte alles ab.

„Mein Gott," dachte er, „wie ungemütlich ist das alles." Und er fing an, sich selbst zu bedauern.

Endlich sagte er: „Alles in allem genommen ist es doch ein Segen. Er konnte sich ja ins Leben absolut nicht finden. Du hast dich ja reizend benommen, Alma, — aber nun ist es auch genug, und ich denke, wir gehen nun schlafen."

„Ich habe dir noch ein Bekenntnis zu machen," sagte Alma mit müder Stimme, „und ich meine, es ist am besten, wenn es gleich geschieht."

„Na," sagte er, aufs unangenehmste berührt. „Was ist's denn? — laß doch hören."

„Ich liebe Gerd," sagte sie ruhig, „und meine Liebe wird dem Toten gehören, so lange ich noch einen Atemzug in meiner Brust habe."

Er hatte darauf gerechnet, etwas sehr Unangenehmes zu hören, aber hierauf war er nicht gefaßt. Er ließ seine Zigarre fallen und starrte sie wortlos an.

Alma nahm die Zigarre vom Teppich und legte sie vorsichtig auf den Tisch. Er glaubte, sie wäre durch die Aufregungen der letzten Tage verrückt geworden, und doch fühlte er sich in diesem Augenblick mehr in ihrem Bann, denn je. Noch immer konnte er kein Wort vorbringen.

„Ich hätte dir das verschweigen können," hub Alma an, „denn Gerd ist tot, und durch etwas Aeußerliches ist deine Ehre nicht bedroht. Aber es soll fortan Klarheit herrschen zwischen dir und mir. Du wußtest, daß ich die Deine wurde ohne Liebe, nur in dem nicht ausgesprochenen, aber doch deutlich kundgegebenen Wunsche, durch dich die Schulden meines Bruders getilgt zu sehen. Du hast meine Hoffnung nicht erfüllt. Wer weiß, wenn du es gethan hättest, mein Herz hätte sich dir zugeneigt, und ich hätte es nicht zuletzt noch an deinen Bruder verloren. Aber ich lernte dich als geizig und wortbrüchig kennen und das war der Riegel in unserer Ehe. Jetzt ist dir vergolten. Ich habe nichts gethan und begangen, was dich berechtigte, einen Stein auf mich zu werfen, aber im Geiste habe ich dir doch die Ehe gebrochen."

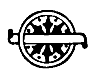
Bernd war völlig wie zerschlagen. „Zum Teufel," sagte er im weinerlichen Ton, „was ist das nur! was ist das nur! Du, die kühle Ruhe selbst, die personifizierte Ueberlegung —, ah bah, es ist ja alles Unsinn!" Er schlug auf die Tischplatte, daß es schallte.

„Du kannst dir nun bis morgen überlegen," fuhr Alma mit derselben unentwegten Ruhe fort, „ob du mich freigeben oder ob du mich bei dir behalten willst. Denn das bin ich dir schuldig, daß ich dir ein gehorsames und treues Weib bleibe, wenn du es verlangst, und ich bin willens, diese Schuld mit meinem ganzen Leben einzulösen. Also überlege es dir, und gieb mir morgen deinen Willen kund."

Sie winkte mit der Hand, nahm einen der zweiarmigen Büffetleuchter und verließ das Zimmer.

Bernd faßte sich mit beiden Händen an den Kopf. „Es ist ja Unsinn! Unsinn!" wiederholte er sich fortwährend. Weiter konnte er nichts denken. Es war, als wäre ein Sturm durch seinen Verstand gefahren und hätte darin alles durcheinander geschüttelt. Nur eines stand ihm fest: er konnte ohne Alma nicht leben. Er sagte sich, daß er wütend auf sie sei — und doch war ihm das wie eine Art Trost, daß er ohne sie nicht leben konnte. Stundenlang lief er noch in dem halbdunklen Speisesaal auf und nieder.

(Schluß folgt.)



Sterne im Spiegel.

Von

Maurice von Stern.

Ich stand in stiller Nacht allein.
Die Welt war stumm. Mein Herz war schwer.
Es drang der Sterne Widerschein
Aus meinem blinden Spiegel zu mir her.

Im alten Spiegel Stern bei Stern,
Verschleiert wie durch Staubes Flor.
Im Abglanz selbst noch tief und fern
Und rätselvoller kamen sie mir vor.

Du meiner Jugend Ewigkeit,
Wie doch dein Licht in Staub zerrann!
Es strahlt noch in der trüben Zeit
Erinn'rung mich mit Sternenaugen an.





Alte Bekannte in neuen Gewändern.

Die Werke unserer Klassiker werden erfreulicherweise immer billiger. Eine Klassiker-Bibliothek nach der andern erscheint auf dem Plan, eine ist immer wohlfeiler als die andere, und eine jede findet, was oft genug Wunder nimmt, ihre Abnehmer. Den Bänden der Cottaschen Welt- und denen der Volkslitteratur (zu einer und zu einer halben Mark) sind zahlreiche Konkurrenten erstanden. Das Beste an billigen und dabei gediegenen Dichterausgaben leistet augenblicklich wohl der äußerst rührige Verlag von Max Hesse in Leipzig. Natürlich sind so niedrige Preise, wie sie hier in Betracht kommen, nur zu erzielen, wenn man die Herstellungskosten so weit wie möglich verringert. Luxus treiben in Papier, Druck und Einband können solche Bücher freilich nicht, ohne indessen, was ausdrücklich anerkannt sei, und was sich die Leserwelt glücklicherweise heutzutage auch nicht mehr gefallen ließe, die Würde der Sache außer dem Auge zu lassen und das Prinzip der Billigkeit durch das Prinzip der Dürftigkeit, Geschmacklosigkeit und Unsolidität zu ermöglichen. Aber neben solchen Ausgaben, denen die weiteste Verbreitung zu wünschen ist, fehlt auch das Bedürfnis nach anderen nicht, die sich nicht an den goldenen Aepfeln genügen lassen, sondern sie, um mit Goethe zu reden, gern noch in silbernen Schalen darreichen wollen. Wir sehen unsere Lieblinge, die uns im schlichtesten Kleide willkommen sind, doch auch gern in stattlichen Gewändern. Wir wünschen Bücher, die auch auf ihre äußere Erscheinung Wert legen und in ihrer Ausstattung dem neuerdings so hoch entwickelten Buchgewerbe Rechnung tragen. Goldschnitt und reiche Deckelpressung thun's dabei zum Glück nicht mehr; überhaupt ist nicht Luxus unser Begehr, sondern Geschmack und Gediegenheit, zu der auch die praktische Haltbarkeit gehört. Starkes, weißes Papier und große, scharfgeschnittene Lettern gehören dazu in erster Linie.

Von solchen Gesichtspunkten geht der Verlag der „Insel“ aus, der mit dem von Schuster und Löffler verschwistert ist. Die „Insel“-Herausgeber haben viel abstruses Zeug zu Tage gefördert, diesmal haben sie im Prinzip unseren Beifall. Sie legen nämlich zwei Proben einer geplanten Reihe von Neudrucken solcher klassischen Werke vor, die, ohne gerade Kuriosa zu sein, doch „eine gewisse

Eigentümlichkeit des Inhalts oder der Form an sich haben, die einen eigentlichen Genuß nur wirklich kunstverständigen Litteraturfreunden zugänglich" machen, und deren Verbreitung in einem weiteren Leserkreise von vornherein ausgeschlossen erscheint. Es soll sich um Werke handeln, die auch zur Zeit ihres Erscheinens nur eine bedingte Kennerschaft und Anerkennung genossen haben und zum Teil heutigen Tages fast nicht mehr bekannt sind. Als erste Bände dieser Sammlung sind Goethes „Märchen" und Immermanns „Merlin" erschienen. Nach ihrem Muster soll die Ausgabe in einer „Novellen"-Reihe und in einer „Merlin"-Reihe fortgeführt werden; die erste soll Werke in ungebundener, die zweite solche in gebundener Rede enthalten. Auf die Ausstattung der Bände ist große Sorgfalt verwandt worden; der Name der Drugulinschen Druckoffizin, der die Herstellung übertragen ist, hat einen guten Klang. Die Bände sind in Kartons gebunden, deren Muster dem siebzehnten Jahrhundert entnommen ist; allzu geschmackvoll ist es nicht, aber wenigstens schlicht und stilecht. Der Preis des Buches beträgt, was nicht zu viel ist, drei Mark. So weit können wir uns mit dem Unternehmen wohl einverstanden erklären. Nur vermissen wir leider die nötige Exaktheit in der Wiedergabe der Texte, die doch gerade der Kenner, an den sich die Sammlung wendet, dringend verlangen kann. Der Immermannsche „Merlin" ist offenbar mechanisch aus der guten, aber nicht mehr einwandsfreien Boxberger-Hempelschen Ausgabe abgedruckt und um eine Anzahl neuer Druckfehler vermehrt worden. Rechnen die Verleger also mit einem Publikum, das nicht mit der bloßen Ausstattung eines Buches zufrieden ist, sondern dieses Buch auch in ernster Absicht lesen will, so müssen sie ihren Texten durchaus mehr philologische Sorgfalt angedeihen lassen.

Des weiteren liegt ein zierlicher, eleganter Miniaturband vor, der sich gleichfalls an den Liebhaber — des Inhalts wie der Form — wendet: Clemens Brentano. Chronika eines fahrenden Schülers. Fortgesetzt und vollendet von A. von der Elbe. 8. u. 9. Auflage. Mit einem Titelbilde „Die Laurenburger Els" von Ludwig Richter (Karl Winters Universitätsbuchhandlung. Heidelberg. Preis 5 M.). Die Chronika gehört zum Reinsten und Lieblichsten, was Clemens Brentanos kapriziöse Muse geschaffen hat. Die Geschichte ist ein Hohes Lied der Mutterliebe, von einer unsagbaren Innigkeit und Anmut des Tons. Und dabei fehlt jeder störende Hauch von Süßlichkeit. Das macht zum Teil der entzückende Chronikenstil, der der Dichtung eine edle Patina verleiht, ohne sie im entferntesten als ein kaltes, archaisierendes Experiment erscheinen zu lassen. Leider ist sie Fragment geblieben. Eine fremde Dichtung fortzusetzen ist nun ein sehr mißliches Ding. Friedrich Hebbel (wenn ich nicht irre) hat einmal gesagt, man könne so wenig da fortdichten, wo ein anderer aufgehört habe, wie man da fortlieben kann, wo ein anderer stehen geblieben ist. Es ist denn auch blutselten bei solchen Versuchen etwas Gescheites herausgekommen. Uebel beratene Wichte haben es am „Werther", am „Faust", an den „Wanderjahren" Goethes versucht, der freilich selbst eine Fortsetzung der „Zauberflöte" in Angriff genommen hat. Bedeutende Fragmente zu vervollständigen muß doch gar zu verlockend sein. Hebbel, Otto Ludwig und so viele andere haben mit Schillers „Demetrius" gerungen, Grillparzers „Esther" hat manchem den Schlaf gestört. Für den Litterarhistoriker haben Vervollständigungen poetischer Werke natürlich meist nur Kuriositätswert, aber dennoch darf er nicht mit vorgefaßtem Eifer alle solche Ver-

suche in Bausch und Bogen verdammen. Oft handelt es sich geradezu um die Existenz, wenigstens um die lebende Wirkung einer Dichtung. Eduard Mörikes Meisterroman „Maler Nolten“ ist in seiner ursprünglichen Fassung eine kostbare Seltenheit geworden; eine Neuauflage hat der Dichter entschieden verboten, die von ihm selbst begonnene Umarbeitung ist nicht fertig geworden: sollen wir da auf ein so wertvolles Werk für alle Zeit verzichten? Im letzteren Falle ist es einem Freunde des Dichters, Julius Klaiber, geglückt, die Umarbeitung auf Grund von Mörikes Konzepten so feinfühlig und stilgetreu zu Ende zu bringen, daß wir mit ihr fast so rechnen können, als sei sie vom Verfasser selbst abgeschlossen worden Nur in dieser Form hat der „Maler Nolten“ seine sechste Auflage erlebt. Und aus diesem Gesichtspunkt heißen wir auch A. von der Elbes Abfassung von Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers“ willkommen, die nur so wirklich in das Volk hineinkommt. Auch hier ist die Nachdichterin mit pietätvoll schonender Hand vorgegangen; sie hat den Stil des Originals vortrefflich getroffen, und nirgends verrät eine Naht dem unbefangen genießenden Leser die Flickarbeit. Das Buch ist als prächtiges Geschenk für junge Mütter und Mädchen sehr zu empfehlen.

Endlich seien hier noch ein paar Worte angefügt über eine neue Ausgabe von Shakespeares „Macbeth“. Daß gerade dieses Werk in der sogen. Schlegel-Tieckschen Uebersetzung nicht von A. W. Schlegel bearbeitet worden ist, sondern in durchaus nicht mustergiltiger Weise von Dorothea Tieck, ist sehr zu bedauern. Schillers „Uebersetzung“ ist mehr eine „Bearbeitung“, alle anderen sind, höchstens mit Ausnahme der Bodenstedtschen, poetisch unzulänglich. Da freuen wir uns denn herzlich der Verdeutschung, die der bedeutende Aesthetiker und Dichter („Auch Einer!“ „Lyrische Gänge“) Friedrich Theodor Vischer seinen Shakespeare-Vorlesungen zu Grunde gelegt hat. Vischers Sohn, Professor Robert Vischer in Göttingen, hat sie kürzlich im zweiten Bande der von ihm herausgegebenen Shakespeare-Vorträge seines Vaters zum ersten Male gedruckt und erlaubt, daß eine Sonderausgabe dieses deutschen „Macbeth“ veranstaltet worden ist (Stuttgart, 1901. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.). Sie ist besonders für den Schulgebrauch bestimmt. Prof. Dr. Herm. Conrad hat sie mit einer kundigen Einleitung und praktischen Anmerkungen versehen. Vischers Verdeutschung ist berufen, die führende Stellung einzunehmen. **Dr. Harry Maync.**



Die klassische Kunst. Eine Einführung in die italienische Renaissance von Heinrich Wölfflin. Mit 112 erläuternden Abbildungen. Zweite Auflage. 271 S. 9 Mk. Verlagsanstalt F. Bruckmann, München.

Wölfflin geht in diesem Buche nicht auf historische Darstellung, sondern auf pädagogisch-ästhetische Schulung des Auges aus. Er sagt mit Recht, daß die Vorliebe unserer Zeit für die Primitiven, die Meister der naiven, fast photographischen Gegenständlichkeit, der eckigen Formen und des breit bürgerlichen Behagens nur aus einer mangelhaften Kenntnis der reifen Kunst zu erklären sei, die in Lionardo, Raffael, Michelangelo monumentale Gipfelungen nie wieder er-

reichter Schönheit emporgesendet hat. Unter Anwendung einer vergleichenden Methode, wie sie wohl Burckhardt im „Cicerone" zuerst auf einen größeren Stoff versuchte, führt Wölfflin mit sehr ungewöhnlicher Blickschärfe aus, an welchen formalen Momenten der Geist der klassischen Kunst nach und nach zu Tage tritt. Wir erfahren bei ihm mit überzeugender Sicherheit, wo der neue Ausdruck einer Einzelbewegung, einer Haltung des Körpers beginnt, wie jener als bildnerische Eroberung der Zeit von Werk zu Werk wiederkehrt, verändert, auch verdorben. Die Gepflogenheiten bei der Komposition werden gleicherweise nach Richtung und Bewegung der Linien und Massen genau untersucht, abgewogen und so gleichsam unter die Kontrolle des Bewußtseins gestellt. Außer den drei genannten Meistern erfahren noch Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto als typische Vertreter des klassischen Stils ausführliche Berücksichtigung. Bei allen beschränkt sich Wölfflin auf die Hauptwerke; die primitiven Meister sind in äußerst mannigfaltiger Reihe gleichfalls nur mit charakteristischen Werken in Parallele gestellt. Diese vergleichende Beobachtung, dieses „Sehenlehren" im engeren Sinne füllt den beträchtlichen ersten Teil, im zweiten dann werden, ebenfalls noch an der Hand von Beispielen und Gegenbeispielen, die gewonnenen Einzelanschauungen systematisch zu Begriffen verarbeitet. „Die neue Gesinnung, Die neue Schönheit, Die neue Bildform —" das wären einige dieser Generalbegriffe vom gewandelten Formempfinden der entwickelten Renaissancekunst, die Wölfflin kurzerhand „die klassische Kunst" nennt.

Es ist ein selten geistvolles, ein äußerst nützliches Buch; anschaulich, knapp und von jener kernigen Trockenheit, die ein Eigentümliches vieler schweizerischen Schriftsteller zu sein scheint. Ob freilich eine so ausschließliche Einstellung des Auges auf die Wandlungen der Form den wirklichen Gehalt dieser wie jeder anderen Kunst auch für Geist und Gemüt richtig entbinden kann, ist eine andere Frage. Wirkungen, die von der Idee des Bildes als eines übertragenen Lebens ausgehen, verweist Wölfflin unter die des Stoffes, dessen Betrachtung wohl fruchtbar sein könne, aber doch nur bis dahin führe, wo die Kunst beginne. Nicht jeder wird dem beipflichten, aber so viel ist gewiß, daß Wölfflin seine Theorie mit dem vorliegenden Werke auf das beste beglaubigt hat. Wir Deutschen neigen ja ohnedies zur Unterschätzung der spezifischen Formprobleme, und wo uns deren Wesen so psychologisch sorgfältig und ästhetisch sicher für eine klassische Kunstepoche von der Bedeutung der Renaissance dargelegt wird wie hier, da müssen wir über Unvollkommenheiten nach der anderen Seite billig hinwegsehen. Zu bedauern bleibt freilich, daß Wölfflin nicht auch die Architektur gleich eingehend behandelt hat wie Plastik und Malerei; auf die Erörterung der Farbe ist verzichtet worden, mit Recht, denn das Buch ist als Hausbuch gedacht und setzt ein Anschauungsmaterial voraus, auf dem die Farbe ins Schwarzweiß übersetzt und also unzulänglich wiedergegeben ist.

Die Abbildungen des Buches sind recht gut, zeigen aber nur die weniger bekannten Werke. Wer die Hauptwerke nicht besitzt, dem sei die „Kunstgeschichte in Bildern" (Verlag von E. A. Seemann, Leipzig) empfohlen: Band 3, die Renaissance, von G. Dehio, enthält ein vortreffliches Bildermaterial, meist nach photographischen Originalaufnahmen, für den billigen Preis von 12 Mk. 50 Pfg.

Eugen Kalkschmidt.





Schutzstoffe des Blutes.

Seit dem großen Aufschwung, den die bakteriologische Forschung nach Robert Kochs glänzenden Leistungen genommen hat, ist die Frage der natürlichen und künstlichen Seuchen- und Giftfestigkeit (Immunität) des menschlichen Körpers einer der wichtigsten und umstrittensten Gegenstände der wissenschaftlichen Forschung geworden. Im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses standen mehr und mehr die Beziehungen der Schutzstoffe des Blutes zu den vielfach ganz rätselhaften Vorgängen bei der Gewinnung solcher Giftfestigkeit. Im letzten Jahrzehnt lenkten die Arbeiten von Flügge, Buchner und ihren Schülern die Aufmerksamkeit auf diese im normalen Blutwasser (Serum) vorhandenen bakterientötenden Stoffe und ihre Wirksamkeit. Insbesondere nahm Buchner, der jüngst verstorbene, hochverdiente Münchener Hygieniker und Bakteriologe, an, daß in dem Blutwasser einer jeden Tierart ein einheitlicher bestimmter Schutzstoff, das Alexin, vorhanden sei, welches befähigt ist, fremdartige Zellen, insbesondere Bakterien und die Blutkörperchen anderer Arten abzutöten und aufzulösen, während es unschädlich für die Zellelemente der eigenen Art ist. Die neuere Entwicklung der Immunitätslehre, die sich an Behrings Entdeckung der Antitoxine (Schutzkörper) anschloß, hat auch über die Natur der natürlich vorgebildeten, nicht künstlich erzeugten Schutzstoffe so vielfache Aufklärungen gegeben, daß es angebracht erschien, ihre gegenseitigen Beziehungen eingehenden Beobachtungen zu unterwerfen, die denn auch in reichem Maße stattfanden. Aber erst in allerjüngster Zeit gestattet die scharfsinnige, auf langjähriger und mühseliger experimenteller Arbeit beruhende neue Theorie des Direktors des staatlichen Instituts für experimentelle Therapie zu Frankfurt a. M., des Prof. Paul Ehrlich, der als der bedeutendste Blutforscher der Gegenwart gilt, eine einheitliche und einleuchtende Auffassung dieser verwickelten und mannigfaltigen Vorgänge. An der Hand dieser sogenannten „Seitenketten-Theorie", die Ehrlich selbst in den letzten Monaten mehrfach vor großen wissenschaftlichen Versammlungen verfochten hat, ist das Vorkommen und die Wirkung der Schutzstoffe des Blutes mit einiger Sicherheit zu erklären.

Die Untersuchungen mußten einsetzen bei den künstlich erzeugten Schutzstoffen (z. B. dem durch das Diphtherieheilserum gewonnenen Schutzkörper), deren Zusammensetzung verhältnismäßig leicht zu prüfen war, während dies an den natürlich vorkommenden Schutzstoffen bei dem komplizierten Chemismus innerhalb des lebenden Organismus nicht möglich war. Man war also zunächst auf die Erscheinungen bei den Schutzstoffen, die bei künstlicher Immunisierung oder nach Verlauf von Krankheiten entstehen, angewiesen. Die allgemeine Annahme, die u. a. Buchner vertrat, ging dahin, daß die Schutzstoffe nur ungiftige, umgewandelte Bestandteile der zum Zweck der Immunisierung (Giftschutz) eingeführten Substanzen seien, also nicht völlig neugebildete Bestandteile des Organismus. Diese Annahme hielt eindringenderen Untersuchungen nicht stand. Schon das große Mißverhältnis zwischen der Menge des eingeführten Giftstoffes (Toxin) und der im Körper erzeugten Schutzstoffe (Antitoxine) sprach hiergegen. So konnte Knorr durch die Einspritzung von Starrkrampf- (Tetanus) Gift bei Pferden eine Menge Schutzstoff (Antitoxin) erzeugen, die dem Hunderttausendfachen der einverleibten Giftmenge entsprach. Ferner zeigten Roux, Salomonsen, Madsen und andere Forscher, daß man einem immunisierten Pferde durch Aderlässe einen beträchtlichen Teil seines Blutes entziehen könne und sein Blut doch nach kurzer Zeit dieselbe Menge der Schutzstoffe aufweise. Auch im Blut normaler Tiere fand man Schutzkörper, so bei 20—30 Prozent der untersuchten Pferde den Diphtherie-Schutzstoff im Blute, trotzdem Diphtherie bei diesen Tieren eine höchst seltene Krankheit ist.

Wenn nun im normalen Organismus ohne Vermittlung der betreffenden Bakterienstoffe wirkliche Schutzstoffe vorhanden sind, so ist erwiesen, daß sie nicht Umwandlungen der zugeführten Gifte sein können, sondern sicher schon Erzeugnisse der normalen Zellthätigkeit sind. Es müssen Glieder der Zelle vorhanden sein, welche die eingedrungenen Gifte binden, und solche, welche die Giftwirkung vermitteln.

Es ist nun eine allgemeine Anschauung, daß chemische Stoffe nur auf die Organe wirken können, mit denen sie in eine nähere chemische Verbindung zu treten vermögen. Die Zellenlehre, wie sie Virchow begründet hat, ist solchen Vorgängen nicht fremd geblieben. Gleichwie die einzelne Zelle eines Pilzes oder einer Alge aus der Flüssigkeit, in der sie lebt, so viel und so beschaffenes Material herauszieht, als sie für ihre Lebenszwecke braucht, so hat auch die Gewebszelle inmitten eines zusammengesetzten Organismus eine auswählende Fähigkeit, vermittelst deren sie gewisse Stoffe verschmäht, andere aufnimmt und für sich verwendet. Wir wissen ferner, daß eine Reihe von Substanzen existiert, welche, wenn sie in den Körper gebracht werden, ganz besondere Anziehung zum Nervenapparat zeigen, ja, daß es innerhalb dieser Reihen wieder Substanzen giebt, die zu ganz bestimmten Teilen des Nervenapparates nähere Beziehungen haben, einige zum Gehirn, andere zum Rückenmark, einzelne wieder zu besonderen Teilen des Gehirns, Rückenmarks u. s. w. Es sei hier an Morphium, Atropin, Strychnin, Digitalis erinnert. Andrerseits nehmen wir wahr, daß gewisse Stoffe eine nähere Beziehung haben zu bestimmten Absonderungsorganen, daß sie diese Absonderungsorgane mit einer gewissen Wahlverwandtschaft durchdringen, daß sie in ihnen abgeschieden werden, und daß bei einer reichlichen Zufuhr solcher Stoffe ein Zustand der Reizung in diesem Organismus stattfindet.

Die gewöhnlichen Arzneistoffe oder narkotischen Mittel sind indessen durch ihren chemischen Bau nicht zu einer festen chemischen Verankerung in den Zellen befähigt, ihre Einwirkung beruht nach den Ergebnissen der jüngsten Forschung nicht auf chemischer Bindung, sondern auf anderen Vorgängen, fester Lösung oder lockerer Salzbildung. Wohl aber haben die Nährstoffe des lebendigen Protoplasmas (Zellenleibes) diese nahe chemische Verwandtschaft. Das lebende Protoplasma besteht nach Ehrlich aus einem Kern, dem Leitungskern, und dessen Seitenketten, die bestimmten Funktionen dienen, insbesondere der Ernährung, also gleichsam Fangarme der Zelle darstellen. Die Möglichkeit der Bindung von Giftstoffen (Toxinen) beruht nun darauf, daß gewisse Seitenketten eine spezifische chemische Verwandtschaft zu diesen besitzen, die sozusagen einen unglücklichen Zufall darstellt. Die notwendige Voraussetzung für die Bindung und Verankerung ist also eine bestimmte chemische Beschaffenheit beider Teile, sowohl auf seiten der Zelle wie des eingedrungenen Giftstoffes, die nur durch die Seitenketten aneinander geschlossen werden. Ob die bindenden Atomgruppen (haphtophore Gruppen) zugleich die Giftwirkung bedingen oder noch besondere Gruppen hierfür (toxophore Gruppen) thätig sind, kann hier unerörtert bleiben. Die Einführung der Seitenketten, die ineinander eingreifen, ist übrigens der modernen Chemie in ihren Strukturbildern geläufig. Durch das Eingreifen des Toxins ist die Seitenkette in ihrer normalen Verrichtung, gleichviel welcher, ausgeschaltet, es entsteht ein Ausfall in der regelmäßigen Thätigkeit der Zelle. Ist z. B. die Seitenkette normal befähigt, eine bestimmte Verbindung, welche der Ernährung der Zelle dient, anzuziehen, so wird sie, wenn die bindende Gruppe durch das Gift dauernd besetzt ist, ihre normalen Funktionen nicht ausüben können, und so wird eine Art Hungerzustand der Zelle nach dieser Richtung hin geschaffen. Soll die Zelle diesem Hungerzustande nicht erliegen, so kann sie dies nur dadurch vermeiden, daß ein Ersatz der in ihrer Thätigkeit ausgeschalteten Seitenketten erfolgt. Diese Neubildung der Seitenketten ist eine natürliche Funktion der Zelle, des Protoplasmas. Es ist das einer der von Weigert neuerdings erforschten „bioplastischen" Vorgänge, nach deren Gesetzen nicht ein einfacher Ersatz, sondern ein Ueberschuß in der Neubildung eintritt.

Führt man durch richtig geleitete Toxinzufuhr eine Besetzung der neugebildeten Seitenketten herbei, so tritt eine allmähliche Steigerung der Neubildungsvorgänge ein, die endlich dahin führt, daß weit mehr Seitenketten erzeugt werden, als Verwendung finden können, daß das Protoplasma die überschüssigen Seitenketten nicht mehr angliedern kann und sie abstößt, in den Kreislauf gelangen läßt. Die überschüssigen Seitenketten kreisen nun im Blut, ausgestattet mit ihrer natürlichen Eigenschaft, das Toxin zu binden; sie sind zu Antitoxinen (Schutzstoffen) geworden. Jedes Antitoxin besitzt also ein entsprechendes Gegenstück im regelmäßigen Zellenleben und die Antitoxinbildung ist nur die Steigerung eines physiologischen Neubildungsvorganges. Die Bildung der Schutzkörper ist einfach die notwendige Ergänzung der Gifteinwirkung auf die Zellen und verliert im Lichte dieser Theorie vollständig den mystischen Charakter einer unerklärlich zweckmäßigen Einrichtung. Das Protoplasma wird durch die gesteigerte Inanspruchnahme in einer bestimmten Richtung gewissermaßen trainiert, einseitig eine bestimmte Art von Bestandteilen, eben die Seitenketten, zu erzeugen. Die Antitoxine sind somit nur ein übermäßig erzeugter Zellbestandteil. Auch im

Reagensglas wird diese Auffassung experimentell bestätigt; so hat Wassermann zerriebenes Meerschweinchenhirn mit Starrkrampfgift zusammengebracht und fand nachher nicht nur die obere Flüssigkeit, sondern auch die Gehirnsubstanz entgiftet, also den Beweis für die entgiftende Wirkung der Hirnzellen.

Die Beziehungen zwischen Gift und Schutzkörper werden durch die Seitenketten-Theorie klar. Das eingedrungene Gift wird zu dem mit verwandten Seitenketten ausgestatteten und dadurch giftgefährdeten Organ durch Vermittlung des Blutes geführt. Trifft es nun schon im Blute freie Seitenketten, so wird es mit diesen sich vereinigen und so von den giftgefährdeten Organen abgeleitet werden. Die nun im Blut befindlichen Seitenketten sind eben jetzt die Antitoxine, die Schutzstoffe des Blutes, die durch ihre chemische Verwandtschaft zum Gifte dieses schon in der Blutbahn abfangen und gar nicht an die Zellen herantreten lassen. Dieselben Seitenketten, die in der Zelle gelegen, wie eine im Hause befindliche Eisenmasse den Blitz, so das Gift anziehen, werden im Blute Ursache der Heilung, wie ein gut angelegter Blitzableiter die Gefahr vom Hause ablenkt. Behring hat diesen Vorgang als Gesetz formuliert: „Dieselbe Substanz im lebenden Körper, welche, in der Zelle gelegen, Voraussetzung und Bedingung einer Vergiftung ist, wird Ursache der Heilung, wenn sie sich in der Blutflüssigkeit befindet."

Fassen wir die Grundzüge der Seitenketten-Theorie noch einmal kurz zusammen: Nach Ehrlich stellen die bei künstlicher Immunisierung entstehenden oder nach Ablauf von Krankheiten im Blut zurückbleibenden Antitoxine (Schutzstoffe) normale Seitenketten (Atomgruppen) des Zellprotoplasmas dar. Die Seitenketten dienen im normalen Leben physiologischen Verrichtungen, wie der Nährstoffumwandlung, und vermitteln durch eine zufällige und dem Organismus verhängnisvolle chemische Verwandtschaft zu einer Atomgruppe des Giftes dessen Bindung und Wirkung. Durch die stattgehabte Verankerung des Giftes sind sie aber außer Thätigkeit gesetzt; dadurch wird ihr Ersatz und ein Ueberschuß in der Neubildung veranlaßt, die schließlich die Abstoßung der überflüssigen Seitenketten als unnützen Ballast in der Blutbahn zur Folge hat. Hier fangen sie als Schutzkörper die Gifte ab und leiten sie von den giftgefährdeten, weil Seitenketten führenden Zellen fort.

Diese Seitenketten-Theorie führt die anscheinend so erfinderische Thätigkeit des Organismus auf einfache physiologische Funktionen zurück. Nach ihr erscheinen die mannigfachen und bislang so rätselhaften Vorgänge als das Widerspiel uralter Protoplasmaweisheit. Immer neue Erfahrungen und Untersuchungen haben zu Bestätigungen der Theorie geführt, welche Ehrlich als ein grundlegendes biologisches Gesetz ansieht, das Licht in die feinsten Vorgänge des Zellstoffwechsels zu bringen bestimmt ist. Durch diese Theorie wird es verständlich, daß die Fähigkeit, Schutzstoffe zu erzeugen, nur gewissen chemischen Stoffwechselprodukten der lebenden Zellen zukommt, nur solchen, die eine Atomgruppe besitzen, welche mit der entsprechenden der Seitenketten durch Assimilation (Aufnahme) sich vereinigen kann.

Die Gifte, welche Schutzstoffe auslösen, sind durchweg hochkomplizierte Erzeugnisse tierischer oder pflanzlicher Zellen, die durch ihre chemischen Eigenschaften am meisten den eigentlichen Eiweißstoffen und Peptonen sich nähern. Es ist deshalb nicht auffallend, wenn auch im ersten Augenblick überraschend, daß auch gewisse ähnlich zusammengesetzte Nährstoffe zu gleichen Leistungen be-

fähigt sind, wie die besprochenen Bakteriengifte, also auch typische Antikörper (so werden kurz die gebildeten Schutzstoffe, welche die Giftwirkung aufheben, genannt) unter bestimmten Bedingungen durch Anregung der Zellen im Körper hervorrufen können. Sehr interessant sind in dieser Hinsicht die Versuche von Bordet mit der Ziegenmilch und anderen Nährstoffen. Durch die Einführung von Nährstoffen wurden typische Antikörper gebildet, die sich mit den betreffenden Nährstoffen in ganz eigentümlicher Weise verbanden und ihre Wirkung aufhoben, indem sie z. B. die Milch und andere Eiweißkörper in Gerinnung oder Verklumpung brachten, wenn sie mit ihnen in innige Verbindung traten. Dabei ist es bezeichnend, daß die durch die eingeführte Ziegenmilch hervorgerufenen Antikörper nur wieder auf Ziegenmilch so entschieden einwirken, nicht etwa auf Milch anderer Tiere, also auch hier ganz spezifische Eigentümlichkeiten geschaffen werden.

Solche Erscheinungen bestimmten auch den russischen Forscher Metschnikoff den bekannten Begründer der Phagocyten- (Freßzellen-) Theorie, zu der Erklärung, daß die Immunität nichts anderes sei, als ein Kapitel der allgemeinen Ernährungs-Physiologie. Vollkommen gleichartige Vorgänge vollziehen sich im Haushalte des normalen Stoffwechsels. In allen möglichen Zellen des Organismus kann die Aufnahme von Schutzstoffen als Produkten des inneren Stoffwechsels durch Neubildung und Abstoßung gewisser Seitenketten erfolgen. Bei der großen Zahl der Organe und der großen Mannigfaltigkeit im Charakter ihrer Zellen ist es nicht zu verwundern, wenn die Blutflüssigkeit, die gleichsam einen Sammelpunkt für alle Gewebsarten, die sie ernährt und verbindet, darstellt, eine Unzahl abgestoßener Seitenketten von verschiedenster Art und Fähigkeit enthält. So erklärt sich die von Buchner zuerst hervorgehobene Schutzkraft des Blutserums auf höchst einfache Weise.

Schwieriger als bei der Erklärung des Giftschutzes gegen die Einwirkungen der verhältnismäßig einfachen Toxine, der Stoffwechselprodukte der Bakterien, liegen die Verhältnisse bei der Erforschung des Körperschutzes gegenüber der Einwirkung lebender Bakterien, wie sie z. B. bei der Immunität gegen Cholera, Typhus, Schweinerotlauf zu Tage tritt. Aber auch hier hat die scharfsinnige Spürarbeit Ehrlichs und zahlreicher Genossen und Schüler die Seitenketten-Theorie in einer großen Reihe experimenteller Untersuchungen zu Ehren und zu allgemeiner Anerkennung bringen können. Wie sich die Theorie den veränderten Bedingungen überall anzupassen vermag, ohne zu versagen (durch die Aufstellung der haphtophoren [bindenden] und toxophoren [gifttragenden] Atomgruppen, von denen die ersteren später als Toxoide ohne Giftwirkung thätig sind, durch den neu eingeführten Begriff der Amboceptoren u. s. w.), das kann an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden. Es genügt hier die Feststellung der Thatsache, daß die Seitenketten-Theorie durch alle neueren experimentellen Forschungen bisher nur neue Bestätigungen gefunden hat und daß keine sicher festgestellte Thatsache seit ihrer ersten Aufstellung auf dem Gebiete der pathologischen und physiologischen Forschung bekannt geworden ist, mit der sie sich nicht in einwandsfreier Weise vereinigen ließe. Auch Professor Gruber in Wien, der diese Theorie anfangs bekämpfte, kommt schließlich doch zu wesentlich gleichen Ergebnissen; die große Mehrzahl der Forscher und Fachmänner in allen Kulturländern hat die Seitenketten-Theorie bereits in den eisernen Bestand ihres wissenschaftlichen Besitzes aufgenommen. Das Studium der unendlich mannigfachen Schutzstoffe des

Blutes wird zweifellos nicht nur die Kenntnis der intimsten Zellvorgänge weiterhin erschließen, sondern auch — was für die Allgemeinheit die Hauptsache ist — zu weiteren praktischen Erfolgen im Schutz vor Krankheitsgiften führen, wie es seine erste Frucht in Behrings segensreichem Diphtherie-Heilserum gezeitig that.

Dr. med. Georg Korn.



Aus den Zelten Sems.

Wie sind die Semiten zur Religion gekommen?

„Gepriesen sei Jahveh, der Gott Sems!" lautet der alte Segensspruch über die Völkerfamilie, welcher Israel angehört. Aus den Zelten Sems ist Christus hervorgegangen, ist sein Abendmahl zu den Nationen Japhets gekommen. In den Ruinenhügeln von Ninive und Babel, den ehrwürdigen Quell- und Mittelpunkten der morgenländischen Kultur, arbeitet die Forschung, um Licht über die Urzeiten des geistigen Lebens zu verbreiten. Ist es überhaupt befremdlich, wenn die Frage allgemeinstem Interesse begegnet: Wie ist die semitische Menschheit zur Religion gelangt? Auf welchem Wege hat sie Gott gefunden? Durch welche Erfahrungen hat sie den Unbegreiflichen und doch Unentbehrlichen erlebt? Wie hat sie dies Erleben der Gottheit, des Lebensgrundes erneuert, ausgesprochen, überliefert, versinnbildet?

In diese will uns Robertson Smith einführen mit seinem Werke: Die Religion der Semiten. Uebersetzt von Dr. R. Stübe. Freiburg, Leipzig und Tübingen. Mohr. XX. 372 S. Geh. 10 Mk., geb. 11,25 Mk. Es ist nicht die Priesterreligion der großen Heiligtümer in Babel und Ninive, welche uns Rob. Smith schildert — es ist vielmehr die ursprünglichere, rohere aus der Urzeit der semitischen Rasse, die Naturreligion der semitischen Wüstensöhne und der semitischen Bauernvölker, wie sie sich in den Paradiesen und Steppen Syriens und Arabiens durch alle Kulturzeiten hindurch forterhalten hat. Der als Bibelforscher angesehene Schriftsteller wollte damit auch neue Wege bahnen zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Alten Testamentes: eine sehr willkommene Absicht.

Wie konnte sich der Urmensch die unbegrenzte Wirklichkeit nahe bringen? wie deren Dasein und Wesen sich und anderen verständlich machen? Was für eine Weltanschauung konnte er sich bilden — in einer Zeit und Lage, wo er noch gar keinen Ueberblick über seinen eigenen Wohnplatz, die Erde, gewonnen, wo noch keine Ueberlieferung ihn mit einer Reihe von Gesichtspunkten, Namen und Einteilungen, kurz, noch mit keiner Uebersicht ausgerüstet hatte? Man versetze sich doch selber in die Urzeit zurück! Es war eine unheimliche Aufgabe für den Menschen, sich zum ersten Male an den uferlosen, nie ruhenden Strom des Geschehens heran zu wagen, um sich einigermaßen darin zurecht zu finden! — Die Namengebung, wie sie die Paradiesgeschichte berichtet, ist ein Ausdruck hiefür.

Durch die Benennung ergriff der Urmensch Besitz von dem Benannten, unterschied es von anderem, erfaßte es unter einem bestimmten Gesichtspunkt und verknüpfte es mit sich selbst. Was man benennt, hat man erlebt.

Die Gottesidee der semitischen Naturreligionen hat, wie uns Rob. Smith darlegt, zwei Pole: Gott gilt einerseits als Naturgrund, andererseits als Stammvater des Geschlechtes. Der Mensch war und ist bei der geistigen Erfassung und Auslegung der Gesamtwirklichkeit von zwei Gesichtspunkten beherrscht, die gewissermaßen auf der Oberfläche liegen: vom Nebeneinander im Raume und vom Nacheinander in der Zeit. Im Raume breitet sich die Fülle der Dinge aus, ihre formenreiche Masse; als der alles tragende, erzeugende und wieder in sich aufnehmende Urgrund erscheint die Mutter Erde, die Urmaterie. Der Kult der großen Muttergottheit hat hier seine Wurzeln: Diese Muttergottheit ist Mutter und Jungfrau, Leben und Tod. Nicht als Gattin und mythologische Gegenform der männlichen Gottheit wird sie gedacht, sondern als das allem Werdenden sich Mitteilende, als das alles Umfangende, Hegende, Nährende.

Man sah und verehrte die Muttergottheit in allen Regungen der Kraft und in allen Erscheinungen des Lebens, in allem, was Staunen erweckte und sich als machtvoll erwies, in Felsen und Steinen, in Bergen und Quellen, in Bäumen und Tieren. Der Stein ist in der Urzeit das Zeichen der als gegenwärtig erlebten Gottheit; er ist das älteste Gottesbild, aber zugleich Altar und Tempel.

Unter dem Gesichtspunkte des zeitlichen Nacheinander ergab sich die Abstammung des ganzen Geschlechtes, in dem der einzelne lebt und webt, von einem Stammvater, aus dem alle Kräfte und Schicksale des Stammes ihren Ursprung und in dem sie ihren höchsten Ausdruck haben. Der Stammvater als Erzeuger des Geschlechtes, als Urquell des durch die Generationen fortströmenden Blutes, als Urbild und Inbegriff des Könnens und Wollens aller, ist die Gottheit oder das Höchste als Vater und König. Dieser göttliche Stammvater hat mehr einen überzeitlichen als vorzeitlichen Charakter: der Quell des Lebens liegt weniger in der Vergangenheit als in einem geheimnisvoll Gegenwärtigen. Nun war das Denken des Menschen wie sein Leben in der Geschlechtsgemeinschaft des Stammes befangen: man hatte ebensowenig die Idee der geistigen Einzelpersönlichkeit wie die der Menschheit. Darum hat jeder Stamm seinen göttlichen Stammvater, wie jedes Land seinen göttlichen Lebensgrund; aber man darf sie weder zusammenzählen, als ob man sie hätte nebeneinander bestehend denken wollen, noch darf man sie in einer höchsten Einheit vereinigen wollen: die Urzeit dachte weder an dieses noch an jenes.

Der göttliche Stammvater ist naturgemäß der Urheber und Schutzherr von Sitte und Recht. Die Sittlichkeitsidee ist eben Herrschaft des Gemeinschaftsbewußtseins; dies aber floß aus dem Wissen von einem gemeinsamen Stammvater, dessen göttliche Macht wiederum die erwachte Gemeinschaftsidee religiös weihte und sicherte. Die Gottheit steht ganz auf Seite der Gesamtheit; der einzelne hat nur insoweit mit Sicherheit etwas von ihr zu erhoffen, als er eben ein Glied des Stammes ist; im Stamme geht der einzelne auf. Das Reich der Sitte und des Rechtes ist das Herrschergebiet des göttlichen Herrn: außerhalb dieser Grenzmarken walten die unheimlichen Geistergewalten, die gesetzlosen Dämo-

nen. Das Aergste war darum, aus der Stammesgenossenschaft als rechtlos hinausgestoßen zu werden: das bedeutete den Verlust seines Gottes, seiner Sicherheit und jeden Rechtes. Die Sittlichkeit muß darum als eine Auswirkung der Stammvatergottheit angesehen werden.

Die Muttergottheit hingegen war der Ausgangspunkt des Kultus, des Opferwesens, der heiligen Gebräuche und Beobachtungen. Wir müssen von dem leben, was uns erzeugt hat: die Natur der Sache und der Drang des Hungers nötigt dazu. Allein trotzdem bleibt dabei ein Widerspruch, der zu scheuer Zurückhaltung mahnt. Wir verletzen die Gottheit, indem wir in ihr Leben eingreifen und, um unsern Lebenstrieb zu befriedigen, die Früchte ihres göttlichen Naturlebens durch Genuß vernichten. Jedoch die Not zwingt zu dieser Entweihung. Auf diese Weise ist Essen und Trinken, Zeugen und Empfangen eine mit heiliger Scheu geübte Bethätigung der Lebensgemeinschaft mit der allnährenden, allerzeugenden Gottheit: also die erste und natürlichste Form der religiösen Gemeinschaftspflege. Hier hat die Opferfeier ihren Ursprung: das Opfer ist einfach das Leben von Gott, als dem allesernährenden Urgrund. Jedoch darf dies nur geschehen, indem sich der Mensch als ein Glied des Stammes, des Ganzen, und damit der Gottheit, fühlt und bethätigt. Darum ist die Vergewaltigung des Pflanzen- und Tierlebens nur als Genuß der Gottheit und nur im Namen der Gesamtheit, das ist, im Namen der Gottheit selbst, erlaubt. Thatsächlich finden sich viele Zeugnisse — auch noch im Mittelalter, bei den slavischen Völkern —, daß das Abschneiden der Früchte, des Getreides, der Trauben, als eine Verletzung der im Werden der Natur lebenden und sich auswirkenden Gottheit angesehen wurde.

Natürlich war es nicht möglich, der Pflanzenwelt gegenüber diese Anschauung immer so lebhaft zu empfinden. Allein sie behauptete sich trotzdem und kommt in Gesetzesbestimmungen, wie Lev. 19, 23—25, zum Ausdruck. ‚Drei Jahre sollen euch die Früchte der Bäume als unbeschnitten gelten und darf nicht von ihnen gegessen werden. Im vierten Jahre sollen alle Baumfrüchte Jahweh zur Dankfeier geweiht sein. Im fünften Jahre aber dürft ihr die Früchte genießen.‘ Die Frucht des Pflanzenlebens geht ja in abstoßenderer Weise zu Grunde, wenn sie nicht gepflückt und genossen wird. Anders beim Tier: darum hat sich das Verbot des Fleischgenusses und des häuslichen Schlachtens lange forterhalten. Nur als Opferfeier war das Schlachten der Haustiere erlaubt. Erst das Deuteronomium giebt das Schlachten frei, um das Gesetz zur Geltung zu bringen, daß nur an einem Orte geopfert werden dürfe.

Die Idee des Sühnopfers, der Opfergabe als Tribut, der rituellen Stellvertretung sind, wie Rob. Smith darthut, erst nachträgliche Wendungen der ursprünglichen Opferidee, welche sich in der Kommunion mit der Gottheit erschöpfte. Ich möchte sagen: Ursprünglich ward das ganze Leben empfunden als Religion, als Berührung mit Gott; allmählich aber schied man das Gewöhnliche, Tagtägliche vom Bedeutungsvolleren, Selteneren. Aehnlich wie sich aus den einfachen Lebensmitteln allmählich die verschiedensten Formen von Kultur- und Rechtsverhältnissen, insbesondere Eigentum, Geld, Abgaben, Unterthänigenschaft herausgestalteten, so auch die obengenannten Richtungen des Opferwesens aus der ursprünglichen Opferfeier des Essens und Trinkens, des Lebens und Strebens vor Gott und mit Gott.

Einen besonderen Wert legt Smith darauf, die Unterscheidung von Rein und Unrein, Profan und Tabu, Gemein und Heilig, Gefährlich und Ungefährlich aus der altsemitischen Gottesidee verständlich zu machen.

Prof. Dr. Herman Schell.



Jenseits und diesseits von Richard Wagner.

„Dem ewig Jungen weicht in Wonne der Gott."

Die „Ueberwindung" Richard Wagners ist der Angelpunkt für die Weiterentwicklung unseres musikdramatischen Schaffens. Eine so ungeheure Macht auf das Schaffen der ihm Nachfolgenden hat kein zweiter Musiker ausgeübt; so schwer hat das Epigonentum noch nie auf der Musik gelastet, wie seit Richard Wagner auf dem musikdramatischen Gebiete. Das liegt daran, daß Wagners Einfluß in weit höherem Maße ein ästhetischer als ein musikalischer ist. So viele auch die Wagnersche Tonsprache als solche, zumal im Orchester, in ihren Bann geschlagen hat, unendlich mehr sind durch seine Anschauung vom Wesen des Musikdramas gefesselt. Es ist durchaus nicht einzusehen, weshalb innerhalb der Wagnerschen Orchesterzusammensetzung, in der von ihm nach der chromatischen Seite erweiterten Tonsprache es nicht möglich sein sollte, sein eigenes Fühlen durchaus subjektiv auszusprechen, ebensogut wie bei Beethoven. Denn das alles ist doch im letzten Sinne bloß äußerliche Technik, die das Wesen nicht berührt. Man denke doch, um den Unterschied besser zu erfassen, an eine andere Kunst, etwa die Malerei. Wenn die Manet und Genossen zur Bewältigung ihrer Art der Naturanschauung eine neue Maltechnik erfinden, so können diese technischen Ergebnisse von andern Künstlern übernommen werden, um einen ganz andern, durchaus subjektiven seelischen Gehalt damit auszudrücken. Louis Corinths Malweise z. B. ist dieselbe wie die Liebermanns oder Manets in seinen Landschaften. Corinth kann aber, was jenen zur Kopie der Natur dient, zur Darstellung rein phantastischer Wesen verwerten. Es wäre kein Grund einzusehen, weshalb nicht ein Künstler Böcklinsche Fabeltiere in Freilichttechnik darstellen sollte.

Nun, was für den Maler die Malweise, das ist für den Komponisten alles Aeußere des Satzes, als Zusammensetzung seines Orchesters, chromatische Weiterbildung der Tonreihen, Ausnutzung „disharmonischer" Intervalle und dergleichen mehr. Das alles trifft nur das Wie der Aussprache. Und es ist eben ein Unsinn — der auch nur in den bildenden Künsten, wo so viel auf die Darstellung ankommt, Halt gewinnen konnte — zu behaupten, daß es in der Kunst auf das Wie und nicht auf das Was ankomme. Nein, alle Entwickelung beruht auf dem Gehalt, was sich auch darin zeigt, daß jedes bedeutende neue „Was" sich auch ein neues „Wie" geschaffen hat, um sich mitzuteilen, während auch durch das glänzendste „Wie" das „Was" nicht größer oder bedeutender wird, sondern höchstens klarer.



Und nun ist nicht einzusehen, weshalb in einem im allgemeinen ziemlich gleichen Wie nicht zwei grundverschiedene Was auszudrücken wären. Wie gering und für den Kern unbedeutsam ist, zumal in früherer Zeit, die sprachliche Verschiedenheit zweier gleichzeitiger Dichter, die trotzdem zwei Welten bedeuten können. Wie bedeuten Schubert und Beethoven im Gehalt weltenferne Gipfel, dennoch arbeiten sie mit ähnlichen Ausdrucksmitteln. Und wir haben auch gegenüber Richard Wagner den Fall, wobei nicht einmal wie bei Liszt, Strauß u. s. w. ein anderes Stoffgebiet in Frage kommt. Max Schillings arbeitet in seinen Opern „Ingwelde“ und „Pfeifertag“ durchaus mit dem musikalischen Sprachschatze Wagners, aber er sagt damit Eigenes. Er ist trotz der Gleichartigkeit der Technik ein eigenartiger Künstler, weil er einen persönlichen Empfindungsgehalt, weil er eigenes inneres Erleben giebt. Dagegen haben wir genug Komponisten, die zwar ängstlich jede melodische Phrase darauf hin untersuchen, ob sie nicht eine Wagner-Reminiszenz sei, und die doch nirgendwo von Wagner loskommen und in unfruchtbarem Epigonentum stecken bleiben. Jene Zeit zwar, wo man einfach an die Stelle von Lohengrin einen andern Ritter stellte, ist vorbei. Die Wagnernachahmung als Wagnermode ist überwunden. Die „Zwein“-, „Gudrun“-, „Horant“-Dramen sind im allgemeinen vorbei. Allenfalls verwertet man das Stoffgebiet humoristisch oder symbolisch. Das erstere ist der Fall in Waldemar von Baußnerns heiterer Heldenoper in drei Akten „Herbort und Hilde“. Die von Eberhard König stammende Dichtung, die in der Sprache und im Empfindungsgehalt den Dichter verrät, wagt es sogar, den gewaltigen Tristan und Isolde-Stoff mit verborgenem Hinweis auf den lieben Horant des Gudrunliedes ins Idyllische zu wenden. Der gewaltige Held Dietrich von Bern, der sein ganzes Leben nur der Heldenschaft geweiht hatte, bekommt plötzlich in alten Tagen einen Johannistrieb, und die sehnsüchtigen Weisen des Sängers Herbort wecken in ihm heiße Liebessehnsucht. Herbort muß ausziehen, ihm Hilde, die wunderschöne Königstochter, zu freien. Natürlich verlieben sich die beiden Jungen ineinander. Herbort ist zwar zunächst „tumber“ Jüngling, als ihn Hilde aber, die ihm das Liebesgeständnis so leicht zu machen gewußt hat, als habe sie ihr Lebenlang nur Marlittsche Romane gelesen, auffordert, ihr den Verlobten Dietrich zu schildern, ist er schlau genug, ihr eine so böse Karikatur von dem Helden zu malen, daß sie geschickt in seine Arme fällt. Nun haben sich die Rechten. Held Dietrich aber wütet, und seine Mannen müssen mit ihm nach den Treulosen fahnden. Theoretisch sieht er nun zwar an einem kühlen Morgen den Unsinn seines Beginnens ein, als aber das Paar vor ihn gebracht wird, lodern doch Zorn und Liebe gefährlich auf. Da verfällt Herr Herbort auf den Gedanken, Dietrich, man denke, Dietrich, den Niebezwungenen, zum Zweikampf zu fordern, und das wirkt, wie wenn ein lyrischer Operntenor einen schnauzbärtigen Kürassieroberst auf Säbel forderte, — also lächerlich und durch das Lachen befreiend. Kinder, habet und liebet einander; Dietrich aber reitet zu neuen Kämpfen.

Der Dichter ist, wie es scheint, gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß er dem einzigen starken Konflikt, der im Stoffe lag, aus dem Wege gegangen ist: Wenn nämlich Hilde als urdeutsche Heldenjungfrau plötzlich im Helden Dietrich trotz seiner grauen Haare den echten Mann erkannt hätte gegenüber ihrem milchbärtigen Sänger. Dichter und Komponist fühlen nicht, daß sie eigentlich nicht eine heitere Oper geschaffen haben, daß in ihrem Werke vielmehr die kari-

kierende Operette des Heldentums steckt. Man brauchte nur einige Linien schärfer zu ziehen und alles wäre Karikatur. So kommen Dichter und Musiker, weil sie ihre heitere Oper so ernst nehmen, noch eben um die gefährliche Klippe herum. Sie bekommen aber eben deshalb auch nicht ein einheitliches Drama, sondern eine Reihe von zum Teil schalkhaften, zumeist aber lyrischen Stimmungsbildern fertig. Und hier in der Lyrik liegt auch Baußnerns Stärke, dem das dramatische Blut fehlt, der sich sicher in einer lyrischen Oper alten Stils am wohlsten fühlen würde. Jetzt arbeitet er mit dem Apparat des „Tannhäuser"; aber ihm verwandt ist nur der zuschauende und abwartende Wolfram, nicht der von der Leidenschaft und dem Drang, sich selbst sein Leben zu gestalten, hingerissene Sänger der Liebe. So viel musikalisch Schönes die Partitur auch bietet, sie bringt nicht einmal eine Bereicherung des Spielplans, geschweige denn, daß ihr eine Bedeutung für die Entwicklung der Musikdramatik inne wohnte.

Dem Symbolismus einer durchaus auf den Nerven, nicht in starkem Gefühl beruhenden Empfindungsschwelgerei eines Teiles modernster Dichtung entspricht Hans Pfitzners „Rose vom Liebesgarten". Es hätte keinen Zweck, den Inhalt der durch das bekannte gleichnamige Bild Hans Thomas angeregten Dichtung James Gruns hier wiederzugeben. Die ganzen Geschehnisse spielen in einer phantastischen Elfen- und Himmelswelt, für die auch die Regeln einer inneren Begründung, einer Logik der Geschehnisse aufgehoben erscheint. Ich stimme Arthur Seidl bei, daß das Werk offenbar gar nicht als Musikdrama, sondern „als ein freies Phantasiespiel und musikalisches Fabulierstück" zu betrachten sei. Damit scheidet es dann in textlicher Hinsicht aus dem Bereich der Musikdramatik aus und ist eine allerdings riesig lange symphonische Dichtung, bei der zu den Instrumenten Menschenstimmen treten, die eben erzählen, was der Musiker fabuliert. Daran ändert auch die Musik des bis jetzt nur in Elberfeld aufgeführten Werkes nichts. Daß Pfitzner kein Musikdramatiker ist, hat bereits sein „Armer Heinrich" bewiesen; hier tritt noch mehr hervor, daß seine Stärke in der Stimmungsschilderung liegt. Das heißt, „Stärke" darf man nicht sagen. Denn was ich zumeist an Pfitzners Musik vermisse, ist die männliche Kraft. Seltsam, dieser junge Mann (1869 geboren) knüpft an den ältesten Wagner im „Parsifal" an. Es ist, als weiche er ängstlich jedem derben Zugreifen, jedem entschiedenen Vorwärtsschreiten aus. Und so lärmend und geräuschvoll seine Orchestration ist, sie ist doch weiblich, sie spricht nur von Empfindung, sie kündet keine That. Nur, wo sie ruht, wo sie ausmalen kann, fühlt sich diese Musik wohl, die Reflexion über das Erlebte, nicht das Erlebnis selber, ist ihr wichtig. Das ist aber eben alles andere, nur keine Dramatik. Und dazu stimmt es auch, daß Pfitzner auf dem Wege weitergeschritten ist, auf dem Wagner umkehrte, sobald er wieder in enge Berührung mit der Bühne kam. In „Tristan und Isolde" ist Wagner in der symphonischen Behandlung der Musik am weitesten gegangen; hier sind zuweilen sogar auch die Singstimmen nur Instrumente mehr im großen Orchester, und sie arbeiten mit den übrigen zusammen zur Darstellung einer im Grunde nur noch rein musikalischen, nicht mehr musikdramatischen Absicht. Allerdings ist Wagner von Natur aus so durchaus Dramatiker, daß er auch hier sich nicht zu vergreifen vermochte, daß er die symphonische Orchesterbehandlung dort siegen ließ, wo das eigentlich Dramatische des Stoffes nicht im Geschehen, sondern im Empfinden (also in etwas Musikalischem) lag. Als er wieder zur eigentlichen Auf-

gabe des Dramas zurückkehrte, da wandelte sich damit auch sein Stil. Pfitzner aber schreitet auf dem Wege fort und bietet bloß noch eine Symphonie.

Das thut auch ein anderer, den wir als den größten der Lebenden zu betrachten uns gewöhnt haben, und zwar in einem Werke, das sehr viel Geschehnis bringt, Richard Strauß in seiner „Feuersnot". (Erste Aufführung am 21. November 1901 in Dresden.) Leider ist das Werk nicht, wie die Verehrer des Komponisten erwartet haben, das erste musikalische Ereignis des neuen Jahrhunderts geworden, sondern nur die erste musikalische Sensation. Und daran trägt leider durchaus Richard Strauß die Schuld. Daß ein Künstler innerstes persönliches Erleben in seinen Werken ausspricht, daß er auch äußere Verhältnisse hineinverweben kann, wird niemand bestreiten. Goethe hat nicht umsonst gesagt, daß alle seine Werke Teile einer großen Konfession seien. Er hat sogar über sein künstlerisches Schaffen wertvolle Geständnisse abgelegt im „Tasso". Auch Richard Wagner hat bekanntlich in den „Meistersingern" viel Persönliches sich vom Herzen gesungen. Aber das alles ergiebt sich aus dem Stoff, aus dem Verhältnis des Schöpfers dazu mit künstlerischer Notwendigkeit, und es ist den Künstlern heiliger Ernst damit.

Und dieser künstlerische Ernst, der im Grunde sich durchaus mit künstlerischer Wahrhaftigkeit und innerer Notwendigkeit deckt, fehlt diesem Werke von Richard Strauß. Er hat es zu allerhöchstseiner Belustigung geschrieben, um sich über das Publikum lustig zu machen. Er hält jene, die zu ihm kommen, um sich am Feuer seiner Kunst zu wärmen, zum Narren, gießt ihnen jetzt einen Kübel Wasser über den Kopf, läßt dann ein Sprühfeuerwerk abbrennen, und jetzt, jetzt loht auf einmal eine mächtige Flamme empor! Ist sie nun echt? Nein, auch sie ist bengalisches Feuer, Trugspiel, Narretei. Man möchte weinen, wenn man dieses Werk sieht, wenn man sieht, wie ein unvergleichliches Können, das nur zuzugreifen braucht, um das Schönste zu finden, sich in allerlei Späßen vergeudet, mit Heinescher Ironie die herrlichste Stimmung aufbaut, um sie nachher höhnisch zu zerstören, wie sie sogar sich entwürdigt und ihre höchsten Ausdrucksmittel aufbietet, um eine unsaubere Witzpointe zu illustrieren. — Es ist scharf, was ich hier sage, ich weiß es; aber gerade weil die Leser dieser Blätter aus früheren Aufsätzen meine große Verehrung für Richard Strauß kennen, werden sie begreifen, wie vernichtend es wirkt, eine so herrliche Begabung auf solchen Irrwegen zu sehen. Möge sein guter Genius Richard Strauß vor diesem Wege bewahren, ihn bewahren vor der Schar seiner trunkenen Verehrer, deren einer (Erich Urban), weil Strauß offenbar nicht für das Musikdrama veranlagt ist, einfach dieses selbst zum alten Eisen wirft; möge ihm sein Genius sagen, daß die Kunst eine heilige Sache ist, mögen ihm jene Verse des ja auch ihm werten Konrad Ferdinand Meyer eine Mahnung sein, in denen der Schweizer von der heiligen Vestaflamme in der Künstlerbrust spricht:

„Und ich hüte sie mit heil'ger Scheue,
Daß sie brenne rein und ungekränkt!
Denn ich weiß, es wird der ungetreue Wächter
Lebend in die Gruft versenkt."

Ich begreife es, daß ein Künstler einmal in allem Ernst den Eulenspiegel macht, wenn auch sicher jede Eulenspiegelei im Grunde unkünstlerisch ist. Denn schließlich ist es ebenso unkünstlerisch, wenn sich ein Künstler in seinem Werke

über das Publikum lustig macht, als wenn er nach dessen Beifall geizt. Beides schließt die völlige, ehrliche Hingabe des Schöpfers an sein Werk, beides innere künstlerische Notwendigkeit aus. Aber immerhin, denken wir den Fall, ein Künstler habe Jahr für Jahr dem Philharmonie-Publikum von Berlin W. sein Innerstes und Bestes in seinen Werken geoffenbart, er sei dabei verlacht, verspottet, verhöhnt worden. Da auf einmal wird er berühmt und nun staunt dasselbe Publikum jede Note des einst Verkannten als geniale That an. Warum sollte er da nicht einmal auf den Einfall kommen, dem hochwohllöblichen Publikum seine Philisterhaftigkeit recht dick um die Ohren zu streichen, und sich dabei ergötzen, daß es denen drunten ebenso geht wie den Bauern bei der Sonntagspredigt ihres schimpfenden Pfarrherrn, wo jeder denkt, das geht nur den lieben Nachbar an!? Ich weiß, die Größten und Stärksten haben das nicht gethan. Man sehe sich Richard Wagners „Meistersinger" an; die Beckmesser gehen ja an sich selber zu Grunde, das Wahre und Echte siegt von selbst. Allerdings mußte Richard Wagner zu warten. Und Franz Liszt sagte, als sich die Thüren jener Konzertsäle, die der Virtuose überfüllt gesehen, vor ihm schlossen, wenn er als Schöpfer kam, in einfacher Größe: ich kann warten. Und Böcklin schuf ruhig weiter, obwohl er zu Zeiten darben mußte wegen des Unverstandes, mit dem sie ihm begegneten. Und Goethe zog sich in sich selbst und auf seine Arbeit zurück, wenn er die Kotzebue und Genossen in der Gunst der Masse siegreich sah, und — die Reihe ließe sich weiterführen durch die ganze Geschichte der Kunst. Aber es sind ja nicht alle Temperamente gleich. Warum sollte nicht einmal einer auch sein derartiges Erleben gestalten? Aber Richard Strauß hat uns schon einen „Eulenspiegel" und einen „Don Quijote" beschert; er hat sogar im „Heldenleben" breit den Kampf des Helden mit seinen Widersachern dargestellt, als ob nicht jeder Held solche Lumpereien vergäße, wenn sie überwunden sind. Und jetzt nach Jahren kommt er wieder auf dieses Verhältnis zurück. Statt einer neuen That bringt er eine neue Spiegelfechterei. Und dabei hat er gar keinen Grund. In einem Alter, wo Richard Wagner gegen bitterste Verkennung rang, steht Strauß auf der Höhe. Vor jedem seiner Werke öffnen sich die Thore weit, von ihm erhofft ein ganzes Geschlecht die neue befreiende That. Er aber geht hin und hält die Harrenden zum Narren, reicht den Hungernden Windbeutel statt Brot. Wagner schuf in den bösesten Tagen sein riesigstes Werk, den „Ring des Nibelungen", schuf ihn, obwohl er sich sagte, daß er die Aufführung desselben wohl nie erleben würde. Und da wagt der Text dieser „Feuersnot" es offen auszusprechen, daß durch Strauß Wagner überwunden werde; und eine Schrift, die in wenigen Wochen eine größere Verbreitung erlebt als Wagners gesammelte Schriften in ebensoviel Jahren, wagt die Parole hinauszuschreien: S t r a u ß c o n t r a W a g n e r! Wagner hat es selbst gesagt: „Dem ewig Jungen weicht in Wonne der Gott." Aber diese Witzelei ist weiß Gott keine Jugend.

Doch, ich will die „Feuersnot" nicht so tragisch nehmen. Es wäre eine zu schreckliche Enttäuschung, wenn sie für Richard Straußens Entwickelung mehr bedeutete als eine Episode. Strauß ist hier dem Teufel der Ueberbrettelei verfallen, und es ist mehr als Zufall, daß Ernst von Wolzogen den Text geschrieben hat. Wohl aber erkennen wir deutlich, daß es ein P r o b l e m Strauß giebt, erkennen auch, wo dieses Problem liegt. Die Widersacher, gegen die der „Held" Strauß zu kämpfen hat, sind nicht äußere Feinde, sie liegen i n i h m selbst. Ein

gefährlicher Feind ist ihm sein geistreicher Witz, wohlverstanden Witz, nicht Humor, der ihn so leicht zu einem Spielen mit kleinen Dingen verleitet, während er zur Bewältigung großer Aufgaben berufen ist. Und dieser Witz schielt, wie es in seiner Natur liegt, auf die Umgebung. Das sind elegante Fechterkünste, kein ernster Kampf auf Leben und Tod. Und dann hat Strauß zu viel modernen Journalismus in sich, er giebt zu viel auf das Tagesgeschrei und ist sich zu wenig der Ewigkeitswerte bewußt. Daß er die Kraft, diese Feinde zu überwinden, in sich trägt, zeigen einzelne seiner Werke, die von aller zerstörenden romantischen Ironie frei sind. Möge seine gute Natur in ihm siegreich werden. Wohl erregen Eugenspiegelstreiche Lachen, Vergnügen, wohl auch Bewunderung. Aber die Persönlichkeit Eulenspiegels geht darüber zu schanden. Eine solche Natur bedeutet keine Erlösung, keine Erhebung und deshalb keine Bereicherung. Die spätere Zeit lacht wohl noch über Eulenspiegels lustige Streiche, er selber ist vergessen, und für die, die an ihn denken, ist er eher ein tragisches Problem, ein Zerflattern und Zersplittern herrlicher Kräfte in kleinen Dingen.

* * *

Ich glaube, man wird sich immer mehr daran gewöhnen müssen, Richard Wagner als Abschluß einer großen Entwickelung anzusehen, über den hinaus auf der gleichen Linie kein Fortschreiten möglich ist. Das Musikdrama, wie es jene florentinischen Edeln in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts „erfanden", das dann durch Gluck zum Seelendrama gestaltet wurde, hat in Richard Wagner die Vollendung erfahren. Gewalt des Stoffes, Größe der äußeren und inneren Vorgänge, innigstes Sich-Ergänzen von Wort und Ton und Gebärde ist hier erreicht. Selbst wenn es möglich wäre, diese Vereinigung noch idealer zu gestalten, in Einzelheiten noch tiefer zu bringen, — es würde dieser Fortschritt doch kein Fortschreiten der Entwickelung bedeuten. Der Fall angenommen, die Musik würde noch reicher und wertvoller, die Psychologie noch tiefer als in „Tristan und Isolde", der Stoff würde noch gewaltiger als im „Ring des Nibelungen", noch erhabener als im „Parsifal", selbst wenn die Gebärde als selbständiger Ausdruck neben Sprache und Musik noch viel wichtiger würde als in jener Scene des „Siegfried", in der der junge Held aus des falschen Mime Worten den rechten Sinn erkennt, — das alles wäre nur Vervollkommnung, keine Weiterführung; das alles wäre nur eine weitere, vielleicht bessere Lösung der bereits festgestellten Aufgabe. Und nicht darin kann die Entwickelung beruhen, sondern im Erkennen einer neuen Aufgabe. Brauchen wir ein Bild. Der Gipfel in der Gebirgskette „musikalischer Entwickelung", der Musikdrama oder Oper heißt, ist erstiegen, das alpinistische Problem der Bergbesteigung, an dem man sich durch Jahrhunderte abgequält hat, ist erstiegen; ebensogut erstiegen, wie Palestrina vor zweieinhalb Jahrhunderten den Gipfel „katholische Kirchenmusik" erstiegen hatte. Franz Liszt hat der katholischen Kirchenmusik nun einen völlig neuen Berg gezeigt, zu dessen Bewältigung dem Schöpfer des „Christus" und der „Graner Messe" bis jetzt aber nur wenige gefolgt sind. Wird sich der Künstler, wird sich das Genie finden, das dem Musikdramatiker einen neuen Berg weist? Ich zweifle nicht daran, weil ich an die Entwickelung immer glaube. Aber noch sehe ich kein Zeichen, daß dieser Hinweis geschehen ist. Ein Jenseits von Wagner haben wir noch nicht. Dieses zu finden, ist die Aufgabe eines kommenden Genies.

Aber so wenig man über den Gipfel eines Berges hinaus kann, so verschieden sind die Wege, auf denen man zu diesem Gipfel gelangen kann, so viel des Schönen liegt auf diesen Wegen sogar für den, der nicht bis oben hin kann. Und dieses Diesseits von Wagner ist noch lange nicht völlig abgesucht und abgenutzt. Man denke nur daran, wie überraschend das Bild war, das Mascagni in seiner „Cavalleria rusticana“ plötzlich vor unsern Augen entrollen konnte, als er einen Seitenpfad zu Ende schritt, auf den Bizet in seiner „Carmen“ hingewiesen. Wie erquickend war die Ruhe in dem grünen Thalwinkel, in dem Humperdincks „Hänsel und Gretel“ ihr trauliches Märchenspiel erlebten. Wie köstlich war die Rast im lustigen Wirtshaus, in dem Verdi den dicken „Falstaff“ aufsuchte. Warum sollten sich nicht noch manche solcher bislang gar nicht oder kaum betretenen Pfade und Winkel finden, die der kühne Bergsteiger Wagner gar nicht beachtete, als er auf dem Wege, den Gluck und Weber eingeschlagen, mit einem scheuen Seitenblick auf den abgeirrten Meyerbeer nach dem Gipfel hinaufstürmte!?

Hier in diesem Diesseits von Wagner suchen fast alle heutigen Musiker ihr Heil, die ihre Natur oder die winkenden Erfolge zur Oper drängen. Und das ist bezeichnender für die Gesamtlage als einzelne der in Frage kommenden Werke des letzten Jahres, auf die ich nur kurz hinweisen will. Denn von deutschen Komponisten hat keiner ein nachhaltig bühnenwirksames Werk geboten, worauf es unter diesen Umständen doch hauptsächlich ankommt. Die Ueberzeugung, daß in der dramatischen Sprache Wagners keine Erfolge zu gewinnen seien, scheint dabei so stark zu sein, daß alle zu geschlossenen Musikformen zurückgreifen. Manche, wie E. N. v. Reznicek in seinem „Till Eulenspiegel“ und Eugen d'Albert im „Improvisator“, thun das mehr versteckt, indem sie die geschlossene Form des Liedes oder mehrstimmigen Satzes aus dem Stoff selber logisch herauswachsen lassen, allerdings die einzelnen Stücke auch wieder durch musikalische Entwickelung vorangehender Motive miteinander zu verbinden trachten. Daß beide Werke sich nicht auf der Bühne zu halten vermochten, liegt an den unzulänglichen Textbüchern. In der Musik zeigt Reznicek eine bedeutende humoristische Veranlagung, und d'Albert erweist von neuem, daß er zur feinkomischen Oper berufen ist, wie kaum ein anderer Deutscher es jemals vor ihm war. Beide Komponisten schalten übrigens mit allen Mitteln moderner Orchesterkunst. Also nicht in der Technik liegt für sie das Diesseits, sondern im Stoff und Gehalt, in dessen Dienst sie diese Technik stellen. Daß da leicht ein Mißverhältnis zwischen Aufgebot der Mittel und Ziel entstehen kann, liegt auf der Hand. d'Albert entgeht der Gefahr, weil sein ganzes Streben mehr auf Feinheit der Arbeit gerichtet ist; dagegen verfällt ihr sehr leicht Reznicek, der auch eine Hebung und Vertiefung des Eulenspiegelproblems versucht. So haben wir bei ihm den Fall, daß ein lustiger Eulenspiegelstreich dieselbe Orchesterentfaltung bringt wie der Untergang Wallhalls in der „Götterdämmerung“.

Einige Komponisten haben ruhig auf den Stil oder die Stillosigkeit Viktor Neßlers zurückgegriffen und freuen sich, wenn sie jetzt durch ein Lied, dort durch einen Chor Beifall finden. Klauwells „heimlicher Richter“, Jarnos effekthaschender „Richter von Zalamea“ und auch Kaskels in Einzelheiten recht freundliche „Bettlerin vom Pont des Arts“ gehören hierher. Eine ganz bösartige Verbindung von äußerlichster Neßlerei mit blutrünstigem Naturalismus eines Mascagni

war Heinrich Zöllners „Ueberfall". Und ein Beispiel, welch böse Verwirrung die blutige, aber auch blutvolle „Sizilianische Bauernehre" in Herz und Hirn eines braven deutschen Liedersängers anrichten konnte, bot Alfred Sormanns „Sibylle von Tivoli".

Mephistos Wort: „Blut ist ein ganz besondrer Saft" gilt auch vom Theaterblut. Nur sehr wenigen Musikern ist dieses verliehen. Jene musikalische Schlagkraft, jener bühnenmäßige Schwung, die starke Sinnfälligkeit, wie wir sie oft bei Italienern finden, ist bei uns Deutschen recht selten. Die gediegenste und kunstvollste Arbeit vermag das nicht zu ersetzen, wie Meyer-Olbersleben mit seinem „Haubenkrieg zu Würzburg", Max Oberleithner mit seiner in lyrischen Stellen eindrucksvollen „Ghitana", Bronsart mit seinem großgewollten, aber völlig zerfallenden „Manfred" erfahren mußten. Allerdings fehlt allen diesen Musikern auch die überzeugende Kraft ursprünglicher Erfindung, und über diesen Mangel vermag auch die feinste Kunst, der erlesenste Geschmack und die größte Erfahrung nicht hinweg zu helfen. Ein schmerzliches Beispiel dafür bietet Felix Weingartner. Schmerzlich, weil gerade bei diesem Künstler sich ein erlesener Geschmack mit außerordentlichem Können, unermüdlichem Streben und großem Wollen vereinigt. Dennoch fehlt allem, was er giebt, das für das Kunstwerk wichtigste, die starke Persönlichkeit. Auch seine Trilogie „Orestes" ist ein durchaus eklektisches Werk. So ängstlich der Komponist allen Anklängen aus dem Wege geht, es fällt uns beim Anhören des Werkes die ganze Musikentwickelung von Gluck bis Liszt ein, nur eben nicht Felix Weingartner. Dabei enthält die Partitur in Einzelheiten viel Schönes, und der hervorragende Bühnenkenner offenbart sich in den zum Teil prächtigen Bildern, die er vor unsern Blicken erstehen läßt. Sicher wird der „Orestes" auch überall einen starken, aber ebenso sicher nirgendwo einen nachhaltigen Eindruck machen. Denn es fehlt ihm das Zwingende. — Weingartner hat sich seinen Text selber gedichtet, auch das mit vornehmem Geschmack, aber ohne persönliche Note. Er hat bis auf Kleinigkeiten Aeschylos „Oresteia" übernommen und nur das Ganze zusammengedrängt. So bleibt denn auch des Orestes Entsühnung eine für unser deutsches Gefühl äußerliche, während doch Goethe den Weg gewiesen, wie sie innerlich sich vollziehen kann.

Das Gegenstück von Weingartner, oft geschmacklos, nie wählerisch in den Mitteln, aber dennoch packend und überzeugend, ist der Franzose Gustav Charpentier, dessen Musikroman „Luise" der stärkste Erfolg der verflossenen Saison war. Dabei kann man nicht einmal sagen, daß die rein musikalische Ausbeute des Werkes eine sehr große und bedeutende sei. Aber das Werk hat eine fortreißende Kraft des Temperamentes, der Komponist hat einen großen einheitlichen Gesichtspunkt, dem er alles unterordnet, ein Ziel, zu dem er mit heftiger Gewalt hinstrebt, zu dem er einen mitreißt: die vergötternde Liebe zu seiner Vaterstadt Paris. Der zweite Bühnenerfolg des Jahres war des Böhmen Weiß „Polnischer Jude". Dieser Erfolg kommt aber nicht auf Rechnung des Komponisten, sondern ist der trefflichen Bearbeitung eines effektvollen und packenden Stoffes zu danken, den der Musiker mehr ansprechend illustriert, als daß er ihn vertieft oder erschöpft.

Dr. Karl Storck.



Ein „neuer Anzengruber“?

Das Wiener Hofburgtheater, dessen gegenwärtige Leitung der heimischen Kunst bisher fremd und teilnahmslos gegenüberstand, hat nun endlich auch einen vaterländischen Dichter, einen Tiroler, zu hohen Ehren gebracht: Karl Schönherrs „Sonnwendtag“, ein Drama in fünf Aufzügen, schon vor der Aufführung durch einen Preis der Bauernfeld-Stiftung ausgezeichnet, wäre die „Sensation“ dieser Spielzeit, wenn sich mit der schwerwiegenden Bedeutung des Werkes und der kernigen Eigenart seines Schöpfers der doch immer etwas hohle und bedenkliche Begriff des „Sensationellen“ überhaupt verbinden ließe. Die Menschen (und zumal die Wiener) erfreuen sich an Schlagworten, an den banal-pfiffigen Merkzeichen, die einer noch gar nicht recht begriffenen Sache dennoch gleich zur besseren Charakteristik angeheftet werden, und so hat auch der große Erfolg des „Sonnwendtag“ bereits in einem unverfälschten Schlagworte seinen Ausdruck gefunden: man spricht von Schönherr als von einem neuen Anzengruber! Nun, wenn die Handlung des „Sonnwendtag“ nicht just unter Bauern spielte, so wäre dieser Vergleich wohl niemand eingefallen. Im übrigen aber hinkt der Vergleich auf beiden Füßen. Er sagt einerseits zu viel, andererseits zu wenig.

Zu viel. Anzengruber hat uns außer ungefähr zwanzig Theaterstücken, von denen etwa acht bis zehn häufig gespielt werden, zwei große Romane und eine lange Reihe von Novellen, Märchen, Humoresken hinterlassen, ein Bühnendichter und zugleich ein Volksschriftsteller von solcher Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit und von einer für sein Volk und seine Heimat so unendlich wichtigen, erziehlichen Bedeutung, daß es geradezu thöricht ist, einen jüngeren Schriftsteller, dem soeben der erste größere Wurf gelungen, dessen geistige und sittliche Physiognomie aber sich uns noch keineswegs klar und fest eingeprägt hat, mit ihm vergleichen zu wollen. Achtet man dagegen nur auf diesen einen glücklichen Wurf und blickt dann etwa zu jenen Anzengruberschen Stücken hinüber, die eine gewisse äußere Aehnlichkeit mit dem Schönherrschen aufweisen, so sagt der Vergleich in der That zu wenig, so giebt er keine hinreichende Vorstellung von dem überragenden Kunstwerte, dem reinen und vornehmen Stile des neuen Dramas. Anzengruber war ein begnadeter Dichter, ein kühner Dramatiker, zugleich ein Denker und Weiser, ein grollender Satiriker und lachender Philosoph, aber zu künstlerischer Vollendung hat er sich kaum je durchgerungen; der Organismus seiner Dramen ist nicht selten fehlerhaft, seine Technik oft sogar recht unbehilflich, zum mindesten naiv und verschmäht nicht die ältesten theatralischen und melodramatischen Effekte, auch macht sich häufig mitten in den herrlichsten Eingebungen entweder das doktrinäre Aussprechen einer Tendenz oder aber die bekannte Anzengrubersche Sentimentalität störend breit. Von solchen Mängeln ist der „Sonnwendtag“ durchaus frei. Was beim Lesen des Buches vielleicht als Mangel empfunden werden mag, eine gewisse herbe Zurückhaltung im Auftragen leuchtender Farben, die knappe, oft nur andeutende Motivierung und die Unerbittlichkeit, mit der dann doch alle Folgerungen gezogen werden, dabei eine gewisse karge Beschränktheit des Wortes, das bei Anzengruber so reich quillt und sprudelt — das alles offenbart sich von der Bühne herab eben nur als dasjenige, was Anzen-

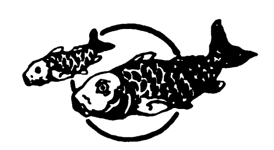


gruber und was noch mehr die naturalistische Weitschweifigkeit der beliebtesten „Modernen“ uns schuldig geblieben ist: als erlesene Kunst und wahrer Stil.

Von den früheren Arbeiten Schönherrs haben „Die Bildschnitzer“ am meisten Beachtung gefunden, „eine Tragödie braver Leute“, wie der Dichter selbst den Einakter nennt, die realistisch ausgeführte, aber tief geschaute und echt dichterisch konzentrierte (verdichtete) Darstellung der inneren Not, der Schuld und Seelenpein, in die das Gemüt wackerer und redlicher Menschen durch äußere Not, durch Sorgen und Elend verstrickt wird. Auch im „Sonnwendtag“ sehen wir nicht etwa Gut und Böse in einen starken Gegensatz gebracht, sondern brave Leute zunächst äußerlich bedrängt und dadurch auch innerlich gefährdet, bis sie endlich der Gefahr erliegen. Nicht die primitiven und zum Teil komischen Eigenschaften des Gebirgsbauern, wie in den konventionellen Bauernstücken und selbst auch bei Anzengruber, sind das „Sujet“ oder das „Milieu“ des Schönherrschen Dramas. Vielmehr wird uns in diesem der Zusammenhang des Bauern mit der großen Welt, mit Staat und Gesellschaft, und der unheilvolle Einfluß dieses Zusammenhangs auf sein Gemütsleben eindringlich zur Anschauung gebracht. Die wirtschaftliche Not bäuerlicher Familien birgt in sich den Keim zu furchtbaren Tragödien, und wo sich die Politik dieser Not zu ihren Zwecken bemächtigt, da sind vollends Konflikte und Katastrophen unvermeidlich. Mit der Politik aber ist auch schon der Kampf der Geister in das entlegene Alpenthal getragen. So zeigt uns Schönherr an den Ereignissen eines einzigen Tages, des Sonnwendtages, ja eigentlich nur an den Ereignissen des Abends, der die Sonnwendfeuer brennen sieht, die schrecklichen Folgen dieser Kämpfe: wie ein junger Mensch bäuerlicher Abkunft, der studiert hat, zwischen altehrwürdigen Traditionen und modernen Ideen förmlich zerrieben wird, wie ein Bauer — der Bruder dieses jungen Menschen — in der Angst um seine armselige Hütte, sein „Heimatl“, und um das Schicksal seines noch ungebornen Kindes außer sich gerät und den leiblichen Bruder erschlägt, wie die fromme Mutter der beiden durch den Abfall ihres Lieblings vom Glauben und durch sein entsetzliches Ende ihren eigenen Glauben verliert, und wie das Weib des Bauern, des Totschlägers, dann einen höheren Glauben und eine reinere Liebe bewährt, indem es dem Manne ohne Groll zur Kerkerthüre folgt, bereit, mit ihm und ihrem heimatlos geborenen Kinde später ein neues Leben, fern von so unruhigen Menschen und verderblichen Zuständen, zu beginnen. Denn die Schuld an all dem Fürchterlichen tragen doch nur die Hetzer, die „Unruhigen“, nicht ein einzelner, nicht pure Bosheit, sondern die politische Leidenschaft — der menschliche Egoismus in der Form des Fanatismus. Aus dem Streit um das Anzünden eines Sonnwendfeuers, aus dem Streit zwischen Nationalen und Klerikalen entsteht das übrige.

Die Voraussetzungen des Stückes wurzeln in österreichischen Verhältnissen. Es ist, als ob der Dichter gerade unseren „Führern“ und Parteien zurufen wollte, daß sie doch nicht das Menschliche außer acht lassen, nicht den häuslichen Frieden morden und die innere Unschuld jugendlicher Seelen vergiften sollen. Aber im Stücke selbst ist das Aktuelle und Beziehungsreiche restlos in das allgemein Verständliche und unmittelbar Wirksame aufgegangen. Immer und überall wird dieses Stück eine erschütternde Mahnung sein, immer und überall durch die Kraft der Charakteristik und die großartige Tragik das Innerste aufrühren. Mit hinreißender Gewalt und einer Technik, die man raffiniert nennen müßte, wenn

nicht alles so schlicht und wahr ausspräche, hat Schönherr einen mächtig packenden Inhalt in eine meisterliche Form gegossen. Der Dichter und der Künstler Schönherr sind einander ebenbürtig. Fürwahr, eine seltene Erscheinung! Die starken Hoffnungen, die manche nach den „Bildschnitzern" hegten, sind nun in reichem Maße erfüllt. **Max Morold (Wien).**



Stimmen des In- und Auslandes.

Die Großstadt der Zukunft.

Das Problem der idealen Großstadtanlage hat schon lange namentlich amerikanische und englische Utopisten beschäftigt. Ist es doch bezeichnend, daß der Urheber des Begriffes Utopie, der englische Kanzler Thomas Morus, schon in seinem vor fast 400 Jahren erschienenen Buche von der „neuen Insel Utopia" in der Hauptstadt dieses glückseligen Staatswesens das Bild einer Idealstadt zu entwerfen unternimmt. Einer Stadt, „deren Häuser schön und gefällig seien, hinter denen sich große, für jedermann zugängliche Gärten hinzögen." Amerikaner haben sogar praktische Versuche gemacht und vollständige Baupläne für solche Zukunftsstädte entworfen. Albert K. Owen plante, wie wir einem Artikel von Franz Pactow in der „Wiener Zeit" entnehmen, eine derartige neue Stadt, Pacific City, auf dem Gelände der von ihm begründeten kommunistischen „Integralgenossenschaft", einer inzwischen wieder zusammengebrochenen Kolonie an der Topolobampo-Bai auf der Westküste von Mexiko. Aehnlich war der Entwurf für eine Stadt Neu-Jerusalem der Sekte der Koreshaniten an der Küste von Florida. Den Bauplan einer höchst merkwürdigen großen Zentralstadt entwarf King C. Gillette: durch weite Zwischenräume von einander getrennte, inmitten großer Gärten gelegene runde Riesengebäude sollten die mit allem Komfort einer vorgeschrittenen Technik ausgestatteten Wohnräume enthalten; andere gleichartige Riesengebäude, mit jenen unterirdisch verbunden, sollten lediglich Wirtschaftszwecken dienen; und weitab von den Wohnhäusern war der Industrie ein besonderes Gelände für sich angewiesen. Vor einigen Jahren hat ein Engländer, Ebenezer Howard, eine Aktiengesellschaft zu gründen unternommen zwecks Anlage von „Gartenstädten", die das Problem der Vereinigung von Großstadt- und Landleben in eigenartiger Weise lösen sollen. Die Gartenstädte sind kreisförmig anzulegen, bestehen also aus einem System von Ringstraßen, die wieder von Radialstraßen durchschnitten werden, und dabei wechseln Ringe, die nur aus weiten Gartenanlagen bestehen, mit solchen ab, die Wohnhäuser, und anderen, die Verkaufshallen und öffentliche Gebäude enthalten. Auch Howard verlegt



die Industrie weit hinaus auf besondere Terrains. Der neueste derartige Plan, eine „Großstadt der Zukunft“ aufzubauen, ist der von Bill Archer in der Zeitschrift „Die Reform“. Und diesem Projekt im besondern, aber auch ähnlichen künstlichen Städteanlagen überhaupt widmet der geheime Baurat J. Stübben in der „Umschau“ (Uebersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiete der Wissenschaft, Technik, Litteratur und Kunst, herausgegeben von Dr. J. H. Bechhold, Frankfurt a. M.) eine bemerkenswerte Kritik.

Archer, der glaubt, daß wir in hundert Jahren Großstädte von 20 bis 40 Millionen Einwohnern und 100 Kilometer Durchmesser haben werden, geht wesentlich vom Verkehrsbedürfnis aus. Er hat darin recht, daß das rechtwinklige Straßennetz, das sogenannte Schachbrettsystem, den modernen Verkehrsanforderungen nicht entspricht. Deshalb will er den quadratischen Grundaufbau der Stadt verlassen und ihn durch Zusammenstellung von sechseckigen Häuserblöcken ersetzen, in der Art von Bienenwaben. Dadurch erhält man nämlich durchgehende Straßenzüge in drei Richtungen statt nur in zwei. Die sechseckigen Häuserblöcke sollen sehr viel größer als die bisherigen und außen von den sehr breiten Verkehrsstraßen umgeben sein, während sie im Innern schmale, intime Wohnstraßen und reichliche Gartenanlagen erhalten. Den Straßenbahnverkehr verlegt Archer in den Untergrund, den Wagenverkehr in Erdgeschoßhöhe und den Fußverkehr auf erhöhte Bürgersteige, etwa in Höhe des ersten Obergeschosses. Baurat Stübben betont demgegenüber, daß in Europa man auch schon, seit gewiß dreißig Jahren, Städte und Stadtteile nach dem Schachbrettsystem in nennenswertem Umfange nicht mehr anlege oder es mindestens von Diagonalen durchschneiden lasse. Verständige und erfahrene Städtebaumeister machen sich aber überhaupt von jedem geometrischen System frei, suchen sich eng an die gegebene Eigenart der Stadt und des Geländes anzuschließen und streben, in Deutschland wenigstens, eine natürliche statt der künstlichen Stadtanlage an. Der Grundgedanke müsse immer der Anschluß an die Natur mit ihren Unregelmäßigkeiten und Unebenheiten bleiben, an die vorhandenen Landstraßen und Feldwege, an die Eigentümlichkeiten der alten Stadt. Für den Verkehr sei viel wichtiger als Breite und Gradlinigkeit die Uebersichtlichkeit der Verkehrsfläche. Leichte Krümmungen können sogar die Uebersicht erleichtern. Wenn man überhaupt nach einem System suche, so könne nur das sogenannte Radialsystem in Betracht kommen, weil die alten Landwege strahlenförmig von der Stadt auszugehen pflegen. Die Verbindung der Radialen durch Ringlinien würde dann einem natürlichen Bedürfnis entsprechen, obwohl es künstliche Elemente wären. Danach würden Howards Gartenstädte, die Baurat Stübben nicht erwähnt, dem Ideal eines Stadtplanes allerdings am nächsten kommen. In der Unterscheidung von breiten, übersichtlichen Verkehrsstraßen und schmalen, individuellen Wohnstraßen liegt auch nach Stübben zweifelsohne ein fruchtbarer Zukunftsgedanke. Ebenso in der Trennung des Verkehrs in drei Stockwerke. Nur darf man keine dogmatische Durchführung gerade dieser drei Stockwerke anstreben. Wenn z. B. wie in London auf Mashion-house Place die Fußgänger unter der Straßenfläche verkehren können, oder in Berlin, Wien, New York hochliegende Stadtbahnen, in London, Paris, Budapest, Berlin Untergrundbahnen bestehen, so genügt diese Anordnung auch, sofern sie nur bis zu einer wirklichen stockwerkmäßigen Verkehrstrennung durchgeführt wird. Merkwürdigerweise erfüllt eine altenglische Stadt aus dem Mittelalter sogar die

Archersche Forderung der Verlegung des Fußgängerverkehrs in Obergeschoßhöhe: In Chester sind in Höhe des ersten Stockwerks Hallengänge (Lauben) den Häusern entlang geführt oder in die Häuser eingebaut. „Verkaufsläden sind unten und oben, und der stimmungsvolle Reiz, den eine Promenade in den oberen Hallengängen der Stadt Chester bietet mit ihren malerischen Durchblicken und dem hübschen Ueberblick über das Straßenfuhrwesen da unten, dessen Gefährdung man sich enthoben fühlt, mag einen Vorgeschmack geben für die ästhetische Seite der stockwerkmäßigen Verkehrstrennung in der Zukunft.“ B.



Calmettes Schlangenserum.

Den giftigen Schlangen, die in den Tropen, in Indien und Australien besonders verbreitet sind, fallen noch immer eine große Anzahl Menschen zum Opfer. In Indien allein sollen nach Statistiken der englischen Behörden mehr als 22000 Personen jährlich durch den Schlangenbiß getötet werden. Wer von einer giftigen Schlange gebissen worden ist, stirbt bereits nach wenigen Stunden unter den fürchterlichsten Qualen; es stellen sich sofort Krämpfe, Lähmungen und Ohnmachten ein, denen eine unwiderstehliche Schlafsucht folgt, bis der Tod endlich das Opfer erlöst. Bis vor kurzem gab es kein Mittel, um den Gebissenen dem sicheren Tode zu entreißen. Dr. Calmette, der jetzige Direktor des Pasteur-Instituts zu Lille, der sich in den Tropen längere Zeit aufgehalten hat und dort oft Gelegenheit hatte, die schrecklichen Folgen des Schlangenbisses zu beobachten, setzte es sich zur Aufgabe, ein Mittel zur Heilung der Gebissenen zu finden. Ueber diese Studien und ihren Erfolg berichtet nun „Die Umschau, Uebersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, Technik, Litteratur und Kunst“ (Frankfurt a. M., H. Bechthold Verlag), in Nr. 6, VI. Jahrg. (vom 1. Febr. 1902). „Nach zehnjährigen Studien, die im Pasteur-Institut zu Saigon begonnen, dann in dem zu Paris und schließlich in dem zu Lille fortgesetzt wurden, ist es ihm gelungen, das erstrebte Ziel zu erreichen. Und zwar ist das Mittel, welches er gefunden hat, gegen die Bisse aller giftigen Schlangen anzuwenden, denn das Gift ist bei allen Schlangen dasselbe, es unterscheidet sich bei den verschiedenen Schlangenarten nur durch die verschiedene Stärke. So töten z. B. erst vier Milligramm Gift einer französischen Viper in derselben Zeit ein Kaninchen, wie ein halbes Milligramm der indischen Cobra.

Auf welche Weise sollte man nun die Wirkung des Schlangengiftes aufheben? Die bakteriologischen Studien haben gezeigt, daß eine große Aehnlichkeit besteht zwischen dem Gift, welches die Drüsen der Schlangen ausscheiden, und dem, welches durch gewisse krankheiterregende Bakterien erzeugt wird, wie z. B. bei der Diphtherie und Pest. Da man das Serum gegen diese Krankheiten von Tieren erhält, welche mit dem Krankheitsgift geimpft worden sind,

mußte man ein gleiches Verfahren bei dem Serum einschlagen, welches die Wirkung des Schlangengiftes im menschlichen Körper aufheben sollte. Zu diesem Zwecke mußte sich also Calmette zuerst das Schlangengift in reichlicher Menge verschaffen, was mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft war. Er ließ im Institut von Lille ein Warmhaus bauen und verschaffte sich eine große Anzahl giftiger Schlangen, die er dort unterbrachte. Diese Schlangen bleiben in der Regel in der Gefangenschaft nur einige Monate am Leben und müssen während dieser Zeit künstlich ernährt werden, da sie meistens jede selbständige Nahrungsaufnahme verweigern. Um diesen Schlangen das Gift zu entziehen, wendet Calmette folgendes Verfahren an: Er faßt den Kopf der Schlange mit einer langen Zange, ergreift sie dann mit der linken Hand am Genick derart, daß er der Schlange jeden Stützpunkt entzieht. Ein Assistent zwängt ihr dann ein großes Uhrglas zwischen die beiden Kiefer und drückt ihr zu gleicher Zeit die Giftdrüsen im Oberkiefer zusammen, so daß das Gift auf das Uhrglas herabträufelt. Bei derselben Gelegenheit führt er auch den Schlangen durch einen Trichter die Nahrung, rohe Eier, ein, die direkt in den Magen hinunterrutscht. Diese Operation wird alle 2—3 Wochen wiederholt. Man sieht, das Verfahren ist sehr einfach, aber auch äußerst gefährlich. Es bedarf dazu großen Mutes und großer Kaltblütigkeit. Vor einigen Monaten passierte es dabei Calmette, daß er von einer Cobra gebissen wurde, und er verdankt sein Leben nur dem von ihm selbst hergestellten Serum.

Nachdem auf die oben beschriebene Weise das Gift der Schlange entzogen ist, trocknet man es in luftleerem Raum, löst es, nachdem es gewogen ist, in einer 7 pro mille haltigen Kochsalzlösung auf und stellt daraus weitere verdünnte Lösungen her, deren Prozentgehalt an Schlangengift man genau bestimmt. — Calmette begann mit einer stark verdünnten Lösung, welche nicht im stande war, ernstlichen Schaden anzurichten, ein Pferd zu impfen. Das wiederholte er während längerer Zeit, indem er allmählich immer stärkere Dosen einimpfte. Das Tier hatte sich inzwischen so an das Gift gewöhnt, daß es nach Verlauf von 16 Monaten Dosen vertrug, die 200 nichtgeimpfte Pferde in wenigen Stunden getötet haben würden. Dies ist so zu erklären, daß ein geimpftes Tier in seinem Blut ein Gegengift (Antitoxin) erzeugt, das die schädliche Wirkung des Schlangengiftes aufhebt. Dieses Gegengift entzog Dr. Calmette dem Pferde durch einen Aderlaß, und zwar konnte er diese Operation alle 2—3 Wochen wiederholen. Jeder Aderlaß lieferte 2—3 Liter aktives Serum, welche in den 6—8 Litern entzogenen Blutes enthalten waren. Damit das Pferd stets von neuem wieder das heilkräftige Serum erzeugen konnte, spritzte er ihm nach jeder Entziehung frisches Schlangengift ein. Das gewonnene Serum wird an Versuchskaninchen auf seine Wirksamkeit geprüft und dann in kleinen Fläschchen von 10 Kubikcentimeter Inhalt aufbewahrt. Es ist nun zur Anwendung gegen den Schlangenbiß fertig.

Die Pasteur-Institute von Paris und Lille versenden jetzt jährlich große Mengen dieses Serums in alle Länder, in denen es giftige Schlangen giebt, besonders nach Australien, Indien und Südamerika.

Man hat das Serum seit 1896 schon sehr oft angewendet und stets mit dem größten Erfolge, vorausgesetzt, daß die Einspritzung nicht später als vier Stunden nach erfolgtem Biß gemacht wurde, denn sonst ist auch sie nicht im stande, den Kranken zu retten.

Die Einspritzung geschieht mit einer ebensolchen Spritze, wie man sie bei der Behandlung der Diphtherie mit Behringschem Serum gebraucht. Der Unterschied ist nur der, daß die Wirkung weit schneller vor sich geht als bei letzterer.

Die Wirksamkeit des Calmette'schen Schlangenserums begegnet in der medizinischen Welt noch vielen Zweiflern. Ein Fall, den kürzlich „Lancet", die vornehmste englische medizinische Zeitschrift, die auch in Deutschland in hohem Ansehen steht, beschreibt, dürfte daher von großem Interesse sein. — Ein Bahnarzt bei der indischen Bahn schreibt darin: ‚In der Nacht vom 23. auf den 24. August v. J. wurde ich zu einer Eingeborenen gerufen, welche von einer Schlange, wahrscheinlich einer Cobra, gebissen worden war. Man erzählte mir, die Frau sei nach 7 Uhr abends gebissen worden, ich sah sie also bestenfalls vier Stunden nach der Vergiftung. Sie war im vollsten Sinne des Wortes sterbend, gelähmt und vollkommen bewußtlos; es war ein typischer klinischer Fall. Ich injicierte der Kranken nun eine starke Dosis von Calmettes Schlangenantitoxin, jedoch gänzlich überzeugungslos, da ich den Krankheitszustand für einen hoffnungslosen hielt. Aber siehe da! Nur wenige Minuten, und es zeigte sich eine geradezu Staunen erregende Wirkung. In weniger als einer Viertelstunde kehrte die Besinnung zurück, die Bewegungsfähigkeit stellte sich wieder ein. Dadurch ermutigt, gab ich der Patientin noch eine zweite Injektion. Diese wirkte geradezu magisch, und drei Stunden nach der ersten Einspritzung war die Eingeborene so gesund wie je.'" **Dr. A. P.**



Napoleon I. über Glauben, Unglauben und Aberglauben.

General Gourgaud, der gerade vor fünfzig Jahren (25. Juli 1852) verstorben, gehörte seit dem Jahre 1811, wo er Ordonnanzoffizier Napoleons wurde, zu dessen ständigen Begleitern und blieb bis ans einsame Ende des gestürzten Cäsaren der Getreueste seiner Getreuen. In der Schlacht bei Brienne am 29. Januar 1814 hatte er dem Kaiser das Leben gerettet, das eine Kosakenlanze bedrohte. Auf allen Feldzügen und Reisen begleitete er ihn, hatte Wohnung und Tafel im Palast und konnte zu jeder Stunde in Napoleons Kabinett eintreten, was außer ihm niemand durfte. Napoleon liebte ihn geradezu, nannte ihn zärtlich seinen „Gorgo Gorgotto"; auf St. Helena sagte er einmal von ihm: „Gourgaud war mein erster Ordonnanzoffizier, er ist mein Werk, er ist mein Kind." Und das scheint auf Gegenseitigkeit beruht zu haben. Denn Gourgaud seinerseits war auf den Kaiser förmlich eifersüchtig „wie auf eine Geliebte", dieser selbst bemerkt es: „Er ist eifersüchtig auf mich, verliebt in mich." Nicht zum letzten schätzte Napoleon an ihm die unbedingte Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe. „Gourgaud, Sie, der Sie immer die Wahrheit sagen," redete er ihn einmal an. Sir Hudson Lowe, der englische Gouverneur der Insel, bezeugt: „General Gourgaud hat die Gewohnheit, seine Gefühle freimütiger auszudrücken als irgend

eine von den andern Personen, die zum Haushalte des ‚Generals Bonaparte‘ gehören.“

Die Tagebuchaufzeichnungen, die der General während seines Zusammenlebens mit Napoleon auf St. Helena gemacht hat, sind daher ungeschminkte Wahrheit. Die anderen Veröffentlichungen, auch die, welche unter Napoleons Augen oder direkt nach seinem Diktat fertiggestellt oder vorbereitet wurden, geben die Geschichte des Imperators so, wie er sie aufgefaßt wissen wollte. In Gourgauds Tagebuche erscheint vieles in einem ganz andern und gewiß richtigeren Lichte.

Diese Tagebuchaufzeichnungen nun sind erst neuerdings, 1898, von der Familie des Generals bei Ernest Flammarion in Paris veröffentlicht worden; und der rührige Memoirenverlag von Robert Lutz in Stuttgart hat davon jetzt eine deutsche Ausgabe veranstaltet, die vor der französischen den Vorzug hat, den ganzen Wust von thatsächlich Unbedeutendem, Gleichgiltigem ausgeschieden, aus den sich immerfort wiederholenden „Variationen über die Themata Empfindlichkeit, Mißgunst und Langeweile“, die mindestens die Hälfte, vielleicht gar zwei Drittel des Originals ausmachen, das wirklich Wertvolle herausgeschält zu haben. So ist diese deutsche, von Heinrich Conrad besorgte Ausgabe („Napoleons Gedanken und Erinnerungen. St. Helena 1815—1818. Von General de Gourgaud“) ein handlicher Band geworden, den die Stuttgarter Verlagshandlung überdies mit 6 Porträts Napoleons ausgestattet hat. Von der Art dieser, die Hauptstationen seines bewegten Lebens umfassenden Aufzeichnungen mögen die folgenden Abschnitte eine Anschauung geben.

Der Kaiser bekennt sich zum Spinozaschen System.

An einen rächenden, belohnenden Gott glaube ich deshalb nicht, weil ich sehe, daß die ehrlichen Leute immer unglücklich sind, die Schelme dagegen glücklich. Sie werden sehen, ein Talleyrand stirbt in seinem Bette! Wenn ich sehe, daß ein Schwein, ein Hund einen Magen haben und essen, so sage ich mir: wenn ich eine Seele habe, so haben sie auch eine. Zeigen Sie einem Wilden eine Uhr: er wird glauben, sie habe eine Seele.

Gourgaud: Aber, Sire, gerade diese Uhr beweist, daß es einen Gott giebt; denn es mußte ein Uhrmacher da sein, um sie zu machen; aus nichts wird nichts!

Napoleon: Wenn ein Mensch zu denken vermag, so geschieht dieses, weil seine Natur vollkommener ist als die eines Fisches. Wenn meine Verdauung gestört ist, dann denke ich anders, als wenn ich mich wohl befinde. Alles ist nur Materie. Wenn ich übrigens an einen vergeltenden Gott geglaubt hätte, so würde ich im Kriege Angst gehabt haben.

Gourgaud: O, Sire, mir scheint im Gegenteil, mich würde dieser Glaube mutig machen! Das Nichts erschreckt einen, die Idee eines Gottes tröstet; am allermutigsten waren übrigens jederzeit Fanatiker, die sich den Himmel zu verdienen glaubten. Ohne Religion, Sire, wäre keine Gesellschaft möglich. Wenn Sie Vorteil davon hätten, Ihre Mutter zu töten, würden Sie es thun? Was würde Sie davon zurückhalten?

Napoleon: Sehen Sie zum Beispiel die Hunde: sie fressen ihre Mutter nicht. Wenn ich mit meiner Mutter nie zusammengelebt, sie nie gesehen hätte, so würde ich sie töten wie irgend eine andere. Aber wenn ich die Religion für überflüssig halte, so sage ich damit nicht, daß man keine Moral zu haben braucht.

Gourgaud: Aber Sire, wenn es keine Religion giebt, was verhindert dann die geheimen Verbrechen?

Napoleon: Bah, die Gesetze! Die Gesetze machen aus den Menschen ehrliche Leute. Die Moral für die höheren Klassen, der Galgen für das gemeine Pack. Was verhindert mich, meine Schwester zu heiraten? Die Moral! Aber auf einer einsamen Insel?

Gourgaud: Sire, ich denke, da bei allen Religionen die Moral die gleiche ist, so ist sie ein Werk Gottes. Ob man ihn als Katholik, als Protestant oder als Türke anbete, die Gebete sind ihm alle gleich angenehm. Sonst könnte ja einer sagen, man müßte in einer bestimmten Sprache zu ihm beten. Der Weihrauch kommt doch stets zu ihm!

Napoleon: Bah, Herr Gourgaud, Sie glauben also, das geistige Wesen, das den Lauf der Gestirne lenkt — das aber nur eine Eigenschaft der Materie ist — dieses geistige Wesen lenke und beurteile auch die Handlungen der Menschen?

Gourgaud: Sire, ich glaube an Gott, und ich wäre sehr unglücklich, wenn ich Atheist wäre.

Napoleon: Bah! Sehen Sie Monge und Laplace! Eitelkeit der Eitelkeiten! 17. Dezember 1817.

Ich glaube, der Mensch ist hervorgegangen aus dem Schlamme der Erde, der von der Sonne erwärmt und mit elektrischen Strömen in Verbindung gebracht wurde. Was sind die Tiere — ein Rind zum Beispiel — anders, als organische Materie? Nun, wenn man sieht, daß wir beinahe ganz dieselbe Körperbeschaffenheit haben, ist man dann nicht zu dem Glauben berechtigt, daß der Mensch nur eine besser organisierte Materie ist, die er beinahe im Zustand ihrer Vollendung darstellt? Werden vielleicht eines Tages Wesen kommen, deren Materie noch vollendeter ist?

Wo ist die Seele eines Kindes? eines Wahnsinnigen? Die Seele folgt der Entwicklung des Körpers; sie wächst mit dem Kinde, sie nimmt ab mit dem Greis. Wenn sie unsterblich ist, so hat sie also vor uns existiert? so entbehrt sie aber auch andererseits des Gedächtnisses? Wie soll man sich jedoch den Gedanken erklären? Sehen Sie, in diesem Augenblick, während ich mit Ihnen spreche, versetze ich mich in die Tuilerien: ich sehe sie, ich sehe Paris ...

Die Vorstellung, daß es einen Gott giebt, ist das einfachste: Wer hat dies alles gemacht? Da ist ein Schleier, den wir nicht lüften können, das geht über die Kräfte unserer Seele und über unser Verständnis hinaus. Es ist ein höherer Bereich! Die einfachste Vorstellung ist die Anbetung der Sonne, die alles befruchtet. Ich wiederhole: ich glaube, der Mensch ist daraus hervorgegangen, daß die Atmosphäre von der Sonne erwärmt wurde; nach Verlauf einer gewissen Zeit hat dann diese Schöpferkraft aufgehört, sich zu bethätigen.

Ich unterhielt mich oft mit dem Bischof von Nantes.*) Wohin kommen die Tiere nach ihrem Tode? Er sagte mir, sie haben eine besondere Seele und begeben sich in bestimmte Vorhöllen. Er gab mir in allem recht, was ich über die weltlichen Güter der Geistlichkeit äußerte, aber er glaubte an Jesus und sprach immer wie ein aufrichtiger Gläubiger. Kardinal Caselli und der Papst glaubten ebenfalls an Jesus.

*) Duvoisin.

Gourgaud: Auch Newton und Pascal waren gläubige Christen.

Napoleon: Ja, aber man behauptet, sie hätten es nur gesagt, innerlich jedoch anders gedacht. — Die Religion kann die Sitten reiner und milder machen. Ich finde, die religiösesten Länder sind diejenigen, in denen man am meisten Gutes vollbringt... Alle Religionen, von Jupiter an, predigen die Moral. Ich würde an eine Religion glauben, wenn sie von Beginn der Welt an dagewesen wäre; aber nun sehe ich Sokrates, Platon, Moses, Mahomet, und ich glaube nicht mehr daran. Das alles ist von Menschen ausgeheckt worden.

Gourgaud: Die katholische Religion ist indessen besser als die anglikanische.

Napoleon: Das gebe ich zu. Das Volk versteht nicht, was es bei der Vesper singt; es sieht nur das Schauspiel. Man muß es nicht unternehmen, diese Gegenstände aufklären zu wollen. 28. Juni 1817.

Der Kaiser liest Buffons Buch über den Menschen.

Man kann sagen was man will, aber es ist alles nur mehr oder weniger vollkommen organisierte Materie. Wenn ich auf der Jagd vor mir einen Hirsch ausweiden ließ, da sah ich, daß es dieselbe Sache war, wie das Innere eines Menschen. Dieser ist nur ein vollkommeneres Wesen als ein Hund oder ein Baum, und er lebt besser als diese Geschöpfe. Die Pflanze ist das erste Glied der Kette, deren letztes der Mensch bildet. Ich weiß wohl, es widerspricht der Religion, aber es ist meine Meinung: wir sind alle nur Materie. Der Mensch ist durch eine gewisse Wärme der Atmosphäre geschaffen worden. Die Menschen sind jung, und die Erde ist alt. Das Menschengeschlecht existiert erst seit sechs oder siebentausend Jahren, und nach Jahrtausenden wird der Mensch etwas ganz anderes sein, als er heute ist. Die Wissenschaften werden alsdann so weit vorgeschritten sein, daß man vielleicht das Mittel ewigen Lebens entdecken wird. Die Pflanzenchemie, die landwirtschaftliche Chemie stecken noch in den Kinderschuhen. Seit ein paar hundert Jahren haben wir außerordentliche Eigenschaften der Körper entdeckt, zu deren Erklärung unsere gegenwärtigen Kenntnisse nicht ausreichen: den Magneten, die Elektrizität, den Galvanismus. Wie viele Entdeckungen wird man in Jahrtausenden machen! 16. September 1817.

Was ist die Elektrizität, der Galvanismus, der Magnetismus? Da liegt das große Geheimnis der Natur! Der Galvanismus arbeitet im stillen. Ich für mein Teil glaube, der Mensch ist ein Produkt aus solchen Strömungen und der Atmosphäre: das Gehirn saugt diese Ströme an sich und giebt so das Leben, die Seele besteht aus diesen Strömen; nach dem Tode kehren sie in den Aether zurück, aus dem sie wieder durch andere Gehirne angesaugt werden...

6. Januar 1817.

Der Kaiser ist traurig; er sagt zu Gourgaud, dieser müsse ein großer Bibelleser sein. Er spricht von Milton und findet, man müsse auf derartige Dinge nicht so tief eingehen, da sie nur zur Begehung von Verbrechen anreizen können.

Gourgaud: Ich finde diese Moral eher geeignet zu beruhigen, als Leidenschaften zu erregen.

Napoleon: Wenn ich eine Religion haben müßte, so würde ich die Sonne anbeten, denn sie befruchtet alles, sie ist der wahre Gott der Erde!

25. Januar 1817.



Napoleon gesteht, daß Kardinal Caselli ihn mehrere Male wankend gemacht hat.

Aber, mein lieber Gourgaud, wenn wir tot sind, dann sind wir richtig tot!

10. Januar 1817.

Napoleon: Ich träumte, ich wäre bei Malmaison und tötete einen englischen Husaren, der auf mich zusprengte.

Gourgaud: Ich glaube, es giebt höchst eigentümliche Träume; Sachen, an die man im Wachen nicht gedacht hat, stellen sich auf diese Weise vor den Geist.

Napoleon: Die Träume haben zu allen Zeiten einen großen Einfluß auf die Völker gehabt, denn es giebt viele Dinge, die man nicht weiß, und noch viel mehr, die man sich nicht erklären kann.

Existiert die Seele vor dem neugeborenen Kinde? Das muß wohl der Fall sein, da man versichert, daß sie unsterblich ist; was aber kein Ende hat, kann auch keinen Anfang gehabt haben. Andererseits, wenn die Seele vor unserem Körper existiert hätte, so würde man sich des früheren Zustandes erinnern. Wenn man sich nicht erinnert, so ist das so gut, wie wenn die Seele nicht existiert hätte. Die Materialisten behaupten nicht, daß die Seele nur Materie sei, wohl aber sagen sie, die Seele sei eine Eigenschaft der organischen Materie, gerade wie der Magnet, die Elektrizität ihre bestimmten Eigenschaften haben ...

Am Tage des Brandes beim Schwarzenbergschen Ball*) durchzuckte mich der Gedanke, dies wäre ein böses Vorzeichen für mich. Ich war daher, wie Sie, Gourgaud, ja wissen, entzückt, als man mir am Tage nach der Schlacht bei Dresden meldete, Schwarzenberg sei gefallen. Nicht, daß ich dem armen Mann den Tod gewünscht hätte! Aber mir fiel ein Stein von dem Herzen, denn ich dachte, sein Unglücksbrand hätte für ihn Böses bedeutet und nicht für mich.

Es ist in der That recht eigentümlich, daß bei Ludwigs XVI. Hochzeit das Fest verhängnisvoll für das Volk war, und daß lange nachher dieser Herrscher von demselben Volke zum Tode geführt wurde. Das Schwarzenbergsche Fest zur Feier meiner Vermählung war verhängnisvoll für die Diplomaten, und lange nachher wurde ich durch Diplomaten gestürzt. An der Stelle eines späteren Königs von Frankreich würde ich deshalb keine Oesterreicherin heiraten. Dieses Fürstenhaus ist verhängnisvoll für unser Land. 3. März 1817.

Man spricht von Gespenstern, Vorahnungen, Kartenlegerinnen. Der Kaiser weiß wohl, daß dies Thorheiten sind, glaubt indessen an Vorahnungen:

Die Hände verhalten sich zu den Augen, wie die Augen zu den Vorahnungen. Die Hand sagt zum Auge: „Wie kannst du zwei Meilen weit sehen? Ich kann kaum zwei Fuß weit reichen!“ Das Auge sagt zur Ahnung: „Wie kannst du in die Zukunft sehen? Ich kann nur bis auf zwei Meilen etwas unterscheiden.“ Die Vorahnungen sind die Augen der Seele.

Ich erinnere mich des tapferen Generals Laharpe. Er befehligte beim Uebergang über den Po eine Vorhut von 5000 Grenadieren. Nachdem der Uebergang bewirkt war, begab ich mich an diese Stelle; es war sehr wichtig, uns vor Beaulieus Ankunft Saorgios zu bemächtigen. Ich finde Laharpe hinter den

*) Gelegentlich der Vermählung Napoleons mit Marie Louise gab der österreichische Gesandte Fürst Schwarzenberg in Paris einen Ball, auf dem Feuer ausbrach, wobei eine Anzahl Gäste umkamen.



Pontons, bleich, fassungslos; ich frage ihn, wohin er gehe. „Nach Piacenza!" Sagt, er sei unwohl. Ich befehle ihm nachdrücklich, Saorgio anzugreifen. Nun, Laharpe, der für gewöhnlich so tapfer ist, stellt sich nicht an die Spitze der Grenadiere, sondern hält sich hinter den Kolonnen des Zentrums. Ganz gewiß befand er sich nicht in seiner natürlichen Verfassung. Saorgio wird während der Nacht genommen, und Laharpe macht einen Rekognoszierungsritt in das vorliegende Gelände. Um zwei Uhr morgens kehrt er zurück, unsere Truppen täuschen sich, schießen auf seine Begleitung, und er wird getötet. Ich habe auch bemerkt, daß Offiziere, die ihren Abschied nahmen und später wieder eintraten, unfehlbar umkamen.

Der Kaiser spricht vom Ewigen Juden:

Der war reicher als ich! Er konnte jeden Tag drei Millionen ausgeben. Na, Gorgo? Wären Sie mit einem solchen Taschengeld zufrieden gewesen?

Der Kaiser fragt, ob Gott einen Stab machen kann, der nicht zwei Enden hat.

Gourgaud: Ja, Sire! Ein Reifen ist ein unendlicher Stab.

14. Oktober 1817.

Napoleon liest für sich in der „Reise Aly Beys". Plötzlich erklärt er, die mohammedanische Religion sei die schönste! In Aegypten hätten die Scheiks ihn in große Verlegenheit gebracht, indem sie ihn fragten, was denn eigentlich „Gottes Sohn" bedeutete? Wir hätten also drei Götter? Wir wären also Heiden? 3. Februar 1817.

... Die Religion Jesu entspringt aus der Moral des Sokrates; auch zu dessen Zeit wandte sich die Meinung der Menschen einem Einzigen Gott zu. Mohammed ist ihm darin überlegen, daß er in zehn Jahren den halben Erdball erobert hat, während das Christentum dreihundert Jahre brauchte, um sich festzusetzen.

Die Religion Christi ist zu spitzfindig für die Orientalen; sie brauchten politisch leichter verwertbare Glaubenssätze. In ihren Augen ist Mohammed Jesus überlegen: man sieht ihn persönlich handeln. Dagegen giebt es Leute, die sogar die Existenz Jesu anzweifeln ...

Meine Meinung steht fest: Ich glaube nicht, daß Jesus jemals existiert hat, und ich würde an die christliche Religion glauben, wenn sie von Anbeginn der Welt an dagewesen wäre. Aber so wäre ja Sokrates zu ewiger Verdammnis verurteilt, desgleichen Platon, die Mohammedaner, die Engländer — und das wäre zu albern. Jesus wird gehenkt worden sein, wie viele Fanatiker vor ihm, die den Propheten, den Messias spielen wollten. Alle Jahre traten welche auf. Ich fand in Mailand ein Original der „Geschichte der Juden" von Josephus; man sah darin zwischen die Zeilen vier oder fünf Worte eingeschoben, die von Jesus handelten. Eine Fälschung – denn Josephus erwähnte ihn nicht. Der Papst hat mich sehr dringend gebeten, ich möchte ihm das Manuskript geben.

So viel ist gewiß, die Menschen sehnten sich damals nach dem Kultus eines Einzigen Gottes, und wer zuerst davon sprach, der wurde gut aufgenommen...

Aegypten erscheint uns als das Land mit der ältesten Kultur; Gallien, Germanien und selbst Italien sind noch nicht seit langer Zeit zivilisiert. Ich möchte aber eher glauben, daß die Menschen aus Indien oder China gekommen sind. Dort lebten ungeheure Volksmengen, in Aegypten dagegen waren nur

einige Millionen Einwohner. Dies alles bringt mich zu der Ansicht, daß die Welt nicht sehr alt ist, wenigstens als Wohnort von Menschen nicht, und ich will gerne glauben, daß die Angaben der heiligen Schrift richtig sind; auf ein- oder zweitausend Jahre kommt es nicht an. Ich bin der Meinung, daß der Mensch durch Einwirkung der Sonnenhitze auf den Schlamm entstanden ist; Herodot erzählt ja auch, daß zu seiner Zeit der Nilschlamm sich in Ratten verwandelte, daß man deren Bildung beobachten konnte ... Weiß man, was das Gehirn ist? Man kann alles durch den Magnetismus erklären. Die Seele bildet sich mit dem Körper. Ein Nagel wird in Ihren Kopf getrieben, und Sie werden wahnsinnig: wo ist alsdann Ihre Seele? Es ist ein alberner Glaube, daß wir beim jüngsten Gericht mit Fleisch und Bein erscheinen. Warum sollten wir um einiger auf der Erde begangener Verbrechen willen in Ewigkeit Strafe leiden?

Die Wissenschaft, die uns beweist, daß die Erde nicht der Mittelpunkt aller Himmelsbewegungen ist, hat der Religion einen schweren Stoß versetzt. Josua heißt die Sonne stillstehen! Man wird die Sterne in das Meer fallen sehen ... was sage ich? alle Sonnen, die Planeten u. s. w.

Ein italienischer Fürst gab eines Tages in einer Kirche einem Kapuziner, der für die Erlösung von Seelen aus dem Fegefeuer sammelte, ein Goldstück. Entzückt über das unverhoffte reiche Geschenk rief der Mönch:

‚Oh, gnädiger Herr, ich sehe dreißig Seelen ins Paradies hinübergehen!‘

‚Hast du sie gesehen?‘ fragte der Fürst.

‚Ja, gnädiger Herr!‘

‚Dann nehme ich mein Geldstück zurück, denn die Seelen werden ganz gewiß nicht wieder ins Fegefeuer zurückkehren.‘

So führt man die Menschen an! Die Religionen sind allesamt auf Wunder gegründet, auf Sachen, die man nicht begreifen kann, wie z. B. die Dreieinigkeit: Jesus nennt sich Gottes Sohn und stammt von David ab. Da ziehe ich Mohammeds Religion vor; sie ist weniger lächerlich als die unsrige. Die Türken nennen uns ja auch Götzendiener!

Ich lese die Bibel mit der Landkarte in der Hand; ich beabsichtige einmal über die Feldzüge des Moses zu schreiben. 28. August 1817.

Die christliche Religion bietet den Augen viel Pomp und Schaugepränge; sie beschäftigt unaufhörlich den Geist. Ich habe die Klöster recht gerne, nur sollte man erst mit dem fünfzigsten Jahr das Gelübde ablegen können. Ich würde jetzt in der Zurückgezogenheit eines Klosters sehr gut leben. Als ich das Kloster auf dem Großen Sankt Bernhard wieder herstellte und mit 40000 Livres Renten ausstattete, hatte die Geistlichkeit viele Freude daran.

Kardinal Caselli, der zum Abschluß des Konkordats mit nach Paris kam, war immer ganz außer sich, wenn ich ihm von Aegypten oder Palästina sprach. Er konnte nicht begreifen, daß der Jordan nur etwa sechzig Fuß breit ist. Das Ergebnis aller meiner Unterhaltungen mit ihm war, daß er dem heiligen Vater versicherte, man müsse mir alle meine Forderungen zugestehen, ich sei der einzige Mensch, der die Religion wieder herstellen könnte.

Existierte Jesus oder nicht? Meines Wissens erwähnt kein einziger Geschichtsschreiber seinen Namen, nicht einmal Josephus. Von den Finsternissen, die im Augenblick seines Todes die Erde bedeckt haben sollen, ist nirgends die Rede.



Jesu Moral ist die platonische. Eine Religion ist notwendig für die Vereinigung der Menschen zur Gesellschaft. Sie bereitet recht große Wonnen, aber, ist es ein Gut oder ein Uebel, wenn man sich von einem Beichtvater leiten läßt? Es giebt so viele schlechte Priester! 12. Januar 1817.

Der Kaiser sagt, daß einstmals in Judäa fast alle Jahre Leute auftraten, die sich Propheten nannten; diese versicherten fast alle, daß sie auf dem Wasser gehen könnten.

Der Kaiser hat die „Genesis“ gelesen und erklärt, daß alle Oertlichkeiten und Sitten darin mit der größten Wahrheitstreue geschildert sind.

Diese Lektüre hat dadurch einen großen Reiz, daß man alle Orte wiedererkennt.

Die Kreuzfahrer waren bei der Rückkehr aus Asien weniger gute Christen als beim Auszuge; der Verkehr mit dem Moslim hat dem christlichen Glauben der an den Kreuzzügen Teilnehmenden viel Abbruch gethan.

Palästina ist ein armes Land.

Gourgaud: Was vom jüdischen Volk prophezeit wurde, das ist eingetroffen und trifft noch immer ein. Sie irren auf der Erde umher; das ist ein beständiges Wunder.

Napoleon: Es ist allerdings seltsam, aber ebenso erstaunlich ist es, daß es in Frankreich eine Million Protestanten giebt, trotz allen Verfolgungen, die sie haben erdulden müssen. Alle Menschen hängen an ihrem Glauben . . .

Napoleon zieht Gourgaud wegen seiner Gläubigkeit auf:

Sie gehen zur Beichte! Nun, ich bin gesalbt, Sie können mir beichten.*)
18. Juni 1817.

Nach meiner Meinung belebt die Materie sich von selber. — Ich würde glauben, wenn es nur eine einzige Religion gäbe, aber seit dem Anbeginn der Welt ist es die große Frage, ob die Religion ein Gut oder ein Uebel ist. Ich glaube, in den religiösesten Ländern werden die meisten Verbrechen begangen. Andererseits bietet die Religion große Tröstungen, man ist weniger unglücklich, wenn man an Gott glaubt. Ich gestehe, wenn ich im Kriege so viele Menschen in einem Augenblick vom Leben zum Tode übergehen sehe, so macht mich das zum Materialisten. Wenn man schläft, wenn man wahnsinnig ist, wo ist dann die Seele? 27. Dezember 1817.

Man spricht vom Beichten.

Gourgaud: Ich bin niemals auf den Gedanken gekommen, einen Beichtvater zu verlangen. Ich habe mir keinen Vorwurf zu machen. Ich mache mir von Gott einen solchen Begriff, daß ich mich an ihn selbst wenden kann; ich habe eine unbegrenzte Zuversicht zu seiner Güte. Man glaubt, ich lese fortwährend in der Bibel! Ich weiß nicht, warum Eure Majestät mich durchaus als Betbruder hinstellen wollen!

Napoleon: Ja, ich denke, ein bißchen sind Sie es!

Gourgaud: Ich gestehe, ich glaube fest an Gott und kann nicht begreifen, daß es Atheisten giebt. Das ist einfach eine Renommisterei des Geistes.

*) Diesen Scherz liebte Napoleon überhaupt zu machen. Er wiederholt ihn, ziemlich mit denselben Worten, noch bei mehreren anderen Gelegenheiten.



Napoleon: Bah! Laplace ist Atheist, Bertholet ebenfalls. Beim „Institut“ waren sie es alle; indessen glaubten Newton und Leibnitz an Gott.

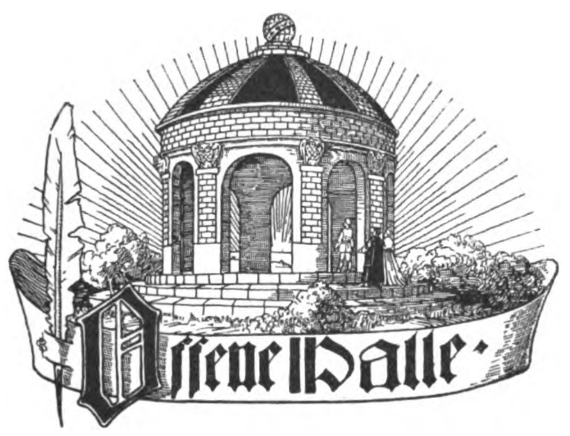
Gourgaud: Ich gestehe, Sire, noch heute abend betrachtete ich die Gestirne, und ich fragte mich, wie Leute so anmaßend sein können, zu glauben, daß dieser ganze Mechanismus eine natürliche Wirkung der Materie sei. Wer hat denn die Materie selbst geschaffen, wenn nicht ein höheres Wesen, Gott! Laplace selber weiß nicht, was die Sonne, die Sterne, die Kometen sind, und er wagt zu behaupten: es giebt keinen Gott! Das kann ich nicht glauben.

Napoleon: Die Atheisten vergleichen den Menschen mit einer Uhr: der Uhrmacher ist ein höheres geistiges Wesen! Sie geben zu, daß dies die Wirkung der Materie ist, wie die Wirkung des Feuers darin besteht, daß es Wärme giebt. Ich glaube an geistige Wesen. Ich würde so fest wie Papst Pius VII. an Christus glauben, wenn die christliche Religion bis zum Beginn der Welt zurückginge, wenn sie die allgemeine Religion wäre. Wenn ich aber die Mohammedaner eine andere Glaubenslehre befolgen sehe, die einfacher ist als die unsrige und ihren Sitten besser angepaßt ist, dann ... Und dann, Sokrates, Platon waren also verdammt?! Mit dieser Frage kam ich immer dem Bischof von Evreux. Er versicherte mir, es wäre nicht der Fall, Gott würde lieber zu ihren Gunsten ein Wunder wirken! ... Sie glauben also, daß Gott sich mit allen unsern Handlungen beschäftigt?

Gourgaud: Sire, wenn Eure Majestät sich Gott nach den Kenntnissen eines Menschen vorstellen, so wäre diese Beweisführung gut. Aber er, der die Sonne und zugleich ein Baumblatt hat zu schaffen gewußt, er besitzt eine Geisteskraft, die sich nicht mit der meinigen vergleichen läßt; er hat zu mir gar keine Beziehungen. Wenn ich also Gott mit einem Menschen vergleiche, so bewege ich mich in einem circulus viciosus. Mit meiner menschlichen Vernunft kann ich nicht begreifen, wodurch die Sonne existiert, ich kann ebensowenig begreifen, wie Gott alle meine Handlungen sieht. Dieser Gedanke aber ist nicht schwieriger zu fassen als die Erschaffung der Gestirne oder eines Strohhalmes. Gott hat nicht gewollt, daß unsere Geisteskraft sich so weit erstrecke!

Napoleon: Es ist wohl wahr: die Idee eines Gottes ist natürlich. Sie ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern dagewesen ... In der Schlacht habe ich so viele Menschen in einem Augenblick verschwinden sehen; das hat mich mit dem Tode vertraut gemacht ... Die Materie! Die Materie! ...





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Streiflichter zur Frage: Undeutsche Frauen.

Eine „deutsche Frau“ tritt auf gegen den Auslandkultus, wie er sich der Madame Durand gegenüber wieder in voller Blüte gezeigt habe. Wenn ich nun auch, mit Frau Anita Schöttler und dem „deutschen Manne“, die Schilderung der „deutschen Frau“ übertrieben finde, so möchte ich, — in anderm Sinne — ihr darin beistimmen, daß unsere deutsche Frauenbewegung eine reichlich internationale Färbung hat.

Wohl hat der deutsche Mann recht, bei der Frauenfrage handelt es sich in erster Linie um allgemein Menschliches; darum hängen aber Staats- und Frauenbestrebungen doch unlöslich zusammen. Ueberdies sind Menschentum und Deutschtum nicht nebeneinander herlaufende Begriffe, sondern mit einander verbundene. Es würde zu weit führen, wollte ich versuchen, die Verschiedenheiten der Nationen genügend zu zergliedern, um zu zeigen, wie sich Volksart und Frauennatur verschmelzen können, so daß man der einen nicht zu nahe treten kann, ohne die andere zu schädigen. Wenn ich mich ein deutsches Mädchen nenne, so kann ich diese beiden Begriffe so gut und so schlecht trennen wie in einem „glühenden Eisen“ Feuer und Metall. Entfernt man das Feuer, so ist das glühende Eisen eben nur noch kalt Eisen; und während ich mit dem glühenden Brennstift zielbewußte Linien ziehen kann, giebt der abgekühlte kaum einen unsicher farblosen Strich.

Wenn die ungenannte deutsche Frau unsere Frauenbewegung bezeichnete „als ursprünglich eine Nachahmung vom Ausland importierter Ideen“, so hat sie den sozialen Notständen unseres lieben Deutschland zu wenig Rechnung getragen. Es hieße auch die Frauenfrage unterschätzen, wenn sie nur als Geschlechtsfrage aufgefaßt würde, insofern, „als wir deutschen Frauen uns getrost unsere Gesetze von deutschen Männern machen lassen wollen!“ (Siehe S. 116.) Die Frauenfrage ist auch Männerfrage und darum in Deutschland wie im Ausland jedesmal auch Staatsfrage.



Gerade als solcher (ob nun die Frauen noch indirekt oder direkt an ihrer Ausgestaltung teilnehmen) thut ihr eine Klärung an den Meinungen anderer Staaten außerordentlich gut. Wiederum darf sie als Staatsfrage den Staat in seiner Gesamteinheit nicht zu sehr außer acht lassen.

Unser Deutschland hört auf dem Gebiet der Frauenfrage viele Klagen, wie sehr es noch gegen das Ausland im Rückstande sei. Ob es wirklich so beklagenswert ist, daß wir vorläufig die Nachhut bilden, erscheint mir allerdings noch unentscheidbar. Jedenfalls ist der Hinweis auf die guten Früchte, die unser Geschlecht im Auslande schon erntet, wohl verfrüht. Steckt nicht die Frauenbewegung noch überall mehr oder weniger in den Kinderschuhen? Vorläufig sehen wir, daß England, dessen männergleiche Frauenrechte und Freiheiten uns manchmal sehnsüchtig hinüberblicken ließen, neben der offenbaren Machtlosigkeit der Frauen, gegen unmenschliche Greuel erfolgreich aufzutreten, uns zeigt, wie schnell man lehrte, die Frauen nicht mehr als Frauen und Mütter zu achten. In Bezug auf die amerikanische Miß sagt Brigham Young, der mutvolle Polygamist, daß es in Amerika, dem freien Lande, wo jede Arbeit ehrt, wegen der Kosten, die allein die Mode verursacht, vielen fast unmöglich wäre, auch nur eine Frau redlich zu erhalten; und Frankreich, das Vaterland der Madame Durand? Es besitzt die erste und größte Frauenzeitung, allerdings; aber seine Mütter ziehen im allgemeinen vor, lieber ein Kind, als deren mehrere zu haben.

Das sind keine gesunden, einen Staat fördernden Zustände. Man mag mir vorwerfen, so ein allgemeiner Ueberblick darf nicht ungerecht gegen gute oder doch erwägenswerte Einzelheiten machen; gewiß nicht; nur — muß man das Gesamtresultat beim Erwägen mit auf die Wagschale legen.

Im hier gerade vorliegenden Falle lehnte sich die deutsche Frau gegen die „ungeheuer vielseitige Französin auf, welche Schauspielerin, Herausgeberin einer Zeitung, daneben im bürgerlichen Leben Gattin, Mutter und Hausfrau ist" —

Die deutsche Frau — ich spreche hier vom Durchschnitt — hat bisher gefunden, daß der schon vielseitige Beruf einer Gattin, Mutter und Hausfrau ihr Leben genügend ausfülle. Und wenn mir auch fern liegt, zu sagen, daß Madame Durand nicht alle ihre Pflichten voll erfülle, so finde ich doch gerade in solcher Pflichterfüllung den Beweis für eine den Durchschnitt an Kraft der Persönlichkeit, des Körpers und des Geistes so weit überragende Persönlichkeit, daß den Vertreterinnen des Durchschnitts mit Recht bange werden kann, wenn sie die Vorschläge dieser Ausnahme-Persönlichkeit ins Frauenleben hineintragen und darauf Bestrebungen gegründet sehen, welche offenbar größere Anforderungen an sie stellen, als sie ohne Schaden an Gesundheit und Eigenart zu erfüllen im stande sind.

Ohne Schaden an Gesundheit und Eigenart! Das ist das Motto, welches deutsche Frauen aus Pflichtgefühl gegen das Vaterland ihren Bestrebungen voran setzen sollten. Im großen und ganzen wird aber nicht nur die Gesundheit unserer Frauen trotz aller Klagen über stets zunehmende Nervosität, Hysterie, Neurasthenie und Blutarmut, trotz aller weitverbreiteten zum Teil recht übertriebenen Ansichten über Vererbung und erbliche Belastung, noch zu wenig betont, sondern den Frauen, die schon jetzt bei doch zum Teil wenigstens noch günstigen Lebensbedingungen der rechten Kraft ermangeln, sollen noch Wege geebnet werden, deren Unnatürlichkeit ihrer Eigenart gegenüber markaussaugend wirken muß.

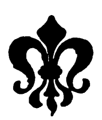
Mir ist, als bauten wir mit großer Anstrengung an einem neuen Schiffe, während das Leck des alten, auf dem wir schwimmen, unausgebessert bleibt und größer wird von Jahr zu Jahr. Es möchte sich ereignen, daß wir untergehen, ehe die neue Arche fertig ist. Ich fürchte, wenn unsere Frauenuniversitäten gebaut sind und unser Reichstag seine vollzähligen weiblichen, juristisch und philosophisch geschulten Vertreter hat, wenn unsere Frauen sich nur noch von Aerztinnen behandeln lassen, dann werden unsere erwachsenen Töchter nicht mehr die Kraft zum Studium haben, unsere Söhne nicht mehr den weittragenden Begriff echter Ritterlichkeit kennen, unsere Kinder nur zu oft vereinsamt — und unsere heutige Frauenmacht als veraltet zum überflüssigen Gerümpel geworfen sein.

„Wir dürfen nur die Zinsen verbrauchen," sagt Fritz Thor im Hammer, „das Kapital muß ungeschmälert auf die Nachwelt übergehen". Die Sorge dafür aber, daß unser Kapital an Lebenskraft nicht angegriffen wird, liegt weit mehr der Frau ob als dem Manne, der viel preisgiebt, um die Möglichkeit zu schaffen, daß die Frau erhalten kann.

Daß solche Sorge von uns Frauen heute viel mehr Opfer verlangt als früher, ist unbestreitbar. Wir leben in einer Zeit des Ueberganges, die zu ertragen, bis die rechten Wege für die Allgemeinheit geebnet sind, selbst echter Vaterlandsliebe schwer fällt. Wer will den Hungernden schelten, der das Huhn schlachtet, dessen Eier viele nähren sollten? Er kehrt die erste Not auf Kosten der Zukunft.

Thun wir das auch, einem Zwange folgend und doch um unserer selbst willen, so — ja, dürfen wir sagen, daß wir deutsch handeln?

H. L. Gebhart.



Damensünden.

Kaum ausgesprochen, steht man schon mit beiden Füßen drin. Ein fatal ausgiebiges Thema!

Nun vor allen Dingen, um Unklarheiten zu vermeiden, die Begriffsbestimmung. Was versteht man unter „Dame"? Ich meine: Dame in Gänsefüßchen. (Oder wollen Sie gleich lieber sagen: Damen mit Gänsefüßchen? Wie's beliebt. Soweit gehe ich noch gar nicht einmal.)

Also: eine „Dame" ist weder eine deutsche Frau, noch eine Mutter, noch ein deutsches Mädchen. Sie ist nicht einmal ihre Namensschwester: die Dame ohne Gänsefüßchen. Sie ist frei von manchen Vorurteilen. Aber beileibe nicht von allen.

Hierbei sitzt man gleich auf einer Schwierigkeit fest. Ich sollte die Vorurteile nun wohl spezialisieren. Aber das kann ich einfach nicht.

Ja! ich könnte es vielleicht, heute — aber ich garantiere nicht dafür, daß morgen noch meine Erklärung zutrifft.

Ich kann mit gutem Gewissen nur das Eine: den Punkt zeigen, um den unsre „Dame“ sich in beständiger Drehe bewegt, so daß sie heute so und morgen so schillert. Heut dasselbe verachtet, was sie morgen vergöttert.

Dieser Punkt ist die Mode.

Die Gottheit der „Dame“ ist die Mode. Sie betet vor ihr, sie bringt ihr Opfer, sie kasteit sich für sie — ja wahrlich, es ist nicht übertrieben: sie wirft ihr ihre lebendige Seele hin.

Natürlich meine ich nicht nur die Toilettenmode. Die auch, gewiß. Der Hut steht ja, wie männiglich weiß, ein Stückchen höher als der Kopf. Hat also auch alles Recht, mindestens die gleiche Beachtung zu fordern. Aber eine richtige „Dame“ steht noch lange nicht bei der Toilette still. Erst der äußere Mensch, dann aber auch der innere.

Unsere „Dame“ hat Geist. Daß sie alle litterarischen Tagesberühmtheiten ebenso sicher wie die laufenden Schlagwörter kennt, ist etwas, das kaum erwähnt zu werden braucht. Sie bringt es sogar zu litterarischen Salons, wo die Geister sich tummeln. Im Falle ordnungsmäßiger Portemonnaieverhältnisse spielt sie mit besondrer Vorliebe Frau Mäcen. Sie hat ihre Ueberzeugung, gewiß! Sogar eine Oppositions-Ueberzeugung! Seht ihr, ihr Nörgler, und ihr wagtet zu behaupten, sie hätte keinen selbständigen Geist!

Nun aber kommt der Pfiff. Bitte, beobachtet sie doch einmal in einer für sie kritischen Situation, z. B. in einer Premiere, ehe die offizielle Windrichtung bekannt ist. Oder über einem neuen Buch von vielleicht gar unbekannter Autorschaft, über das sie noch keine Kritik hörte. Ich wette, daß ihr sie in einem Zustand antrefft, den man geradezu hilflos nennen könnte.

Aber wenn sie berühmte Größen in ihrem Salon hört, oder auch anderswo — unsre „Dame“ scheut nicht Wind und Wetter, wenn es einen glänzenden Vortrag gilt — dann weiß sie sich an den Großen heranzudrängen, ihm verständnisvoll die Hand zu drücken, ihn mit wohllautenden Schlagwörtern seiner eignen Richtung zu kitzeln.

Unsre „Dame“ hat aber auch Seele, d. h. wenn die Mode ihres jeweiligen Kreises die Seelenpflege bevorzugt. Sie schwimmt in Religion und Ethik, sie besucht Kirchen und karessiert deren Hüter. Oder auch, sie fühlt sich plötzlich von der Orthodoxie unbefriedigt, sucht freiere Gemeinschaften, taucht in Theosophie und Spiritismus.

Sie hat auch Gemüt. Sie näht und kocht für Arme, ja sie sucht sie in Elend und Schmutz auf und predigt ihnen die höhere Moral. Sie bezaubert alle Welt durch ihre zärtliche Liebe für ihre Kinder. Dann wieder kann sie auch den Sünden andrer gegenüber so milde, so verzeihend sein, daß es einen fast zu Thränen rühren muß. Der Fall muß nur ein klein bißchen von irgend woher sanktioniert sein.

Die „Dame“ leidet auch nicht an Einseitigkeit der Gefühle, z. B. ist sie nicht so beschränkt, sich etwa ausschließlich als Deutsche zu fühlen, ihr Vaterland zu lieben oder gar stolz darauf zu sein.

Sie geht aber noch weiter. Sie sucht eine Art von Vornehmheit oder Geistesgröße oder Gott weiß was, darin, ihr Deutschtum zu verleugnen. So wenig als möglich die Deutsche, als die sie leider Gottes doch nun einmal geboren ist, merken zu lassen. Daher ihr Sich-Scharen um jeden ausländischen

Namen, ihr Anstaunen uralter Weisheiten oder Unweisheiten im Munde irgend einer Vertreterin fremder Nation. Es ist kein edles, maßvolles Gerechtwerden fremden Vorzügen, es ist eine wahllose blinde Vergötterung alles dessen, das nur ja „anders" ist als die gewohnte Umgebung. Dann ist für sie sofort der Nimbus da.

Wohl hat die „deutsche Frau" im Heft 7 des Türmers recht und dreimal recht, die „undeutschen Frauen" zu verurteilen, die diesem würdelosen Sport huldigen. Unsre „Dame" macht ihn natürlich lustig mit. Sie kann ja alles, sogar sich für französische Frauenbewegung begeistern, wenn es grade so liegt. Sie kann alles und ist alles.

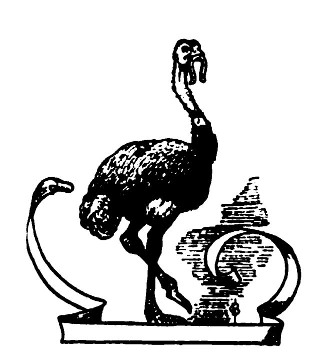
Und wer alles ist — der ist eben nichts. Das ist eine harte, stolze Wahrheit, mit der sich nicht kapitulieren läßt.

Daher ist die „Dame" ein Zerrbild unsres Geschlechts.

Sei so unwissend wie möglich, in all den hohen Künsten und Wissenschaften, die ihr wie Wasser durch die Kehle laufen; sei so schlicht und einfach, wie dein natürlicher Geschmack und deine Verhältnisse es heischen; kümmre dich nicht ängstlich um fremdes Elend, sondern wirke in deinem eignen Kreise nach Maßgabe all deiner Kräfte, quäle deine Seele nicht mit den Geheimnissen des Lebens — und du wirst noch immer tausendmal höher stehn als sie, die alles weiß, alles kann, alles lebt.

Gieb dich, wie du bist, ungekünstelt zu jeder Stunde, in stolzer Natürlichkeit. Dann grüßen wir dich, du deutsche Frau, wer und wo du auch seist, und schließen mit dir ein Schutz- und Trutzbündnis gegen jegliche Art der „Damen".

Marie Diers.





Neudeutscher Kultus. — Falsche Werte. — Allerlei Standesehren. — Zukunftsperspektiven.

Es sind nicht die großen Staatsaktionen, nicht die offiziellen Direktiven der Regierenden, die kalten oder warmen „Wasserstrahlen“ offiziöser Blätter, aus denen der Deutsche von heute den Gang der politischen und sozialen Entwicklung zu erkennen sucht. Offizielle und offiziöse Kundgebungen haben nach Bismarck sehr an Gewicht eingebüßt. War man zu seiner Zeit gewohnt, in gewissen Mitteilungen der offiziösen Presse und in den öffentlichen Kundgebungen des Reichskanzlers und der Minister den festen Willen und die leitenden Gesichtspunkte einer zielbewußten Regierung zu erkennen, so findet der offizielle Apparat heute, trotz des Geräusches, mit dem er zuweilen arbeitet, nur noch geteilte Aufmerksamkeit und nicht immer gläubige Ohren. Man hört wohl auf den Text, aber eifriger forscht man nach der Weise, nach einer Deutung, die nicht in den Dingen selbst begründet liegt, sondern in der Initiative einer Individualität, die man sich gewöhnt hat als über den Dingen stehend, sie nach der Eigenart ihrer Persönlichkeit meisternd, zu betrachten. Nur soweit man das offizielle Gebahren in vollster Uebereinstimmung mit dieser Initiative und aus der Eigenart dieser Persönlichkeit selbst entsprungen glaubt, wird ihm ernsthafte Bedeutung, wenigstens für den Augenblick, beigemessen.

Es ist eben dahin gekommen, daß wir die Gestaltung unserer Geschicke weniger von dem natürlichen Laufe der Dinge, von dem Fortschreiten auf festen vorgezeichneten Bahnen, von gewissen Traditionen erwarten, die bei allen Abweichungen, denen auch sie notwendig unterliegen müssen, im tiefsten Grunde doch auf nationalpsychologischen und geschichtlichen Entwicklungsgesetzen beruhen. Wir sind vielmehr geneigt, unsere Zukunft ganz wesentlich auch von der freien Willensmeinung und -Entscheidung einer bei allen Fähigkeiten und allem Pflichtbewußtsein doch immer menschlich begrenzten Persönlichkeit mit bestimmen zu lassen. Der Schwerpunkt ist von den Dingen auf die Person gelegt worden.

Nur so erklärt es sich, daß persönliche Nachrichten vom Kaiser, die durch ihre rein private Natur der politischen Erörterung entzogen sein sollten, ein Aufsehen und einen Meinungsaustausch erregen, wie keine noch so offizielle Haupt- und Staatsaktion. Welcher Zusammenhang z. B. dürfte sonst von Rechtswegen zwischen der Reisebegleitung, die sich der Kaiser für seine Nordseefahrt ausgewählt hat, und der künftigen sozialen Entwicklung Deutschlands entdeckt werden? Könnten wir die Dinge noch reinlich auseinanderhalten, hielten wir die Möglichkeit, daß subjektive persönliche Einflüsse bestimmend auf sie einwirkten, für ausgeschlossen, wie dürften wir dann aus der Gesellschaft, die sich der Kaiser für seinen privaten Umgang aussucht, irgend welche politischen Schlüsse ziehen? Ist das nicht eigentlich eine Zumutung? Wenn es dem Kaiser beliebt, statt altpreußischer Edelleute Geheime Kommerzienräte wie die Herren Arnhold, Bleichröder und Isidor Loewe, Hanseaten, wie Markus u. a., auf seine Fahrt mitzunehmen, wenn er an Männern wie Ballin und Goldberger Gefallen findet und sie an sich heranzieht, muß dann eine neue politische und soziale Aera im Sinne dieser Herren anbrechen? So fragt der Theoretiker, der Mann des reinlichen Denkens; der Praktiker aber wird uns lächelnd belehren, daß mit der abstrakten Logik nirgend weniger anzufangen ist, als in der Politik.

Und doch ist es ein ungesunder und gefährlicher Zustand, wenn ein mündiges Volk sich daran gewöhnt, seine Erwartungen für die Zukunft von persönlichen Momenten abhängig zu machen, seine Hoffnungen und Befürchtungen an die doch menschlichen Einflüssen unterliegenden Willensäußerungen einer einzelnen Persönlichkeit zu knüpfen, und sei sie mit allen Gaben Geistes und Charakters ausgezeichnet. Es ist das umgekehrte von dem rechten Verhältnis zwischen Fürst und Volk. Nicht das Volk hat sich nach der persönlichen Eigenart seines Fürsten zu modeln, dieser Eigenart seine Entwicklung unterzuordnen, sondern der Fürst soll sich von der Volksseele durchstrahlen lassen, soll — im Idealbilde gesprochen — die Verkörperung der Volksgesamtheit sein. Hierzu aber ist es nötig, daß solche Ausstrahlungen auch wirklich an ihn herandringen, daß er einen allezeit wachen Volkswillen und dessen freie Regungen kräftig empfinden kann, daß er sozusagen das Herz des Volkes in seiner eigenen Brust schlagen hört. So laut schlagen hört, daß persönliche Einflüsse anderer und eigene Wünsche dahinter verstummen. Er kann und muß dem Volkswillen widerstreben, wo ihm seine Ueberzeugung das gebietet, aber er muß ihn hören, er muß ihn allezeit gegenwärtig haben. Sonst läuft er Gefahr, sich seinem Volke zu entfremden und damit den Boden zu verlieren, in dem er wurzelt, und aus dem heraus allein er seine Machtfülle schöpft. Ein Zustand, bei dem der Monarch dauernd anders wollte, als das Volk, wäre unhaltbar.

Soweit eine Berührung des Kaisers mit dem Volke stattfindet, zeigt sich ihm dieses nicht in der Gestalt, daß es einen sonderlichen Eindruck auf sein Empfinden und seine Entschließungen machen könnte. Er sieht überall nur ge-

krümmte Rücken, spalierbildende Hurraschreier. Wo noch Ueberzeugungen leben, da schweigen sie meist behutsam, und wo sie geäußert werden, geschieht es nicht vor seinen Ohren, oder sie dringen nicht bis zu ihm. Freie Worte, scheint's, bekommt er nur noch von — Ausländern zu hören. Bezeichnend dafür ist der ihm zugeschriebene Ausruf nach dem Empfange des hagebüchenen Cecil Rhodes: „Endlich ein Mann!" Noch bezeichnender, wenn das Wort nicht gesprochen sein sollte. Und ebenso lehrreich für die Art, wie der Kaiser eine freie Sprache vertragen kann, ist ein Gespräch mit dem Franzosen Charles Roux, der vor einiger Zeit als Gast des Kaisers in Potsdam weilte.

Roux war mit dem Kaiser im Schloß Sanssouci. Der Kaiser, erzählt der „Figaro", wandte sich in den Gemächern Friedrichs des Großen, die unverändert erhalten sind, an den Gast und sagte ihm gerade ins Gesicht (à brûle pourpoint): „Man erzählt, daß die Deutschen keinen Geschmack haben .... Was sagen Sie dazu?" — — „Majestät," erwiderte Roux, „wollen mir gestatten mit Freimut zu antworten?" — „Gewiß." — „Auf die Gefahr zu mißfallen?" — „Freimut mißfällt mir niemals." — „Nun denn, Sire, das Palais ist bewundernswert — nur betrachten Sie die Stirnseite, sie ist von unserem reinsten französischen Stil, das Getäfel verdankt man dem Meißel französischer Bildhauer, die Gemälde tragen die Zeichen Watteau, Lancret, die Einbände, welche die Bibliothek schmücken, tragen französische Namen, und die Titel genügen, die Herkunft der Bücher selbst zu erweisen, und wenn Majestät das Werk des großen Königs öffnen und einen Blick auf die Anmerkungen werfen, so werden Sie die Schrift Voltaires erkennen. Das bezeugt, daß Ihr berühmter Ahne, Sire, ein feiner Kenner (un raffiné) war." — Der Kaiser lachte herzlich und sagte dann: „Gestehen Sie zum mindesten, daß er ein großer Mann war?" — „Wer würde wagen, das zu verneinen, Sire? — indessen, ich glaube mich zu erinnern, daß wir ihm manchmal auf dem Nacken saßen (que nous lui avons parfois ... taillé quelques croupières)." Wilhelm II. lächelte fein, dann meinte er mit launiger Betonung: „Das ist möglich ... das ist sogar richtig — aber bah! was wollen Sie — das geschieht jedem mal."

Daß Deutsche mit ihrem Kaiser in diesem Tone sprächen, darüber ist nie etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen. Seine eigenen Landsleute sieht der Kaiser sich in beständigen Huldigungen vor ihm erschöpfen. Ein Volk, das, soweit es mit ihm in Berührung kommt, gar keine anderen und höheren Wünsche zu haben scheint, als Hurra zu schreien und seinen Weg mit den zweifelhaft duftenden Palmen seiner Loyalität und peränniereuden Begeisterung zu bestreuen. Sogar zur Teilnahme an der Aufstellung seines eigenen Standbildes in der Ruhmeshalle zu Barmen hat man ihn geschmackvoller Weise eingeladen. Den Bescheid hätten sich die Herren selber sagen können. Der Oberpräsident der Rheinprovinz hat den städtischen Behörden mitgeteilt, daß das Kaiserpaar der Einladung nicht entsprechen könne. Auch habe der Kaiser es sich

versagen müssen, den Kronprinzen mit der Vertretung bei der Feier zu betrauen, da es sich um ein Standbild für seine eigene Person handele!

Erinnert das nicht schon etwas an die Aufstellung der Cäsarenbüsten im alten Rom?

Nachdem der Kaiser wiederholt den Wunsch geäußert hatte, daß die ihm auf seinen Reisen zugedachten Ehrungen möglichst eingeschränkt würden, hat das Oberhofmarschallamt auch verschiedenen Krieger- und Gewerkschafts-Verbänden, die bei den Jagdreisen des Monarchen ihm Ovationen darbringen wollten, zu verstehen gegeben, daß bei den kleinen privaten Reisen des Kaisers Begrüßungen und Empfänge zu unterbleiben hätten. Mit anderen Worten, wie ein Berliner Blatt richtig bemerkte: die Herrschaften wurden ersucht, ihren loyalen Ueberschwang zu mäßigen und, statt mit Spalierbilden und Hurrarufen ihre Zeit zu vertrödeln, nützlicher Arbeit nachzugehen.

Schon früher war verordnet worden, daß alle Einladungen zu Denkmalsenthüllungen erst einem ministeriellen Gutachten zu unterliegen haben, ehe sie an die Person des Kaisers selbst gelangen. Denselben Zweck verfolgt eine neuere Verfügung, wonach auch die Teilnahme des Kaisers an kirchlichen Einweihungsfeiern künftig eingeschränkt werden soll. Der Vorlegung derartiger Gesuche will der Kaiser künftig nur in solchen Fällen entgegensehen, in welchen es geboten erscheint, daß er sich bei persönlicher Behinderung durch einen der königlichen Prinzen vertreten läßt. In den übrigen Fällen sind die Minister zur ablehnenden Bescheidung der Gesuche ermächtigt.

Welche Sturmflut aufdringlicher Liebedienerei muß an die Stufen des Thrones gebrandet haben, daß der Kaiser sich zu solchen energischen Maßnahmen genötigt sieht, sich vor der gefährlich überschäumenden „Begeisterung" seiner lieben Deutschen zu schützen! Könnte es einen Wunder nehmen, wenn ein hochgemuter Fürst angesichts dieses ewigen Gewinsels und Gehudels zu seinen Füßen sich selbst und seinen souveränen Willen statt des Volkes setzte und dieses als einen unmaßgeblichen oder nicht vorhandenen Faktor aus seinen Rechnungen striche, sich einem mystischen Gefühle der Allmacht und Unfehlbarkeit hingäbe? — —

In seinen „Reden an die deutsche Nation" rief Fichte, der „große Patriot", als welchen ihn ja auch Graf Bülow anerkannte, den Fürsten zu: „Diese Reden beschwören euch, Fürsten Deutschlands! Diejenigen, die euch gegenüber so thun, als ob man euch gar nichts sagen dürfte oder zu sagen hätte, sind verächtliche Schmeichler, sie sind arge Verleumder eurer selbst, weiset sie weit weg von euch! Die Wahrheit ist, daß ihr eben so unwissend geboren werdet, als wir andern alle, und daß ihr hören müßt und lernen, gleich wie auch wir, wenn ihr herauskommen sollt aus dieser natürlichen Unwissenheit."

Anders heute. Da ist der Begriff „Kaiser" oder „König" nicht nur in politischen Dingen, sondern in „jeder Beziehung etwas Absolutes",

in allen Fragen, auch in den der Kunst und Wissenschaft, die letzte, entscheidende Instanz. Als gewisse Leute, die von Kunst auch etwas verstehen wollten, sich bescheiden erlaubten, die Berliner Siegesallee nicht über alle Begriffe herrlich und erhaben zu finden, als sie sich gar zu der Behauptung verirrten, des Kaisers Urteil brauche in Kunstfragen nicht notwendig maßgebend zu sein, wurden sie von der „Kreuzzeitung", wie folgt, zurechtgewiesen:

„Es geht nicht an, dem Fürsten und Führer des Volkes die Stellung irgend eines beliebigen Kunstliebhabers oder Kunstkritikers anzuweisen. Der Begriff ‚Kaiser' oder ‚König' enthält in jeder Beziehung etwas Absolutes, Untrennbares, Einheitliches in sich. Im Landesherrn ist die Volksgesamtheit Einheit und Persönlichkeit geworden, eine Persönlichkeit, der unter allen Umständen und in allen Verhältnissen der Geschichte gegenüber und vor Gott die von Gott übertragene Aufgabe zufällt, Schützer des Staatsganzen, Förderer der nationalen Thatkraft und Erhalter der das Volk beseelenden und bewegenden Lebens- und Schaffenslust zu sein. Das gilt auch von der Kunstpflege . . ."

Warum sagte die „Kreuzzeitung" nicht gleich, der Begriff „Kaiser" oder „König" sei überhaupt „das" Absolute? Damit hätte sie jeden weiteren Einwand abgeschnitten und nebenher noch das Welträtsel gelöst. — Bösen Zungen mag es da leicht entschlüpfen: „und der König absolut, wenn er unsern Willen thut".

*

Aus der diesjährigen Neujahrsgratulation des Berliner Magistrats an den Kaiser verdient folgender, „ewig währender Schmuck" gewürdigt zu werden:

„In unserer Stadt erheben sich hochragend die Säulen und Denkmäler, welche den Ruhm des königlichen Hauses der Hohenzollern uns und der Nachwelt verkünden, ein ewig währender Schmuck und eine Zierde der Residenzstadt!

Euere Kaiserliche und Königliche Majestät haben huldvollst den Gedanken aufgenommen und gefördert, durch Werke der bauenden und bildenden Kunst der bewundernden Mitwelt zu zeigen, daß die Residenz Euerer Majestät den ersten Kunststätten der Welt ebenbürtig ist. Das hehre Gotteshaus, welches den Abschluß der von den großen Vorfahren Eurer Majestät geschaffenen, an geschichtlichen Erinnerungen reichen Prachtstraße bildet, geht seiner Vollendung entgegen; die herrliche Straße, welche schon durch ihren Namen die Entwicklung des Hohenzollernhauses kennzeichnet, hat ihre Vollendung empfangen . . ."

Sehr viel anders hat der römische Senat den Cäsaren auch nicht gehuldigt.

*

Allgemein bekannt geworden ist ein „An des deutschen Kaisers Majestät" gerichteter Hymnus von Arthur Fitger, worin der Maler-Dichter der freien Hansestadt Bremen die Kunstrede des Kaisers auf sich wirken läßt. Die

Anfangszeilen genügen, zumal sie ja doch nicht mehr übertrumpft werden können:

„O, Herr, wirst dem Poeten du verzeihn,
Wenn er sich vordrängt aus des Volkes Reih'n,
Sich wagt an deinen Thron und tief bewegt
Den Zoll des Dankes dir zu Füßen legt?"

Als ob das „Volk" schon der Inbegriff des Staubes und der Niedrigkeit wäre, seines bloßen Daseins wegen um „Verzeihung" bitten müßte!

*

Der „Vossischen Zeitung" berichtet ein Leser aus einer Vorstellung des „Egmont" im Kroll'schen Etablissement des Königlichen Hoftheaters:

„Zu meinem größten Erstaunen wurden zum Schluß die klassischen Worte: ‚Und diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüt' zum ersten Male, seit ich das Werk unseres Goethe gehört, ausgelassen. Ich teile Ihnen dies als Zeichen der Zeit mit."

Das genannte Blatt hat dann noch nähere Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß „der fragliche Passus in den Souffleurbüchern des Schauspielhauses gestrichen ist und nicht gesprochen wird, außer, wenn die Worte Herrn Matkowsky gerade in den Mund kommen, was aber sehr selten der Fall ist."

Was „Egmont" recht ist, muß „Faust" billig sein. Der „Kölnischen Volkszeitung" wird geschrieben:

„Als ich vor Jahren einer Vorstellung des Faust im Schauspielhause beiwohnte, deklamierte Mephistopheles mit bissiger Ironie: ‚Die Kirche hat einen guten Magen, Hat ganze Länder aufgefressen Und doch noch nie sich übergessen; Die Kirche allein, meine lieben Frauen, Kann ungerechtes Gut verdauen.' Darauf soll nach dem Text des früheren großherzoglich weimarischen Ministers und Ritters hoher Orden, Herrn v. Goethe, Faust die Bemerkung dazwischen werfen: ‚Das ist ein allgemeiner Brauch, Ein Jud' und König kann es auch.' Doch diese Zwischenbemerkung — blieb aus! Vielmehr fuhr Mephistopheles ohne weiteres fort: ‚Strich darauf eine Spange, Kett' und Ring', Als wären's eben Pfifferling',' u. s. w. Ich bin gar nicht im Zweifel, daß der Faust auch heute noch im Königl. Schauspielhause in derselben Form gegeben wird. Denn was dort einmal gestrichen ist, das bleibt gestrichen. Aber niemals habe ich darüber in einem Berliner Blatte eine Bemerkung gelesen."

Warum wohl nicht?

*

Bei der Einweihung des Kunstpalastes in Düsseldorf hielt der preußische Finanzminister von Rheinbaben eine Rede, in der er u. a. etwa folgendes sagte:

„Es ist ein ermutigender Gedanke, daß . . . die Düsseldorfer Kunst sich genau in der Linie dessen bewegt, was Seine Majestät der Kaiser von der Kunst denkt und wünscht. Seine Majestät habe dies vor einiger

Zeit in einer Rede ausgesprochen, die bezaubernd gewesen sei für alle, die sie angehört hätten. Wenn Düsseldorf eine solche ideale Kunst pflegt, dann zeigt es sich zugleich als treuer Diener seines Kaisers ..."

Hierzu erlaubte sich ein Berliner Blatt die Frage: „Wenn das Bekenntnis zu den Kunstanschauungen des Kaisers ein Zeichen der Kaisertreue ist — wieviel kaisertreue Männer giebt es dann unter den 56 Millionen Deutschen?"

In seiner Festrede zur Eröffnung der Düsseldorfer Kunstausstellung sagte der Reichskanzler Graf Bülow: „In dem langwährenden Meinungskampfe ... soll uns stets das Vorbild unseres Kaisers voranleuchten, der seinen schönsten Ruhm darin findet, unermüdlich unser Gesamtvorbild zu sein."

Als „Gesamtvorbild" hat die Christenheit bisher nur Einen verehrt — Christus.

Von derselben Gelegenheit weiß die „Kölnische Zeitung" folgende „Episode" zu berichten, die sie von ihrem Standpunkte aus „hübsch" findet:

„Als bei Regen und Wind der Reichskanzler Graf Bülow in der Kuppelhalle des Haupt-Ausstellungsgebäudes empfangen wurde, bemerkte ihm der Abg. Dr. Beumer: ‚Aber, Excellenz, was bringen Sie für ein Wetter aus Berlin mit!' Graf Bülow erwiderte wie immer in guter Laune: ‚Post nubila Phoebus. Sobald der Hohenzollernsproß in die Ausstellung eintritt, wird die Sonne scheinen.' Und thatsächlich flutete Sonnenschein über das Riesenwerk, als der Kronprinz bei der Kuppelhalle seinen Wagen verließ, um die Ausstellung zu eröffnen, und die Front der Ehrenkompagnie abschritt."

Leider ist aus der Mitteilung nicht ersichtlich, ob die Sonne während der ganzen Anwesenheit des Kronprinzen — „still gestanden" hat.

*

Im Anzeigenteil der „Rostocker Zeitung" hat ein gelehriger Patriot seinen Gesinnungsgenossen ein leuchtendes Gesamtvorbild gegeben, wie man echt vaterländische und monarchische Gesinnung mit der heute so sehr geschätzten realpolitisch-merkantilen vereinigen kann. Er erläßt folgenden „begeisternden" Aufruf:

„Hohenzollern, Restaurant ersten Ranges. Auf vielseitigen Wunsch meiner hochverehrten Freunde und Gönner gereicht es mir zur größten Freude, die Ehre zu haben, den Geburtstag Sr. Majestät des deutschen Kaisers durch ein Fest-Diner auch in den mir vorläufig zur Verwaltung anvertrauten Etablissements verherrlichen zu können, und gestatte mir, auch an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß ich infolge dessen die Einrichtung getroffen habe, auch für Familien und kleinere Klubs in meinen zahlreichen Klubzimmern und Logen — wenn dieselben spätestens bis Montag nachmittag um 4 Uhr bestellt werden — das Festessen zu verabreichen. Veranlassung hierzu ist das Gefühl, mit jeder Faser meines Herzens meinem obersten Kriegsherrn als Soldat, sowie als gehorsamster Staatsbürger Seiner Allerhöchsten Majestät und deren treu zur Seite stehenden Souveräne auch auf mecklenburgischem Gebiete anzugehören, und kann ich nicht umhin, noch

darauf hinzuweisen, daß ich die unerschütterliche Ueberzeugung in mir trage, Allerhöchstderselbe ist jedem deutschen Manne wie eine Sonne ein leuchtendes Vorbild im Streben und Wirken, weshalb es auch für mich einen um so größeren Ansporn bedeutet, zur Verherrlichung dieses Festtages in dem mir von Gott (!) zugedachten Berufe, das Beste in einem Fest-Diner — dessen Menu (!) ich nachstehend folgen lasse — meinen hochverehrten Freunden und Gönnern zu bieten, was meine gesamte Kraft vermag, und würde es für mich ein hohes Glück sein, wenn alles so gelingt, daß ich das Bewußtsein in mir tragen kann, durch die angenehme Erinnerung an Kaisers Geburtstag bei einer Anzahl deutscher Familien mein Scherflein zur Vermehrung der idealen Edelsteine für Deutschlands Krone beigetragen zu haben. Indem ich mir noch erlaube, ein dreifaches Hoch Seiner Majestät dem deutschen Kaiser Wilhelm II. darzubringen, verbleibe ich mit dem Ausdrucke der vorzüglichsten Hochachtung meiner hochverehrten Freunde und Gönner ergebenster Diener." — Folgt Name und darauf das Menu.

Der Leser meint vielleicht, daß damit schon der Rekord des Patriotismus erreicht sei?

Ja, wenn der unlautere Wettbewerb nicht wäre! Es ist immerhin zweifelhaft, wem die Palme gebührt: dem „gehorsamsten Staatsbürger seiner allerhöchsten Majestät", der durch sein Menu „zur Vermehrung der idealen Edelsteine für Deutschlands Krone beigetragen" hat, oder einer Braunschweiger Verlagsbuchhandlung, die dem Karlsruher Stadtrate zum Jubiläum des Großherzogs von Baden ein hinreißendes Anerbieten gemacht hat. Sie empfahl nämlich Festreden, die sie ausarbeiten lassen wollte. Es sollte kosten eine kurze, gemeinverständliche, wirkungsvolle Rede 5 Mark, eine „historisch und mit begeisternder Charakteristik des Fürsten gefärbte" Rede schon 8 Mark, dagegen eine „formvollendete Rede für große Festveranstaltungen" 15 Mark. Der Stadtrat sprach sich zwar dahin aus, daß diese Preise „konziliant" seien, erklärte jedoch, von dem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können.

Ein praktischer Mann machte hierzu Vorschläge, die ich etwaigen Interessenten nicht vorenthalten möchte:

„Der Bedarf nach patriotischen Reden ist im Deutschen Reiche seit Jahren so groß geworden, daß man eigentlich nicht begreift, warum nicht schon längst die Herstellung und prompte Lieferung derartiger Reden zur Spezialität einzelner findiger Unternehmer oder von Aktiengesellschaften geworden ist, die diese Herstellung im Großen betreiben."

*

Das Heranwachsen des Kronprinzen hat zahlreiche Patrioten von einem Alb befreit, der noch bis vor kurzem schwer auf ihrer treuen Männerbrust gelastet hat. Denn nun endlich, endlich sind sie in der glücklichen Lage, ihren so lange zurückgedämmten patriotischen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Sie haben einen neuen Altar, vor dem sie nach Herzenslust opfern und Weihrauch

streuen können. So lange der Kronprinz als Minderjähriger noch mehr oder weniger der Oeffentlichkeit entrückt war, wußten sie nicht recht, wie sie es anfangen sollten, obwohl sie es wahrlich nicht an eifrigen Bemühungen fehlen ließen. Aber jetzt liegen die Dinge anders. Welche welterschütternden „Ereignisse", welche sinnigen Charakterzüge wissen nicht die Blätter von ihm zu berichten! Wem ginge z. B. nicht das Herz auf, wenn er über das Leben und Treiben des Kronprinzen in Bonn von dem Berichterstatter eines Berliner Blattes erfährt:

„Die ungezwungene Art und Weise, die der jugendliche Herrschersohn so sehr liebt, giebt sich in einigen Episoden kund, die sich in diesem Sommersemester ereigneten. So machte es ihm in der Kirschenzeit Vergnügen, mit einer großen Düte Kirschen, die er kurz vorher selbst eingekauft hatte, bewaffnet, im Vereine mit mehreren Kommilitonen von den Fenstern des Borussenhauses aus mit den Kirschkernen nach der gegenüberliegenden Straßenseite zu knipsen. Ein anderes Mal turnte er, von einigen Borussen gefolgt, mit großer Geschicklichkeit von einem Fenster der ersten Etage des Korpshauses über das Gesimse zu den anderen Fenstern, ein nicht ungefährliches Vergnügen, das ziemlich turnerische Gewandtheit erfordert."

Außerdem wird berichtet, wie rasch der Prinz „alle Herzen gewonnen" habe, wie herablassend er dem Rektor die Hand zu reichen pflege, wie fleißig er die Vorlesungen besuche, wie interessant er mit den Professoren zu disputieren pflege u. s. w., u. s. w.

Und in wem würden nicht die ernstesten Betrachtungen über die zukünftige Entwicklung des Deutschen Reiches ausgelöst, wenn er an der Spitze des lokalen Teiles seines Leiborgans von so bedeutsamen „Ereignissen" unterrichtet wird, wie diese:

„Der Kronprinz war heute früh in Primkenau zur Auerhahnbalz ausgewesen, während Prinz Eitel Friedrich bei der Birkhahnbalz vier Hähne erlegte. . ."

In ehrfürchtigen Schauern aber erzittert die zottige Männerbrust des freien Germanen, düstere Falten graben sich in seine biergefurchte Denkerstirn, wenn er gar — durch freundliche sozialdemokratische Vermittlung — einen obrigkeitlichen — „Geheimerlaß" vorgesetzt bekommt, worin die Eisenbahn-Direktion von Ludwigshafen für die Weltreise des Kronprinzen von Mannheim über Speyer nach Germersheim folgende „geheimen" Anordnungen trifft:

„Die Bahnwärter haben während der Vorüberfahrt des Sonderzuges die Uniformvorschriften genauestens zu beachten und den Rock vollständig zu schließen. Ablöswärter tragen die Dienstmütze und feiertägliche Kleidung. Der Ober-Betriebsinspektor erscheint in schwarzem Rock und hohem Hute, mit Handschuhen. Die Stationsvorstände der von dem Sonderzuge berührten Stationen haben während der Durchfahrt des Sonderzuges auf der Mitte des Bahnsteiges Aufstellung zu nehmen und den

vorüberfahrenden Zug in militärischer Weise zu grüßen. Das Zugbegleitungs-Personal setzt sich aus einem Zugführer, einem Schaffner und einem Wagenwärter zusammen. Dieselben tragen den Uniformrock vollständig geschlossen, schwarze Beinkleider und, ausnahmlich des Wagenwärters, weiße Handschuhe."

Befriedigt legt unser Germane die nationale Zeitung aus der Hand, die Falten seiner Dichter- und Denkerstirne glätten sich: freilich, wenn die Bahnwärter den Rock vollständig schließen und das Zugbegleitungspersonal schwarze Beinkleider und weiße Handschuhe trägt, da kann dem Kronprinzen nichts passieren. Lieb Vaterland, magst ruhig sein! —

Ob es nicht besser wäre, dem künftigen Herrscher die bestehenden Zustände in weniger feiertäglichem Gewande zu zeigen? Und ob die auf Kleiderordnungen und sonstige Aeußerlichkeiten aufgewandte Zeit und Mühe nicht mit größerem Rechte der persönlichen Sicherheit der Reisenden — nicht nur der fürstlichen — gewidmet werden sollte? Doch das sind Fragen, die ein loyales Unterthanengemüte im Keime ersticken muß. Empörend genug, daß sie in den wüsten Organen der roten Rotte erörtert werden dürfen, ohne daß sich ein Staatsanwalt findet, der solch' vaterlandslosem Treiben Einhalt gebietet!

*

Auch vom Prinzen Heinrich, der durch die Amerikareise „populär" geworden ist, weiß unsere Presse manchen hochbedeutsamen Charakterzug zu berichten. So z. B.:

„Der Prinz Heinrich von Preußen als liebender Onkel. Prinz Heinrich von Preußen ist, wie wir hören, gelegentlich seiner letzten Anwesenheit in Berlin von den jüngsten Kindern des Kaiserpaares gebeten worden, auch in Amerika sie ja nicht zu vergessen und ihnen recht oft Ansichtskarten zu schicken. Prinz Heinrich hat diesen kindlichen Wünschen Erfüllung versprochen. Auch die Kinder des Prinzen selbst sind eifrige Sammler von Ansichtskarten und haben schon eine hübsche Kollektion beisammen, unter der sich Karten aus China, Japan, Jerusalem rc. befinden."

Welch' ein Verlust an heiligsten Gütern, welche Schädigung des deutschen Volksgemüts, wenn ihm diese Mitteilung vorenthalten geblieben wäre! Es ist nicht auszudenken. Ebensowenig, wie die strahlende Wonne des Berichterstatters über seine wichtige Nachricht. „Wie wir hören"! — auf welch' beneidenswert vertrautem Fuße muß der Mann mit — den Bediensteten des Prinzen stehen!

*

Hans Blum erzählt in einem Aufsatz des „Neuen Wiener Tageblatts" zum Regierungsjubiläum des Großherzogs von Baden ein Geschichtchen, das soeben mit viel Behagen weiter gegeben wird:

„Vor wenigen Jahren ernannte Großherzog Friedrich von Baden gleichzeitig einen Privatdozenten in Heidelberg und einen älteren höheren Gymnasiallehrer zu ‚Professoren'. Zur Abstattung des üblichen persönlichen Dankes an

den Landesherrn für diese Auszeichnung wird vom Hofmarschallamt beiden die nämliche Stunde bestimmt. Als der junge Professor in das Wartezimmer des Schlosses in Karlsruhe eintritt, sieht er den alten Titularkollegen, den Cylinder auf dem ehrwürdigen Haupt, in großer Aufregung im Lokal herumsausen. Offenbar überlegt jener sich, welche der Reden Ciceros er, in das geliebte Neuhochdeutsch übertragen, dem Großherzog halten soll; ferner: ob wohl eine Rede von drei Viertelstunden ein ausreichendes Maß von Dankbarkeit bekunde; endlich, ob er dabei mehr von seinen eigenen Vorzügen oder von denen des Landesherrn sprechen soll? Diese hochdramatische Unruhe wird auf einen Augenblick unterbrochen durch das Erscheinen des Hofbeamten, der den jungen Professor zur Audienz abruft. Dieser trägt den Claquehut unter dem Arm und fragt durch deutende Bewegung den Hofbeamten, ob er den Hut mitnehmen oder ablegen soll? Jener winkt: ‚ablegen‘, und so wird der Hut auf dem Mitteltisch zurückgelassen. Nach drei Minuten ist der junge Gelehrte schon wieder im Wartezimmer, und nun wird der alte Herr zur Audienz befohlen. Dessen Aufregung hat sich inzwischen zu der dramatischen Höhe der vorletzten Scene des fünften Aktes gesteigert. Den eigenen Cylinder unwissentlich auf dem Kopfe, ergreift er in einem lichten Augenblicke von Geistesgegenwart noch rasch vor dem Abschweben den Klapphut des Heidelbergers, wundert sich über den glatten Zusammenbruch dieses Hutes und giebt ihm durch einen urkräftigen Stoß die wünschenswerte Höhenstufe wieder. Als er beim Großherzog eintritt, wendet sich dieser ab, wohl um seine Rührung zu verbergen, meint der neue alte Professor. Doch wie sich der Fürst wieder umdreht, scheint er zu lächeln und sagt: ‚Aber, lieber Herr Professor, wollen Sie denn nicht wenigstens einen Cylinder ablegen?‘ Der Professor schleudert den fatalen Klapphut von sich, greift betroffen nach der Stirn, reißt den zweiten, eigenen Cylinder herab und stammelt wehmütig: ‚Königliche Hoheit haben auch diesmal recht! Zwei Hüte sind entschieden zu viel für einen Mann, der den Kopf verloren hat!‘ ‚Den Ihrigen haben Sie nun aber wiedergefunden, Herr Professor, nun behalten Sie ihn immer oben!‘ ruft der Großherzog, ihm freundlich die Hand drückend.“

Was mir hier als das Bezeichnendste erscheint, ist, daß dies Geschichtchen als „ein köstlicher Beitrag zum Kapitel von der — Zerstreutheit des deutschen Professors“ aufgetischt wird. Mir scheinen daraus andere, minder liebenswürdige Schwächen greifbarer hervorzutreten, als gerade die harmlose „Zerstreutheit“ des deutschen Professors. Und „köstlich“ könnte ich den „Beitrag“ nur finden, wenn ich schadenfroher wäre, als ich bin. Ist diese maßlose, an Geistesverwirrung grenzende Aufregung eines alten, in Ehren ergrauten Mannes über einen Titel, den er sich doch redlich verdient hat, und über das bevorstehende „Ereignis“, seinem Landesherrn Auge in Auge gegenübertreten zu dürfen, nicht geradezu kläglich, peinliches Mitleid erregend? Den Teufel merkt das Völkchen nie, und so wird diese Geschichte mit innigem Ergötzen als ein „köst-

licher" Beitrag zur „Zerstreutheit des deutschen Professors" ausgegeben, während hier doch nur ein beschämendes Zeugnis unfreier, der eigenen Manneswürde vergessender Gesinnung vorliegt. Je größer die Komik der Situation, der ich mich durchaus nicht verschließe, um so peinlicher wirkt die gekrümmte Gestalt dieses alten Mannes, dem die ehrenvolle Pflichterfüllung eines ganzen Lebens nicht einmal so weit den Rücken stärken konnte, daß er seine gesunden Sinne beisammen zu halten vermag. Es ist schon viel, wenn ein Fürst nach solchen Erfahrungen nicht zum Menschenverächter wird.

*

Wo den Fürstlichkeiten, den Prinzen und Prinzessinnen persönlich nicht beizukommen ist, da berauscht man sich wenigstens an ihrer äußeren Umgebung, an ihrer Wohnungseinrichtung und ihrer — Garderobe. Die Garderobe der Fürstlichkeiten, insbesondere die Brautausstattung der Prinzessinnen, sind ein mit wahrer Inbrunst beschnüffeltes Thema unserer patriotischen Presse. Ein Schwelgen in der subtilen Schilderung der einzelnen Toiletteartikel bis zu den intimsten Bekleidungsstücken, bis zur Bettwäsche der fürstlichen Jungfrauen, dem nur das schmatzende Wohlbehagen des raffinierten Gourmets gleichkommt, der vor der Bestellung die Speisekarte „geistig" durchkostet. Da wird denn den alten und jungen Weibern beiderlei Geschlechts der Mund so recht wässrig gemacht. Zur Zeit werden der Brautausstattung der Erzherzogin Marie Christine, der Braut des Prinzen Salm-Salm, in ernsthaften politischen Blättern spaltenlange Artikel gewidmet. Ich muß meine Leser schon bitten, mir den Gefallen zu erweisen, sich wenigstens durch eine solche Schilderung hindurchzuwürgen. Nur so wird ihnen eine richtige Vorstellung von dem, worum es sich hier eigentlich handelt, aufgehen. Also: Sesam, öffne dich:

„. . . Die zwei ersten Firmen Wiens wurden mit der Ausführung der Kleider und der Leib- und Tischwäsche betraut — die eine durfte das Verzichtleistungskleid, die andere das Brautkleid ausführen. Das erste ist aus blaßrosa Duchesse-Atlas, ausgeschnitten und kurzärmelig, ganz wie ein regelrechtes Ballkleid. Es ist reich mit Spitzeneinsätzen garniert, unter denen der Stoff weggeschnitten wurde, und die ganz bedeckt sind von Silberflitter und Brillanten in reichster Stickerei. Eine reiche Alençonspitze schmückt den Kleidausschnitt in Form einer Berthe. Die Schleppe ist zweieinhalb Meter lang. — Das Brautkleid weicht stark vom Althergebrachten ab. Es ist ganz duftig und federleicht — plissierte Seidengaze über weißem Atlas, unten mit einer prächtigen Spitze umrandet — die Schleppe nicht ganz zwei Meter lang. Dazu ein blusenartiges Leibchen aus Seidengaze mit dem Gürtel aus Silberstickerei und einem ganz kleinen Bolero aus Atlas silbergestickt — lange plissierte Aermel und dazu ein aus tausend Gazefältchen und Puffen bestehender Kragen, der einen überaus schmucken, jugendlichen Eindruck macht. Zu diesem feenhaften Gewand kommt die Courschleppe aus prachtvollstem weißen Duchesse-Atlas, vier Meter lang und vom Taillenansatz mit derselben herrlichen Nadelspitze garniert, welche den unteren

Rand des Kleides schmückt. Um den Hals wird die Braut ein vielreihiges Brillantenkollier tragen, während vorn die Brust ein kleiner Strauß Orangenblüten schmückt. Der Orangenblütenkranz wird hinter dem Brillantendiadem verschwinden, und der große Schleier aus echtem Valenciennes-Tüll wird rückwärts herabwallen und so lang sein wie die Courschleppe. — Die Wäsche erfordert ein besonderes Kapitel; allerfeinste Leinwand mit Stickereien auf dem fertigen Stück, und Spitzen so duftig, daß sie mit den feinsten Spinnweben wetteifern können. Blümchen, Vögel, Schmetterlinge, langgestielte Blättchen, das sind die Motive auf Hemden, Beinkleidern, Miederleibchen. Die Morgenjacken aus Flanell, Seide, Battist sind so überaus reich garniert, daß der Urstoff kaum zu erkennen ist, die Röcke bauschen sich zu Gebirgen von Säumchen, Einsätzen und Spitzen, die Frisiermäntel nicht weniger. Taschentücher sind da, bei denen der Glasbattist so fein ist, daß man nicht begreift, wie er die Stickerei trägt, die in weißer Klarheit den Uebergang zur zartesten Spitze bildet. Die ganze Wäsche hat ein aus M und C geschlungenes Monogramm und die Kaiserkrone darüber. Auf der Bettwäsche ist das Monogramm der Braut und darüber das alliierte Wappen, neben dem kaiserlichen mit dem Löwen und den Adlerjungen im schiefen Balken, das der Salm mit zwei einander den Rücken kehrenden, sich krümmenden Fischen."

Wenn dergleichen in Modejournalen oder in Fachblättern für Wäschekonfektion breit getreten wird, so läßt sich dagegen nichts sagen — jedes Tierchen hat sein Plaisierchen. Aber es füllt die Spalten führender politischer, patriotischer Blätter, die ja bekanntlich bei den wichtigsten Fragen über chronischen Raummangel klagen. Auf diese geistige Stufe schätzen also die Redakteure ihr „gebildetes" Publikum ein, daß sie ihm solche Kost — nicht etwa zu bieten wagen, sondern glauben bieten zu müssen. Denn die Leiter dieser Blätter stehen persönlich über solchem Banausentum, sie haben selbst nicht das geringste Interesse an dem Quarck, den sie gleichwohl ihren Lesern glauben vorsetzen zu müssen. Mit resigniertem Achselzucken giebt's der Leiter des Ressorts in die Druckerei: „das Publikum verlangt's einmal!" Ob es vornehmer Blätter würdig ist, den Unfug mitzumachen, nur um nicht hinter der „Konkurrenz" zurückzubleiben, und ob der Unfug sich nicht auch ohne Schädigung der Interessen des Blattes vermeiden ließe, darüber scheint man sich allerdings wenig Kopfzerbrechen zu machen. Genug, daß die „andern" das Gleiche thun. Unsere ernsthaften politischen Blätter sind ja durch den Wettbewerb, der ihnen in den letzten Jahren in den „unparteiischen" Zeitungsfabriken nach berühmtem Scherlschen Muster entstanden ist, in eine etwas unbequeme Lage gebracht worden. Indem sie nämlich in der ständigen Furcht schweben, daß ihnen von dieser Seite immer mehr Boden abgegraben würde, wenn sie sich nicht selber der Mittel bedienten, durch welche der Scherlismus seine unerhörten Erfolge erzielt hat. Das Geheimnis dieser Erfolge ist aber die unbedingte, sklavische Unterordnung unter die inferioren Instinkte der

Masse. Und nicht nur die Unterordnung unter die bereits vorhandenen, sondern auch die Aufspürung und Heranzüchtung neuer. Die „Größe“ August Scherls und seiner Schöpfungen („Lokal-Anzeiger“, „Woche“ u. s. w.) beruht vielleicht noch mehr in dem feinen Spürsinn und Ahnungsvermögen für noch unentwickelte und unausgebeutete menschliche Schwächen, als in der Ausbeutung bereits bekannter. Der Mißbrauch der modernen Photographie und Reproduktionstechnik zur Spekulation auf eine bisher noch nicht dagewesene blöde Neugier, Schaulust und Bedientenhaftigkeit ist hieher zu buchen.

O wir sind noch reich an Begeisterungsfähigkeit! Zwar für religiöse Fragen, für die idealistischen „Träumereien“ unserer Väter, die Schöpfungen unserer Dichter und Denker haben wir die nüchternen Maßstäbe eines gereiften, überlegenen Geschlechts. Aber an den Beinkleidern und Hemden einer hochfürstlichen Prinzessin berauschen wir uns bis zu visionärem Entzücken, bis zum geistigen Veitstanze! Solch' seelische Ekstase haben früher nur „finstere“ asketische Mönche an religiöse Stimmungen verschwendet! Hier aber sieht man doch wenigstens wie und wo. Und mit solchen ekstatischen Ausbrüchen schier unausrottbarer Lakaiengesinnung vergleiche man das beliebte herrenmenschliche Gethue, vielleicht in 1½ Spalten Entfernung von dem Hemden-Hymnus, vergleiche man so stolze Worte, wie das kürzlich von dem ehemaligen Gouverneur von Deutschostafrika, von Liebert, gesprochene: Wir Deutschen sind ein Herrenvolk und herrschen wollen wir auf der Erde.

*

Aber dem Bedürfnis, anzustaunen, zu huldigen und zu dienern, auf irgend eine Weise das köstliche Bewußtsein der eigenen geduldeten, inferioren „Bravheit“ und „Loyalität“ zu schlürfen, genügen die Fürstlichkeiten, auch einschließlich ihrer Garderobe, noch nicht. Ein simpler königlicher Landrat thut's u. U. auch. So veröffentlicht die Gemeindevertretung eines Dorfes im Kreise Osthavelland im Kreisblatt folgende Danksagung:

„Eine hohe und noch nie dagewesene Ehre ist unserer Gemeinde dadurch zu teil geworden, daß unser Herr Landrat von W. unsern allseits beliebten Herrn Amts- und Gemeindevorsteher Sch. den ihm von Sr. Majestät dem Kaiser und König allergnädigst verliehenen hohen Kronenorden vor vollzählig versammelter Gemeindevertretung mit herzlicher Ansprache persönlich überreichte. Der Herr Landrat verweilte nach dem feierlichen Akte noch geraume Zeit, Kreis- und Gemeindeangelegenheiten eingehend besprechend, in unserer Mitte. Aus diesem Meinungsaustausch haben wir die feste Ueberzeugung gewonnen, daß unser Herr Kreislandrat ein rechter und fürsorgender Vater seiner Kreiseinwohner sein will, und wollen wir es daher nicht unterlassen, ihm für diese hohe Ehre seiner Anwesenheit auf diesem Wege nochmals unsern herzlichsten Dank auszusprechen.“

* * *

Es macht sich in alledem neben der Knechtseligkeit noch ein anderer widerwärtiger Zug bemerkbar: die begehrliche Beschäftigung der Phantasie mit der bevorzugten äußeren Stellung anderer auf Kosten der eigenen Würde und des eigenen Wertes. Mit einem Wort: die Veräußerlichung in der Auffassung und Abschätzung der Lebenswerte. Es genügt, daß jemand durch Zufall oder irgend welche unkontrollierbaren Umstände in den Besitz eines großen Vermögens gelangt, und er ist der liebevollsten Aufmerksamkeit und ehrfürchtigsten Bewunderung unserer öffentlichen Meinung sicher. Er rangiert dann gleich hinter dem Rutschprinzen oder dem Eigentümer der Spielhölle von Gottes Gnaden in Montecarlo und genießt dieselben devoten Respektsbezeugungen und Rückenkrümmungen. Und mag er auch nur den bescheidenen Namen — Lehmann tragen, wie die folgende „köstliche" Mitteilung Berliner Blätter beweist:

„Interessanten Besuch hat gegenwärtig Berlin. Die Besitzerin des größten Warenhauses der Welt, wohl die reichste Deutsch-Amerikanerin, Frau Auguste Lehmann aus Chicago, weilt zur Zeit in der deutschen Reichshauptstadt. Die Dame ist ‚einjährige' Witwe, Besitzerin der Kleinigkeit von etwa 60 Millionen Mark und Hauptaktionärin des von ihrem Manne gegründeten größten Warenhauses der Welt. Frau Lehmann ist nach Deutschland gekommen, um den Geburtsort ihres seligen Gatten, Teterow in Mecklenburg, zu besuchen und dortselbst einige testamentarische Bestimmungen ihres Gatten zur Ausführung zu bringen. Frau Lehmann benutzt nun die Gelegenheit, auch Berlin kennen zu lernen."

Es wäre in der That unverantwortlich gewesen, den Berlinern zu verschweigen, daß Frau Auguste Lehmann „die Gelegenheit benutzt, Berlin kennen zu lernen". Frau Lehmann mag eine vortreffliche Dame sein, aber die Weltgeschichte weiß von ihr nichts weiter zu berichten, als daß sie die Witwe eines Mannes ist, der ein großes Warenhaus gegründet und ihr 60 Millionen hinterlassen hat. Grund genug, sie zu einer höchst „interessanten" Persönlichkeit zu stempeln und sie mit dem Hut in der Hand respektvoll an den Thoren Berlins willkommen zu heißen, die Einwohnerschaft der deutschen Reichshauptstadt von diesem Ereignis geziemend in Kenntnis zu setzen. Sechzig Millionen — da ist der Kotau heilige Menschen- und Staatsbürgerpflicht. Vor 60 Millionen rutscht man schon gern ein Weniges. Wenn auch weiter nichts dabei herausspringt, man thut's aus Liebe zur Sache, zum Ideal, dem großen, großen Geldbeutel, der unserem Geschlecht als der Inbegriff aller menschlichen Größe und Glückseligkeit im Wachen und Träumen vorschwebt . . .

Es gab eine Zeit, wo die Macht des Goldes zwar über alle äußeren Güter der Erde gebot, nicht aber über die moralische Hochachtung der Mitmenschen. Die ließ sich auch vom Golde nicht zwingen. An ungerechtem Gute haftete ein Fluch. Auch das wird allmählich anders. Der Fluch kann gebannt werden, wenn man pfiffig genug ist, dem Teufel die Rechnung zu verderben. Das that nach modernster Auffassung der vor einiger Zeit verstorbene Londoner

Wucherer, vulgo „Kravattenfabrikant", Sam Lewis. Wie es solchen gewissensbelasteten Sündern des Mammons zuweilen beliebt, hat er im Testament von seinen zusammengewucherten 100 Millionen auch einige zu wohlthätigen Zwecken bestimmt. Das begeisterte s. Zt. das „Berliner Tagebl." zu folgender kennzeichnender Bravourarie:

„So wird Sam Lewis gewissermaßen zu einer ausgleichenden Gerechtigkeit zwischen der leichtfertigen, schlemmenden goldenen Jugend und den darbenden, in Not und Elend verkommenden Armen. Seine Wuchergeschäfte erhalten einen moralischen (!) Hintergrund, und das Vermächtnis an seinen im Felde stehenden Schwager umgiebt das Gedächtnis an den Verstorbenen mit einer gewissen patriotischen Aureole. Nehmen wir nun an, daß Sam Lewis in seinen vom rechtlichen Standpunkte sicher nicht zu billigenden Unternehmungen mit dem vollen Bewußtsein des Zieles (!) gehandelt, den durch leichtfertiges Fortwerfen als Ueberfluß empfundenen Reichtum durch seine Kanäle aus den Händen üppiger Erben in die Hände jammernder Enterbter (!) gelangen zu lassen, so haben wir eine Erscheinung vor uns, die an die wegelagernden Raubritter erinnert, die, nicht zum mindesten ebenfalls im Interesse der Armen, die protzenden (sic!) Städte um ihre Reichtümer erleichterten; nur daß diese es mit roher Gewalt und der Waffe in der Hand thaten, während Sam Lewis seine Opfer fein säuberlich in den Netzen seiner geistigen Kombinationen fing."

Ein allerliebstes Bekenntnis! Der gemeine Halsabschneider und Erzhalunke, der sein lebelang nichts anderes gethan, als seine Mitmenschen wie eine blutgierige Spinne in seine Netze zu locken und sie dann abzuwürgen, braucht nur lumpige paar Millionen zu stiften, die er ja doch nicht mit ins Grab nehmen kann — und er wird die personifizierte „ausgleichende Gerechtigkeit", steht gereinigt durch einen „moralischen Hintergrund" da und hat sich überdies mit einer „patriotischen Aureole" umgeben! Auch ein Muster modernen Patriotismus! Aber der Leser glaube nicht etwa, daß dergleichen Anschauungen vereinzelt auftauchen. Aehnliches haben wir ja soeben erst mit der Rhodes-Stiftung erlebt, wo uns zugemutet wurde, über der Schenkung von einigen Silberlingen zu vergessen, daß sie zur Züchtung von Volksverrätern ausgeworfen wurden, und daß der Spender ein Mann war, von dem sozusagen „kein Hund ein Stück Brot nahm".

* * *

Mit dieser veräußerlichten Schätzung der Lebenswerte auf das engste verwandt, derselben verseuchten Vorstellungswelt entsprossen, ist auch die Veräußerlichung und Verfälschung der Ehrbegriffe. Wir haben's erreicht, daß brave, bürgerlich makellose Menschen ihr Ehrgefühl nur noch aus der Wertschätzung anderer, statt aus dem Bewußtsein des eigenen Wertes, herleiten. Nicht ihr Gewissen, ihr Gefühl für Gut und Böse, Recht und Unrecht, ziehen sie im Falle eines Konfliktes zu Rate, sondern das Urteil anderer.

Entscheidet dieses — und sei's aus konventioneller Heuchelei oder aus irgend welchen hergebrachten Vorurteilen — gegen sie, dann fühlen sie sich einfach ehrlos und verlieren jeden inneren Halt. Einige Fälle aus jüngster Zeit reden da ganze Bände.

Ein junger Beamter lernte die Tochter einer wenig bemittelten Witwe H. kennen und heiratete das Mädchen trotz ihrer Armut. Nach fünfjähriger glücklicher Ehe beging der Kriegerverein, dem der junge Sekretär als ehemaliger Militär angehörte, sein Stiftungsfest, und der Beamte führte seine junge, reizende Frau in den Familienkreis seiner einstigen Kameraden ein. Im Verlauf des Abends fing er eine Bemerkung auf, die ein als Gast anwesender ehemaliger Vorgesetzter machte, und welche dessen Verwunderung ausdrückte, daß in einer so „anständigen" Gesellschaft auch Kellnerinnen Zutritt fänden. Zur grenzenlosen Bestürzung des jungen Mannes wies jener dabei mit dem Finger auf seine in einiger Entfernung von ihm stehende eigene junge Gattin. Totenbleich forderte der Beamte den Gast zu einer Erklärung auf, der nun, erschrocken über das, was er angerichtet hatte, nicht anders konnte, als dabei zu bleiben, daß die von ihm bezeichnete Dame ihn früher längere Zeit in einem Restaurant der Friedrichstraße bedient habe. Die gänzliche Fassungslosigkeit seiner sofort von ihm unter vier Augen zur Rede gestellten Frau bewies dem Beamten, daß die Behauptung begründet war, und entrüstet verließ er das Fest. Später gelang es wohl den Bitten der jungen Frau, ihren Mann zu beruhigen, aber der Wurm fraß weiter. Da sie damals trotz aller Anstrengungen keine passende Beschäftigung hatte finden können, so hatte sie einige Zeit in der ehrbarsten Weise als Kellnerin fungiert, meist auch um ihre bejahrte Mutter vor direktem Mangel zu bewahren. Dem Beamten wurde privatim nahegelegt, aus dem Verein auszuscheiden. Das nahm sich die Frau so zu Herzen, daß sie ihren Mann verließ. Vor kurzem erhielt er die Nachricht, daß seine Frau in einer Heilanstalt in Pankow ihrer Auflösung entgegensehe. Er ging mit seinem Knaben hinaus, kam aber zu spät. Die Leidende war bereits erlöst.

Da haben wir mit einem Wurf einen ganzen Rattenkönig solcher „Ehrbegriffe" vor uns, wie sie notwendig entstehen müssen, wenn das Individuum seine Ehre nicht mehr in dem Bewußtsein sucht, nach Pflicht und Recht zu thun, sondern die Entscheidung über die eigene Ehrenhaftigkeit oder Ehrlosigkeit dem Urteilsspruche der „Gesellschaft" anheimstellt, gleichviel wie thöricht und roh dieser Spruch ausfallen mag. Die Frau, die aus falscher Scham ihrem Manne eine Thatsache verheimlicht, die ihr nur zur Ehre gereichen kann. Der Mann, der den „Schlag" gegen seine „Standesehre" nicht verwinden kann und ihn seine Frau entgelten läßt. Und erst die „so anständige" Gesellschaft, die das Ehepaar ausschließt, weil die Frau „in ehrbarster Weise" zur redlichen Arbeit gegriffen hat, um ihre Mutter nicht darben zu lassen. Ob wohl alle von den entrüsteten Damen, die den Verkehr mit der „Kellnerin" wie die Pest scheuten,

ob sie wohl alle unter den gleichen Umständen die gleiche moralische Kraft bewiesen hätten? Und ob die Mitgliedschaft des Mannes wohl beanstandet worden wäre, wenn er das Mädchen, statt es zu heiraten, verführt und sitzen lassen hätte?

Ein anderer Fall, der eigens als Kommentar zu dem obigen erfunden scheint. Er ist aber leider nicht erfunden, sondern wahr. Ein polnisches Blatt berichtete kürzlich:

„Der Provinzialsteuerdirektor in Posen, Geheimer Finanzrat L., hat zum 1. Juli die nachgesuchte Pensionierung erhalten. Man sagt, daß er nicht ganz freiwillig darum eingekommen ist, zumal er — ein Witwer — sich mit der Tochter eines einfachen Regierungssekretärs verheiratet hat, was ihm seine Kollegen sehr übel genommen haben. Die Gattinnen und Töchter der Räte und Geheimräte haben es als unter ihrer Würde erklärt, mit der Tochter eines Subalternbeamten zu verkehren."

Diese unglaubliche Meldung wurde dann von der „Frankf. Ztg." vollinhaltlich bestätigt. Dem Blatte wurde aus Posen geschrieben: „Leider ist die Geschichte nicht erfunden, und die Mitteilung des polnischen Blattes entspricht durchaus den Thatsachen. Der bedauerliche Vorgang illustriert so recht den kleinlichen Kastengeist hier zu Lande, die gesellschaftlichen Quertreibereien und die Abschließung der Beamtenkategorien unter einander. Der Geist, der in der Pensionierungsgeschichte des Herrn L. sich in so unangenehmer Weise äußert, ist derselbe, der sich für die Vereinshäuser begeistert, jene Kasinos, wo man noch mehr ‚unter sich' sein kann."

Ein solcher Umstürzler, der die Grundlagen des Staates und der Moral dadurch unterwühlt, daß er, als „Geheimer Finanzrat" — sage und schreibe „Geheimer Finanzrat"! — die Tochter eines „einfachen Regierungssekretärs" — sage und schreibe „einfachen Regierungssekretärs"! — ehelicht, ja, ist ein solcher Verbrecher an der „gottgewollten Ordnung" durch Pensionierung und Ausschluß aus der Gesellschaft nicht noch viel zu milde bestraft? Sollten ihm nicht mindestens die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt werden? — Die verehrlichen „Gattinnen und Töchter" aber haben wieder einmal — das Kapitol gerettet!

Aus solchen Anschauungen erklärt sich alles. Da kann's einen auch nicht mehr wundern, wenn ein Ingenieur vom Eisenwerk „Karlshütte" bei Delligsen sich erschossen hat, weil bei einer Duellforderung wegen Beleidigung seine „Satisfaktionsfähigkeit" nicht nachgewiesen war. Harmloser ist schon eine Probe von Standesgefühl und -Geist, die sich im „Mährisch-Schlesischen Volksfreund" (Freiwaldau) findet. Dieses Blatt ist Eigentum der Frau Betty Titze, die dort nachstehende, mit ihrem vollen Namen gezeichnete Notiz veröffentlicht:

„Ehrung. Ich erlaube mir zur öffentlichen Kenntnis zu bringen, daß ich mein Dienstmädchen Bertha Barnert am Heiligen Abend des Jahres 1901 wegen ihrer Treue in meinem Hause, wegen ihrer opfermutigen Pflege

während meiner schweren Erkrankung und wegen ihrer Verdienste gegenüber meinem Hausstande zur Stütze der Hausfrau erhoben habe und sich dieselbe heute ‚Fräulein Bertha Barnert, Stütze der Hausfrau im Hause der Frau Betty Titze' zeichnet."

So anerkennenswert diese „Standeserhöhung", so genügt sie doch den Forderungen vorgeschrittener Wortführerinnen der Frauenbewegung nicht mehr. Denn jene verlangen bekanntlich für jedes erwachsene weibliche Wesen, verheiratet oder unverheiratet, den Titel „Frau". Hoffentlich holt Frau Titze das Versäumte nach und ernennt Fräulein Bertha Barnert noch schleunigst zur „Frau". Sonst könnte sich Bertha Barnert aus „verletzter Standesehre" vielleicht noch das Leben nehmen. Den zu der „Frau" gehörigen „Mann" zu leisten, ohne den in Vorurteilen befangene Gemüter sich nun einmal die „Frau" nicht recht vorstellen können, würde vielleicht schwerer halten.

Und so gelangen wir bei der Betrachtung des Standesgefühls und der Standesehre in aller Gemütlichkeit zu der „Standesehre" der „Schweinestecherswitwe Elisab. B." oder des „Borstenzurichterssohnes Heinrich M.", wie sie als solche in der Zivilstandsanzeige eines süddeutschen Blattes verzeichnet waren. Oben wie unten genau dasselbe, keinerlei prinzipieller Unterschied in der Auffassung und Schätzung der sittlichen und persönlichen Werte. Nur daß die weniger gebildeten unteren Schichten nachsichtiger zu beurteilen sind, als die oberen, die ihnen das Beispiel geben. Denn das Beispiel kommt immer von oben. Ein Volk aber, in dem solche Lächerlichkeiten und Nichtigkeiten noch an der Tagesordnung sind, ist noch lange nicht reif zur Weltherrschaft, ist noch lange kein — „Herrenvolk". Wir haben noch tüchtig an uns selber zu arbeiten.

* * *

... Wer aber von einer bloßen Machtverschiebung in den oberen Schichten eine neue Aera gereinigter und vertiefter sozial-ethischer Anschauungen erwarten sollte, würde schwer irren. Der Ablösungsprozeß, der sich da zu vollziehen scheint, insofern eine „neue Aristokratie" der Industrie und des Geldes die altständischen Elemente von ihren Plätzen zu verdrängen trachtet, ist ein rein äußerlicher. Diese neue Aristokratie bringt für ihre so heiß erstrebte Erhöhung nur das Streben nach Macht und Herrschaft mit. Weder das historisch überlieferte Pflichtbewußtsein und die Traditionen, auf die sich die alte Aristokratie, die keineswegs in dem Geburtsadel begrenzt ist, im allgemeinen doch immer mit einigem Rechte berufen kann, noch aber auch — und das ist das Entscheidende — irgend welche neuen, besseren sozial-ethischen Werte. Ihre „liberalen" Anschauungen streift sie, wie die Erfahrung ja schon heute täglich lehrt, mit dem Augenblicke ab, wo sie mit der Macht paktiert hat und selbst Macht geworden ist. Die Rechte des Volkes würden in ihren Händen gewiß nicht sicherer aufgehoben sein als in den der alten führenden Klassen. Wo es ihr Interesse erheischt, würde sie bedingungslos Rechte und Freiheiten des Volkes opfern. Und die Monarchie würde sie auf die Dauer in völlige Abhängigkeit von sich bringen.

Noch hat diese die Wage in der Hand: sie kann Gewicht gegen Gewicht ausspielen, kann Gnade und Gunst, Macht und Herrschaft vergeben oder vorenthalten. Fühlen sich aber die neuen Herren erst einmal in ihrem Besitze sicher, haben sie die Zügel fest in der Hand, dann ist die Stunde gekommen, wo sie das Königtum nach ihrer Pfeife tanzen lassen werden. Das verflossene Bourgeoiskönigtum in Frankreich, das Schattenkönigtum in Belgien und England sind redende Beispiele.

Insofern ist es verständlich, wenn die scheinbare Bevorzugung dieser Schicht durch den Kaiser, wie sie in der Auswahl seiner Reisegesellschaft für die Nordlandsfahrt gefunden wurde, Anlaß zu ernsteren Betrachtungen gegeben hat. So schrieben die „Leipziger Neuesten Nachrichten“:

„Es ist in der That eines der merkwürdigsten Symptome der neuen Zeit, das sich da unseren Augen bietet. Als vor Jahren der Wiener Rothschild hoffähig wurde, da erhob sich eine tiefgehende und energische Opposition; man hat schließlich in Oesterreich den Zeitläuften Rechnung getragen und seine Verbeugung vor dem Kapital gemacht. In den Zeiten Kaiser Wilhelms I. würde weder Herr Arnhold noch Herr Ballin, weder Herr Isidor Löwe noch Herr Bleichröder in den engeren Zirkel des Monarchen aufgenommen worden sein und schwerlich hätte Herr Ballin jemals als Ministerkandidat gegolten. Vielleicht allerdings wäre auch die Frage nach den Gründen der deutschen Begeisterung für die Buren nicht gerade an einen freisinnigen Bankier gerichtet worden. Aber es scheint, als wenn die ungeheure Walze des modernen Lebens auch dahinrollen soll über das, was man auf dem märkischen Landedelsitz oder dem schlesischen Gut als altpreußische Tradition bezeichnen mag; die angelsächsische Auffassung des Lebens, die einseitig auf jede andere Bethätigung verzichtet und nur in geschäftlichen Leistungen ihr Ziel sieht, wirft immer mehr ihre Schatten auf unser Volk, und wenn das Wort über Cecil Rhodes ‚Warum habe ich nicht solche Minister‘ auch nicht gefallen sein mag, so ist es doch von charakteristischer Bedeutung: Ist es nicht wahr, so ist es gut erfunden; manche Zeichen deuten darauf, daß der Kaiser selbst sein lebhaftes Interesse jener Richtung des wirtschaftspolitischen und auch des geistigen Lebens schenkt, die man füglich als den Großkapitalismus bezeichnen kann. Es sind nicht die Häupter der konservativen adeligen Geschlechter, auch nicht die Repräsentanten des eigentlich werkthätigen deutschen Bürgertums, die seine Gäste wurden, nicht Männer, die man als Hüter eines Funkens von nationalem Idealismus bezeichnen könnte, sondern die Herren Bleichröder, Ballin und Isidor Löwe. Und hierin liegt eine gewisse Gefahr ... Gewiß, es ist sicherlich wahr, daß nichts für die Ewigkeit gefestet ist und daß in der Bewegung allein die Möglichkeit der Entwickelung ruht; es mag auch sein, daß das Alte fallen muß, wenn das Neue sich gestalten soll; aber gesund ist nur eine organische Entwickelung, und das Reis des Kapitalis-

mus, auf den deutschen Lebensbaum gepfropft, würde manches grüne Blatt zum Welken bringen und mancher kräftig strömende Saft würde versiegen."

Und wenn man sich die farbenprächtigen Bilder betrachtet, die sich in manchen Köpfen von der neuen Herrlichkeit malen, da kann einem erst recht davor bange werden. „Der Platz, den der Mittelstand mit einer gewissen Berechtigung in Deutschland eingenommen hat," schrieb die Frankfurter Wochenschrift „Das freie Wort", „muß den Industriellen, den Kaufleuten, den Ingenieuren u. s. w. jetzt zufallen; denn von der Leistungsfähigkeit dieser Stände wird die Zukunft Deutschlands in erster Linie abhängen. Je früher sich unsere Regierungen dieser veränderten Sachlage anbequemen werden, desto eher können wir hoffen, daß unser Vaterland von Katastrophen verschont bleiben wird. Nur wenn die obengenannten Stände auch die höchste soziale Stellung in der Gesellschaft besitzen, werden sich alle fähigen Köpfe dazu drängen, Industrielle u. s. w. zu werden. Wir können aber keinen einzigen fähigen Kopf mehr entbehren in dem Kampfe, der jetzt entbrennt."

Und die „Vossische Zeitung":

„Neben den Fürsten der Völker und den Fürsten der Wissenschaft treten mehr und mehr ‚königliche Kaufleute' in die Erscheinung. Größe und Genialität werden nunmehr auch den geschäftigen und auf Erwerb bedachten Führern der nationalen Volkswirtschaft, Unternehmern und Bankiers, zugesprochen, einem Ballin und Siemens zum Beispiel; und man braucht nicht lange zu suchen, um eine ganze Reihe von ähnlichen Kandidaten für das Prädikat der Größe oder Genialität zu erblicken. Es wäre kurzsichtig, von einer Herabstimmung der Begriffe Größe und Genialität reden zu wollen ... Neben die Fürsten der Wissenschaft sind die ‚königlichen Kaufleute' getreten. Man nennt sie heute groß und genial, während man ehedem nur ihre Macht, ihr Glück und allenfalls ihre Freigebigkeit betonte."

Kein Verständiger wird dem ehrlichen und tüchtigen Kaufmanne, dem Industriellen, Techniker u. s. w. die ihm gebührende Hochachtung und gesellschaftliche Anerkennung versagen. Aber gerade die besten und einsichtsvollsten unter ihnen werden sich entschieden dagegen verwahren, für ihren Stand als solchen die „höchste soziale Stellung" zu beanspruchen und die anderen, insbesondere die rein geistigen Berufe, Wissenschaften und Künste geringer zu achten als bisher. Denn sie wissen, was sie diesen zu verdanken haben, und daß praktische Bethätigung allein nicht ausreicht, das Leben mit seinen köstlichsten Edelsteinen und feinsten Blüten zu schmücken. Phantasien und verstiegene Wünsche, wie wir sie hier ausschwärmen sehen, haben etwas Fieberhaftes und lassen die Befürchtung aufkommen, daß in der Atmosphäre unserer Entwicklung nicht mehr alles gesund ist. Es sind zunächst Versuchsballons, die man aufsteigen läßt. Kühnere Versuche werden folgen.

Und so wirft die neue Aristokratie ihre Schatten voraus, so feiert der neue Geist im Vorgefühl künftiger Triumphe seine Orgien! Ist das deutscher Geist? Nein und abermals nein. Das deutsche Volk wird nie ein reines Händlervolk werden, das im Geschäftemachen und Profitherausschlagen seinen ausschließlichen und höchsten Lebenszweck erblickt. Nie wird es noch so tüchtige, aber im Verhältnis doch unproduktive Köpfe, wie die gefeierten Bank- und Börsenmänner, neben seine Geisteshelden, neben seine Denker und Dichter, neben Kant und Schopenhauer, Goethe und Schiller, Bach und Beethoven stellen. Es müßte denn aufhören, das Volk zu sein, dessen Blut aus tausendjährigen Quellen unsere Adern speist, unsere Herzen höher schlagen läßt, wenn wir unserer Besten gedenken, unsere Muskeln strafft, wo der Kampfruf erschallt für Güter, die auf der Börse keinen Kurswert haben. Alle die gepriesenen Errungenschaften der modernen Kultur, Technik und Wissenschaft sind Errungenschaften idealen Geistes. In der stillen Denkerstube, fern vom feilschenden Gewühl des Marktes, sind sie gereift. Die sich jetzt damit brüsten, von ihren erfolgtrunkenen Trabanten im Triumph durch die Gassen tragen lassen, sind nur die Makler und geschäftlichen Ausbeuter geistiger Werte, die nicht sie geschaffen haben, sondern jene wahrhaft großen, schöpferischen Geister, die eine Sache um ihrer selber willen thun. Und nie ist wahrhaft Großes anders geschaffen worden. Der rein merkantile Geist, der jetzt als der allein seligmachende gepriesen wird, schafft keine neuen Werte. Er würde, zur Alleinherrschaft gelangt, nach kurzer Herrlichkeit abwirtschaften, unser Volk aber zuvor an Leib und Seele ausdörren und verwüsten.



Wanderer blickt in eine Landschaft.

Zu unserer Kunstbeilage.

Moritz von Schwind, der lustige und derbe Meister, würde wohl entrüstet sein, wüßte er, daß über eines seiner Bilder einige begleitende Zeilen geschrieben und gelesen werden. Aber er ist seit 1871 tot, die Zeiten ändern sich in einem Menschenalter, und was damals unmittelbar zu den Herzen sprechen konnte und mußte, mag jetzt freilich, als historisch gewordene Erscheinung, einer Art von Auslegung bedürfen. Das Echte bleibt jedoch auch der Nachwelt unverloren; das heißt in diesem Falle, daß der reinmenschliche Gehalt eines Kunstwerks selbst dann noch verstanden und nachempfunden wird, wenn die Phantasie des Publikums im allgemeinen andere Bahnen einzuschlagen sich gewöhnt hat: wie unsre Leiden im Grunde dieselben sind wie die unserer Vorfahren, so beruhen auch unsere Freuden im wesentlichen auf ähnlichen Eindrücken. Was aber könnte reiner, einfacher und echter erschaffen sein, als dieses altmodisch romantische, unvergänglich poetische Landschaftsbildchen? Ein heißer Sommermorgen mit schon kurzen Schatten; der Wanderer ist über Höhen und Gipfel, durch dunkle Wälder seines Weges geschritten, da steht er plötzlich am Rande eines Abhangs, und sein geblendeter Blick umfaßt das im Sonnenglanz flimmernde weite Land. Hier muß er ruhen! Er wirft das schwere Ränzel ab und, den Kopf auf die Hand gestützt, lehnt er sich aufatmend an den Stamm einer mächtigen Eiche. Vor ihm breitet sich zunächst ein Thal aus, das ein Bächlein durchströmt; Brücken geleiten zu dem Thor eines stattlichen Landhauses zwischen prachtvollen Bäumen. Dahinter erheben sich Hügel hinter Hügeln, und auf ihren Gipfeln, aus dem waldigen Dickicht, taucht hier eine Kirche, dort eine Schloßruine auf, bis der blaue Dunst der Ferne nichts mehr erkennen, nur noch träumerische Gebirge ahnen läßt. Ohne Sentimentalität keine Romantik: lassen wir den Jüngling seiner Heimat dort hinter den Wolken, wo keiner ihn mehr kennt, in Sehnsucht gedenken — wir selber, mögen wir auch längst nicht mehr, das Ränzel auf dem Rücken, den Knotenstock in der Hand, den Kopf voll von Liedern und das Herz voll Verliebtheit, unser eigentliches Glück auf der Wanderschaft suchen, wir selber fühlen uns innig bewegt durch die Kraft des lieben Meisters, der seiner Freude an der Natur und an ihrer Wirkung auf den empfänglichen Menschen einen so wahren und tiefen Ausdruck verliehen hat. **W. v. B.**





M. M., B. — F M. (J. M.), B. N. — O. D., L.-R. — H. H., Z. — O. D., H. (O.). — R. B., S. — E. S., G. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

M. S., W. Das Gedicht „Heilung" in Ihrer Sammelausgabe „Etwas für dich" (Leipzig, Leo Wörls Hofbuchhandlung) deckt sich inhaltlich allerdings vollkommen mit dem von Roman Frhrn. v. Budberg-Bönninghausen. Die Priorität dürfte aber doch wohl dem baltischen Dichter zukommen, der bereits seit einem halben Jahrhundert fast zu den Toten gehört: Roman Budberg lebte von 1816—58. Uebrigens teilt uns soeben ein anderer freundlicher Türmerleser ein von C. Löwe komponiertes Gedicht „An Sami" mit, dem dasselbe Motiv zu Grunde liegt. — Für das beigefügte, noch ungedruckte Gedicht können wir uns leider nicht entscheiden.

K., M. (S.). Besten Dank für die frdl. Mitteilung.

P. G., B. Den freundlichst übersandten Prospekt haben wir an den Fragesteller weitergegeben. Verbindlichsten Dank!

H. G., G. — A. B. i. M. M. — E., S. (Togo). — O. H., K. K., E. H., G. („Kommode"). — G. M. Aur., Jll. (V. St.) u. a. Herzlichen Dank für die freundlichen Sympathiekundgebungen. Solche Beweise treuer Gesinnung entschädigen für manche Widerwärtigkeit und erfüllen mit Freudigkeit zu weiterem Schaffen. Und sie sind dem T. ein Zeichen, daß das Band zwischen seinen Lesern und ihm auch durch unvermeidliche „Kämpfe" nur immer fester geknüpft wird. Und so wollen wir, will's Gott, auch in Zukunft treu zur gemeinsamen guten Sache stehen. Denn was uns zusammengeführt hat, ist eben die Sache, ist das Bewußtsein einer — bei allen Abweichungen im einzelnen — im Grunde doch gemeinsamen Weltanschauung. Daran können auch Anfeindungen nichts ändern, die ja keinem erspart bleiben, der geradeaus seinen Weg schreitet, ohne darnach zu fragen, ob ihm von angemaßten Pächtern der „öffentlichen Meinung" ein Bein gestellt würde oder nicht. Allen lieben Freunden, die eine so rege Teilnahme — selbst aus fernen Erdteilen — an den Tag gelegt haben, herzlichen Händedruck und Gegengruß! Soweit Einzelheiten in den Briefen eine Antwort erfordern, wird diese noch besonders erfolgen.

R. L., K. Verbindl. Dank für die Zeitungsnachricht, die allerdings „tief blicken" läßt. Solche Stücklein sind aber leider keineswegs vereinzelt, es wird sich daher empfehlen, im Zusammenhange mit anderen, ähnlichen Fällen darauf zurückzukommen. Der T. hat deren eine ganze Kollektion in seiner Mappe, und er wird nicht verfehlen, sie bei Gelegenheit vor seinen Lesern auszubreiten und zu beleuchten. Ist man genötigt, dergleichen Narrenpossen berufsmäßig zu beobachten, so kommt man sich häufig wie in einer großen Kinderstube und nicht wie unter erwachsenen Leuten vor. Du lieber Himmel, in welcher Zeit leben denn noch

viele gute Deutsche?! Und wieviel elementarer Unterricht ist noch nötig, bis ernstlich von der so vielgepriesenen „Aufklärung" die Rede sein kann. Noch leben ganze große Volksteile in engster räumlicher Gemeinschaft nebeneinander her, die für ihre gegenseitigen geistigen und religiösen Lebensbedürfnisse keinen Schimmer von Verständnis haben. Und dabei wird an der konfessionellen Zerklüftung frisch und fröhlich weiter gearbeitet, als gäbe es gar keine lohnendere Aufgabe, als die Glieder eines Volkes und die Bekenner einer Religion mit gegenseitigem Mißtrauen und Haß zu erfüllen. Gott besser's! Freundl. Gruß!

R. H., Ponta Grossa (Brasilien). Mit Ihrer ehrlichen Aussprache haben Sie den T. aufrichtig erfreut. Daß Sie in Ihrem praktischen Berufe und dazu in Ihrer verantwortlichen Stellung als Betriebschef einer Eisenbahn, so fern von den geistigen Strömungen der Heimat, noch für so tiefe Fragen Zeit und Muse finden, beweist mir, daß Sie mehr Idealist und dem Religiösen näher sind, als Sie vielleicht selber glauben. Aber auch Ihr „guter Pastor", mit dem Sie „beständig auf dem Kriegsfuße leben", muß ein wackerer Mann und Streiter sein, daß er nicht locker läßt und Ihnen tüchtig „einheizt". Auch ihm einen hochachtungsvollen Heimatsgruß! Ihr ehrliches — Bekenntnis, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist von der Art, die beim T. immer auf verständnisvolle Teilnahme rechnen darf. Nil humani a me alienum puto. Es soll in einem der nächsten Hefte zur Erörterung gestellt werden. Inzwischen treudeutschen Gruß!

H. W., K. Verbindl. Dank für die anregende Zuschrift. Bitte um freundliche Geduld bis zum nächsten Hefte.

St., W. Die an Sie gerichtete Notiz in den „Briefen" des vorigen Heftes war bereits gesetzt und in den Text eingegliedert, als Ihre letzte freundliche Zuschrift eintraf. Wir kommen auf das Thema in der einen oder anderen Weise noch zurück.

F. E. C. Leuckart, Leipzig. Wir berichtigen gern, daß das in Ihrem Verlage erschienene und in Heft 6 des T. (Seite 652) besprochene Werk von P. Raphael Molitor, Die Choralreform unter Gregor XIII. nicht 10 Mark, sondern nur 6 Mark kostet.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin W., Wormserstraße 3,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** u. s. w.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Aeußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens** sechs **bis** acht **Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Puvis de Chavannes pinx. Photogravure Bruckmann

VIRGIL

Nach einem Kohledruck der Firma Braun Clément & Cie. Paris-Dornach (Els.) und New York



IV. Jahrg. Juli 1902. Heft 10.

Das Verhalten der Menschen gegen die Tiere.

Von

Paul Nikolaus Cossmann.

Wenn ich in der Lage gewesen wäre, einen Vortrag, den ich vor einiger Zeit über das Verhalten der Menschen gegen die Tiere, im Saale des Dr. Hochschen Konservatoriums zu Frankfurt am Main hielt, etwas früher — etwa vor fünfzig Jahren — zu halten, so hätte ich vielleicht darauf hoffen können, unter meinen Zuhörern Dr. Arthur Schopenhauer zu sehen. Denn an wenigen Stellen Deutschlands, ja Europas wurde damals dieses Thema mit solchem Interesse verfolgt wie im Parterre des Hauses Schöne Aussicht Nr. 17, wo der Philosoph zu jener Zeit wohnte. Ueber Schopenhauers persönliches Verhältnis zu Tieren ist vielerlei in der Schopenhauer-Biographie von Gwinner zu finden, nun auch einiges Neue, auf Grund von Mitteilungen des Frankfurter Stadtrats Beck, in der Schopenhauer-Biographie von Grisebach, vielerlei in Schopenhauers Briefen, die — leider nicht ganz vollständig — in der Reclamschen Universal-Bibliothek erschienen sind, besonders in den Briefen an Doß in München; und unlängst ist einiges, allerdings nur in der Form Neue aus dem Nachlasse Heblers in der Deutschen Rundschau veröffentlicht worden.

Ein anderer Schriftsteller, der gleichfalls in Frankfurt lebte, der kenntnisreiche Johannes Janssen, hat in den siebziger Jahren geglaubt, sich über

Schopenhauers intimes Verhältnis zur Tierwelt etwas spöttisch äußern zu dürfen. Er that dies offenbar in dem Glauben, auch mit diesem Spotte den von ihm vertretenen katholischen Standpunkt zu wahren. Und wenn er das glaubte, so hätte er einen gewichtigen Zeugen anführen können: nämlich Schopenhauer selber. Schopenhauer selbst hielt Verständnis für die Tiere, Liebe zu den Tieren für etwas Unchristliches, für etwas Indisches. Er pflegte zu sagen: das Christentum habe die Tiere vergessen.

Diese Ansicht darf uns füglich wunder nehmen. Die Evangelien allerdings enthalten keine Vorschriften über das Verhalten gegen die Tiere; aber Schopenhauer war nicht gewohnt, das Christentum nur nach dem Evangelium zu beurteilen; von den christlichen Mystikern des Mittelalters sagte er, sie verhielten sich zu den Evangelien wie zum Wein der Weingeist. Und sollte er von jenem Manne nichts gehört haben, der, so wie er die evangelische Armut in die Kirche des Mittelalters wieder einführte, in gleichem strengen Anschluß an das Neue Testament die evangelische Liebe auf alles Geschaffene, auch auf die Tiere ausdehnte? Von Franz von Assisi, den nicht nur viele Katholiken, sondern auch einer der berühmtesten protestantischen Theologen, Karl von Hase, ferner der französische Protestant Sabatier als Urbild eines Christen verehrt haben und verehren, konnte Renan mit Recht sagen: „Das Wahrzeichen, an dem man die Herzen erkennt, die sich vor gemeiner Pedanterie bewahrt haben, nämlich Liebe und Verständnis für die Tiere, war ihm mehr aufgeprägt als irgend einem Menschen.“ Franziskus, der in strengem Winter den Bienen Honig gab, der die Würmer vom Weg auflas und sie in Sicherheit brachte, der den Mantel hingab, um ein Lamm vor der Schlachtbank zu retten, der den Vögeln des Feldes als seinen Brüdern predigte, so wie später der Franziskaner und Patron der Tiere, Antonius von Padua, seinen Brüdern, den Fischen des Meeres, Franziskus berührt sich übrigens — was wenig bekannt scheint — mit modernsten Bestrebungen zum Schutze der Vögel. In dem Lande des heiligen Franziskus steht ja heute noch der Fang der europäischen Zugvögel in Blüte, und zwar so sehr, daß in absehbarer Zeit, wenn diesem Treiben kein Einhalt geboten wird, unsere Wälder der auch für die Landwirtschaft so wichtigen Singvögel beraubt sein werden; vor achthundert Jahren sagte, wie uns glaubwürdig berichtet wird, Franziskus nicht einmal, sondern oft zu seinen Gefährten: er wolle den Kaiser bitten, ein Gesetz zu erlassen, wodurch es verboten werde, die Lerchen zu fangen oder ihnen sonst ein Leids zu thun. Und noch in diesen Tagen haben wir es erfahren müssen, daß es den vereinigten Regierungen von halb Europa nicht gelungen ist, Italien zum Verbote des Massenmords der Zugvögel zu veranlassen!

Schopenhauer hat den heiligen Franz, dessen innerstes Wesen Goethe in den Worten des Pater ecstaticus am Schlusse von Faust ausgesprochen hat, gekannt und geliebt. Die Biographie von Sabatier, das Werk von Thode über Franziskus konnte er nicht mehr kennen lernen, aber er kannte die Bio-

graphieen von Hase, von Chavin de Malan, von dem Franziskus fast noch gleichzeitigen Bonaventura, und vor allem auch die Cantici des Heiligen, die Schlosser und Steinle in Frankfurt herausgegeben haben. Wie konnte er also übersehen, wie jener große Erneuerer der Kirche im Mittelalter über die Tiere gedacht? Er hat es nicht übersehen. Aber wo er davon spricht (Welt als Wille und Vorstellung, II, Kapitel 48), spricht er von dem, Franziskus angebornen, indischen Geist. Man darf sagen, daß dies nicht ganz gerecht ist. Von indischer Weisheit hat der geistlich arme Bettler in Assisi nichts gewußt; was er sagte, kam alles aus seinem, einzig von christlicher Ueberlieferung befruchteten flammenden Herzen. Schopenhauer war überhaupt wohl nicht ganz gerecht bei Vergleichung der großen Religionen; verständlich an einem Philosophen, dem die mehr begriffliche, abstrakte Form der Lehren des Brahmanismus und Buddhismus in demselben Maße sympathischer als die Bilder, Parabeln und Legenden des Christentums sein mußte, wie bei Künstlern das Umgekehrte der Fall sein wird. So hat er denn wohl auch dem Christentum unrecht gethan, wenn er die Tierliebe des Franziskus als etwas Indisches betrachtete; er hätte vielleicht besser sagen können: Franziskus habe den ursprünglichen Gedanken des Neuen Testaments nach dieser Seite zu Ende gedacht. Das Fehlen von Vorschriften läßt sich auch anders erklären. Es ist von erheblichem religionsphilosophischen Interesse, die Masse der Vorschriften in den verschiedenen Konfessionen zu vergleichen. Während manche von ihnen bis in die Details des Kochbuchs gehen, ist es die Art der Evangelien, sich immer wieder an die fundamentale Gesinnung des Menschen zu wenden. Man möchte einen Vergleich mit Goethe machen. Die vielen ethischen Lehren, die Goethe gegeben hat, beschäftigen sich auch weniger mit den einzelnen Objekten des Handelns als mit dem Subjekt des Handelns, dem Menschen; auch über unsern Gegenstand hat Goethe verhältnismäßig wenig gesagt; aber auch bei ihm ergiebt sich wie beim Christentum von selbst, wie ein in seinem Sinne Lebender sich zu verhalten habe. Die Evangelien gehen nicht des Näheren darauf ein, wie man sich gegen Dienstboten, Vorgesetzte, gegen Frauen, Sklaven und so weiter verhalten solle; daraus ergiebt sich nicht, daß man in allen diesen Verhältnissen thun könne, was man will. Man bedenke doch nur den Umfang: Ein kleines Buch, das sich in seinen vier Teilen großenteils wiederholt. Und damit vergleiche man den Umfang der buddhistischen heiligen Schriften. Die zwei großen stattlichen Bände von Reden Buddhas, die Karl Eugen Neumann zum erstenmal in deutscher Sprache herausgegeben hat, sind erst ein Bruchteil der Reden des Buddha; dazu kommen all die anderen kanonischen Ueberlieferungen und Vorschriften. Der Buddhismus kann bekanntlich mit bestimmten Vorschriften darüber aufwarten, wie man sich gegen Tiere verhalten solle; die Evangelien enthalten solche Vorschriften nicht, lassen aber nicht in Frage, welches Verhalten in ihrem Geiste sei.

Und nun die Kirchen der Gegenwart? Es giebt einzelne Geistliche, die finden, daß es nicht ganz gleichgültig ist, wie die Mehrzahl der die Erde be-

wohnenden fühlenden Geschöpfe lebt und von den Menschen behandelt wird. Das sind Ausnahmen. Die Kirchen als Ganzes betrachten unsere Fragen als so wenig in ihrem Bereiche liegend wie die Fragen aus dem Gebiete der chemischen Industrie. Derjenige deutsche Philosoph, der neben Arthur Schopenhauer am meisten diesen so vernachlässigten Teil der Philosophie bearbeitet hat, Friedrich Theodor Vischer, berichtet uns (Altes und Neues, zweites Heft, 1881, Seite 265 f.): „Im römischen Gebirge auf steiler Steige und holpriger Straße stürzt ein überladenes Maultier unter seiner Last und unter den fortgesetzten wütenden Hieben seines Treibers zusammen. Der Pfaffe aus dem nahen Bergnest, dem Ziele des Fuhrmanns, kommt dazu und rät, es noch mit einem großen Holzscheit zu versuchen, und zwar so, daß man mit der scharfen Spaltkante auf das Tier schlage. Ein solches wird geholt, in der genannten Weise damit auf die Kreatur losgehauen und richtig! es hilft, das Tier rafft sich noch einmal auf, und der Pfaffe reibt sich die Hände." Noch von einem anderen feinen Herrn erzählt Vischer. „In Sicilien sah ich einen Knaben mit einem Vogel spielen, dem ein Bindfaden um einen Fuß befestigt war — eine bekannte Form der Tierquälerei zum Spaß, die früher sehr verbreitet gewesen sein muß; es zeugt davon z. B. ein Familienbild von Rubens in einem Palast zu Genua, auf welchem ein Knabe einen Distelfinken an einer Schnur flattern läßt. Das Tierchen, das abwechselnd fortfliegt und wieder zurückgezogen wird, renkt sich natürlich in kürzester Frist ein Fußgelenk aus und ist hiermit einem elenden Tode verfallen. Ich trat zu dem Knaben und fand denn auch, daß der Vogel wirklich schon an einem Fuß luxiert war, machte ihn von der Schnur los und setzte ihn auf die Erde, nur damit er wenigstens keine aktiven Qualen mehr auszustehen hatte. Jetzt kam der Vater des Buben, der in der Nähe bei einem Pfaffen stand, herbei und hielt — allerdings in italienisch anständiger Weise — eine Anrede an mich, worin er geltend machte: Der Vogel sei Eigentum des Knaben und mein Wegnehmen also ein rechtswidriges Handeln. Ich suchte ihm darzuthun, was ein Tier unter einem solchen Spiel leiden müsse, und zeigte ihm auch den ausgerenkten Fuß. Der Pfaffe aber schnitt mir die Wirkung meines Belehrungsversuches mit der Bemerkung ab: Eh, è una bestia, non ha sentimento" (Ach, es ist ein Tier, es hat kein Gefühl). Die Quälerei ist übrigens viel älter, als Vischer hier annahm: der Zoologe Eimer berichtet von einem Freskogemälde im etruskischen Museum des Vatikan, „einen Knaben darstellend, welcher einen durch einen Bindfaden an den Beinen festgehaltenen Vogel flattern läßt, ein Verfahren, welches heute noch zu den gewöhnlichsten Thaten der Tierquälerei in Italien gehört". (Eimer, Entstehung der Arten I, 1888, Seite 261.)

Man wird vielleicht sagen: Das ist Italien. Bei uns hat man die massenhaften Ideale. Das ist richtig; in der einen Tasche hat man das massenhafte Geld, in der andern die massenhaften Ideale; aber in die andre greift man nie. Man sollte mit der Meinung, bei uns sei alles wunderschön, immer vor-

sichtig sein. Die Zeitungen befördern sie; mit einigen Ausnahmen berühren sie unsern Gegenstand nur, wenn sich's um Exotisches, wie spanische Stiergefechte, handelt. Die Leidenschaft der Menschen, vor fremden Thüren zu kehren, ist wennmöglich noch größer als die, vor der eigenen Thüre nicht zu kehren. So auch ist in Deutschland die Entrüstung groß über die spanischen Stierkämpfe; weniger Interesse scheint dafür vorhanden, ob unsere Bauern mit stumpfem Messer eine halbe Stunde in einem Schwein herumstochern — zum großen Gaudium der zuschauenden Dorfjugend — wobei der Bauer dem Tiere zur Erhöhung der Schmerzen die Augäpfel herausdrückt; ob die Vögel, welche die Damen auf den Hüten tragen, lebendig abgebalgt sind, und ob sich Tiere, die nicht betäubt worden sind, noch einmal losreißen und so und so lang halbgeschlachtet im Schlachthaus herumlaufen.

Daß man solche Dinge nicht sieht, dafür zu sorgen, ist Aufgabe der Polizei und Gesetzgebung. Man hört bei uns nicht wie in Italien das Schreien der Saumtiere, weil keine bei uns verwendet werden; und den Pferden hat die Vorsehung zur Schonung der städtischen Nerven das Schreien versagt. Sich einschlägige Bücher oder dergleichen zu kaufen, kann man keinem Menschen zumuten; man giebt so gern Geld dafür aus, schlechter zu werden, aber nicht dafür, besser zu werden. Also man hört und sieht in den großen Städten nicht viel Unangenehmes. Die Gesetzgebung zielt auf diesem Gebiete hin auf Schonung der Nerven. Früher belegte sie in Preußen den, der „öffentlich Tiere boshaft quält oder roh mißhandelt", mit der entsetzlichen Strafe einer Geldbuße bis zu 150 Mark oder Haft; wir haben erreicht, daß sie im Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich den Zusatz zu „öffentlich" gemacht hat „oder in Aergernis erregender Weise"; aber nach der Praxis des Reichsgerichts wird man annehmen müssen, daß das Reichsgericht gegebenen Falles den Nachweis verlangen wird, daß das Aergernis wirklich genommen worden ist. In der That wurde ein Metzger, der in seinem Hofe eine Anzahl Kälber an den durchbohrten Hinterfüßen aufgehängt und so eins nach dem andern, ohne Betäubung, abgestochen hatte, freigesprochen — weil niemand in dem Hof zugegen gewesen war. (Rüdorff, Deutsches Strafgesetzbuch mit Kommentar. Anmerkung zu § 360, 13.) So sagt auch ein berühmter zeitgenössischer Kriminalist, die Quälerei von Tieren sei aus guten Gründen nur als Verletzung des Sittlichkeitsgefühles der Bevölkerung unter Strafe gestellt. [Lißt, Lehrbuch des deutschen Strafrechts (dritte Auflage) § 188 IV, S. a. § 4: „Alles Recht ist um der Menschen willen da."] Nun, in technischen Dingen, der Anwendung der Gesetze, sind zweifellos einzig die Juristen Fachleute. Aber die Grundlagen aller Wissenschaften befinden sich auf philosophischem Gebiet, und Lißt wird der erste sein, dies für die Jurisprudenz zuzugeben. Wir wollen nicht daran erinnern, daß die Mehrzahl der Juristen einst der Aufhebung des peinlichen Rechts widerstrebte; aber darauf muß hingewiesen werden, daß die Begriffe von Recht und Pflicht doch sehr wandelbar sind. Was heute als Argument dafür angeführt wird, daß das

menschliche Verhalten gegen die Tiere allenfalls Sache der Humanität, der Wohlthätigkeit, aber doch nicht der Pflicht und Schuldigkeit sein könne, da doch jeder mit dem ihm gehörigen Tiere machen könne, was er wolle, ganz dasselbe Argument war bei den Sklavenhaltern noch in diesem Jahrhundert täglich zu hören. Auch Gründe der Religion hat man hier wie dort zu finden gewußt. Im Jahre 1860 sagte ein Abgeordneter im nordamerikanischen Parlament: das Sklavenhalten sei durch die Religion geheiligt; denn die Erzväter Abraham und Jakob hätten Sklaven gehalten. Wir wollen also die Möglichkeit nicht aus dem Auge lassen, daß sich auch die Rechtsbegriffe in Bezug auf die Tiere ändern werden.

Das Leben der bei uns — ich meine immer im Abendlande — gehaltenen landwirtschaftlichen Haustiere ist günstigsten Falles kein beneidenswertes. Betrachten wir die Biographie einer Kuh. Nach Eingehung zahlreicher Vernunftehen wird sie gewerbsmäßig Mutter, um das Kalb, welches in der kurzen Zeit, während deren man es ihr läßt, an einem entfernten Punkte des Stalles angebunden ist und ihr nur zum Trinken zugeführt wird, vom Metzger mit Fußtritten wegführen zu sehen, denn beim Kalb gilt Liebe zur Mutter als ein moralischer Fehler, der den Viehtreiber tief entrüstet; dann brüllt sie einige Tage und Nächte um das verlorene Kalb — und es giebt Schwärmer, welche die Mutterschaft überall, auch im Tierreich, für etwas Heiliges halten. Gottlob, nun ist die Kuh so weit, sich wieder ruhig die von der Natur für das Kalb bestimmte Milch zum Gebrauch der Menschen abziehen zu lassen. Dieser ganze Hergang wird so oft wiederholt, wie es geht; dann wird die Kuh dem Schlächter übergeben, glücklich genug, wenn sie in ein Schlachthaus kommt, das den Schußapparat obligatorisch eingeführt hat, andernfalls wird sie vielleicht durch so und so viele Schläge eines ungeschickten Lehrlings oder, was das schlimmste ist, aber auch vorkommt, durch Bauern mit ungeeigneten Instrumenten langsam zu Tode gemartert — und es giebt Schwärmer, die auch bei den Tieren den Tod für eine ernste Sache halten. Aehnlich fällt die Biographie unserer andern Haustiere aus, wie sie die landwirtschaftliche Verwertung nun einmal mit sich bringt, oder der so anheimelnden Vögel in den Käfigen — wer nie gefangen war, kann da nicht mitsprechen — oder der Zughunde oder gar der armen Kettenhunde, deren Leben Schopenhauer geschildert hat. Wenn man an Seelenwanderung glaubt, könnte man einem nichts Schlimmeres wünschen, als ein europäisches Haustier zu werden. Sollten, wie viele Tierpsychologen meinen, die Tiere so etwas wie Religion und Sprache haben, so giebt es vielleicht in der Tiersprache ein Sprichwort: man solle den Menschen nicht an die Wand malen. Wie ist es möglich, daß man diesen Geschöpfen noch unnötig, ja oft absichtlich und mit Vergnügen das Leben erschwert?

Auf dieses psychologische Rätsel giebt es verschiedene Antworten. Die dümmste und verlogenste ist die, sie spürten nichts. Kein Mensch glaubt das. Die Tierpsychologie, die vielleicht methodisch schwierigste unter den theoretischen

Wissenschaften, ist allerdings in ihren Anfängen, die älteren Beiträge leiden meist an Kritiklosigkeit. Insbesondere hat man den Reisenden, den Forschungsreisenden zu viel geglaubt; man kann ja auch nicht verlangen, daß jemand, der die außerordentlichen Eigenschaften besitzt, die zu Reisen in unbekannten Gegenden erforderlich sind, sie verbinden müsse mit Fähigkeit zu exakter Beobachtung und Experiment. Auch an den Elefanten, von dem Schopenhauer erzählt, er habe die Brücken, über die er gehen sollte, daraufhin angesehen, ob sie ihn tragen würden, glaube ich nicht; und man muß überhaupt vorsichtig sein mit dem Hineinverlegen menschlichen Seelenlebens in die Tiere. Aber daß sie fühlen, hat eine geradezu ungeheure Wahrscheinlichkeit; ganz sicher weiß die Thatsache des Fühlens nur jeder bei sich selbst. Ich sagte, das Argument von der Gefühllosigkeit der Tiere sei nicht nur dumm, sondern auch verlogen. Der Fuhrmann, der es anwendet, rechnet selber damit, daß die Tiere Schmerz empfinden, und verwendet diese Kenntnis, um sie anzutreiben. Sonst würde es ihm auch keinen Spaß machen, die Tiere zu prügeln; den Wagen haut er nicht.

Ja, heißt es, es geht nicht anders, man muß die Tiere prügeln. Der Psycholog, der mit dieser Voraussetzung durch die Straßen unserer Städte geht, stößt fortwährend auf Schwierigkeiten. Der Stand der Droschkenkutscher scheint ein besonders intimes Verhältnis zu Orten zu haben, an denen Getränke von hohem Alkoholgehalt verabreicht werden. Bekanntlich pflegen nach Alkoholgenuß verschiedene Stadien einzutreten. In dem ersten fühlt man sich gewöhnlich stolz, gehoben, selbstbewußt, als Herr der Welt; wenn man Droschkenkutscher ist, als großer Herr, der mit stolzem, feurigem Gespann durch die Straßen saust, zur Bewunderung aller Vorübergehenden; hiezu gehört, daß man möglichst rasch fährt, tüchtig an den Zügeln reißt, um dem Pferde die stolze Haltung und den gequälten Gang von Herrschaftspferden zu verleihen, und tüchtig zupeitscht. Tritt dann das Stadium der Alkoholwirkung ein, in dem man zornig wird, so muß man — in Ermangelung der Frau — diesen Zorn wieder am Pferde auslassen. Man thut dies am besten so, daß man mit der linken Hand die Zügel zurückreißt, so daß das Pferd glaubt, es solle stehen bleiben, und gleichzeitig mit der rechten Hand zupeitscht, um es für diese Hartnäckigkeit zu bestrafen. Differenzen mit dem Fahrgast über die Taxe bringen ein ähnliches Stadium hervor und werden, wenn die Frau nicht bei der Hand ist, gleichfalls dem Pferde gut geschrieben. Das darf uns aber nicht veranlassen, dem Manne zu zahlen, was er verlangt; denn nach gelungener Uebervorteilung des Fahrgastes tritt ein ähnliches, freudig erregtes Stadium ein, wie das erste der Alkoholwirkung, mit ähnlichen Folgen für das Pferd, auch wenn dieses auf einem Fuße lahmt oder eine faustdicke Geschwulst am Sprunggelenk hat, und wenn z. B. der Wagen leer nach Hause fährt oder am Ziele ist. Also es scheint in dem Maße notwendiger, die Tiere zu prügeln, als der Herr ein größerer Trinker ist.

Ein anderer Grund, sich nicht um die Tiere zu kümmern, ist der: es verweichliche den Menschen, mache feig. Ich habe von einem sehr tüchtigen

Offizier gehört, der im Manöver-Biwak eine Kröte sah; er ließ sie durch einen Soldaten außer Gefahr bringen. Wird er deshalb in einer Schlacht feiger sein als seine Tauben schießenden Standesgenossen? Unter den gegenwärtigen Umständen gehört in der That Mut und Männlichkeit dazu, jene Weichlichkeit zu haben. Wer wirklich weichlich und feig ist, der thut das, was alle Welt thut; beteiligt sich an dem an Stelle des Kampfes aller gegen alle getretenen Schimpfen aller über alle; sucht sich bei Vorgesetzten möglichst beliebt zu machen, über die er hinter ihrem Rücken nach Kräften schimpft und denen er — ach so gerne — ein Bein stellen möchte; nimmt sich aber nicht einer Sache an, die ihm Spott, vielleicht gehässige Angriffe einträgt.

Ein Grund endlich, sich nicht um die Tiere zu kümmern, ist der sogenannte Menschenschutz. Es giebt Leute, die, wenn man sie für irgend etwas angeht, das mit Tieren zu thun hat, sagen: sie müßten die Menschen schützen. Ich bin in zehnjähriger Praxis auf diesem Gebiete zahlreichen Menschenschützern begegnet. Wenn ich sie näher kennen lernte, fand ich in der Regel, daß auch ihr Menschenschutz beschränkt war, nämlich auf die eigene Person. Diese Sorte sagt: „Ich bin keiner von denen, die immer über die Schlechtigkeit der Menschen lamentieren. Wenn sie nur mir nichts thun." Ihnen hat der erste zeitgenössische Aphoristiker, Marie von Ebner-Eschenbach, ins Stammbuch geschrieben: „Man kann nicht allen helfen, sagt der Engherzige und — hilft keinem." Andrerseits fand ich, daß die Leute, welche, ohne daß es jemand weiß, arme Familien unterstützen, in der Regel eben dieselben sind, die einen armen Hund von der Straße mitnehmen. Ist aber das Argument vom Menschenschutz ernst gemeint, so läßt es tief blicken. Es handelt sich nicht darum, dem Wiesel abzugewöhnen, auf eine so grausame Weise sich zu ernähren; oder den Löwen zum Vegetarismus zu bekehren; es handelt sich um das Verhalten von Menschen, und das ist es, was man für gleichgültig erklärt. Also auf geringere Roheit des Volkes hinwirken, das ist kein Menschenschutz. Menschenschutz ist nur, auf besseres Wohnen, Essen und Trinken hinwirken. Man darf aber ja nicht glauben, daß das im Sinne des Volkes sei; man darf ja nicht das im Volke vorhandene Bedürfnis nicht nur nach besseren materiellen Verhältnissen, sondern auch nach höherer Bildung unterschätzen. Ich habe, als ich einmal in Offenbach über denselben Gegenstand zu einem Publikum sprach, das großenteils aus Handarbeitern bestand, gefunden, daß die deutschen Arbeiter durchaus nicht alle der Ansicht sind, nur der thue etwas für die Menschen, der ihnen den Bauch füllt, sondern daß sie finden, auch der thue etwas für sie, der sie weniger gedankenlos und grausam macht.

Das geschieht am leichtesten durch die Jugenderziehung; die kleinen Kinder sind in der Regel weder grausam noch mitleidig. Beides dürfte als Ausnahme gelten. Sie wollen vor allem spielen; das italienische Kind spielt mit dem lebendigen Vogel, so wie das deutsche mit dem nachgemachten. Es ist so interessant, so ein zappelndes, sich bewegendes Ding zu fangen, zu zerzupfen und

zu untersuchen, wie es von innen aussieht. Meistens wird der Lehrer nur darauf hinzuweisen brauchen, daß das alles weh thut. Eine ganze Anzahl deutscher Lehrer, meiner Erfahrung nach besonders Volksschullehrer, haben eingesehen, wie sehr das auf die ganze Ausbildung einwirkt, und einer, Philipp Klenk in Mainz, hat ein Schriftchen veröffentlicht, in dem er zeigt, wie diese Einwirkung innerhalb des gegenwärtigen Lehrplans stattfinden kann. Es erschien im Verlage der unter Verwaltung des Berliner Magistrats stehenden deutschen Lehrer-Tierschutzstiftung, einer Stiftung, für die das Ehepaar Beringer in Berlin schon bei Lebzeiten sein ganzes, in vierzigjähriger Arbeit erspartes Vermögen hingegeben hat.

Gar große psychologische Unterschiede sind jedoch zwischen Tierfreunden und Tierfreunden. Der eine gilt dafür, weil er gerne auf die Jagd geht; der andere, weil er sich viele Tiere hält; der dritte, weil er ein Lieblingstier hat. Die dritte Klasse, die mit dem Lieblingstier, ist besonders im weiblichen Geschlechte vertreten. Es kann die Liebe zu einem einzelnen Tier, ebenso wie die zu einem einzelnen Menschen, sich psychologisch in doppelter Weise entwickeln. Sie kann zur Brücke werden zu einem umfassenderen Verstehen und Lieben, so wie es Ibsens Brand sagt:

Man kann die Menschheit nicht umarmen,
Eh Einen man geliebt allein —

oder sie kann das Herz für alle anderen Geschöpfe einschrumpfen lassen, und auch Tieren gegenüber ist Gefühl von Sentimentalität zu unterscheiden. Ich spiele an auf die Dame mit dem Azorl. Azorl ist ein Hund, der das Herz der Gnädigen vollständig ausfüllt, auf Kosten aller anderen Lebewesen. Daß eben draußen in der Küche der Sonntagsaal lebendig von der Köchin auf ein Brett genagelt und daß ihm lebendig die Haut abgezogen wird, ist der Gnädigen ganz gleichgültig. Wenn nur Azorl schön bequem auf dem Sofa sitzt. Und da sitzt er wirklich. Der Besuch wird gebeten, sich nicht aufs Sofa zu setzen, weil das Azorl aufregt; wenn sich jemand neben ihn setzt, muß er die Zähne blecken, und das strengt ihn an. „Ihr Azorl bekommt gewiß recht gut zu essen?" sagt der Besuch. „Ach Gott, nein," erwidert die Gnädige, „die meiste Zeit bekommt der arme Kerl auch nichts Besseres als wir." Ich sagte schon, andere Tiere liebt die Gnädige nicht; sie haßt sie. Auf ein Hündchen, das Azorl auf zwanzig Schritt in die Nähe kommt, schlägt sie wütend mit dem Sonnenschirme los, als ob es ein Raubtier wäre. Die übergroße Liebe bekommt aber Azorl selber nicht gut. Er verkümmert an Geist, Gemüt und Körper. Er wird dumm: das passiert leicht, wenn man überfüttert wird. Er wird giftig: wenn man immer auf dem Sofa sitzt, meint man schließlich, man habe ein Recht dazu und niemand anders sonst. Und, was das schlimmste ist, er wird fett, immer fetter, kurzatmig, pustet wie eine Dampfmaschine und kann schließlich mit Faust sagen: So ist mir das Dasein eine Last, der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.

Aber ich muß leider noch einen Schritt weiter gehen. Niemand kann die ungeheueren, lange nicht genug gewürdigten Verdienste der Tierschutzvereine höher einschätzen, als ich es thue. Der Psycholog, der keine Partei kennen darf, muß jedoch auch hier unterscheiden und nach den Motiven fragen. Es giebt Leute, die mit dem Tierschutzkalender nach Singvögeln werfen. In einer größeren deutschen Stadt sah ein Postbeamter, der einen Wagen abzufertigen hatte, daß das Pferd dieses Wagens eine tiefe, offene Wunde hatte, an einer solchen Stelle, daß die Wunde bei jedem Schritt vom Sattelzeug gescheuert wurde. Der Postbeamte sagte zu dem Postillon: „Jetzt bin ich im Dienst und kann nichts machen, aber morgen gehe ich als Privatmann zum Tierschutzverein, damit der Anzeige erstattet.“ Nebenbei bemerke ich, daß das Pferd bei der selbigen Fahrt infolge der Schmerzen scheu wurde, auf die Häuser zurannte, wobei der mitfahrende Postschaffner in Lebensgefahr kam, so daß er sich weigerte, mit dem Wagen weiter zu fahren. Dies nur nebenbei; es kommt hier auf die Antwort an, die der Postillon dem Beamten gab; sie lautete: „Beschwere Se sich nor, des hilft Ihne gar nix, des hawe schon mehr Leit browirt un hat'ne nix g'holfe; moin Herr (der Posthalter) is im Dierschutzveroin; deshalb is er ja beigetrete, daß mr net an'n kann.“

Nur die abendländische Kunst hat ein Gefühlsverhältnis des Menschen zur Tierwelt, man möchte sagen, ein uraltes Gefühl der Zusammengehörigkeit stets zum Ausdruck gebracht. Durch Sagen, Märchen und Legenden, durch die Werke bildender Künstler und Dichter, vom Altertum bis auf Richard Wagners Parsifal, und weiter bis zum Heiland der Tiere vom Prinzen Emil von Schönaich-Carolath und bis zu den Dichtungen des schwäbischen Bauern Christian Wagner zieht sich der Traum von einem paradiesischen Zustand, in dem Menschen und Tiere friedlich liebend beisammen wohnen. Aber auch die Musik ist nicht ohne Beziehung zu einem derartigen Ideal; ich meine nicht durch die Nachahmung einer Hammelherde, so schätzenswert diese (die Hammelherde) auch sein mag; sondern indem die Musik als Kunst den Menschen über das Alltägliche zu erheben und ihn von der „gemeinen Pedanterie“, von der Renan spricht, wenigstens vorübergehend zu befreien vermag.

Die meisten Leute aber interessieren sich bei uns wenig für ungekochte Tiere. Erstens haben die Tiere kein Geld; man stelle sich vor, es sei einem Hund — etwa testamentarisch — ein Vermögen ausgesetzt, mit der Bestimmung, daß dieses Vermögen nach des Hundes Tod an den übergehe, den er am meisten geliebt habe; da könnte man etwas erleben; in kurzer Zeit wäre der Hund von seinen zahlreichen Freunden und Verehrern zu Tode gefüttert. Zweitens haben die Tiere kein Stimmrecht, und drittens ist es sicher, daß sie nie Stimmrecht bekommen werden. Wäre das anders, so würden plötzlich die politischen Führer ihr Herz für diese „Ausgebeuteten“, „Unterdrückten“ entdecken; so wie aber die Sachen liegen, hat von den großen politischen Parteien keine Zeit zu einem einschlägigen Antrag. Als im deutschen Reichstag das Fleischbeschaugesetz be-

raten worden ist, wurde trotz einer höchst bedeutenden, alle Hauptpunkte erschöpfenden Rede des Freiherrn von Langen, der sich durch diese Rede alle Tierfreunde zu lebhaftem Dank verpflichtet hat, der § 18 des genannten Gesetzes ohne Debatte angenommen; durch die Annahme dieses, den Verkauf von Pferdefleisch in jeder Weise erschwerenden Paragraphen ist die in Deutschland übliche brutale Ausnützung der alten Pferde für absehbare Zeit gesetzlich gewährleistet.

Es giebt noch so manche Hindernisse für die Liebe zu Tieren. Es fehlt oft die angenehme Gegenseitigkeit, wenngleich ein Hund durch Treue zu belohnen pflegt. Und die Gegenseitigkeit spielt eine große Rolle in der Liebe. Wenn jemand sagt: „ich liebe dich“, so heißt das meist: „liebe mich!“ So häufig eine Koketterie ganz ohne Liebe ist, so selten eine Liebe ganz ohne Koketterie. Mit Tieren kann man nicht kokettieren.

Es irrt der Mensch, solang er strebt; ganz besonders aber, solang er nicht strebt; und auf unserm Gebiete streben die meisten Menschen nicht. Es ist auch so anstößig, ungewöhnlich, unverständlich, sich viel mit Tieren abzugeben; und so wie es Populargelehrte giebt, giebt es *Popularmenschen*, die weniger auf die Richtigkeit als auf die Gemeinverständlichkeit ihrer Werke bedacht sind. Manchen würde die Tierphilosophie mehr interessieren, wenn er sich den Zusammenhang des Verhaltens gegen die Tiere mit dem gegen die Menschen klar machte. Die Kriminalstatistik weist darauf hin. Ich halte nicht mit Vischer dessen Vaterland Württemberg für das klassische deutsche Land der Tierschinderei, sondern den bayerischen Regierungsbezirk Niederbayern; es ist derselbe Landstrich, in dem die Brutalität gegen Menschen am meisten, im eigentlichen Sinne des Wortes, „in die Augen sticht“. Nirgends wird so viel von Stichwaffen gegen Menschen Gebrauch gemacht.

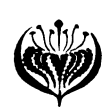
Die in die Massen getragene materialistische Philosophie, die lehrt, daß die Schuld an allen Mißständen die äußern Verhältnisse tragen, und daß unter den gegenwärtigen Umständen dem Proletariat der Weg nach oben versperrt sei, ermuntert dazu, sich soweit wie möglich gehen zu lassen. Die materialistische Popularphilosophie mit ihrem Spott über die Tiere setzt sich mit sich selbst in Widerspruch. Sie möchte den Unterschied zwischen Mensch und Tier möglichst gering erscheinen lassen; die unsterbliche Seele, welche nach der christlichen Theologie der Mensch vor dem Tiere voraus hat, giebt's für jene nicht; gut ist, was am meisten Lust bereitet, und Lustgefühle haben doch die Tiere auch; warum sie nicht in den ethischen Rechten dem Menschen näher stellen? Man möchte wünschen, daß der Affenmensch, dessen Auffindung in irgendwelchen Urwäldern jene materialistischen Philosophen alle Tage erwarten, wirklich gefunden würde, um zu sehen, wie sich ihre Moral mit ihm abfände. Bei dem geringen Gewicht, das die offizielle und die nicht offizielle Moral auf das Verhalten gegen Tiere legen, ist gerade dieses Verhalten von besonderem psychologischen Interesse. Hier ist ein Feld, auf dem sich die ursprünglichen Instinkte mehr hervorwagen als dem wohlgeschützten Mitmenschen gegenüber. Hat eine Frau

ein Kindermädchen, das die Hauskatze mit Fußtritten traktiert, so darf sie mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es dem Kinde auch nicht zum Besten gehen wird, sobald das Mädchen mit ihm allein ist.

Es pflegen die oberen Stände ein ungemein geringes Interesse für die Gesittung der unteren Stände zu haben. So war es auch im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich; die Lehre vom Leben als Spaß wurde mit Geist in der vornehmen Gesellschaft als reizender Gesprächsstoff unter koketter Zustimmung behandelt; ganz anders zwanzig Jahre später: Deutsche, die vor und nach der Revolution in Frankreich reisten, konnten sich nicht genug wundern über den Umschwung in der Philosophie der oberen Stände; diese hatten inzwischen erfahren, daß, wenn der Mensch es als seine Aufgabe betrachtet, sich möglichst gut zu amüsieren, er eventuell darauf kommt, daß es ein großes Amüsement ist, seinen Mitmenschen an einer Laterne baumeln zu sehen. Das soll kein Schreckschuß sein; er würde doch nichts bewirken, und außerdem ist nie etwas wirklich Schönes durch die Furcht bewirkt worden.

Ich weiß, daß es kein Vergnügen ist, in den Schlachthäusern herum zu waten, und daß es viel angenehmer ist, mit den Tieren nur in Form von Koteletten und Beefsteaks zu thun zu haben. Es giebt aber außer der Partei derer, die es für den Zweck des Lebens halten, möglichst gut zu l e b e n, immer eine andere Partei, die ihrer Existenz den Zweck setzt, möglichst g u t zu leben, und diese Partei wird finden, daß unsere Kultur auch in den oberen Ständen, wenn sie noch so viele Bücher lesen, oder wenigstens im Bücherschrank haben, wenn sie noch so viel elektrische Bahn und Telephon benutzen, daß diese Kultur doch große Löcher hat, ja daß es fraglich ist, ob wir am Beginne des zwanzigsten Jahrhunderts bei so einer Art von goldnem Zeitalter angelangt sind. Unsere Kultur verliert bedeutend, wenn man weniger die Telephonanlagen als die Gespräche, die damit geführt werden, weniger die elektrischen Bahnen als die Menschen, die drin sitzen, betrachtet.

Wenn die materielle Existenz sämtlicher Menschen aufs glücklichste geordnet wäre, und in den herrlichsten Häusern wohnten grausame Rohlinge, gefühllose Tierschinder — das könnte doch nicht das Ideal sein. Es giebt ja allerdings Leute, die meinen, man könne Schweine in Menschen verwandeln, indem man sie in einen Palast bringt. Andre werden finden, daß gerade die technischen Fortschritte, die Anhäufung von Wissen und Kenntnissen gleichzeitige Charaktermängel um so greller hervortreten lassen; sie werden mit Macaulay sagen: „Wir halten dafür, das schrecklichste aller Schauspiele sei: die Stärke der Zivilisation ohne ihre Barmherzigkeit"; und mit Goethe: „Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich".





Der alte Pfarrer.

Ein Bildchen aus der Danziger Niederung.

Von

J. Trojan.

Er sitzt im traulichen Gemach,
Sinnt über seine Predigt nach,
Die andern Tags er halten soll.
So sitzt er da gedankenvoll,
In seiner Hand das Pfeifenrohr
Sieht er zur Zimmerdeck' empor
Den Rauch des lieben Krautes ziehn.
Sein heil'ger Text beschäftigt ihn,
Zur Arbeit ist er wohl gestimmt.
Mitunter steht er auf und nimmt
Von den Gestellen an der Wand
Sich einen alten Lederband,
Den schlägt er auf und liest und nickt.
Mitunter durch das Fenster blickt
Er über die Geranien fort
Zum Kirchlein hin, den Friedensort
Aufsuchend, wo die Toten ruhn.
So seh' ich ihn bei stillem Thun.

Ich seh' ihn dann, wie er mit mir
Hinaustritt vor des Hauses Thür.
Entgegen weht uns warme Luft,
Wir atmen Lindenblütenduft,
Auch Duft von Geißblatt wird gespürt.
In seinen Garten er mich führt,
Von Beet zu Beet er leitet mich,
Freut still an meiner Freude sich.

Die Beete faßt Lawendel ein,
Um den in hellem Sonnenschein
Die Bienlein summen voller Fleiß;
Es wiegen Rosen rot und weiß
Sich, lieblich anzusehn, am Strauch,
Und bunte Nelken seh' ich auch.

Zu dem Gemüse gehn wir dann;
Wohl dem, der dies so haben kann,
Daß, was im Garten draußen steht,
Kommt in die Küche frisch vom Beet!
O wie es alles wächst und schwillt,
Der Hände Arbeit reich vergilt!
An Stangen ranken sich empor
Die Bohnen, schon in vollem Flor.
Bleibt man da nur ein Weilchen stehn,
Kann man sie, glaub' ich, wachsen sehn.
Wie fest und glänzend ist der Kohl,
Daß der gut mundet, glaub' ich wohl.
Durchs Gartenpförtchen übern Steg
Führt auf die Trift uns dann der Weg.
Im Grünen ihm drei Kühlein stehn,
Es macht ihm Freude, sie zu sehn;
Er streichelt zärtlich sie und spricht:
„Nicht wahr, verfallen sind sie nicht.
Sie essen sich gemütlich satt,
Drum sind sie auch so schmuck und glatt."
Und weiter wandern wir hinaus,
Die Niedrung dehnt um uns sich aus,
Und hinten sehen wir und vorn
Nur Korn und Gras und Gras und Korn.
Ein Weidenbaum steht hie und da,
Er tritt zu einem, der uns nah,
Und zeigt an ihm mir mit der Hand,
Wie hoch einmal das Wasser stand.
„Gott", spricht er, „mein' es mit uns gut
Und schütz' uns vor der wilden Flut,
Die manchmal trotzig und empört
Die Dämme durchbricht und zerstört,
Was da ist, sei's gut oder schlecht,
Worum oft lang als um sein Recht
Der Nachbar mit dem Nachbarn stritt,
Das reißt sie ein und nimmt es mit,
Dann hat die liebe Seele Ruh'."
Er spricht's, und schweigend hör' ich zu.
Und weiter wandernd kommen dann
Wir auf dem breiten Landweg an

Und folgen ihm: „Heut' ist er gut,
Das bißchen Staub, was das uns thut!
Doch wenn im Herbst der Regen fällt,
Ist's wen'ger gut damit bestellt.
Was einer dann für Mühe hat,
Wie dann der Boden um das Rad,
Sich wickelt und am Schuhwerk klebt,
Das glaubt nur, wer es selbst erlebt.
Gleich schwer ist Gehn und Fahren dann,
Man muß schon reiten, wenn man's kann."

Und wie wir so den Landweg gehn,
Und rechts und links nichts ist zu sehn
Als Wies' und Acker hie und dort,
Spricht er zu mir manch kluges Wort
Von dem, was in der Welt geschieht,
Was, wer die Augen aufmacht, sieht.
„Ach, wer mit Augen sieht allein,
Für den ist diese Welt nur klein;
Glaub', mit dem Herzen sieht man mehr."
So wandre neben ihm ich her,
Es macht mich froh, mit ihm zu gehn.
Auf einmal aber bleibt er stehn,
Sieht nach der Uhr und sagt: „'s ist Zeit,
Wir gehn am Ende sonst zu weit.
Zu Hause giebt es Mittag bald,
Es wär' doch schade, würd' es kalt,
Und Schelte gäb' es außerdem —
Das wär' für uns nicht angenehm.
Ich denk', wir gehn nach Hause drum."
So spricht er, und wir kehren um.

In kühler Erde längst er ruht,
Der alte Mann — wie war er gut!
Kein Eifrer, aber fest und treu,
Im Dienst der Wahrheit ohne Scheu,
So milde denkend und so zart,
So heiter und von tücht'ger Art,
Abhold unnützem Streit und Zank.
Oft denk' ich sein und sag' ihm Dank.





Die Blume des Leids.

Erzählung von Ernst Brausewetter.

Aetherklar dehnt sich der azurblaue Himmel über dem sonnenüberfluteten Stuttgarter Schloßplatz. Buschige, schattige Kastanien bilden die vierkantige, alleenartige Umrahmung, farbenreiche Teppichbeete strecken sich, wohin das Auge blickt, zu Füßen der hochragenden Denkmalssäule in der Mitte. Im Hintergrunde leuchten die sandsteinweißen anmutigen Renaissance-Formen des Schlosses mit seinem das Himmelsblau widerspiegelnden Zinkdache, und über ihm wölben sich rundliche Weinberge mit ihren Rebenterrassen, ihren aus dem Grün hervorlugenden zierlichen Häuschen und türmchengeschmückten Villen empor.

Sonnenüberflutet, menschenleer liegt der Mittelplatz am Nachmittag da, nur der monotone plätschernde Laut der Springbrunnen unterbricht die Stille. Aber in den schattigen Rand-Alleen herrscht erfrischende Kühle.

Hier sah man fast täglich am späteren Nachmittag zwischen zwei ganz nahe bei einander stehenden Bänken in einem eleganten Krankenwagen einen schönen jungen Mann sitzen, dessen Füße mit einer weichen, leichten Plüschdecke umhüllt waren und dessen schmale, weißen Hände mit einem glitzernden Brillantring auf den Seitenlehnen ruhten. Ein kränkliches, bleichgelbes, schmales Gesicht von weichen Formen, ein spitzer, brauner Vollbart, mädchenhaft langwimperige Augen mit einem Leidensschatten darunter und grüblerischem, hinausträumendem Ausdrucke. Auch um den Mund lag ein mildtrauriger, wehmütiger, aber freundlicher Zug. Auf den beiden Bänken neben seinem Wagen saßen meist einige Knaben verschiedenen Alters, die der Kranke allmählich durch sein freundliches Wesen, kindliches Plaudern und namentlich durch die schönen Geschichten, die er manchmal erzählte, an sich gelockt hatte, so daß sie jetzt seinen treuen Hofstaat bildeten. Es waren keine Geschichten aus Büchern, sondern selbsterfundene, poesievoll, wie Märchen, die von einer Welt von Licht und Sonne, Farbe und

Schönheit in einem Fabellande und von unendlichem Weh der Menschen in diesem herrlichen Lande kündeten, ernst und tief, so daß man sie nicht vergaß und viel darüber nachdenken mußte.

Etwas seitwärts auf einem mitgebrachten Feldstühlchen saß der alte livreegekleidete Diener des vornehmen jungen Mannes. Und auf die Bankecke zunächst dem Krankenwagen pflegte sich ein junges Mädchen, das sich bisweilen auch dort einfand, zu setzen. Auch sie war eine zufällige „Bank-Bekanntschaft“ und wurde durch eine innige Sympathie und warmes Mitgefühl für den schönen, kranken, jungen Mann angelockt, der so schwermütig aussah und doch so kindlich und froh mit den Kindern sein konnte. Auch fühlte sie wohl, welch eine Freude sie ihm mit ihrer Anwesenheit bereitete. Das bezeugte ihr schon der innige dankbare Blick, mit dem er stets ihr Kommen begrüßte. Herzerquickend sah sie aber auch aus, rosig und frisch, wie sie war, mit den sonnengoldigen Locken und dem kleinen Himmelsreif in den freundlich blickenden Augen, besonders jedoch durch einen Hauch von Harmonie und klarem Bewußtsein, von Seelenfülle und Herzensgüte, der über ihren Zügen ausgebreitet lag und von ihrer Gestalt und ihrem Wesen auszugehen schien. Trotz ihrer Jugend und Anmut hatte sie etwas von dem tiefen Ernste des pflichtbewußten, aufopferungsfähigen Weibes. —

Tief und dankbar war auch heute der Blick des jungen Mannes bei ihrem Kommen gewesen; aber dann verfiel er gleich wieder in ein dumpfes Brüten, in dem er schon vorher die Fragen der Knaben überhört hatte. Er schien ungewöhnlich trübe gestimmt und schloß bisweilen die Augen wie infolge inneren Schmerzes. Die Knaben, die anfangs mit einander geschwatzt hatten, verstummten deshalb ebenfalls unter dem Eindrucke seiner düstern Stimmung, bis ein kleiner Blondkopf sich Mut faßte und ihm zuflüsterte: „Erzählen!“ Wie ein Echo klang es sofort von allen: „Erzählen!“

Noch ruhte sein Blick düster sinnend draußen auf dem sonnenbestrahlten, farbenprangenden Platze, als hörte er nichts von der Bitte. Aber nun blitzte es in seinen Augen auf, als wäre ihm ein Gedanke gekommen, eine Falte bildete sich zwischen den Augenbrauen, die Augen verloren das Traumhafte und blickten scharf, als wollte er etwas in der Ferne erkennen. Dann schaute er plötzlich mit langem, ernstem Blicke in das Gesicht des jungen Mädchens, legte behutsam seine schmale, weiße Hand auf ihren Arm und flüsterte: „Ja, ich will etwas erzählen, eine traurige Sage, ein Menschenschicksal. Die Kinder werden es vielleicht erst weit später verstehen — aber Sie, Fräulein, Sie bitte ich, zürnen Sie mir nicht .... ich **muß** einmal reden, koste es mein letztes Glück!“ — Die letzten Worte verloren sich in fast unverständlichem Gemurmel.

Sie sah erstaunt von der kleinen Handarbeit, die sie mit hatte, auf. Ihre Blicke trafen sich. Wie verzweiflungsvoll es in seinem Auge glühte und flehte! Und dabei lag darin zugleich eine so unendliche Hingebung. Ahnte sie, was er ihr jetzt sagen wollte? Langsam stieg glühende Röte zu ihrem Antlitz hinauf und in ihren Augen flimmerte es.

Da glitt sein Blick von ihr fort und hinaus auf den sonnigen Platz. Nach einer Weile begann er leise, als wenn Traumbilder zu Worten würden, zu erzählen:

„Es war einmal ein hübscher, kleiner Knabe mit Ringellocken, hellgelb, wie weicher Flachs, und mit Aeuglein, so blau und so lachend, wie Vergißmeinnicht.

Er wohnte in einem wunderbar prächtigen Schlosse aus weißleuchtendem Marmor mit Terrassen und Säulenhallen und glänzenden Gemächern mit Sammet- und Seidentapeten und den schönsten Kunstsachen und Gemälden, wohin das Auge schaute. Das nur einstöckige Schloß stand in einem riesengroßen Garten; gerade vor der Hauptfront führten terrassenförmige Wege zu einem kleinen blauen See hinab, dessen Wasser so klar war, daß der darübergleitende Nachen auf einem Spiegel zu stehen schien und man auf dem Grunde jede Pflanze und jeden Stein unterscheiden konnte. Alles im Schlosse wie im Garten war nach tiefdurchdachtem Plane in künstlerischer Formenschönheit und vollendeter Harmonie angelegt. Ueberall hatte ein zwingender Geist der Natur festumrissene Grenzen gezogen und gewollte Formen gegeben. Die Rasenplätze waren so glatt, wie Plüschteppiche, die Blumenbeete bildeten allerhand abgezirkelte Formen in künstlerisch-feinsinnigster Farbenzusammenstellung, die ragenden Rosenstöcke mit ihrer Blütenpracht standen in schnurgeraden Reihen und waren sogar nach ihrer Größe geordnet, alle Hecken waren glattgeschoren. Die graustämmigen Platanen, die frühlingsgrünen Akazien und selbst die dunkelschattigen Linden waren in bestimmte Formen geschnitten oder in domartige Laubengänge verwandelt. Obstbäume hatte man über Spaliere und Bogen gezogen, und die Schwarztannen und Tujas standen an langen Gartengängen wie dunkle Mauern zu beiden Seiten. Vollständig symmetrisch waren überall in dem Grün Marmorbänke und plastische Werke verteilt. Zahlreiche Diener mußten schon in früher Morgenstunde den Garten säubern und harken, da niemals irgendwo eine Unordnung zu entdecken war.

Rings um den Garten aber zog sich eine beängstigend hohe Mauer, die ganz mit immergrünen Epheuranken überwachsen war und nirgend einen Ausblick gewährte. Der Eingang mußte sich auf der Rückseite des Schlosses befinden, die der kleine Knabe noch niemals betreten hatte.

Selten ist wohl ein Kind von so zärtlicher Sorgfalt umhütet gewesen. Es schien, als wäre das ganze Haus nur in Rücksicht auf den Kleinen eingerichtet. Er hatte die schönsten, hellsten, sonnigsten Zimmer, seine Mahlzeiten bestanden aus den auserlesensten Gerichten in köstlicher Zubereitung, aber alles den Bedürfnissen eines Kindes richtig angepaßt, für jeden Wunsch und Befehl standen Diener bereit, und auf Schritt und Tritt war einer seiner beiden Lehrer um ihn. Seine Kleider waren aus den feinsten und weichsten Stoffen je nach der Jahreszeit und fast stets von schneeweißer Farbe. Seine Spielsachen füllten mehrere Säle und waren den wirklichen Dingen nahezu vollkommen nachgebildet.

Die Eltern besuchten ihn jeden Tag mehrere Stunden, ja die Mutter blieb oft wochenlang ganz da, und sie waren so lieb und gut zu ihm, über-

schütteten ihn so mit Zärtlichkeiten, daß es dem Kleinen manchmal fast zuviel wurde.

Aber zweierlei war dem Knaben streng verboten: er durfte keine Blumen pflücken im Garten und er durfte den Garten nicht verlassen. „Das Abpflücken der Blumen", sagte der Vater, „ist eine nutzlose Zerstörung der Schönheit, die fehlende Blüte würde in dieser vollendeten Harmonie störend vermißt werden. Es ist aber die Aufgabe des Menschen, nichts Nutzloses zu thun und zur Förderung des Schönen zu wirken. Höchste Freude ist zweckvolles Genießen des Erreichbaren!" — Die Mutter aber sagte: „Nicht alles Schöne ist gut. Manche der herrlichsten Pflanzen birgt unter ihrer Blüte einen Stachel oder in ihrem Innern einen Saft, der todbringend wirken kann."

„Und die Freiheit draußen, mein Sohn," fuhr der Vater fort, „die birgt alle beiden Gefahren in sich: Da würdest du sehen, was dich nicht freut, und da könntest du erleiden, was dich zu Grunde richtet!"

Aber der Knabe behagte sich nur schlecht in seiner herrlichen, vollendeten Umgebung. Die wirklichkeitsgetreuen Spielsachen ließen seiner Phantasie keinen Raum, sie waren ihm schnell langweilig. Wohl hatte er Spielkameraden, zwei Knaben, die mit ihm im Hause wohnten; aber sie waren offenbar Kinder Untergebener, sie wagten nicht, ihren Willen dem seinigen entgegenzustellen, waren wie Instrumente, denen man nur wenige bestimmte, bald völlig bekannte Töne entlocken kann, kannten keine andern Vorstellungen, als er. Er beachtete sie bald gar nicht mehr. Dazu diese Einförmigkeit, diese ewige, friedvolle Stille, die hinter der hohen Mauer und in dem steifen Garten herrschte, in dem kaum Blätter rauschten. Oft befiel ihn eine stumpfe Gleichgültigkeit und dann plötzlich erwachte wieder in ihm ein brustschwellendes Sehnen, er wußte nicht wonach, wohl hinaus, wo die Eltern, die Diener hingingen und wovon er nichts sah. Wenn die Sonne ihr goldiges Licht in wechselloser Fülle über den Garten hinbreitete, lagerte die Stumpfheit mit bleierner Schwere auf ihm und er konnte, wenn er keine Arbeiten machen mußte, stundenlang mürrisch auf einem Divan oder auf Decken in einer Laube liegen. Wenn aber finstere, windzerzauste Wolken in ständig wechselnden Formen in wildem Jagen droben am Himmel hinstürmten oder wenn blaßblaue Blitze grell den Garten durchflammten, krachende Donnerschläge durcheinanderprasselten und der Sturm hoch oben in den Lüften heulend hinzog, dann stand er mit feurigerregtem Gesichte und flammenden Augen am Fenster und konnte jubelnd in die Hände klatschen in einer unbändigen Freude über dieses einzige Bild von den wilden Naturgewalten, das er kannte. Wenn jedoch an stillen, klaren Herbsttagen die Sonne in rötlicher Glut hinter der hohen Gartenmauer niedersank, dann stand er manchmal an einer Stelle des Gartens, wo er sie am längsten sehen konnte, und blickte wehmütig träumend der sinkenden Pracht nach, die da weit, weit draußen verschwand, und ihm ward so weh, so weh im Herzen, daß seine Augen sich mit Thränen füllten.

Wenn seine Eltern ihm wieder und wieder mit ihren Ermahnungen und Lehren kamen, wenn er trotz all' ihrer liebevollen Zärtlichkeit sich einer gewissen Unerbittlichkeit in bestimmten Dingen gegenüber sah, dann glühte in ihm ein ohnmächtiger Zorn empor. Wie kalt, wie leer, wie falsch ihm das alles schien! O, hätte er ihnen nur antworten dürfen! Riß nicht der Sturm ohne Rücksicht auf Harmonie Blüten und Zweige herab? Hatte nicht einmal der Blitz den schönen kleinen Marmortempel mitten im See zerspalten?

Diese ewige Ruhe und feierliche Stille reizte ihn, er hätte schreien mögen, wilde, gellende, häßliche Töne ausstoßen, an den Bäumen hinaufklettern und wieder hinunterrutschen, bis die weißen Seiden- oder Sammethosen in lauter Fetzen herabhingen, mit den Schuhen die glattgeschorenen Rasenplätze zertrampeln. Er hätte Blumen abreißen mögen, mit beiden Händen raufend, um sie in alle Winde zu zerstreuen, oder mit einem Stecken in die Teppichbeete hineinschlagen, so daß die Tulpen und Hyacinthen oder die Lilien und Georginen oder die Levkojen und die Astern umknickten und Lücken in diesen wie nach dem Lineal zusammengestellten Mustern entständen.

Aber er wagte es nicht. Meist war Aufsicht da, die es sofort verhindert hätte, und dann schämte er sich auch. Er fühlte selbst, es wäre zu unvernünftig gewesen. Die Erziehung hatte ihn doch zu ordnungsliebend gemacht.

Aber ein anderes wäre es gewesen, wenn er einmal hinausgekonnt hätte! Die Warnungen verlachte er! Alle Menschen gingen ja hinaus, wo die — Freiheit war, wie der Vater selbst gesagt hatte. Er würde damit auch schon fertig werden! So spähte er denn und lauerte schon lange umher, ob sich gar keine Gelegenheit dazu erwischen ließe. Er hatte nämlich in einer abgelegenen Ecke der Mauer, hinter einer Tujawand verborgen, vor einiger Zeit eine Stelle entdeckt, in der in dem Epheu eine Lücke war, und bei näherem Zusehen gefunden, daß sich dort eine ganz kleine schmale Eisenpforte befand. Jeden unbewachten Augenblick benutzte er, um zu sehen, ob sie nicht einmal offen sein würde, denn Fußspuren, die zu ihr hinführten, bewiesen, daß sie benutzt wurde.

Eines Tages war es ihm wieder gelungen, all' seine Aufpasser ins Haus zu schicken. Schnell eilte er zu der kleinen Pforte hin. Er drückte auf den Griff, die Thüre gab nach und ging mit knarrendem Laute auf. Er stand draußen.

Da blieb er stehen, wie angewurzelt, und starrte und starrte: eine ganz andere Welt, als da drinnen, alles groß, weit, frei, wild und doch so schön, so strahlend, so sonnig. Seitwärts dehnte sich eine Wasserfläche, so himmelblau, so sonnenglänzend, wie drinnen der kleine See, aber weit und frei, der Blick schweifte in unbeschränktem Fluge darüber hin und Segel saßen darauf, wie die Schwäne auf dem Gartensee. Ganz in der Ferne stieg es hyacinthenlila und morgengrau empor: Bergwände und Felskuppen mußten das sein. Wie groß, wie gewaltig, nichts Abgezirkeltes, sondern wild zerklüftet, schroff, ohne Uebergänge und Symmetrie.

Dicht vor ihm schlängelte sich durch eine grüne, sonnige Wiese ein Wässerlein, wie ein Stück von dem blauen Himmelsgewölbe droben; es rieselte und plätscherte munter über klares Kieselgestein. Das Gras der Wiese stand wild und buschig, und lange Zitterhalme ragten mit schwankenden Köpfen darüber empor. Rechts aber stieß die Wiese an tiefes Baumdunkel an, das von mächtig hochragenden Bäumen gebildet wurde, mit gewaltigen, knorrigen Aesten, die krumm und unregelmäßig waren, und mit laubkahlen, wie vom Sturme zerzausten Stellen und nackten, wie abgestorbenen Aesten; aber dennoch hätte man sich ruhig unter ihnen lagern mögen, so siegestrotzig und feierlich friedvoll schauten sie aus mit ihrem dunkelgrünen Schatten unter der weitragenden Baumkrone.

Die Brust des kleinen Knaben hob sich in einem tiefen Atemzuge der Erleichterung. Er fühlte sich mit einem Male frei. Aufjauchzend, wie der Freiheitsschrei eines dem Käfig entronnenen Vögelchens, streckte er die Arme in die Luft, als wären Fesseln von ihnen abgefallen, seine kleine rote Seidenmütze riß er vom Kopfe und schleuderte sie in die Luft hinauf, daß sie wie ein kleiner, roter Kinderballon zu der blauen Himmelsdecke hinaufschoß. Und als sie wieder auf das Wiesengrün herniederschwebte, da sah er erst die zahllosen Blumen, die zu seinen Füßen blühten in allen Farben, wild durcheinander. Namentlich zog eine Blume, schöner, als alle andern, seinen Blick auf sich. Ein lilienzarter, weißer Stengel stieg aus dem Boden herauf, und darauf saß ein tulpenförmiger, seidenweicher Kelch von rosig lichtlila Farbe, die an die des spanischen Flieders gemahnte, und in seiner Mitte saßen goldene Stäbchen und Knöpfe.

Diese wunderbar zierliche und zarte Blüte inmitten der wildüppigen Umgebung wirkte wie ein Zauber auf den Knaben.

„Ach wie entzückend!" rief er und sprang hinzu und pflückte und pflückte die schneeigen Stengel ab, bis er die ganze Hand voll davon hatte. Aber aus dem lilienweißen Stengel rann es milchweiß hervor und benetzte seine Hände. Es war, als weinte die Blume, daß sie abgebrochen sei. Da fiel dem Knaben plötzlich das Verbot der Eltern ein, keine Blumen zu pflücken, und ihm traten über seinen Ungehorsam, da die Blumen weinten, auch die Thränen in die Augen. Und er führte die Hand zu den Augen hinauf, um die Thränen fortzuwischen. Als er aber mit der saftfeuchten Hand die Augen berührte, durchfuhr ihn ein brennender Schmerz, die Augen begannen noch mehr zu thränen, stärker und stärker, wie in Strömen zu laufen. Ihn ergriff eine fürchterliche Angst — er eilte zurück zu der hohen Mauer, rannte durch den Garten und schrie nach den Dienern, die auch eiligst herbeigelaufen kamen. — Aber es war zu spät! Was man auch versuchte, seine Augen liefen von dem beißenden Safte der Pflanze aus, bis er völlig erblindete.

Seine Eltern wurden von verzweiflungsvollem Schmerze ergriffen. Sie sahen ein, daß es richtiger gewesen wäre, dem Knaben mehr Freiheit zu gewähren, ihn hinauszulassen, aber ihn mit den Gefahren da draußen bekannt zu

machen. Doch nun kam diese Erkenntnis zu spät. Von fernher ließen sie die berühmtesten Gelehrten und Aerzte kommen, den Knaben zu untersuchen und Heilversuche anzustellen. Alles vergebens! Und je mehr sich die völlige Hoffnungslosigkeit herausstellte, desto mehr erlag ihre Seele den nagenden Selbstvorwürfen, bis sie beide erkrankten und dem Tode entgegensiechten.

Der Knabe wuchs heran und wurde zum Jüngling, rührend anzuschauen in seiner blinden Schönheit und dem stillen, tiefen Leidenszuge im Gesichte. Er sah nichts mehr, er, dessen Augen im Uebermaße an Farbenpracht und Formenschönheit von klein auf gewöhnt waren. Wohl verblaßten allmälig die einzelnen Gesichts-Eindrücke, sie schwanden, wie in der Ferne verhallende Töne; aber wie auch diese in der Seele zurückbleiben, wenn längst die letzten Schallschwingungen erstorben sind, so ruhten in ihm traumhafte Bilder der einst erschauten Herrlichkeiten, und es bildete sich in ihm eine ständig wachsende, bohrende Sehnsucht darnach. Eine grausame Ironie hatte gerade ihn mit schmachtendem Bedürfnis nach Farben und Formen erfüllt. Der Geschmack des Weines gemahnte ihn an dessen Goldfarbe, die Weichheit des Plüsches an seinen Purpurschein, der rollende Donner an die leuchtende Pracht der Blitze, der Duft der Rose an ihre Farbengluten, die Kälte des Marmorsteins an die herrlichen Formen der Kunstwerke.

Aber vor seinem sinnlichen Auge blieb es dunkel und formenlos und über seine Seele lagerte sich eine Dumpfheit und Stumpfheit, er trauerte lebend einem geistigen Tode entgegen. — —

Da ließ sich eines Tages ein Fremdling bei ihm melden, der nach Aussage der Diener von riesiger Größe war mit einem ernsten, unbeweglich starren Gesichte und eine faltige, düster graue Kleidung anhatte. Als der Fremdling in sein Gemach trat, hatte er eine Empfindung, als nahe ihm etwas Uebermächtiges, und auch die tiefe monotone Stimme bestärkte den düster-unheimlichen Eindruck. Der Fremdling trat sogleich zu dem Jünglinge hin und sprach:

„Ein Urquell des Glückes ist das Schauen. Aber des Schauens Folge ist das Begehren. Nur der Willensgewaltige kann es bezwingen. Für jeden andern ist Schauen und nie begehren dürfen des Lebens verzweiflungsvollster Fluch. Du sahst und also begehrtest du! Als du aber besitzen wolltest, was du nicht durftest, traf dich die Strafe des Geschicks. Ich kann dir nicht wiedergeben, was dein eigenes Thun dir geraubt — aber das hehre Urbild aller Schönheit kann ich deinem inneren Auge offenbaren in lebenswirklicher Erscheinung. Doch wisse, du darfst nur noch schauen, schauen mit dem reinen, schönheitverehrenden Auge des Künstlers, du darfst im Schauen nicht begehren! Die unreine Glut deines giftverlorenen Auges darf meine Erscheinung nicht beflecken. Sofort würde meine Zaubermacht schwinden und ewige Nacht dein Auge decken. Darum warne ich dich: besser in ewiger Nacht zu bleiben und nie gesehen zu haben, als schauend zu begehren und für ewig zu verlieren!"

„O sage das nicht!" rief der Jüngling. „Du kennst nicht die Qualen

dieses Wandelns in Finsternis. Nur ein Strahl des ewig herrlichen Himmelslichtes, nur ein Blick in die schöne Welt der Formen und Farben, jetzt, wo mein Erfassungsvermögen soviel größer, wo mein Empfinden soviel tiefer ist — und meine Seele würde sich satt trinken. Fordre, was du willst, und zeige mir deine Schönheit! Warum sollte ich auch begehren zu besitzen — o, wenn ich nur immer schauen könnte!“

„Dein Wille geschehe!“ sprach der Fremdling. „Doch hüte dich, daß du nicht bereust, was du jetzt wünschest!“

Er führte ihn mit sich einen langen, mühvollen Weg, bergauf, immer bergauf, über spitziges Steingeröll. Aber plötzlich war es dem Jüngling, als wenn er auf ein weites, freies, sonnenbestrahltes Bergplateau hinausgetreten sein müßte, so umwehte ihn frische Höhenluft. Dann stiegen sie einige Marmorstufen hinauf und traten in eine schattige Kühle ein, die von einer Tempelhalle ausgehen mußte, weil ihre Schritte so widerhallten. Dann flogen Thüren auf mit langgezogenem, posaunenartigem Metallklange. Er trat in einen Raum, aus dem ihm ein Duft entgegenschlug, der von etwas unsagbar Lieblichem, Zartem, Reinem, Frischem ausgehen mußte, viel holder und erquickender, als Morgenfrische im frühlingduftenden Hochgebirgswalde.

Erlösunghoffend atmete er auf. Der Duft erfüllte seine Lungen und durchströmte seinen ganzen Organismus, daß er sich zum ersten Male jugendfrisch und jugendstark fühlte. Und nun war es, als würden in seiner Nähe Harfentöne vom Windhauch erweckt, rein und voll beseligender Harmonie klang ihm daraus eine lichte Stimme entgegen, voll so tiefen Herzensklanges, wie der Mutter Stimme dem fieberangstgeplagten Kinde erscheint. „Tritt näher, Jüngling, sei erlöst, schaue das Urbild aller Schönheit!“ — Die Töne drangen tief in sein Herz hinab. Dort löste sich ein heißer Strom, der sein ganzes inneres Sein durchdrang und seine Seele mit lautlosem Aufjauchzen erfüllte. Die Glutwellen stiegen bis zum Hirne empor und strömten bis in die Augen. Dann aber hauchte es kühl über seine erloschenen Augensterne hin, er fühlte eine Berührung wie von Menschenlippen, die weich und frisch waren, wie die Sammtblätter einer Rose. Ein Flimmern begann vor seinen Augen zu spielen, wie wallende Nebel fuhr es auf und ab; aber plötzlich teilten sich die Nebelschleier, und wie durch Wolkenrisse sah er — ob wirklich mit den Augen seines Körpers oder traumhaft mit den Augen des Geistes, das wußte er nicht — er sah: von sonnenartiger Lichtgloriole umgeben, inmitten von Blüten in übernatürlicher Farbenglut ein Mädchenantlitz von niegesehener Schönheit. Es war nicht allein die Lieblichkeit der Farben, die völlige Vollendung jeder einzelnen Form und die fast unbegreifliche Harmonie des Ganzen, nicht der Duft und die Frische, das Knospende und Schwellende, das aus dem Antlitz und der Gestalt sprach, was die unvergleichliche Schönheit ausmachte, vielmehr besonders noch ein Eindruck unendlicher Seelenreinheit, hingebungsvollster Herzensgüte und strahlender Glückseligkeit.

Er stand und sah und starrte, ohne zu denken, ohne Herzensempfindung, nur ganz seliges Genießen des Schauens. Aber dann plötzlich zuckte in ihm eine wilde Flamme lodernd empor. Vergessen war, was der Fremdling zu ihm gesagt hatte, vergessen die erste traurige Erfahrung seines Lebens: er breitete seine Arme aus, sie griffen nach dem herrlichen Weibe, als wollte er es an sich pressen in wilder, vergessenstoller Lust.

Aber wie seine Hände nach ihr tasteten, wirbelten Nebel vor seinen Augen auf, immer dichter wurden sie, und es ward immer dunkler um ihn her. Ein Sturmwind packte ihn und führte ihn aus dem von lenzmorgendlichem Waldduste erfüllten Raume hinaus, die ehernen Flügelthüren schlugen dröhnend hinter ihm zu. Nur von fernher erklang wie von Posaunen geblasen ein verhallendes Klagelied: „Besser in ewiger Nacht zu bleiben und nie gesehen zu haben, als schauend zu begehren und für ewig zu verlieren!“ — —

Er stand allein — blind — rings um ihn Nacht! — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

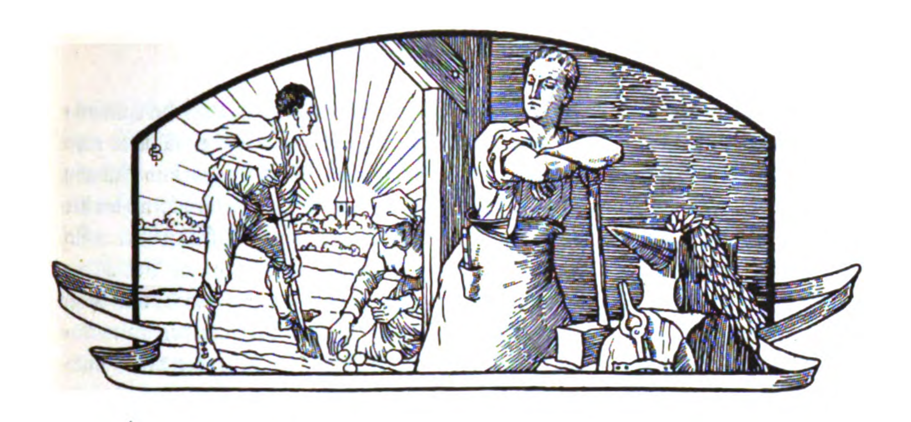
Der Erzähler hatte geendigt. Die Bäume warfen schräge Schatten über den menschenstillen Platz. Oben über den Weinberghöhen lag es abendgoldig ausgebreitet.

Er saß und starrte mit bohrendem Blicke ziellos ins Weite hinaus — lange. Die Knaben waren durch die Erzählung ernst und still geworden. Nun schauten sie verwundert nach ihm hin. Aber dann begriff der Aelteste, daß er wohl allein sein wollte, und winkte den andern. Sie schlichen sich still, mit verlegenem, unbemerktem Gruße davon. Nur das junge Mädchen saß noch da, die Hände fest im Schoß gefaltet, als wollte sie ihre Erregung dadurch meistern, denn in ihren Augen schimmerte es feucht und sie warf bisweilen innige, mitleidsvolle Blicke auf den jungen Mann. Er selbst starrte noch immer vor sich hinaus. Aber nun sank sein Kinn auf die Brust herab, wie aufschluchzend wogte es aus der Brust herauf, seine Lippen begannen zu zucken, die Augen verschleierten sich durch zwei große Thränen und er preßte die Hand mit verzweifeltem Ausdruck dagegen.

Da zog es wie unendliche Milde und Liebe auf dem Antlitz des jungen Mädchens herauf, auch auf ihrer Wange rieselte eine Thräne herab und mit thränenschwimmendem Blicke neigte sie sich zu ihm hinüber und ihre Lippen berührten wie im Hauch, rein und doch voll hingebender Zärtlichkeit, seine Stirn, und ihre Lippen flüsterten kaum vernehmbar: „Auf Wiedersehen!“

Ehe er noch aufblicken und nach ihrer Hand greifen konnte, war sie hinter dem nächsten Baume verschwunden.





Die Eroberung von Posen.

Persönliches und Unpersönliches.

Von

Dr. Karl Busse.

Kürzlich erhielt ich zwei Briefe, in denen meiner Heimatprovinz Posen gedacht war. Der eine erbat einen Beitrag für die Festschrift, die aus Anlaß des 50jährigen Jubiläums des Posener Provinzial-Sängerbundes erscheinen soll. Der andre rührte von einer Zeitschrift her, die gern über „Heimat“- und Provinzialkunst berichtet, alle übrigen Teile des Deutschen Reiches bereits absolviert hatte und nun anfragte, ob nicht auch über Posener Dichtung und Litteratur etwas Zusammenfassendes zu schreiben wäre.

Ich hab' vor diesen Briefen lange gesessen, und mancherlei zog mir durch den Kopf. Einiges davon möcht' ich hier sagen. Wo so viele über die Provinz reden, die kaum die Nase hineingesteckt haben, wird dem das Wort nicht verwehrt sein, der darin aufgewachsen und bis zu seinem zwanzigsten Jahre nicht über ihre Grenzen hinausgekommen ist.

Wenn man von einer „Posener Dichtung“ redet, so klingt das wie ein schlechter Witz. Keinem Menschen aber fällt es ein zu lachen, wenn man von schlesischer und märkischer, ostpreußischer und schwäbischer, holsteinischer und Elsässer Dichtung spricht. Nur Westpreußen steht annähernd ebenso schlimm da wie Posen. In einer von einem Optimisten gemachten Aufstellung waren dem alten „Großherzogtum“ im ganzen fünf neuere Dichter und Schriftsteller zugeteilt, nämlich Otto Roquette, der in Krotoschin, Max Kretzer, der in Posen, Ludwig Jacobowski, der in Strelno geboren ist, weiter Klara Viebig und ich selbst. Prüft man das nach, so scheidet zuerst Klara Viebig aus, die aus Trier stammt und — trotz einzelner Posener Skizzen — in der Eifel und den Rheinlanden den Heimatsboden ihrer Erzählungskunst hat. Es fällt ferner Otto

Roquette fort, der in frühester Kindheit an den Rhein verpflanzt wurde. Durchaus rheinländisch ist „Waldmeisters Brautfahrt“. Und als ich den Dichter einst als Posener ansprach, protestierte er äußerst lebhaft. Max Kretzer und Ludwig Jacobowski schließlich kamen als Knaben schon nach Berlin, verbrachten hier die Hauptentwicklungsjahre und wurden eben spezifisch Berliner Schriftsteller. So bleib' ich von der Fünfzahl als der einzige zurück, der in allem Ausschlaggebenden und Wesentlichen durch die Provinz Posen gebildet ward und nach der verliehenen Kraft die Posener Landschaft, die Posener Verhältnisse, die nationalen Gegensätze und einzelne, eben nur dort mögliche Konflikte dichterisch auszudrücken und zu verwerten suchte.

Und als nun die beiden Briefe vor mir lagen, hatte ich ein seltsames Gefühl. Welcherlei Poeten, große und kleine, ich auch im Geiste an mir vorbeiziehen ließ — sie hatten, gerade heute, wo die „Heimatskunst“ Mode ist, eine natürliche Rückendeckung an dem Stamme, der Provinz, die sie litterarisch vertreten. Der echt deutsche, von Bismarck so respektierte Stammesstolz legt gleichsam Beschlag auf sie, verfolgt ihr Schaffen und Ringen, ermuntert sie. Ich rede gar nicht von den großen Berühmtheiten, von dem Stolz der Schwaben auf ihre Poeten, von dem Stolz, mit dem die Schlesier Gerhart Hauptmann ihren Landsmann nennen. Das wollte ja am Ende nichts sagen. Aber auch gerade die niederen, mehr provinziellen Begabungen, viele, von denen die „große“ Litteratur keine Ahnung hat, kommen wenigstens in ihrer Provinz zum Rechte. Schlesien braucht nur eine freundliche Lyrikerin zu haben, und die „schlesische Sappho“ ist fertig. Oder man frage die Leute nach Max Heinzel! Der Fremde lächelt wohl, aber es ist doch etwas Gutes, was da zum Ausdruck kommt. Fritz Lienhard z. B. ist für das Elsaß mit Recht etwas Großes. Und als ich in einer Anthologie den Lyriker Eduard Paulus nicht brachte, regnete es aus Schwaben empörte Briefe. Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren und werden manchmal direkt burlesk, wenn man nach Oesterreich übergreifen will.

Aber Posen? Es sei mir gestattet, hier einige persönliche Erfahrungen zur Illustrierung zu verwenden. Jeder schaffende Dichter, jeder, der in der Oeffentlichkeit steht, erhält ja Zuschriften über Zuschriften, beistimmende oder tadelnde, anonyme und nicht anonyme, um Rat bittende und Rat gebende. Ich hab' mir die Mühe gemacht, in die unerbetenen Briefe eines Jahrzehnts Ordnung zu bringen. In dem Berge sind alle Provinzen mit mehr oder minder starken Bündeln vertreten — nur *eine* Provinz fehlt ganz: meine Heimatsprovinz; die Provinz, die mich gebildet hat, der ich zurückzugeben versuche, was ich aus ihr gewann; deren Charakter ich doch nun einmal als ihr Kind ausdrücken muß, ob ich will oder nicht; die ich, wie die Dinge nun einmal liegen, leider allein litterarisch repräsentiere, mag es auch noch so notdürftig geschehen. Ein andres Beispiel: um eine weitere Probe zu machen, wollt' ich eine größere Erzählung, die die Kölnische Zeitung gebracht hatte, an das Posener Haupt-

blatt geben. Eine Erzählung, die so ganz in der Provinz wurzelte, die an der Warthe spielte, durch deren Seiten gleichsam die Warthe immer wieder rauschte. Ich hätte den zweiten Abdruck verschenkt, nur um zu sehen, ob auch hier die Wirkung auf die Provinz ausblieb. Aber das Posener Blatt dachte gar nicht daran, sich zu bemühen. Wozu hat man gedruckte Formulare? Dieselbe Erzählung ging aber nachher noch durch ein Dutzend nord-, west- und süddeutsche Blätter. Und drittens: niemals ist es in den verflossenen zehn Jahren einem Blatte der Provinz eingefallen, sich mit diesem oder jenem meiner Bücher, etwa einem speziell in Posen wurzelnden, so oder so zu beschäftigen oder auch nur meinen Namen zu nennen. Das überließ man denen im sonstigen Vaterlande.

Ich erzähle das in der Hoffnung, nicht mißverstanden zu werden. Man wird mir allenfalls glauben, daß es mir an sich höchst egal ist, ob der Warthe- und Netzedistrikt von meiner Existenz eine Ahnung hat oder nicht. Aber ich meine, solche an sich äußerst geringfügigen persönlichen Erfahrungen geben oft ein besseres Bild von den bestehenden Verhältnissen als lange theoretische Erörterungen. Wer sich irgendwie geistig bethätigt, sei es wie auch immer, kann sich nicht mehr auf diese Provinz stützen, wird gezwungenerweise sich ihr entfremden. Meine Heimatsprovinz kommt mir heut schon wie ein fremdes Land vor, in das ich nie mehr zurück möchte.

Und weshalb ist das alles so? Sind denn die Deutschen dieser Provinz schlechter als die anderer Provinzen, weniger intelligent, weniger gebildet? Ach, die Gründe sind ja klar und sind oft genug gesagt. Posen liegt zwar im Ring des Reiches, aber es ist noch kein deutsches Land, es hat noch keine deutsche Tradition, es ist uns noch nicht kulturell gewonnen. Das ist ja eine Binsenwahrheit, die ebenso oft ausgesprochen ward wie die Forderung, daß die kulturelle Eroberung der Provinz mit allen Kräften in Angriff genommen werden muß. Nach zwei Seiten muß da eingesetzt werden. Das flache Land muß gewonnen werden und die Städte; ein deutscher Bauernstand muß geschaffen und das deutsche Bürgertum muß gestärkt und gehoben worden. In der einen Richtung arbeitet die Ansiedelungskommission, von der gewiß Fehler gemacht worden und deren Millionen zum Teil auch den Polen zu Gute gekommen sind, deren Wirken ich aber doch für außerordentlich segensreich halte. Man muß nur nicht heute schon Unmögliches von ihr verlangen. Viel schwieriger ist das zweite Problem: einen guten deutschen Bürgerstand in den Städten zu schaffen, der deutscher Kulturträger ist. Da sind eine Reihe von Plänen aufgetaucht und wieder versunken; man experimentiert bald so, bald so, ohne zu einer Einigung zu kommen. Das erste Mittel war: man hat die besten Beamten ins Land geschickt. Was war der Erfolg?

Nun, es ist eine ständige Klage unserer liberalen Blätter, daß die Beamten in der Provinz sich dünkelhaft vom breiteren Bürgertum scheiden und eine Kaste für sich bilden, daß jeder Nichtbeamte für sie ein Deutscher zweiter Klasse ist, und daß durch ihr Verhalten ein Keil in das Deutschtum selbst, das

den Polen nur durch Einigkeit die Spitze bieten könnte, getrieben werde. Man hat das hundertfach mit Beispielen belegt, daß es dem Fernerstehenden durchaus einleuchten mußte. Ich bin ein Beamtensohn und kenne die Verhältnisse aus eigener Anschauung. Da möcht' ich ein praktisches Beispiel nehmen. Sagen wir: ein Richter, ein Gymnasiallehrer, sagen wir sogar nur: ein Gerichtssekretär, ein Volksschullehrer läßt sich nach dem Posenschen schicken. Er kommt in eine der vielen Landstädte von etwa 3—6000 Einwohnern. Den natürlichen ersten Verkehr bilden die Kollegen. Dann soll sich der mit allen guten Vorsätzen Gewappnete im sogen. Bürgertum umsehen. Was findet er da? Erstens die ganz kleinen Handwerker, mit denen ein gesellschaftlicher Umgang nicht wohl möglich ist. Aber an diese denkt ja auch der Freisinn nicht, wenn er vom Bürgertum redet. Er denkt immer an die Kaufleute. Diese Kaufleute sind fast durchweg jüdische Kleinhändler, Leute, die auf einem völlig andern kulturellen Niveau stehen. Und das ist der springende Punkt: das Beamtentum ist einfach zur Exklusivität gezwungen! Deshalb gezwungen, weil ein breiteres, besseres Bürgertum, wie wir es kennen und verstehen, im Posenschen fehlt. Das außerbeamtliche Bürgertum ist dort Judentum, und man darf dabei nicht an die stark assimilierten, feinen jüdischen Familien des westlichen Deutschlands denken!

Die deutschen Beamten im alten „Großherzogtum" schweben also gleichsam in der Luft. Sie sind durchaus isoliert, ob sie wollen oder nicht. Auch sie haben keinen Rückhalt, keine breite Basis, auf der sie fest und sicher stehen können. Besonders wer aus andern Provinzen nach dem Posenschen kommt, wird bald entsetzt erkennen, wie er gleichsam vom Leben seines Volkes abgeschnitten ist. Es ist auch kein nur annähernd gleiches Niveau vorhanden, auf dem man sich finden könnte. Und so macht man immer wieder dieselbe Erfahrung: diejenigen Beamten nämlich, die wirklich kulturell fruchtbar für das Land werden könnten, setzen alle Hebel in Bewegung, um herauszukommen. Die andern kapseln sich ein, verkehren nur mit Kollegen, werden Bureaukraten oder stumpfen in der Kneipe ab, daß man von ihrer Mission, Vermittler einer höheren Kultur zu sein, allerdings bald nicht mehr das Geringste merkt. Es ist — um ein Beispiel zu brauchen — kein Kunststück für den einzelnen Soldaten, sich in großen Verbänden zu behaupten, mit den andern vorwärtszugehen, zu stürmen ꝛc.; aber es ist etwas ganz anderes, fern von der großen Armee, als einzelner, seinen Mann zu stehen. Und wir werden erst dann Posen völlig erobert haben, wenn das Gefühl, abgeschnitten, exponiert zu sein, in der Fremde zu leben, nicht mehr in den Beamten, die wir dorthin schicken, aufkommt, wenn sie sich in steter Verbindung fühlen mit ihrem Volke, wenn sich ein Bürgertum da gebildet hat, in dem sie untertauchen können, wenn sie links und rechts Nebenmänner haben. Derjenige wird der Herr des Landes sein, der zuerst diesen guten Bürgerstand schafft. Es ist ein Glück für uns, daß er den Polen dort ebenso fehlt wie uns. Aber man weiß, wie fieberhaft die Polen arbeiten, um diese Lücke zu füllen. Sie haben wohl erkannt, worauf es ankommt.

Und was, darauf spitzt sich alles zu, können wir thun? Wie können wir verhindern, daß die deutsche Intelligenz, die wir nach der Provinz werfen, schnell müde wird, sich aufreibt und abstumpft, auf das allgemeine niedrige Niveau herabsinkt oder um ihrer selbst willen das Land schleunigst verläßt? Man hat die Kaiser Wilhelm-Bibliothek geschaffen; man plant die Gründung eines allgemeinen deutschen Vereinshauses, eines deutschen Kasinos, das die Posener Deutschen gesellschaftlich enger verbinden und einander näher führen soll. Die köstliche Geschichte von den zwei Eingängen, einem für die Offiziere und Beamten, einem für das sonstige Bürgertum, ist bekannt. Wenn man sich das oben Gesagte vorstellt, wird man sie begreiflicher finden, als sie auf den ersten Blick erscheint. Ein richtiger Grundgedanke wohnt beiden Gründungen inne. Der nämlich, daß ein geistiger und gesellschaftlicher Mittelpunkt für das Deutschtum der Provinz geschaffen werden muß.

Aber wird das durch die beiden Gründungen erreicht? Ich möchte wohl wissen, wer die Kaiser Wilhelm-Bibliothek benützt. Wahrscheinlich diejenigen, die ihre Werke sich früher aus der Königl. Bibliothek in Berlin verschrieben haben. Hie und da vielleicht auch ein paar andere Leute, denen es jetzt bequemer gemacht wird. Und das Vereinshaus? Entweder werden nur Beamte und Offiziere da verkehren oder nur das sonstige Bürgertum. Die Kluft zwischen beiden wird durch eine bessere Kneipe doch wahrhaftig nicht überbrückt.

Nein, das ceterum censeo bleibt doch, daß im Herzen der Provinz eine eigene geistige Kraftstation geschaffen werden muß, eine geistige Zentrale, die einen breiten Strom deutscher Bildung über das ganze Land leitet, in der die vorgeschobenen einzelnen, jetzt abgeschnittenen und sich leicht ausgebenden Kräfte einen Rückhalt haben, die das allgemeine Niveau hebt und jene ausgleichende Arbeit thut, von der alles abhängt. Das kann keine Bibliothek, die unter Umständen tot bleibt; das kann keine Fachschule; das kann kein allgemeines deutsches Kasino, welches erst Zweck hat, wenn die ausgleichende Arbeit schon gethan oder wenigstens schon vorgeschritten ist. Das kann einzig und allein eine deutsche Universität.

Der alte Plan, wird mancher denken. Ich kenne wohl alle Einwände, die dagegen erhoben wurden. Professor Heinrich Brunner hat die hauptsächlichsten kürzlich in der Deutschen Monatsschrift zusammengefaßt. Und sie alle lassen sich zuletzt auf den einen zurückführen: daß eine solche Universität mehr den Polen als den Deutschen zu statten käme.

Da muß doch die Frage erhoben werden, ob wir überhaupt in Posen eine Kulturarbeit leisten wollen oder nicht, ob wir überhaupt Posen kulturell erobern wollen. Wird die Frage bejaht, dann möcht' ich nur einmal sehen, welcher Art eine Kulturarbeit sein soll, die den Polen nicht gleichzeitig auch zu gute käme. Ob wir die Volksschulen immer mehr fördern, neue Gymnasien errichten, neue Eisenbahnlinien durchs Land legen — solange wir in einem konstitutionellen Staate leben, solange die Polen, was niemand befürworten

wird, nicht unter Ausnahmegesetze gestellt sind, so lange ist es ganz selbstverständlich, daß sie an allem, was für die Provinz gethan wird, auch teilnehmen können, müssen, werden. Es ist noch nichts für Posen geschehen, ohne daß nicht immer wieder geschrieen ward, daß es eine indirekte Förderung des Polentums sei. Die Ansiedelungskommission hört das noch heut in allen Tonarten. Das ist eine entsetzliche Kurzsichtigkeit. Man sollte nicht fragen: Was profitieren die Deutschen, was profitieren die Polen davon?, sondern immer nur: Was profitiert die Provinz? Denn es ist doch immer deutsche Kultur, die wir hinbringen, und je mehr die Provinz aufblüht, um so mehr muß auch — selbst wenn es gar nicht beabsichtigt wäre — das Deutschtum aufblühen. Tragt in das alte Großherzogtum nur hinein, was ihr wollt, laßt die Polen teilnehmen an allen Segnungen — was thut denn das? Die Geschichte lehrt auf jeder Seite, daß die höhere Kultur — und das ist hier eben die deutsche — die niedere stets besiegt.

Hält man sich das vor, so wird man das Hauptbedenken gegen die Errichtung einer Universität nicht mehr verstehen. Aber gehen wir selbst ins einzelne! Man hat gesagt, es sei kein Zweifel, daß die polnischen Studenten, durch systematischen Zuzug aus Russisch-Polen und Galizien verstärkt, die unbestrittene Mehrheit besitzen würden; daß der bekannte Marcinkowski-Verein, der seit mehr als 50 Jahren an der Hebung des polnischen Mittelstandes arbeite, seine zahlreichen Stipendien auf Posen festlegen, daß die studierenden Polen sich in offenen und geheimen Verbindungen organisieren würden. So würde zuletzt die Universität den traurigen Ruf eines dauernden Kriegsschauplatzes erlangen, da die nationalen Reibungen nicht ausbleiben würden. Es käme dazu, daß Posen so wie so auf deutsche Studenten keine besondere Anziehungskraft ausüben könne, daß auch die Dozenten unter dem nationalen Zwiespalt leiden, daß die zusammenströmenden polnischen Studenten natürlich nur wieder bei Polen wohnen und so nur eine stärkere Heranziehung und wirtschaftliche Kräftigung des polnischen Gewerbestandes erfolgen würde. Die Stadt Posen würde durch eine deutsche Universität also nur noch mehr polonisiert werden.

Das klingt gewiß sehr einleuchtend. Aber geht man gegen diese dunkle Wand vor, so sieht man bald, daß sie zumeist nur Rauch ist. Zunächst ist es selbstverständlich, daß die Universität rein deutsch sein müßte. Mit den Dozenten und Beamten der Universität erhielte das deutsche Element der Stadt Posen, nicht so quantitativ wie qualitativ, eine wesentliche Stärkung; dieses deutsche Element, das — rechnet man die jüdischen Bewohner dazu — schon jetzt dem Polentum ungefähr die Spitze bietet.

Nun nimmt Professor Brunner das Gebiet, das die Universität Posen beherrschen und aus dem sie auf normalen Zuzug rechnen könnte, als mit rund drei Millionen Seelen besetzt an. Er meint, davon seien zwei Millionen Polen, eine Million Deutsche. Ich halte dafür, daß hier das Verhältnis für die Polen zu günstig angegeben ist, aber lassen wir es wirklich so sein. Auf jeden deut-

schen Studenten würden dann also, meint Brunner, zwei polnische kommen, wahrscheinlich aber würde das Verhältnis noch schlimmer sein, da der deutsche Student sich nicht gern an die Heimatsuniversität bindet und seinen Stab gern weitersetzt.

In diese Berechnung hat sich doch nach meiner Meinung ein großer Fehler eingeschlichen. Man kann nach der bloßen Kopfzahl doch nur rechnen, wenn die wirtschaftliche Lage und der Kulturstand der Deutschen und Polen in der Provinz der gleiche ist. Das polnische Proletariat ist aber in der Provinz und dem für die Universität in Frage kommenden Bevölkerungsgebiet unverhältnismäßig größer als das deutsche; die Deutschen stehen im Durchschnitt wirtschaftlich besser da und es ist ferner in ihnen doch mehr zähes Streben vorhanden. Jeder deutsche Beamte will seine Söhne studieren lassen, jeder deutsch-jüdische Kaufmann hat denselben Traum. Bei den Polen liegen die Verhältnisse anders. Wenn sie nicht wünschen, daß ihre Söhne deutsche Beamte werden, stehen ihnen nur die schwierigeren und teureren freien akademischen Berufe offen, und den polnischen Aerzten und Rechtsanwälten geht es, wenn sie eben in Ueberfülle vorhanden sind, nicht besser als den deutschen, ganz davon zu schweigen, daß sich in diese Berufe auch die im Posenschen stark vertretenen Juden drängen. So läßt der Pole seinen Sohn lieber Landwirt oder Kaufmann oder dergleichen werden, als daß er ihn auf die Universität schickt. Wenn man diese Faktoren in Rechnung setzt, so kommt man zu ganz andern Schlüssen als Brunner. Die Verhältnisziffer von deutschen und polnischen Studierenden wird nicht 1:2 sein, sondern 1:1. Ich glaube, man könnte da leicht Klarheit schaffen, wenn man die Primaner der rund 20 Gymnasien der Provinz zusammenzählte und nach ihrer Nationalität schiede. Es ist mir fast unzweifelhaft, daß höchstens die Hälfte davon Polen sind. Nach dem Abiturientenexamen ändert sich das Verhältnis noch weiter zu gunsten der Deutschen, da die Söhne des reichen polnischen Adels zwar das Gymnasium absolvieren, dann aber meist nicht die Universität beziehen, sondern ins Ausland oder auf ihre Güter gehen. So glaube ich im ganzen Leben nicht, daß unter den Studierenden der Universität Posen mehr als 50 Prozent Polen sein würden, wenn nicht ein außerordentlich starker Zuzug aus Galizien und Russisch-Polen erfolgt. Der aber könnte doch leicht verhindert oder abgeleitet werden. Und ferner müßte eine kluge Regierung allerdings auch dafür sorgen, daß die Deutschen der Provinz die Heimatsuniversität in Anspruch nehmen.

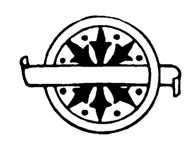
Das ist aber sehr einfach. Ich erinnere mich, wie die deutschen Beamten seinerzeit geradezu aufgefordert wurden, für ihre Söhne Stipendien zu verlangen. Ich selbst habe jahrelang, nur weil ich deutscher Beamtensohn war, ein Stipendium erhalten. Wahllos wurde dergleichen bewilligt; selbst Söhne notorisch sehr wohlhabender Eltern erhielten es. Nun brauchte man nur an den Genuß dieser Stipendien die Bedingung zu knüpfen, daß der betreffende Stipendiat mindestens vier Semester seiner Studienzeit in Posen verbringen

müsse — und der ganze Strom der Söhne von kleineren Beamten, Lehrern ꝛc. würde an die Heimatsuniversität geleitet. Stattet man diese selbst noch reichlich aus, beruft man bedeutende Lehrkräfte, gewährt man gewisse Erleichterungen, so wird auch aus andern deutschen Provinzen ein Zufluß von Studierenden stattfinden. Und ich stehe nicht an, in den studentischen Korporationen, die sich bald bilden würden, einen bedeutsamen, in unserm Sinne arbeitenden Faktor zu erwarten.

In seinem schon zitierten Essay verweist Professor Brunner schließlich auf Lemberg, das aus einer deutschen allmählich zu einer polnischen Universität ward. Aber unter der galizischen Bevölkerung sind nur 4 Prozent Deutsche — wie will man das denn mit Posen vergleichen! Und außerdem ist Deutschland doch nicht Oesterreich! Es hat sich wirklich eine Polenfurcht und Schwarzseherei bei uns herausgebildet, die ebenso bekämpft werden muß wie einst die nationale Gleichgültigkeit! Wir wollen uns doch nicht selber unterschätzen.

Die deutsche Universität in Posen ist für die Ostmark eine kulturelle Notwendigkeit. Sie muß deshalb kommen und kann nicht früh genug geschaffen werden. Die Kaiser Wilhelm-Bibliothek, das deutsche Vereinshaus, die geplante landwirtschaftliche Hochschule im so wie so ganz deutschen Bromberg können sie nicht im entferntesten ersetzen. Der ungeheure Einfluß einer Universität auf das geistige Leben einer Provinz, ihre ausgleichende Kraft kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Man sollte etwa die deutschen Verlagsbuchhändler einmal zu der Feststellung veranlassen, wohin, in welche Provinzen und Städte, die litterarischen und wissenschaftlichen Erzeugnisse gehen! Man sollte sich nur fragen, wo das regste geistige Leben herrscht und wo das geringste. Man sollte sich nur vorhalten, daß die beiden Provinzen, die am wenigsten an dem geistigen Leben der Nation teilnehmen, Posen und Westpreußen, auch diejenigen sind, die allein keine Universität haben. Erst wenn diese Universität in Posen da ist und Jahre, viele Jahre lang ihre ausgleichende Arbeit gethan hat, wird man ein Vereinshaus bauen können, das nicht mehr zwei Eingänge zu haben braucht; erst dann wird das Deutschtum der Provinz durch gleiche Kultur gebunden sein, wird Beamten- und sonstiges Bürgertum auf *einer* Basis sich finden. Und damit erst wird Posen uns erobert und nicht nur politisch deutsch sein! Den Bauernstand, und damit das flache Land, wird die Arbeit der Ansiedelungskommission uns gewinnen. Die Germanisierung der vielen kleinen Landstädte würde es beschleunigen, wenn in möglichst viele Garnison gelegt würde. Die Hauptsache aber, ohne welche alle sonstige Anstrengung wirkungslos bleiben wird, ist eben doch die, daß man in der Hauptstadt einen geistigen Mittelpunkt schafft, daß von der Zentrale aus der Strom deutscher Kultur und Bildung über die Provinz geht, der sammelt, hebt, stärkt, was heut, exponiert, abgeschnitten, als Einzelquell im Sande verrieselt. Dann wird die Provinz nach und nach deutsche Tradition gewinnen und wird so gut wie die übrigen Teile des Reiches an der allgemeinen Kulturentwicklung mitarbeiten. Dann wird man auch von einer

Posener Dichtung einst reden können, ohne daß es ein schlechter Witz ist, und die Poeten, die sie schaffen, werden an „ihrer" Provinz einen Rückhalt haben. Das wird sehr, sehr lange dauern. Aber pflanzt man einen Baum deshalb nicht, weil er erst nach vielen Jahren Frucht bringt? Wir wollen doch gewiß nicht, daß die Provinz Posen ihren heutigen traurigen Ruf auch nach einem halben oder ganzen Jahrhundert noch bewahrt hat — den nämlich, in der Produktion geistiger Werte hinter allen deutschen Landen zurückzustehen, aber in der Produktion von Branntwein sie alle zu übertreffen.



Heimatduft.

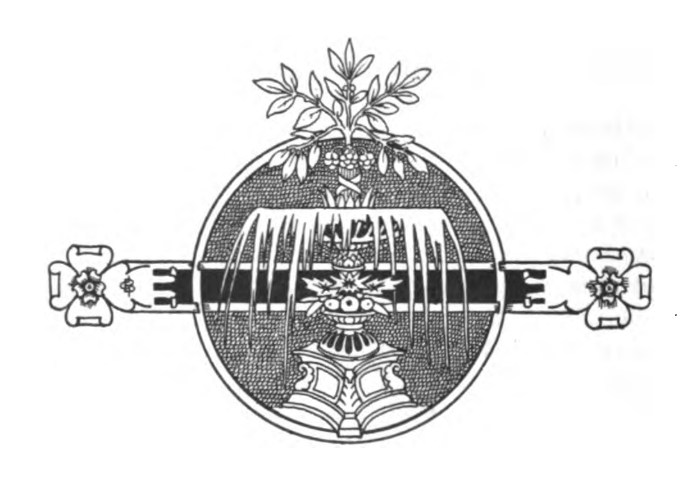
Von

Carl Hunnius.

Wenn des Sommertages Schwüle
Abwärts sich zum Meere senkt,
Und des Abends Schattenkühle
Wunderfrisch die Stirn umfängt —
Haucht der Wald am Dünenhange
Seiner scheuen Blumen Duft
Mit geheimnisvollem Drange
Hold berauschend in die Luft.

Würz'ge Nelken und Silenen,
Nachtviolen, Wintergrün
Wecken in der Brust ein Sehnen,
Welches schon entschlafen schien,
Nach dem Duft, dem heimatechten,
Der hier einst so süß und voll
In der Jugend Sommernächten
Zauberisch dem Wald entquoll.





Die arme Maria.

Erzählung von Paul Bergenroth.

(Schluß.)

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Aebtissin hatte gestern abend, nachdem sie von Maria zurückgekehrt war, nicht einschlafen können. Die ganze Nacht hatte sie, von Sorge und Gram gequält, durchwacht. Aber um sieben Uhr morgens, gerade um die Zeit, da sie sich sonst zu erheben pflegte, war sie, von Müdigkeit überwältigt, fest eingeschlafen und erst nach drei Stunden wieder aufgewacht. Nun befand sie sich in einer fieberhaften Erregung, wieder nach Raböhl zu eilen und zu erfahren, wie es Maria gehe.

Warum man sie nicht früher geweckt habe? Die Andacht müsse ausfallen. Nur schnell den Kaffee, und dann solle Maschke sofort nach dem Bauhof laufen und den Wagen bestellen.

„Maschke!" sagte Bertha Volt, die den Auftrag erhielt, mit dem Ausdruck der höchsten Verachtung. „Ja, wo ist Maschke? Maschke ist nicht zu haben. „Gnädige Frau Aebtissin wissen doch, daß bei seinem Sohn, dem Gärtner, wieder was Kleines einpassiert ist. Und dann hat Maschke ja überhaupt nichts anderes zu thun, als daß er den ganzen Tag mit dem Göhr herumhujahnt. Als ob er dafür Lohn und Brot bekäme! Frau Aebtissin sollten sich aber mal aufraffen und ihm den Standpunkt klar machen. Er ist doch hier nicht als Kindermädchen für seinen Sohn engagiert. Die Leute machen auch so schon ihre Glossen darüber."

„Aber so schwatze doch nicht!" rief die Aebtissin voller Aerger. „Wenn Maschke nicht da ist, dann gehst du — aber schnell, sag' ich dir, schnell."

Brummend ging Bertha von dannen. „Bringe mir doch meinen Hut und alles," sagte die Aebtissin zu Liesa.

„Ja gewiß, Tante — hier, Tante."

Die Aebtissin führte die Kaffeetasse zum Munde, verbrannte sich und goß dann so lange Milch in die Tasse, bis diese überfloß. Liesa sah wohl, daß alle Gedanken und das ganze Herz der alten Dame bei der unglücklichen kranken Frau waren. Sie fühlte eine lebhafte Regung von Eifersucht, bezwang sich aber tapfer und unterdrückte jede neugierige Frage.

Die Aebtissin horchte gespannt, ob nicht der Wagen käme. „Aha," sagte sie, als sich plötzlich ein dumpfes Rollen vernehmen ließ. Sie griff nach Hut und Umwurf.

„Aber Tante, laß dir doch Zeit. Das kann doch unmöglich schon Christian sein."

„Nicht? Der Kerl jagt doch sonst immer wie ein Unsinniger!"

Es klopfte und der Medizinalrat trat ein. Er war erst um fünf Uhr morgens von Schönwalde zurückgekommen und schon um acht Uhr wieder nach Radöhl gefahren. Aber man sah ihm diese gewaltigen Strapazen nicht an. Er war wie immer tadellos frisiert und gekleidet und bei seinen sechzig Jahren nicht um eine Spur weniger frisch und elastisch als sonst.

„Ich komme eben von Radöhl," sagte er verbindlich, „und wollte Ihnen doch en passant Bescheid sagen. — Aber bitte, meine liebe gnädige Frau, haben Sie die Güte mir ein Glas Portwein zu reichen. Ich habe schwere Stunden hinter mir. Künwald ist in dieser Nacht gestorben."

„Der Unselige," rief die Aebtissin aus.

In das Antlitz des Medizinalrates trat ein nachdenklicher Zug. „Ich dachte, sein Todeskampf würde schrecklich sein," fuhr er fort. „Aber nein, er ist sanft und leise eingeschlafen. Sie hätten diesen Ausdruck von Frieden sehen sollen, der sich über seinem Antlitz ausbreitete, da der Todesengel seine Stirn berührte."

„Die Schrift sagt: Die Gottlosen haben keinen Frieden," versetzte die Aebtissin hart.

„Hm ja, ich bin kein Schriftgelehrter," entgegnete Berkemeyer. „Aber es passieren oft sonderbare Dinge mit uns in den letzten vierundzwanzig Stunden vor unserm Tode. Brandt war an seinem Sterbelager. Kennen Sie Brandt?"

„Nur vom Hörensagen."

„Merkwürdiger Mensch!" Berkemeyer räusperte sich und nahm mit höflichem Dank das Glas Wein in Empfang, das Liesa selber ihm überreichte.

„Aber nun sagen Sie mir endlich," fragte die Aebtissin ungeduldig, „wie steht's mit Maria?"

„Es ist mir heute morgen endlich gelungen, ihren Widerwillen gegen eine genauere Untersuchung zu überwinden," versetzte Berkemeyer. „Es ist wirk-

lich, wie ich voraussetzte, ein Herzleiden vorhanden. Erschrecken Sie nicht, meine liebe gnädige Frau, ein ganz leichter Herzfehler. Wenn ich die Gräfin mit einer sehr zarten und empfindlichen Blume vergleiche, so darf ich hinzufügen, daß für ihr Gedeihen alles auf die Belichtung ankommen wird, in die sie gestellt wird. Die Gräfin hat viel Kummer im Leben gehabt, und das hat die Kräfte ihres sonst gesunden Körpers stark angezehrt. Sie braucht Sonnenschein, Sonnenschein. Wenn ich ihr die genügende Quantität davon verschreiben könnte, wollte ich wohl für ein hohes Alter unserer Patientin garantieren, aber das Schicksal ist leider eine Apotheke, zu der wir Aerzte keinen Schlüssel haben. Vielleicht gelingt es Ihnen, meine verehrte gnädige Frau, die Gräfin von dem Druck zu befreien, der auf ihr liegt?"

Die Aebtissin seufzte und machte eine Gebärde, die ihre Ohnmacht bezeichnen sollte.

„Darauf kommt nämlich alles an," fuhr Berkemeyer fort. „Ich kann für die Gräfin nichts weiter thun, als daß ich sie später, wenn sie sich einigermaßen erholt hat, nach Bad Nauheim schicke. Im übrigen handelt es sich nur darum, sie aufzuheitern und angenehm zu beschäftigen. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß jede gemütliche Aufregung Gift für die Gräfin ist. Es kann sie langsam, es kann sie aber auch schnell töten. Eine neue große Gemütsbewegung, sei es in Schreck oder in Freude, könnte einen Herzschlag herbeiführen. Und —, nun, Sie sehen ja jetzt, was Sie verhindern müssen."

Die Aebtissin sank vernichtet in einen Sessel. „Also so steht es? O mein Gott, o mein Gott! Und das Schlimmste weiß sie noch gar nicht. Und jeden Augenblick kann sie es in irgend einer Zeitung lesen."

Liesa umfaßte die alte Dame und suchte sie zu trösten. Aber sie schob das junge Mädchen von sich und rief ungeduldig nach dem Wagen.

Berkemeyer hielt die Neugierde für die größte Untugend des Arztes, aber in diesem Falle war's ja auch nicht bloße Neugierde, was ihn zu der Frage trieb: „Sie meinen, daß die Nachricht von dem Tode des Herrn von Künwald —?"

„Nichts, nichts. Laßt mich!" sagte die Aebtissin. Sie hatte den Wagen gehört und eilte hinaus. Berkemeyer und Liesa halfen ihr beim Einsteigen und legten die Wagendecke fest um ihre Füße. „Und nun schnell, Christian!" rief sie aus.

Also so stand es mit Maria. Jede stärkere Gemütsbewegung konnte sie töten. Was würde geschehen, wenn sie von Flemmings Verlobung erfuhr? Ein bitterer Groll gegen Flemming regte sich in dem Herzen der Aebtissin. Er hatte Maria gemißhandelt. Sie hatte ihn um Hilfe gebeten, und er hatte sie verweigert. Er hatte ihr von Liebe geredet, und sie doch in demselben Augenblick, da er ihr Elend erfuhr, skrupellos fallen lassen. Er hatte ihr seine Verachtung bezeugt, ohne erst zu forschen, ob sie sie verdiente. Wenn er sie jemals wahrhaft geliebt hätte, hätte er so nicht handeln können. Und doch ge-

hörte ihm Marias Herz, und die Kunde, daß er ihr endgültig verloren sei, mußte es brechen.

In ihrer großen Seelenangst und Ratlosigkeit dachte die Aebtissin an Brandt. Alle Welt vertraute ihm, Maria selbst hatte sich zu ihm hingezogen gefühlt. Vielleicht konnte er helfen.

„Fahren Sie über Reichertswalde!" rief sie dem Kutscher zu. —

Brandt hatte sich, nachdem er im Morgengrauen von Schönwalde zurückgekehrt war, sogleich an die Arbeit gesetzt. Nun war er, des Studierens müde, in den Garten gegangen, um sich von seiner großen Abspannung zu erholen. Auch seine Gedanken weilten bei Maria. Er hatte Künwalds Brief an Flemming couvertiert und abgesandt. Würde der Brief die Wolken zerstreuen, die zwischen Maria und ihrem Glück lagen? Und war es wirklich ein Glück, was sie so heiß begehrte? Kann das ein Glück sein, was unsere Seele so ganz hinnimmt, daß sie das Eine darüber vergißt, in dem doch allein ihr Heil und ihr Friede ruht?

In diesem Augenblick vernahm Brandt das Rollen von Rädern und das Schnauben von Pferden, und gleich darauf hielt der Wagen der Aebtissin vor seiner Gartenpforte. Die Aebtissin verließ den Wagen und kam durch die Pforte auf ihn zu.

Er ging ihr entgegen und sagte, auf das goldene Kreuz an ihrem Halse blickend: „Ich sehe das Zeichen Ihrer Würde und weiß, daß ich die Frau Aebtissin von Grütz vor mir habe. Was führt Sie zu mir, gnädige Frau?"

Die Aebtissin musterte den Mann, der vor ihr stand, mit der ihr eigenen Ungeniertheit. Er gefiel ihr. Sie ging mit ihm in sein stilles Studierzimmer und schüttete ihr ganzes Herz aus. Sie hatte sich nicht dazu entschließen können, Liesa auch nur das geringste von Marias Bekenntnissen zu verraten. Aber Brandt erzählte sie alles. Die ruhige und doch teilnehmende Art, wie er zuhörte, sein klares, gutes Auge, das auf sie gerichtet war, gaben ihr eine unendliche Beruhigung. Sie erwähnte zuletzt noch Berkemeyers Diagnose über Marias körperlichen Zustand. „Und nun, lieber Herr Pastor," schloß sie, „sagen Sie mir, was zu thun ist?"

„Nichts, Frau Aebtissin," antwortete er, „als daß Sie die Gräfin trösten, aufheitern und pflegen, wie Ihr Herz es Ihnen vorschreibt. Alles übrige würde ich der Vorsehung überlassen."

„Ich soll ihr nichts von Flemmings Verlobung sagen?"

„Nein!"

„Aber sie muß sie ja doch erfahren?"

„Um so weniger brauchen Sie die Verantwortung auf sich zu laden."

„Und mit dem Major soll ich auch nicht reden?"

„Es wird nicht nötig sein. Kurz vor seinem Ende hat Künwald ein Bekenntnis abgelegt, das die Gräfin vollkommen reinigt. Heute abend wird der Major es in seinen Händen haben. Und er wird selbst am besten wissen, was er dann zu thun hat."

Die Aebtissin blickte nachdenklich vor sich nieder. Sie gab Brandt in allem recht.

„Und nun, meine gnädige Frau," fuhr er fort, „eilen Sie zur Gräfin. Sie ist schwer verwundet. Verbinden Sie sie, gießen Sie Oel in ihre Wunden. Ueberschütten Sie sie mit all der Liebe, an der ihr Leben bisher so arm gewesen ist. Und vor allem, vergessen Sie nicht, sie immer wieder darauf hinzuweisen, daß es über aller irdischen Liebe noch etwas Besseres, Festeres, Zuverlässigeres giebt: Die Liebe Gottes."

Er geleitete sie zum Wagen. „Nicht wahr," sagte er, „Sie lassen mich wissen, wie es der Gräfin geht? Wenn es ihr Zustand erlaubt, spreche ich selbst bei ihr vor."

Als die Aebtissin eine halbe Stunde später in Radöhl anlangte, führte sie Hensolt in den Empfangssalon. Wieder fiel ihr das verstörte, krankhafte Aussehen des Mannes auf. „Nun, Hensolt, wie geht es?"

„Frau Gräfin haben sich die Nacht über ruhig verhalten. Ob Frau Gräfin aber geschlafen haben, vermag ich nicht zu sagen. Um neun Uhr war der Herr Medizinalrat hier."

„Ich weiß, ich weiß. Mein lieber Hensolt, es ist nicht leicht zu nehmen mit Ihrer lieben gnädigen Frau. Sie hat einen Herzfehler und jede Aufregung kann sie töten."

Hensolt schien zu erstarren. Ein irres Lächeln flog um seine Lippen. Und ehe die Aebtissin noch etwas hinzufügen konnte, verbeugte er sich und ging hinaus. Draußen im Vestibül lehnte er sich gegen eine der braunen Marmorsäulen. „Das überleb' ich nicht," murmelte er vor sich hin. Dabei klapperten seine Zähne wie im Fieberfrost. Endlich raffte er sich zusammen und ging nach dem Souterrain hinab, wo sein Dienstzimmer lag. Er schloß den Schreibtisch auf, der dort stand, und entnahm ihm eine Rolle Geldes und einen verschlossenen Brief. Seine Hand zitterte so heftig dabei, daß Brief und Geldrolle zu Boden fielen. Als er sich danach bückte, befiel ihn ein Schwindel, und er mußte sich einen Augenblick niedersetzen. Nachdem er sich ein Glas Wasser eingegossen und es schnell hinuntergestürzt hatte, wurde ihm besser. Er hob Brief und Geld wieder auf, steckte beides zu sich, zog einen Paletot über seinen dunklen Hausanzug und nahm einen niedrigen schwarzen Hut zur Hand. Dann kehrte er wieder in die Halle zurück, klingelte an der Dienerglocke und sagte zu dem erscheinenden Lakai: „Hein, ich muß im Auftrage der Frau Gräfin sogleich nach Tramm fahren und werde vor Abend kaum zurück sein. Sie vertreten mich und sorgen besonders für Frau Aebtissin. Jetzt gehen Sie hinauf und melden der Kammerfrau, daß Frau Aebtissin da sind."

Er nickte ihm zu, trat aus der Halle in den Schloßhof und ging eilends nach links hinüber, wo die Ställe und Remisen lagen.

Gleich darauf trat der Lakai zur Aebtissin und meldete: „Frau Gräfin lassen bitten."

Maria lag in ihrem Schlafzimmer. Die breiten Fensterflügel standen offen, dahinter grüßten die grünen Wipfel des Parkes. Von ihrem Bette waren die weißseidenen mit silbernen Lilien bestickten Vorhänge weit zurückgeschlagen. Hier lag sie zwischen Kissen und Spitzen wie eine in den Schnee gefallene weiße Blüte.

Sie war sehr matt, aber sie lächelte doch der Aebtissin freundlich entgegen.

Der alten Dame zitterten die Kniee. Das Herz sank ihr. Sie fühlte es: Hier ist eine dem Tode Geweihte. Mit übermenschlicher Anstrengung bezwang sie sich, setzte sich vor das Bett, ergriff Marias Hand und streichelte sie. Sie sprach mit ihr wie mit einer geliebten Tochter. Sie wußte selbst nicht, woher ihr, der rauhen alten Jungfer, in dieser Stunde so viel zärtliche, liebevolle Worte zuströmten. Sie redete von allem möglichen, und Maria hörte ihr zu und lächelte und sah sie mit ihren dunkeln traurigen Augen dankbar an.

Eine Stunde mochte vergangen sein, ohne daß der Vergangenheit mit einem Worte gedacht war. Maria hatte die Augen geschlossen, fast schien es, als wollte sie schlummern.

Aber plötzlich richtete sie sich langsam auf, sah die Aebtissin fest an und sagte: „Ich weiß, daß ich bald sterben werde.“

Die alte Dame war in ihrem Schmerz und in ihrem Entsetzen keines Wortes mächtig.

„Und ich will auch ruhig sterben,“ fuhr Maria fort. „Aber nicht eher, als bis die Last seiner Verachtung von meiner Seele genommen ist. Das wird mir der Himmel nicht versagen. Nicht wahr, Tante Klotilde?“

Die Aebtissin verbarg die Augen mit der Hand. Sie nickte.

„Dann soll er mich noch einmal ansehen, wie dort im Harz. Und dann will ich sterben. Nicht wahr, das ist doch ein bescheidener Wunsch?“

Die Aebtissin streichelte wieder ihre Hand.

„Er wird kommen, meinst du nicht auch?“

„Ja, Kind, ja — Künwald hat alles bekannt, du bist in Flemmings Augen gerechtfertigt.“

„Ach, Künwald!“ sagte Maria leise. „Er muß doch von selbst darauf kommen. Es war doch nur die Verwirrung des Augenblicks, die ihn verblendete. Bei ruhiger Ueberlegung muß er sich ja sagen, daß ich schuldlos bin.“

Bald darauf schlief sie wirklich ein. Als gegen Abend die Aebtissin wieder an ihrem Bette saß, sagte sie plötzlich: „Aber bald muß er kommen, denn lange kann ich nicht mehr warten.“

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Doppelverlobung im Hause Wolkenstein hatte in Berlin Aufsehen erregt, und alles, was zur Gesellschaft gehörte, rüstete sich, um der beliebten Familie in irgend einer Weise Teilnahme zu bezeugen. Wolkensteins sahen dem

Trubel, der für die nächsten Tage bevorstand, mit sehr gemischten Gefühlen entgegen; sie hätten viel lieber in der wundervollen Jahreszeit ein paar ruhige und ungestörte Tage auf dem Lande verlebt. Und so kam denn noch am Dienstagabend, gleich nach der Rückkehr von Tramm und unmittelbar nachdem Flemming offiziell um Ursulas Hand gebeten hatte, als man bei einem einfachen Souper beisammen saß, der Familienbeschluß zu stande, daß man gleich am nächsten Morgen nach Schlesien aufbrechen wollte.

Kuno sendete sofort an Liesa, die am Donnerstag erwartet wurde, ein Telegramm, daß sie sich mit ihrer Tante nicht für Berlin, sondern für die weitere Reise nach Schlesien rüsten möge. Darauf war eine Antwort von der Aebtissin eingetroffen, daß sie selber in Tramm vorläufig unabkömmlich sei, daß sie aber nichts dagegen habe, wenn Kuno seine Braut abholen und selber zu den Seinigen geleiten wolle.

So reisten denn am Mittwochmorgen die Wolkensteinschen Damen mit Flemming nach Schlesien, während Kuno sich nach Tramm begab, um am nächsten Tage mit Liesa nachzukommen.

Ihren Wohnsitz nahm die Familie, wie schon seit einer Reihe von Jahren, so auch diesmal wieder in Siebeneichen, einem Gute, daß zu der großen schlesischen Herrschaft Kuschmin gehörte. Hier hatte der Großvater Kunos einst sein berühmtes Vollblutgestüt angelegt und selber in dem einstöckigen, mit zwei Flügeln und einem hohen Mansardendache versehenen Schlosse gewohnt. Die ganze höchst einfache Ausstattung des Schlosses stammte noch aus dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts, und jeder moderne Komfort ging ihm eigentlich ab. Aber es lag in einem reizenden, von einem klaren Flüßchen durchzogenen und von den großen gräflichen Forsten begrenzten Thal. Man lebte da gemütlicher und hatte mehr von der Natur als in der riesigen und prunkhaften Kuschminer Burg.

Flemming hatte oft in Siebeneichen mit dem größten Behagen geweilt. Dort lebte man ganz ungeniert. Nur die Dinerstunde war einzuhalten. Im übrigen durfte jeder seinem besonderen Vergnügen und seinen Passionen nachgehen. Auch diesmal verlebte die Familie wieder eine glückliche Zeit. Es wurde geritten und geradelt, musiziert und gelesen. Ausflüge in die Umgegend wechselten mit Picknicks und Tennispartien im Park.

Flemmings Verhältnis zur Familie hatte durch seine Verlobung, abgesehen davon, daß man sogleich das trauliche „Du" einführte, kaum eine Veränderung erfahren. Auch sein Benehmen gegen Ursula ging über die Grenzen einer gewissen brüderlich-ritterlichen Courtoisie kaum hinaus. Man fand das natürlich. Sein ganzes Wesen war derartig angelegt, daß es stürmische oder sentimentale Bethätigungen seiner tiefsten inneren Empfindungen nicht zuließ. Wie in allem, so auch als Bräutigam, durfte man erwarten, ihn stets korrekt und gemessen zu finden. Nur in Einem hatte er sich auffallend verändert. Der sonnige Humor, die Lust, allen Dingen im Verkehr mit den Menschen ihre heitere und versöhnliche Seite abzugewinnen, die ihm sonst im hohen Maße eignete,

und die ihn auch in den letzten Jahren, da er sichtlich unter einem seelischen Drucke stand, nicht ganz verlassen hatte, schien mit einem Male völlig von ihm gewichen. Das freundliche Lächeln, das sonst sein Gesicht so besonders anziehend machte, war nicht mehr da. Kein Scherz kam mehr über seine Lippen, er redete nur noch in ernster, sachlicher Weise.

Die Erklärung für diese Veränderung, die natürlich nicht unbemerkt blieb, schien nahe zu liegen. Flemming gehörte eben zu den Naturen, die im Unglück ihren frohen Mut bewahren, die aber ein großes, plötzlich ihnen zufallendes Glück ernst und still zu machen pflegt. Er hatte sich durch lange Zweifel endlich zu Ursula durchgekämpft, und das Bewußtsein, sie nunmehr wirklich errungen zu haben, breitete über seine Seele eine feierliche Stille. So dachte vornehmlich Ursula und war in diesem Gedanken unendlich glücklich.

Und doch war die Deutung, die sie Flemmings Wesen gab, eine falsche. Flemming war, so ruhig er sich nach außen gab, innerlich von den schwersten Kämpfen beunruhigt.

Gleich nach der Ankunft in Siebeneichen mußte er sich gestehen, daß die Gestalt, die er begraben und vergessen glaubte, doch noch Macht und Leben für ihn besaß. Der Gedanke kam ihm immer wieder, daß sich für die sonderbare Situation, in der er Maria getroffen, doch vielleicht eine Erklärung finden lasse. Die in einer zornigen Aufwallung entstandene und dann von seinem verletzten Stolz eigensinnig festgehaltene Ueberzeugung von ihrer Schuld wich mehr und mehr der Empfindung, daß ein Wesen wie Maria in diesem Sinne unmöglich schuldig sein könne. Es mußte eine Erklärung geben für das, was er gesehen, und er nannte sich einen Thoren, ja er zieh sich der Härte und Ungerechtigkeit, daß er diese Erklärung nicht sofort gesucht und gefordert hatte. Vollends als Liesa eintraf und das Fernbleiben der Aebtissin mit der Erkrankung der Gräfin Retzau motivierte, wurde Flemming von einem so heftigen und leidenschaftlichen Mitleid mit der unglücklichen Frau ergriffen, daß er dem Wunsche, zu ihr zu eilen, sie zu sehen und zu sprechen, kaum noch widerstehen konnte.

Er mußte all seine langgeübte und wohlgeschulte Selbstbeherrschung aufbieten, um die Kämpfe, die sein Inneres durchtobten, nach außen hin zu verbergen. Aber je besser ihm dies zu gelingen schien, um so schwerer empfand er seinen ganzen Zustand als eine Schmach für sich selbst und als eine Beleidigung für seine Braut.

Noch wollte sich Flemming nicht gestehen, daß er eigentlich im verletzten Stolze Ursula an sich gezogen hatte, während sein Herz nach wie vor der anderen gehörte. Hinter diesem Gedanken gähnte der Abgrund. Nein, nein, er liebte Ursula, die besten, reinsten Empfindungen seiner Seele gehörten ihr, das andere war nur eine blinde, thörichte, unwürdige Leidenschaft.

Dazu hatte Ursula ihm ja helfen sollen, diese schmachvolle Verirrung zu überwinden. War das Unrecht? Nein, darin lag das Unrecht, daß er sie im Unklaren darüber gelassen hatte, was er von ihr verlangte. Er hätte ihr sein

todwundes Herz offenbaren müssen mit der Bitte: Heile mich, rette mich! Dadurch, daß er, ihrem eigenen Wunsche folgend, seinen Seelenzustand verschwieg, war er in dieses Wirrsal von Lüge und Unaufrichtigkeit hineingeraten.

Sonderbar. Er haßte jede Lüge. Schon die kleinen gesellschaftlichen Notlügen waren ihm stets zuwider gewesen. Mehr als einmal hatte er es an seinem Bedienten gerügt, wenn der einen unbequemen Besuch, eine unliebsame Störung durch eine Notlüge von ihm abgewendet hatte. Und nun saß er selbst in einem Netz von Lügen.

Gewiß, er konnte es zerreißen, er mußte es zerreißen. Er wollte Ursula nachträglich alles offenbaren. Aber was würde sie jetzt dazu sagen? — Nun, gleichviel, nur erst wieder Wahrheit und Klarheit zwischen ihnen!

An einem Nachmittage geschah es, daß Ursula, während die anderen beim Tennis waren, den Wunsch aussprach, nach der Fasanerie zu gehen. Flemming begleitete sie, und sie gingen auf den schattigen Wegen des Parkes, an lauschigen Grotten vorüber und über reizende kleine Brücken hinweg, zu einem entlegenen, von einem hohen Drahtgitter umfriedigten Gehölz. Sie schritten durch das Thor, das von selber hinter ihnen zufiel, und sahen sich einem in Form einer Ruine aufgeführten, mit zahlreichen Laufhöfen versehenen Gebäude gegenüber, das den ausländischen Fasanen zum Aufenthalt diente. Die farbenprächtigen Tiere erhoben sich aus dem sorgfältig geharkten Sande, in dem sie sich eingebuddelt hatten, und folgten, auf Futter rechnend und leise gluckſend, dem langsam dahinschreitenden Paar, so lange es die Gitter, die die einzelnen Arten trennten, zuließen. Zuweilen stieß einer der von Gold und Purpur schimmernden Hähne einen kurzen, mißtönenden Schrei aus. Es war unerträglich heiß, und Flemming und Ursula setzten sich auf eine der beschatteten Bänke, die der Volière gegenüberstanden.

Er spielte mit Ursulas Schirm, den er in Händen hatte, und sie lehnte sich weit hintenüber und schloß die Augen.

Endlich sagte er: „Du bist ja so schweigsam?“

Sie lächelte. „Das bin ich immer, wenn ich mich einmal so ganz glücklich fühle.“ Und mit leiserer Stimme fügte sie hinzu: „Du wirst also eine stille Frau bekommen, denn an deiner Seite werde ich immer glücklich sein.“

„Immer glücklich?“ Wie das Wort ihn traf. In Gedanken verloren starrte er vor sich hin.

„Was sinnst du, Fernando?“ fragte sie lächelnd.

„Ach nichts. Mir ging nur ein altes Sprichwort durch den Sinn: Glück und Glas, wie bald bricht das.“ Er erschrak über das, was er ausgesprochen hatte, und biß sich auf die Lippen.

Aber sie lachte unbefangen. „Es liegt ja in deinen Händen,“ sagte sie, „unser Glück“, und sah ihn mit leuchtenden Augen an. „Wie sollt's brechen?“

„Hältst du meine Hände für so stark?“

„Für rein und treu. Was in ihnen liegt, ist wohlgeborgen.“

Es durchschauerte ihn. Unmöglich konnte er ihr in diesem Augenblick alles sagen. Würde sie nicht entsetzt sein, würde er nicht ihre tief verletzte, angstvoll fragende Seele in ihre Augen treten sehen? Diese stolze Zuversicht, dieses felsenfeste Vertrauen auf ihn sollte er in den Staub treten? Nein, um diesen Preis durfte er ihre Hilfe nicht erkaufen, er mußte selber mit sich fertig werden.

Aber als er eine Stunde später allein auf seinem Zimmer saß, überkam ihn eine völlige Verzweiflung. Gerade daran, daß er es nicht vermochte, offen mit Ursula zu reden, erkannte er, wie fern sie seinem Herzen eigentlich stand. Wäre es wirklich so gewesen, wie er sich einzureden versuchte, daß er Ursula liebte und daß seine Neigung für Maria nur noch eine verlöschende Flamme war, er hätte es leicht zu bekennen vermocht, denn darin lag vielleicht etwas Schmerzliches, aber nichts Verletzendes für Ursula. Nun jedoch lag die Sache so, er konnte sich's nicht länger verbergen: sein Herz gehörte der anderen.

Sein Leben war eine Schule der strengsten Selbstzucht gewesen. Er hatte aus sich gemacht, was er wollte. Alles hatte er gezwungen. Nur sein Herz nicht. Das gehörte Maria. Im Wehgefühl seines verletzten Stolzes, im Trotz seines beleidigten Selbstgefühls war er hingegangen und hatte sich mit Ursula verlobt. Wie konnte er das Ursula anthun? Gerade Ursula, die er brüderlich liebte und verehrte, deren Familie er das Glück und den Sonnenschein seiner Jugend verdankte!

Also dahin hatte seine Theorie von der Souveränität des freien Willens geführt — zu einem völligen Zusammenbruch.

Was sollte nun werden? Sollte er weiter den Unbefangenen, Zufriedenen, Glücklichen spielen? Wie lange würde ihm das noch gelingen? Die Sehnsucht nach Maria wuchs in ihm von Stunde zu Stunde, sie war kaum noch zu bezwingen. — Mußte man ihm sein inneres Elend, seine Zerrissenheit nicht endlich anmerken?

Unten warteten sie auf ihn. Es sollte musiziert werden. Er sollte spielen. Er hatte schon warten lassen. Als er endlich hinunterging, studierte er argwöhnisch die Mienen aller Anwesenden. Er sah nur heitere, fröhliche Gesichter, am fröhlichsten und heitersten das Antlitz seiner Braut.

Wortreich und hastig begann er sich zu entschuldigen.

Aber Ursula, die am Flügel saß, lächelte nur und sagte leichthin: „Aber ich bitte dich, es kommt ja gar nicht darauf an, wir haben ja kein Publikum, das ungeduldig auf uns wartet."

Sie machte die Noten bereit und Flemming nahm die Geige aus dem Kasten. Nervös stimmte er daran herum. Er konnte die Lage, in der er sich befand, kaum noch ertragen. Seine Kehle war ihm wie zugeschnürt, der Kopf dumpf und wüst.

Da geschah etwas, das ihm eine unerwartete Erleichterung brachte. Der Diener trat ein und überreichte ihm einen Brief, der eben durch einen Eil-

boten für ihn abgegeben war. Der Brief war von dem Chef des Generalstabes und enthielt die Bitte, daß Flemming seinen Urlaub auf zwei Tage unterbrechen und ihn zu einer dienstlichen Besprechung aufsuchen möge.

Flemming war so beglückt von dieser Wendung, die ihn für den Augenblick aus seiner unerträglichen Lage befreite, daß ihm eine dunkle Röte ins Antlitz stieg.

Rieka, die ihn beobachtete, rief lachend aus: „Du kannst ja deine Freude, von deiner Braut loszukommen, kaum verbergen?"

Flemming erschrak und wandte sich nach Ursula um. Er vermochte kein Wort hervorzubringen.

Aber Ursula ergriff seine Hand und sagte freundlich: „So soll es sein. Wenn dich die Pflicht ruft, sollst du ihr stets mit Freuden folgen und niemals durch den Gedanken gehemmt werden, daß du mich mit einem traurigen Gesicht hinter dir zurückläßest." —

Eine Stunde später reiste Flemming ab, und am andern Morgen, es war der Sonnabend, stand er dem Generalstabschef gegenüber.

Excellenz war von der größten Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit und bedauerte zunächst unendlich, daß er den Urlaub des Herrn Majors habe stören müssen. Aber man brauche notwendig Flemmings Rat und seine bewährte Kraft. Es sollten nämlich in diesem Jahre bei einzelnen Reiterregimentern umfassendere Schwimmübungen angestellt werden. Flemming sei ja eine Autorität auf diesem Gebiet. Unvergessen sei es, was er mit seiner eigenen Eskadron auf diesem Gebiet geleistet, und auch sein Aufsatz über die Leistungen und die Behandlung des Kavalleriepferdes im Wasser habe die größte Beachtung gefunden. Gleich nach Beendigung seines Urlaubs, also Ende nächster Woche, werde er vom Stabe detachiert werden, um einigen dieser Uebungen beizuwohnen und über die dabei gemachten Erfahrungen zu berichten. Zunächst aber handle es sich darum, einen Maßstab zu gewinnen, sowohl für das, was in dieser Sache erreicht werden könne, als auch für das, was erreicht werden müsse. Ob ihm Flemming nicht seine Ansicht darüber in einem kurzen Promemoria vorlegen möchte? Er könne ja, schloß der General, nach Besprechung der wichtigsten Punkte, heute noch nach Kuschmin zu seiner Braut zurückkehren und von dort aus das beregte Schriftstück einsenden.

Den letzteren Vorschlag schien Flemming zu überhören, dagegen versprach er, das Promemoria so schnell wie möglich vorzulegen.

Es folgte noch eine längere eingehende Besprechung, und gegen ein Uhr verließ Flemming das Generalstabsgebäude. Nachdem er unterwegs ein leichtes Frühstück eingenommen, fuhr er nach Hause und begann sofort das Promemoria auszuarbeiten. Da er den Gegenstand vollkommen beherrschte, ward ihm die Arbeit leicht, und schon an demselben Abend konnte er sie dem Privatschreiber, der ihm schon öfter bei seinen Arbeiten geholfen, zur Abschrift einsenden.

Der Pflicht war nun genügt und seine persönlichen Angelegenheiten traten wieder in den Vordergrund. Aber er drängte alle quälenden, grübelnden Ge-

danken gewaltsam zurück und hielt nur den einen fest, daß er Maria unbedingt sehen und sprechen müsse. Wenn er morgens mit dem Schnellzuge abreiste, konnte er um drei Uhr nachmittags in Tramm sein.

Flemming hatte keine Lust auszugehen. Er ließ sich das Abendbrot in seine Wohnung bringen und machte sich daran, seine inzwischen eingegangene Privatkorrespondenz, die er sich absichtlich nicht hatte nachschicken lassen, zu durchfliegen. Er fand Dutzende von Gratulationsschreiben zu seiner Verlobung und einen Haufen indifferenter Kataloge und Anzeigen. Endlich fiel ihm ein Brief in die Hand, der durch den Poststempel Tramm, mit dem er versehen war, seine Aufmerksamkeit erregte. Er brach ihn auf und zog zwei von derselben Hand beschriebene Blätter heraus.

Auf dem einen Blatt stand das, was Gerd von Künwald in seiner Todesnacht dem Pastor Brandt in die Feder diktiert und dann mit eigener Hand unterzeichnet hatte. „Ich fühle mich gedrungen," stand da zu lesen, „im Angesichte des Todes und in der gewissen Hoffnung der Gnade Gottes vor Ihm und vor aller Welt zu bekennen, daß ich die Gräfin Maria Bärenburg mit einer blinden Leidenschaft, der ich den Namen Liebe nicht beilegen darf, verfolgt habe, ohne je bei ihr Entgegenkommen oder Erhörung zu finden. — Als mich die Gräfin in ihrer völligen Verlassenheit zu sich rief, um ihr das Band ihrer unerträglichen Ehe lösen zu helfen, habe ich ihr Vertrauen in der schmählichsten Weise getäuscht und ihrem ausgesprochenen Willen zuwider ihren Gemahl im Duell erschossen in der bewußten Absicht, dadurch ihren Ruf zu vernichten und meine Bewerbung um sie aussichtsvoller zu gestalten. Sie hat mich jedoch stets mit Verachtung von sich gewiesen, so auch am letzten Sonntag im Park von Radöhl, wo ich ihr unvermutet entgegengetreten war, um abermals einen Ansturm auf ihr Herz zu wagen. Als dann der Major von Flemming herzutrat, erkannte ich sowohl aus seinem wie aus der Gräfin Verhalten, daß beide einander nicht fremd seien. Ich lege daher dies Bekenntnis in seine, des Herrn Majors Hände, nicht in dem Gedanken, als ob mein schweres Verschulden an der Gräfin dadurch gesühnt werden könne, sondern einzig in der Hoffnung, ihr in etwas wenigstens die entsetzliche Last zu erleichtern, die meine Ruchlosigkeit ihr aufgebürdet hat."

Das Begleitschreiben Brandts enthielt nur wenige Worte der Erklärung, wie und unter welchen Umständen das vorliegende Bekenntnis zu stande gekommen war.

Flemming ließ beide Blätter aus der Hand sinken. Wie seltsam! Dieser Künwald, ein lasterhafter, bis in den Grund verdorbener Mensch, schließt mit einem Schwall frommer Worte ab, endet nach dem Zeugnis des Pastors als ein Heiliger — und er, Flemming, der allen Forderungen einer vernünftigen Sittlichkeit stets nachgekommen ist — er endet vielleicht —

Ach was! Daran will er jetzt nicht denken! Nur an Maria. Daß sie schuldlos war, wußte er ja schon lange. Und doch that es ihm wohl, daß

er dies Bekenntnis hatte lesen dürfen. Zu ihr wollte er. In ihren Augen wollte er seine Zukunft lesen. Und sie war krank. Sie hatte sich krank gehärmt um ihn.

Seine Sehnsucht nach der Geliebten wurde so übermächtig, daß er nicht länger in seinem Zimmer zu bleiben vermochte. Er griff nach dem Kursbuch. Morgen früh um neun war sein Zug fällig. Wenn er schon heute abend abreiste, er konnte doch um keine Minute früher in Tramm anlangen. Aber gleichviel, er mußte sich rühren, er mußte das Gefühl haben, daß er sich Maria entgegen bewegte.

„Eckermann!"

Der Diener erschien.

„Eckermann! — die kleine Handtasche mit etwas Nachtzeug. Und dann sofort eine Droschke. Ist mein Rad in Ordnung?"

„Zu Befehl, Herr Major."

„Dann fahren Sie es nach dem Lehrter Bahnhof und erwarten Sie mich in der Halle. Ich verreise bis Montag abend."

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die Aebtissin war, nachdem Liesa in der Begleitung ihres Bräutigams nach Schlesien abgereist war, sofort gänzlich nach Radöhl übergesiedelt. Seitdem war sie aus der Aufregung und aus der Angst nicht herausgekommen. Gleich bei ihrem Einzug ins Radöhler Schloß wurde sie mit der Hiobspost begrüßt, daß Hensolt seit Mittwochmittag vermißt werde. Als er am Abend und in der Nacht nicht zurückgekehrt war, hatte man Nachforschungen in Tramm angestellt und in Erfahrung gebracht, daß er gleich mit dem Dreiuhrzuge nach Berlin abgereist sei. Seitdem hatte er nichts von sich hören lassen.

Was das nun wieder war! Hensolt war seit nahezu fünfzig Jahren im Dienste der Bärenburgschen Familie. Er hatte stets für ehrlich und zuverlässig gegolten. Namentlich nach dem Tode des alten Grafen hielt man ihn für Marias besten und treuesten Schutz. Es war gar nicht denkbar, daß er jetzt noch mit seinen 67 Jahren auf die verrückte Idee gekommen sein sollte, seine Herrin zu bestehlen und sich mit geraubtem Gelde in ein abenteuerliches Leben zu stürzen. Alles was er unter sich gehabt, befand sich ja auch in der besten Ordnung.

Auch Familienangelegenheiten konnten ihn nicht zu diesem geheimnisvollen Verschwinden veranlaßt haben. Er stand allein. Er hatte zwar einen einzigen Sohn gehabt, der ihm großen Kummer bereitet hatte, aber der war längst in Amerika verdorben und gestorben.

Sollte er seine Reise vielleicht in Marias Auftrage gemacht haben? Auch das schien nicht der Fall zu sein. Maria hatte einmal ganz unbefangen,



als ob seine Anwesenheit im Schlosse selbstverständlich sei, von ihm gesprochen. Also was hatte ihn fortgetrieben? Die Aebtissin mußte darauf verzichten, dies Rätsel zu lösen. Sie besprach die Angelegenheit mit dem sehr verständigen Inspektor und man kam überein, der Gräfin, um sie nicht aufzuregen, vorläufig alles zu verschweigen, dagegen beim Landratsamte die nötige Anzeige zu machen, damit von dort aus Schritte gethan würden, um das Verschwinden des alten Dieners aufzuklären.

Die Aebtissin fürchtete, daß Maria nach ihm fragen würde. Sie kannte ihre eigene Ungeschicktheit im Verbergen und im Vertuschen und in der Erfindung von Notlügen. Aber Maria fragte nicht nach Hensolt. Sie fragte nach niemand. Sie lag in ihrem Bette und wurde immer matter, immer teilnahmloser. Jedesmal, wenn sich das besorgte Gesicht der alten Dame über sie beugte, ging ein freundliches Lächeln über ihre Züge. Aber das Lächeln wurde immer traumartiger, immer schattenhafter.

Berkemeyer, der täglich zweimal kam, war entsetzt über den rapiden Verfall ihrer Kräfte. „Ich wüßte wohl, was ihr helfen könnte," sagte er zu der Aebtissin, „Lethe! Aber das Mittel können weder Sie noch ich ihr verschaffen. So wird der Gram sie langsam aufzehren."

Maria nahm fast gar keine Nahrung. Ueber Schmerzen klagte sie nicht, aber die Stärkungen und die Erquickungen, die man ihr bot, nahm sie apathisch entgegen und gab sie fast unberührt wieder zurück.

Am Freitagnachmittag wurde sie etwas lebhafter. Sie erzählte der Aebtissin von ihren Schutzbefohlenen und Pfleglingen, von allen den vielen Menschen, die von ihr Hilfe und Unterstützung erhielten, und die sie auch nach ihrem Tode versorgt wissen wollte. Die Aebtissin hörte ihre schmucklosen Erzählungen mit tiefer Bewegung und bewunderte das große, selbstlose Herz, das sich darin ohne jede Spur von Selbstbespiegelung offenbarte. Sie mußte einen Bleistift zur Hand nehmen und alles aufzeichnen, was Maria in ihrem letzten Willen berücksichtigt sehen wollte. Morgen sollte ein Rechtsanwalt aus Kiel kommen, um ihr Testament aufzusetzen.

Der Rechtsanwalt, der am Sonnabendmorgen pünktlich eintraf, wunderte sich über die Klarheit, mit der Maria disponierte. Alles hatte sie bedacht, nichts übersehen. Für die Insassen ihrer beiden Herrschaften Raböhl und Tornowo hatte sie Stiftungen gemacht, zu denen sie die Statuten früher schon, in gesunden Tagen, entworfen hatte. Sie waren so kurz, klar und umfassend, daß der scharfsinnige Jurist nichts dagegen zu erinnern fand. Außerdem setzte sie eine Reihe von Vermächtnissen fest für künstlerische und wissenschaftliche Zwecke, für öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten, für ihre Leute und für Fremde, die schon früher ihre Unterstützung genossen hatten. Das alles repräsentierte eine ansehnliche Summe, war aber immer nur ein kleiner Teil des riesigen Vermögens, über das sie frei zu verfügen hatte. Ueber den Hauptteil ihres Vermögens, auch über die beiden Herrschaften Raböhl und Tornowo traf sie

keine Bestimmungen. Das Haus Bärenburg starb mit ihr aus, erbberechtigt war die weitverzweigte Familie der Retzaus. Sie überließ es diesen Erben, die ihr persönlich alle fern standen, das Nähere unter sich, auf dem Grunde der geltenden Gesetze abzumachen.

Auch die Gräfin Ludmilla würde ihren Anteil an dem Erbe davontragen. Sie, die an Marias Verderben die eigentliche Schuld trug. Bei diesem Gedanken wurde die Aebtissin, die die ganze Zeit über zugegen war, blaß vor Zorn und mußte alle ihre Kraft zusammennehmen, um Maria nicht durch eine gewaltsame Explosion ihrer Empfindungen zu beunruhigen und aufzuregen.

Die Aebtissin hatte gefürchtet, daß die anstrengende Konferenz mit dem Rechtsanwalt Maria unendlich ermüden und den Gesamtzustand ihres Befindens bedeutend herabdrücken werde. Aber im Gegenteil, Maria zeigte sich wieder etwas angeregter und scherzte über den Heißhunger, der sie plötzlich ergriffen habe.

Den ganzen Nachmittag blieb sie in dieser gehobenen Stimmung, so daß Berkemeyer, der abends vorsprach, aufs neue zu hoffen begann.

„Noch gebe ich unsere teure Patientin nicht auf," sagte er, als er sich später mit der Aebtissin allein befand. „Die innere Spannung hat sich gelöst. Es ist noch etwas von dem vorhanden, was die Psychologen als Lustgefühl zu bezeichnen pflegen. Wenn es uns gelingt, dies Lebensfünkchen anzufachen und zu erhalten, dann brauchen wir noch nicht zu verzagen. Wissen Sie nichts, gnädige Frau, was diesem Zwecke dienen könnte?"

Die Aebtissin ließ den Kopf sinken. „Vielleicht," sagte sie. „Aber doch — nein!" Und ein bitterer Haß gegen Flemming, der noch immer nicht kam, quoll in ihrer Seele auf.

Als sie dem Medizinalrat das Geleit durch die Halle gegeben und sich eben gewandt hatte, um zu Maria zurückzukehren, trat ihr der erste Lakai entgegen und überreichte ihr einen eingeschriebenen Brief. Der sonst wohlgeschulte Bediente konnte seine Aufregung kaum verbergen; er hatte nämlich auf der Adresse Hensolts ihm wohlbekannte Schrift entdeckt.

Ahnungslos brach die Aebtissin den Brief auf und verfärbte sich. „Es ist gut," sagte sie und begab sich eilig in ihr Zimmer.

Sie nahm das Schreiben, dem ein Päckchen zusammengebundener Briefe und Schriftstücke beigefügt war, und las. Sie las mit fliegender Hast und stieß zuletzt einen Ruf schmerzlichen Zornes aus. „Also so wurde es gemacht, meine teuerste Ludmilla!" Sie las den Brief noch einmal, jetzt mit mehr Ruhe und Sammlung. Ja, das war der Schlüssel zu allem, was ihr bisher in Marias Leben und in Flemmings Verhalten gegen Maria noch rätselhaft und unverständlich geblieben war. Flemming hatte Marias Hilferuf gar nicht gehört. Ihr erster Brief an ihn war unterschlagen, sein Antwortschreiben an sie war gefälscht. Ludmilla hatte es gethan. Und Hensolt hatte ihr geholfen.

Welch ein Abgrund! Aber, wie der Mann schrieb, hielt sie jetzt die Waffen, Ludmilla unschädlich zu machen, in der Hand. Zu spät, ach zu spät — Maria war durch nichts mehr zu retten.

Die Aebtissin sank in die Kniee und betete. „Barmherziger Gott, laß mich nicht in Versuchung fallen, laß mich nicht irre werden an deiner Güte und Gerechtigkeit."

Etwas beruhigter stand sie auf und nahm nun das Päckchen zur Hand, das in Hensolts Schreiben eingeschlossen war. Sie erkannte Ludmillas Handschrift. Und was da geschrieben stand, war allerdings dazu angethan, die Gräfin zu vernichten.

Wohl eine Stunde lang ging die Aebtissin in dem behaglich ausgestatteten Fremdenzimmer auf und nieder, bis sie sich völlig gesammelt hatte. Dann setzte sie sich zum Schreiben hin.

„Ich weiß nicht," schrieb sie, „wie ich Dich anreden soll. Ich weiß nicht, was für einen Namen ich Dir geben soll. Am besten gar keinen. Also höre: Das edle Wesen, dessen Namen ich in meinem Briefe an Dich nicht niederschreiben möchte, geht, von Deiner habgierigen und unreinen Hand getroffen, seiner Auflösung entgegen. Hensolt, der Dir dabei geholfen, ist seiner Gewissensangst erlegen. Am Mittwoch hat er das Haus verlassen und hat in einem obskuren Hotel in Berlin seinem Leben ein Ende gemacht.

„Vorher hat er aber ein reumütiges Bekenntnis in meine Hände niedergelegt.

„So also ist es gewesen.

„Nachdem Du erkannt hattest, daß es Dir nie gelingen werde, Albrecht Bärenburgs Gattin zu werden, gingst Du mit kalter Grausamkeit und Entschlossenheit darauf aus, Bärenburgs Tochter Deinem lasterhaften Sohne auszuliefern.

„Als Du argwöhntest, daß sie sich für Flemming interessierte, trafst Du mit einer Umsicht ohnegleichen alle Vorkehrungen, um der Gefahr zu begegnen. Flemming vermißte damals einen Aufsatz, der ihm auf rätselhafte Weise abhanden gekommen war. Hensolt, von dir bestochen, hatte ihn gestohlen. Er hatte sich nach Berlin begeben, hatte die Bekanntschaft von Flemmings Burschen gemacht und bei einem Besuch in der Wohnung des Leutnants das Manuskript heimlich an sich genommen. Nach diesem Manuskript übtest Du Dich in Flemmings Handschrift. Du warst ja stets Meisterin in solchen Künsten, die nicht jeder, die nur besonders bevorzugte Geister üben.

„Was Du geahnt hattest, geschah. Als Bärenburgs arme Tochter von Dir und Künwald halbtot gepeinigt war, wendete sie sich an Flemming mit einem halben Geständnis ihrer Liebe und mit der Bitte, er möge sich ihrer annehmen. Der ‚treue' Hensolt unterschlug den Brief und Du setztest die Antwort auf. Die Fälschung war Dir so gut gelungen, daß der Wisch von Deiner verfluchten Hand noch jetzt im Schreibtisch der Schloßherrin von Radöhl wie ein Heiligtum aufbewahrt wird.

„Nun war es Dir ein leichtes, das gequälte, weltfremde Kind zur Gräfin Retzau zu machen. Der alte Herr von Künwald wollte es natürlich nicht zugeben, doch mußte er schließlich schweigen, denn Du wußtest Dinge von seiner vormundschaftlichen Vermögensverwaltung, die ihn stark kompromittiert hätten, wenn sie in die Oeffentlichkeit gedrungen wären. — Du warst furchtbar klug.

„Und doch warst Du, wenn Deine Leidenschaft mit Dir durchging, furchtbar unvorsichtig. Selbst in jener für Deine Pläne so wichtigen Zeit konntest Du Deine Lust- und Badereisen nicht unterlassen. Und wenn Du dann am grünen Tisch das Geld, das Du Bärenburg und seiner Tochter gestohlen, verspielt hattest, schriebst Du Briefe an Hensolt —

„Diese Briefe sind in meiner Hand. Du sprichst darin ganz offen von euren gemeinsamen Fälschungen. Auch ein paar von den Blättern, auf denen Du Dich geübt hast, Flemmings Schriftzüge nachzuahmen, ließest Du damals thörichterweise in Hensolts Händen. Auch sie gehören jetzt mir.

„Ich weiß nicht, ob so etwas vor dem Gesetz verjährt. Aber wenn's Dich auch vielleicht nicht mehr ins Zuchthaus liefert, so bringt es Dich doch an den Pranger.

„Sei gewiß, daß ich Dich öffentlich an den Pranger stelle, wenn Du nicht thust, was ich Dir sage.

„Radöhl wird demnächst seine Herrin verlieren. Auch Dir fällt gesetzlich ein Stück der Erbschaft zu. Du wirst darauf verzichten. Du wirst zu Justizrat Mehlhardt nach Kiel reisen und in gesetzlicher Form zu gunsten wohlthätiger Zwecke auf Deine Erbschaft verzichten. Wenn ich nicht binnen acht Tagen die Bestätigung des Verzichtes durch den Justizrat in meinen Händen halte, lasse ich Dich öffentlich brandmarken.

„Ich treffe Dich in Deinem Geiz. Das soll Deine Strafe sein —."

Die Aebtissin lehnte sich im Schreibsessel zurück und atmete tief auf. „Ich weiß es wohl, daß es Sünde ist," murmelte sie, „einen Menschen so zu hassen. Aber ich kann nicht anders. Und der bloße Zufall ist es doch auch nicht, der mir die Waffen gegen das entsetzliche Weib in die Hände gespielt hat."

Sie setzte ihren Namen unter den Brief, couvertierte und adressierte ihn und begab sich selbst nach den Ställen.

„Wie lange reitet man nach Nöringen, dem Gute des Freiherrn von Plettenberg?" fragte sie den Stallmeister.

„Zwei Stunden, gnädige Frau Aebtissin."

„So schicken Sie sofort einen zuverlässigen Menschen hin. Dort hält sich zur Zeit die Gräfin Ludmilla Retzau zum Besuch auf. Dieser Brief ist ihr persönlich zu übergeben. Wenn sie nicht mehr da ist, bringt ihn der Reitknecht wieder zurück."

Achtunddreißigstes Kapitel.

Es war Sonntagmorgen. Die Sonne leuchtete und die Rosen dufteten im Garten von Radöhl. Die Fenster von Marias Zimmer waren eben ge-



öffnet. Im breiten Strome zog die warme, würzige, wonnige Luft bis zu dem Krankenbett, von dem die weißen, mit silbernen Lilien bestickten Vorhänge wieder weit zurückgeschlagen waren.

Maria war eben erwacht; ihre Augen leuchteten, auf ihren Wangen lag es wie ein linder Hauch von Röte.

Die Aebtissin hielt sie in ihren Armen. „Wie fühlst du dich, mein geliebtes Kind?"

„Wohl, Tante Klotilde, unendlich wohl. Ich habe die ganze Nacht geschlafen und so wundervoll geträumt. Und nun, bitte, gebt mir zu essen, ich möchte heute recht frisch und kräftig sein."

Nach dem Frühstück fragte die Aebtissin: „Willst du nicht Toilette machen, mein Herz?"

„Später," antwortete Maria, „laß mich noch eine Stunde ruhen. Ich möchte hernach aufstehen."

„Maria!"

Die Röte auf Marias Wangen vertiefte sich. „Bitte," sagte sie, „nimm dort von der Toilette das Schlüsselbund und reiche es mir. — Hier," fuhr sie fort, als die Aebtissin ihr das Gewünschte brachte, „dieser Schlüssel schließt den rechten Seitenflügel zu dem großen Mittelschrank in meiner Garderobe. Dort hängt ein einfaches naturfarbenes Seidenkleid. Bringe es mir, Tante Klotilde. Ich will es anziehen. Ich trug es damals in Lonau, als er mich fand. Und er soll mich heute so sehen wie damals."

Der Aebtissin traten die Thränen in die Augen. Das Schlüsselbund in ihrer Hand klirrte.

„Ja," sagte Maria ernst und feierlich, „heute kommt er."

Als Berkemeyer eine Stunde später eintraf und hörte, daß Maria aufstehen wollte, freute er sich.

„Gewiß, gewiß, meine gnädigste Frau Aebtissin," sagte er, „es ist ganz recht so! Ihre Lebensgeister heben sich. Lassen Sie uns doch ja alles thun, was sie anregen kann."

Er schlürfte sein gewohntes Glas Portwein und schickte sich dann an, zu Maria zu gehen. An der Thür kehrte er wieder um. „Ich war diese Nacht in Nöringen," sagte er.

„In Nöringen?"

„Ja, bei Plettenbergs. Wieder was ganz Ungewöhnliches. Die Begebenheiten drängen sich jetzt ja förmlich hier bei uns. Sie wissen vielleicht, daß sich die Gräfin Ludmilla Retzau bei Plettenbergs zum Besuch aufhält? Sie ist gestern abend wahnsinnig geworden."

Die Aebtissin zuckte zusammen und umklammerte krampfhaft mit der Rechten das goldene Kreuz auf ihrer Brust.

„Gestern abend soll sie einen Brief hier aus Radöhl erhalten haben," fuhr Berkemeyer fort, „und danach ist's ausgebrochen."

„Und hat man den Brief gefunden?" stammelte die Aebtissin.

„N— nein," versetzte Berkemeyer langsam. „Sie muß ihn sofort vernichtet haben." Und indem er angelegentlich die Portweinkaraffe betrachtete, fügte er hinzu: „War der Brief vielleicht von Ihnen?"

„Möglich!"

„Ah! Nun, ich dachte mir's, ich dachte mir's. Denken Sie sich, meine gnädige Frau, die Unglückliche wird nämlich von der Wahnvorstellung geplagt, daß Sie der Teufel wären und sie demnächst holen würden."

„Darin irrt sie sich," sagte die Aebtissin hart, „sie ist mir denn doch zu unappetitlich, als daß ich mich in dieser eingehenden Weise mit ihr befassen möchte."

Aber als Berkemeyer gegangen war, fühlte Klotilde Grütz sich von einer tiefen Beschämung ergriffen. Ludmilla lag am Boden. Indes, ein rechtes Gefühl des Triumphes und der Befriedigung empfand sie nicht. Maria konnte es ja doch nicht helfen und ihr selbst wäre es wohler ums Herz gewesen, wenn der Himmel nicht gerade sie zum Werkzeug seiner Rache sich ersehen hätte. Sie weinte und war sich selbst nicht recht klar darüber, ob nicht ein Teil ihrer Thränen der alten langjährigen Jugendfeindin galt.

Als Berkemeyer von Maria zurückkehrte, war er lange nicht mehr so zuversichtlich. „Sie sieht ja zweifellos besser aus," sagte er sorgenvoll, „es ist sogar etwas Farbe vorhanden. Aber ich weiß nicht, sie will mir doch nicht recht gefallen. Sie hat so etwas über sich selbst Hinausgehobenes, so etwas Visionäres an sich. Bewahren Sie sie nur ja vor jeder Aufregung."

„Ich glaube, Brandt wird heute vorsprechen," sagte die Aebtissin.

„Brandt? Hm." Der Medizinalrat klopfte mit dem Hörrohr, das er vorhin gebraucht hatte, auf seine wohlgepflegten Fingernägel. „Nun, er mag passieren. Er hat wirklich etwas Kalmierendes. Lassen Sie ihn immerhin zu ihr."

Thatsächlich erschien der Pastor gegen zwölf Uhr. Er hatte eben erst gehört, daß die Gräfin ihr Testament gemacht habe, und war in der Befürchtung, daß es ihr schlecht ginge, unmittelbar nach dem Gottesdienst herübergewandert.

Maria empfing ihn mit großer Freude. Sie saß in ihrem hellen, schmucklosen Seidenkleide auf dem Sessel am geöffneten Fenster, nur ein leichter englischer Shawl, der über ihre Kniee gebreitet war, deutete darauf hin, daß sie krank war. „Das soll eine Sterbende sein?" dachte Brandt, als er ihre zarte, warme Hand in der seinen hielt. Aber als er sie genauer ansah, zog sich ihm das Herz doch so merkwürdig zusammen. Alles an der wunderbaren Gestalt erschien ihm so überirdisch verklärt und durchgeistigt.

„Ich habe diese ganze Zeit über viel an Ihre Predigt vom vorigen Sonntag gedacht," hob Maria mit ihrer leisen, klangvollen Stimme an. „Sie hat mir unendlich wohlgethan und hat mich von vielem, was mich verwirrte und niederdrückte, befreit."

Er nickte. „Frau Gräfin," sagte er dann, „Sie haben Ihr irdisches Haus bestellt, wie ist es mit der unvergänglichen Hütte, mit Ihrer Seele? Sind Sie sicher, daß Ihre Seele, wenn sie einmal von hinnen scheiden muß, in die richtigen Hände gerät?"

„Ich denke doch," antwortete Maria. „Ich habe mich in mein Schicksal gefunden. Ich habe das eine große Glück meines Lebens zu heiß begehrt. Wäre es mir zu teil geworden, ich hätte darüber mit der Erde auch zugleich den Himmel vergessen. Darum ward mir alles zerbrochen und zertrümmert. Aber Gott läßt uns nicht versucht werden über Vermögen, sondern schaffet, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß wir es können ertragen. — Ich werde das Glück nicht besitzen, aber ich werde es noch einmal sehen. Und dann will ich Gott dafür danken und demütig sterben."

„Gräfin," sagte Brandt ganz leise, „ich weiß es jetzt und ich habe es bereits am vorigen Sonntag gewußt, da Sie es mir sagten —, Sie haben ohne Schuld, oder doch ohne nennenswerte Schuld eine große Schmach getragen. Ist es das, was Sie so zuversichtlich macht im Angesicht des Todes? Glauben Sie, daß Ihnen um dieses Martyriums willen der Himmel zufallen muß?"

„Ich glaube an meine Ohnmacht und an Gottes Erbarmen," sagte Maria ernst.

Er sah, daß sie blasser wurde. Zugleich fühlte er, daß er ihr nichts weiter zu sagen hatte. Er nahm noch einmal ihre Hand, drückte sie und sah ihr einen Augenblick fest in die Augen. Dann ging er still hinaus.

Neununddreißigstes Kapitel.

Nach dem Frühstück äußerte Maria den Wunsch, auf die Terrasse hinauszugehen. Es war warm und völlig windstill, und die Aebtissin bot ihr den Arm, um sie zu führen. Doch, da zeigte es sich, daß Marias Kräfte nicht ausreichten. Sie mußte im Salon bleiben. Man machte ihr auf dem Diwan ein bequemes Lager zurecht. Alle Fenster wurden geöffnet. Nun schloß sie wie in tiefer Ermüdung die Augen und schien schlafen zu wollen. „Lange darf es nicht mehr dauern," flüsterte sie. Dann bat sie die Aebtissin, sie allein zu lassen.

Stundenlang saß die Aebtissin einsam in dem kleinen Empfangssalon, dessen Fenster nach dem Schloßhof führten. Sie übersah den ganzen Platz. Er lag in sonntäglicher Stille. Kein Mensch war zu sehen. Auch im Schloß war es still. Die Leute waren teils ins Dorf hinuntergegangen, teils saßen sie in dem gemeinsamen Domestikenzimmer im rechten Seitenflügel.

Die Aebtissin wollte lesen, aber die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen, die Gedanken wollten an dem, was die Augen überflogen, nicht haften. Auch sie hatte eine Ahnung, daß Flemming heute kommen werde. Aber was würde sein Kommen bedeuten? Was konnte er Maria noch geben, jetzt da sie

eine Sterbende war und er der Verlobte einer anderen? Heute, nachdem sie Hensolts Bekenntnisse gelesen, sah sie Flemming wieder mit den günstigsten Augen an. Auch er war durch das Schicksal um sein Lebensglück betrogen. Er that ihr unendlich leid. —

Und da sauste auch schon die graue Gestalt eines Radfahrers auf den Hof. Er war es. Es lagen nur ein paar Sekunden zwischen seinem Auftauchen im Thor und seinem Halten auf der Rampe. Aber sie hatte ihn doch erkannt.

Im Vestibül trat sie ihm entgegen. Sie ließ die Thür des Empfangssalons hinter sich offen und winkte ihm, einzutreten. — Wie er aussah! Bleich und übernächtig mit dem starren Blick eines Nachtwandlers. Alle Verbindlichkeit der Form schien von ihm abgefallen. Er schien ganz mit sich selbst beschäftigt und vergaß es sogar, der Aebtissin irgend einen Gruß zu bieten.

Mit einer ungeduldigen Bewegung folgte er ihr in den Salon. „Ach, gnädigste Aebtissin,“ sagte er, „Sie hier? Und Sie haben mir etwas zu sagen?“

Ihr Mitleid wuchs. „Ja, lieber Major, nur ein paar Worte. Setzen Sie sich. Fassen Sie sich. Sie sind in heftiger Bewegung und dürfen Maria doch nur mit der größesten Ruhe entgegentreten. Sie ist sehr krank —, viel kränker, als meine Nichte weiß.“

Er starrte sie mit seinen großen Augen, in denen alle Lebensfreude, alles Kraftbewußtsein, das sonst darin leuchtete, erloschen schien, verständnislos an.

„Nein, bitte, lieber Major,“ fuhr sie fort, „Sie müssen sich wirklich fassen. Kommen Sie. Nehmen Sie Platz. Ich habe Ihnen noch etwas mitzuteilen, was Sie und Maria betrifft. Sie müssen es wissen, ehe Sie ihr gegenübertreten.“

Er setzte sich und löste mechanisch die Radfahrerschnallen von seinen Beinkleidern. Dann zog er langsam die Handschuhe aus. „Was ist es?“ fragte er.

„Hatten Sie nicht eine alte Kinderfrau mit Namen Mariuschka?“

„Ja.“

„Waren Sie nicht einmal mit ihr bei Werner in Berlin?“

„Ja.“

„Und Sie besinnen sich nicht, daß Maria Ihnen dort im Vorzimmer vorgestellt wurde?“

„Maria?“ fuhr er auf. Er legte die Hand auf die Stirn. Aber richtig, richtig. Irgend eine Dame war da gewesen und hatte ein kleines, hageres, unscheinbares Geschöpf als Bärenburgs Tochter vorgestellt. Und das mußte Maria gewesen sein. Und das hatte er vergessen! Daran hatte er sich nie erinnert! Wie war das möglich?

„Freilich, freilich,“ sagte die Aebtissin. „Sie hat sich hernach so verändert. Aber gleichviel, lieber Flemming. Von dem Augenblicke an, da Maria Sie im Vorzimmer des berühmten Arztes erblickte, hat sie Sie geliebt.“

Maria hatte ihn geliebt. Er hatte sie nicht beachtet und sie hatte ihn geliebt. So lange, so lange! Es rann ihm heiß durch die Adern; kaum vermochte er, noch länger auf seinem Platze zu bleiben.

„Ruhig, ruhig, lieber Major, Sie müssen noch etwas wissen. Nur eine Minute noch. Sehen Sie, ein paar Jahre später, da Maria von ihrem Vormund und von ihrer Tante aufs grausamste bedrängt wurde, da hat sie an Sie geschrieben und Sie um Hilfe gebeten."

Er starrte sie fassungslos an.

„Sie konnten ihr freilich keine Hilfe bringen," sagte sie traurig, „denn Sie haben jenes Schreiben nie erhalten. Lesen Sie."

Sie reichte ihm Hensolts Brief, der neben ihr auf dem Tische gelegen hatte.

Er überflog das Blatt und ließ es sinken. Er las es noch einmal und warf es auf den Tisch. Dann blickte er verwirrt um sich und knirschte mit den Zähnen. Die beschwichtigende Stimme der Aebtissin klang wie aus weiter Ferne in sein Ohr. „Auch das noch!" murmelte er. Und plötzlich sprang er, wie von einer Feder geschnellt, empor. „Wo ist sie?"

Die Aebtissin fühlte, daß sich jetzt das Schicksal dieser beiden erfüllen müßte. Sie fürchtete das Aeußerste für Maria. Aber was konnte sie thun? Konnte sie Flemming aufhalten? Er würde sie zu Boden werfen, er würde über sie hinwegschreiten, wie über ein lebloses Ding. Sie besaß nicht mehr Macht über ihn, als das Blatt über den Sturm, der es vom Baume reißt. „Dort," sagte sie matt, „am Ende der Zimmerflucht."

Er ging mit schnellen Schritten an ihr vorüber. Angstvoll blieb sie zurück. Ihr einziger Trost war, daß Berkemeyer in jeder Minute eintreffen konnte.

Flemmings Schritte blieben auf den weichen Teppichen fast unhörbar. Aber Maria vernahm sie doch. Und als er die Thür ihres Boudoirs öffnete, trat sie ihm entgegen. Mit leichten Schritten kam sie auf ihn zu. Hinter ihr leuchteten die sonnenbeschienenen Baumwipfel durch das offene Erkerfenster. Es war fast wie damals im Harzwald: die schlanke Feengestalt vor dem grünlich schimmernden Hintergrund. Auch ihr Gewand war dasselbe.

„Endlich!" sagte sie. Ihre Stimme zog leise wie ein melodischer Hauch durch das Gemach.

Keines Wortes mächtig, stand er wie angewurzelt.

Da legte sie ihm beide Hände auf die Schultern und beugte sich weit gegen ihn vor. „Laß mich sehen," sagte sie. „Ja, das sind deine geliebten Augen. So sahst du mich an im wonnigen Harzwald. Nicht so, wie vor acht Tagen. Damals wurde ich krank von deinem Blick. Aber ich wußte, daß ich nicht davon sterben werde. Nicht mit dem Blick der Verachtung —, mit dem Blick der Liebe sollst du mich töten."

„Maria!" Er umschlang sie und preßte sie an sein wildklopfendes Herz. Er küßte sie und merkte es nicht, daß sie in seinen Armen schwerer wurde. Und er küßte sie wieder und wieder.

Da brach sie zusammen. „Maria!" rief er entsetzt. „Du bist elend. Komm, o komm!" Und er trug sie zum Diwan.

Da lag sie, kraftlos, gebrochen. Das Antlitz war todesbleich, aber die dunklen Augen strahlten in überirdischem Glanz.

Er kniete neben ihr. Er sah, daß sie sprechen wollte und daß es ihr schwer wurde. Dicht beugte er sein Antlitz zu ihrem Munde.

Und sie sagte mit seligem Lächeln: „Mein Leben war wie Halm und Aehre. Was ich bis dahin gelebt, war Halm. Dies ist die Aehre. Dies ist die reife Frucht. Alle meine Leiden hatten nur den Zweck, mir diese Stunde zu bereiten. Ja, in diesem Augenblick ernte ich Rosen von allen meinen Dornen. Nun bin ich nicht mehr die arme Maria, sondern reich, unendlich reich —"

Sie faßte mit beiden Händen sein Haupt und zog es näher an sich. „Sage mir, daß du mich liebst!"

Und nun brach es mit Glut aus seinem Innersten heraus: Selbstanklagen, Erklärungen, Beteuerungen im leidenschaftlichen Durcheinander.

Aber sie legte die Hand auf seinen Mund. „Nichts, nichts!" flüsterte sie, „ich habe nicht viel Zeit. Nur das Eine: Liebst du mich?"

„Maria, ja, ja, und tausendmal ja — ich liebe dich."

„Und ich dich — bis in den Himmel hinein, bis in die Ewigkeit hinaus."

Ein leiser Wehelaut brach über ihre Lippen. Sie sank zurück und griff mit der Hand nach dem Herzen.

Ein furchtbarer Schreck durchrieselte ihn. Er sprang auf und beugte sich über sie. „Maria — was ist —?"

„Es bricht," hauchte sie leise, — „vor Freuden."

Er faßte ihre Hände, er wollte sie in seine Arme emporziehen. Aber ein seltsamer Ausdruck zog über ihr Gesicht, und er ließ sie sanft wieder zurückgleiten. Ihre Lippen bewegten sich. „Geliebter —!" Das eine Wort verstand er noch, das übrige verschwamm in einem langen Seufzer. Ein Zittern ging durch ihren Körper, und dann lag sie so still — so still —.

„Es ist nicht möglich!" stöhnte er. Er warf die Arme empor, als müßte er etwas festhalten, das sich über ihn hinausschwingen wollte. Dann blickte er sich um. Er suchte die Thür und taumelte gegen die Wand — — —

Soeben war Berkemeyer angelangt. Mit bangen Worten hatte ihm die Aebtissin, so gut es anging, erklärt, um was es sich handelte. „Nun," sagte er, „dann ist das Schlimmste zu befürchten." Von der Aebtissin geführt, betrat er das Boudoir.

Flemming wandte sich zu ihm mit einem völlig versteinerten Gesichtsausdruck. Er wollte ihm entgegengehen, lehnte aber doch die Stirn wieder gegen die Wand.

Der Arzt beugte sich über Maria. Seine Untersuchung dauerte nicht lange. Er richtete sich auf und sagte leise: „Hier ist nichts mehr zu fürchten noch zu hoffen, nur zu klagen. Die Gräfin ist tot."

Bei diesen Worten kam Flemming langsam heran und kniete mit einer leisen feierlichen Bewegung neben der Leiche nieder. Berkemeyer ergriff die Aebtissin beim Arm und zog sie hinaus. — — —

Im Empfangssalon saßen der Arzt und die Aebtissin leise flüsternd beisammen. Sie schüttete dem alten bewährten Freunde ihr ganzes übervolles Herz aus, und er versuchte, sie zu beruhigen und zu trösten. „Nein, nein, Sie konnten und Sie durften es nicht hindern," sagte er. „Wenn die Sachen so lagen, wie Sie mir erzählt haben, so durfte niemand zwischen diese beiden Menschen treten. Und vielleicht war es so am besten. Die Gräfin hätte sonst doch nur ein langes Siechtum gehabt. Nun ist sie sanft und schmerzlos hinübergegangen. Ich versichere Sie, sie hat ein ganz leichtes Ende gehabt."

Als die Aebtissin zu der Leiche gehen wollte, hielt der Medizinalrat sie zurück. „Lassen Sie ihn," sagte er, „er hat doch das nächste Recht auf diese Stunden."

Aber schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit trat Flemming bei ihnen ein. Er war wieder der ruhige, seiner selbst bewußte, höfliche und überlegene Weltmann. Nur die heißen, rotumränderten Augen in dem bleichen scharfgeschnittenen Gesicht machten einen seltsamen Eindruck.

„Ich habe an Sie beide," sagte er, indem er Platz nahm, „eine große, herzliche Bitte. So weit ich es übersehen kann, hat niemand von der Dienerschaft meine Anwesenheit hier im Schlosse bemerkt. Nur Sie beide wissen, daß ich hier gewesen bin. Ich wollte Sie bitten, darüber zu schweigen. Meine Verlobte und deren Familie, auch Ihre Nichte, gnädige Frau, die Baronesse, dürfen von dieser ganzen Angelegenheit nichts erfahren."

Als Berkemeyer und die Aebtissin in ernstem Schweigen verharrten, fuhr er fort: „Ich habe mir alles überlegt. Es ist am besten so. Sie können mich vielleicht heute nicht verstehen, aber hinterher werden Sie mir beistimmen. Wollen Sie einem Menschen, der alles verloren hat, seine Bitte gewähren?"

„Nun gut," sagte die Aebtissin, „wie Sie wollen. Durch mich soll nichts bekannt werden."

„Auch ich werde schweigen," setzte Berkemeyer hinzu.

Flemming drückte beiden die Hand. „Haben Sie Dank. Und zugleich: Leben Sie wohl! Ich muß fort." Seine Züge spiegelten eine unendliche Trauer wieder; sehnsüchtig hing sein Blick an der Thür, die zu Marias Sterbezimmer führte. Aber er riß sich los, nahm seinen Hut und seine Reitpeitsche von dort, wo er sie bei seiner Ankunft niedergelegt hatte, und ging hinaus.

Auch Berkemeyer mußte fort. Die Aebtissin hätte ihn gern gehalten, denn das Gefühl einer großen trostlosen Einsamkeit lag drückend auf ihrer Seele. Aber er hatte noch Krankenbesuche zu machen und so ließ sie ihn ziehen. Ein wahrer Trost war es ihr, als wenige Minuten nach seiner Abfahrt Brandt noch einmal vorsprach. Er wollte sich noch einmal persönlich erkundigen, wie es der Gräfin gehe. Die Nachricht, daß sie inzwischen verschieden sei, erschütterte ihn tief.

Lange saß er mit der Aebtissin in dem weiten stillen Empfangssalon. Sie erzählte ihm, daß Flemming gekommen sei, erklärte ihm die Rolle, die er in Marias Leben gespielt hatte, sie gab ihm Hensolts Brief und damit den Schlüssel zu dem Schicksal dieser beiden Menschen. „Ich habe Angst um Flemming," schloß sie. „Diese Ruhe, diese Fassung, mit der er von hinnen ging, haben etwas Unnatürliches."

Brandt blickte sinnend vor sich nieder. „Ich fürchte," sagte er, „Ihre Besorgnis ist nicht unbegründet. Nach dem Bilde, das Sie mir von ihm entworfen haben, gehört der Major zu jenen Menschen, deren Lebensprinzip der Wille zum Guten ist und die nach der Ueberzeugung handeln, daß der Mensch auf sittlichem Gebiet alles könne, was er wolle. Diese Menschen haben in ihrem hochherzigen Streben oft etwas unwiderstehlich Anziehendes. Sie haben oft sogar einen Schein des Christentums, denn sie ringen nach derselben Vollkommenheit, die auch dieses von uns fordert. Sie wollen sein wie Gott. Aber sie wollen es werden ohne Gott. Es ist dasselbe Streben, auf das die Schrift den Fall unseres Geschlechts zurückführt."

„Nichts liegt mir ferner, als zu richten," fuhr Brandt fort, da die Aebtissin schwieg, „aber mir fällt Künwald ein und dabei das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner: ‚Dieser ging gerechtfertigt in sein Haus hinab vor jenem!'"

„Nein, Brandt, Flemming ist kein Pharisäer."

„Nicht im gewöhnlichen groben Verstande des Wortes. Solche Leute besitzen oft eine große persönliche Liebenswürdigkeit, eine im gewissen Sinne aufrichtige Bescheidenheit. Wenn ein Niedriger zu ihren Füßen liegt, sie heben ihn auf und reden menschlich mit ihm. Aber bei allem, was sie thun, klingt doch im Herzen das silberne Glöcklein der Selbstzufriedenheit: Ich bin ich. Wenn der Major nicht so völlig durchdrungen gewesen wäre von seiner eigenen Unfehlbarkeit, wie hätte er dann bei jener Begegnung im Pavillon so grausam gegen die Gräfin, so thöricht gegen sich selber handeln können? Er hätte fragen, forschen, hören müssen. Aber nein, ein Flemming irrt sich nicht. Er sieht, was er sieht. Seine Offiziersehre, der Glanz seines Namens, sein inneres schönes Gleichgewicht standen auf dem Spiel, und so trat er die Liebe in seinem Herzen tot und gab das leere Herz der anderen. Durch die Verpfändung seines Wortes glaubte er sich gegen jeden inneren Kampf fortan gefeit. Ein Flemming kann ja sein Wort nicht brechen —."

Brandt hielt inne. Er blickte noch immer vor sich hin. Fast hatte es den Anschein, als ob er nicht zur Aebtissin, sondern zu sich selber redete. „Und wenn er nun einsehen muß," fuhr er fort, „daß es doch noch etwas in unserem Leben giebt, was wir nicht zu meistern vermögen, wenn er erkennen muß, daß auch der edelste Mensch, von äußeren Umständen getragen und geleitet, in die Irre gehen, sich unauflösbar verwirren und verstricken kann, dann — ja dann ist es nicht unmöglich, daß er mit dem Glauben an sich selbst zugleich den

Mut zum Leben verliert. Das, was uns auch aus den schwersten Verirrungen immer wieder zurückführen kann zu uns selbst und zu unserem Gott, das fehlt ihm ja — die Demut vor Gott."

Brandt erhob sich. „Ich ergehe mich in Kombinationen," sagte er, „die vielleicht gar keinen thatsächlichen Untergrund haben. Sie sind dem Herrn Major näher getreten, Frau Aebtissin. Ich will Sie nicht gegen ihn einnehmen und ich will Sie auch nicht um ihn besorgt machen. Es scheint, daß wir nicht berufen sind, in sein Schicksal einzugreifen." Ein heller Glanz trat in seine Augen. „Und nun," sagte er, „wenn Sie mir einen Herzenswunsch erfüllen wollen, lassen Sie mich die Leiche sehen. Ich sehe sie gern, diese stillen Gesichter, die doch so laut den Frieden einer höheren Welt verkündigen."

Vierzigstes Kapitel.

Flemming war, nachdem er das Schloß verlassen hatte, auf einer Anhöhe des Parkes noch lange stehen geblieben. Von dort schaute er sehnsüchtig nach den weißen Mauern, nach der schimmernden Kuppel hinüber. Sie tauchte sich in sanftes, still verglimmendes Abendrot.

Maria! Wie hatte sie ihn geliebt. Wie hart, wie grausam, wie unverständlich mußte ihr manches in seinem Verhalten erschienen sein, und doch hatte sie alles zum besten gedeutet, doch hatte sie ihn geliebt, ‚bis in den Himmel hinein, bis in die Ewigkeit hinaus!'

Und um das alles war er betrogen durch ein täppisches, lächerliches Spiel des Zufalls. Woran war sein und Marias Leben gescheitert? An der Treulosigkeit eines Knechtes! Wenn jener Schurke von Lakai — wie hieß er doch? — den Brief nicht unterschlagen hätte, wäre Maria sein Weib geworden. Nun war sie dahin und hatte alles mitgenommen, was ihn bisher mit so starken Fäden an das Leben geknüpft hatte. Sein Beruf, sein Ringen nach dem Höchsten, sein Wissen, sein Können, die vielen Menschen, die ihm nahe standen, die ihn liebten und bewunderten, es war fortan alles nichts, es mußte alles untergehen in diesem einen großen, überwältigenden, verzehrenden Gefühl für die Tote.

Er hatte nichts mehr, was ihn am Leben hielt. Leben an Ursulas Seite mit dieser unauslöschlichen Liebe zu der Verstorbenen? Nimmermehr! Aber Ursula sollte durch seinen Fall nicht schwerer getroffen werden, als es unumgänglich notwendig war. Die große Enttäuschung, die schmachvolle Demütigung, daß er nur in der Verzweiflung sich zu ihr gefunden hatte, sollte ihr erspart bleiben. Und seinen Tod würde sie verwinden.

Aber wenn das geschehen sollte, was er vorhatte, wenn das alles so geschehen sollte, wie er es bereits in den letzten Stunden in Siebeneichen überlegt hatte und wie es jetzt nach Marias Tode in seinem Inneren beschlossen war, dann hatte er noch viel zu thun, dann bedurfte er noch einmal seines vollen Scharfsinns, seiner ganzen Willenskraft.

Er richtete sich empor und straffte die Glieder. Dann bestieg er sein Rad und fuhr bis in die Nacht hinein nach Kiel. Nachdem er im Hotel daselbst ein paar Stunden schlaflos zugebracht, benutzte er den Morgenzug und traf gegen Mittag in Berlin ein. Er begab sich sofort in das Generalstabsgebäude, traf den Chef und besprach mit ihm das kürzlich eingereichte Memorandum, das dessen ungeteilten Beifall fand. Zugleich erklärte er, daß er für die zwei Urlaubstage, die er noch hatte, nicht mehr nach Siebeneichen zurückkehren, sondern in Berlin bleiben und einige private Uebungen mit seinen Pferden in der Havel anstellen werde.

Auf dem Rückwege nach seiner Wohnung setzte er ein Telegramm an Ursula auf, daß ihn dienstliche Angelegenheiten vorläufig in Berlin zurückhielten, daß er aber hoffe, sie am nächsten Sonntag in Siebeneichen doch noch einmal begrüßen zu können.

Am Nachmittage instruierte er seinen langjährigen Reitknecht über die Uebungen, die er in der Frühe des nächsten Morgens anstellen wollte. Er ging selbst in den Stall, bezeichnete die drei Pferde, die gebraucht werden sollten, bestimmte die Art und Weise, wie sie gesattelt werden müßten, und die sonstigen Sachen, die mitzunehmen wären. Um drei Uhr morgens sollte der Reitknecht bereit sein. Zu dieser Zeit wollten sie aufbrechen und zu Pferde die Stelle aufsuchen, wo Flemmings Eskadron früher schon öfters ihre Wasserübungen angestellt hatte.

Dann ließ sich Flemming durch den Bedienten ein Diner aus der Garküche und eine Flasche Wein aus dem Keller holen. Nachdem er gegessen und getrunken hatte, sagte er dem Diener, daß er ungestört bleiben wolle und unter keinen Umständen und für niemand zu sprechen sei. Als der Diener gegangen war, verriegelte er hinter ihm die Thür.

Das alles hatte er fast mechanisch gethan, aber mit seiner ganzen gewohnten Ruhe und Sicherheit. Keine von all den Personen, mit denen er sich berührt hatte, konnte etwas Auffallendes oder Ungewöhnliches an ihm bemerkt haben. Wenn die Aebtissin und der Medizinalrat schwiegen, würde alles so verlaufen, wie er es vorgesehen hatte und wie es für alle Beteiligten am besten war.

Ja, so war's am besten. Er konnte Maria nicht verlassen, aber er konnte auch in den Augen der Wolkensteins nicht als ein haltloser, wortbrüchiger Schuft erscheinen. So mußte er gehen.

Ueber dem Schreibtisch hing ein Bild des längst verstorbenen Grafen. Er trat darauf zu und sah es an. In diesem Gesicht war nichts von Haß und Verachtung zu lesen, nur Liebe und Güte. Und der Geist dieses Mannes lebte in den Seinen. Nein, sie würden ihn nicht hassen und verachten, sie würden ihm vergeben —

Er richtete sich stolz empor. Nein, er will nicht Gnade, er will Gerechtigkeit. Wo war seine persönliche Schuld? Er hatte doch nur gefehlt, weil ein blinder Zufall ihn geäfft, genarrt hatte. Mit seiner Theorie vom freien Willen

war er kläglich zu Schanden geworden. Wir sind Sklaven des ödesten Zufalls, der mit uns spielt wie die Katze mit der Maus. Und nur das ist das kleine jämmerliche Loch der Rettung, das uns offen steht, daß wir diesem Spiel ein Ende machen können, wenn wir uns durch dasselbe entwürdigt und zur Verzweiflung getrieben fühlen. Und das ist die Erlösung, dieser Sprung ins Nichts. Der Schwache wartet, bis der Zufall, der ihn schuf, ihn wieder vernichtet, der Starke erlöst sich selbst. — Und doch, und doch. War nicht dieser Tod, den er wählte, eine blutige Satire auf sein ganzes bisheriges Leben? War es nicht eine bittere Ironie des Schicksals, daß er, der Fanatiker der Wahrheit, sich mit einer frommen Lüge aus der Welt schleichen mußte?

Fort! Er will nichts mehr wissen von diesen grübelnden Gedanken, die doch nicht zur Klarheit führen. Die paar Stunden, die er noch zu leben hat, sollen ihr gehören — unverkürzt!

Erschöpft schritt er zum Sofa und ließ sich darauf nieder. Maria! Er wollte noch einmal im Geiste alles mit ihr durchleben von jener ersten Begegnung beim Arzt bis auf die Stunde, da sie in seinen Armen verschied. Maria! Er breitete die Arme aus, aber merkwürdig, die holde Gestalt wollte nicht kommen. Schwer drückte es auf seine Augenlider — sie schlossen sich und er schlief ein. — — —

Hart und laut klopfte es an die Thür. „Herr Major, es ist drei Uhr!"

Flemming fuhr auf. Das Zimmer war mit der grauen Dämmerung erfüllt. Vor seinen Augen aber zeigte sich ein seltsames Bild. Hohe Wachskerzen brannten, dunkle Tannenzweige dufteten — Maria lag im Sarge. Flemming wischte sich über die Augen. Die Vision war verschwunden.

„Herr Major — es ist drei Uhr."

„Ja, ja," sagte er und erhob sich, „ich komme."

Einundvierzigstes Kapitel.

Comtesse Irmgart Wolkenstein an das Fräulein von Treskow:

„Liebe Amélie!

Nun ist alles vorüber. Der ganze düstere Pomp ist verschwunden. Der Herzog Karl Kasimir, die beiden Riebs, die Langelohes, alle waren da. Dazu die Abordnungen der Kürassiere und des Generalstabs — und Trieffen als persönlicher Vertreter des Kaisers. Nun sind sie fort, und Flemming ruht in unserem Erbbegräbnis.

Hast du schon gehört, wie alles gewesen ist? Klockmann, Flemmings Reitknecht, hat es uns genau berichtet. Danach ist Flemming mit ihm um drei Uhr morgens nach der Havel aufgebrochen. Der Major sei sehr gesprächig gewesen und habe ihm auf dem ganzen langen Wege alles auseinandergesetzt, worauf es bei diesen Schwimmübungen ankäme. Unterwegs hätten sie in Wannsee ein paar Glas Bier getrunken. Gleich nach der Ankunft an Ort und Stelle habe Flemming die Pferde abreiben lassen, habe in der dort befindlichen

Bretterbude seine Uniform ausgezogen, einen leichten Leinwandkittel angelegt und sei dann mit dem ersten Pferde hinüber und zurück geschwommen. Ebenso habe er es mit dem zweiten Pferde gemacht. Beide Tiere seien noch neu und ängstlich gewesen, hätten sich aber bei Flemmings meisterhafter Behandlung bald gefügig gezeigt. Das dritte Pferd war Silk Spider, die irische Stute, mit der Flemming kürzlich seinen Ritt nach Kiel gemacht, ein völlig firmes, zuverlässiges Tier. Er, Klockmann, habe sich gefreut, mit welcher Passion der Gaul ins Wasser gegangen sei. Da, in der Mitte des Stromes, sinkt der Major plötzlich aus dem Sattel. Klockmann glaubt, das sei ein neuer Trick von ihm, und schaut gespannt hinüber. Aber der Major kommt nicht mehr an die Oberfläche, und eine Minute darauf springt Silk Spider drüben allein ans Land. Nun merkt Klockmann, daß etwas passiert sei. Er reißt die Kleider herunter und springt in den Strom. Er erreicht die Stelle, wo Flemming abglitt, und taucht und taucht; aber er findet nichts. Die Kräfte verlassen ihn, er muß an Land. Und nun kommen auf sein Geschrei ein paar Fischer, die in der Nähe angelegt haben, mit ihrem Kahn herbei. Sie suchen eine halbe Stunde, und endlich finden sie den Major. Sie ziehen ihn heraus und sehen sofort, daß er tot ist. Bei der großen Gewandtheit des Majors in allen Wasserkünsten ist nur das eine möglich: der Schlag hat ihn getroffen. —

Und so sagt hernach auch der Arzt, und so glaubt's die Welt. So wird's auch bei uns geglaubt. Nur ich glaube es nicht.

Meine Teure, ich brauche eine Seele, in die ich meinen Schmerz ergießen kann. Die Meinigen dürfen es nie ahnen. Nur Du sollst es wissen: ich bin davon überzeugt, daß Flemming freiwillig vom Leben geschieden ist. — Schon einmal, gleich bei seiner Verlobung mit Ursula, schrieb ich Dir, daß ich Unheil ahnte. Flemming hat uns immer nur brüderlich geliebt, sein Herz war anderswo. Und nur ein unerwarteter Schlag von dorther konnte ihn so verwirren und verblenden, daß er sich mit Ursula verlobte. Ich habe die Empfindung, daß Ehrenberg und die Aebtissin zu den Wissenden gehören. Aber sie schweigen. Ich werde es wohl nie erfahren, wer Flemmings Herz besessen hat.

Aber gleichviel. So ist es gewesen. Als ihm später klar wurde, wie sehr er sich verstrickt hatte, und daß er ohne Lüge und Heuchelei neben Ursula nicht mehr zu leben vermochte, da ist er diesen Weg gegangen. Er wollte Ursula die Erkenntnis ersparen, daß er sie eigentlich nur aus Verzweiflung in Schmerz und Trotz an sich gezogen hätte. Wie sie ihn bis dahin vergöttert hatte, so glaubte er, daß sie wohl seinen Tod, nicht aber seinen Fall ertragen würde. Der arme Flemming! Das Frauenherz hat er nie gekannt. Merkwürdig. Man hält mich und Ursula für völlig gleich, und doch sind wir so verschieden. Ich habe in Flemming nie den Heros, sondern immer nur den Menschen geliebt. Und gerade da, wo ich ihn menschlich straucheln und fallen sah, war er meinem Herzen am teuersten. Für Ursula hätte er von dem Augenblick an, wo er ihr seine Verirrung bekannt hätte, jedes Interesse verloren. Von

dem Augenblick, wo er aufhörte, ihr Gott zu sein, hörte er auch auf, für sie vorhanden zu sein.

Nichts hat in diesen Tagen der Trauer auf Ursula einen so tiefen Eindruck gemacht, als die wenigen tröstenden Worte, die der Prinz von Ried an sie richtete. Nicht Felix Ried, der die traurigen Novellen schreibt und der eine Zeitlang für mich schwärmte, sondern der ältere Bruder, Hermann Ried, der letzthin in den Zeitungen so viel von sich reden machte. Ich will Dir nur gestehen, daß er sich schon vor anderthalb Jahren um Ursula beworben hat. Aber damals stand Flemming im Zenith. Nun, ich bin überzeugt, wenn er nach zwei bis drei Jahren seine Werbung erneuert, so wird er Ursula gewinnen. Für sie kommt weniger das Individuum, als der Typus in Betracht. Und Ried ist mit seinen fünfunddreißig Jahren bereits der Typus des erfolgreichen und dabei durch und durch ethischen Staatsmannes. Er ist auf dem diplomatischen Gebiet das, was Flemming auf dem militärischen war. Und wenn er es versteht, den Kultus zu ertragen, den Ursula in dieser nächsten Zeit mit dem Andenken ihres Bräutigams treiben wird, dann wird er's erleben, daß der Kultus des Toten allmählich zurücktritt hinter die Verehrung des Lebenden.

Bin ich hart, Amélie? Jetzt? Wo ich eben mein ganzes Herz einem über alles geliebten Toten mit ins Grab gegeben habe? Nein! Aber das schmerzt mich, daß Flemming um Ursulas willen seine Seele hingeworfen hat.

Unser ganzer Trost in diesen schrecklichen Tagen ist Liesa. Du glaubst nicht, wie Kuno zerrissen war. All die gräfliche Würde, die in den letzten Wochen so glänzend bei ihm zum Durchbruch kam, war mit einem Male fort. Am Abend vor der Beisetzung mußten Ehrenberg und Felix Ried ihn mit Gewalt vom Sarge ziehen. Aber bei Liesa war nichts von Eifersucht und Verletztheit zu spüren. Sie fand es ganz natürlich, daß er über den toten Freund die lebende Braut vergaß. Und ihrer liebenswürdigen, festen, prächtigen Art ist es allein zu danken, daß Kuno jetzt wieder einigermaßen zugänglich ist.

Beiläufig, meine liebe Amélie, Du kennst ja die Oberin des Diakonissenhauses zu Flensburg, bitte, laß Dir doch mal gelegentlich die Statuten schicken.

Uns wird es hier in dem alten, weiten, prunkhaften Kuschminer Schloß unerträglich. Auch nach Siebeneichen mögen wir nicht, wo uns alles an die letzten unvergeßlichen Tage erinnert. Wir treffen übermorgen in Berlin ein und wollen dann auf Reisen gehen. Nach Davos wahrscheinlich. Wir werden da tout le monde treffen. Aber ich denke, man wird unsere schwarzen Kleider respektieren und uns allein lassen.

In Treue

Deine

Irmgart Wolkenstein."

Ende.



Otto v. Leixners ausgewählte poetische Werke.

(3 Bände. Berlin, Otto Janke. Geh. 6 Mk.)

Otto von Leixner ist als populär-wissenschaftlicher Schriftsteller und mehr noch als „Laienprediger“ überall dem Namen nach bekannt; bei jenen, die seine Werke auch wirklich kennen, ist er überdies geachtet und, was mehr ist, geliebt. Wenn ich mir die Sammelbände seiner mannigfachen Aufsätze, „Herbstfäden“, „Deutsche Worte“, „Randbemerkungen eines Einsiedlers“, ansehe, so finde ich, daß er seit bald zwei Jahrzehnten für Forderungen auf den Gebieten des Lebens und der Kunst kämpft, die jetzt glücklicherweise wieder allgemeiner aufgestellt werden. Betonung echter Volksart, Kampf gegen wesensfremde Einflüsse des Auslands, Bekämpfung einer vom Volkstum losgelösten l'art pour l'art-Litteratur, Durchdringung des ganzen Schaffens mit einer großen und innerlich religiösen Weltanschauung — bilden den Inhalt dieser formvollendeten und selbst bei den ernstesten Stoffen vom inneren Humor einer reinen Persönlichkeit durchwärmten Abhandlungen. Leider war Leixner vielfach zur Rolle des „Predigers in der Wüste“ verurteilt. Er sprach zu einer Zeit, in der als veraltete Rückständigkeit oder heuchlerische Moralfexerei erschien, was doch nur Erkenntnis der dauernden Werte gegenüber Modeartikeln und echtes Deutschtum und innerliches Christentum war. Wie Leixner ist es noch manchen andern wackeren Männern gegangen, die heute um die sechziger Jahre stehen. In der lärmvollen Litteratur-Revolution, gegen den selbstbewußten Materialismus kamen ihre Stimmen nicht auf. Und nun, wo ihr Kampf nach dem schnell erfolgten Bankerott des Naturalismus, Symbolismus und der Dekadence von einem jüngeren Geschlecht mit besserer Aussicht auf Erfolg wieder aufgenommen worden ist, geschieht es oft genug, daß der alten Kämpen im eigenen Lager kaum gedacht wird. Nun, sie werden sich an dem Bewußtsein ihrer guten That genügen lassen. —

Diese Betonung der kritischen und — im guten Sinne — popular-philosophischen Thätigkeit hat aber für Leixner auch die Folge gehabt, daß seine dichterische Arbeit durchaus nicht nach Gebühr beachtet wurde. Das wird nun mit dem Erscheinen der „Ausgewählten poetischen Werke“ für alle jene, die vorurteils-

los die litterarischen Erscheinungen würdigen, anders werden. Allerdings einen lauten Erfolg, eine starke Verbreitung werden diese drei Bändchen, die der Verfasser mit strengster Selbstkritik ausgewählt hat, leider nicht finden. Dazu sind sie viel zu unaufdringlich, zu selbständig und zu männlich. Jene aber, denen eine glückliche Fügung diese Schöpfungen einer im Kampf geläuterten, abgeklärten Persönlichkeit in die Hände führt, werden an ihnen treue Freunde und Weggeleiter fürs Leben finden.

Ernste Männlichkeit ohne allen weibisch-gefälligen Beigeschmack ist der Haupteindruck, den wir von dem Buche gewinnen. Das geht bis in die Form. Diese ist von einer kunstvollen Durcharbeitung, von einem Durchdringen des Metrums mit und aus dem Geiste der deutschen Sprache, daß unsere neuere Litteratur kaum zum zweiten Male ein so bewußtes Arbeiten nach dieser Richtung hin zeigt. Es sind in deutscher Sprache nicht viele solche Hexameter und Pentameter gebaut worden, wie sie hier die „Thüringer Elegien“ aufweisen; und bei aller Korrektheit empfindet man nirgendwo das unserer Sprache eigentlich Fremde dieser Versmaße. Dasselbe gilt für die Sonette, die vielen kunstvollen anderen Strophenformen. Zumeist wird man sich allerdings beim ersten Lesen dieser formalen Seite kaum bewußt, weil der Gedanken- und Stimmungsgehalt so zusammengedrängt ist, daß die ganze Aufmerksamkeit des Lesers zur Aufnahme nötig ist. Und hier liegt die zweite Eigenart dieser Gedichte. Es fehlt durchaus das Sich-gehen-lassen, das breite Ausmalen von Stimmungen und Gefühlen. Diese ganze Dichtung wirkt mehr statuarisch, als malerisch. Sie ist deshalb auch wenig musikalisch. Man fühlt, wie der Verfasser ein Gedicht immer erst lange in sich trug, seinen Gehalt erst möglichst zusammendrängte, bevor er es zur Niederschrift brachte. In der ersten Hälfte des ersten Bandes, die bereits vor fünfundzwanzig Jahren entstanden ist, tritt das noch nicht so stark hervor, wie später, wo eine Art Lapidarstil Platz greift. Oberflächliche Leser werden wahrscheinlich von einem Mangel an Leidenschaft sprechen. Sie mögen sich erst in wiederholtem Genuß in diese Dichtungen versenken, und sie werden empfinden, wie noch das Ringen mit dem Gedanken in ihnen bebt, wie heiß das Blut inwendig rollt, während die äußere Ruhe gewahrt ist. „Kühl nach außen, heiß im Innern war von je des Deutschen Blut,“ sagt der Dichter selber an einer Stelle; das gilt von ihm.

Der erste Band zeigt die auffällige Erscheinung, daß die „Lieder“ und lyrischen „Tagebuchblätter“ 1867 bis 1876, die dritte, „Vaterland“ überschriebene Abteilung, in den neunziger Jahren entstanden ist. Danach könnte man schließen, daß beim reifen Mann (Leixner ist 1847 geboren) die persönliche Lyrik geschwiegen habe. Dem ist nicht so; denn die beiden geschlossenen Dichtungen „Dämmerungen“ (zweiter Band) und „Erträumte Liebe“ bestehen aus Ketten lyrischer Gedichte, die aus allen Lebenslagen geschöpft sind. Die eigene Entwicklung des Verfassers giebt die Dichtung „Dämmerungen“. Die Befreiung vom Materialismus könnte ein Untertitel lauten. Der ob dem Elend des Lebens, dem vergeblichen Suchen nach Wahrheit Verzweifelnde sucht Erlösung bei der Kunst, bei der Natur. Beide Male vergeblich; beide versagen gegenüber dem Jammer der Menschheit, den Schlägen der Schicksalsmächte. Da wird auch dieser Sucher „durch Mitleid wissend“. Die Liebe, nicht die selbstsüchtige, sondern die Liebe zum Nächsten, die höchste Vereinigung aller Menschen in der Gottessehnsucht — das ist die Erlösung.

Als „lyrischen Roman“ bezeichnet Leixner die Gedichtsammlung „Erträumte Liebe“. Das ergreifende Schicksal eines Freundes läßt er hier im Liede erstehen, der die „geträumte“ Liebe sich „erträumte“, so daß sie lebendige Wahrheit wurde. Aber „es bebt das Herz, es zuckt der Mund, Sie dürfen sich gehören nicht“. Heilige Pflichten zwingen sie zur „Entsagung“. Wie der Mann „Frieden“ findet im Einssein mit Gott und seiner Welt, ist in ergreifend schöner Weise geschildert. Trotzdem wäre es wohl besser gewesen, wenn die Gedichte ohne die lose romanhafte Verbindung geblieben wären, deren Hauptlinien nicht scharf genug hervortreten, um durch den Inhalt Spannung zu erwecken, die aber doch anderseits die rein lyrisch-persönliche Auffassung beeinträchtigt. Die große Mehrzahl der Gedichte steht und wirkt ohnehin für sich, ohne den Zusammenhang.

Noch einmal: wer Unterhaltung für müßige Stunden sucht, lasse diese Bücher beiseite; auch der greife nicht danach, der äußere Kunst sucht. So hoch diese ist, sie tritt nicht hervor, und man wird ihrer erst dann gewahr, wenn man diese Bücher zum Erlebnis gewonnen hat. Ein solches werden sie für den, der sich in sie zu versenken vermag. Der findet einen Menschen, mit dem er Freundschaft fürs Leben schließt. **Karl Storck.**



Hanfstaengls Pigment-Drucke nach Original-Gemälden alter Meister: Die kaiserliche Gemälde-Galerie zu Wien. I. Serie. 150 Nummern in Folio-Format, Bildgröße ca. 20 : 25 cm. Preis unaufgezogen Mk. 1.— pro Blatt. Verlag von Franz Hanfstaengl in München, London und New-York.

Die Vervollkommnung des Pigmentdruckverfahrens hat dieses zu einem geradezu idealen für Herstellung beliebig vieler Kopien nach photographischen Originalaufnahmen gemacht. Das warme Braun dieser Drucke giebt alle noch so leisen Nuancen der Originale wieder. Dazu sind die Blätter von einer nahezu absoluten Licht- und Witterungsbeständigkeit, und zu alledem haben sie den Vorzug der Billigkeit. Kosten doch die Pigmentdrucke nach Originalgemälden alter Meister, wie sie Hanfstaengl in München seit längerer Zeit in den Handel bringt, bei einer Bildgröße bis zu einem Viertelmeter nur eine Mark. Nachdem die Firma bereits Serien ihrer Pigmentdrucke nach Gemälden der Galerien zu Berlin und Dresden, der älteren Pinakothek zu München, der National Gallery zu London, der Galerien zu Amsterdam, Haag und Haarlem, sowie der bedeutendsten Sammlungen zu Florenz, Mailand, Neapel, Rom und Venedig herausgebracht hat, ist sie nunmehr an die Aufnahme der kaiserlichen Gemälde-Galerie zu Wien gegangen, deren reiche Schätze dadurch weitesten Kreisen zugänglich werden. Zunächst wurde eine erste Serie von 150 Blatt herausgegeben. Sie enthält Reproduktionen nach Gemälden von Correggio, Michelangelo, Guido Reni, Veronese, Brouwer, Ostade, Ruisdael, Teniers, Frans Hals, Rembrandt, Murillo, Velazquez, Cranach, Holbein u. a. Besonders reichhaltig sind darin auch Dürer, van Dyck, Rubens und Tizian vertreten. Weitere Serien werden rasch folgen. Da jedes Blatt einzeln käuflich ist, so ist hier jedem die Gelegenheit geboten, seine Lieblinge klassischer Kunst beisammen zu haben.





Vulkanische Katastrophen.

„Für ihre nähere Umgebung bedeuten die Vulkane so viel wie Sicherheits-heitsventile," lehrte uns ein großer Kenner des Vulkanismus, und auch die jüngsten Katastrophen auf den Antillen werden die Richtigkeit dieses Urteils nicht erschüttern. Wir sehen es täglich bestätigt von Menschen, die vergnügt am Fuße eines Vulkanes wohnen, wie z. B. die Neapolitaner und Sizilier, aber es ist dabei vorausgesetzt, daß das Ventil im guten Zustande bleibt, daß es fortdauernd seinen Dienst versieht und den gespannten Dämpfen, die sich jeweils im Erdinnern bilden, sowie den sich ausdehnenden Laven jederzeit freien Austritt gestattet. Der feuerspeiende Nachbar mit stets rauchendem Kopfe läßt sich dann einem zwar leicht erregbaren, aber auch leicht wieder besänftigten Polterer vergleichen, mit dem sich leben läßt, so daß nur ausnahmsweise der heilige Januarius von Neapel oder die heilige Rosalie von Palermo als Beschwichtigungsräte einzuspringen brauchen. Aber ein verstopftes Ventil gleicht einem schlecht angelegten Blitzableiter, der die Gefahr vermehrt, statt sie zu vermindern; das haben die Pompejaner ihrer Zeit so gut erfahren müssen, wie jetzt die Bewohner von Martinique, die sich neben ihrem Sicherheitsventil, dem Mont Pelée, zu dicht niedergelassen hatten.

Dieser 1350 Meter hohe, den Vesuv also um etwas mehr als 50 Meter an Höhe übertreffende Kraterberg, der sich ungefähr ebenso nahe bei Saint-Pierre wie der Vesuv bei Pompeji erhebt, hatte 1851 die letzten Lebenszeichen gegeben und schließlich seinen erkalteten Krater als Sammelbecken für die atmosphärischen Niederschläge hergegeben, wie die erloschenen Vulkane unserer Eifel und so viele andere. Er erhielt diese Sammelwasser nicht einmal im Sieden, wie es einige seiner Genossen auf den Antillen thaten; der Zutritt der heißen Dämpfe zum Boden dieser hochbelegenen Zisterne schien gänzlich verstopft. Aber die alte Erfahrung, daß solche mit einem aus erkalteter Lava bestehenden Pfropfen verstopfte Kraterschlünde noch nach langer Zeit — der Vesuv war vor dem Ausbruche von Pompeji seit Menschengedenken unthätig gewesen — eine große Gefahr für die Anwohner bilden, bestätigte sich auch hier. Denn wenn die Dämpfe

und ausdehnbaren Flüssigkeiten im Erdinnern wieder einmal an solchen Punkten eine besonders hohe Spannung erreichen, so bieten die vielleicht nur in ihren oberen Teilen durch völlig erkaltete Massen verstopften Krater, als schwächste, den geringsten Widerstand leistende Stellen der Erdrinde, den bevorzugten Ausgangspunkt der inneren Spannungen. Da sie sich aber nicht allmählich Luft machen konnten, geschieht es plötzlich mit einer explosionsartigen Abhebung des Deckels, welche die Gestalt einer sogenannten Ausblasung annimmt, wobei oft die ganze obere Hälfte des Kraterberges in die Luft geblasen und die gesamte Umgebung desselben im weiten Umkreise mit Asche und anderen Auswürflingen bestreut und unter darauf folgenden glühenden Lavaströmen begraben wird.

Die meisten größeren vulkanischen Katastrophen, von denen wir Genaueres wissen, waren die Folgen solcher Ausblasungen lange verstopfter und daher für erloschen gehaltener Vulkane, die des Vesuvs vom Jahre 79 unserer Zeitrechnung (dessen naturforschenden Blutzeugen, den älteren Plinius, man kürzlich mit dem Zuge seiner Soldaten, einen riesigen Laternenträger an der Spitze, gefunden haben wollte), die vom Krakatoa (August 1883) und die jüngste; aber bei vielen anderen Vulkanen, von deren großen Ausbrüchen wir keine genauere Kunde besitzen, beweisen die weiteren Fundamente älterer Ringwälle, die den bestehenden Krater wie ein Mantel, also gleich der Somma des Vesuvs, umgeben, daß auch sie solche Ausblasungen erfahren haben, die vielleicht ähnliche Zahlen von Menschen- und Tierleben vernichteten und ähnliche Paradiese üppiger Vegetation begruben wie die neueren. Wenn uns die Katastrophe in der Sundastraße, die vielleicht die gewaltigste von allen uns näher bekannt gewordenen gewesen ist und die meisten Menschenopfer forderte, vor zwanzig Jahren verhältnismäßig kalt ließ, weil es sich um sogenannte „Wilde“ handelte, so haben die Antillen-Ausbrüche eine Erregung in der mitfühlenden Zeitgenossenwelt hervorgerufen, die größere Wellen schlug als alle früheren, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Erdbebens von Lissabon (November 1755), welches eine ahnungslose europäische Hauptstadt betraf und in wenigen Stunden gegen 30 000 Menschen dahinraffte.

Zwar nicht so warm und rasch wie heutzutage, aber mit desto nachhaltigerer Wirkung erschütterte die Kunde von dem namenlosen Unglück, welches die portugiesische Hauptstadt betroffen, Europa und unterbrach die genügsame Ruhe eines philosophischen Zeitalters, in welchem vor nicht langer Zeit Leibniz in seiner Theodicee den Grundsatz verkündet hatte, daß unter den möglichen Welten unsere Welt die beste sei, und Pope in seinem Essai on man (1733) zu dem Schlusse gelangt war, daß alles in dieser Welt gut sei. Wenn wir heute das Gedicht Voltaires über das Erdbeben von Lissabon zur Hand nehmen, worin dieser unerschütterliche Optimist bekennt, daß er durch die Katastrophe fast zum Pessimismus bekehrt worden sei, so fällt damit ein eigenes Streiflicht auf die Versuche, den Untergang von Saint-Pierre als warnendes Beispiel, wie schnell ein Strafgericht kommen kann, hinzustellen. Die Zweischneidigkeit solcher Doktrinen mag eine Stelle aus dem Eingange des Voltaireschen Gedichtes in Prosa beleuchten, da mir eine Uebersetzung in Versen nicht bekannt ist.

Herbei, getäuschte Philosophen, die ihr riefet:
„Alles ist gut!“ Betrachtet diese schrecklichen Trümmer,
Diese Ruinen und Fetzen, diese unglückseligen Aschenhaufen,
Aufeinandergehäufte Frauen- und Kinderleiber,



Deren Gliedmaßen unter geborstenem Marmor zerstreut sind.
Hunderttausend Opfer, welche die Erde verschlingt,
Welche blutend, zerrissen und doch noch atmend,
Unter ihren eigenen Dächern begraben,
Hilflos in Schrecken und Qual ihr elendes Leben enden!
Werdet ihr beim verhallenden Schrei ihrer sterbenden Stimme
Doch noch sagen: „Das ist die Wirkung der ewigen Gesetze,
Welche der Wille eines freien und guten Gottes lenkt"?
Im Angesichte dieser Menschen-Hekatomben rufen:
„Gott hat die Sünden gerächt, ihr Tod war der Sünden Lohn"?
Welchen Frevel, welch Unrecht begingen denn diese Kinder,
Die noch am Mutterbusen liegend verbluten und sterben?
Lissabon, das vernichtete, barg es mehr der Laster,
Als Paris und London, die ganz in Lüste getauchten?
Lissabon geht unter, Paris tanzt lustig weiter.
— — — — — — — — — — — —

Die Durchschnittsmenschen sind in der Kurzsichtigkeit ihrer Schlüsse immer die gleichen gewesen. Als am Toten Meere im grauen Altertum ein paar Städte, wahrscheinlich infolge eines tektonischen Erdbebens, untergingen, entstand, so darf man annehmen, in der Phantasie der Nachbarn die Sage von dem Vollzug eines göttlichen Strafgerichts an den Bewohnern, die vielleicht erst lange nachher Formen annahm, als sei dort ein feuriger Ausbruch aus dem Erdinnern erfolgt, der mit einem Pech- und Schwefelregen verbunden gewesen. Erdharz und Schwefelstücke, denen man an den Ufern und im Becken des Toten Meeres häufig begegnet, gaben der Sage ein gewisses Relief, wenn sie sie nicht überhaupt erst gestaltet haben, und die Pilgerscharen, die im Laufe der Jahrtausende die Stätte aufsuchten, sahen dort nichts als zu Bergen aufgehäufte Massen vulkanischer Asche, Lavaströme und andere Zeugen vulkanischer Thätigkeit. Nach alten, schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auftauchenden Sagen sollten sogar die an der Stätte des Fluches wachsenden Früchte in ihrer lockenden Hülle statt saftigen Fleisches nur Flugasche enthalten. Der sogenannte **Sodomsapfel** (Calotropis procera Willd.), ein Strauch, dessen zitronenartige Früchte nur trockene, in lockere Samenwolle gebettete, beim Oeffnen davonfliegende Samen enthalten, scheint zu dieser schon dem Josephus und Tacitus bekannten Sage Anlaß gegeben zu haben.

Bis zur neueren Zeit hielt sich der Glaube, daß Sodom und Gomorrha in einer vulkanischen Landschaft gelegen seien und daß sie einem vulkanischen Ausbruch zum Opfer gefallen wären. Als der Reisende van de Velde vor 50 Jahren (1851—52) Syrien und Palästina bereiste, schloß er seinen Bericht über die Erdbildungen an den Ufern des Toten Meeres mit den Worten: „Alles Erzeugnisse des unterirdischen Feuers!" Er sah nichts als Berge vulkanischer Asche, feurige Schlacken, Lavamassen. Besser unterrichtete Geologen, die später diese Gegenden untersuchten, fanden zu ihrem nicht geringen Erstaunen nichts als eine sogenannte Sedimentlandschaft, deren Berg- und Thalbildungen aus ruhig und wagerecht ausgebreiteten Absatzschichten der Kreidezeit bestehen. In solchen kalkreichen Gegenden pflegen nicht selten sogenannte tektonische Erdbeben, d. h. Umordnungen der Schichten mit Spaltenbildungen, Hebungen und Senkungen einzelner Teile, die nichts mit vulkanischen Ausbrüchen zu thun haben, aufzutreten, und ein solches tektonisches Erdbeben mag den Untergang der Städte verschuldet haben, das vielleicht, wie häufig, mit einer großen Feuersbrunst ver-

gesellschaftet war. Die große Rauchwolke, die Lot über den brennenden Städten schweben sah, braucht also kein sagenhafter Bestandteil des Berichts zu sein.

Der ägyptische Landesgeologe Dr. Max Blankenhorn aus Erlangen, der das Terrain vor einigen Jahren von neuem studiert hat (Dr. M. Blankenhorn, Das Tote Meer und der Untergang von Sodom und Gomorrha. Berlin 1898), führt die Katastrophe von Sodom und Gomorrha auf ein mit starken Erdsenkungen verbundenes tektonisches Erdbeben zurück, bei welchem die Erdscholle im Süden der Lisan-Halbinsel am Toten Meer, auf der die untergegangenen Städte gelegen haben mögen, in die Tiefe sank und später mit Wasser überflutet wurde, während sich Lot mit den Seinen nach Zoar, auf der stehengebliebenen Halbinsel Lisan, rettete. Der Schwefel- und Feuerregen, meint er, ließe sich, da es auf der Süd- und Westseite des Toten Meeres nirgends Ansammlungen vulkanischer Asche, Schlacken und Lava-Ergüsse giebt, vielleicht durch bei der Senkung hervorgepreßte brennbare Gase, Petroleum- und Asphalt-Ergüsse, die entzündet die Städte in Flammen hüllten und brennend emporstiegen, erklären; ebenso ließen sich die wiederholten göttlichen Warnungen, die der Sage nach an Lot ergingen, als kleinere, mit unterirdischem Getöse verbundene Erdstöße, wie sie den meisten Erdbeben vorausgehen, deuten. Wenn man erst so weit mit der Umdeutung alter Sagen geht, so läßt sich ja mit einigem guten Willen allerlei herbeibringen, um das Gerippe der Sage, an welches die Phantasie ihre Dekorationen geknüpft hat, zu retten; und daß es Blankenhorn an solchem guten Willen nicht fehlt, beweist er damit, daß er noch heute die schlechten Sitten, um die einst Sodom und Gomorrha vertilgt wurden, als an Ort und Stelle, bei den Beduinen im Ghor herrschend hervorhebt. Das uns mit so glühenden Farben ausgemalte Strafgericht, dem später die meisten christlichen Weltuntergangsschilderungen ihre Hauptzüge entnahmen, hat demnach bei den Augenzeugen und ihren Nachkommen gar nichts gefruchtet, ebensowenig wie das Strafgericht von Herkulanum und Pompeji, auf dessen Berechtigung man aus den dort massenhaft gefundenen Obscönitäten geschlossen hat, die Sitten der Vesuvanwohner gereinigt hat.

Viel ergiebiger als die Deutung des Wortlauts ist die psychologische Analyse des biblischen Berichtes. Wir finden dort ganz ähnliche Erwägungen des bedächtigen Chronisten, wie sie Voltaire beim Erdbeben von Lissabon anstellte, zwischen den Zeilen; er fragte sich, ob denn wirklich in den untergegangenen Städten nicht außer der Familie Lots, die uns keineswegs als besonders rettenswert geschildert wird, eine Anzahl von guten und gerechten Menschen vorhanden gewesen sein sollte? Wie bei der Noahsage, die nun unzweifelhaft als babylonische Dichtung entschleiert ist und auf polytheistischen Grundlagen beruht, nämlich auf der Voraussetzung eines Götterkrieges, bei dem menschenfreundliche und menschenfeindliche Götter miteinander kämpften, bis sie endlich Frieden machten und einen Bund unter sich und mit den Menschen schlossen, handelt es sich auch bei der Gomorrha-Sage um eine in allerlei Formen über die ganze Welt verbreitete Erzählung. Für die Sintflut-Sage fand man wenigstens überall die Zeugen dafür, daß das Wasser nicht die Spitzen der höchsten Berge überflutet hat, in Gestalt versteinerter Wassertiere auf denselben; bei den wegen der Gottlosigkeit ihrer Bewohner untergegangenen Städten, Schlössern und Kirchen kann man meist nur noch den See vorzeigen, der nun den Abgrund ihres Sturzes

ausfüllt. Deutschland allein mag wohl gegen hundert Seen aufweisen, aus deren Tiefen man noch heute an Sonn- und Festtagen das Geläute der darin versenkten Kirchen und Schloßkapellen vernimmt.

Diejenigen, die angesichts der Katastrophen auf den Antillen wieder mit den göttlichen Strafgerichten agitierten, sollten sich doch erinnern, wie ungeeignet dafür gerade vulkanische Ausbrüche sind, die immer wieder bestimmte Oertlichkeiten heimsuchen — man braucht nur an die Tatarenstadt Schemacha (Gouv. Baku) zu erinnern, die kürzlich zum dritten Male in den letzten hundert Jahren durch Erdbeben zerstört wurde —, während weite Gebiete, auf denen doch auch schlechte Menschen wohnen, ganz frei von solchen Bedrohungen sind. Wir sollten vor allem nicht vergessen, wie unchristlich es ist, den guten Ruf verunglückter Menschen noch hinterher zu beflecken — denn solche Gedanken müssen durch ihre Hinweise und Anknüpfungen in jedem Zuhörer geweckt werden — und sich vielmehr der schönen Worte Christi erinnern: „Meint ihr, daß die achtzehn, auf welche der Turm in Siloah fiel und sie erschlug, seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die in Jerusalem wohnen?“ In einen wirklichen ursächlichen Zusammenhang mit dem Schaden vulkanischer Ausbrüche, die erdentwicklungsgeschichtliche Episoden sind, läßt sich in den meisten Fällen nur die Verschuldung von Menschen bringen, die sich immer wieder an den Orten ansiedeln, die schon einmal oder mehrmals in historischer Zeit den Schauplatz solcher Katastrophen gebildet haben wie z. B. das schon genannte Schemacha, und der Regierungen, welche diese Ansiedelungen nicht verhindern. Aber wie menschlich und natürlich ist nicht dies Haften an der schon so oft bedrohten Scholle, die sich gewöhnlich durch Fruchtbarkeit auszeichnet, wie entschuldbar die Vergeßlichkeit diesen oft lange schlafenden unbekannten Mächten der Tiefen gegenüber, von denen selbst die Wissenschaft noch so wenig Gewisses weiß!

„Sonderbare Wissenschaft, die so genau die Gestirne des Himmels nach ihren Bewegungen, Größen und Gewichten berechnet und von dem Innern der Erde, auf der wir wohnen, so wenig weiß!“ mag mancher ausrufen. In der That muß zugegeben werden, daß die Beschaffenheit des Erdinnern, der Vulkanismus und seine Ursachen schwache Stellen unseres nach mancher Richtung so weit vorgeschrittenen Wissens von der Natur bilden. Immerhin sind wir aber über das Wesen und die Vorgänge des Vulkanismus nicht mehr so unwissend wie noch vor hundert Jahren, wo eine wilde Hypothese die andere jagte, weil keine eine genügende Grundlage in der Erfahrung hatte. Man neigte früher dazu, die Vulkane für lokale Brandherde der Erdrinde zu halten, an denen Bestandteile derselben durch chemische Ursachen in Glut gebracht würden, und man glaubte, daß der gelegentliche Zutritt des Wassers zu solchen ausgedehnten Glutherden große Dampfexplosionen erzeuge. Die Gewinnung der Alkali-Metalle wie des Kaliums und Natriums, die bei Berührung mit Wasser feurige Zersetzungen desselben bewirken, ließ noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Annahme aufkommen, sie möchten im Erdinnern vorhanden sein und dort bei Zutritt von Wasser die Paroxysmen der Erdrinde erzeugen. Die Lage einer Anzahl großer vulkanischer Herde in der Nähe der Meeresküsten oder auf Inseln hatte diese Ansichten, welche an die der Griechen von dem Erderschütterer Poseidon erinnerten, unterstützt; aber ein Blick auf eine Vulkankarte zeigt, daß die Meeresnähe der Vulkane keineswegs eine allgemeine Regel bildet

und wir werden bald erfahren, daß, soweit eine solche Nachbarschaft vorhanden ist, dafür andere Erklärungen wahrscheinlicher klingen. Der ehemalige Mangel jeder genaueren Kenntnis der vulkanischen Vorgänge prägt sich in nichts deutlicher aus als in dem mehrere Jahrzehnte hindurch wütenden Streit, der noch Goethe in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte, ob die Basalte feurigen oder wäßrigen Ursprunges seien, und in der Meinung Humboldts, daß die Krater als von den empordringenden Gasen und Dämpfen blasenförmig emporgetriebene Stellen der Erdrinde und viele Gebirge direkt als durch Feuersgewalt aufgetürmte Erdmassen zu betrachten seien.

Genauere Untersuchungen ergaben allmählich, daß die Krater lediglich Aufschüttungskegel aus vulkanischer Asche und darüber hinweggeflossenen Laven sind, die ebensoviele Schlote bilden, durch welche sowohl gasförmige als feuerflüssige oder breiige und feste Massen ihren Ausgang finden. Geologische, astronomische und namentlich spektroskopische Beobachtungen reichten sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Hand, um die schon durch die physikalischen Messungen der zunehmenden Wärme des Erdinnern veranlaßte Annahme eines feuerflüssigen Erdkernes immer wahrscheinlicher zu machen, denn diese, wenn auch nicht unbestritten gebliebene Hypothese reiht sich am besten den mancherlei Befunden sowohl der irdischen Gesteinsuntersuchungen, wie der chemischen und physikalischen Prüfung der Gestirne in ihren Entwicklungszuständen durch die Spektralanalyse an. Als Anfänge werdender fester Weltkörper erblicken wir die Gestirne dabei zuerst in Gestalt von Gas- und Dampfbällen, die sich zu feuerflüssigen Massen verdichten, dann durch fortgesetzte Ausstrahlung ihrer Wärme in den Weltraum zunächst an der Oberfläche erstarren und damit eine Rinde aus festem Gestein erhalten, die sich allmählich verdickt und den ferneren Ausstrahlungsprozeß verlangsamt. Allein die Wärmeabgabe des Weltkörpers hat damit nicht ihren Abschluß erreicht, sie setzt sich durch die Rinde hindurch nur langsamer fort, und emporsteigende heiße Quellen und Geisire, sowie die Schlote, welche wir Vulkane nennen, geben ununterbrochen beträchtliche Hitzemengen in Form von erwärmtem Wasser, Dämpfen, sowie heißen flüssigen und festen Gesteinsmassen an die Außenwelt ab.

Die Wirkung dieser nie ruhenden Wärmeabgabe muß sich in einer langsamen Zusammenziehung des Erdkerns äußern; und die infolge ihrer eigenen Schwere dem kleiner werdenden Kern folgende Erdrinde muß sich wie ein zu weit werdendes Gewand in immer steilere Falten legen, geradeso wie bei der Runzelung eines magrer werdenden Gesichts oder der Schale eines austrocknenden und zusammenschrumpfenden Apfels. Als die Kämme dieser Falten und Runzeln des Erd-Antlitzes betrachtet man heute die durch Hebung entstandenen Gebirgsketten, welche manchmal, wie die Cordilleren und Anden, ganze Kontinente durchziehen; als die Faltenthäler die großen Einsenkungen der Oberfläche, soweit sie nicht durch Ausnagung allein entstanden sind, in denen dann meist große Wasseransammlungen stattfanden, so daß sie die Becken der Weltmeere bildeten. Obwohl die Verteilung von Land und Wasser sich infolge dieser fortschreitenden Zusammenziehung, Abwitterung und Ausnagung der festen Flächen im Laufe der geologischen Zeitalter oftmals geändert hat, so zeigen doch die großen Senkungsgebiete, welche die Weltmeere beherbergen, eine bemerkenswerte Lagebeständigkeit, wahrscheinlich weil die Meerestiefe durch ihre gleichmäßige, immer niedrig bleibende Wasserwärme von + 4° ihrerseits zur Abkühlung, Ver-

dickung und Festigung des Meeresbodens beitrug. Die steilsten Abfälle und mehr oder weniger einer Senkrechten sich nähernden Schichtenstellungen werden sich daher an schroffen Meeresufern und in den Zentralketten der Gebirge zeigen, und die Folge davon mußte sein, daß hier am häufigsten ein Aufbrechen der Faltenkämme stattfand, womit den gespannten Dämpfen und Flüssigkeiten des Erdinnern Auswege eröffnet wurden.

Dies ist die Erklärung der Vulkanreihen auf den Kämmen der Gebirge, wie sie die Anden zeigen, und ebenso auch der kettenartigen Aneinanderreihung vulkanischer Inseln, so daß man die jetzt in gemeinsamer Thätigkeit befindlichen Vulkane der Antillen deutlich als die Gipfel eines großen Gebirgszuges erkennt, der ganz Amerika durchzieht und sich im mittleren Teile seines Weges gegabelt hatte, während er in Nord- und Südamerika einfach verläuft. Diese benachbarten Vulkane stehen sozusagen über derselben Faltungsspalte, und so erklärt sich ihre gemeinsame Thätigkeit, wenn der unter ihnen liegende ausgedehnte Herd des feuerflüssigen Kerns in Erregung geraten ist. Dies ist in kurzen Worten die herrschende Ansicht über die Entstehung und Rolle der Vulkane in der Erdentwicklung, wobei ja einzelne Punkte einer genaueren Begründung oder Berichtigung bedürfen mögen.

Die plötzliche Steigerung der Thätigkeit in den Schlöten einzelner schon früh für erloschen gehaltener Vulkane und ihre Ausbrüche glaubte man früher, wie erwähnt, auf das gelegentliche Eindringen von Meerwassermengen zu den Glutherden zurückführen zu müssen. Atmosphärische Wasser dringen aber überall und selbst durch den Granit in die Tiefe, wie dies die Felsbrunnen von Nordenskjöld bewiesen haben; sie kommen, wenn sie heiße Schichten erreichen, als heiße Quellen und Geisire empor und helfen so das Erdinnere abkühlen. Wo kein Ausweg vorhanden ist, mengt sich das Wasser mit der heißflüssigen Gesteinsmasse und bildet ein sehr ausdehnungsfähiges Gemenge (Magma), welches seine Kräfte namentlich dann zu gewaltsamen Ausbrüchen steigert, wenn einige Hauptausgänge durch in den Schloten erstarrte Lavamassen verstopft sind. Man hat auch wohl gemeint, daß Aenderungen des Luftdruckes, namentlich ein starkes Sinken desselben und gewisse Stellungen von Sonne und Mond die Ausbrüche begünstigen möchten, und Rudolf Falb hat darauf Erdbeben- und Ausbruchsprophezeiungen begründet, die, ohne irgend welche Berechtigung und ohne einen Nutzen zu stiften, viel Schrecken und Furcht, namentlich in Südamerika, erzeugt haben. Soviel mir bekannt, war auch der Himmelfahrtstag dieses Jahres, der Saint-Pierre Verderben brachte, keiner seiner sogenannten „kritischen Tage erster Ordnung“.

Selbst wenn die gedachten Faktoren aber einen geringen Einfluß äußern könnten, so handelt es sich um viel zu komplizierte Erscheinungen, bei der die fortschreitende Faltung, dünnere Stellen des Erdgewölbes, steigende Spannung &c. in Betracht kommen, so daß niemand die Richtung und örtliche Wirkung der Spannungen und Stöße voraussehen kann. Und neben den Erdbeben, die mit vulkanischen Vorgängen zusammenhängen und wahrscheinlich eine große Minderheit darstellen, bleiben doch diejenigen, die durch den horizontalen Zusammenschub der Erdrinde, durch Zusammensturz innerer, auf Auswaschungen kohlensaurer Wässer und heißer Quellen, Auslaugung von Salzlagern zurückzuführender Hohlräume, wie das von Casamicciola, entstehen, gänzlich unvorhersehbar.

Die Erdentwicklung fordert eben ihre Opfer, und es scheint unangebracht, ihnen gegenüber allzuviel Sentimentalität oder Pessimismus zu entwickeln, wie beides nicht nur in den oben angeführten Versen Voltaires, sondern auch in vielen Betrachtungen unserer Tage über die Antillen-Ausbrüche geschehen ist. Die Ausmalungen der Jammerscenen hätten die Betroffenen jedenfalls nicht Zeit gehabt zu lesen. Ein einziger Mensch, der sich jahrelang mit unstillbaren Schmerzen auf dem Krankenlager windet, wie wir solches doch alle Tage aus unmittelbarer Nähe mit ansehen müssen, mag unendlich mehr leiden als die vierzigtausend Menschen, die in Saint-Pierre untergingen, denn ihre Qualen dauerten allem Anscheine nach nur Minuten. Unser Entsetzen gilt auch weder den Qualen des einzelnen, noch der Massenqual, die ja nur ein Hirngespinst ist, da 40 000 Menschen nicht mehr leiden können als ein einzelner Mensch, sondern vor allem dem Schrecken, daß die gute Mutter Erde, auf der wir wohnen, vorübergehend so unzuverlässig werden kann. Nur darum ist das Mitgefühl stärker als bei der Nachricht von einem verheerenden Wirbelwinde, einer Ueberschwemmung, einem Schiffsunglück oder großen Brande, die zahlreiche Opfer forderten.

Was schließlich die moralischen Wirkungen der großen Katastrophen betrifft, so glaube ich, daß ihr Kurs noch unter Null zu schätzen ist. Sie fördern den Atheismus der Massen und erschüttern das Vertrauen auf eine gerechte Weltregierung; sie stärken dagegen die schlechten Regungen der Menschennatur, wie man auf Schlachtfeldern, in Pestzeiten, bei großen Bränden und Erdbeben nur zu häufig beobachtet hat. Plünderung und Aneignung fremden Eigentums bilden dabei eine regelmäßige Begleiterscheinung, vor allem feiert der unbeschränkte Egoismus dann seine Orgien. Vor allen solchen Ausschreitungen der Phantasie und Gesittung kann uns ein vertieftes Studium der Natur bewahren, welches uns das geistige Gleichgewicht erhält und uns, im andern Sinne freilich als Leibniz und Pope, lehrt, daß alles, was ist und geschieht, notwendig und darum gut ist, weil es nicht anders sein kann. **Carus Sterne.**



Stimmen des In- und Auslandes.

Von der individuellen Erziehung.

Gedanken einer Mutter.

Vor allen Dingen, sagte neulich in einer Gesellschaft mein Tischherr, ein Spezialarzt für Nervenkrankheiten, zu mir, vor allen Dingen müssen Sie Ihre Kinder möglichst individuell erziehen und behandeln. Glauben Sie mir, die meisten Geisteskrankheiten und nervösen Störungen stammen daher, daß beim kleinen Kinde die Persönlichkeit, die Individualität verkannt worden ist. Wenn

Ihnen Ihre Kinder heilig sind, so vermeiden Sie jede Schablone. Behandeln Sie ein jedes anders, eigenartig, und lassen alle sich frei ausleben. Ich versuchte natürlich am anderen Morgen sofort, den guten Rat zu befolgen. Ich gab dem Großen keinen Klaps auf den Mund, als er mit seinen naseweisen Bemerkungen ankam. Unseren guten Dicken, das Phlegma der Familie, ließ ich ruhig rekeln und nichts thun, soviel er wollte. Ja, ich bemühte mich sogar, in meinen Strafen ganz individuell zu verfahren. Für dasselbe Vergehen prügelte ich den einen, während ich den anderen, bei dem ich ein zarteres seelisches Empfinden voraussetzte, nur mit einem vorwurfsvollen Blicke bestrafte. Ich ließ sie ihre sämtlichen Körper- und Geistesanlagen ungehindert entfalten. Sie malten, turnten und trommelten nach Herzenslust auf allen Möbeln und balgten sich, wo und so viel sie wollten.

Der Erfolg dieses Regimes war ein ungeahnt schneller und großer. Nach ein paar Tagen herrschte vollständige Revolution in unserem Hause. Obgleich ich den Kindern meine neue Theorie gar nicht erklärt hatte, begriffen sie sie sofort und setzten sie glänzend in Praxis um. Unser Aeltester, der entschieden zum Uebermenschentum neigte, huldigte jetzt öffentlich den Grundsätzen: „Was schwach ist, sollst du stoßen" — „wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht". Seine ohnehin allzu gefühlvoll veranlagte Schwester kam infolgedessen gar nicht mehr aus den Thränenergüssen heraus und ging fast am Mitleid mit sich selbst zu Grunde.

So lebte sich jedes selbstherrlich aus und brachte seine speziellen Ungezogenheiten in wenig Tagen zu erstaunlicher Blüte. Das verstand jedes sofort, aber begreifen wollte keins, daß auch die sämtlichen Vergehen individuell behandelt werden müßten, und warum es mehr Prügel oder weniger Nachtisch haben sollte, wie sein zwar mitschuldiger, aber doch ganz anders gearteter Bruder. Deshalb suchte es sich an der scheinbar besser behandelten Individualität zu rächen und jedes der Kinder ward ein kleiner Esau: „Seine Hand war gegen jedermann und jedermanns Hand wider ihn."

Da sprach ich mit unserem Hausherrn und Vater, der abends müde aus dem Bureau heimkam. Seine kräftige Versicherung, daß dies ganze System entschieden unpraktisch und blödsinnig sei, gab mir die Kraft, sofort damit zu brechen. Am anderen Morgen kehrten wir in einem großen, allgemeinen Strafgericht, wobei jedes, ohne Ansehen der Person und Individualität, die gleiche Tracht Prügel erhielt, zu dem alten Kurs zurück.

Ich will nun durchaus nicht behaupten, daß meine Kinder seitdem besonders artig sind, aber so ungezogen wie bei der anderen Behandlung werden sie doch nicht.

Vielleicht liegt's auch nur daran, daß ich das System der individuellen Erziehung nicht verstehe. Ich war aber das älteste von Achten und meine Mutter hat mich auch nicht individuell erzogen.

Irgend ein verständiger Mann, ich glaube es war Lavater, schreibt einmal, es genüge, wenn die Erziehung dreierlei beim Kinde erreiche: „Gehorsam, Wahrheit, Ordnungsliebe". Ich denke, der Mann hat recht. Es ist schon viel, sehr viel gewonnen, wenn wir unseren Kleinen die drei Hauptstücke beibringen: den Gehorsam, denn der kleine Menschenkopf muß sich beugen lernen, sonst thut's später im Leben gar zu weh, wenn der Eigenwille gebrochen wird. Dann die

Liebe zur Wahrheit, den Abscheu vor jeder Lüge, sei sie nun gesprochen oder gelebt. Die Ordnungsliebe möchte dagegen fast unwichtig scheinen und ist doch als praktische Grundlage fürs spätere Leben so unentbehrlich. Gerade von ihr gilt's auch: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

Jede Mutter, die diese drei Hauptsachen in der Erziehung der Kinder wirklich erreicht, sollte Gott danken. Dabei ist schon so viel zu thun, daß gar nicht viel Zeit und Kraft für alles andere bleibt. Denn das fortwährend erzogen und vermahnt werden hält kein Mensch aus, und das „pas trop gouverner" sollte die goldene Regel in jeder Kinderstube bleiben.

Vielleicht giebt es pädagogische Talente — sie sind aber auch unter den guten Müttern selten —, die für jedes Kind einen anderen Weg, eine andere Weise, eine wirklich individuelle Erziehung wissen und durchführen. Ein Irrtum kann gerade dabei sehr verhängnisvoll sein.

Ich meine auch, es kann keiner Kindesindividualität schaden, wenn sie Gehorsam, Wahrheit und Ordnung lernen muß. Das sind dann ein paar feste Stützen fürs Leben, zwischen denen sich allerlei lustiges Rankenwerk je nach Neigung, Bestimmung und Begabung der Persönlichkeit noch genügend entfalten kann und wird.

Es geht ja eine große Sehnsucht nach persönlichem Leben, nach individueller Entwicklung durch unsere Zeit. Die große Zauberformel, das Offenbarungswort dafür hat Nietzsche gefunden. In kleine Münze umgesetzt finden wir diesen Kultus der Persönlichkeit heutzutage überall, in Kunst und Litteratur, in Schule und Haus, am allerkräftigsten natürlich bei der heranwachsenden Jugend. So ein richtiger Primaner von heute hält sich ein für allemal für ein Originalgenie und wirkt nur zu oft als Karikatur der von ihm gepredigten, aber nur halb verdauten Nietzscheschen Lehren. So sehr liegen diese Ideen jetzt in Luft und Zeit und im Wesen unserer Kinder, daß wir uns gar keine Mühe zu geben brauchen, was an ihnen berechtigt ist, in der Erziehung noch besonders zu betonen. Unsere Kinder werden sich unter den Lebensbedingungen von heute schon frei und selbstherrlich genug auswachsen und sich durch unsere Erziehung ihr Eigenstes nicht nehmen lassen.

Sorgen wir nur dafür, daß wir ihnen einiges von jenen ewig geltenden Erziehungswerten mit ins Leben geben und damit die Kraft, sich dereinst selbst zu erziehen zum wahrhaft guten und schönen Gebrauch ihrer individuellen Gaben.

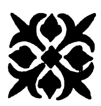
Regine Busch.



Gesellschaftsleben der Affen.

Theod. Knottnerus-Meyer hat „Allerlei Beobachtungen im Affenhause des Hannoverschen Zoologischen Gartens" angestellt und darüber in der Zeitschrift „Der Zoologische Garten" berichtet. Der ständige „Kampf ums Dasein" habe auch in der Affengesellschaft die Vorherrschaft der stärksten, bestorganisierten

Tiere im Gefolge; die konstitutionelle Auslese trete hier in ihre Rechte. Hier sehen wir vor uns einen straff organisierten, von dem bestkonstituierten stärksten männlichen Affen despotisch beherrschten Affenstaat, eine Despotie in der härtesten Form, wie etwa die orientalische bei den Menschen. Der „Affenhäuptling“ hat die größte Freiheit. Er braucht seinen Launen und Begierden nicht im geringsten die Zügel anzulegen und thut es auch nicht. Er ist sich seiner Würde voll bewußt und wird als Herr anerkannt. Auch in der Affengesellschaft giebt es verständige und gute, sowie grausame Selbstherrscher, wie bei den Menschen. Etliche Stufen unter ihm stehen die nächst begünstigten Mitglieder der Bande. Auch diese ist klassenweise geordnet. Von allgemeiner Gleichheit, Brüderlichkeit ist keine Rede, sondern der Affenstaat ist ein „Klassenstaat“ par excellence. Die Paviane werden von den Makaken nicht für voll angesehen. Sie bilden die unterste Klasse der Gesellschaft. Die Affenarten sind sich ihrer Stammesverwandtschaft bewußt und verstehen die Laute ihrer Familiengenossen besser als die der anderen. Der Verfasser will nicht mit Garner, dem bekannten amerikanischen „Affenprofessor“, die Behauptung aufstellen, daß die Affen im Besitz einer „Vokalsprache“ seien, aber das könne man täglich beobachten, daß die großen Familien der Affen, z. B. die der Paviane und Makaken und die Angehörigen der Gattung Cebus, in vollkommen verschiedenen Lauten und Gebärden ihren Wünschen und Empfindungen Ausdruck verleihen, und daß Affen verschiedener Gattungen, ja selbst Arten, in einen Käfig gebracht, erst allmählich sich verstehen lernen, während Angehörige der gleichen Art sich von vornherein verständigen. Die Affen zeigen kein Mitleid mit kranken und schwachen Tieren, ja mit bestialischer und raffinierter Quälerei behandeln sie kranke oder allmählich hinsiechende Mitglieder der eigenen Bande. Ein Gegensatz zu diesem Charakterzug ist die bei allen Affen vorhandene hochentwickelte Liebe zu ihren Jungen. Auch kommt häufig Adoptierung kleiner mutterlos gewordener Affen vor, namentlich von seiten männlicher Affen, denen es durch die Verhältnisse versagt blieb, selbst Vaterfreuden zu erleben.



Neues über Voltaire.

Der Urenkel des Genfer Ratsherrn François Tronchin hat kürzlich aus dessen hinterlassenen Familienpapieren ein Buch zusammengestellt (Le conseiller François Tronchin et ses amis, par M. Henry Tronchin), das u. a. allerlei Intimes von Voltaire erzählt. Das Interessanteste daraus teilte Prof. Jakob Mähly in einem Artikel der „Deutschen Revue“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Februarheft 1902) mit. Der Ratsherr Tronchin war nämlich der stets hilfsbereite Freund und Nachbar des „Philosophen von Ferney“, und dessen langjähriger Leibarzt sein Vetter. Als verkannter Dichter hatte er eine Anzahl unaufgeführter Tragödien im Pulte liegen, die er dem Urteile Voltaires, Diderots und d'Alemberts unterbreitete. Nach Möglichkeit belehrten sie ihn über die

Schwäche dieser Produkte. Als sie aber sahen, wie tief ihn das betrübte, suchten sie dem Biedern wenigstens einmal die stolze Genugthuung des Aufgeführtwerdens zu verschaffen: zum Abend seiner goldenen Hochzeit ließen sie insgeheim eine Schauspielertruppe kommen und die „Terentia", des Ratsherrn liebstes Musenkind, in dessen eigenem Hause aufführen. Man darf sagen, daß während eines Jahrzehnts die Tronchins für Voltaire die „Vorsehung" gewesen sind. Sie leisteten ihm zahllose Dienste. Als er sich entschloß, seinen Wohnsitz in der Nähe von Genf aufzuschlagen, gaben sie sich alle Mühe, den Unwillen der dortigen Regierung zu beschwichtigen, sie schafften ihm drohende Prozesse vom Hals, sie verschafften ihm alle möglichen Erleichterungen und wußten ihm Gönner zu gewinnen. Aber alle diese Bemühungen fanden bei Voltaire keineswegs den verdienten Dank; er vergalt mit Mißtrauen, Verstellung und Heuchelei. Die von Tronchin veröffentlichten Schriftstücke lassen uns alle die Winkelzüge und Schleichwege seiner Seele erkennen, der rätselhaften Seele eines großen Schriftstellers, in welcher schöne Eigenschaften mit den häßlichsten Fehlern verquickt waren.

Voltaire konnte sich nicht sofort zum Ankauf des Landsitzes Les Délices entschließen. Er langte am 12. Dezember 1754 in Genf an. Gleich am folgenden Tage richtete er sich in Schloß Prangins, das provisorisch zu seiner Verfügung gestellt war, häuslich ein und bat die beiden Tronchins (Robert und François), ihm ein Asyl ausfindig zu machen. Man schlug ihm mehrere Wohnhäuser vor, und er trat gleichzeitig mit deren Eigentümern in Unterhandlung. Er wollte nicht übervorteilt werden und hielt es für klug, die verschiedenen Eigentümer zu gegenseitigen Konkurrenten zu machen. — Zu seinem Banquier hatte er den in Lyon angesiedelten Robert Tronchin gewählt, dessen Ergebenheit kein Opfer für ihn scheute. Voltaire trug kein Bedenken, diese Eigenschaft möglichst auszubeuten, er schrieb seinem Geschäftsmann Briefe über Briefe, alle witzig und geistreich, aber sie gipfelten ausnahmslos in einem Gesuch.

Die Wohnräume in Les Délices waren dem Verfall nahe; Voltaire schickte sich an, sie wiederherzustellen, und machte sich mit all der fieberhaften Ungeduld, die ihm bei seinen Unternehmungen eigen war, an die Arbeit. Er zankte sich mit seinen Werkleuten und Gärtnern und legte selber Hand ans Werk, wenn's ihm nicht rasch genug vorwärts ging. Es mangelte ihm ungefähr alles. Tronchin mußte herhalten: „Eben fällt es uns (nämlich Voltaire und seiner Nichte, Madame Denis) am Schlusse dieses Briefes ein, daß man alles Gitterwerk mit schönerem Grün, die meisten Thüren mit Weiß, alle Fensterrahmen mit Rot und einige Thüren mit schönem Gelb anstreichen sollte. Ich nehme mir also noch die Freiheit, Sie, geehrter Herr, zu bitten, Auftrag geben zu wollen, daß uns nach Les Délices 150 Pfund Grünspanfarbe, 300 Pfund Nußöl, 200 Pfund Bleiweiß, 50 Pfund Ockergelb, 50 Pfund Blaufarbe und 50 Pfund Rot für die Fußböden, nebst 80 Pfund Bleiglätte und 50 Pfund Leim geschickt werden. Wenn Sie dieser Sendung noch eine Anzahl Malerpinsel beifügen wollen, so werde ich unser Gitterwerk eigenhändig anstreichen."

Wer damals den berühmten Schriftsteller, den „Helden der leichten Feder", hätte sehen dürfen, wie er als Held des plumpen Malerpinsels die Gartenmauer entlang schlich und Bank für Bank seines Parks mit dem nassen Grün betaute! Robert Tronchin seinerseits fügte sich gehorsamst in die Launen des begehrlichen

Freundes. Er schickte ihm auch Erdbeerensetzlinge und Artischockenableger, nach denen es Voltaire ganz besonders gelüstete, und einige Fäßchen Burgunder. Nach und nach bekamen die Délices ein ihres Namens würdiges Aussehen.

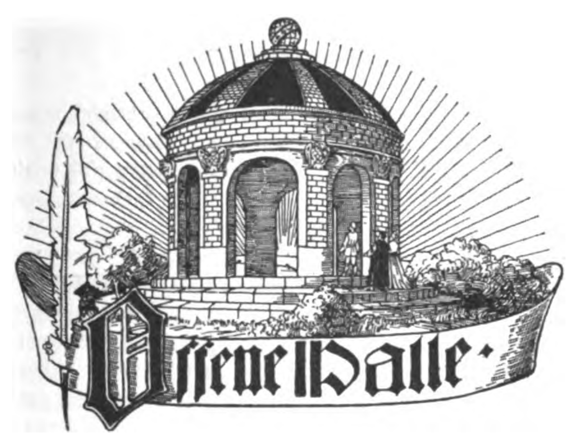
Als die „Pucelle“ erschien, zirkulierten mehrere Exemplare dieses gefährlichen Gedichts auch bald in Genf, wo sie von einem gewissen Grasset angeboten wurden (einem früheren Angestellten des Buchhändlers Cramer), der sich auf eigne Rechnung in Genf ansiedeln wollte. Die Befürchtung lag nahe, daß Grasset das Werk zu drucken und unter der Hand abzusetzen suche. Das war im höchsten Grade gefährlich, denn die Genfer Geistlichkeit verstand in dieser Sache, wie in allem, was von Voltaire kam, keinen Spaß. Voltaire zögerte darum keinen Augenblick. Er lockte Grasset nach Les Délices, nahm ihn dort ins Verhör, ließ ihn dann von seinen Leuten durchprügeln und lieferte ihn der Polizei aus. Hierauf schickte er dem Genfer Rat ein Schreiben, worin er erstens klagte, daß er von jenem Elenden bedroht worden sei, zweitens öffentlich die Vaterschaft der Pucelle, „jener gehässigen Schmähschrift“, die man ihm auf Rechnung setze, in Abrede stellte. Auch in dieser Sache war ihm die Freundschaft der Tronchins von hohem Werte. Der gute François setzte alle Hebel in Bewegung und bot seinen ganzen Einfluß auf, um seine Kollegen zu beschwichtigen. Er bewirkte ein Verbannungsdekret gegen Grasset; die gedruckten Exemplare der „Pucelle“ wurden durch Henkershand öffentlich verbrannt, aber man forschte nicht mehr nach dem Autor. Der aus der Stadt vertriebene Grasset wurde von dem andern Tronchin, dem Bankier Robert, in dessen Bann gezogen; dieser versah ihn mit Geld, daß er nach Spanien reisen konnte, und empfahl ihm aufs dringendste, sich nicht mehr in Angelegenheiten des Herrn von Voltaire zu mischen, wenn er nicht den Rest seiner Tage im Kerker beschließen wolle! So war Voltaire gerettet, aber die Angst hatte ihm arg zugesetzt; er fürchtete, mit Gewalt aus seinem Délices weggeschleppt und in die Bastille gebannt zu werden, und Freund François hatte viel Mühe, ihm die Angst auszureden. Man sollte nun denken, er habe wenigstens so viel Ehrlichkeit und Pflichtgefühl besessen, den beiden Tronchins, die ihm so viel Liebes und Gutes erwiesen hatten, die Wahrheit zu gestehen. Aber das Gegenteil ist der Fall: er gab sich alle Mühe, sie zu täuschen. Und mit welcher Frechheit! Er wagte es, an Robert Tronchin zu schreiben: „Ich halte den König für viel zu verständig, um mir Verse zuzuschreiben, deren sich jeder beliebige Pariser Lakai schämen müßte!“

Nun war aber der Banquier Tronchin ein sehr geistreicher und gebildeter Mann, wußte also gar wohl, was es mit der Autorschaft der „Pucelle“ für eine Bewandtnis hatte. Wie mag er, meint Prof Mähly, gelacht und was gedacht haben, als er sah, wie der große Schriftsteller seine eignen Verse zerzauste, und wie erbärmlich muß es ihm vorgekommen sein, daß eine so niedrige, feige Gesinnung mit einem solchen Genie vereinigt sein könne!

Voltaire war nachhaltig in seinem Groll. Er nahm sich vor, an der Republik, die ihn doch äußerst schonend behandelt hatte, sich zu rächen. Da er Les Déslices mit Ferney, das auf französischem Boden lag, vertauscht hatte, brach über Genf ein wahres Hagelwetter anonymer Broschüren, eine unverschämter und giftiger als die andre, und von freidenkerischen Schriften aus, deren einziger Zweck war, den großen Rat zu erbittern. Voltaire wußte, daß die Genfer Geistlichkeit die theatralischen Vorstellungen verboten hatte, darum beeilte er sich, in

Ferney eine Bühne einzurichten und dort Dramen aufführen zu lassen, wozu er die angesehensten Bürger der Stadt einlud. Obschon er zu jener Zeit die Schwelle der sechziger Jahre bereits überschritten hatte, entwickelte er eine geradezu unglaubliche Thätigkeit, er gönnte sich keine Erholung, war wie vom Fieber gerüttelt und beging in dieser Aufregung eine Menge Unvorsichtigkeiten, unbekümmert um die Gefahren, die ihm daraus erwachsen konnten. Er erhält die Ermächtigung, die Kapelle und den Friedhof von Ferney zu versetzen, und wir hören ihn eines Tages den Arbeitern, indem er mit der Hand auf ein altes bronzenes Kreuz zeigt, zurufen: „Schafft mir diesen Gehenkten weg!“ Das Wort geht von Mund zu Mund und giebt öffentliches Aergernis. Der Kriminalrichter von Bex zitiert Voltaire vor die Schranken. Jetzt wendet sich Voltaire wieder an die Tronchins, François und Robert legen sich auch sofort ins Zeug, und die Klage wird fallen gelassen. — Wenn Voltaire es für nötig hielt, François Tronchin zur Rührung zu stimmen, so erging er sich in Lobsprüchen über dessen Trauerspiel „Die Communes oder Nikephorus der Botoniate“, und nannte ihn seinen „lieben Communes“ oder seinen „liebwerten Nikephorus“. Zwar traute Tronchin diesen Schmeichellauten nur halb, gleichwohl klangen sie seinem Ohr angenehm und kitzelten ihn am richtigen Orte. So hatte Voltaire an ihm bis ans Ende seiner Tage einen Advokaten, einen Geschäftsmann, einen Baumeister, einen Gärtner — kurz, was er gerade brauchte. Tronchin seinerseits war ihm mit leidenschaftlicher Verehrung zugethan und ertrug in Geduld alle seine Fehler. Tronchin war für Voltaire ein Werkzeug, kein wirklicher Freund das Gefühl für wahre Freundschaft hat Voltaire überhaupt nicht gekannt, er hat in seinem Leben nie geliebt!





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Die Sittlichkeit der Politik.

In Nummer 2 des Volkserziehers setzt sich Professor Foerster Zürich mit einem Artikel auseinander, den ich im November vergangenen Jahres in der „Christlichen Welt“ habe erscheinen lassen. In Nummer 6 des Türmers druckt der Herausgeber den Artikel von Prof. Foerster unter der Rubrik „Türmers Tagebuch“ zustimmend ab und fügt seinerseits noch einige Bemerkungen hinzu, die aber zur Sache nicht mehr viel Neues beibringen. Durch berufliche und gesundheitliche Gründe war ich bisher verhindert, meinerseits auf den Angriff Foersters zu antworten. Aber die Frage scheint mir wichtig genug, auch jetzt noch darauf zurückzukommen.

Professor Foerster überschreibt seinen Artikel: „Christlicher Machiavellismus“ und zählt mich zu denjenigen Schriftstellern, welche „das Sittengesetz“ aus der Politik ausschalten wollen. Schon diese Formulierung aber entspricht dem Inhalt meiner Ausführungen nicht, stellt vielmehr die Tendenz meines Artikels direkt auf den Kopf. Gerade der Gegner, den ich in dem Artikel in der Christlichen Welt bekämpfte, vertrat die Auffassung, die Foerster in den Worten zusammenfaßt, „daß die Unterordnung der Politik unter die christliche Ethik notwendig den Christen aus der Politik heraustreibt“. Gerade er hatte die Motive und Zwecke, die die Wirklichkeit nicht nur des staatlichen, sondern auch des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens heute beherrschen, als unsittlich und widerchristlich gestempelt. Er hatte in ihnen nur Eigennutz, Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit gesehen und hatte es dann sehr leicht, den Gegensatz zwischen wirklicher Welt und Christentum zu konstruieren.

Dem gegenüber war es *meine* Absicht gewesen, nachzuweisen, daß auch der, der berufsmäßig im geschäftlichen oder politischen Leben steht, und der mit Notwendigkeit die in diesen Lebensgebieten geltenden Normen sich aneignen muß, dennoch das gute Gewissen behalten kann, daß auch er einen sittlich nötigen und sittlich berechtigten Beruf ausübe. Der Streit ging zwischen uns nicht darüber, welche Art geschäftlicher oder politischer Thätigkeit sittlich, und welche wider-

sittlich sei; vielmehr bestand darüber zwischen uns Uebereinstimmung, daß sowohl die geschäftliche, wie die politische Berufsarbeit, wenn man sie einmal betreiben wolle, nach der heutigen Methode des Machtkampfes betrieben werden müsse, und nur darüber bestand der Streit, ob Politik oder Geschäft überhaupt christlich erlaubte Berufe seien, oder nicht.

Professor Foerster hat diese Basis der Auseinandersetzung verschoben und an ihre Stelle die Frage gestellt, welche Art von Politik sittlich, und welche Art unsittlich sei. Es wäre sehr dankenswert gewesen, wenn er dieselbe Fragestellung auch auf das Gebiet des tagtäglichen geschäftlichen Lebens angewendet hätte. Er würde dann eher gemerkt haben, zu welch unmöglichen Konsequenzen seine Auffassung führt. Aber es genügt, dasselbe an seinen politischen Ausführungen nachzuweisen. —

Schon aus den Andeutungen über die Absicht meines von Professor Foerster bekämpften Artikels geht wohl mit Deutlichkeit hervor, daß ich meinerseits die Formel von der *Trennung von Ethik und Politik* nicht annehmen kann. Ich weiß, daß Friedrich Naumann diese Formel geprägt und längere Zeit hindurch vertreten hat, und es ist ja begreiflich, daß Professor Foerster, ohne weiter zu nüancieren, mich mit Naumann in einen Topf wirft. Ich muß aber hervorheben, daß ich die Formel: Trennung von Ethik und Politik! *nicht* für einen glücklichen Ausdruck dessen halte, was Naumann thatsächlich hat sagen wollen, und was auch ich durchaus vertrete. Es ist gar keine Frage, daß auch im Berufsleben des Politikers und im allgemeinen staatlichen Leben überhaupt sittliche Gesichtspunkte zum Ausdruck kommen müssen, so gut wie in jedem anderen Beruf und Lebensgebiet. Die Frage ist nur, *welche* Motive, Zwecke und Normen innerhalb der auf den Staat gerichteten Thätigkeit den Charakter des Sittlichen an sich haben. Mit anderen Worten: es handelt sich für mich darum, den Begriff sittlich in einer für die Natur politischer Arbeit passenden Weise näher zu bestimmen. Ich kann mich daher durchaus der Treitschkeschen Forderung anschließen, „daß die Politik moralischer werden könnte, wenn die Moralisten politischer würden, d. h. wenn sie begriffen, daß die Grundsätze für das politische Handeln aus der Natur und den Lebenszwecken des Staates genommen werden müssen."

Die Natur und die Lebenszwecke der Arbeit am Staate habe ich nun in meinem Artikel dahin definiert, daß sie darin bestehe, die rechtlichen Lebensbedingungen zu schaffen, unter denen unsere Kinder und Enkel ihr Dasein verbringen müssen. Sowohl die äußere, wie die innere Politik hat keine andere Aufgabe, als im Großen und im Kleinen das Recht und die Ordnungen zu schaffen, in deren Rahmen sich das Leben der kommenden Generationen abspielen soll. In diesem Sinne habe ich geschrieben: „*Politik ist Arbeit der gegenwärtigen Generation für die zukünftige.*"

Diesem Wesen der politischen Arbeit entspricht es, daß das Motiv, durch das sie getragen wird, ein starkes *Verantwortlichkeitsgefühl* für die Zukunft derer ist, deren Interesse die neu zu schaffenden Rechtsordnungen dienen sollen. Dieses Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Zukunft, *dieses Gefühl, für eine Gemeinschaft von Menschen zu arbeiten, ist die specifische sittliche Triebfeder der Politik.* Das Objekt dieser Verantwortlichkeit ist kein einzelnes Individuum und keine Gruppe gerade heute leben=

der Individuen. Darin unterscheidet sich die Verantwortlichkeit des Politikers von der des Familienvaters oder des Geschäftsmannes. Das, was dem Politiker vorschwebt, ist nur der Begriff der Gesamtheit, der Gemeinschaft, die vor dem einzelnen Individuum war und nach dem einzelnen Individuum dauern wird. (So hat bekanntlich schon Aristoteles den Staat definiert.)

Herr Professor Foerster will nicht Wort haben, daß dieses Verantwortlichkeitsgefühl für die Zukunft einer Gemeinschaft ein ausreichendes Motiv sein könne, um der Arbeit des Politikers die sittliche Weihe zu geben. Er fragt, ob damit nicht jeder Kapitalist, Hauseigentümer oder Fabrikant „zur Schaffung der Lebensbedingungen seiner Kinder" die skrupellosesten Mittel zur Bereicherung rechtfertigen könne. Und er mutet mir dann zu, ich wolle dieses Prinzip ja doch nur für die äußere Politik vertreten. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Es ist eine vollkommene Verkennung der Methode, nach der wir (hier darf ich Naumann und mich durchaus zusammenfassen) die politische Arbeit beurteilen.

Die Sorge für die Zukunft der eigenen Kinder ist vom Standpunkt des einzelnen Geschäftsmannes aus ein durchaus legitimes Motiv, aus dem heraus sich sehr häufig sittlich rechtfertigen läßt, was ohne das als Härte, Grausamkeit und Brutalität erscheinen könnte. Der besonnene und sozialistisch gut geschulte Arbeiter wird sehr selten dem einzelnen Kapitalisten aus Lohndrückerei oder Mietssteigerung einen sittlichen Vorwurf machen. Nichtsdestoweniger wird er mit allen Mitteln diesen Manipulationen seines wirtschaftlichen Gegners sich widersetzen. Beide sind sittlich im Recht; denn beide handeln, oder können wenigstens handeln, aus dem Verantwortlichkeitsgefühl für ihre Familie und ihre Kinder. Summiert man, was auf beiden Seiten an individuellen Verantwortlichkeitsgefühlen im Volke vorhanden ist, so erhält man das „Klassenbewußtsein", d. h. die Verantwortlichkeit für das zukünftige Leben der ganzen Klasse und das Streben, möglichst günstige Lebensordnungen und Machtverhältnisse für die Zukunft der eigenen Klasse zu schaffen. Sowohl Unternehmer wie Arbeiter, sowohl Agrarier wie Industrielle handeln subjektiv berechtigt, wenn sie aus dem Gefühl der pflichtgemäßen Verantwortlichkeit heraus so viel Macht im Staate erstreben, wie sie brauchen, um die Rechtsordnung so günstig wie möglich für ihre Klasse zu gestalten. Diese Anerkennung des sittlichen Rechtes zum Klassenkampf hindert uns natürlich nicht, in diesem Kampfe selbst aufs schroffste für eine Klasse Partei zu ergreifen; aber sie hindert uns allerdings, die ganze politische Welt einzuteilen in gute und böse Menschen, sittliche und unsittliche Politiker, wobei dann die stillschweigende Voraussetzung natürlich wäre, daß wir die braven, und alle Gegner die bösen Menschen seien. Herr Professor Foerster wird dieser Konsequenz kaum entgehen, wenn wir auch annehmen wollen, daß er sie sich nicht klar gemacht hat. Vielleicht erscheint aber auch ihm der Standpunkt der richtigere zu sein, der uns theoretisch die Möglichkeit giebt, auch in dem tobendsten Sturme des Kampfes die Achtung vor dem sittlichen Recht und der sittlichen Würde des Gegners nicht zu verlieren. Mir wenigstens hat immer geschienen, daß die Theorie des Klassenkampfes dem christlichen Gedanken von der Feindesliebe, so merkwürdig das auch klingt, thatsächlich doch näher komme, als die Theorie derer, die sich mit Stolz die ethischen Politiker nennen. —

Es ist also durchaus unrichtig, wenn Herr Prof. Foerster von uns annimmt, daß wir den Gesichtspunkt des Machtkampfes nur für die äußere Politik

gelten lassen wollten, während wir in der inneren Politik das Ideal der reinen Gerechtigkeit verfolgten. Einen etwas klareren und logischeren Standpunkt wird er uns schon zugestehen müssen, vielleicht auch, daß unser Standpunkt der Wirklichkeit und geschichtlichen Erfahrung besser entspricht. Es ist ja richtig, daß Treitschke jene unklare Formulierung seinerseits öfter verwendet hat, aber Treitschke steht in seinen rechtsphilosophischen Ausführungen weit unterhalb des Standpunkts, den schon Karl Marx erreicht hatte. Was geht also uns die Treitschkesche Formulierung an? Für uns ist Politik nach außen und nach innen nichts anderes als die Arbeit daran, neue Rechtsordnungen zu schaffen. Diese Arbeit ist notwendig ein Kampf, denn die Vertreter der alten Rechtsordnung werden niemals dem neuen Rechte freiwillig das Feld räumen. Ja, sie haben nach unserer eignen Auffassung nicht einmal das sittliche Recht dazu, freiwillig zurückzuweichen. —

Ist in dem Verantwortlichkeitsgefühl für die Zukunft der eignen Klasse und des Volkes im ganzen das Motiv gegeben, dessen Vorhandensein jede politische Thätigkeit zu einer sittlichen macht, so liegt darin auch die Grundnorm ausgesprochen, die für das sittliche Handeln in der Politik besteht: sie ist in den Sätzen enthalten, daß die Zwecke der Gemeinschaften wertvoller sind, als die Zwecke aller einzelnen Individuen und ihnen daher notwendig vorgezogen werden müssen. Im Dienste der Gemeinschaft, gebunden an ihre höhere Verantwortlichkeit, hat der Diener dieser Gemeinschaft unter Umständen das Recht, rücksichtslos gegen die einzelnen Individuen zu verfahren. In der Feststellung dieses Satzes liegt sachlich der wesentlichste Unterschied zwischen Prof. Foerster und mir; für ihn ist das Individuum und sein Glück letzter Zweck jeder sittlichen Handlung. Der Begriff des Opfers des Individuums im Dienste einer Gemeinschaft ist aus seiner „ethischen Kultur“ gestrichen. Er hält mir vor, daß jeder Bombenwerfer sich meine Argumentationen aneignen könne: die scheußlichsten Verbrechen ließen sich damit verteidigen! Aber damit verwischt er ganz den Unterschied zwischen der politischen und der sittlichen Beurteilung des Bombenwerfens. Die sittliche Beurteilung fragt nach dem Motiv, die politische fragt nach dem Erfolg. Gewiß ist das Bombenwerfen und das Attentat in einem geordneten Staatswesen keine geeignete Form des politischen Machtkampfes und wird meist das Gegenteil von dem erreichen, was sie bezweckt. Aber sittlich betrachtet ist diese Form politischer Arbeit ebenso erlaubt wie jede andere, sobald nicht persönliche, private Rachsucht, sondern ehrlicher Glaube an die Zukunft einer Gemeinschaft, d. h. an ein Ideal, der treibende Beweggrund der Handlung ist; wer zu diesem Mittel greift, weiß, daß er sein eignes Leben aufs Spiel setzt, und das ist immer eine heroische That, der man die sittliche Achtung nicht versagen soll, auch wenn man sie politisch nicht billigen kann.

Herr Prof. Foerster freilich sagt: „Wer auch nur ein einziges Menschenleben zertritt, um damit ein Hemmnis neuer sozialer oder politischer Ziele aus dem Wege zu räumen, der nimmt damit ja der neuen Ordnung gerade den Ferment ihres innern Zusammenhaltes, nämlich die Heiligung des Menschenlebens, die Scheu vor rohem Eingriff in die Sphäre des Nächsten.“ Damit legt er den Kern seiner sittlichen Auffassung bloß, damit zeigt er aber auch, daß ihm die ganze Menschengeschichte bisher, speziell die Staaten- und Völkergeschichte, noch nicht von sittlichen Gedanken durchtränkt und durchzogen ist, denn die ganze Völkergeschichte bisher hat nach diesen Sätzen nicht gehandelt. Fast alle Staaten, die

heute bestehen, sind durch den Krieg entstanden, und was an Freiheit im Innern des Staates für die Masse des Volkes vorhanden ist, ist direkt und indirekt eine Frucht der Revolution. Kriege und Revolution aber sind immer die glänzendsten Beweise dafür, daß in Zeiten großer politischer Erregung mit elementarer Gewalt der Gedanke sich der Massen bemächtigt, daß sie ihr Leben einsetzen für ein Ziel, das unendlich viel wertvoller ist, als dieses ihr individuelles Leben selbst. Würden diejenigen, die bei Krieg und Revolution die Führer des Volkes gewesen sind, ihren sittlichen Unterricht bei Professor Foerster erhalten haben, so würde es heute weder ein Deutsches Reich, noch ein Parlament, noch ein allgemeines Wahlrecht, noch irgend etwas anderes dieser Art geben. Glücklicherweise haben aber sowohl die Staatsmänner und Feldherren, als auch die Volksführer bei den Revolutionen in Frankreich und Deutschland instinktiv es für ihr sittliches Recht gehalten, Massen von Individuen hinzuopfern, unendliche Summen persönlichen Glückes zu zerstören, um bessere Rechtsordnungen für die zukünftigen Individuen zu schaffen. Wer als Vollstrecker eines Gesamtwillens handelt oder zu handeln glaubt, hat das Recht, auch über das Menschenleben vieler Tausender zu entscheiden. Er kann sich täuschen über den Erfolg dieser politischen Absicht, und er lädt damit die Schuld auf sich, nutzlos sich oder andere hingeopfert zu haben. Er kann auch heucheln und von dem wirklichen Zwange seines Ideals in der Brust nichts verspüren, aber das kann kein Außenstehender entscheiden, hier muß die sittliche Beurteilung in jedem einzelnen Falle sich bescheiden, daß sie keinem Menschen bis ins innerste Herz sehen kann.

Krieg und Revolution sind nur die Höhepunkte des geschichtlichen Lebens, es sind die Zeiten, in denen gewaltige Umwälzungen der Kräfteverhältnisse sich plötzlich offenbaren, und die Rechtsordnung den veränderten Machtverhältnissen sich anpaßt. Das politische Leben des gewöhnlichen Alltags arbeitet mit so gewaltigen Erschütterungen nicht, aber auch sein Charakter ist und bleibt ein Kampf um die Macht, in dem das Individuum seine Kräfte opfert und andere Individuen bei Seite schiebt, die ihm im Machtkampfe entgegenstehen. Jeder Wahlkampf, diese Urform des gewöhnlichen politischen Lebens, besteht darin, daß einer den andern zu verdrängen sucht, daß er ihm das Vertrauen seiner Wähler zu entziehen sucht, daß er die schwächsten Stellen seines Gegners der Oeffentlichkeit preisgiebt. Gewiß mischt sich in diesen Machtkampf sehr oft persönliche Gehässigkeit, Erbitterung, Gereiztheit, Unwahrhaftigkeit; das ist aber kein Beweis dagegen, daß es auch sittliche Motive sein können, die den einzelnen in diesen Machtkampf hinein treiben. Hier sollten die Ethiker mit ihrer Predigt einsetzen, hier sollten sie uns allen, die wir in der Tagespolitik stehen, das Gewissen schärfen, daß wir in der Einzelarbeit die sittlichen Motive nicht vergessen. Sie würden dann mit ihrer Predigt mit beiden Füßen im wirklichen Leben stehen, und ein guter Erfolg wäre ihnen gewiß. Formen sie aber ihre sittlichen Theorien ohne Kenntnis und ohne Beachtung der Gesetze des wirklichen Lebens, so können sie sich nicht wundern, wenn das wirkliche Leben sich um ihre Theorien nicht mehr bekümmert.

Das ist eben der Hauptunterschied in der sittlichen Methode, daß Professor Foerster Thaten beurteilt und ich Motive. Für ihn giebt es ein „Sittengesetz", d. h. einen Katalog aus 10 oder mehr Geboten, in denen bestimmte Handlungen ver- oder geboten werden. Die Befolgung dieser Gebote nennt er Sittlichkeit und tritt damit auf eine Stufe des sittlichen Lebens zurück, die prin-

zipiell schon im Urchristentum überwunden war. Es giebt nichts Oberflächlicheres und Nichtigeres in den ethischen Erörterungen als dieses Wort „Sittengesetz". Wo ist es denn formuliert, womit wollen Sie beweisen, daß gerade das, was Sie glauben, in diesem Gesetze steht? Woher wollen Sie das Recht nehmen, die ganze Menschengeschichte nach einigen selbst gezimmerten Grundsätzen zu meistern und zu bekritteln? Der bibelgläubige Christ hat wenigstens die Möglichkeit, auf einige Moralkataloge des Alten und des Neuen Testaments zu verweisen und zu sagen, das ist das Sittengesetz.

Es giebt für die moderne Ethik kein „Sittengesetz". „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille." Mit diesem Satz aus der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten hat Kant die Souveränität des sittlichen Charakters gegenüber jedem statuarischen Sittengesetz ein für allemal festgestellt. Und als der Apostel Paulus den Satz niederschrieb: „Was nicht aus dem Glauben geht, ist Sünde", da hat er dasselbe in seiner Ausdrucksweise schon 17 Jahrhunderte früher gesagt. Der sittliche Charakter wird beurteilt nach seinen Motiven und nicht nach dem äußern Effekt seiner Handlungen. Sind die Motive des Politikers sittlich in der vorher bezeichneten Art, so können die Handlungen sein, wie sie wollen, niemand hat das Recht, ihnen einen unsittlichen Makel anzuheften. Prof. Foerster aber fragt rein nach dem Erfolg der Handlung, für ihn ist die Frage entscheidend, wie die Wirkungen unserer Handlungen weiter in den Gesamtzusammenhang der Dinge eingehen, danach bestimmt er ihren „Wert oder Unwert für die Grundlagen unseres Lebens". In diesem Satze zeigt sich deutlich, welche ethische Richtung in ihm wieder zum Vorschein kommt: es ist die alte Lehre des 18. Jahrhunderts, die alle menschlichen Dinge nur danach beurteilt, ob sie nützlich für das Individuum sind oder nicht. Dieser Utilitarismus, wie die Geschichte der Ethik diese Auffassung nennt, sollte durch Kant, Fichte, und schließlich auch noch durch Nietzsche endgültig überwunden sein. Es ist ein Jammer, daß er in christlicher, rein humanitärer oder sozialdemokratischer Gestaltung noch so stark in den Köpfen der Gegenwart herum spukt.

Nun wird Foerster sagen, gerade wir seien die Unhistorischen, die wir die alte Staatsidee der Antike wieder auffrischen wollten, die doch durch das Christentum überwunden sei. Als Gehalt des Christentums sieht er nämlich an „die Heiligsprechung des individuellen Lebens". Dazu ist nun zunächst zu sagen, daß das Christentum des Neuen Testaments jedenfalls von dieser Heiligsprechung nichts weiß. Es ist wirklich eine Ironie der Geschichte, wenn der Mann jetzt für den Utilitarismus in Anspruch genommen wird, der das Wort gewagt hat: „Wer sein Leben lieb hat, wird es verlieren." Weder das persönliche Schicksal Jesu selbst, der bekanntlich bereits nach sehr kurzer Zeit auf sein Leben verzichtet hat, noch die Lebensführung der ältesten Christen, noch die Märtyrer, Mönche und Asketen der früheren und späteren Zeit haben von diesem Utilitarismus etwas gewußt. Das konkrete Ideal, das sie hatten, ist immer ein zeitgeschichtlich bedingtes gewesen und kann daher für uns nicht unbedingt verpflichtend sein. Aber die sittliche Kraft, mit der sie sich selbst dem Ideal geopfert haben, ist die höchste sittliche Leistung, die die Menschengeschichte bisher kennt, und soll ihre anspornende und treibende Kraft auch auf uns nicht verlieren. Und als die christliche Kirche

später den Kämpfern für das Vaterland die Waffen segnete, hat sie wieder den Menschen gelehrt, daß es sittlich ist, den Zweck der Gemeinschaft über den Zweck des einzelnen Individuums zu stellen.

Es ist nicht die antike Staatsidee, die wir neu entwickeln wollen, es ist vielmehr der durchaus moderne Gedanke der Sorge für die zukünftigen Generationen, denen gegenüber die gegenwärtigen sich aufopfern, den wir für die Politik fruchtbar machen wollen; man kann sagen, wir betreiben die Anwendung des Darwinismus auf die Politische Ethik, man kann auch sagen, daß Nietzsche ähnliches gewollt hat. Also etwas Neues bringen wir damit wirklich nicht, sondern nur das Aussprechen eines Grundsatzes, der in Familie, Geschäft und Staat seit langem die Wirklichkeit beherrscht.

Es ist daher nicht wahr, daß wir die Dämonen im menschlichen Innern wieder losbinden wollten, wie dieses Foerster mir vorwirft; im Gegenteil, wir wollen andere und uns selbst binden an den Gedanken der Gemeinschaft, d. h. an das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber den künftigen Generationen; gerade das ist uns die einzig mögliche Form der wirklichen „Arbeit im Sinne einer Idee". Ich sage nochmals: Die Möglichkeit der Heuchelei ist nicht ausgeschlossen, aber die Richtigkeit des sittlichen Grundsatzes wird dadurch nicht beschränkt, daß er im einzelnen Fall nicht anwendbar ist. Also auch wir glauben, „daß die ethischen Kräfte die Grundlagen des Staates sind". Ohne Hingabe, Aufopferung, Bindung an das Ganze, liebevolles Verständnis für die Lebensweise der andern Menschen ist eine sittliche, ist überhaupt eine staatliche Arbeit nicht möglich. —

Damit bin ich zum Ausgangspunkt meiner Erörterung zurückgekehrt. Vielleicht darf ich noch einmal in kurzen Sätzen das Gesagte zusammenfassen: Es ist nicht meine Absicht, die Existenz sittlicher Motive, Normen und Zwecke in der politischen Arbeit zu leugnen, meine Absicht ist vielmehr, aus der Natur der politischen Arbeit festzustellen, daß die notwendig dort herrschenden Motive, Zwecke und Normen ihrer Natur nach sittliche sind; dadurch wird eine wirkliche Versittlichung der Politik überhaupt erst möglich. Ihren sittlichen Charakter erhält jede politische Arbeit dadurch, daß ihr Motiv ist: Verantwortung vor dem Leben der zukünftigen Geschlechter. Die Zwecke der politischen Arbeit sind daher sittlich, weil sie der Grundregel der Sittlichkeit folgen, daß sie den Wert des Lebens der zukünftigen Geschlechter höher einschätzen als den der Gegenwart. Die in der Politik gebräuchlichen Normen sind so weit sittlich, wie sie diesem Zwecke dienen. Ob der einzelne Politiker sittlich oder unsittlich ist, richtet sich nicht nach seinen Thaten, sondern nach seinen Motiven, d. h. es ist eine Frage, über die nur das Gewissen des einzelnen eine zutreffende Antwort zu geben vermag.

Dr. Max Maurenbrecher-Berlin.





Ausrangiert! — Ein ganz besonderer Saft. — Fromme Wünsche. — Ein unmoderner Fürst.

„. . . Ein ganzes Volk wird wie eine veraltete, dem technischen Fortschritt nicht mehr genügende Maschine ausrangiert. Das kapitalistische Naturrecht auf schrankenlose Ausbeutung kann solche überwundenen Betriebsformen nicht dulden. Den einzelnen halsstarrigen konservativen Geschäftsmann konkurriert man nieder. Wenn aber ein ganzes Volk mit solcher Halsstarrigkeit behaftet ist, so werden eben schärfere Mittel und reichere Geschäftsspesen aufgewandt. Man organisiert die Mordbrennerei, äschert Städte und Dörfer ein, säet unendliche Leichen, tötet die Männer und vernichtet Frauen und Kinder. Dies Verfahren ist ein wenig kostspielig und langwierig, aber schließlich rentiert es sich doch. Man muß eben etwas ins Geschäft stecken, wenn etwas herauskommen soll. Der Burenkrieg ist nur eine kapitalistische Spekulation mit erweiterten Mitteln gewesen. Ein paar Querköpfe des zivilisierten und höchst christlichen Europas haben zwar über so viel barbarische Grausamkeit gejammert, aber die Staatsregierungen der europäischen Großmächte haben mit voller Gewissensruhe dem interessanten Schauspiel zugesehen, das wegen der Gewißheit seines endlichen Ausgangs nicht einmal den Spannungsreiz eines Fahrrad-Rennens hatte. Es war das persönliche Unglück der Buren, an dem die europäischen Regierungen zweifellos unschuldig waren, daß sie Goldgruben in ihrem Lande hatten. Hätten sie am Nordpol gewohnt, niemand würde ihre nationale Unabhängigkeit angetastet haben. Und außerdem: wer hieß sie so verblendet sein, auf dem Recht der nationalen Selbstbestimmung eigensinnig zu beharren! Zwar lernen die europäischen Kinder in den Schulbüchern, daß nichtswürdig die Nation sei, die nicht alles an ihre Ehre setze, wie denn überhaupt Nationalgefühl die höchste der Tugenden sei, aber diese schönen Worte gelten doch nur für Staaten, die genug Kanonen haben, und auch lediglich insoweit, als die Bethätigung der edlen Tugend keine Geschäftsstörung in sich schließt.

„Kein Staatsmann schläft deshalb schlechter, weil dort unten in Afrika die Geier am Leichnam eines gemordeten Volkes fressen. Und wenn sie ja noch ein Rest von humanitätsduseliger Schlappheit bedrängt, nun, so ist es leicht, wissenschaftliche Tröstung zu erlangen. Darwin, der auch ein Engländer war und der den Kapitalismus in ein naturwissenschaftliches System gebracht hat, lehrte ja als Urgesetz der menschlichen Entwickelung den Kampf ums Dasein, der darin besteht, daß der Stärkere allemal den Schwächeren auffresse. Das ist zwar unangenehm für den Schwächeren, aber, was wollt ihr, Naturgesetzen muß man sich unterwerfen. Die Buren waren die Schwächeren, die Engländer die Stärkeren; jene konnten also eigentlich stolz darauf sein, als Versuchsnation für die Bewährung eines Naturgesetzes auserwählt zu sein ..."

Das sozialdemokratische Zentralorgan schreibt's. Es klingt wie bittere Satyre und ist doch nur buchstäbliche Wahrheit! Das Trauerspiel in Südafrika ist als Geschäft begonnen und als Geschäft zu Ende geführt worden. Mit zufriedenem Lächeln, als verstünde es sich ganz von selbst, streichen die Engländer ihren Gewinn, die Burenstaaten, von der Weltkarte und in die eigene Tasche: all right. Jetzt, wo's dem Geschäft nicht mehr schaden und nur nützen kann, gestehen sie den Buren bereitwilligst „bewunderungswürdige Eigenschaften" zu und erklären sie für tapfere Krieger und tadellose Gentlemen. So lange das Geschäft es erforderte, waren die Burenkämpfer bekanntlich der Abschaum der menschlichen Gesellschaft, aufrührerisches, vogelfreies Gesindel. Und es hat auch biedere Deutsche gegeben, die von dem moralischen Recht des „höheren Kulturvolkes" überzeugt waren und ihm bis zuletzt die Stange gehalten haben. Jetzt erleben sie's, daß sie von ihren Freunden selbst desavouiert werden. Denn die Engländer sind — Notabene nach gesichertem Geschäft — objektiv genug, den Buren zuzugestehen, daß sie ein Recht zum Kampfe hatten. Diese englischen Geschäftsleute sind in ihrer Art immer noch achtungswerter als jene deutschen Kulturheuchler, die ihren materialistisch-machtpolitischen Instinkten das moralische Mäntelchen umzuhängen versuchen.

In der modernen Welt ist kein Raum für antikes Heldentum. Das haben auch die Buren einsehen müssen. Sie erhoben sich in dem schönen Wahne, daß ihre gerechte Sache von der ganzen christlichen Welt gestärkt und gestützt werden würde. An Sympathien hat es ihnen ja auch nicht gefehlt. Aber die waren nicht einmal stark genug, die werkthätige Unterstützung des Feindes durch Lieferung von Waffen, Pferden und sonstigen Kriegsmitteln zu verhindern. Nicht einmal die strenge Wahrung der Neutralität vermochten diese platonischen Sympathien zu erwirken. Jahrelang hielt ein Bauernvölklein das mächtigste Imperium der Welt in Schach, immer noch hoffte es auf die Hilfe Gottes und der christlichen Brüder. Der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit aber widerspricht es, der Menschheit durch Wunder zu helfen, wo diese durch eigene Kräfte sich selbst helfen kann. Und es lag durchaus in der Macht der christlichen Staaten und Regierungen, das Verbrechen in Südafrika zu verhindern.

Es werden wohl nur wenige glauben, daß die Engländer die Burenrepubliken so ohne weiteres hätten in die Tasche stecken können, wenn etwa — Bismarck noch am Ruder gewesen wäre. Oder hat unsere Reichsregierung ins Blaue hineingeschwätzt, als sie der Welt und den Engländern in scharfen Worten und Noten zu verstehen gab, daß Deutschland an der Integrität der Burenstaaten ein für alle Mal interessiert sei? Und welche Bedeutung hätte das bekannte Telegramm des deutschen Kaisers an den Präsidenten Krüger nach dem Jameson-Einfall gehabt? Dieses Telegramm, ohne welches — nach der Versicherung von Kennern der damaligen Stimmung in Südafrika — die Buren den ungleichen Kampf überhaupt nicht begonnen und also auch ihre staatliche Existenz, wenigstens vorderhand, nicht eingebüßt hätten?

Endlich mußten auch die Buren inne werden, daß sie der Welt, die wirklich was zu sagen hat, doch nur als „wunderliche Heilige" erschienen und nichts von ihr zu erwarten hätten, als allenfalls die sattsam genossene platonische Sympathie und die von der Schulbank stammende antike Heldenverehrung. Und nur, um die lieben Brüder in Christo mit dem herrlichen Schauspiel eines heldenhaften Unterganges à la „Kampf um Rom" zu unterhalten, dazu mochten sie ihre Weiber und Kinder, ihre ganze Rasse, ihr letztes Hab und Gut und die Hoffnung auf eine vielleicht doch noch mögliche bessere Zukunft nicht opfern. Der ziemlich prosaische Ausgang des Krieges mag ja viele gute Seelen recht enttäuscht haben. Man war auf den letzten Akt der Tragödie gespannt. Nun mußte entweder der englische Bösewicht den ganzen Zorn der — dichterischen Gerechtigkeit erfahren, oder aber der biedere Bur — das war in diesem Falle seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit — mußte „heldenhaft untergehen". Und nun erschien plötzlich in Frack und Glaceehandschuhen vor dem Vorhang der Regisseur und erklärte einem hochverehrlichen Publiko, ein weiterer Akt würde nicht gespielt werden, da die feindlichen Parteien sich inzwischen durch einen den Umständen angemessenen geschäftlichen Vergleich verständigt hätten. Die verehrlichen Herrschaften brauchten sich daher nicht weiter zu beunruhigen und könnten getrost nach Hause gehen, es sei alles aufs schönste geordnet. Auch die Weltgeschichte, scheint's, spielt sich heute auf dem — Ueberbrettl ab.

Den hartköpfigen Buren war endlich ein Licht darüber aufgedämmert, worum es sich eigentlich bei ihrem ganzen Kampfe handelte, und wie die moderne Welt diesen Kampf aufgefaßt haben wollte. Sie begriffen, daß es sich um ein Geschäft handelte, und daß der kleine Betrieb in dem großen aufgehen müsse, sollte er nicht ganz vom Erdboden vertilgt werden. Und so nahmen sie denn, was sie kriegen konnten, und gaben dafür, was sie doch schon verloren hatten, oder in absehbarer Zeit nach nutzlosen Opfern verlieren mußten: ihre Freiheit und Unabhängigkeit. So wurde das Geschäft gemacht. Die Engländer haben ihren Riesenbetrieb um ein Goldland etwa von der Größe des Deutschen Reiches erweitert, aber sie hoffen auch, — und das wohl nicht ohne Grund — an den den Buren einen Stamm tüchtiger und treuer Arbeiter für das größere Britannien

gewonnen zu haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die künftige Burengeneration loyale Engländer und kluge Geschäftsleute zur Genüge zeitigt. An energischem Bemühen, die Ideen von göttlicher Gerechtigkeit, sittlicher Weltordnung und christlichem Thun aus den harten Bauernschädeln herauszuklopfen, hat man es ja nicht fehlen lassen. Nehmen sie erst einmal an den Segnungen der „höheren Kultur" thatkräftig teil, dann braucht den Engländern nicht mehr bange zu sein. So zäh und redlich dieses niederdeutsche Element für Freiheit und Recht gestritten, so fest wird es im englischen Boden haften, wenn es dort erst Wurzel geschlagen hat. Die deutsche Volksfamilie aber wird abermals um eines ihrer tüchtigsten Glieder ärmer geworden sein. Denn wir wollen uns doch nichts weismachen lassen: wenn's auch die Buren in ihrer deutschen nationalen Beschränktheit nicht wissen oder zugeben wollen, so ändert das doch nichts an der anthropologischen und historischen Thatsache, daß dort in Südafrika soeben ein deutscher Stamm auf das schmählichste seiner Freiheit beraubt und unter fremdes Joch gebeugt worden ist, indes das offizielle Deutschland dem rentablen englischen Geschäftsunternehmen mit verbindlichem Lächeln, mit einer mehr als wohlwollenden „Neutralität" zusah. Die Buren sind zum allergrößten Teil ebenso Niederdeutsche, also doch wohl Deutsche, wie die Holländer. Nur Deutsche können ihre Blutsverwandtschaft und Stammesbrüderschaft so verkennen, wie die politisch abgesplitterten deutschen Stämme einer- und die Reichsdeutschen andererseits.

* * *

Es giebt nun allerdings Leute, denen die Thatsache, daß die gemeinsame Abstammung, also das Blut, die nationale Eigenart eines Volkes in letzter Linie bestimmt, aus dem einen oder anderen Grunde unbequem ist und die diese Thatsache mit allerlei „wissenschaftlichen" Gründen aus der Welt zu schaffen suchen. So macht z. B. ein Professor in einem kürzlich erschienenen Buche den Versuch, das deutsche Volkstum der Holländer zu leugnen. Auf das Blut, die Abstammung, käme es wenig an. Andere, politische und historische Momente, seien viel wichtiger. Ich will auf die besondere Frage heute nicht näher eingehen, nur an der Hand einer äußerst interessanten Studie darzulegen versuchen, wie der Einfluß der Blutmischung auf das einzelne Individuum sowohl wie auch auf ganze Völker überhaupt nicht überschätzt werden, wie er selbst Bruderstämmen einen grundverschiedenen Charakter aufprägen kann. Die weiteren Schlüsse ergeben sich dann von selbst. Der Aufsatz („Ueber den Einfluß der Inzucht und Vermischung auf den politischen Charakter einer Bevölkerung") stammt aus der Feder von Dr. Albert Reibmayr und ist im ersten Heft der „Politisch-anthropologischen Revue", einer neuen wissenschaftlichen „Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker" (Herausgeber Ludwig Woltman und Hans K. E. Buhmann, Thüringische Verlagsanstalt, Eisenach) erschienen:

„Das klassische Beispiel für den Einfluß der Blutmischungsverhältnisse auf den politischen Charakter einer Bevölkerung waren im Altertum die zwei

führenden Volksstämme der Griechen: die Spartaner und Athener. Sie sind für unsere Frage gleichsam wie ein Naturexperiment. Nicht nur sind die beiden Volksstämme in genealogischer Hinsicht Bruderstämme, also in ihren Stammescharakteren von Hause aus sehr ähnlich, sie haben auch unter ziemlich gleichen äußeren klimatischen und politischen Verhältnissen ihren Kampf ums Dasein geführt. Nur bezüglich ihrer Blutmischung haben sie sich ganz verschieden gehalten und darum war auch ihr politischer Charakter ein ebenso verschiedener. Es ist in der ganzen Geschichte der Menschheit kein ähnlicher Fall bekannt, daß zwei Bruderstämme, welche kaum ein paar Tagreisen voneinander siedelten, im Verlaufe weniger Generationen einen solchen diametral verschiedenen Nationalcharakter gezüchtet haben, wie diese beiden Stämme. Bisher wurde, was die Spartaner betrifft, das Merkwürdige dieses eigentümlichen Nationalcharakters der Einwirkung der Gesetzgebung des Lykurgus, also als das Resultat der spartanischen Staatserziehung angesehen.

„Der Einfluß eines so eingreifenden Erziehungssystems soll nicht geleugnet werden. Damit aber eine Erziehung ein so gleichwertiges Resultat erzielen kann, wie wir es in dem spartanischen Herrenstand vor uns haben, muß dieser Erziehungsanstalt auch ein gleichwertiges Rohmaterial zugeführt werden, denn bei aller Erziehungskunst bleibt, wie bei jeder anderen Kunst, doch die natürliche Anlage die Hauptsache. Das war bei dem spartanischen Herrenstande im hohen Grade der Fall, und zwar wurde dieses Gleichmaß der Anlage hervorgebracht durch eine exklusive Inzucht innerhalb desselben, wie wir sie in dieser Exklusivität bei keinem anderen Griechenstamme finden.

„Der außerordentlich scharfe Kampf, welcher bei der Eroberung von Lakonien und Messenien stattfand, hat die Kluft zwischen Sieger und Besiegten von vornherein so tief gemacht, daß hier eine kastenmäßige Abschließung derselben von Anbeginn eintrat, wie wir sie sonst nirgends in dieser Schärfe bei den Griechen beobachten können.

„Zwischen diesen beiden Kasten war also eine Blutvermischung überhaupt ausgeschlossen. Aber auch eine Blutmischung mit Familien anderer Griechenstämme war fast unmöglich, weil frühzeitig das Gesetz gegeben wurde, daß zur spartanischen Vollbürgerschaft die Abstammung von einem spartanischen Vater und einer spartanischen Mutter nötig sei. Dazu kam, daß von Zeit zu Zeit alle Fremden aus Sparta ausgewiesen wurden und einem Spartiaten nur in Staatsangelegenheiten erlaubt war, längere Zeit im Auslande zu verweilen. Wir haben es also hier mit einer gesetzlich vorgeschriebenen Inzucht von derartiger Exklusivität zu thun, wie sie nur bei dem Volke der alten Juden seit Esra und bei den römischen Patriziern bis zur Aufhebung des Verbotes des Connubiums zwischen Patriziern und Plebejern vorgekommen ist . . .

„Frühzeitig zeigte sich daher der Einfluß der exklusiven Inzucht auf den politischen Charakter der Spartaner in einer konservativen Gesinnung von geradezu auffallender Stärke. Immer mehr, je länger die In-

zucht währt, geraten die Spartaner in einen Gegensatz in Bezug auf Sitte und Gebräuche und in Bezug auf das, was allen Griechenstämmen gemeinsam und das einigende Band derselben von Hause aus gewesen war. Wir haben über diesen Gegensatz in dem politischen Charakter im Vergleiche mit den übrigen Griechen, besonders über den mit den Vertretern der liberalen Richtung, den geistig so beweglichen Athenern, eine treffliche Schilderung bei Thukydides in der Rede des korinthischen Gesandten: ‚Die Athener sind Neuerer, rasch im Bedenken und rasch im Ausführen dessen, was sie beschlossen haben. Ihr (Spartaner) wollt bewahren, was ihr habt, und darüber hinaus nicht einmal das Unerläßliche erwägen und ins Werk setzen. Die Athener wagen über ihre Kraft hinaus und suchen unverständig die Gefahr und sind voll guter Hoffnung, auch wenn es übel steht. Eure Art ist hinter eurer Macht zurückgeblieben, selbst der sichersten Meinung nicht zu trauen und anzunehmen, daß die Schwierigkeiten niemals aufhören. Wer alles in allem zusammenfassend behauptet, der Athener Art sei, weder selbst Ruhe zu halten, noch anderen Menschen Ruhe zu lassen, trifft das Rechte.‘

„Diese Rede wurde gehalten zu einer Zeit, als die konservative politische Gesinnung in Sparta schon längst den gesunden goldenen Mittelweg verlassen hatte und die Folgen der Erstarrung des konservativen Charakters anfingen, den Spartanern selbst und ihren Bundesgenossen schädlich zu werden. So hatten sie zur Zeit der höchsten Gefahr für ganz Griechenland, trotz der dringenden Bitten der Athener, es nicht über sich vermocht, von ihrer alten Gewohnheit in Bezug auf das Ausziehen in das Feld abzugehen, und waren darum auch zur Schlacht bei Marathon zu spät gekommen. Aber die ganze Geschichte des spartanischen Staates ist voll von Beispielen ähnlicher schwerfälliger, konservativer Charakterzüge. Wie oft haben die spartanischen Heerführer offenkundige Vorteile aufgegeben, weil sie durch religiöse konservative Bedenken dazu bewogen wurden oder nicht im stande waren, ihre Entschlüsse den gegebenen Verhältnissen anzupassen. Sie glichen hierin den orthodoxen konservativ erstarrten alten Juden, welche auch lieber ihre Städte erobern ließen, als daß sie dieselben, wenn sie am Sabbat angegriffen wurden, verteidigt hätten.

„So extrem konservativ verhielt sich Sparta nicht nur in seiner Spezialität im Kriegswesen, sondern in seinem ganzen politischen und sozialen Leben. Sparta beharrte bei dem Landbau, bei seiner Eisenwährung, während fast alle anderen Staaten, vor allem die Seestädte, zu immer lebhafteren industriellen und kommerziellen Thaten kamen.

„In ihren staatlichen Einrichtungen hören wir von der Zeit Lykurgs und Cheilons an durch viele Jahrhunderte von keiner Veränderung. Die Erhaltung Spartas als offener Stadt war eine der tiefstgewurzelten und liebsten lykurgischen Ueberlieferungen, ein treffender Beweis der furchtlosen Haltung und des Selbstvertrauens der Spartaner gegen Gefahren von außen (Dunker). Sicher war aber die Erhaltung der offenen Stadt in einer Zeit solcher Gefahren, wie

es die Zeit der Perserkriege und der großen griechischen Bürgerkriege war, wo die Athener daran gingen, ihre langen Mauern zu bauen, nicht nur ein Zeichen hohen Mutes und stolzen Selbstvertrauens, sondern auch ein Zeichen starren, konservativen Sinnes. Wie sehr aber dieser konservative konsequente Charakter und der zur Durchführung des von ihm Gewollten notwendige Fanatismus gefürchtet und respektiert wurde, dafür ist der beste Beweis, daß Epaminondas mit seinem siegreichen Heere wohl um die offene Stadt herumzog, es aber nicht wagte, den fanatischen Geist der Spartaner zu wecken, und zweimal abzog, ohne die offene Stadt energisch anzugreifen.

„Wie überall im Leben die Extreme sich berühren und vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, so fehlt auch dem extrem konservativen Charakter der Spartaner dieser Zug nicht. Der spartanische Geist erstarrte infolge der exklusiven Inzucht so sehr, daß er auch in kleinlichen, gleichgültigen Sachen jeder Veränderung abhold war, ja überhaupt jeder Neuerung prinzipiell entgegentrat. Als der Musiker Phrys aus Lesbos mit einer neunsaitigen Kithara nach Sparta kam, schnitt ihm der Ephor Ekprepes zwei Saiten ab; ebenso wurde dem Timotheus von Milet seine elfsaitige Kithara von den Ephoren weggenommen; man blieb bei der siebensaitigen Kithara des Terpandros.

„So sehr die übrigen Griechen über ein derartiges altmodisches Wesen und über andere von ihnen stark abweichende spartanische Sitten und Gebräuche sich lustig machten, der stramm gezüchtete und in jedem Spartiaten gleichmäßig vorhandene politische Charakter imponierte doch allen, je beweglicher und darum weniger charakterfest dieselben besonders in den großen Handelszentren bereits zu werden anfingen. Die Spartaner standen noch bis zur Schlacht von Leuktra unbestritten im Krieg und Frieden im höchsten Ansehen.

„Wie aber ihre engere Inzucht anfangs die Ursache der Züchtung ihrer über die übrigen Griechen hervorragenden Charaktere, also die Quelle ihres Ruhmes und ihres Ansehens war, ebenso war dieselbe exklusive Inzucht die Ursache, daß diese hervorragenden Charaktere im Verlaufe der Generationen ins Extrem gezüchtet und derart fixiert wurden, daß sie die Eigenschaft unwandelbarer Starrheit annahmen. Nun ist es ein Gesetz, welches durch die ganze belebte Natur zu beobachten ist, daß alle ins Extrem gezüchteten Charaktere schließlich selbst schädlich werden und ihr Zugrundegehen selbst verursachen.

„Das trat auch bei den Spartanern ein. Sie gingen nicht, wie andere Aristokraten, an der körperlichen und geistigen Degeneration infolge des Reichtumes und des Nichtgebrauchs ihrer Charaktere zu Grunde, sondern an den Folgen ihres extrem konservativen Charakters und der exklusiven Inzucht. Wesentlich in allen ihren politischen und militärischen Einrichtungen stehen bleibend und altmodisch, wurde die lykurgische Disziplin von der fortschreitenden militärischen Bildung anderer Staaten übertroffen. Dieses Ereignis wurde den Spartanern 60 Jahre früher von den Korinthern vorausgesagt und verwirklichte sich nun zur Ueberzeugung von ganz Griechenland auf dem Schlachtfelde von Leuktra.

„Aber nicht nur an sich selbst hatten die Spartaner das einzig richtige naturwissenschaftliche Mittel angewandt, um bestimmte, gewünschte politische Charaktere zu züchten und durch exklusive Inzucht zu fixieren, sondern auch bei ihren Unterthanen, den Heloten.

„Wie bekannt, war die Eroberung von Lakonien und Messenien sehr schwierig und hartnäckig, und zog sich der Kampf durch viele Jahre hin. Die Folge war, wie gesagt, nach Beendigung des Kampfes eine viel strengere kastenmäßige Abschließung des Herrenstandes von den Unterjochten, als dies sonst in Griechenland nach der dorischen Wanderung und Okkupation der Fall gewesen war.

„Da das Populations-Verhältnis des Herrenstandes zu den Besiegten höchstens 1:20 war, so waren fortwährende Aufstände zu erwarten, wenn es nicht gelang, einen Geist der Unterwürfigkeit zu züchten und denselben zu vererben. Das erstrebten sie auch und wandten die gleiche Methode an, wie es Tierzüchter von jeher gethan haben, um bestimmte gewünschte Charaktere zu züchten. Es ist ihnen auch derart gelungen, daß mit Ausnahme der erfolglosen Verschwörung des Kinadon von der Seite der Heloten trotz des stets gleich bleibenden Druckes und der Grausamkeit ihrer Herren niemals ein Versuch der Abschüttelung dieses Joches gemacht wurde.

„Man vergesse bei dieser merkwürdigen Thatsache nicht, daß die Heloten von Hause aus ebenso Griechen waren mit den allen griechischen Stämmen eigentümlichen Charakteren, worunter in erster Linie ein großer Freiheitssinn zu nennen ist. Gewalt wäre allein nie im stande gewesen, aus einem freiheitsliebenden Volke eine so hündisch-unterwürfige Rasse zu machen, wenn diese Gewalt nicht ebenso wie bei der Umwandlung der ursprünglichen Charaktere unseres Haushundes durch künstliche Zuchtwahl und engere Inzucht durch viele Generationen unterstützt worden wäre.

„Zur Ehre der Menschheit sei hervorgehoben, daß ein derartig unterwürfiger politischer Charakter, wie er uns von den Heloten geschichtlich überliefert ist, dem Menschen niemals und nirgends von Hause aus angeboren ist, selbst nicht bei den auf niederster Stufe der Kultur befindlichen Völkern. Er ist stets ein künstliches Züchtungsprodukt, wie der Charakter des Haushundes, der die Hand leckt, die ihn schlägt und quält. Nur dort, wo ein Herrenstand seinen Untergebenen gegenüber die gleichen Züchtungsmaximen in Anwendung gebracht hat, wie der spartanische Herrenstand, finden wir einen ähnlichen hündisch-unterwürfigen Charakter wie bei den Heloten, so z. B. bei der niedersten Kaste in Indien, den Sudra, und den leibeigenen Bauern in Rußland.

„Die Maximen, welche die Spartaner zum Zwecke der Züchtung dieses unterwürfigen politischen Charakters anwendeten, waren folgende. Ebenso wie der Herrenstand, war der Helotenstand auf die exklusivste Inzucht angewiesen und haben bezüglich der Ehe der Heloten die Spartaner es sicher ebenso ge-

halten, wie die russischen Adeligen zur Zeit der Leibeigenschaft mit ihren leibeigenen „Seelen“. Auf diese Weise war das zahlreiche Volk der Heloten in viele kleine Inzuchtherde von wenigen Inzuchtfamilien geteilt, wodurch die Wirkung der Inzucht in Bezug auf die Vererbung des Charakters in wenigen Generationen eintreten mußte, wie das bei den Tierzuchtversuchen auch stets der Fall ist.

„(Wie rasch sich auch beim Menschen der Charakter der Unterwürfigkeit bildet und fixiert, beweist uns auch eine Beobachtung über die Sklaven bei den Römern. Die Rasse von Sklaven, welche im Hause geboren war, war vielfach beliebt. Ciceros Freund Atticus hatte nur Sklaven, welche im Hause geboren und auferzogen waren, und lobt sie wegen ihres unterwürfigen folgsamen Charakters. Die weitaus größte Zahl der römischen Sklaven war aber noch nicht durch diese künstliche Zuchtwahl gegangen, und die römische Geschichte weiß zu erzählen, wie gefährlich diese nur durch Gewalt, nicht durch die Natur gezähmten Sklaven selbst dem festgefügten römischen Staatswesen und ihren Herren oft geworden sind.)

„Die Heloten sollten ferner durchwegs verschieden vom Herrenstande sein. Es wurde ihnen verboten, eine andere Tracht zu tragen als die Lederkappe und das Schaffell. Jede gymnastische und ritterliche Uebung wurde ihnen untersagt, ja sogar verboten, die Lieder des Terpandros zu singen. Das wichtigste nebst der engeren Inzucht war aber die Krypteia. Es war dies eine Institution zur systematischen Ausrottung der Kühnsten, Tüchtigsten, Freiheitsliebendsten unter den Heloten, also das nämliche Mittel, welches Tierzüchter anwenden, um unerwünschte Charaktere aus einer Herde auszumerzen. Dadurch fehlte es den Heloten stets an Führern, da ja alle hierzu Befähigten durch die Krypteia beseitigt wurden.

„Auf diese Weise brachte es der spartanische Herrenstand dahin, daß seine Unterthanen in wenigen Generationen schon mehr und besser durch die Bande der angeerbten und fixierten Charaktere in ihrer Stellung gehalten wurden, als durch die offene Gewalt. Diese Bande der Natur waren, nachdem die Inzucht durch viele Generationen ihre fixierende Wirkung ausgeübt hatte, so stark, daß selbst das große nationale Unglück, welches den spartanischen Herrenstand bei Leuktra traf, die Heloten in ihrer Mehrzahl nicht bewegen konnte, ihren grausamen Herren untreu zu werden, ähnlich dem Hunde, der bei seinem Herrn bleibt, wenn derselbe auch zum Bettler geworden und es schmale Kost und viel Schläge zu erleiden giebt.

„Wir haben also in dem spartanischen Herrenstand das Beispiel einer Aristokratie vor uns, welche nicht nur das Prinzip der Inzucht hoch hielt — was ja alle Aristokratien der Welt von jeher und auch heute noch thun — sondern dieses Prinzip derart auf die Spitze trieb, wie wir dies nur noch bei den alten Aegyptern, den orthodoxen Juden seit Esra und etwa noch bei der Kaste der Brahmanen in Indien beobachten können. Und überall sehen wir auch die gleiche naturgesetzliche Folge einer solchen exklusiven, durch viele Gene-

rationen währenden Inzucht: einen fest fixierten, ja erstarrten konservativen politischen Charakter, der vollständig unfähig ist, sich in veränderte äußere politische Verhältnisse zu finden und anzupassen, und darum auch als selbständiger Staat zu Grunde gehen mußte. —

„Der politische Gegenfüßler des Spartaners war der Athener. Er war es aber nicht nur in der Politik und in seinen politischen Charakteren, er war es auch, was für unsere Frage wichtig ist, in seinem Verhalten in Bezug auf die Blutmischung.

„Wie jedes alte Kulturvolk hielten die Athener in ihren politischen Anfängen das Inzuchtprinzip hoch; denn ohne engere Inzucht keine führende Kaste und ohne führende Kaste ist ein politisches Staatswesen undenkbar. Aber schon in den ältesten historischen Zeiten hören wir hier von Blutmischungen und zwar von einer Blutmischung, wie wir sie für die Züchtung beweglicher genialer Charaktere als die günstigste anerkennen müssen. Auch nach den Beobachtungen der Tierzüchter ergeben nämlich Kreuzungen von Varietäten, die in körperlichen und geistigen Charakteren sich nahe stehen, stets die besten Resultate.

„Als die dorische Wanderung in Griechenland im kleinen ähnliche Stürme hervorrief, wie später die große Völkerwanderung im weströmischen Reiche, flüchteten viele jonische aristokratische Familien, um ihre Freiheit zu bewahren, aus allen Teilen Griechenlands auf die attische Halbinsel, wo sie teils Aufnahme in den Demen fanden, teils sich an der von Athen ausgehenden Kolonisation der Inseln und der kleinasiatischen Küste des ägäischen Meeres beteiligten. Dieser starke Zufluß von stammverwandtem, bereits hoch kultiviertem und doch mit etwas verschiedenen Charakteren versehenem Blute war in der Folge von ähnlichem günstigen Einfluß und hatte in Bezug auf die Züchtung genial beweglicher, liberaler Charaktere dieselbe Wirkung, wie sie z. B. der Zufluß und die Vermischung des intelligenten Bluteinschlages hatte, der aus allen Teilen Deutschlands und Frankreichs infolge der Reformationsstürme und Verfolgung der Protestanten nach Holland geflüchtet war.

„Während also der spartanische Herrenstand von vornherein einheitlichen Blutes war und es auch fernerhin blieb, war die attische Aristokratie frühzeitig einer starken Blutmischung ausgesetzt, und wenn auch später bei ihr, wie bei jeder Aristokratie, die Inzucht in der eigenen Kaste Regel blieb, so nahm dieselbe nie eine so exklusive Form wie in Sparta an, um so weniger, als seit Solon das Privilegium der Geburt aufgehoben und auch dem Reichtum der Eintritt in die führende Kaste geöffnet wurde. Dadurch drang immer so viel bürgerliches Blut in die attische Aristokratie, daß dieselbe bei allem Vorwiegen des konservativen politischen Charakters doch immer von der schädlichsten Folge der engeren Inzucht, der Erstarrung der Charaktere, verschont geblieben ist.

„Auch im Volke war bis zur Reform des Kleisthenes die Inzucht in den einzelnen Demen vorherrschend. Aber die altgriechische Sitte, daß die

Kinder dem Stande des Vaters folgen, wurde in Attika niemals für längere Zeit aufgehoben, und darum haben stets zahlreiche Mischehen besonders mit Frauen aus den kleinasiatischen Töchter-Kolonien stattgefunden. Dieses Mischblut konnte dann bei der Kleinheit des Staatskörpers in wenigen Generationen seine günstige Wirkung ausüben. Wir sind natürlich über die Zahl dieser Mischehen nicht genau unterrichtet. Aber die Thatsache, daß nicht wenige der berühmten Athener, so Miltiades, Kimon, Themistokles, Alcibiades, Perikles, Thukydides, Kleisthenes, Antisthenes, Demosthenes keine Vollblutathener, sondern mütterlicherseits gemischten Blutes waren, ferner daß zur Zeit, als die ägyptische Getreidespende an Vollbürger verteilt werden sollte, fast der vierte Teil der Bürgerschaft nicht vollbürtig befunden wurde, läßt uns einigermaßen einen Schluß auf die Stärke des fremden Bluteinschlags thun, welcher sich fortwährend, wenn auch langsam, in den attischen Volkskörper ergoß. Doch hielten sich, wie wir sehen können, bis zu den Perserkriegen die konservativen und liberalen Charaktere das Gleichgewicht, und diese Zeit bildete auch die Blüteperiode des attischen Staatswesens. Den größten Einfluß auf die attische Blutmischung hatte aber die Reform des Kleisthenes. Dieselbe entfernte nicht nur alle Inzuchtschranken zwischen den einzelnen Demen, sie machte auch den Zutritt zu den führenden Aemtern allen Bürgern durch Wahl zugänglich und zugleich wurden viele Metoiken und Sklaven in den Bürgerstand aufgenommen. Nun schwankte, nachdem diese Blutmischung einige Generationen in Wirksamkeit war, das Zünglein der politischen Wage immer mehr auf die liberale Seite, und die Folge war der Sieg des demokratischen Prinzips.

„Anfangs waren die Folgen des Ueberwiegens der politischen liberalen Charaktere wegen der größeren Beweglichkeit der Geister und der Neigung des liberalen Charakters, den Fortschritt auf allen Gebieten des Staatslebens zu befördern und zu unterstützen, in Athen ebenso günstig, wie wir das überall beobachten können, wo der noch gesunde liberale Charakter zur Herrschaft kommt. Es war dies die Glanzperiode des attischen Staates und der Charaktertypus dieser Zeit hat seinen prägnantesten Ausdruck in Perikles gefunden, welcher selbst von mütterlicher Seite her Mischblut war und sich in zweiter Ehe auch mit der Milesierin Aspasia verheiratete.

„Mit Perikles schied der letzte ausgesprochen liberale Charakter aus dem politischen Leben, und nun begann das Zeitalter der Streber, der Sykophanten, kurz der charakterlosen Demagogen. Die Typen dieser politisch charakterlosen Endperiode des attischen Staatswesens waren ein Alcibiades und ein Kleon.

„Ebenso politisch charakterlos wie die Führer war das Volk. Es war die Zeit, von der Aristophanes im Pluto sagt:

‚Man muß ein Schurke werden, gottlos, heillos ganz und gar,
Wie jetzt in der Welt sich fortzubringen nötig scheint.‘

„... Während also der spartanische Staat an dem einen Extrem der Blutmischung seiner Bürger, an der exklusiven Inzucht und deren Folgen —

der Erstarrung der konservativen politischen Charaktere — zu Grunde ging, ging Athen an der politischen Charakterlosigkeit seiner Bürger zu Grunde, welche durch das andere Extrem einer fortwährenden Vermischung mit dem Blute der verschiedensten Charaktere hervorgerufen wurde ..."

„Auch in der römischen Republik," führt Dr. Reibmayr weiter aus, „war es hauptsächlich das Blut der zahllosen Freigelassenen, aus den bereits degenerierten, unterjochten Staaten des Ostens, welches nicht nur die konservativen Charaktere der Plebs, sondern auch, als die Inzuchtschranken zwischen Plebs und Aristokratie fielen, die Nobilität und das Patriziat in wenigen Generationen zu einer charakterlosen Masse verwandelte. Der Verfall der politischen Charaktere war hier nur um so rapider, als die Wirkung der ungünstigen Blutmischung noch durch die schädlichen Wirkungen des Reichtums und des Luxus unterstützt wurde."

Uebrigens könne man die Beweise für den Einfluß der Blutmischung auf den politischen Charakter einer Bevölkerung aus jedem Staate und jedem Stande beibringen:

„Die Bevölkerung der europäischen Staaten kann man auch heute noch in drei Stände einteilen: in den Adel, den Mittelstand und Bauernstand, wozu in den meisten industriellen Staaten noch ein vierter Stand — die Fabrikbevölkerung — kommt. In Bezug auf die Blutmischung herrscht im großen und ganzen im Adel und Bauernstand vorwiegend Inzucht und im Mittelstand und in der Fabriksbevölkerung Vermischung. Diesen Blutmischungsverhältnissen entspricht auch in der Regel der politische Charakter dieser einzelnen Bevölkerungszweige.

„Ueber die Inzucht des Adels dürfte wohl niemand im Zweifel sein und auch nicht über seinen durchschnittlich konservativen Charakter. Doch gelingt es heute dem Adel weniger als je, sich hermetisch vor Blutmischungen abzuschließen, und die Inzucht ist daher wohl überall eine vorwiegende, aber nirgends eine exklusive. Denn war schon im Altertum der Reichtum gewöhnlich der goldene Schlüssel, mit dem sich besonders die weiblichen Linien der unteren Stände die Inzuchtspforten der Adelskaste erschlossen, so ist dies heute mehr als je der Fall. Es dürfte heute wenige europäische adelige Familien geben, welche eine Ahnentafel von 32, geschweige denn von 64 oder 128 *echten* Inzuchtahnen aufzuweisen haben, was bei der Aristokratie des Mittelalters und Altertums gewiß sehr häufig war und bei einem Brahmanen und orthodoxen Juden heute noch eine gewöhnliche Sache ist ...

„Ein sehr interessantes Beispiel von dem Einflusse der Blutmischung auf den politischen Charakter beim Adel bietet uns *Bismarck*, — väterlicherseits altes Aristokratenblut. Seine Mutter war eine Bürgerliche und stammte aus der Leipziger Professorenfamilie *Menken*. Der politische Grundzug dieser Familie war, wie *Bismarck* selbst sagt, *stark liberal*. Neigte Bismarck vermöge seines väterlichen Erbblutes mehr zur konservativen Seite, so brachte

das liberale mütterliche Bürgerblut den genial beweglichen Zug in seinen politischen Charakter, so daß sich beide Richtungen im gesunden harmonischen Gleichmaß hielten. Diese erbliche Mischung in seinem politischen Charakter war auch die Ursache, daß ihn seine mehr konservativen Stammesgenossen für einen ‚Liberalen' und die extrem liberalen Parteien stets für einen ‚Junker' ausschrieen.

„Das vor Vermischungen mit anderen Ständen oder Rassen reinste Blut besitzt aber heutzutage nicht mehr der Adel, sondern das findet man nur mehr beim Bauern und zwar am sichersten bei der Bevölkerung hochgelegener Alpenthäler. Der Bevölkerungsstrom geht in den Bergen in der Regel, wie seine Bäche, von oben nach unten in die größeren Hauptthäler und vorgelagerten Ebenen hinaus, und wenn ein Rückströmen stattfindet, so ist es fast regelmäßig nur dasselbe Blut, welches aus Heimweh oder anderen Gründen wieder zurückkehrt. In der Regel heiratet ein Bauernbursche ein Mädchen aus seinem Thale, sehr selten aus einem benachbarten. In der Schweiz sehen die „Knabenschaften", wie man die Gemeinschaft der unverheirateten Burschen nennt, strenge darauf, daß kein fremdes Blut — und fremdes Blut heißt jedes Blut aus einem andern Thale — in das Thal hereinheiratet. Bei der geringen Zahl der Bewohner solcher Hochthäler (meistens nur mehrere Hunderte, selten über 1000—2000) sind in wenigen Generationen sämtliche Bewohner mit einander blutsverwandt und die Ahnenverluste müssen im Verlaufe der unzähligen Generationen hier geradezu enorm sein. Je größer aber die Ahnenverluste dadurch sind, daß ein und derselbe Ahne in der Ahnenreihe immer häufiger vorkommt, desto wirksamer muß die Fixierung der Charaktere, desto konservativer also wird eine solche Bevölkerung sein. Das kann man auch regelmäßig beobachten, ob man hierzu die Schweiz, Tirol, Schottland, Norwegen oder die Hochgebirgsthäler von Spanien oder Italien wählt. Ueberall findet man die Bewohner der am höchst gelegensten, dem Blutverkehr am schwersten zugänglichen Thäler am konservativsten; je größer die Thäler sind, je mehr Blutverkehr dieselben haben, desto weniger konservativ sind sie, wenn auch fast überall im Gebirge der Bauer wegen der vorherrschenden Inzucht noch konservativ bleibt.

„Es ist gewiß z. B. kein Zufall, daß zur Zeit der Reformation in der Schweiz die Urkantone, welche das reinste alemannische Blut hatten und wo nur Bauern und keine Städter waren, konservativ bei ihrer angestammten Religion blieben, während die großen im Innern und an den Grenzen gelegenen Städte und Kantone mit verschieden sprechender Bevölkerung, welche also am meisten auch gemischtes Blut enthielten, der liberalen Reformationsbewegung sich am frühesten und intensivsten anschlossen . . ."

„Der Mittelstand ist heute der Stand, wo die stärkste Blutmischung stattfindet, er wird hierin nur von der Fabrikbevölkerung und dem Proletariate, dem sogenannten vierten Stand, übertroffen. In den Mittelstand sinken regel=

mäßig die weiblichen Linien des finanziell zu Grunde gegangenen Adels zurück und steigen die talentierteren männlichen Köpfe aus dem Bauern- und Fabrikarbeiterstande auf. Dazu kommt, daß heute durch die riesige Zunahme des Verkehrs und die Leichtigkeit der Freizügigkeit, ferner durch Aufhebung aller jener Schranken, welche früher nicht nur Handel und Wandel, sondern auch den Blutverkehr hemmten, alle künstlichen und natürlichen Inzuchtschranken für diese Bevölkerungsstufe weggefallen sind. Solange noch die Städte im Mittelalter bis in die neuere Zeit ummauert, und die Bewohnerschaft in einzelne Kasten und Innungen eingeteilt war, dieselben in der Regel mit der ganzen Umgebung in immer mehr oder weniger feindlichem Gegensatz standen, solange herrschte auch in den Städten ein mehr konservativer Bürgersinn, der noch seinen prägnanteren Ausdruck in der führenden Inzuchts-Kaste, den erbgesessenen Patrizierfamilien fand. Heute ist die Blutmischung in den Städten, besonders den großen Fabrikstädten, so stark, daß die Eingewanderten fast regelmäßig an Zahl die in der Stadt Geborenen übertreffen, und auch der größere Teil des Besitzes und der Ehrenstellen der Städte nicht in den Händen erbgesessener Familien, sondern in solchen Eingewanderter ist. So rasch ist hier der Besitzwechsel und dementsprechend auch der Blutwechsel. Entsprechend dieser starken Blutmischung in den heutigen Städten, wo nicht nur das Blut aller Stände, sondern auch das der verschiedensten Nationen unter einander gewirbelt wird, ist der liberale politische Charakter der Städter überall vorherrschend. Ja in den Großstädten und Fabrikstädten, wo der Blutwechsel und darum auch die Blutmischung eine ungeheure ist, ist der politische Charakter der Bevölkerung nicht nur radikal liberal, sondern diese Bevölkerung kann in ihrer Majorität geradezu als politisch charakterlos bezeichnet werden.

„Eine solche Bevölkerung ist, da bei ihr alle in Inzucht-Ständen und -Kasten gezüchteten und vererbten religiösen, patriotischen und anderen Gefühle durch die starke Blutmischung nicht nur abgeschwächt, sondern geradezu abhanden gekommen sind, religiös indifferent, international und begeistert sich weder für eine konservative, noch liberale politische Idee, sondern nur für materiell sinnliche Interessen. Sie gleicht dem Blut-Chaos in Rom am Ende der Republik, für welches auch nur der Ruf „panem et circenses“ ein Interesse hatte und höchstens noch das Wahlfeld, wenn es etwas Klingendes eintrug. . .“

Man wird gut thun, diesen Ausführungen gegenüber die anderen den Charakter des Menschen bestimmenden Einflüsse, insbesondere die religiösen und sittlichen, nicht zu unterschätzen. Alle derartigen Spezialuntersuchungen sind ja auf gewisse Thesen zugespitzt und werden naturgemäß den zu beweisenden Gedanken besonders scharf hervortreten lassen, daneben vielleicht andere Momente weniger oder gar nicht berücksichtigen. Eine gewisse Einseitigkeit wird solchen Beweisführungen also immer anhaften. Mit dieser, eigentlich selbstverständlichen Einschränkung aber enthält die Studie des Dr. Reibmayr eine Fülle von Thatsachen und Beobachtungen, die jedenfalls zum Nachdenken zwingen, und aus

denen man mancherlei praktische Schlüsse, auch auf den Burenkrieg und seine Begleiterscheinungen, ziehen kann. Man braucht wahrlich noch nicht ins Horn des Materialismus zu stoßen, um die natürlichen Gesetze der Entwicklung und Vererbung anzuerkennen, ebenso wenig, wie man Materialist wird, wenn man den Einfluß des Körpers auf den Geist überhaupt feststellt. Welcher gewaltigen Einwirkungen, ja Umwirkungen Geist und Wille des Individuums ererbten Anlagen gegenüber fähig sind, das steht auf einem anderen Blatte und verdient ein besonderes Kapitel.

Solche Gegensätze, wie Spartaner und Athener, haben die deutschen Stämme wohl nicht gezeitigt, und doch haben sie nur zu oft ihr eigenes Blut verleugnet. Süd- und Norddeutsche im Reiche hegen vielleicht mehr Gegensätze als etwa gewisse niedersächsische Stämme in Norddeutschland einer- und die Holländer oder Buren andererseits. Welcher Norddeutsche aber würde dem Süddeutschen (oder umgekehrt) das deutsche Volkstum absprechen? Freilich, einen Zollbreit hinter dem schwarzweißroten Grenzpfahl wird vielen guten Deutschen die Sache schon zweifelhaft. Ob der Deutschböhme oder Tiroler auch wirklich ein waschechter Deutscher ist, darüber quälen ihn noch manche Skrupel und Zweifel. —

„... Zur Ehre der Menschheit sei hervorgehoben", schreibt Dr. Reibmayr, „daß ein derartig unterwürfiger politischer Charakter, wie er uns von den Heloten geschichtlich überliefert ist, dem Menschen niemals und nirgends von Hause aus angeboren ist, selbst nicht bei den auf niederster Stufe der Kultur befindlichen Völkern. Er ist stets ein künstliches Züchtungsprodukt wie der Charakter des Haushundes, der die Hand leckt, die ihn schlägt und quält." Das „künstliche Züchtungsprodukt" zugegeben — läßt es sich aber nur körperlich und nicht auch *geistig* züchten? Ich glaube, wir brauchen die Antwort nicht erst im grauen Altertum zu suchen ...

* * *

Von der Tiefe des Schmerzes gewisser patriotischer Kreise über den Ausgang des Burenkrieges zeugt eine Reihe rauschender und glänzender Festlichkeiten, bei denen wir uns wieder einmal höchstselbst unsere Größe und Herrlichkeit feierlichst bestätigt haben. Eher hätte man aus dem Festjubel unmittelbar nach der Niederwerfung der Buren schließen müssen, daß ein deutscher Stamm aus fremder Knechtschaft befreit worden, als daß er dem Untergange preisgegeben sei. Die Buren verschwanden plötzlich nicht nur von der Weltkarte, sondern auch aus den vorderen Spalten der Blätter, die ja nun mit wichtigeren Dingen gefüllt werden mußten. Wenn's nur ein Fest giebt, wo die lüsterne, in Devotion ersterbende Schaulust und die nicht minder lüsterne Kehle — diese nach zwiefacher Richtung — sich austoben können, der Anlaß ist gleichgültig — „Grund zum Trinken".

„... Es ist ein Unterschied", schreibt der „Hammer" (Leipzig, Th. Fritsch), „zwischen dem starken Glauben an das Leben mit seinen erhebenden Aufgaben und jener *wahllosen Vergnügtheit*, die alles schön findet, wie es eben

ist. Gerade der Optimist, der, von Idealen erfüllt, ernstlich auf große Ziele hinstrebt, der aufrichtig daran arbeitet, das Leben vollkommener und harmonischer zu gestalten, wird gegen die Irrtümer und Fehler der Gegenwart nicht blind sein. Er wird den Mut besitzen, sich die Mängel der umgebenden Welt eben so offen einzugestehen wie seine eigenen. Er wird mit vorschauendem und sorgendem Auge auch da schon das Heranwachsen von Gefahren entdecken, wo der Unbekümmerte sich noch durch den glatten Verlauf der Dinge und ihre schöne Oberfläche täuschen läßt.

„Wer in ein reiches Erbe eingesetzt ward und die Früchte aus dem Fleiße vergangener Geschlechter unumschränkt genießen darf, dem mag die Welt wohl im rosigen Lichte erstrahlen. Er braucht nicht kleinlich zu rechnen und kann das Füllhorn der ererbten Gaben ausschütten über glückliche Hände, und alle Zungen werden ihn preisen wie einen schenkenden Gott und seines Lobes sich nicht genug thun. Ihm ist das Leben ein großer Feiertag; die Freunde drängen sich ungezählt an ihn heran und sonnen sich im Strahle seines Reichtums und seiner Macht.

„Wie mißliebig muß da der ernste Mahner erscheinen, der aus der Menge die Stimme erhebt und den Schatten der Besorgnis über das fröhliche Festgepränge wirft. Ein unwilliges Zischen der genießenden Gäste wird ihn zur Ruhe verweisen, und der mächtige Erbe an der Spitze der Tafel wird einen zornigen Blick dorthin senden, von wo aus die fröhliche Harmonie der Feier zu stören gesucht wird. Seine Berater zur Rechten und Linken werden ihn leicht überzeugen, daß es ein grimmer Hasser und Neider sei, ein Feind ihres Herrn, der dessen Glück zu trüben trachte; — oder zum mindesten ein blöder Geist, der seine Zeit nicht verstehe und dem hohen Flug der Stunde nicht zu folgen vermöge. Und sie werden erreichen, daß sich das Ohr des Herrn um so hartnäckiger jedem Warner verschließt und ein erhöhter Festjubel die Neider verhöhnt . . .

„Unter der allgemeinen Sorglosigkeit aber werden die Feinde des Erbes still ihren Angriff rüsten; sie werden nach Lücken und Schwächen spähen, um im gegebenen Augenblicke das Verderben zu senden. In der darbenden, niederen Menge aber reifen angesichts der Gelage nur Haß und Neid; sie ist geneigt zu glauben, daß aller Prunk der Großen auf ihre Kosten gehe und die Polster für deren Ueppigkeit aus ihrer Haut geschnitten würden. So wächst im Untergrunde die Gärung und unheimliche Kräfte unterwühlen den Boden. Wenn schließlich die zechenden Gäste eines Tages nicht mehr so reich bewirtet und beschenkt werden können, als sie erwartet haben, wenn sie gegeneinander sich zurückgesetzt wähnen und die Mißgunst unter ihnen erwacht, dann ziehen sich einzelne mürrisch zurück, schlagen sich zu den Feinden und lauern auf Gelegenheit, um ihren Groll zu büßen . . .

„Der Kanzler hat in diesen Tagen sein Befremden darüber geäußert, daß es in Deutschland so viele unzufriedene Pessimisten gäbe, während doch

thatsächlich der Stand des Reiches im Vergleich zu anderen Großmächten ein vortrefflicher sei. Und der Kanzler hat recht. Es giebt wohl kaum einen europäischen Staat, der nicht an einem inneren oder äußeren Geschwür krankte, und in dieser Hinsicht kann das Deutsche Reich recht wohl einen Vergleich aushalten. Aber wir sind halt etwas verwöhnt. Wir lassen uns nicht daran genügen, ebenso gut oder ebenso schlecht da zu stehen wie die andern; wir möchten gern ein Muster und Vorbild sein. So waren wir es unter dem alten Kaiser und seinem Kanzler gewöhnt. Wir begnügten uns nicht, im Chore mitzutrollen, sondern wir beanspruchten eine führende Stimme. Damals ließ die Regierung sich nicht alle Verhältnisse in bedränglicher Weise auf den Leib rücken, um sie dann beschwichtigend, entschuldigend und nachgebend von sich abzuwehren, sondern sie führte den Staatskarren mit entschlossener Hand und vorschauendem Auge und zwang die anderen, ihm auszuweichen. Man hatte das Gefühl, daß wir vorwärts kamen, und man ging mit dem Vertrauen an sein Tagewerk, daß eine ernste, weitschauende Leitung in vornehmer Ruhe und Verschwiegenheit über das rechte Gedeihen des Ganzen wache. Und das Gefühl ist leider heute so manchem verloren gegangen, auch unter denen, die mit treuem Eifer das Ansehen der Krone wahren möchten.

„Sicher hat auch die heutige Regierung ihre bestimmten weit gesteckten Ziele, aber es scheint, daß sie für die allgemeinen nationalen Instinkte außer dem Wege liegen. Das treue Volk bemüht sich vergebens, diese Ziele klar zu erkennen, und die Regierung versäumt es, ihre Absichten deutlich zu machen. Die innigen Wechselbeziehungen zwischen Volk und Thron scheinen abgebrochen und beide stehen sich immer fremder und unverstandener gegenüber.

„Heilsam und gedeihlich dünkt uns dieser Zustand nicht. Zunächst erscheinen dem Volke die von unverstandenen Absichten geleiteten Handlungen der Regierung vielfach als eine Politik des Zurückweichens und Preisgebens. Wir hören immer wieder vom besten Geiste getragene Worte, aber wir vermissen die handfeste That . . .

„Nur einer steht bei alledem trauernd und verkannt bei Seite: der Deutsche, der so recht von Herzen ein Deutscher sein will. Er versteht diesen Lauf der Dinge nicht und sieht sich überall stiefmütterlich zurückgesetzt, während alles, was undeutsch ist, sich besonderer Gunst zu erfreuen scheint . . .

„. . . Wo liegt das Ziel? Will Deutschland in aller Stille wirtschaftlich die Welt erobern, während es politisch sich nachgiebig, ja schwach gebärdet? . . . Und kann der wirtschaftliche Gewinn — wenn er wirklich erreicht würde, einen Ausgleich bieten für den Verlust an innerer Harmonie und Geschlossenheit des Volkes? Ja, können diese finanziellen Eroberungen überhaupt eine Stärkung des Staates bedeuten? Was kann der Staat als solcher gewinnen, wenn die Privatkapitalien einzelner noch

weiter ins Ungemessene wachsen? Besitzen wir lediglich den Ehrgeiz, den amerikanischen Milliardären auch einige deutsche entgegensetzen zu können? Und muß diesem Ziel das ganze Volk mit all seinen Idealen geopfert werden? —

„Ferner aber fragen wir uns: Sind die Großkapitalisten wirklich zuverlässige Stützen des Thrones? Soweit unser geschichtlicher Blick in die Vergangenheit zurück reicht, bekundet er uns das Gegenteil. Mit der Ueberhandnahme der Geldwirtschaft und dem Anwachsen der Großkapitalien ging Macht und Ansehen des Staates immer in die Brüche. Das Großkapital ist die Krystallisation des ausbeuterischen Egoismus, ein roher Götze, der keine anderen Götter neben sich duldet. ‚Der Finanzmann trägt den Staat, wie der Strick den Erhängten' — pflegte Talleyrand zu sagen . . .

„Und ist es wirklich möglich, die Lebensprinzipien eines großen Staates jählings ins Gegenteil zu verkehren? Ein gesunder Staat ist ein Organismus und als solcher den ewigen Lebensgesetzen alles Organischen unterworfen. Kein Organismus aber kann eine plötzliche Umkehrung seiner Lebensbedingungen ertragen. Jeder Baum geht ein, den man jäh in anderen Boden verpflanzt und ungewohnter Witterung aussetzt. Hier gilt es, die ewigen Gesetze mit Ehrfurcht und heiliger Scheu zu wahren."

Widerlegen läßt sich's ja nicht, was ein Deutscher sich hier vom deutschen Herzen herunter schreibt. Aber man kann's verlachen, verhöhnen und — totschweigen. „Ehrfurcht und heilige Scheu vor den ewigen Gesetzen" — fromme Wünsche! Heute gilt ein anderes Evangelium. „Jede Nähnadel mehr", zitiert der „Hammer" aus Albrecht Wirths „Volkstum und Weltmacht", „jedes neue Streichholz wird als ein Gewinn für das Vaterland gefeiert; jedes neue Syndikat im In- und Auslande, jede Anlage mit deutschem Gelde als ein nationaler Sieg: Das ist das neue Evangelium. Noch nie ist die Botschaft vom Mammon in so heuchlerischem Gewande verkündet worden. Daß ein Börsenspekulant einige Flaschen Champagner mehr trinken kann und daß ein neuer Schornstein die Luft verpestet, das soll zu Nutz und Frommen des deutschen Volkes sein? Die Kulturlosigkeit der Arbeiter-Tingeltangels und der Protzengelage will als Gipfel unseres Volkstums gelten. Das Anfertigen eines Knopfes, der Verkauf eines Hosenträgers wird zum erhabenen Lebenszweck. Wahrlich, der Aberglaube des Orients, daß nur Geld allein Macht bedeute, ist über uns gekommen."

Diesem Aberglauben sind aber auch die Buren zum Opfer gefallen, er kann vielleicht als der letzte und tiefste Grund gelten, weshalb kein Staat einen Finger für sie gerührt hat: der Bann des Mammons hielt alle im Schach, die „Ehrfurcht und heilige Scheu" vor dem „ewigen Gesetz" der großkapitalistischen Entwicklung, das orthodoxe Dogma des neuen Evangeliums. Und aus einem neuen Evangelium muß auch der deutsche Generalfeldmarschall Graf Waldersee geschöpft haben, als er in Vertretung des deutschen Kaisers die englische

Kriegsführung in Südafrika als eine „humane“ pries. Auf Grund des alten Evangeliums hat die ganze christliche Welt jene Kriegsführung als eine abscheuliche und ruchlose verurteilt. Auch der Begriff der Humanität bedarf eben einer zeitgemäßen, dem kapitalistischen Dogma angepaßten Reform.

* * *

. . . König Albert von Sachsen, der soeben im Frieden mit Gott und der Welt Heimgegangene, war auch schon längst kein zeitgemäßer Fürst mehr. Er war ein ganz unmoderner Monarch, redete wenig, that aber im Stillen um so mehr Gutes. Noch auf dem Sterbebette machte er von dem schönsten Vorrecht der Fürsten Gebrauch, Gnade zu üben, bis die Feder, mit der er sein zitterndes „A“ mühsam unter die Gesuche zeichnete, der müden Hand entsank. Seinem bescheiden gütigen Charakter lag alle Ruhmredigkeit fern, und so dürfte seinem Andenken eine schlichte, stille Huldigung vor seinem Grabe mehr entsprechen, als laute Lobpreisungen, an denen es ja auch nicht gefehlt hat. Er hat sich ein Denkmal im Herzen seines Volkes, ja in dem aller deutschgesinnten Deutschen errichtet und das genügt für uns altmodische Leute. Was er für die Einigung des Reiches gethan, bleibt ebenso unvergessen, wie seine mannhafte Gerechtigkeitsliebe, mit der er z. B. den Lippeschen Erbfolgestreit, ohne Rücksicht auf mögliche Verstimmungen und „höhere Wünsche“ entschied. Alles, was er als Herrscher that, that er ganz still und sacht, als selbstverständliche Pflicht, und ganz still und sacht ist er auch aus dem Leben gegangen. Solche Fürsten hat der Deutsche immer in Ehren und Liebe gehalten, er verstand sie, wie er sich von ihnen verstanden fühlte, ohne daß es zwischen beiden vieler Worte bedurfte.

Und so sehen wir — „fallen Blatt um Blatt“. Das neue Grün, das sich entfaltet hat und weiter entfaltet, giebt noch nicht überall den einst gewohnten Schutz und Schatten. Manches Wetter wird wohl noch über deutschem Volke niedergehen und von jedem einzelnen die Bethätigung der eigenen Kraft erzwingen, bis die bösen Geister der Uebergangszeit, in der wir leben, gebannt sind und eine neue Reichsherrlichkeit sich zu dauerndem und beständigem Schirme über uns wölben kann. Dann aber, so hoffen wir, wird im Schatten der deutschen Reichseiche schön wohnen sein.



Pierre Puvis de Chavannes.

Zu unserer Kunstbeilage.

Wer das Pantheon zu Paris besucht, wird von den bunten, theatralisch bewegten Fresken von Bonnat und Jean Paul Laurens überrascht auf einige friedlich-stimmungsvolle Wandbilder blicken: es sind das die Scenen aus dem Leben der heiligen Genoveva, der Schutzpatronin von Paris, die wir der Hand Puvis de Chavannes verdanken. Zunächst befremdet die große Schlichtheit der Darstellung, das Gedämpfte der Farbe, doch wird in dem tiefer blickenden Beschauer bald die Erkenntnis aufsteigen, daß hier gerade das Richtige für die Wanddekoration geschaffen wurde, und daß eine vollendete Harmonie zwischen Architektur und bildnerischem Schmuck besteht. Er wird in dem Künstler mit Recht eine eigenartige, selbständige Individualität vermuten.

Geboren 1824 zu Lyon, hat sich Pierre Puvis de Chavannes frühe von der Kunstübung, die zur Zeit, da er seine Studien begann, noch im Banne der Romantiker stand, losgelöst und somit vom Einfluß seines Lehrers Delacroix befreit. Er begann mit zäher Energie eigene Ziele zu verfolgen, die ihn schließlich zu einer gänzlichen Umgestaltung der offiziell üblichen Wandmalerei führten. Dreißig Jahre lang ist er ein Einsamer gewesen. Jahrzehntelang mußten seine Werke in den „Salon des refusés“ wandern, den Napoleon III. allen verkannten Genies neben den großen Jahresausstellungen eröffnete, und wo sie sich allerdings durchaus nicht in schlechter Gesellschaft befanden, denn die bedeutendsten Führer der modernen Malerei, die Courbet und Manet, waren dort ständige Gäste. Jahrzehntelang hat die Kritik eine Flut von Spott auf ihn ausgegossen. Nur dank seiner pekuniären Unabhängigkeit, fast wie ein vornehmer Amateur, durfte er so stetig und so selbstgetreu seine Ziele verfolgen.

Die Stadt Amiens war die erste, die seinem Streben durch den Erwerb der beiden Darstellungen tiefen, wahren Menschentums: „Krieg“ und „Friede“ für das Museum der Picardie Anerkennung zu teil werden ließ; sie wurde belohnt durch drei weitere herrliche Panneaux, die der Künstler nun für Amiens schuf, „Arbeit“, „Ruhe“ und „Ave Picardia nutrix“, eine Verherrlichung jenes fruchtbaren Landes.

In den großen Wandgemälden, die er, seitdem es ihm verstattet war, seine ersten Versuche auf ihren Eindruck hin an mächtigen Wandflächen zu prüfen, zur Hauptaufgabe seines Schaffens machte, und deren Grundbedingungen sich in seinem Geiste zu immer bestimmteren logischen Gesetzen formulierten, beruht seine schöpferische Stärke und seine hohe Bedeutung für die Zukunft. Puvis de Chavannes, der sich in einsamem Ringen erfüllt hatte vom Geist der früh-italienischen Freskenmalerei, insbesondere der Sieneser Schule und der mittelalterlichen Teppichweberei, erblickte seine höchsten Ziele in der Verwirklichung einer Wandmalerei, die sich harmonisch an die Farbe des Gesteins und an die Rhythmik der architektonischen Linien anschließt. Eine solche Malerei hatte, nach ihm, die lebendige Natur voll zu erfassen, aber sie dergestalt auf einfache einheitliche Formen und Farben zurückzuführen, daß sie zwar immer noch wahr, aber niemals aufdringlich erscheint. Denn Bilder, so begründete er, die bestimmt sind, während langer öffentlicher Zeremonien betrachtet zu werden, oder dem Publikum

tagtäglich inmitten des Großstadttreibens entgegenzutreten, sollen ausruhen, nicht aufregen. Sie sollen sich durch kein zu stark pulsierendes Leben, keinen äußeren Effekt aufdrängen; sie sollen die Wände beleben, nicht aber sie unterbrechen wie Fenster, durch die man wieder ins Leben hinausschaut.

Puvis de Chavannes wählte, um diese Grundsätze zu verwirklichen, Stoffe, die allen Zeiten und allen Menschen gleich verständlich sein mußten; dem Beispiel der alten Freskenmaler folgend, suchte er ein die Menschheit einendes Element auf. Jene fanden es im religiösen Stoffgebiet, er in dem Ringen und Streben der Menschheit nach Erhöhung des Daseins, im Adel durch die Arbeit, in der Verherrlichung von Kunst und Wissenschaft. Er löste seinen Stoff von allem zeitlich Zufälligen los und hielt nur die großen harmonischen Grundlinien des Daseins, die der ganzen Menschheit gemeinsamen Züge fest. Zu diesem Herauslösen und Festhalten des Typischen gelangte er durch stetige, streng logische Vereinfachung der Natur. Zehn, zwanzig Zeichnungen zu ein und derselben Gestalt legen Zeugnis von diesem unabläßigen Suchen und Abstrahieren ab. Immer einfacher und doch immer charakteristischer wird seine Darstellung; immer harmonischer schließt sich die Einzelfigur der geistigen Sprache des ganzen Bildes an. Jede Gestalt wird von ihm mit Hinblick auf eine dekorative und geistige Einheit entworfen. Ihre individuelle Schönheit soll in der Schönheit des Ganzen aufgehen, ihre Geistesäußerungen sollen sich mit dem geistigen Gehalt des Stoffes verschmelzen. Die gleiche Synthese waltet bei der Farbengebung vor. Auch die Farben werden stetig vereinfacht und harmonisch zusammengestimmt; Einklang mit der Farbe des herrlichen architektonischen Rahmens ist der alles durchdringende Grundton. Die Landschaft ist bei dem Künstler die Hauptträgerin der malerischen Stimmung. In großen Linien und ruhigen breiten Flächen gehalten, zeigt sie vorwiegend helle, zarte Farbentöne; meist überzittert sie ein silbernes Grau oder ein mildes, warm goldenes Leuchten. Eine seiner unfehlbarsten Wirkungen weiß er durch den Zauber des Geheimnisvollen zu erzielen, der uns oft in seinen Gemälden geradezu fasziniert. Er erreicht ihn durch das so einfach erscheinende Mittel, Anfang oder Ende einer landschaftlichen Einzelheit wegzulassen, eine Frucht langen Sinnens und tiefen dichterischen Schauens. Er legt ferner die Horizontlinie hoch, beschränkt den Himmel auf einen kleinen Raum und giebt uns zwischen dunklen, kronenlosen Baumstämmen hindurch große erhebende Ausblicke in unübersehbare Weiten.

Bis zu den Bildern von Amiens ist des Künstlers Schaffen ein unabläßiges Suchen nach sich selbst. Und als er seine Aufgabe erkannt hat, ringt er heiß um die Mittel, sie auch zu erfüllen; in seinem Atelier muß er sich vorwärts tasten; sein Bruder stellt ihm einmal die kleinen Wandflächen seines Landhauses zu Experimenten zur Verfügung. Wie eine Offenbarung wirken für ihn die großen Mauerflächen zu Amiens. Sie belehren ihn über alles, was seinen Bildern noch fehlt. Von da ab ist ein ungeheuerer Aufschwung im Schaffen, eine immer größere Beherrschung der Wirkungsmittel bemerkbar.

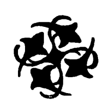
Des Künstlers volle Reife zeigen seine Schöpfungen für Marseille, „Marseille, die Pforte des Orients“; für den Kunstpalast zu Lyon „Der heilige Hain der Musen und Künste“, die „christliche Inspiration“ und die „antike Vision“. Zu gleicher Zeit entstand eine Reihe von Tafelbildern, darunter jenes ergreifende Symbol der Armut, „Der arme Fischer“, im Luxemburg-Museum. Reich an

Ideen- und Stimmungsgehalt, zielen auch diese Bilder auf Abstraktion und Stilisierung des Lebens hinaus, es sind gleichsam Fresken im kleinen, die unter den Wirklichkeitsausschnitten einer modernen Galerie befremdend wirken. Nicht hier vermag der Meister in seiner ganzen Größe zu uns zu sprechen.

Paris hat seine Bedeutung erst spät erkannt, durfte aber, als es ihn endlich mit großen dekorativen Aufgaben betraute, die reifsten Früchte seines Genius ernten. Er schuf dort für das Stadthaus die Panneaux „Sommer“ und „Winter“; das große Halbrundbild „Die Sorbonne“ im Festsaal der Universität gleichen Namens und endlich das „Leben der heiligen Genoveva“. Bis zu seinem 1898 erfolgten Tode arbeitete er an diesen schlicht und innig empfundenen legendarischen Darstellungen. Nach Vollendung des weihevollen Schlußbildes, „Die heilige Genoveva wacht über das schlafende Paris“, hat er den Pinsel nicht wieder berührt.

Die Werke des Künstlers bestehen zumeist in großen Panneaux auf Leinwand, die später auf die Wandflächen ihres Bestimmungsorts aufgezogen wurden. Mehrere derselben sind leider über den Ozean gewandert. Drei Jahre vor dem Tode des Meisters beauftragte ihn die Leitung der Stadtbibliothek zu Boston mit einem Riesengemälde; 1896 waren die Kartons dazu in der mächtigen Treppenhalle des damaligen Marsfeldsalons ausgestellt, ein trefflich geeigneter Ort, um die einheitliche Wirkung ihrer schlichten Größe voll zu erfassen; sie hinterließen einen tiefen Eindruck von wahrer Monumentalität. In dem oberen Teile begrüßen ideale Frauengestalten das Genie als Bringer des Lichtes. Acht Einzelbilder darunter bieten die bukolische, die epische und die dramatische Dichtung, ferner die Geschichte, die Astronomie, Chemie, Physik und Philosophie; sie schließen sich als Episoden der Gesamtidee an. Virgil, am heiteren Flußgestade seine Eklogen ersinnend (das erste dieser Teilbilder, das auch unsere Abbildung wiedergiebt), und der gefesselte Prometheus, von den Okeaniden beklagt (dramatische Poesie), gelangten zu besonders eindringlicher Wirkung. Hier wird ein schlichtes Pathos idealer Erhabenheit durch das großartige Zusammenfließen der Einzelfiguren mit der heroischen Landschaft erzielt.

Puvis de Chavannes ist, obwohl er niemals den Boden des wirklichen Lebens, die treueste Anlehnung an die Natur außer acht läßt, ein großer Idealist. Er hat es verstanden, alle Bethätigungen der Menschen in tief symbolischen ewigen Zügen festzuhalten, und dadurch hat er aller menschlichen Arbeit, auch der bescheidensten, ein bleibendes Denkmal gesetzt. Er predigt Ruhe, Harmonie, heitere Schönheit, Hoffnung und Läuterung des Menschengeschlechtes in der Sprache eines abgeklärten Geistes. Und alle, die sich in sein Werk vertiefen, erhalten in so hohem Grade den Eindruck des Friedens, daß man vom Meister kurz nach seinem Tode sagte: „Er, der den Frieden mit fortnimmt.“ Er hat zugleich eine Kunst geschaffen, die führend in die Zukunft weist, indem er für die Wandmalerei Grundsätze fand und zurückeroberte, deren die murale Dekoration unserer Tage auf das dringendste bedarf. **A. Brunnemann.**



Briefe.

B. C., M. — K. v. F., L. — L. S., D. — J. M., H. a. S. — L. F., F. i. Br. — A. J., B. — P. K., B. — J. K., O. — F. L., L. — C. S., W. — H. H., E., Post A. — M. L., B. — H. N., P. i. B. — M. S., B. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

A. B. i. M. M. Aus den mitgesandten Gedichten spricht poetisches Empfinden, eine besondere dichterische Eigenart läßt sich aus ihnen freilich nicht erkennen. Nochmals verbindlichsten Dank für Ihre freundliche Kundgebung und Gruß!

G. K., W. i. R. Besten Dank für Ihre freundl. Zuschrift. Das Zeitungsdeutsch richtet allerdings fast noch mehr Verwüstung an als das Kanzleideutsch, trotz Wustmanns Werkchen „Allerhand Sprachdummheiten". Freundlichen Gruß!

G., B. — W. H., B. b. R. (O.). Herzlichen Dank für den freundlichen Ausdruck Ihrer Zustimmung.

Türmerfreund in G. Die Kunde von dem „welterschütternden Ereignis", das der freundlichst übersandte Zeitungsausschnitt der Welt von Gelsenkirchen und Umgegend mitteilt, soll auch dem weiteren Kreise der Türmerleser nicht vorenthalten bleiben. Ihr Blättchen schreibt: „Gelsenkirchen, 21. Juni. Am Mittwochabend entstieg dem 9,19 Uhr hier ankommenden Schnellzuge Hannover-Köln Generalfeldmarschall Graf Waldersee dem Speisewagen, ging in den Wartesaal der 3. Klasse und trank ein großes Glas Bier für 15 Pfg., worauf er nach Köln weiterfuhr." Man weiß da in der That nicht, was welterschütternder ist: daß der Graf einen Wartesaal dritter Klasse besucht, oder daß er ein „großes Glas Bier für 15 Pfg." getrunken hat!

O. S., G.-W. Verbindlichen Dank für den Zeitungsartikel. Wenn der Verfasser am Schlusse fragt: „Und was wird der gute Deutsche für seine herzliche Anteilnahme an dem Geschick der Buren ernten? Nun das, was er immer in der Weltgeschichte geerntet hat!" — so könnte man füglich mit größerem Rechte fragen, was denn die deutsche Regierung für ihre England-Freundlichkeit geerntet habe? Auf den übrigen Gedankengang mit den völlig schiefen geschichtlichen Vergleichen zwischen der Teilnahme an dem Geschick der blutsverwandten Buren und der Polenbegeisterung &c. lohnt es wirklich nicht, näher einzugehen. Er ist nachgerade sattsam oft widerlegt worden, scheint sich aber in manchen Köpfen derart fixiert zu haben, daß da jeder „Vorschlag zur Güte" ergebnislos abprallt. Besten Gruß!

A. R., W. (H.) Sie haben den Ausdruck „schulmäßig-trocken" in der Kritik von Dr. F. Knauer (Maiheft, S. 187) leider ganz falsch verstanden. Der Ausdruck hat mit Volksschule und Schulunterricht überhaupt nichts zu thun. Er bezieht sich vielmehr auf die Art der alten Gelehrtenschulen, mit einer Pedanterie ohnegleichen schriftlich oder mündlich Fragen der Wissenschaft zu erörtern. Warum zeigen gerade so viele Vertreter des Volksschullehrerstandes diese nervöse Empfindlichkeit, wenn es sich um längst historisch gewordene Begriffe wie „schulmeisterlich" oder dergl. handelt? Fällt es denn einem Vertreter des Gelehrtenstandes ein, sich persönlich getroffen oder in seiner Standesehre verletzt zu fühlen, wenn von „Gelehrtendünkel", oder der Beamtenschaft, wenn von „subalterner Gesinnung", des Kaufmannsstandes, wenn von „Krämerseelen", des Handwerkerstandes, wenn von „handwerksmäßig" mit der Nebenbedeutung des Schablonenhaften und Kunstwidrigen die Rede ist? Oder auch selbst des auf Wahrung seiner Berufsehre doch gewiß bedachten Offiziers, wenn er den „patenten" oder „schneidigen" Leutnant karikiert sieht? Das echte Selbst- und Standesbewußtsein sollte von solcher Empfindlichkeit nichts wissen. Also nichts für ungut und freundl. Gruß!

L. R., Karlsruhe. Nach den augenblicklich geltenden Bestimmungen ist eine Verbindung von Französisch und Geschichte für Oberklassen und dazu Englisch zur Erlangung eines Zeugnisses ersten Grades ausreichend. Zur Geschichte gehört Geographie für Mittelklassen als Ergänzungsfach. Diese Bestimmungen sollen aber, wie man hier hört, demnächst einer Vereinfachung unterworfen werden. Sobald die neue „Prüfungsordnung für das höhere Lehramt" im Druck erschienen ist, besorgt sie jede Buchhandlung. — Was die zweite Frage betrifft hinsichtlich der „Verwendbarkeit des so ausgestatteten Kandidaten im Staatsdienst", so ließe sich darüber sehr viel sagen. Augenblicklich herrscht bekanntlich allgemeiner Lehrermangel und wird noch einige Jahre herrschen, bis dann wieder eine Ueberfüllung eintritt. Innerhalb dieser nächsten 4—5 Jahre wird ein mit guten Zeugnissen aus-

gerüsteter Kandidat wohl bald zu einer festen Stellung kommen. Freilich scheint das Angebot für neue Sprachen jetzt rasch stärker werden zu wollen. Man muß aber diese Frage der Auswahl der Fakultäten noch von einer anderen Seite betrachten — ganz abgesehen natürlich von der persönlichen Neigung für irgendwelche Studien. Wer Französisch, Englisch, Geschichte hat, wird an einem Gymnasium niemals fest auf ein Ordinariat rechnen können. Dazu gehört Latein, Griechisch, vor allem Deutsch. In der selbständigen Führung einer Klasse liegt aber erst das eigentlich Befriedigende des gesamten Unterrichtens. Wer jene Fakultäten am Gymnasium hat, wird mit seinem Unterricht durch alle Klassen verzettelt, indem er in jeder Klasse doch nur 2—3 (höchstens Französisch 4) Stunden zu geben hat. Die englischen Stunden liegen auch meist sehr unbequem außerhalb des Unterrichtes. Am Realgymnasium und vollends an der Oberrealschule liegt die Sache natürlich anders. Wer hier angestellt wird, kann mit jenen Fakultäten auch ein Ordinariat bekommen, obschon die meisten Direktoren wohl den bevorzugen werden, der auch noch Deutsch hat. Germanistik und Englisch gehören ja aber doch überhaupt zusammen! — Sie müssen sich also zunächst klar darüber werden, in welchem Betrieb Sie einst am liebsten mitarbeiten möchten, dann mögen Sie sich überlegen, ob Sie nicht doch Deutsch zur Grundlage nehmen wollen. Endlich muß man sich nicht verhehlen, daß viele Fakultäten immer von Vorteil sind, sowohl für die Anstellung, als auch weil sie den Einblick in das übrige Getriebe der Schule und ein einflußreiches Mitwirken in den gemeinsamen Beratungen ermöglichen.

W. Bar. S., S. pr. R., K. Ihren Ausführungen liegt das Mißverständnis zu Grunde, daß der Artikel „Bücher und Kritik" im Maiheft des T. von W. Henckel herrühre. Der Verfasser ist aber Leo Tolstoj und Henckel nur der Uebersetzer. Immerhin verdienen Ihre Ausführungen erwogen zu werden. Sie schreiben, daß der Verfasser des Artikels unmöglich objektiv urteile, wiewohl er doch für eine völlig „uneigennützige, parteilose, kunstverständige und kunstliebende Kritik" plaidiere, wenn er z. B. den Grafen Alexis Tolstoj als „gekünstelten und prosaischen Versemacher" auffasse und in einem Atem mit dem angekränkelten Epigonen und Dekadenten Nadson nenne; wenn er alle anderen russischen Dichter außer Puschkin, Lermontow und allenfalls noch Gogol als Makulatur bezeichne. Sachen wie Maikows „Wer ist er", Nekrassows „Melancholie"-Sammlung und „Wer hat es in Rußland wirklich gut" würden keinem Puschkin zur Schande gereichen. „Gar nicht zu reden von Alexei Tolstoj, der leider auch in seiner Heimat zu wenig Anerkennung gefunden hat; dort ist öfters schon die Richtung des Dichters wenigstens offiziell ausschlaggebender für seine Würdigung gewesen, als sein Talent. A. Tolstoj ist ein selbständiger und kraftvoller Dichter. Als Dichter der historischen Ballade ist er in Rußland unübertroffen. Auch zeugen allein schon seine trefflichen Uebertragungen ins Russische, der ‚Braut von Korinth' und des ‚Gott und die Bajadere' von Goethe, die er in Goethes Geist russisch eher wiedergegeben, als übersetzt hat — daß er mehr als ein ‚prosaischer Versemacher' war. — Eine Fakultät der Kopenhagener Universität hatte vor einigen Jahren einen Preis für das Thema: ‚A. Tolstojs Weltanschauung und Dichtung' ausgeschrieben. Ich glaube nicht, daß man Bierbaum u. dgl. Variété-Dichtern, denn das sind die prosaischen Versemacher, die Ehre anthun würde, sich so weit mit ihnen zu beschäftigen." — In diesem Punkte haben Sie unbestritten recht: mehr als alle unsere Ueberbrettl-Dichter zusammen bedeutet ein Alexei Tolstoj denn doch. Verbindlichsten Gruß.

S. R., Gr. L. — Einsam. Die freundlichen Anregungen sind wohl durch die inzwischen erschienenen Tagebücher als erledigt zu betrachten, mehr vielleicht aber noch durch die Ereignisse der letzten Zeit. Besten Dank und Gruß!

„Münster F. H." Verbindlichen Dank für das freundliche Interesse. Der Anzeigenteil des T.s liegt völlig außerhalb der Thätigkeit und Verantwortlichkeit des Herausgebers. Er wird selbständig von der Verlagshandlung geleitet, die dabei zwar mit aller gebotenen Vorsicht verfährt, aber natürlich nicht in der Lage ist, jede ihr zugehende Anzeige auf ihren Wert oder gar auf ihre politische oder religiöse Tendenz zu prüfen. Die bloße Ankündigung eines litterarischen oder sonstigen Erzeugnisses im Anzeigenteil des T.s gestattet also noch keinerlei Schlüsse auf die Stellung, die der Türmer diesem Erzeugnisse gegenüber einnimmt. Daß sich der Herausgeber auch noch um die geschäftlichen Anzeigen kümmern sollte, wäre doch wohl etwas zu viel verlangt. Er bekommt sie in der Regel nicht eher zu Gesicht, als die andern Leser auch, d. h. mit dem fertig gedruckten Hefte. Für den Ausdruck Ihrer freundlichen Gesinnungen ist Ihnen der T. aufrichtig verbunden. Weitere Mißverständnisse werden nun wohl ausgeschlossen sein.

J. G., G. Herzlichen Dank für Ihre freundliche Kundgebung. Da sie gewisse grundsätzliche Fragen berührt, muß sich der T. eine ausführlichere Antwort für eines der nächsten Hefte vorbehalten. Inzwischen ergebensten Gruß.

W. S. in B. Auch Ihnen heute nur einen herzlichen Dank für das freundliche Schreiben, auf das der T. noch zurückkommen wird.

Herrn Ferdinand Avenarius, Herausgeber des Kunstwarts, Dresden-Blasewitz. Trotz Ihrer großartigen Erklärung, daß der Türmer und ich für Sie „erledigt" seien, fahren Sie in Ihren Unterstellungen fort und behalten sich noch weitere Versuche vor, mir die publizistische Ehre abzuschneiden. Daß Sie dabei den Sinn der an Sie gerichteten Briefkastennotiz im Aprilheft des Türmers für Ihre Zwecke — entstellen, wo es doch so leicht war, durch wörtlichen Abdruck der entscheidenden **vier Zeilen** jedes Mißverständnis auszuschließen, daß Sie ferner die ganze Ihnen zu teil gewordene Abfertigung sowohl Ihrer „sachlichen" Gründe, wie auch Ihrer persönlichen Kampfesweise den Lesern Ihres „Kunstwarts" von Anfang bis zu Ende nach eigenem berühmten Muster gewissenhaft — unterdrücken, kann mich nach dem Vorhergegangenen bei Ihnen nicht mehr befremden. Wenn Sie aber nach alledem den kläglichen Versuch machen, mich durch persönliche Anwürfe zu einer Beleidigungsklage zu drängen, so überschätzen Sie das Maß von Achtung, das ich Ihren Praktiken auch bei mildester Beurteilung entgegen zu bringen in der Lage wäre. Ich glaube, Ihnen meine Meinung deutlich genug gesagt zu haben. Hoffen Sie, vor Gericht sich rehabilitieren zu können, so steht es Ihnen ja frei, dessen Hilfe anzurufen. Meinerseits mit Ihrem Gebaren, durch das Sie sich nur selbst gezeichnet haben, ohne äußersten Zwang auch noch die Gerichte zu bemühen, hieße ihm eine unverdiente Ehre erweisen. Wer sich solcher Mittel bedient wie die Ihrigen, hat das Recht verwirkt, als ehrlicher Gegner bekämpft zu werden. Sie werden nun wohl einsehen müssen, warum ich Sie bei Ihrem durchsichtigen Versuch, die verlorene Sache auf das Gebiet persönlicher Beleidigungsklagen hinüberzuspielen, nicht unterstützen kann. Ich bin auf weitere Zudringlichkeiten von Ihrer Seite durchaus gefaßt, thun Sie, was Sie nicht lassen können. In welche Kategorie aber ich sie verweisen werde — und mit mir wohl jeder, der den Sachverhalt nicht nur aus Ihrer künstlerischen Darstellung kennt, — darüber können Sie nun nicht mehr im Zweifel sein.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin W., Wormserstraße 3,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** u. s. w.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Aeußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Beilage zum TÜRMER IV. Jhrg. Heft 11



Peeter Brueghel pinx. Photogravure Bruckmann

KIRMES



IV. Jahrg. August 1902. Heft 11.

Der fossile Mensch und Affe.

Von

Dr. E. Dennert.

In Haeckels „Welträtseln“ S. 99 findet sich folgende Behauptung: „In den letzten beiden Decennien sind gut erhaltene, versteinerte Skelette von Halbaffen und Affen in ziemlicher Zahl entdeckt worden; darunter befinden sich alle die wichtigen Zwischenglieder, welche eine zusammenhängende Ahnen-Kette von den ältesten Halbaffen bis zum Menschen hinauf darstellen.“

Angesichts dieser kecken Behauptung, der zufolge Haeckel von der „sicheren historischen Thatsache“ redet, „daß der Mensch zunächst vom Affen abstammt“ (S. 97), verlohnt es sich, einmal die fossilen Glieder dieser „zusammenhängenden Ahnen-Kette“ näher ins Auge zu fassen. Ich thue dies im Nachfolgenden zunächst an der Hand der Darstellung Zittels (Handbuch der Paläontologie I. Abt. IV. Band. 1892 S. 685 ff.), also eines unserer bedeutendsten Kenner der fossilen Lebewelt. Er scheidet sachlicher Weise die Ordnung der Primaten in drei Unterordnungen: 1) Halbaffen, 2) Affen, 3) Menschen (bei Haeckel gehört der Mensch direkt zu den Affen, als Familie oder gar Gattung derselben).

Die Halbaffen haben ein eigentümliches Gebiß und Hinterfußgelenk. Darnach kennt man nur eine echte ausgestorbene Gattung (Megaladajus). Manche Reste aus dem Tertiär stimmen in Schädel- und Skelettbau mit den Halbaffen überein, aber im Gebiß mit ihnen nicht mehr als mit den Affen. Zittel teilt die Halbaffen in fünf Familien, von denen zwei durch jene fossilen Reste aus dem älteren Tertiär gebildet werden. Von diesen beiden ist die eine nach Zittel eine „unvollkommen bekannte Familie". Von den anderen hat man, abgesehen von einigen Gattungen, die entweder auf ganz dürftigen Ueberresten beruhen oder ungenügend charakterisiert sind", neun Gattungen unterschieden, von denen fünf nur je eine Art haben; und von diesen sind von einer (Laopithecus Marsh) nur Unterkiefer, von einer anderen (Caenopithecus Rütimeyer) gar nur die oberen Mahlzähne bekannt, von einer dieser Gattungen sagt Zittel, daß sie wohl mit einer der anderen identisch ist. Von den übrigen vier hat eine zwei, eine andere drei und die beiden letzten je fünf Arten. Bei allen zeigt sich hinsichtlich der Deutung mehr oder weniger Unsicherheit; davon, daß sie Abstammungsreihen darstellen, ist ganz und gar keine Rede, geschweige denn von einer Zwischenordnung zwischen Halbaffen und Affen. Offenbar genügt für Haeckel der Umstand, daß die fossilen als Halbaffen angesprochenen Reste im Schädelbau den Halbaffen und im Gebiß den Affen gleichen, um sie zu Uebergangsformen zu stempeln. Das nennt man dann natürliche Systematik!

Wie steht es nun mit den fossilen echten Affen?

Sie werden in vier Familien eingeteilt. Von allen „existieren auch fossile Ueberreste, doch nur in spärlicher Zahl und meist unvollständiger Erhaltung" (S. 703). Von jenen vier Familien bilden die „Krallenaffen" und die „Cebiden" die den Menschen fernstehenden „Breitnasen". Eine Gattung der ersteren ist in zwei brasilianischen Arten fossil vertreten. Die fossilen Reste der Cebiden „beweisen, daß die platyrhinen Affen (Breitnasen) in Süd-Amerika entstanden sind und sich dort bis auf die Jetztzeit als selbständiger Seitenzweig der Affen weiter entwickelt haben" (S. 704). Aus dem älteren Tertiär stammen zwei Gattungen, drei andere, die noch heute leben, kommen auch in diluvialen Knochenhöhlen vor, und weitere drei sind auf „ganz dürftigen Resten basiert".

Das ist der gegenwärtige Stand unsrer Kenntnis der fossilen Affen Amerikas. Wir weisen nachdrücklich darauf hin, daß Amerika keine menschenähnlichen Affen besitzt (weder lebend noch fossil); und daß von den „Breitnasen", die es dort nur giebt, ganz unmöglich der Mensch abzuleiten ist, das wird wohl selbst der Phantasie Haeckels kaum möglich sein. Daher gähnt also in Amerika zwischen den Affen und den Menschen eine völlig unausgefüllte Kluft.

Die „Schmalnasen" haben zwei Familien. Von diesen stehen die „Hundsaffen" den Menschen ganz fern. Die im Tertiär „von Europa und Asien vorkommenden fossilen Formen schließen sich ziemlich eng an noch lebende Gattungen an" (S. 705). Drei Gattungen sind nur fossil, drei andere auch noch lebend bekannt. Von Uebergangsstufen wird gar nichts berichtet.

Uns interessieren natürlich am meisten die sog. „Menschenaffen", weil sie dem Menschen am nächsten stehen. Von den fossilen Vertretern steht Pliopithecus, von dem man übrigens nur Unterkiefer und Oberkiefer-Mahlzähne kennt, dem noch lebenden Gibbon „so nahe, daß die generische Unterscheidung sehr zweifelhaft erscheint" (S. 709). — Von Dryopithecus sind zwei Unterkiefer und ein Oberschenkel bekannt, er schließt sich an die höchststehenden Menschenaffen an, doch wurde seine Aehnlichkeit mit dem Menschen, „wie Gaudry überzeugend nachgewiesen, bedeutend überschätzt" (S. 709); nach dem genannten Forscher steht dieser Affe dem Menschen erheblich ferner als der Schimpanse. Andere diesem Affen zugeschriebene Reste sind zweifelhaft. Aus Ost-Indien wird ferner ein Kiefer (Palaeopithecus) beschrieben, der dem Schimpanse ähnlicher sein soll als dem Orangutan, während sich letzterem wieder mehr ein ebenda gefundener Backenzahn nähert.

Zu diesen Affenresten, die Zittel anführt, kommt nun noch aus jüngster Zeit der berühmte Pithecanthropus erectus, den Dubois, ein holländischer Arzt, auf Java gefunden hat. Er entdeckte im September 1891 12—15 m unter der Erdoberfläche einen Zahn, einen Monat später 1 m stromaufwärts ein Schädeldach und im August 1892 15 m stromaufwärts einen Oberschenkel, später noch einen Zahn. Das ist alles! An der Zusammengehörigkeit der drei Reste zu zweifeln, hält Dubois für thöricht, doch sagt er nicht, wie der Oberschenkel sich verhältnismäßig so weit von Schädel und Zahn entfernt haben soll. Jedenfalls giebt es Forscher, welche diese Zusammengehörigkeit noch leugnen.

Was zunächst den zuerst gefundenen Zahn anbelangt, so ist er der dritte Mahlzahn des rechten Oberkiefers, also ein „Weisheitszahn". Er wurde zuerst einem dem Schimpansen nahestehenden Affen zugeschrieben. Vom menschlichen Zahn unterscheidet er sich durch Größe, Rauheit der Kaufläche und Rückbildung von Höckern. Vom Schädel ist nur das Dach erhalten, es ähnelt am meisten dem des Schimpansen oder des Gibbon, ist aber weit größer als letzterer. Den Oberschenkel würde jeder beim ersten Blick für den eines Menschen halten, doch zeigt er bei genauer Untersuchung einige Verschiedenheiten, Abweichungen, die beim Menschen nie vorkommen. Es scheint aber so, als wäre er zum Aufrechtgehen geeignet gewesen.

Auf dem Zoologischen Kongreß zu Leyden 1895 ist der Pithecanthropus eingehend besprochen worden, seither ist er von mehreren Anthropologen u. s. w. untersucht worden, und das Ergebnis ist heute etwa folgendes: Für einen Menschenaffen halten ihn zehn, nämlich: Virchow, Krause, Waldeyer, Ranke, Kollmann, Selenka, von Zittel, Ten Kate, Branco, Klaatsch; für einen Menschen halten ihn sieben, nämlich: Turner, Cunningham, Keith, Lydekker, Martin, Matschie, Topinard; für eine Zwischenform endlich halten ihn auch sieben, nämlich: Dames, Manouvrier, Marsh, Nehring, Verneau, Petit und Schwalbe. Also, von 24 Forschern halten ihn nur 7, mithin noch nicht 1/3 für die berühmte und

gesuchte Zwischenform. Wilser endlich kommt zu dem Ergebnis, daß der Pithecanthropus nicht ein Bindeglied zwischen Affe und Mensch, sondern zwischen Mensch und dem gemeinsamen Vorfahren von Mensch und Affe sei. „Stammvater der lebenden Menschen ist er jedoch nicht, sondern nur der Vertreter einer früheren Welle, eines ausgestorbenen Seitenastes, der uns von der Beschaffenheit unserer richtigen Vorfahren eine gute Vorstellung giebt."

So gehen also die Meinungen über den berühmten Fund noch weit auseinander, und nichts berechtigt heute, mit Sicherheit sich für die eine oder andere Ansicht endgültig zu entscheiden, zumal das, was man fand, denn doch auch zu geringfügig ist, um darauf so schwerwiegende Schlüsse aufzubauen.

Wie aber stellt sich nun Haeckel zu dem Pithecanthropus? Erst in seinem neusten Werk: „Aus Insulinde" hat er wieder über die Menschenaffen das Wort ergriffen und sich auch wieder über die genannten Reste ausgelassen. Mit Genugthuung weist er darauf hin, daß er schon 1866 die Existenz der Uebergangsform behauptet und sie mit dem nun von Dubois aufgenommenen Namen „Pithecanthropus" belegt habe. Sodann erklärt er hinsichtlich der gefundenen Reste, „daß die Deutung derselben als Ueberreste eines wirklichen Mittelgliedes zwischen den älteren Menschenaffen und den ältesten Urmenschen jetzt von fast allen sachkundigen Naturforschern angenommen ist". — Dies ist wieder einmal eine von den luftigen Behauptungen Haeckels, die der Wahrheit geradezu entgegengesetzt sind. Man vergleiche nur meine obige Aufzählung, die übrigens nicht von mir, sondern von Wilser herstammt und die neuste ist, die man besitzt. Haeckel wird sich freilich angesichts derselben damit helfen, daß er von den 24 Forschern nur die 7 für „sachkundig" erklärt, die seiner Meinung sind. Man kennt das!

Das ist nun also unser Material von fossilen Affen und auf dieses hin erklärt Haeckel, daß wir „alle die wichtigen Zwischenglieder kennen, welche eine zusammenhängende Ahnen-Kette von den ältesten Halbaffen bis zum Menschen hinauf darstellen". Und angesichts dieser Behauptung erklärt er es dann weiter als eine „sichere historische Thatsache", daß der Mensch zunächst vom Menschenaffen abstammt.

Das ist so ein Beispiel von Haeckels Gewissenhaftigkeit (eine eingehende Darstellung derselben findet man in meiner Schrift: „Die Wahrheit über Ernst Haeckel". Halle a. S. 1901), die noch in einem ganz besonderen Lichte erscheint, wenn man bedenkt, daß er so wie in den „Welträtseln" nur spricht, wenn er weiß, daß er fast nur ein Laienpublikum vor sich hat, während er ganz andere Saiten den Fachgenossen gegenüber aufzieht, die ihn kontrollieren können.

Man lese nur z. B. nach, was Haeckel in seiner „Systematischen Phylogenie" III. S. 618 und S. 633/34 sagt, und wie er da kein Wort von einer „zusammenhängenden Ahnen-Kette" verliert. Im Gegenteil, er betont dort, daß er das große Gewicht, welches von Laien oder von einseitig gebildeten Spezialforschern (die müssen immer herhalten, wenn es sich um Gegner Haeckels

handelt) auf den Nachweis solcher „fossiler Menschen" und „Uebergangsformen vom Affen zum Menschen" gelegt wird, nur teilweise anerkennen könne. Die vergleichende Anatomie und Entwicklungsgeschichte soll dagegen alles thun.

Doch dieser Exkurs nur nebenbei, immerhin wirft er ein interessantes Schlaglicht auf Haeckels „Welträtsel".

Nach dem bisher Gesagten ist es nun also mit dem paläontologischen Nachweis der Ahnen von den Halbaffen bis zum Menschen hinauf nichts. Doch nun steigt die weitere Frage auf: wie steht es denn mit dem fossilen Menschen? Haben wir von ihm genügend Reste, um von ihnen aus etwa die in Frage stehenden Beziehungen zwischen Mensch und Affe aufzuklären? Zur Beantwortung dieser Frage wenden wir uns an einen Forscher, der als unverdächtiger Zeuge seitens der Affenverwandtschaft-Schwärmer angesehen werden wird, nämlich an den Zoologen und Darwinianer Prof. Klaatsch in Heidelberg. Dieser veröffentlichte neuerlich in Merkel-Bonnet's „Ergebnissen der Anatomie und Entwicklungsgeschichte" IX. Bd. 1900 S. 421 ff. eine bemerkenswerte Zusammenfassung unserer bisherigen Kenntnisse des fossilen Menschen unter dem Titel: „Die fossilen Knochenreste des Menschen und ihre Bedeutung für das Abstammungs-Problem".

Klaatsch beginnt im Gegensatz zu Haeckel mit der Klage, „daß unsere Kenntnisse vom fossilen Menschen gegenwärtig noch sehr dürftige sind", tröstet sich aber damit, daß die Paläontologie eine noch junge Wissenschaft ist. Thatsächlich sind ja die Funde fossiler Menschenreste allerdings erst jüngeren Datums. Der erste wichtige Fund ist der aus dem Neanderthal bei Düsseldorf 1856. Man einigte sich aber weder über das Alter der Schichten, in denen der Schädel gefunden wurde, noch über seinen Charakter. Er hatte eine niedrige flache Stirn und über den Augenhöhlen mächtige Wülste. Virchow erklärte ihn für pathologisch.

Glückliche Umstände machten bald Frankreich zum „klassischen Land prähistorischer Forschungen", es ist reich an Knochenfunden und Kunsterzeugnissen des Diluvial-Menschen, offenbar deshalb, weil Frankreich nicht wie Deutschland von den Eiszeiten heimgesucht wurde. Mit letzterer ist eine bestimmte geologische Marke für die Altersbestimmung fossiler Menschenreste gewonnen. Die ältesten unanfechtbaren Spuren menschlicher Thätigkeit gehen in Deutschland jener großen Vereisung voraus, so die bei Taubach (zwei Backenzähne), oder folgen ihr, so die an der Schussenquelle (bearbeitete Tierknochen oder Feuersteine). Gleichaltrig sind die Spuren in Frankreich. Ob letztere in das Tertiär (d. h. die dem Diluvium vorhergehende große geologische Erdperiode) reichen, wagt Klaatsch auch nur mit einem „Vielleicht" zu beantworten.

Mit der Frage nach dem fossilen Menschen hängt also die Eiszeit-Frage eng zusammen.

Die Ursachen der sog. Eiszeiten sind uns unbekannt. Neumayr sucht die sie bedingenden klimatischen Veränderungen durch Verschiebungen der Erd-

achse zu erklären, die dann periodisch erfolgt sein müssen, da sie sich auch hinsichtlich der Eiszeiten-Perioden erkennen lassen. Es giebt wenigstens drei; die letzte war weniger mächtig als die ihr vorhergehende. Auch vor dem Tertiär scheint es solche Zeiten allgemeiner Vergletscherung gegeben zu haben, wenigstens glaubt man aus der Steinkohle Moränenbildungen zu kennen. Man versteht darunter jene Ablagerungen, welche an den Seiten u. s. w. der Gletscher entstehen. Während der Tertiärperiode herrschte auf der nördlichen Halbkugel ein subtropisches Klima, das zeigen die vielen fossilen immergrünen Gewächse, sowie Palmen, Feigen u. s. w., die hinauf bis nach Grönland vorkommen. Am Ende des Tertiärs beginnen die Eiszeiten, und mit ihnen das „Quartär", d. h. unsere Zeit, und zwar zunächst das „Diluvium". Man teilt dies in drei „Glacial"-Zeiten ein, die durch zwei „Interglacial"-Zeiten getrennt sind. Die Zeit seit dem letzten großen Rückgang der Gletscher wird auf 20000 Jahre berechnet.

Die Eismassen bedeckten die alte und neue Welt weithin, in jener reichten sie bis zum 50., in dieser bis zum 40. Breitegrad. Die von Norden kommenden Gletscher hatten in Norddeutschland eine Mächtigkeit von 500 m, sie reichten bis zum Harz, während die Alpengletscher sich über die voralpine Hochfläche hin ausdehnten, es blieb also zwischen beiden nur ein schmaler Streifen übrig (das heutige Mittelgebirge). Nur in den Schichten der Interglacial-Zeiten lassen sich natürlich menschliche Reste erwarten, sie unterscheiden sich von den Moränen-Ablagerungen der Eiszeiten dadurch, daß man von ihnen die durch Wasser erfolgte Schichtenbildung erkennen kann; aus ihren organischen Resten ersieht man gewisse Klima-Schwankungen (so z. B., daß Nord-Deutschland damals eine ganz nordische Flora hatte) und die Spuren menschlicher Thätigkeit. In der letzten Zeit hat man aus südlicher Vegetation der Interglacial-Zeit auf die Rückkehr des subtropischen Klimas geschlossen. Als Zeitgenossen des Menschen erscheinen gewaltige Säugetiere: Elefanten- und Rhinozerosarten, Rentier u. s. w.

Die von Eis verschonten Gegenden zeigen nun in weiten Flußthälern und auf Hochflächen große Löß-Ablagerungen, d. h. feine gelblich-braune Massen mit viel Quarz und Kalk, sowie mit Feldspat und Glimmer, ohne Schichtung, Landschnecken enthaltend. Daraus folgt, daß sie nicht durch Wasser entstanden sind, vielmehr nimmt man an, daß sie durch Gletscherstürme angeweht wurden. Sie sind nun besonders günstig für wertvolle Funde jener großen Säugetier- und Menschenreste.

Man unterscheidet eine ältere und eine jüngere Lößbildung, die beide durch Fluß-Ablagerungen (von mächtigen Abflüssen der Gletscher) getrennt sind. Die ältere entspricht der ersten Interglacial-Zeit, sie enthält die ersten sicheren Menschenreste. Jene Fluß-Ablagerungen bilden an den Thalabhängen Terrassen (Schottern, d. h. Steinbrocken, Sand, Lehm) mit angeschwemmten Tierresten. Den drei Eiszeiten entsprechen derartig im Rheinthal drei Schotterablagerungen.

Wichtig ist sodann für die Erforschung des fossilen Menschen die Kenntnis der Pflanzen- und Tierwelt des Diluviums; nach ihnen läßt sich am besten das Alter der Schichten bestimmen. Besonders interessant sind die genannten Säugetiere von riesiger Größe, namentlich Flußpferd und Rhinozeros, die den Klimawechsel nicht überstanden, während die Schweinearten zu Haustieren wurden, ebenso wie z. T. die Nachkommen von Urochs und Wiesent. Gemse und Steinbock folgten den Gletschern in die Alpenregion. Auf den Riesenhirsch und die elefantenartigen Tiere machte der Mensch des Diluviums Jagd und das Renntier benutzte er als Zugtier. Gewaltige Raubtiere, Löwen, Hyänen und löwenartige Katzen waren seine Feinde und der Hund schon damals sein Hausgenosse.

Die Bearbeitung der Steine zu Werkzeugen zeigt eine deutliche Stufenfolge, so daß man von mehreren Perioden der Steinzeit reden kann.

Wie steht es aber nun mit den bisher aufgefundenen Knochenresten fossiler Menschen?

Klaatsch bespricht zuerst die Schädel, und hier naturgemäß den ersten derartigen Fund vom Neanderthal. Er ist länger als der Schädel der heutigen Menschen, aber ebenso breit und dabei niedriger, er hat eine niedrige, „fliehende" Stirn mit mächtigen Wulsten über der Augenhöhle. Hieraus schloß man auf die niedrige Stufe des Menschen, dem er etwa angehörte. Der Schädelinhalt ist ziemlich bedeutend: nach Schaaffhausen 1220 ccm, also über dem geringsten Maße heutiger niedriger Rassen.

Klaatsch hält diesen Schädel für den einer „uralten Rasse des Menschengeschlechts". Virchow hält ihn für den Schädel eines Idioten und wies auf das Vorkommen ähnlicher Schädel heutzutage hin, z. B. findet sich bei den Friesen eine ähnliche Stirnform.

Bedeutsam sind die beiden Schädel aus der Grotte von Spy in Belgien, sie fanden sich unter einer Schicht von Kalktuff in gleicher Höhe mit einer Schicht von zahlreichen Feuersteinwerkzeugen und Tierresten (besonders Elefant, Rhinozeros, Höhlenbär, Hyäne). Der sorgfältige Erforscher des ganzen Fundes, Fraipont, schließt aus dem letzteren, daß die Menschen von Spy am Eingang der Grotte gestorben sind, sie diente ihnen als Wohnung, auf dem Boden fanden sich Küchenabfälle.

Die Schädel erinnern „frappant" an den Neanderthal-Schädel. Ebenso ist es mit einigen anderen Schädeln, bei anderen genügen die vorliegenden Untersuchungen nicht, um die Frage zu entscheiden.

An der Grotte von Engihout bei Engis, im Thal der Meuse nahe Lüttich, fand Schmerling schon 1833 mit andern Knochen und Feuersteinmessern Schädelreste. Der Entdecker glaubte an Negerähnlichkeit, aber selbst Huxley sprach hinsichtlich desselben von einem „geradezu klassischen Profil". — Wichtig sind ferner die Cro-Magnon-Schädel aus Südfrankreich, die vom Ende der Eiszeit stammen, vielleicht sind sie noch älter. Die bei ihnen gefundenen Kulturgegenstände zeugen von einem „nicht gering entwickelten Kunstsinn jener Menschen".

Klaatsch fährt dann fort: „**Dann möchten wir noch mehr die Fähigkeiten jener Paläolithiker** (d. h. **Menschen der älteren Steinzeit) bewundern, welche in Materie und Plastik zum Teil wirklich künstlerisch schöne Darstellungen von Mammut, Rentier, Pferd, ja sogar von Menschen selbst** (**weibliche Statuette Piette**) **hinterlassen haben. Mit dieser vorgeschrittenen geistigen Stufe harmoniert die Beschaffenheit der bisher bekannt gewordenen Schädel, welche sich den besten Typen der Gegenwart würdig zur Seite stellen können**".

Mir sind jene künstlerischen Bestrebungen der alten Steinzeitleute stets noch aus einem besonderen Grunde als höchst bewundernswert erschienen, nämlich deshalb, weil sie mit so außerordentlich rohen Werkzeugen, wie es die Feuersteinmesser waren, arbeiten mußten. Ein moderner Mensch versuche doch einmal, mit einem solchen nach der Natur ein Pferd u. s. w. auf einen Knochen zu zeichnen!

Jene zitierte Stelle von Klaatsch ist im höchsten Grade bemerkenswert; denn sie beweist, daß am Ende der Eiszeit, ja vielleicht noch früher, schon Menschen lebten, „welche sich den besten Typen der Gegenwart würdig zur Seite stellen können". Die von Klaatsch abgebildeten Schädel von Cro-Magnon und Solutré bestärken uns in dieser Meinung. Diese Schädel sind dolichocephal (d. h. Langschädel), der von Cro-Magnon hat eine Kapazität von mindestens 1590 ccm. Diese entspricht derjenigen der heutigen Menschen, während die der menschenähnlichen Affen 420 (Schimpanse) bis 500 (Gorilla) ist. **Diese Zahlen sprechen Bände.**

Klaatsch fragt weiter: „Wohin aber weist uns dieser niedere Zustand der Menschheit? Stand der Chelléen-Mensch (der vierte Chelléen-Typus bezeichnet die älteste Form der Feuersteinmesser) den Anthropoiden näher? Zeigt er überhaupt speziell auf eine andere jetzt existierende Tierform zu beziehende Merkmale?" Er sucht die Frage durch Vergleichung mit den Schädeln jener Formen zu beantworten, die heute „als nächste Verwandte des Menschen" gelten. Da ist natürlich vor allem der berühmte Pithecanthropus von Dubois zu beachten (s. oben).

Klaatsch gelangt hinsichtlich des Neanderthalers zu dem Ergebnis, „daß derselbe eine niedere, spezifisch ausgebildete Vorstufe des Homo sapiens sei, daß aber keine Annäherung desselben an die Anthropoiden (d. h. Menschenaffen) besteht. Den Pithecanthropus halte ich ebenfalls für eine Parallelform des Menschen, aber nicht für seinen Vorfahren."

Des weiteren bespricht Klaatsch die Reste von Unterkiefern, die natürlich zur Vervollständigung des Schädelbildes nötig sind; wenn nur mehr vorhanden wären! Bemerkenswert ist der heftige Streit um den Unterkiefer der Schipkahöhle in Mähren: Virchow erklärte ihn für den eines Riesenkindes, Schaaffhausen für den eines Menschenaffen. Klaatsch bemerkt: „Die hierbei zu Tage

tretenden Differenzen sind geradezu typisch für die Möglichkeit verschiedener Beurteilung fossiler Menschenreste." Wir nageln dies hier fest als kennzeichnend für den Wert, den vielfach diese Deutungen haben.

Auch hinsichtlich der Kiefer kommt Klaatsch zu dem oben gekennzeichneten Ergebnis: der Neanderthaler „nahm auch hinsichtlich der Kieferbildung eine niedere Stufe ein, aber diese verweist uns nicht auf die Affen, sondern auf allgemein niedere Zustände, deren Charakteristikum ein negatives — das Fehlen des Kinnes — ist".

Auch aus den Zähnefunden läßt sich Wesentliches nicht schließen. Vom Rumpfskelett sagt Klaatsch, „daß wir auf diesem Gebiete noch nicht einmal mit der Erkenntnis begonnen haben". Auch vom Oberarm der fossilen Menschen wissen wir wenig. Der des Neanderthalers ist „sehr abweichend vom Menschenaffen".

Für die Spy-Menschen giebt Fraipont an, daß die Knochen des Arms durchaus nicht länger sind als bei den heutigen Menschen, sie bleiben sogar hinter den heutigen Negern zurück. Man beachte, daß die bedeutende Länge der Vordergliedmaßen ein charakteristisches Kennzeichen der Menschenaffen ist. Von Elle und Speiche einiger Funde wird eine stärkere Krümmung berichtet, als heute gewöhnlich beobachtet.

„Vom fossilen Handskelett wissen wir nichts." Klaatsch (S. 479) schließt diese Betrachtung mit den Worten: „der einzige Schluß, den wir vorläufig ziehen können, ist, daß der Homo Neanderthalensis keine langen Anthropoiden-(Menschenaffen-)Arme besaß."

Mit unserer Kenntnis der fossilen unteren Gliedmaßen steht es nicht besser. „Völliges Dunkel herrscht über die Prähistorie des Fußskelettes." Dies ist deshalb von außerordentlicher Wichtigkeit, weil die Fußbildung beim Menschen ganz anders ist als beim Affen.

Das ist alles, was wir über unsere Kenntnis des fossilen Menschen sagen können. Was schließt nun Klaatsch daraus? Er erörtert in einem Schlußkapitel „den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Herkunft des Menschen von einer niederen Form".

Klaatsch hält die Erkenntnis dieser Herkunft für „vollkommen gesichert". Er meint, dazu bedarf es nicht des Auffindens fossiler Menschenreste und der geforderten Uebergangsformen, wer das nicht anerkennt, bekunde „sachliche Unkenntnis, mangelhafte biologische Ausbildung und irgend einen Rest von mittelalterlich-religiöser Befangenheit".

Das klingt ganz nach Haeckel, den Klaatsch sonst bekämpft. Es sind aber leere Ausflüchte; denn z. B. Männern wie Virchow und Ranke wird er dies nicht vorwerfen können.

Für Klaatsch ist der Mensch eine „zentrale Primatenform" mit primitiv erhaltenen Gliedmaßen und mächtig entwickeltem Gehirn; er läßt ihn direkt an der Wurzel des Säugetierstamms entspringen. Bei nochmaliger Prüfung der

fossilen Menschenreste tritt ihm „vor allem das Ergebnis hervor, daß diese keine Annäherung an die Affen in dem Haeckelschen Sinne verraten". — Wenn er sodann sagt: „das Gemeinsame ist nur der Ausdruck für die gleiche, sehr weit zurückliegende Quelle", so ist dies auch nicht ganz richtig, denn es giebt, wie Eimer nachwies, gleiche Objekte, die doch aus verschiedenen Quellen stammen.

Das „Moment der Menschwerdung" kennzeichnet Klaatsch durch den Gebrauch von Feuersteinwerkzeugen. Ich bezweifle dies; denn dieser Gebrauch setzt schon einen hohen Grad von Intelligenz voraus. „Die mächtige Gehirnentwicklung der Vormenschen muß eine uralte Sache sein, denn nur durch diese sind ihnen alle jene Umbildungen erspart geblieben, die den anderen Säugetier- und Primatengruppen durch den Kampf ums Dasein aufgezwungen worden sind."

Wenn der Vormensch im Tertiär auch ein volles Haarkleid besaß, so war dies doch kein Affenmerkmal. Der Neanderthaler war ein Durchgangsstadium zum neuen Menschen, seine Verstandeskräfte waren schon hoch, doch in anderer Richtung als heute entwickelt; denn die Kämpfe mit den Tieren der Vorzeit setzen Kraft, List und Gewandtheit voraus.

* * *

So weit Klaatsch! Was ist dazu zu sagen? Wohlthuend wirkt seine unparteiische exakte Darstellung der fossilen Menschenreste; auffallend aber ist seine unexakte dogmatische Schlußfolgerung. Nach allem sind doch die vorliegenden Reste sehr gering und von „Zwischengliedern" und „zusammenhängenden Ahnenketten" kann keine Rede sein. Klaatsch verwahrt sich ja auch bestimmt gegen Haeckels Phantasien und stellt fest, daß ein Zusammenhang zwischen Mensch und Affe nach den bisherigen Ergebnissen nicht bewiesen ist. Dagegen fordert nun Klaatsch doch den Zusammenhang zwischen Mensch und Tier und wirft, seine sonstige Sachlichkeit leider verlassend, den Gegnern dieser Ansicht „Unkenntnis" und „mittelalterlich-religiöse Befangenheit" vor.

Nach dem, was uns heute vorliegt, ist es denn doch wohl einem wirklich exakt und folgerichtig denkenden Forscher nicht so ganz zu verargen, wenn er den genetischen Zusammenhang zwischen Mensch und Tier noch bezweifelt, den systematischen Zusammenhang wird keiner antasten. Aber Sprache und Geisteskraft unterscheiden nun einmal den Menschen von allen Tieren, und wenn man sonst alle Merkmale bei Beurteilung des systematischen Zusammenhangs in Betracht zieht, so ist nicht einzusehen, weshalb man diese den Menschen vor allen Tieren auszeichnenden Merkmale außer acht lassen sollte. Sagt jemand: sie werden ja auch sonst in der Zoologie nicht in Betracht gezogen, so erwidere ich: eine Sprache hat kein Tier und in ihren Geisteskräften stehen sie sich alle näher als dem Menschen.

Ich finde aber auch bei Klaatsch selbst keinen zwingenden Grund für den genetischen Zusammenhang zwischen Mensch und Tier, im Gegenteil sein Beispiel zeigt klassisch, wie dogmatisch und voreingenommen die Descendenztheoretiker oft denken.

Einmal sagt Klaatsch nämlich, daß die Auffindung fossiler Menschenreste und der Uebergangsformen zwischen Mensch und Tier ganz unnötig sei. Die gemeinsame Herkunft ergebe sich „aus allen Errungenschaften der Biologie, der Physiologie, der Histologie, der Entwickelungsgeschichte, der Anatomie". Andererseits aber sollen die jetzigen Tiere, wie er es bestimmt ausspricht, durchaus nicht die Ahnen des Menschen darstellen; kommt nun noch hinzu, daß die früheren Tiere auch nicht, wie er zugiebt, den genetischen Zusammenhang erkennen lassen, so hängt dann doch die ganze Frage in der Luft.

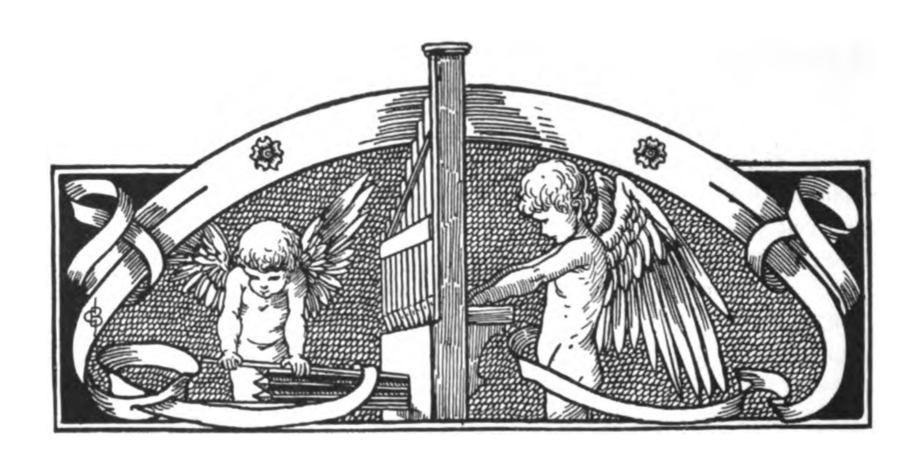
Was in aller Welt können uns denn Anatomie, Biologie und Physiologie, ja, selbst die Individual-Entwicklung von der Herkunft des Menschen nachweisen? Sie zeigen doch immer nur seine systematische Stellung auf, nichts weiter. Daß aber systematische Stellung und Herkunft nicht dasselbe ist, das giebt doch Klaatsch selbst zu, indem er die jetzt lebenden Tiere nicht für Durchgangsstufen des Menschen hält, sondern für beide nur eine gemeinsame Quelle annimmt. Diese ist und bleibt dann also hypothetisch, und es ist ungerecht, über diejenigen zu spotten, die nun einmal gewohnt sind, exakt zu forschen und nicht ins Blaue hinein unbeweisbare Dogmen aufzustellen.

Man verstehe mich nun aber recht: ich glaube, daß in der Ansicht von Klaatsch ein sehr berechtigter Kern liegt, ja, ich muß gestehen, daß seine Ausführungen sich in gewisser Linie mit meinen eigenen descendenztheoretischen Gedanken decken; ja, seine Worte sind mir sogar höchst wertvoll, um aus ihnen eine reinliche Abscheidung des Menschen von der Tierwelt zu folgern. Was ich aber an ihm tadle, das ist die Art und Weise, wie er die Gegner behandelt, und sein Dogmatismus; denn aus diesem, wie wir ihn der Darwinschen Aera verdanken, hat er sich noch nicht herausheben können, ebensowenig, wie aus dem unglückseligen Darwinismus selbst.

Wenn wir Descendenztheoretiker sein wollen, — und ich habe es oft genug ausgesprochen, daß ich persönlich es bin — dann müssen wir uns vor allem dessen bewußt sein, daß wir damit auch Dogmatiker sind und daß unsere in der Hinsicht aufgestellten Sätze lediglich Glaubenssätze sind und kein unerschütterliches Wissen ausdrücken.

Erst von diesem allein berechtigten Standpunkt aus kann man die ganze Frage sachlich und unbefangen behandeln, und es ist zu wünschen, daß die Naturforscher mehr und mehr ihn einnehmen möchten. Vorderhand sind viele noch daran gehindert durch die Nachwehen der Darwinschen Epoche.





Aus Seb. Bachs Lehrjahren.

Ein musikalisches Kulturbild

von

Karl Söhle.

In hoc signo.



„Erfurt war neben Arnstadt und Eisenach ein Haupt- und Sammelpunkt der großen Bachschen Kantoren-, Organisten- und Kunstpfeifer-Familie, deren merkwürdig starkes Gefühl von Zusammengehörigkeit gewisse Zentralstellen entstehen ließ, um ein gemeinsames Wirken zu ermöglichen. . . Die in Erfurt gegründete Familie hat sich ein Jahrhundert so ausschließlich in den Besitz der dortigen Stadtpfeiferstellen gesetzt, daß auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch die Stadtmusikanten den Namen „Die Bache“ trugen, obwohl keiner dieses Namens mehr darunter war. . . . . Ein weiteres Zeichen des besonderen unter ihnen waltenden Geistes sind die Familientage, die sie eine lange Zeit hindurch jährlich in Erfurt, Eisenach oder Arnstadt abhielten.“

(Spitta, Joh. Seb. Bach, Band I, S. 19, 152.)

I. Der Familientag.

Anno salutis 1705, früh an einem sonnenhellen Tage der letzten Aprilwoche, da kommt der Organist der Arnstädtischen Neuen Kirche, Johann Sebastian Bach, die schmale, steile Treppe seines Turmes herab, in großer Eile, zu Lamprechten, seinem Balgentreter, der unten schon lange ungeduldig auf ihn gewartet hatte:

„Sie kommen! Holla, sie kommen, die Bache! Genung itzo, Balgentreter, seid entlassen! Haltet Euch parat, präzise eine Seigerstund, vorm Vesperläuten allhier in der Balgenkammer, Lamprecht, und vor allen Dingen: nüchtern bleiben, wollt's Euch raten! He, zeigen wir ihnen einmal, was wir prästieren in der Neuen Kirchen!“

Vor seiner Orgel hatte der junge Herr Johann Sebastian bereits gesessen und im Schweiße seines Angesichtes geübt, als die gute Stadt Arnstadt noch im tiefsten Zipfelmützenschlummer lag.

Hinaufgestiegen war er alsdann, Umschau vom Turme zu halten.

Noch immer friedlich weitergeschlafen hatte das saubere Städtchen unten zu seinen Füßen, nur die Vögel in den Büschen am Flusse hatten sich geregt und fröhlich gesungen, und ein Aufjuchzen und Tuten dann und wann vom Stadthirten draußen auf der Weidetrift vorm Rieththore, sonst kein Laut.

Doch weder Blick noch Ohr hatte der da oben für die Schönheit des Morgens gehabt. Scharf ausgespäht hatte er vielmehr, voll Spannung und Erwartung, immer unverwandt südwärts dem silberblinkenden munteren Hüpfen der steinigen Gera nach und links ab in die Luftrichtung der Reinsberge und Heydaer Kuppen.

Der Heydaer Kuppen!

Ja, wenn man doch über Eck dahinter weg ins Amt Gehren hätte hineinsehen können! Und die Geduld hatte er endlich verloren und ärgerlich sich abgewandt, zwischen den Zähnen zischelnd: „Sie kommen immer noch nicht, die Gehrener." Und weiter nach einer Weile, nachdenklich den Kopf wiegend: „Ei jawohl, die Maria Barbara Bachin, Herrn Johann Michaels seligen Jungfer jüngste Tochter — hat das Mädle mir sonderbarlich wohlgefallen Ostern auf der Begrüßung allda oben in Gehren. Was vor einen sauberen Soprano sie singt! Ob sie die Aria geübt haben wird, so ich ihr für heut verfertigt und geschickt?"

Im Mißmut des Wartens war er darauf hart an der Brüstung auf einen alten, wackeligen Läuteschemel niedergeglitten, um ein wenig auszuruhen.

Kein Wunder auch, daß da Müdigkeit alsbald ihn beschlichen, nach dem Fleiß von heute früh. Schwerer und schwerer die Glieder, als verwandelte sich das Blut in ihnen zu Blei. Allerhand Gedanken spinnen sich an, kraus und bunt, dumpfes Sinnieren, die Fäden verhäkeln sich — leise neigt sich das Haupt zur Brust. Und siehe, ein seltsam Traumgesicht, apokalyptisch kühn und mächtig:

Fahle, schwelende Nebel über Schutt und rauchenden Trümmern, alle Schrecken grausiger Verwüstung, namenloser Jammer allerwege — vernichtet bis ins Mark sein thüring'sches Vaterland, die wildeste Kriegsfurie ist darüber hingebraust. Die Merode-Brüder, des kaiserlichen Feldobristen Robertus Bonival Mordbrennerbanden, darauf die Pappenheimischen und der Schwed' gleich hinter darein, die Hatzfeldischen Reuter, und zum leiblichen gesellt sich das sittliche Elend, eine lange, trübselige Finsternis in deutschen Landen — alles, was er unlängst mit Schaudern in M. Olearii „Historia Arnstadiensis" gelesen hat, sieht er in eins lebendig vor sich, in voller, fürchterlicher Wirklichkeit.

Doch endlich beginnt's zu tagen. Es rötet sich der Himmel von den Bergen herüber.

Eine neue Zeit bricht an. Die Liebe spendet langsam wiederum ihr Licht.

Aus der flammenden Sonne erhabenem Schoß spannt eine segnende, gütige Hand am Himmel sich aus von Aufgang bis Niedergang.

Da leise ein Wink, und aufjauchzt das All, tausendstimmiger Jubel, einer riesengewaltigen Fuga gleich ertönt's; und die Sterne halten inne auf ihrer Bahn und die Wolken und Winde, stimmt alles mit ein in den Hymnus göttlicher Allmacht:

„Wo warst du, da ich die Erde gründete?
Sage mir's, bist du so klug?
Da mich die Morgensterne miteinander lobeten
Und jauchzeten alle Kinder Gottes?
„Wer hat das Meer mit seinen Thüren verschlossen,
Da es herausbrach, wie aus Mutterleibe?
Da ich's mit Wolken kleidete
Und in Dunkel einwickelte, wie in Windeln.
Da ich ihm den Lauf brach mit meinem Damm
Und satzete ihm Riegel und Thür;
Und sprach: bis hieher sollt du kommen und nicht weiter;
Hie sollen sich legen deine stolzen Wellen.
„Hast du bei deiner Zeit dem Morgen geboten
Und der Morgenröte ihren Ort gezeiget?
Welches ist der Weg, da das Licht wohnet;
Und welches sei der Finsternis Stätte?
Durch welchen Weg teilet sich das Licht,
Und auffähret der Ostwind auf Erden?
„Wer hat dem Platzregen seinen Lauf ausgeteilet
Und den Weg dem Blitzen und Donner?
Daß er füllet die Einöden und machet, daß Gras wächset?
„Kannst du der Löwin ihren Raub zu jagen geben
Und die jungen Löwen ersättigen?
„Meinest du, das Einhorn werde dir dienen
Und werde bleiben an deiner Krippen?
Kannst du ihm dein Joch aufknüpfen, die Furchen zu machen,
Daß es hinter dir broche in Gründen?
„Kannst du dem Roß Kräfte geben?
Es stampfet auf den Boden und ist freudig mit Kraft,
Und zeucht aus den Geharnischten entgegen.
„Fleuget der Habicht aus deinem Verstand
Und breitet seine Flügel gen Mittag?
Fleuget der Adler aus deinem Befehl so hoch,
Daß er sein Nest in der Höhe machet?
„Wer ist, der vor mir stehen könne?
„Wer hat mir's zuvor gethan, daß ich's ihm vergelte?
„Es ist mein, was unter allen Himmeln ist!"

Abermals ein Wink.

Eine tiefe Stille darauf. Und siehe, die Cherubim und Seraphim, alle heiligen Engel und Erzengel schweben hervor, licht und prächtig angethan, aus schimmernden Wolken. Blicken stumm alle hernieder auf ihn. Und zugleich ein allmählich Verblassen, Entschwinden. — — — —

Ob seines ungeduldigen Balgentreters Rufen und Pochen war der verzückte Träumer dann endlich erwacht, hatte sich aufgerichtet und seine Schläfen betastet, starr abwesenden Blickes, an allen Gliedern bebend vor Erregung.

Und in tiefes Nachsinnen war er nach einer Weile wiederum versunken, sich an einen Pfosten lehnend: „Lobet den Herrn mit Harfen und Psalmen; mit Trommeten und Posaunen jauchzet vor dem Herrn, dem Könige! Gott, gieb mir Kraft, daß ich in Ehren mag bestehen heute vor den Bachen!"

Doch endlich war ihm die klare Besinnung zurückgekehrt, und so hatte er sich denn zusammengerafft und seinem Kalkanten geantwortet, der gerade wieder von frischem ungestüm zu pochen begann: „Gleich, Lamprecht, nur schnell einen Blick noch!"

Ei, siehe da, lebendig nun die Straßen und Steige um die „güldene Henne".

Von allen Seiten kommt's herbeigewandert, ganze Trupps, auch die Gehrener: Bruder Johann Christoph und die andern, und das Bäsle Maria Barbara mitten unter ihnen.

Mit zwei Sätzen darob mein Sebastian auf der Turmtreppe.

„Sie kommen, Lamprecht, die Bache kommen!"

* * *

Im Gasthofe „Zur güldenen Henne" versammeln die Bache sich. Hinten im Freien, auf dem Grashofe, unter den blühenden Kirschbäumen.

Ist männiglich bedacht, pünktlich und in guter Ordnung zur Stelle zu sein.

Einzeln und truppweise kommen immer noch welche hinzu.

Freuen alle sich des Wiedersehens, schwenken schon von weitem lustig den Dreispitz und das blanke hispanische Rohr, schütteln sich untereinander herzhaft die Hände, klopfen sich auf die Schultern.

Die Herren Kantoren und Organisten Bachischen Blutes: Gestandene Leute, honette, gravitätische, glattrasierte Herren in blauen und braunen langschößigen Galaröcken, mit großen runden Thalerknöpfen dicht besetzt; breit bordierte, gewaltige Taschenungetüme klaffen an den Flanken. Einzelne tragen stattliche schwarze Trauermäntel hispanischen Schnittes zurückgeschlagen um die Schultern. An den Schuhen blinken metallene Schnallen.

Und siehe die Kunstpfeifer, meist auch mit dem echten Bachischen Familiengesicht: biedere, ehrliche Mienen, treuherzig und schalkhaft zugleich blicken die Augen unter starken, geschwungenen Brauen hervor, etwas aufgeworfene, weiche, gutmütige Lippen, große, knochige, echte deutsche Rassennasen voll Kursbewußtseins, bräuerlich breite, fleischige, wettergebräunte Wangen.

Alte, in Ehren ergraute Meister, flotte Gesellen und schon gewachsene Musici, bis hinunter zu den kleinsten Lehrlingen.

Letztere tragen die Instrumente an Riemen überm Rücken. Die jüngsten schleppen die schwersten, wie's noch heute Brauch in der Musikantenzunft.

Gewaltig lange und dünnröhrige Trompeten, wunderlich gewundene Hörner und Posaunen blitzen in der Sonne, Fagotte, spitzige Hoboen, Quer- und Schnabelflöten, plumpe Zinken, Gamben, Violinen und Violen.

Sie sind gekommen, die Bache, aus allen Gauen des Thüringerlandes, in Arnstadt heut ihren Familientag abzuhalten.

Die Eisenacher Bache.

Voran der wohlehrenfeste und kunstberühmte Herr Johann Bernhard, Johann Christophs, des großen „ausdrückenden" Kirchen-Compositeurs würdiger Nachfolger an der Kirchen St. Georgen.

Die Erfurtschen Bache.

Thomas Bach, der gestrenge Herr Direktor, mit seiner vollzähligen Rats-Compagnie. Der bereits hochbetagte Herr Aegidius Bach, der St. Michaelis-kirche kunstberühmter Organist — immer noch in guter Rüstigkeit trägt er sein Bäuchlein alleweil in Ehren. Samuel Anton Bach, bei der Kaufmannskirchen.

Ferner die Gothaischen Bache.

Der alte Johann Kaspar vom Turm und Herr Johann Laurentius von der Schloßkirche, ein kleines dürres und trotz seines hohen Alters quecksilbern bewegliches, aber bei allem Frohsinn doch würdebewußtes Männlein.

Auch der kränkliche Johann Elias von Meiningen hat die weite Reise nicht gescheut, wie auch der Universitätsorganist von Jena, der vornehme Herr Nikolaus Ephraim Bach, des großen Johann Christoph seligen kunsterfahrener Herr Filius.

Es sind des ferneren gekommen die Bache von Koburg, von Rudolstadt, Saalfeld, Ohrdruf, Sondershausen, Ichtershausen, Schmalkalden und Kranichfeld; die Bache von Kösen, Ruhla, Stadtsulza, Rockhausen und Molsdorf; die Bachischen Kantoren, Organisten und Kunstpfeifer von Suhl, Friedrichroda, Mühlhausen, Zella, Breitenbach, Wechmar, Blankenburg, Stadtilm, Ilmenau, Ammern, Buttelstädt und aus der gefürsteten Grafschaft Henneberg.

An ihre Plätze begeben die Bache sich.

Linker Hand, nach den Salat-, Bohnen- und Schotenrabatten des anstoßenden Gemüsegartens hinaus haben frei und luftig die Türmer und Kunstpfeifer ihr Revier. Die sind zäh und wetterfest und können schon einen kräftigen Blaser Luft vertragen.

Rechts, längs der schutzgewährenden langen Scheunen- und Wagenremisenwand sitzen die Herren Kantoren und Organisten bei denen Kirchen im Thüringerlande, ein jeglicher daheim seines Amtes waltend

„mit Treue, Fleiß und Unverdrossenheit",

wie's die Bestallung erheischt.



Was im Hause und weit herum in der Nachbarschaft an irgend reputierlichem Getisch und Gestühl nur aufzutreiben war, ist für dero größtmögliche Behaglichkeit bestimmt, denn auf proprete hält und gar penibel ist alles, was zur Geistlichkeit gehört, im Punkt bequemen und zugluftsicheren Sitzens. Der Hennewirt weiß dies.

Das Kunstpfeifervolk muß sich mit Schemeln, Böcken, leeren Fässern und rohbretternen Bänken begnügen, imgleichen auch die Türmer, so hoch oben im Turm ihre Sach' zu gemeiner Stadt Nutz mit Ernst und allem Fleiß abzuwarten haben.

Genau in der Frontmitte zwischen beiden Flügeln der Versammlung ist auf eingerammten Pfählen eine Art Tribüne errichtet, mit beherrschendem Hochsitz und Rundblick. Hier walten die Herren Senioren und Sprechmannen ihres Amtes.

Die Würde des Präses fällt allemal dem jeweiligen Nestor des Geschlechts vom Stamme der Kantoren und Organisten zu.

Mulier taceat. Ei nun, selbstverständlich! Weiber- und Kindergequarre, wo die thüringischen Bache sich versammeln, zu Nutz und Frommen der Profession — der hohen Kunst? Das giebt's nicht! Vielmehr in der Wirtschaft greifen sie fleißig mit an, das Mahl richten zu helfen; die Hausfrauen unter den Bachinnen und die Demoisellen Töchter hüten das Kindervölklein hinten im Garten, insoweit es daheim nicht unterzubringen gewesen und deshalb mitgenommen ward.

Da sitzen sie nun, die Bache, ruhen aus von den Beschwerden der Reise, klöhnen gemütlich, recken die Glieder, lehnen sich zurück und baden wohlig die Augen in dem Meer schneeiger Kirschblüten ihnen zu Häupten.

Was alles man doch daheim wiederum erlebt hat, in Freud und Leid, zu Nutz oder Schaden der Profession seit dem letzten Beisammensein im „Roß" zu Erfurt.

Von Geburten und Sterbefällen giebt's gar viel zu berichten, von allerhand Krankheiten und Mühseligkeiten, von fröhlichen Hochzeiten und Kindstaufen und sonstigen kleinen und großen Familienfreuden.

Zumal gar ausführlich darüber, wie die lieben Kinder einschlagen und sich machen.

Wie sie doch haben allesamt guten Profektus und durch Fleiß und stetiges Exercitium perfekte und genugsam qualifizierte, rechte Bachische Musici zu werden versprechen, ihrer Vorweser würdig, die das Artificium wohl verstehen: Musicam theoreticam und practicam, imgleichen auch poeticam, unterwiesen und geübt auf vielen Instrumenten, so pneumaticis wie pulsatilibus.

Den Willkomm trinken zuvörderst die Bache, nach gutem alten Brauch.

Die Herren Cantores und Organisten trinken ihn aus schönen steingutenen Handkrügen, aus Bunzlauern mit gerillten, molligen Bäuchen, aus blauen Kurfürstenkrügen, aus Delftern, zierlich mit bunten Bildchen und schalkigen Sprüchlein bemalt.

Zeigt der Hennenwirt bei solcher Gelegenheit immer gern, was Feines und Rares er hat. Sprechen dann doch wohl auch in der Fremde die heimgekehrten ansehnlichen Gäste davon, die Arnstädtsche „Henne“ steiglich in Ehren nennend.

Dem jüngeren Kunstpfeifervolk hat er dagegen große Zinnkrüge vorgesetzt. Schöne Stücke auch, aber sicherer gegen Stoß und Hieb. Der Hennenwirt kennt seine Leute.

Gefüllt sind die Krüge. Hat männiglich rechtschaffen Durst.

Tausend, wie lieblich den Bachen die noch heutigen Tages berühmten köstlichen Arnstädtischen Biere munden!

Das muß man sagen, der musenbegnadete Herr Magister Johannes Philippus Treiber vom Lyceo hat nicht umsonst darob seine Leier gestimmt und in die Saiten gegriffen:

„Wertes Arnstadt! Deine Felder
Krönet Gott mit Fruchtbarkeit.
Deine fetten Biere prangen,
So daß sie in weiter Welt
Den verdienten Ruhm erlangen,
Der zugleich auf dich mitfällt.“

Der solchen Trunk mißachtet, wär' auch fürwahr ein schlechter Musikant, na und oho: Cantores amant humores.

Herr Johann Laurentius steht auf und wendet sich dem Organistentische zu:

„Salve, zum Wohle, Sebastian! Komm, avant, stoße einmal an mit mir: Das Artificium! Was sitzest du so rappelkoppisch da? Rede, was bedrücket denn dein Hertze, he?

„Hm, hast doch alle Ursach, dich in unserer Mitte alleweil baß zu delektieren. Vater Ambrosius selig sollt's wissen: so jung und schon Bestallung an der Kirchen! Aber mich freut's! Ist darumb nunmehro an der Zeit, dich balde zu beweiben. He, was? Hm ja, wollt's meinen.“

In großer Verlegenheit fährt der also Angeredete sich mit der flachen Hand über seine große Stirn hin und her:

„Mit Gunst, Herr Oheim — sehr obligieret — mein unterthänig Kompliment — ich bin, ich wollt' — hab' just ein weniges —“

„Geträumt, e bisle geträumt, hm ja, man sieht's. Die liebe Jugend! Eh träum' du, immer träum' du, Sebastian. Hm ja, träumet sich's oftmalen doch gar lieblich, insonderheit wenn man jung.

„War auch mal jung, hm ja.“

Und an seinen stolzen Tribünenplatz wendet trippelnden, eiligen Schrittes sich wieder zurück der allezeit gutgelaunte und kurzweilige Herr Johann Laurentius von Gotha, der Kantoren Aeltester und Sprechmann.

Kaum wieder allein und in Ruhe gelassen, blinzeln die glänzenden Augen des angeredeten jüngsten und annoch unbeweibten Organisten unter den Bachen stracklich wieder von frischem über die Rabatten hinweg immer nach einem gewissen Punkt.

Eia, die zwei Jungfrauen dorten auf dem Wiesenrain, fröhlich im Grase gelagert!

Maria Barbara, die Gehrener Base, und Maria Salome, seine liebe Schwester sind's.

Und um sie herum eine muntere Kinderschar, Bübchen und Mädchen, im hohen, frischen, grünen Grase, von Schmetterlingen umgaukelt. Die purzeln und jachtern herum, schreien und lachen, ein lustig Gewimmel, wie die Immelein um ihren Korb. Schaumkraut und blaue Gundeln, gelbe Kuhblumen haben welche gepflückt. Ketten und Kränze machen ihnen daraus das Bäslein und die Schwester, hurtig mit geschickten Fingern. Auf den hohlen Stengeln blasen die Bübchen aus pausigten Backen.

Aber nun springt alles plötzlich jubelnd auf. Es ordnet sich das Gezappel. Zum Ringelreihen schlingen sich die Händchen. Und die Grasmücken singen dazu im Garten, die Rotschwänzchen, Finken, Amseln.

Und als der junge Herr Johann Sebastian erkennt, wie das Bäslein stramme Zucht und Ordnung aufrecht zu halten versteht unter den Kleinen: diesem das Näschen putzend, jenem das Höschen zubindend; hier einen Zank schlichtend und dort Folgsamkeit belobend, und dabei stetiglich zur Antwort bereit auf zumindest immer zehn Fragen zugleich, bunt durcheinander — da rumort zuguterletzt in seinem Gehirne hartnäckig nur dieser eine Gedanke:

„Was wohl dermaleinst vor ein fürtrefflich Hausmütterle aus ihr werden mag! Eine echte Bachin, wie sie einem Bachen vonnöten."

Völlig gleichgültig läßt's ihn, kaum daß er's hört, wie Meister Aegidius, der Bachen ehrwürdiger Herr Präses, mit seinem hispanischen Rohre nunmehro das Beginnzeichen giebt. Und als darauf die ganze Versammlung sich erhebt und den Choral anstimmt: „Helft mir Gottes Güte preisen", da macht er's nur so äußerlich und mechanisch mit.

Sogar nach der Schlußstrophe:

„All' solch dein' Güt' wir preisen,
Vater ins Himmels Thron,
Die du uns thust beweisen
Durch Christum, deinen Sohn,
Und bitten ferner dich:
Gieb uns ein friedlich's Jahre,
Vor allem Leid bewahre
Und nähr' uns mildiglich" —

als Herr Aegidius die Versammelten in des dreieinigen Gottes Namen begrüßt, sie willkommen heißt und auf Grund des Bibelwortes: „Siehe, wie fein und

lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen," einen kurzen, aber erwecklichen Sermon an sie richtet, sogar da ist er ganz offenkundig nicht ernstlich bei der Sache.

Aller Augen sind voll Spannung auf die Tribüne gerichtet.

Erneutes Pochen. Herr Aegidius steht auf und beginnt:

„Hochansehnliche Versammlung, vorachtbare und ehrenwohlgeachtete, kunsterfahrene Männer, liebwerte Brüder und Vettern!

„Euch kund und zu wissen zuvörderst, was vor Veränderungen familiariter im Geschlecht derer Bachen ultimo anno erfolgt.

„Höret und vernehmet also:

„Nach sonderlicher Schickung des lieben Gottes sind aus dieser Zeitlichkeit in den ewigen Frieden abgerufen der wohlehrenfeste und kunstberühmte Herr Veit Polycarpus Bach, Sonderhäusischer Hofmusikus, Küch- und Kornschreiber, imgleichen Einnehmer der Land-, Trank-, Pfennig- und Quatembersteuer, seines Alters 75 Jahr. Item des wohlehrenfesten Herrn Kantors und Successoris Melchioren Bachen in Suhl tugendbelobte Frau Liebste Katharina Friederike Juliana, ihres Alters 62 Jahr; mit der er zeugete sieben männliche und zwo weibliche Erben in 34jährigem christlichen Ehestand, so allesamt wohleingeschlagen und gute Reputation funden haben in der Burgeschaft. Item ist der letzte große Morbus getreten nach Gottes Willen an Herrn Henrich Friedemann Stephanus Bach, wohlehrenfesten emeritierten Cantorem in Gräfenroda, Herrn Hansen, Ehrharden Bachen Praeantecessorem bei der Kirchen St. Annen alldorten, seines Alters 87 Jahr. Item hat der allbarmherzige Gott nach langem schweren Siechtumb zu sich genommen des herzoglich Meiningischen Kammer-Fouriers und Hof- und Heertrompeters Herrn Aßmussen Gabrielen Bachen seligen hochbetagte Wittib Juditha Christophine Ursula, ihres Alters 93 Jahr.

„Item noch zu vermelden, daß der Allmächtige überdem in sein himmlisch Reich genommen eilf unmündige Kindle, so aus Bachischem Blut gezeuget.

„Sind entschlafen allesamt als feste, treue Christen, und hat der bös' Feind und Teufel Satanas darumb nicht Macht an ihren Seelen. Auf daß uns dies zu sonderbarlichem Trost gereichen möge und zu aller ewigen Seelen Heil und Seligkeit.

„Pia anima, sie ruhen in Frieden.

„Stehet auf, lieben Brüder, und bet' männiglich in seinem Herzen ein still inbrünstig Psalmsprüchle vor die teuren Entschlafenen.

„Des weiteren nunmehro euch kund und zu wissen, daß der allweise Gott ultimo anno in Hüll und Füll Samen erwecket hat im Geschlecht derer Bachen.

„Ueber die Maßen großer Segen.

„Sind mir 28 eheliche Geburten avisieret worden, darbei vier Paar Zwillingle, so alle gesund und tadellos florieren, unter sichtbarlichen göttlichen Gnadenflügeln.

„Des weiteren: In den Stand der heiligen Ehe haben sich begeben und sind nach Gottes Willen kopulieret worden 16 junge Pärle. Haben solches zu thun sich fürgenommen, soweit dieses bis heut publique ist worden: 14 ehrenfeste ledige Gesellen Bachischen Blutes, benebenst dito tugendsame Jungfrauen.

„Gott gebe ihnen allen seinen Segen um Christi willen. Amen."

Und: „Amen, das walt' Gott!" hallt's aus der Versammlung wieder.

War aber leider gegen der Rede Schluß hin ein höchst profaner, lauter, langgedehnter Schmachteseufzer despektierlichermaßen zu vernehmen gewesen, vom untersten Ende des Organistentisches her, bei Erwähnung der Verlobungen, und hatte vornehmlich unter den älteren Herren Cantoribus der eine und andere, die Stirne runzelnd, fast Aergernis daran genommen. Und gerechtermaßen war aber auch der Missethäter selbst gar verschrocken darüber und ernstlich bekümmert, daß er sich in eitel weltlicher Gesinnung so weit hatte vergessen können.

Der alte Herr greift nach seinem Krug, sich die Lippen zu feuchten, und fährt sodann fort in der Chronica familiaris, umständlich und gründlich.

Wie viele Bache valedizieret und emeritieret worden sind, giebt er kund, mit eines jeden Meriten und denkwürdigen Fata im Leben, und weiter wer als dero Nachfolger sind bestallet worden, auf gnädiger Herrschaft Vergünstigung, oder auf Reskript eines Hochedelgeborenen, Fürsichtigen, Fest- und Hochgelahrten, auch Hochweisen Herrn Burgemeisters.

Sodann verbreitet er sich ausführlich über all die unterschiedlichen Heimsuchungen, so der allmächtige und gerechte Gott ultimo anno über die Bache verhängt: Feuer- und Wassersnöte und Gebresten des Leibes und der Seele, und wie immerdar, wenn die Not am größten, unter des Höchsten Schutz und Beistand schließlich sich alles wunderbarlich wieder ins Gleiche gerichtet habe.

Der noch unbeweibte jüngste Organist unter den Bachen jedoch schaut darein, als ginge ihn das alles nicht im geringsten was an, und hatte sich doch höchlich auf den Familientag gefreut, daß er die Zeit kaum erwarten konnte. Ganz wo anders weilen seine Gedanken. Es wühlt und wogt in seiner Seele wie Frühlingsgewölk im Föhnsturm. Woher denn nur die Unruhe und wilde Leidenschaft? Dies Sehnen und Drängen: kühne, ungeheure Thaten zu vollbringen und sofort sie in Angriff zu nehmen, Großes, Gewaltiges! Und dann wieder Bangen und Zagen. Hätte lieber unten sitzen bleiben sollen heute früh, an seiner Orgel. Was hatte er auch auf den Turm zu steigen und da zu gaffen, müßig zu stehen und zu träumen.

* * *

Als Meister Aegidius geendet hat, kommt mächtig Leben und Rührigkeit in die Versammlung.

Die Senioren und Sprechmannen treten zu einem Ehrengericht zusammen, und die unterschiedlichen Diskurse, Beratungen, Resolutionen und Justifikationen, die nehmen nun ihren Anfang.

Meister Thomas ergreift das Wort, der Bachischen Kunstpfeifer Aeltester und Sprechmann.

Ernst schaut er sich um im Kreise und die buschigen Brauen über der mächtigen Nase richten finster und kraus sich empor. Nachdem er sodann aus einer zinnernen Schnupftabaksdose, ganz abgegriffen vom vielen Gebrauch, eine tiefbedächtige Prise genommen, läßt er sich folgendermaßen vernehmen, scharf und bestimmt:

„Anton Augustin Bach, Kunstgeiger bei derer Rudolstädtischen ihrer Compagnie, he, tret Er herfür, steh Er mir Red' und Antwort!

„Ist mir schlechte Conduite von Ihme zu Ohren kommen, Augustin Bachen. Saubere Ding', so Er in Rudolstadt vollführt.

„Hätte sich mit Anna Kunigunden Beymerin alldorten wohl anderthalber Jahr geschleppet, hätt' ihr mit Eifer karessieret und die heilige Eh' versprochen, ja gar dero mütterlichen Konsens desiderieret zur Perfektion des Werkes, als welchen die Mutter annoch auch darein geben, ja und wären imgleichen gar auch die Ringle allbereits wechselt worden.

„Was geschieht darauf von Ihme, Monsieur? Nit zu glauben ist's: retournieret hat Er Seinen, hat der Beymerin lassen vermelden, wolle Seine eheliche Fortune doch lieber anderswo suchen. Antwort Er mir, Augustin, ob sich die Sach' also befindet."

„Mit Permission, Herr Thomas, mit — mit Permission! Daß — daß ich sie quasi hab' nehmen wollen die Beymerin — zugegeben, jawohl! War aber quasi leichter gedacht, denn gethan. Jawohl! Ist das Werk aus lauter Traktaten bestanden, Herr Thomas, Schwierigkeiten ob Schwierigkeiten, benebenst zween heimlichen Bankerten, Herr Thomas, jawohl! Wesmaßen meine Affektion — Affektion quasi erloschen, allsogleich erloschen, jawohl!"

„Sind aber doch die Ringle wechselt worden allbereits — die Ringle, Anton Augustin.

„Nun sag' mir eins, was vor eine hergelaufenen Bierfiedlers Manier! Solche Affensprüng', schäm Er sich! Bis Jakobstag soll Er sich categorice erklären, ob Er die Beymerin annoch nehmen will. Darumb prüfe Er sich wohl. Er meinet: quitt wär' die Sach? Oho, mit nichten! Kann immer noch leicht die Weg' ergreifen, daß Er sich darob werd' müssen jurato purgieren, Anton Augustin. Er Bruder Lüderlich, ei so sag Er mir nur: Wie will Er das in Seinem Gewissen dermaleinst verantworten?"

„Herr Thomas, mit Permission, jawohl, — jawohl, kann ehrlich sagen — ehrlich sagen: Fürcht' hierunter Gottes Strafe nit!"

Als dieser delikate Kasus erledigt, meldet sich zum Worte ein alter Graukopf, mit windschief verbogener Nase, kurzen, gedrungenen Wuchses, specknackig, eckig und leidenschaftlich in seinen Bewegungen, aus dem verwitterten Gesichte blitzen zwei falkenhelle Augen.

Es ist Johann Kaspar Bach, des Gothaischen Rathauses privilegierter Obertürmer.

Erst ein wunderliches Geschlenker mit den Händen, Kopfnicken, Husten, Schmatzen und Schippern, und die Worte rauh und hastig hervorstotternd, beginnt er endlich:

„Herr Thomas, ich will mein Recht! Das will ich! Satisfaktion, ja!

„Kommt nach'm Osterblasen der Krumbholtz auf'n Turm, derer Gothaischen Stadtpfeifer ihr Aeltester. Und da steht er, der Hanswortste. Und was will er? Sollen sie unter denen Türmern und Pfeifern zu gleichen Parten itzo verdividieret werden. Die Sportuln, ja, die Sportuln sind gemeint, so uns Gothaischen das Choralblasen vom Turm einbringt.

„Ha, ich dem Kerl unter die Nase lach', seine dicke, versoffene Knoll', und mich stracklich auf derer Gothaischen Türmer ihr Privileg beruf', verbrieft und bestätigt von Herzog Ernsten dem Frommen: daß die Türmer das Prae haben und zwo Dritteile nehmen sollen und die andern das übrige.

„Und da will er's nit wahr haben. Und sagt, mit Ratmann Zeibigen hab' er geredet, sagt er, und hab' selbig Wandelschaff dekretieret, sagt er — der Ratmann, das Ochsenvieh — dergestalt, daß sie inskünftig in gleiche Parten fallen sollen, die Sportuln. Das sagt er!

„Und als darob stracklich opponieret, da — der Schimpf! — da bin nit satisfacieret, nein, vielmehr gar noch höchlich gravieret worden. Das bin ich!

„Grob sie mich in der Cantzlei abweisen, ja: Gleiche Arbeit, gleicher Lohn, ihr liederlichen Musikanten, sagen sie, teilet euer Brot christlich untereinander und vertraget euch. Das sagen sie!

„Ja, ist das so gemeinet, da hab der Kuckuck Lust, denen Gothaischen fürder ihr Obertürmer sein, ja, wenn man vor seinen grausam schweren Dienst nit e bisle was Apartiges soll voraus haben! Und derowegen will ich, Thomas: Schreiben sollst du Zeibigen, will ich, und sollst Ihme alles noch amol richtig autoritätisch fürstellen. Das will ich! Ja und Poen — Poen soll er auch zahlen, der Krumbholtz, in die Compagnie-Cassa, 'nen heilen Gulden!"

Starker Unwille ist darob unter den Bachen entfacht.

Kopfschütteln, Gemurmel, Wettern und Schelten schließlich gar, von verschiedenen Seiten her: „Was, liederliche Musikanten — wir thüring'schen Bache? He, Thomas, das willt du dir bieten lassen?"

Meister Thomas antwortet, unwirsch die Stirn runzelnd: „Johann Kaspar, beruhige dein Gemütte, ei ja, soll Remedur geschehen, werd' stracklich Einsprache erheben. Alles nach deinem Contentement. Soll denen Gothaischen Türmern ihre Kompetenz nit wieder angetastet werden fürderhin. Da steh' ich vor. Jedwedem allerwege, was ihm zukommt.

„Da ich just rede, so vernehmet auch: Ei ja, hab' selber annoch was auf dem Herzen.

„Der Gräser! Hat der Euch wiederum ein sauberes Stückchen vollführt. Der Trombonenbläser allhie in Arnstadt, ei ja freilich der.

„Ha, so'n Aliquidist, so'n Ueberall und nirgend, mit seinem großen Maul! Ihr wisset ja, gram ist er uns Bachen, und sucht die Canaille uns darob zu chagrinieren immerfort.

„Bösen Leumund itzo wiederum!

„Höret: Wir Erfurtschen von der Compagnie — ei ja, wo wir Erfurtschen aufwarten! Wir sind denn doch, ohn' daß ich rühme, ei ja so rare, exzellente Virtuöser, favorisieret vor andern weit und breit im thüringschen Land, und unsere Courranten, Allemanden, Sarrabanden — ei ja, ich meine, daß es schönere und kurzweiligere nit mag geben in Italia, Engelland, nein, nit in Reußen und Preußen und in der fernen Moskau nit, nein, nit in der ganzen Welt! Und das Gelbgift, der Gräser, der Lump? Lügt Euch aus purem Neid und Mißgunst, lügt aus dem Halse heraus: Wir hätten's erlanget mit Hilf' und Beistand eines schwarzen Tausendkünstlers. Der dreimal gottverfluchte ††† Volant selber, ei ja, der sei's, sagt er, der mach' uns capable und geschickt dazu! Wesmaßen denn freilich ein ehrlicher Musikus, sagt das Schandmaul, sagt es, mit uns nit in Comparaison treten könn' — ei ja, darum nit!“

Und zornig läßt Herr Thomas beide Fäuste vor sich nieder aufs Tischbrett fallen.

Großer Tumult.

Alles springt auf.

„Je, da soll doch! Allerperfideste Verleumdung! Schandmaul, jawohl! — Hergottseindunner! — Ha pfui! Hollunke! Canaille! Höllengauch! — Meins, meins, an den Pranger mit ihm! — Der Stockmeister und Büttel über den Lotterbuben! — Réparation d'honneur!“ — wird wüst durcheinander gerufen.

„Silentium, gebt Ruhe, haltet Frieden,“ beschwichtigen Präses und Senioren, und Meister Thomas fährt mit erhobener Stimme fort:

„Neiget Euer Ohr und vernehmet nunmehro auch, was vor Anstalten allbereits getroffen. Sehet dies Scriptum hier. Hab's lassen aufsetzen vom Herthume allhie im Ort, dem Stadtschreiber, so unserm Geschlecht verschwägert. Als was fürstellet, lasset Euch erklären:

„Ein groß complet Kollektiv-Beschwerde-Scriptum derer gesamten Bachen, so heut allhie versammlet.

„Seiner regierenden Schwarzburg-Arnstädtischen hochgräflichen Gnaden Anthone Günthern soll's submissest unterbreitet werden, supplicando, ei ja, in respektuösester Ehrfurcht: Soll man ihme, Gräsern, also höchsten Ortes solch ruchlose Bubenstreiche inskünftig verbieten, ein vor allemal, sub poena bacularis.

„Seid Ihr dess' contentieret?“

Alle stimmen energisch zu.

„Tret' heran denn ein jeglicher und setz' drunter seinen Namen. — Ruhig, keine Sorg', e Kreuzle thut's auch.“

Und als Meister Thomas darauf besagtes großes Kollektiv-Beschwerde-Scriptum unter lebhafter Zustimmung vorgelesen hat, tritt einer nach dem andern gehorsam zu ihm heran und unterschreibt oder macht sein Kreuzel.

* * *

„Nun, so lasset itzund auch uns einmal zu Worte kommen," mahnt endlich Herr Johann Laurentius, der Kantoren Aeltester und Sprechmann. „Wir Cantores haben heint auch noch ein und anders unter uns auszumachen."

Ergreift sogleich der Herr Präses selber das Wort, der gute, alte, redselige Aegidius.

Einen gar verdrießlichen Casus bringt er zur Sprache.

„Schimpf und Schande," legt er aufgebracht los, ganz rot im Gesicht, „muß man das von einem Bachen hören!

„Beschwerde!

„Die Saalfeldischen sind bei Hohem Consistorio fürstellig worden über Euch, Johann Jeremias, dero wohlverordneten Organist, im dritten Jahre allbereits, monieren: hättet in Eurer Kunst immer noch keinen rechten Habitum erlangt, noch immer nicht; gebrächen Euch zum Ambt immer noch die erforderlichen Requisita!"

Der arme Sünder weiß nicht, wo er mit den Augen hin soll vor Scham.

„Habt Euch sonach stracklich im Orgelschlagen besser zu üben und nicht immer auf einer Leier zu bleiben, Johann Jeremias," fährt Herr Aegidius vermahnend fort. „Habt solches zu excolieren, höret Ihr: durch gutes Nachsinnen, auch durch gepflogene Korrespondenz mit ein und anderen berühmten Kunsterfahrenen, verstanden?"

Weiter voll Eifers, nach einer kleinen Kummerpause:

„Item fürnehmlich auch im General-Baß, sagen sie, wäret Ihr nicht firm, Johann Jeremias!

„Ist der General-Baß, solltet's füglich wissen: der ganzen Musik allervollkommenstes Fundament.

„Ein lang groß Studium gehört dazu, freilich, ihn mit einigem judicio schlagen zu lernen, freilich, und das ist gut: wer sich scheut davor, soll lieber lassen die Orgel, mag er zu denen Operisten gehen. Perfekte Organisten aber, so Gott dem Herrn recht dienen wollen, die, mein' ich, sollen insonderheit noch den wahren Kirchen-Stylum zu begreifen trachten, ja und darein ihren Stolz setzen! Sollen darbei geübt sein und wohlgeschickt, die artem combinatoriam auf die Musik zu übertragen und sollen all dero Inventionibus in denen ordentlichen Cadentien und Limitibus des Toni stetiglich sich halten.

„Soll aber in summa aller Musik Finis und Endursach anders nicht, denn nur zu Gottes Ehren, zur Rekreation und zulässigen Ergötzung des Gemütes sein.

„Wo dies nicht in acht genommen — und oft erlebt man's, gottleider — ja, ich meine: da ist's kein' eigentliche Musik, sondern ein teuflisch Geplärr und Geleier.

„Ha, wahrlich, wer die hochedle Musica prostituieret, der tastet meinen Augapfel an!“

Lebhaftes Gemurmel der Zustimmung an sämtlichen Tischen, bis Meister Johann Laurentius aufsteht und um Ruhe winkt.

Tiefaufseufzend, leise, kummervoll spricht er: „Haben mir etliche unter Euch beweglich fürgestellt und Klage erhoben, daß man ihnen in Güte nur die Sportuln und Accidentia ihres Einkommens zukommen lasse — bliebe das Salarium ihnen dagegen vorenthalten und hätt' man sie darob immer von einem Quartal aufs andere vertröstet.

„Hm ja, man kennt's.

„Sagen die in denen Canzleien: könnten's nicht ermachen, sagen sie, müßten sonst stehlen — Kassen wären leer, der Fiskal schling' heuer alles 'nunter, was eingeht, Ihr wisset, des Kriegs wegen umb die hispanische Erbfolg', so anitzo immer noch gar erschröcklich da unten wütet. Und immer schärfer ziehen sie die Steuerschraub' an, hm ja, werden uns das bißle Unser bald noch vollends abfinanzen.

„Sprechet, Herr Wendel Jonas Bach von Sondershausen, wie's Euch ergangen, mögt Ihr selber kund thun.“

Ein hagerer Fünfziger erhebt sich, steif wie ein Aktenlineal. Die knochigen, haarigen Hände preßt er ineinander, heftet den Blick der großen, ernsten, grauen Augen unverwandt starr auf den Vorredner und spricht dumpf, melancholisch, hüstelnd:

„Wirst meine Station, könnt's immer wissen, 52 Gülden, 6 Gutegroschen und 2 Pfennige Salarium, aus 'm Gotteskasten, aus 'm gemeinen Säckel und aus herrschaftlicher Cassa.

„Doch was hab' darvon bis heint im Beutel, nach anderthalber Jahren?

„22 Gulden, 6 Pfennige, ist alles.

„Gleich vorm Jahr Michaelis da bin auf Luciä hinvertröstet worden. Sollte zwei Quartale vom Salario alsdann gleich einheben, damit der Rest nit allzu hoch anwachsen mög', wie sie meinten. Sollte — ja, denn, sagte man Luciä: Komm wieder nach den heiligen Feiertagen; alsdann aber gewiß. Nach diesen, ha: Komm Reminiscere, und verschwuren sich hoch und teuer. Und wartete mit Geduld. Und da ich mich dann Reminiscere thät melden, ward auf die Marterwoch' verwiesen, und was bekomme da endlich vom Rentmeister zur Resolution? Wär' ihme leid, hätten kein bar Geld liegen.

„Wo ich anitzo ferner noch mag hinverwiesen werden, beim gnädigen Gotte, weiß es nicht!

„Und ansonst noch Einbuße, Kreuz und Ungemach! Die labores gehäuft und vermehrt, ja duplieret. Ist der Schulmeister fast besser gestellet, kann's mit seinen accidentibus schier höher bringen, weiß es anzufangen.

„Die gesunde Luft, so den ganzen Winter über geweht: nur 14 Voll-Leichen. Und ist im März hernachen freilich ein erklecklich Kindersterben im

Orte gewest, aber was hat man davon, wirft a Kindsleich' doch nit viel ab. Und die Kuh ist mir gestürzt, Lichtmeß, und hab' bis heint noch keine wieder."

— —

„Triste, fürwahr," flüstert nach einer schwülen Stille der Meiningsche Hoffantor und Kammerdiener Johann Elias, und alles seufzt ihm tiefbekümmert zu.

Noch lange verharren die Bache in tiefer Desolation, und der alte Aegidius faltet die Hände und betet mit lauter Stimme in ihrer aller Namen zwei inbrünstige Vaterunser.

„Ist aber dies daraus zu merken: Ein jeglicher frommer Christe soll in sothanen schlimmen Zeitläuften immerdar fleißig am Gebet halten, so ihn tröstet und stärkt die Hoffnung auf himmlischen Lohn. Stehet geschrieben: ‚Sollt dir nicht Schätze sammlen auf Erden, so die Motten und der Rost fressen und die Diebe nachgraben und stehlen, sondern sollt dir lassen genügen an deinem Schatz im Himmel', wirft Herr Nikolaus Ephraim von Jena bitter auflachend ein.

„Sage darumb mit Salomone, dem Prediger, Kapitel 3: ‚Daß nichts besser ist, denn daß der Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit; denn das ist sein Teil. Denn wer will ihn dahin bringen, daß er sehe, was nach ihm geschehen wird.'"

Und der Eisenachische Johann Bernhard darauf:

„Lebet die Seel' vom Gebet, kann der Corpus aber doch der Speis' nicht entraten. Beantrag' dahero zur Resolution, daß pro futuro zum wenigsten der Klingelbeutel vom Choro wegbleiben soll, als Aequivalent —"

„Haha, ein vollgewichtig Aequivalent!"

„Das Allerminimalste, wahrhaftig, so man verlangen kann, 's ist fast zum Lachen!"

Zwölf Petenten erhalten darauf nacheinander das Wort, in engeren Compagnie-Angelegenheiten, und bringt ein jeglicher sein Anliegen vor.

Einem jeden wird befriedigender Endbescheid, so weit sich's irgend ermachen läßt.

Sodann wird noch ein langes justifiziert über Purifikation von untüchtigen Subjekten.

Etliche unzufriedene und meutemacherische Kunstpfeifergesellen werden vorgenommen, scharf, in aller Strenge, und ermahnt, daß sie sich künftighin wohl zu komportieren hätten, sub poena relegationis; etliche wohlmeritierte dagegen werden feierlich belobt, coram publico, in langen, wohlüberlegten Orationen, und erhalten die armen unter ihnen gute, brauchbare Instrumente zum Geschenk.

Ein Ehestreit wird gütlich beigelegt und etlichen desperaten Streithähnen, Trinkern und Schuldenmachern ins Gewissen geredet.

Zuletzt wird durch Herrn Thomas selber auf einem zinnernen Teller für einen unschuldig Verarmten reihherum gesammelt, um ihm wieder aufzuhelfen, in christlicher Nächstenliebe, womit denn die große Sitzung ihren Abschluß findet.

II. In der Neuen Kirchen.

Die Bache haben vergnüglich geschmaust: thüringschen Topfbraten mit Klößen, ihr altgewohntes Festessen am Familientag, und die zahnschwachen Alten hatten vorerst ihren Adam an einem warmen Teller Suppe gelabt.

Tapfer haben sie eingehauen, fürnehmlich in die leckeren Klöße, und für gut Wetter gesorgt.

Auch manch erwecklich Wörtlein wurde geredet, zur Würze des Mahles.

Johann Sebastian aber hatte sich keine Verdauruhe gegönnt und war nach beendigter Mahlzeit schleunig nach seiner Kirche gelaufen, um noch zu üben und gründlich vorzubereiten.

Als sie dann allesamt in Frieden verdaut, die Mittagshitze vorüber und die Strahlen Phöbi schräger fallen, brechen die Bache auch dahin auf.

Majestätisches Orgelbrausen schallt ihnen schon von weitem entgegen. Der junge Herr Sebastian empfängt seine lieben Verwandten mit einem pompösen Präludio.

Geräuschlos nehmen nun alle Platz im kühligen Schiff.

Es finden sich auch ein zum Concerto ihres fürtrefflichen, raren und teufelsmäßig geschickten jungen Organisten etliche Arnstädter Bürger von Reputation. Ratmannen und Syndici, Pastoren und Magister vom Gymnasio.

Als der Spieler mit vollgriffigen Cadenzharmonien geendet hat, tritt eine Mädchengestalt mutig an die Brüstung des Chores, und ordnen sich, ihre Notenblätter entfaltend, zwei kleine Frauen- und Knabenchöre zu beiden Seiten der Sängerin.

Sebastian registriert und präludiert ein paar Takte, wendet sich sodann energisch herum, erhebt den Arm und giebt den Einsatz.

Unverzagt stimmt Maria Barbara Bachin ihre Ariam an: „Der Mirjam und ihrer Weiber Te Deum laudamus über den ins Meer gestürzten Pharao“, unterbrochen allemal regelmäßig vorm dacapo von langen, schwungvollen, hellauf jubilierenden Ritornellen in dreistimmigen Wechselchören, mit obligaten Trompeten und Pauken.

Kein nicht zu Atem läßt Sebastian seine Zuhörer kommen.

Eine eigne große Choralphantasie spielt er darauf, über „O Gott, du frommer Gott, du Brunnquell guter Gaben“, mit kunstvoller Durchführung des Canto fermo im strengsten, regelfesten Contrapunto doppio alla decima, daß unten alles verblüffte Plinkeraugen macht, sich die Backen krault und vielsagend zunickt.

Eine lebhafte Bewegung entsteht auf dem Chore.

Gehen, Schurren, Drängen und Rumoren, ein Gewühl und Gewoge.

Endlich ist alles glücklich zu Platz. Sogar die Instrumentisten sind fertig mit ihrem ewigen Wischen, Reiben, Federn und Schrauben und blicken spielbereit zum Dirigenten auf.

Stolz erhobenen Hauptes, nicht unähnlich dem großen britischen Generalfeldmarschall Marlborough vor der Bataille, mustert Sebastian seine Scharen.

Eine stolze Revue!

Er fühlt sich, ihm pocht das Herz. All' seine Lebetage nicht standen ihm so mächtige Mittel zu Gebote.

Sämtliche jüngeren Bache und Bachinnen sind herauf gekommen und wirken mit, von den Adjuvanten aus der Stadt fehlt niemand, ei und sieh doch: die Kurrende- und Mettenschüler, die er im Singen zu unterweisen hat — die faulen, nichtsnutzigen Rangen, was für guten Appell sie heute haben!

Mit einem großen Werke seines vor zwei Jahren verstorbenen Oheims, des Eisennachschen Johann Christoph von St. Georgen, will Sebastian die Bache überraschen und erfreuen.

Die Violinen, Violen, Fagotte und Kontrabässe beginnen die einleitende Sonata. Breit legen sie aus. Schwere, grimme Tatzenakkorde.

Es schweigen die Instrumente und erzählen die Chorbässe darauf, tief, dumpf, geheimnisvoll flüsternd, voll verhaltener Angst, was geschrieben steht Offenbarung Johannis 12, 7—12:

„Es erhub sich ein Streit im Himmel, Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen, und der Drache stritt und seine Engel."

Die Pauke gesellt sich hinzu, in kurzen, leisen Herzklopfe-Schlägen.

Straffer im Takt, fester die Rhythmen.

Einer fernen Trompete kriegerisch Signal ertönt.

Horch: eine zweite Trompete, eine dritte.

Jäh wachsendes Brausen und Grollen. Ein Getümmel wird. Streitbare Scharen ziehen heran von allen Enden des Himmels. Schwerter, Spieße blitzen auf, Harnische. Man ordnet sich endlich zum Kampf, auf beiden Seiten.

Schrecklich dräuet der große Drach, reckt die Tatzen, rollt den ungeheuren Schweif, schnappt und zischt und faucht, wetzt seine ungeheuren Zähne und Krallen und Hörner. Und die um Michael, den Erzengel, sich scharen, schwingen voll Ungeduld die Flammenschwerter.

Da: einer vierten Trompete Schmettern.

Die beiden kampfgerüsteten fünfstimmigen Chöre prallen aufeinander.

Ein großer Doppelkanon in infinitum, schier sinnverwirrend, atemversetzend. Zweiundzwanzig obligate Stimmen. Alle Stimmen und Instrumente erklingen in eins, mit Macht, aus vollster Streich- und Blasekraft. Hei die Orgel in sämtlichen Registern und der Pauke Donnergetöse! Fürchterlich wogt und brandet die Schlacht! Und die um Michael setzen hart ihm zu, dem großen Drach.

Endlich ist's entschieden.

Ueberwunden der Drach und seine Engel. Triumphierend verkündet von ihnen, unisono, der Chor der heiligen Engel:

„Und siegeten nicht!"

Aber weiter, mit einem markigen Fugato einsetzend:

„Auch ward ihre Stätte nicht mehr funden im Himmel. Und es ward ausgeworfen der große Drach, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführet; und ward geworfen auf die Erde, und seine Engel wurden auch dahin geworfen."

Jäh niederwärts gleiten polternd die Bässe, unaufhaltsam niederwärts: so sinket Satanas aus dem Himmel für ewig hinab in die Tiefen der Höllen.

Eine Singes-Sinfonia stimmt an das Orchester. Viktoria schmettern die Trompeten, und berichten jubelnd beide Chöre:

„Und ich hörte eine große Stimm', die sprach im Himmel: Nun ist das Heil und die Kraft und das Reich und die Macht unseres Gottes seines Christus worden; weil der verworfen ist, der sie verklaget Tag und Nacht für Gott. Und sie haben ihn überwunden durch des Lammes Blut und durch das Wort ihrer Zeugnis und haben ihr Leben nicht geliebet, bis an den Tod."

Die Bache sind voller Begeisterung und rühmen und preisen ihren großen Johann Christoph: wie er doch ihnen allen über gewesen; schlicht und bescheiden, still in sich gekehrt, tiefernsten, beschaulichen Sinnes hab' er dabei seinen Dienst in Eisenach verrichtet und seine Tage vollendet, wär's niemalen ihm in den Sinn gekommen, äußerlich groß etwas aus sich zu machen.

Es verstummt das Gemurmel in dem dämmerigen Kirchenraum, und man setzt sich schleunig wieder nieder in die Gestühlte, richtet die Ohren und merkt auf.

Johann Sebastian denkt: „Topp, itzo zeig ihnen noch, daß ich auch allbereits als Fugen-Komponist einer bin. Die C-moll, so letzlich auf Oculi in den Fasten verfertigt hab' — mögen sie die noch hören, zum guten Abschluß!"

Er beginnt getrosten Mutes, kommt auch schnell hinein, ist dabei, leidenschaftlich, mit Leib und Seele.

Aber leider, gottleider: eine ehrsame Parucque nach der andern fängt alsbald bedenklich an zu wackeln. Erst leise, sachte, zaudernd, stärker und immer stärker jedoch von Takt zu Takt. Schon gleich nach der ersten Beantwortung des wehmutvollen, innigen Themas, kühn und ungewöhnlich, mit jener freundlich resignierten, kleinen viernotigen Sechzehntelfigur zwischen den beiden unerwarteten Pauseneinschnitten, einem tröstenden Zuspruch aus Freundesmunde ähnlich, beständig wiederkehrend durch alle drei Durchführungen.

„Wie, was? Ist das eine Art, den Führer zu beantworten?"

„Ei, schau der Sebastian, was der sich dünkt! Die Reguln, die Reguln, Monsieur!"

„Viel zu erdüftelt das! Nach 'm Pachelbel soll er im Fugenschreiben besser sich richten!"

„Maß! Weise Mäßigung! Aurea mediocritas!"

Andere wieder machen hohe Augenbrauen, schrumpeln die Stirnen und raunen mit vieler Wichtigkeit sich zu:

„Wo er's nur her haben mag? Schier erschröcklich wilde Phantasia! Je, wo will das hinaus? Meister Aegidius, Johann Bernhard, Johann Laurentius — wie denken denn die über den Casum?"

Als der Spieler geendet hat und stolz und gespannt hinunter lugt in die Gestühlte, da erschrickt er nicht wenig ob der vielen langen Bähgesichter da unten. Wie und seines eigenen Bruders Johann Christophs hämische, schadenfrohe Blicke —?

Man bricht auf unten. Die Kirche leert sich schnell.

Tiefgesenkten Hauptes ob der unerwarteten groben Enttäuschung, dumpf vor sich hinbrütend, bleibt Johann Sebastian einsam auf seiner Orgelbank hocken.

Das Bäsle, das eben noch so brav gesungen, noch lange macht Maria Barbara sich zu thun, eh' sie geht. Der gefiel's, und gern hätte sie's ihm auch gesagt, doch — — —

Da, Schritte stapfen heran. Auf die Schulter klopft ihm jemand von hinten. Meister Johann Laurentius, der Herr Oheim ist's.

„Hm, hm, ja," sagt freundlich der alte Herr, „jedennoch, jedennoch: kannst dich mit deinem Opus wohl hören lassen, Sebastian.

„Keine ordinaire Fuga. Gute Invention muß als vorhanden erachten. Hm, kreißet auch der ungebärdigste Most sich aus mit der Zeit. Doch gemach, gemach, nichts erzwingen wollen in artibus! Wer die Nasen zu hart schneuzet, zwingt Blut heraus, spricht der weise Salomo. Wohnen hinter denen Bergen auch Leute, monsieur.

„Sonderlich von einem allerprinzipalsten Meister könntest du wohl noch ein Erkleckliches lernen. Ist gemeinet Dieterich Buxtehude. Hauset in Lübeck oben, der großen Hansestadt am Wasser, an St. Marien dort bestallet, der prächtig herrlich schönen Kirchen. Ei, ein gar fürnehmer großer Herr alldorten in der Stadt, wo man ehret die Organisten und von denen Operisten nichts wissen mag.

„Hab' starke Toccaten, Ciaconen, Passacaglien ihn hören fürtragen, so wohl 300, 400 Takte lang, mit großen, künstlichen Trillos, krausigten wilden Passaggien, gleich hurtig manualiter wie im Pedal, und auch ansonsten noch mit allerhand Diffikultäten nur so gespicket über und über. Klang solches aus der Maßen schön auf dem großen Hauptvogel in St. Marien, so in sich fasset 54 klingende Stimmen. Passierete die Hansestadt doch vor Jahren, just zur Advent-Zeit, umb die Zeit der weltberühmten Abendmusiken in der Marienkirchen, du weißt, auf meiner großen dän'schen Tour, so mit Gottes Hilf' und gnädigem Beistand damalen unternommen und vollführet."

Der junge Arnstädtische Organist ist abwechselnd blaß und rot geworden ob dieser Worte. Die Sprache verhakt sich ihm hinten im Halse eine gute Weile.

Plötzlich aber ergreift er stürmisch des guten Oheims Hände: „Habet Dank, Herr Oheim, vor Euren autoritätischen Rat und Zuspruch! Weiß nunmehro, wozu mir die 60 Gulden dienen sollen, so mir ohnlängst vermachet Herr

Tobias Lämmerhirt selig, meiner Frau Mutter seligen Herr Bruder. Ruht meiner Mutter Segen auf dem Erbe!"

Auch Herr Johann Laurentius verläßt die Neue Kirche und geht nach der „Güldenen Henne" zurück.

Sebastian aber steht noch lange gedankenverloren auf dem Chor und starrt in die schwarz und weißen Manualtasten.

Lässigen Griffes schickt er endlich sich an, die Register abzustellen und die Manuale ordnungsmäßig zu überdecken. Da, horch: was, hat man ihn belauscht? Raschelte es nicht eben hinterm großen Pfeiler linker Hand? Wäre sie's?

Daß sie ihn verstanden: in ihren Augen stand es ja klar zu lesen. Und doch konnte er sich vorhin so niederducken lassen. Sie hatte sie begriffen, seine Fuga, mit dem Herzen, gewiß. Dabei sollte er verzagen? — Und froh und mutig fühlt er sich und wie gesegnet.

Auch an die Bache muß er wieder denken, die ihn nicht verstanden und ohne die er doch nicht wäre, der er ist.

Auf die Orgelbank wirft er sich nieder, das Haupt zwischen den Händen, überwältigt von heiligem Gefühl.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Endlich erhebt er sich wieder. Und sein Auge leuchtet und sein Mund lächelt, wie er nun ruhig den andern nachschreitet.

III. Das Divertissement.

In der „Güldenen Henne" geht's schon pudellustig her.

Das Divertissement hat begonnen. Die Kunstpfeifer haben dorten nunmehr das Regieren. Ihnen gehört die abendliche zweite Hälfte des Familientages.

Meister Thomas, der unermüdliche, hat mit seinen Ratsmusikanten gerade zur Gemütsergötzung eine neue Johann Bernhardsche Suite angestimmt, als Sebastian in den Saal tritt.

Der behaglichen Allemande folgt eine schelmische Bourée, eine feierliche Sarrabande sodann in satten, schweren Pfundakkorden über wuchtigen Bässen, eine still sittsamliche Loure darauf, ein schnippisch Passepied und eine kurze, flinke, prickelnde Gigue zum Kehraus.

Rauschender Beifall. Der Komponist steht auf und reibt sich vergnügt die Hände.

Lauter Jubel plötzlich! „Platz gemacht! Bahn frei! Juchhe, die Ruhlaschen warten auf zum Tanz!"

Querpfeife, Trompete und Zinken, Violinen und Violen erklingen. Zu einem lustigen Runda fügt sich das Getön.

Ein Minuetto folgt.

Zur Anglaise darauf bequemt sich schon der eine und andere der jüngeren Herren Organisten — ach was da, nur kein Gethue: mit 'nem Englischen kommen die Beine schon noch zurecht!

Sodann zur Gavotte und zumal darnach zur gemütlichen Sarrabande treten poco a poco schließlich sogar die allehr- und würdesamsten alten Herren Kantoren mit ihren Frauen Liebsten fröhlichen Herzens mit an.

Als die Lust in hellichten Flammen lodert — wupp ist Meister Thomas plötzlich voll jugendlichen Uebermutes auf einen Schemel gestiegen und, sein Rohr wie einen Scepter schwingend, kommandiert er laut und dröhnend auf die Tanzenden ein, daß die Musik jäh abbricht und alles erschrocken die Köpfe wendet:

„He, los itund mit unserm Quodlibet! Los darmit! Ei ja, man ehr' die alten Bräuch'! Hat die Geistlichkeit das Prae. Cantores, auf, erhebet eure Stimm'! Willt du beginnen, Aegidius, dem Alter alleweil die Ehr'."

Und sonder langes Besinnen stimmt der Gerufene an zahnlosen, zitterigen Klanges des frommen Paul Gerhard sittiglich Lied:

„Geh aus mein Herz und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben —"

Kaum sind ein paar Takte davon heraus, so knattert auf Meister Thomä heimlichen Wink Jakob Bach, der alte, fidele Pfeifer von Suhl, mit seinem Bierbasse herzhaftiglich darein:

„Wir han ein Schiffle mit Wein beladen,
Darmit wölln wir nach Engelland fahren!
Laßt uns fahren!"

Wiederum ein Kommando und der Meiningische Herr Hofkantor und Kammerdiener Johann Elias stimmt mit kläglich verstelltem Pathos, hohl und seufzerlich, gar einen Bußgesang an:

„Ach Herr, lehr uns bedenken wohl,
Daß wir sind sterblich allzumal.
Keiner wird verschonet,
Keiner kommt davon,
Fürsten, Potentaten,
Finden keine Gnaden,
Wir allhie keins Bleibens han,
Müssen alle dran:
Gelahrt, reich, jung, alt oder schön."

Mitten darin, am richtigen Taktpunkt wiederum ein Wink und ein durchdringender, schmetternder Tenor legt los, Andreas, der forsche Weimarische Hof- und Heertrompeter:

„Wer will han zu schaffen,
Der nimmb ein Weib
Und kauf' ein' Uhr
Und schlag' einen Pfaffen!"

Wink folgt auf Wink darnach, immer abwechselnd weltlich und geistlich — auf die Kantoren und Organisten und auf die Kunstpfeifer hin, und muß

männiglich Odre parieren und blitzschnell, sicher und schlagfertig anstimmen, was gerade ihm einfällt.

Immer wilder, regelloser das Singen. Ein brodelnder Hexenkessel ineinander verquirlter Melodien, geistliche und weltliche, in greulichem, ohrenzerreißendem Tohuwabohu. Gelächter und Gejuchze dazwischen hinein. Freut sich alles baß der babylonischen Verwirrung, wie schier sündhaft widersinnig miteinander karambolieren und frech sich vermengen Worte und Weisen.

Und als Meister Thomas das Rohr schließlich gar wirbelnd über seinem Haupte kreisen läßt, da legt vogelfrei los, was Stimm' und Odem hat, die sämtlichen Bache und auch die Bachinnen helfen tapfer mit. Die Cantores suchen die Pfeifer niederzusingen und diese wiederum die Cantores:

„Was kann einen mehr ergötzen,
Denn ein schöner, grüner Wald,
Wo die Vögle lieblich schwätzen
Und Diana sich aufhalt."
„Im Himmel ist nur Freud' allein
Und in der Höllen stete Pein.
Hienieden wechselt beiderlei,
Dies stimmet Gottes Ordnung bei."
„Drei Laub auf einer Linde
Blühen all so wohl ja wohl,
Sie thät viel tausend Sprünge,
Ihr Herz war freudenvoll —
Ich günn's dem Maidlein wohl."
„Heut' lebst du, heut' bekehre dich,
Eh' morgen kommt, kann's ändern sich.
Was heute frisch, gesund und rot,
Ist morgen krank und gar wohl tot,
Und so du stirbest ohne Buß':
Seel' und Leib dort brennen muß!"

Proh pudor, immer wüster, immer toller, immer sündhafter!

„Fahr' ich hüb'n 'naus,
Fahr' ich drüb'n 'naus,
Aufs Wirtshaus
Fahr' ich zu —"
„Was ist der Mensch: ein' arme Mad',
So Kummer, Not und Sorgen hat.
Was ist der Mensch: ein Erdenklos
Voll Jammer, wär' er noch so groß.
„Gickgack, gickgack,
Vor'n Dreier Schnupftabak —"
„Fürsten, Potentaten
Finden keine Gnaden —"

„Hansel, spann den Schimmel an.
Huppdiho! Valletari ju valletera —“
„Keiner wird verschonet,
Keiner kommt davon —“
„Das Unterst' das soll oben stahn —“
„Müssen alle dran —“
„Salbei, Pollei, Krauseminte, Krauseminte!“

Und der schlimme alte Jakob von Suhl — unermüdlich wie ein Rohrspatz läßt er seinen Baß erdröhnen in unbändiger Fröhlichkeit, mit beiden Fäusten den Takt dazu trommelnd:

„Die Weible mit da Flöhen,
Die hand ä steten Krieg!“

Puterrot werden die Bachinnen und halten sich die Ohren zu.

Und legt der muntere Alte von neuem los:

„Die Häsle soll man schießen,
So laufen in dem Wald:
Schöne Jungfern soll man küssen,
Kü, kü, küssen,
Eh' denn sie werden alt!“

Ein Gepolter plötzlich, als ginge der ganze Saal aus den Fugen, und baß verschrocken kreischen die Frauen auf: „Ach du mein Herrgöttle, Jesses, Jesses, des Mannsvolk!“

Die komplette Erfurtsche Rats-Compagnie, wie ein Mann, Meister Thomas voran — zum Sturm rücken sie vor.

Im Handumdrehen sind Stücker fünf, sechs Tische zusammengeschoben und eins, zwei, drei ist man oben.

Ihren S . . f-Kanon stimmen die Erfurtschen an von den Tischen herunter, daß es kracht:

„Alles vertrunken vor unserm End',
Das macht ein richtig Testament —
Vertrunken! veritrunken!“

Die Pfeifer obsiegen. Die Erfurtschen schmeißen alles zusammen.

Den Herren Cantoribus fällt schon lange nichts mehr ein, sie strecken die Waffen, kapitulieren.

Joho, die Pfeifer singen die Cantores nieder in den Grund. Potz, heißa Cumpaneia!

Schier ausgedörrt sind die Kehlen vom vielen Singen.

Geht los ein wüst Schlampampen.

Ein Faß nach dem andern wälzt der Hennenwirt mit seinen Küfern rumpeldipumpel heran, und die hoffärtigen Herren Cantores fordern schließlich, dicht vor Mitternacht, gar etliche Stübchen Weins, Naumburger Auslese, einen gar feinen Tropfen.

„Profit!"

„Bibite!"

„Zum Wohle! Gesegne's Gott!"

Zum gemütlichen Spielchen rücken die Alten zusammen, und etliche unter ihnen zünden sich eine thönerne Tobakspfeife dazu an.

Die Bachinnen aber wissen auch, was gut schmeckt und das Herz erfreut, und thun von den großen Kantorfrauen etliche sich an einem Hafele Koffee gütlich.

„Ei, wie schmeckt der Koffee süße,
Lieblicher denn tausend Küsse,
Milder denn Muskatenwein!"

An ihre Instrumente machen sich wiederum die Ruhlaschen.

Dem jungen Volk fängt frisch von neuem das Tanzbein an zu jucken.

Einen stampfigen, aufrüttelichen, groben, bäuerlichen, frechen, schier gotteslästerlich verwegenen, geradezu unanständigen Zeidlertanz bestellt das übermütige Erfurtsche Kunstpfeifergesellen-Corps von der Rats-Compagnie, für sich zu extra.

Natürlich wieder die Erfurtschen! Die Schelme! Wollen immer was Apartiges für sich alleine haben!

Hui greifen die Beine aus, die Füße fliegen und schleifen, es sausen die Röcke der Weiblein.

Horch, was war das?

Eines geängsteten Weibleins Hilfeschrei gellt aus dem Wirbel heraus! — Ha, wiederum, wiederum.

Heftig wenden die tugendsamen Bachinnen sich ab, haben nun aber genug, schämen sich ernstlich, mögen's nicht mehr ersehen.

Ach ja, ach Gott: Pfeiferblut! Nichts dawider zu machen. Will sich halt austoben, das Pfeiferblut.

* * *

Doch Johann Sebastian? Maria Barbara?

Verschwunden sind beide, dem Trubel entronnen.

Ihre köstlichsten Düfte atmet draußen die Frühlingsnacht. Die Knospen und jungen Blätter, die Kirschblüten nur heimlich flüstern und wispern, und aus dem Haselgestrüpp vom Flusse herüber verkünden die ersten, eben heimgekehrten Nachtigallen in der Sehnsucht süßesten, holdesten Tönen, was keines Menschen Wort zu sagen vermag.

Der Mond am Himmel — Vollmond —, rund und groß und starr schaut er in den Hennegarten herab.

Halt, sah er das einsame Pärchen abseits hinter dem buxumsäumten Tulipanenbeet! Glitt nicht ein Schmunzeln über das alte, gute, treu-verschwiegene Mondgesicht?

Stehen geblieben ist's wirklich schon wieder, das Pärchen.

Eine große Fermate.

Doch blick weg, blick weg: war ehemals ganz so wie heute.

(Schluß folgt.)



Nikolaus Lenau.

Zum Gedächtnis seines hundertjährigen Geburtstages (13. August).

Von

F. Lienhard.

Man spricht in der Schiffsbaukunde von einem „Metazentrum“, von einem Gleichgewichtspunkt, der an ganz bestimmter Stelle sitzen muß, falls der Schiffskoloß seine kleine, aber verwickelte Welt übers Wasser tragen soll.

Man kann auch bei Menschen von einem solchen Metazentrum sprechen. Es ist kein wirklicher, kein greifbarer Punkt, dieser Gleichgewichtspunkt; er ist nur die Summe einer umständlichen Berechnung, er ist Ausfluß und Ergebnis aus der Beschaffenheit des ganzen Organismus. Ist der Gesamtkörper und die Gesamtseele eines Menschen in Ordnung, so ergiebt sich von selber daraus eine klare und lichte Gottes-, Welt- und Kunstanschauung. Alles in solchen gleichgewichtigen Menschen drängt von selber aus Disharmonien in Harmonie; alles in ihnen strebt danach, Widersprüche in Bundesgenossen und Feinde in Freunde zu verwandeln. Für Menschen, die immer wieder auch bei der unebensten Sturmsee ins Gleichgewicht zurückfallen, ist der ganze Lebenskampf ein andauerndes Siegen, und ihre Sterbeworte sind ein Dankgebet.

Es liegt in jedes einzelnen Natur und geht auf ganze Geschlechter zurück, ob er mit solcher angeborenen Neigung zur Harmonie begnadet ist oder nicht. Zeitumstände, körperliche Anlagen, persönliche Schicksale thun zwar ein weiteres, kommen aber nur in zweiter Linie in Betracht und sind lange nicht so wesentlich, wie man heute mit kurzsichtigem Realismus gar zu gern behauptet. Denn der begnadete und gestärkte Mensch, dessen Gleichgewichtssinn von feldherrnhafter Macht ist, überwindet Zeit und Schicksal, ja ist ihnen dankbar, daß sie ihm Gelegenheit zur Kraftentfaltung geben.

In Nikolaus Lenau war von vornherein das „Metazentrum“ verschoben — niemand weiß und kann nachrechnen, wie viele Mächte an dieser Verschiebung

gearbeitet haben. Wenn man alle möglichen Punkte zusammenzählt, um seine Schwermut und seine erschütternde Geisteskrankheit zu „erklären“, es langt zuletzt doch nicht. Denn starke Gehirne und gesunde Geister haben unter gleichen Umständen gesiegt. Wir müssen uns daran gewöhnen, auch die Menschen gleichsam als Pflanzen zu betrachten, eingesetzt in den Gottesgarten Erde, aus innerster Notwendigkeit das nährende Licht suchend. Viele entfalten sich naturgemäß, unbeschadet aller Wettereinflüsse; andere wieder kränkeln in irgend einer Weise, werden verbogen und zerzaust, finden nicht Boden für ihre gesunden Wurzeln oder sind schon in den Wurzelfäden nicht kräftig genug. Eine in ihrem dichterischen Seelengehalt stark emporschießende, dann aber jäh verdorrende Menschenpflanze war Nikolaus Lenau. Er hat leider Geschwister genug, gerade unter den Denkern und Phantasiemenschen. Mit der alten Frage nach der „Schuld“ oder „Sünde“, wodurch so reiche Geister so elend geworden, kommen wir nicht mehr vom Fleck. Handgreifliche Verbrecher haben geblüht, und wir warteten umsonst auf ihr Verdorren; und nach unseren Begriffen edle Menschen haben gelitten ein Leben lang. So ging es einzelnen Menschen, so ging es ganzen Völkern. Die Gerechtigkeit und die Erklärung liegen sehr oft jenseits unseres Gesichtskreises. Eine weitsichtige Bescheidenheit ist das erste Erfordernis bei Betrachtung von Erscheinungen wie Nikolaus Lenau und so manches ähnlichen Leidgenossen.

* * *

Nikolaus Franz Niembsch Edler von Strehlenau wurde am 13. August 1802 zu Csatad bei Temesvar in Ungarn geboren. Das Geschlecht der Niembsche ist deutschen Ursprungs; seine Spuren führen nach der schlesischen Stadt Strehlen zurück; Vater, Großvater und Urgroßvater Lenaus waren österreichische Offiziere. Der Dichter selbst legte sich wegen der österreichischen Preßverhältnisse den Decknamen Nikolaus Lenau bei.

Lenaus Elternhaus war nicht geeignet, eine stete und feste Männlichkeit großzuziehen. Sein Vater war eine unruhige und sinnliche Natur, lebte sein Leben rasch und ungezügelt herunter und war von dem Laster der Spielsucht in fast unglaublicher Weise beherrscht. Wenn man berichten hört, daß die offenbar seelisch sehr weich veranlagte Mutter den Mann, dem sie besorgt in die Stadt nachgereist war, in den Banden ehelicher Untreue getroffen; wenn man liest, daß dieser gewissenlose Spieler eine Nacht lang sein sterbendes Kind, dem er den Arzt hatte holen sollen, bei Spiel und Trunk ebenso vergessen wie die einsam weinende, trostlos wartende Mutter — dann begreift man wohl, wie viel Bitternis bereits in den ungeborenen Dichter eingehen mußte, den in eben jener Zeit die unglückliche Mutter unter dem Herzen trug. Dazu kamen Geldsorgen und ein früh beginnendes Umherziehen von Ort zu Ort, eine Unsicherheit des Heimatgefühls, die ein rechtes Wurzelschlagen wenigstens in gefestigtem Familienboden nicht zuließ. Der Vater starb sehr früh (1807). und nun lag die Erziehung des fünfjährigen Knaben in den Händen teils der weichen, abgöttisch an ihrem Kinde hangenden Mutter, teils auch der Großeltern.

Kennzeichend ist es, daß der Stimmungsmensch Lenau von vornherein nicht recht fühlte, welcher Thätigkeit er sich eigentlich zuwenden sollte. Bei einem Dichter ja nicht verwunderlich! Aber diese Suche nach bestimmtem Berufe zog sich bis ins dreißigste Lebensjahr hinaus, wo dann wenigstens die Stimmungswelt der Poesie allbeherrschend wurde. In Pest, im anregenden Tokai, dem er entscheidende Eindrücke verdankte, in Wien, in Preßburg besuchte Lenau Schulen und Universitäten, tastete erst in der Philosophie herum, dann in der Jurisprudenz, widmete sich ein Weilchen landwirtschaftlichen Studien und sattelte zuletzt zur Medizin um. Aber als ihm Ende 1830 von seiner Großmutter ein kleines Erbteil zugefallen war, das ihm einiges Aufatmen gestattete, war es mit der Lust zum Studium vorbei. Er verließ Wien, um — wie er beruhigend seinen Freunden versprach — in Heidelberg seine medizinischen Studien abzuschließen. Aber es kam nie dazu. Er blieb in Stuttgart hangen, geriet mitten in die verdienstvollen Anregungen des freilich etwas sehr auf das Gemütsleben gestellten schwäbischen Dichterkreises, schloß mit Schwab, Kerner, Uhland, Pfizer, Karl Mayer u. s. w. Freundschaft und gewann durch diesen Kreis den tüchtigen Cotta zum Verleger für seine inzwischen entstandenen ersten Gedichte, die im Sommer 1832 erschienen.

Wenn man in der Betrachtung von Lenaus äußerem Lebensgang bis hieher gelangt ist, so atmet man unwillkürlich auf. Hier endlich, im herzigen Schwabenland, in einem Freundeskreis, der ihn außerordentlich liebte und verehrte, schien dem suchenden, schwermütigen, seelentiefen Wanderer aus dem Magyarenlande alles geboten, wessen er bedurfte. Die „schwäbische Dichterschule", wie man jene von Heine boshaft angegriffene Gruppe nennt, hatte zwar etwas Traulich-Enges in ihrem Leben und Schaffen; ihr lyrischer Ton war nicht mächtig genug; sie waren ein gleichwohl gesunder und heimatständiger Nachhall der reicher und breiter angelegten Romantiker. Eichendorff ist mit ihnen geistesverwandt; Rückert stand ihnen nicht fern; auch Lenaus starkes Talent stimmte zu der Gefühlswelt, die dort den Untergrund gab. Die Liebe zu einem Schwabenmädchen, zu Lotte Gmelin, dem „Schilflottchen", zog gleichzeitig in des Dichters Herz ein. Es war, als schmeichelten gute Geister rund um ihn her mit der herzlichen Bitte: „Bleib doch! Gründe dein Haus! Schlage Wurzel, unsteter Zigeuner!"

Aber der Dämon „Schwermut" hatte längst in Nikolaus Lenau Wohnung genommen. „Ich liebe das Mädchen unendlich," schreibt er über Lotte an einen Freund, „aber mein innerstes Wesen ist Trauer, und meine Liebe schmerzliches Entsagen . . ." Und: „Sie ist ein sehr liebes Mädchen. Aber ich werde diesem Mädchen entsagen, denn ich fühle so wenig Glück in mir, daß ich anderen keines abgeben kann."

Wir sehen es aus den unvergleichlich schönen, für Lenau so bezeichnenden „Schilfliedern", wie wenig Glück in diesem von Natur und immer, immer wieder zur Schwermut neigenden Geiste heimisch war.

„Und ich muß mein Liebstes meiden,
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr ..."

Warum denn mußte er, dessen weiche Natur von einem wertvollen Mädchen so lieb und warm hätte geleitet werden können, sein „Liebstes meiden"? Gab es einen ersichtlichen Grund? Seine Lage war ja ungewiß, das ist richtig, sein Vermögen nicht ausreichend; aber dieses äußerlichste Hindernis hätte sich wohl für eine energische Natur wegräumen lassen. Tiefer liegt ein anderer Grund, den er in einem Briefe an seinen Schwager Schurz erwähnt: „Eine gewisse Freudigkeit des Herzens gehört dazu, um zu heiraten ... aber, aber, ich glaube, ich bin dafür verloren ... Ich habe nicht den Muth, diese himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu drücken." Und als Grund dieser Unfreudigkeit, der aber für einen stärkeren Geist gleichfalls nicht ausreichen würde, erfahren wir in diesem Briefe von einem früheren Liebesverhältnis des Dichters, von dem unseligen Verhältnis zu einer lockeren und leichtfertigen Wienerin, „Bertha", die ihm Gift genug in den so wie so schon bitteren Lebensbecher geträufelt hatte. Schauen wir uns aber weiter um und lesen wir, daß der bleiche, dunkelhaarige Dichter in derselben Zeit in einem Postwagen langweilige Mitreisende dadurch verscheuchte, daß er sich mit fürchterlicher Meisterschaft wahnsinnig stellte, so daß selbst sein Reisegefährte davon aufs tiefste erschüttert wurde, so ahnen wir mit Erschrecken, daß das Verhängnis bereits tiefer sitzt. Und wir sträuben uns nicht, dem Geisterseher und Seelenforscher Justinus Kerner recht zu geben, wenn dieser in der ihm eigenen Ausdrucksweise damals schon schreibt: „Es ist völlige Wahrheit, daß in Niembsch ein Dämon ist, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelstunde sein Gesicht zwanzigmal verändert."

Dieser Dämon scheuchte den Dichter aus dem Kreise der gemütlichen Schwaben empor und schleuderte ihn in eine ganz und gar anders gefärbte, weit entfernte Weltecke: nach Nordamerika. Der unpraktische Poet schloß sich plötzlich an eine Aktiengesellschaft an, erwarb Ländereien in Nordamerika, reiste mit allerhand Auswanderervolk hinüber, holte sich dabei Scharbock, Gicht und Mißstimmungen neben verhältnismäßig geringen dichterischen Anregungen, lernte die Amerikaner als „himmelan stinkende Krämerseelen" gründlich verachten und kehrte ein Jahr darauf, um einige unerfreuliche Erfahrungen bereichert, in die Heimat zurück. Mit Lotte, die ihn gleichfalls liebte, hatte er sich nicht ausgesprochen; und die Freunde hatten ihm umsonst von dieser Reise abgeraten.

Von jetzt ab ging der Lebenspfad des immer mehr Verdüsterten zwischen Oesterreich und Süddeutschland unruhig hin und her. Er fand sich immerhin als Dichter bekannt geworden und allenthalben geehrt; Pläne zu größeren Dichtungen reiften; aber sein Leben und Schaffen ward nicht stetiger, nicht gereifter, nicht geschlossener. Gründe zu seiner immer stärker anwachsenden Schwermut liegen in alledem nicht beschlossen. Auch ein Walther von der Vogelweide

war wahrlich heimatlos und ohne Haus und Gut; aber der heitere Gleichmut, die spiegelblanke Seele dieses gesunden Minnesängers wurden dadurch nicht verdüstert. Es lag tief in Lenaus Natur, daß er so ward, wie er geworden ist.

Das Schwabenmädchen Lotte Gmelin hatte Lenaus Gesichtskreis verlassen. Nun traten zwei Frauen mit ernster Anteilnahme seiner dunklen Welt näher, indem sie ihm Gastfreundschaft und Verständnis boten: Emilie Reinbeck, die Gattin eines Stuttgarter Professors, die er im schwäbischen Freundeskreis schätzen gelernt hatte, und ganz besonders, auch weit einschneidender, Frau Sophie Löwenthal in Wien. Mit letzterer unterhielt er bis zu seiner geistigen Erkrankung, also durch zehn Jahre, einen ausführlichen Briefwechsel, von dem uns Lenaus Briefe erhalten sind. Aus vielen Stellen dieser Briefe spüren wir, daß die geistvolle Frau nicht frei war von Verdüsterungen und Launen, die auf Lenaus feines Nervengeflecht nicht eben günstig wirkten, während wir bei allem, was uns über Reinbecks erhalten ist, unbefangene und edle Freundschaft herausfühlen. Zu ihnen äußerte er über Sophie Löwenthal: „Sie ist mein Glück und meine Wunde. Sie ist voll Geist. Nichts, worin sie mir nicht ebenbürtig, worüber ich nicht mit ihr sprechen kann." Die Freundschaft zu ihr überdauerte seine kurze Verlobung mit der sehr theatralischen Sängerin Karoline Unger (1840) und war auch zäher als die noch kürzere Verlobung mit der anmutig-sanften Marie Behrends, Lenaus letzter Liebe. „Ich habe Karolinen nicht verschwiegen, daß Sie meine höchste, entscheidende Rücksicht sind", schreibt er an Sophie Löwenthal vor der geplanten Verlobung mit Fräulein Unger. Und: „Wenn Sie's wünschen, verheirate ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber auch", sagt er ihr kurz und trotzig, als ihn die Liebe zu Marie Behrends mit letzter Gewalt durchströmte und beglückte.

Es bedurfte eines so gewaltsamen Abschlusses nicht. Die Dämonen hatten inzwischen in anderer Art vorgearbeitet, ehe sie zum letzten Sturme schritten. Nicht einmal, sondern ein Dutzend Mal und mehr finden wir in seinen Briefen dieses letzten Jahrzehnts (1834—1844) Klagen über reizbare Gesundheit und schlechte Nerven. „Meine Gesundheit ist leidlich bis auf gewisse Anfälle von Hypochondrie," schreibt er 1839 an Frau Emilie Reinbeck, „die nun häufiger wiederkehren und oft einen gräßlichen Grad erreichen. Dann ist mir zuweilen, als hielte der Teufel seine Jagd in dem Nervenwalde meines Unterleibes; ich höre ein deutliches Hundegebell daselbst und ein dumpfes Hallo des Schwarzen. Ohne Scherz, es ist oft zum Verzweifeln." Solche Klagen kehren öfters wieder. Und daß ihm Frau Sophie Löwenthal hierbei nicht immer eine Aufmunterung war, ersehen wir z. B. aus folgender Antwort Lenaus (1841): „Sie verweisen es meinem ersten Briefe von hier, daß er eine Krankengeschichte enthalte ... Ich bin eben krank, und wenn ich krank bin, kann ich nicht an meine Freunde als ein Gesunder schreiben ... Der Tag, an dem Sie sich solcherweise gegen mich geäußert, war gewiß keiner von den freundlichen, noch die Stimmung eine von den sympathischen; immerhin aber hätte Ihnen die

nötige Unverdrossenheit zu der Bemerkung erübrigen sollen, daß es dem fernen Freunde nicht wohlthun könne, sehen zu müssen, wie seine Briefe mit mehr Kritik als Freude aufgenommen werden." Daß er an eine Frau, die er in anderen Briefen eine „liebe, herrliche, seltene Frau" nennt, so schreiben mußte, und zwar mehrmals, zeigt doch, daß seine düstere Natur auch hier, in dieser innigsten Freundschaft, die beruhigende Ergänzung nicht gefunden hatte, die ihm so not that.

Dazu kam, daß er für seine körperliche Gesundheit entschieden zu wenig that; er lebte sein ästhetisches und besonders sein musikalisches Leben — er war ja leidenschaftlicher Geigenspieler — mit gewohnter Selbstherrlichkeit weiter. Wohl entstanden in diesen Jahren seine größeren Dichtungen, der „Savonarola", die „Albigenser", der „Don Juan"; wohl erforderten diese Dichtungen mannigfache Vertiefung allgemein-geistiger Art. Aber es berührt uns seltsam, wenn wir als Ausbeute seines ganzen geistigen Schaffens ein einziges Prosastückchen, eine kleine Rezension neben seinen Dichtungen finden. Sein Leben, möchten wir sagen, war zu sehr auf subjektive Stimmung, auf bloße Aesthetik persönlichster Art gestellt, hierin dem freilich viel grandioseren und schaffenskräftigeren Subjektivisten Byron vergleichbar.

Lenaus letzte Liebe ist ein Trauerspiel im Trauerspiel. In Baden-Baden, am Gasthofstisch, kam der einsam tafelnde Dichter mit einigen Damen ins Gespräch, von denen die eine, die jüngste, sofort einen bezaubernden Eindruck auf ihn machte. Sie war die Tochter eines ehemaligen Frankfurter Bürgermeisters und weilte mit ihrer Tante auf einige Tage im schönen Baden; später entdeckte der Dichter — seltsamer Fingerzeig des Schicksals! —, daß dies anmutig-sanfte Mädchen eine Verwandte von Lotte Gmelin war. Noch einmal also, ganz wie vor zwölf Jahren in Stuttgart, trat ein gütiger Geist in holder Gestalt an den Unsteten heran und bot ihm Stetigkeit, Herzensliebe einer Jungfrau, Familienstille, Heimat, friedevolles Schaffen — und diesmal griff der zweiundvierzigjährige Dichter zu. Er jagte Cotta nach und erzwang sich einen einkunftsreichen Vertrag; er war sogar bereit, zur evangelischen Kirche überzutreten; er verlobte sich öffentlich; es kam ein Leuchten über sein ganzes Wesen, so daß sogar die Freunde über den veränderten Dichter der Schwermut besorgt den Kopf schüttelten — kurz, der aufgeregte Einsiedler griff mit beiden Händen nach dieser „echt deutschen Jungfrau", wie der Ertrinkende nach dem Weidenzweige greift. Es war zu spät.

Am Sonntag den 29. September 1844 saß der Bräutigam schweigsam bei Reinbecks am Frühstückstisch. Plötzlich sprang er auf, überwältigt von bohrenden Besorgnissen über Vergangenheit und Zukunft, und brach in laute Wehklagen und Thränen aus. Zugleich spürte er in seinem Gesicht einen heftigen Riß. Erschrocken eilte er zu einem Spiegel und fand sein Angesicht durch einen Nervenschlag verzerrt und entstellt. Dies gab sich zwar in den nächsten Tagen wieder, aber von nun ab blieb er aufgestört. In der Nacht vom 12. zum

13. Oktober brachen die lange lauernden Dämonen heraus; ein wilder Tobsuchtsanfall überkam ihn; er war voll Angst und Verzweiflung, verbrannte viele Papiere, schlug sich mit Fäusten und bekundete Selbstmordgedanken. Tobsuchtsanfälle, Selbstmordversuche, Erschöpfungen wechselten nun ab; man mußte zu der Zwangsjacke greifen. Dunkel hatte sich das Gerücht verbreitet, Lenau sei erkrankt. Marie, seine Braut, kam mit einer Begleiterin nach Stuttgart geeilt. Aber ehe sie noch Reinbecks Haus betreten hatten, lasen sie zufällig in der Zeitung: „Lenau ist wahnsinnig und liegt in der Zwangsjacke.“ Es war am 20. Oktober 1844; der gefesselte Dichter schrie am Morgen desselben Tages wohl hundertmal mit grausiger, weithin tönender Stimme: „Auf, auf, Lenau, Lenau!“ und dann wieder mit rührender Hilflosigkeit: „Jesus Maria! Wahnsinnig, wahnsinnig! Ich weiß ja nicht, wo ich bin!“

Die Krankheit nahm ihren traurigen Verlauf. Nach den ersten wilden Anfällen trat ein dumpfes Hinbrüten ein. Erst in Winnenthal bei Stuttgart, dann in Döbling bei Wien siechte des Dichters Gehirn durch sechs dumpfe Jahre hoffnungslos dahin. Nicht einmal mehr seinen Namen konnte er aussprechen; er lallte nur ein kindisches „Niems“. Eines Nachts hörte man ihn heftig weinen. Dem Arzte, der zu ihm in die Zelle geeilt war, antwortete er unter Thränen: „Der arme Niems ist sehr unglücklich.“ Dies waren seine letzten Worte. Er starb am 22. August 1850.

* * *

Absichtlich habe ich bei Lenaus äußerem Lebensschicksal ausführlicher verweilt, als dies bei der weit verbreiteten Bekanntschaft mit des Dichters Leben nötig gewesen wäre. Jedermann kann sich z. B. in der ausgezeichneten, von Gustav Emil Barthel eingeleiteten Reclam-Ausgabe von Lenaus sämtlichen Werken ausführlich über den Dichter unterrichten. Aber gerade bei so subjektiven Geistern besteht das Wort zu Recht, das einmal auch Lenau an seinen Schwager und getreuen Biographen Schurz schrieb: „Meine sämtlichen Schriften sind mein sämtliches Leben“ — und, könnte man hinzufügen: Leben und Schriften in solcher subjektiven Unstete, in all diesen stimmungstiefen und seelenvollen Einzelheiten, besonders aber im Bruchstückhaften ihrer Gesamtkomposition gehören aufs engste zusammen.

Wir haben alle in unserer Jugend Lenaus Stimmungslyrik geliebt und sein Schicksal innig bedauert. Es ist anziehend, in gereifteren Jahren die Urteile jener Begeisterungsjahre nochmals durchzusehen und gegebenen Falles zu berichtigen. Das Fragmentarische, das Unabgeschlossene und Unausgeglichene dieser düster-eintönigen Stimmungswelt tritt uns bei einer Ueberschau sofort vors Auge. Lenaus größere Dichtungen enthalten prachtvolle Einzelheiten, besonders in der lyrischen Schilderung. Aber eine blanke Abrundung des gedanklichen Planes tritt in keiner einzigen zu Tage. Mit Mißtrauen tritt man besonders an seinen „Faust“ heran. Doch gestehe ich gern: trotz Goethes großer und freier Dichtung sind mir diese Lenauschen Nachtbilder wildschöner Art, auch

bei einem nochmaligen Lesen und Nachprüfen, von bedeutendem Eindruck gewesen. Bilder von so plastischer Kraft der Anschauung und des Ausdrucks wie etwa — aufs Geratewohl gewählt — „Der Tanz", „Das arme Pfäfflein", „Die Schmiede", die Scenen auf dem Meer und am Strande bekunden, wie viel Schilderungskraft lyrisch-epischer Art in Lenau mächtig war. Aber mit dem geistigen Gehalt dieser Dichtungen, nicht nur hier, mit dem eigentlichen Gedankengehalt Lenaus, mit seiner Weltanschauung, kurz gesagt, weiß ein Mensch von unbesieglicher Neigung zur Harmonie nicht viel anzufangen. Es ist, würden wir etwa sagen, unklarer Pantheismus und Skeptizismus, beeinträchtigt durch zu viel subjektiv-lyrische Färbung, nicht genug gestählt von befreiender religiöser Glaubenskraft. Von der machtvollen Klarheit, wie sie den Reden eines Bismarck oder Luther eigen ist, von dem Siegfriedhaften, das in der deutschen Volksseele alle Dumpfheit immer wieder mit Gedankenmacht und Seelenkraft bezwingt, ist in diesem ganz in Stimmung steckenden Düsterling aus dem Magyarenlande nichts zum Durchbruch gelangt.

Man muß den Kopf schütteln, wenn man Kritiker hervorheben hört, Lenau hätte sich im „Savonarola" dem Christentum zugewandt. Und wenn man in einem Lenauschen Briefe liest, wie er einmal, auf einsamem Heideritt, durch die Scheiben eines Jägerhauses eine Weihnachtsfeier beobachtete, wie ihm dabei die Thränen kamen, wie sich eine selige Stimmung über ihn ergoß und ihm das Bewußtsein gab: „so bin ich Christ geworden" — so muß man auch hierzu ein bedenkliches Fragezeichen an den Rand machen. Gewiß, diese Stimmung war echt und tief erlebt. Der edle und aristokratische Lenau war nie Antichrist im modernen Sinne plebejischer Vernüchterung. Aber sein Christentum im „Savonarola" ebenso wie sein Protest in den „Albigensern" blieben beide im Stimmungsgeflecht hangen. Seine ganze Gedankenwelt ist ästhetisch umnebelt und der Stimmung zu sehr unterthan; seine Weltanschauung bedeutet in seinem Leben keine entscheidende, Gehirn und Organismus ordnende, aus Gehirn und Organismus gesund herausgewachsene und durch Jahre und Jahrzehnte stark gewordene Substanz. Wahrlich, schön ihrer Seele nach und wuchtig geraten in Wort und Bild sind z. B. Savonarolas Predigten, die Papstscenen, Savonarolas Tod; von erstaunlicher Kraft der inneren Leidenschaft und des packenden Wortes sind einzelne Bilder in den Albigensern, wie „Der Rosenkranz", „Carcassonne", „Ritter und Mönch" und andere Einzelheiten. Auch der noch mehr fragmentarische „Don Juan" hat noch gewichtige Stellen. Aber der Herbstnebel, der über allem trostlos dämmert, verdunkelt die klare Architektur. Lenau bohrte sich bei einzelnen Bildern und bei der einzelnen Situation tief ein, schöpfte die Stimmung wunderbar aus, falls sie ihm entsprach, und so schuf er in dieser Umzirkelung, im kleinen, ein geschlossenes Ganzes. Für eine große Komposition aber, mit all ihren Buntheiten, Winkeln und Linien, reicht bloße Stimmungskraft, zumal von einseitig düsterer Färbung, nicht aus.

Das Herrlichste in Lenau sind daher seine lyrischen Stimmungsbilder. Gedichte wie die „Schilflieder", „Die Wurmlinger Kapelle", „Der Postillon", „Die drei Indianer", „Die Werbung", „Mischka an der Theiß", „Die drei Zigeuner", viele seiner Wald- und Herbstlieder u. s. w. sind von einer schön abgerundeten, einheitlichen Wirkung. Manche auch seiner Gedichte setzen mit vollem Accord ein, verlieren sich dann aber in suchenden Betrachtungen. Wie feierlich tönend ist z. B. der Anfang des „schwarzen Sees":

„Die Tannenberge rings den schwarzen See umklammen
Und schütten in den See die Schatten schwarz zusammen.

Der Himmel ist bedeckt mit dunklen Wetterlasten,
Doch ruhig starrt das Rohr, und alle Lüfte rasten.

Sehr ernst ist hier die Welt und stumm in sich versunken,
Als wär' ihr letzter Laut im finstren See ertrunken . . ."

— und nun folgen blasse Betrachtungen, die den sonoren Klang der Anfangsworte verwischen, statt ihn dichterisch zu vertiefen. Dergleichen ist charakteristisch und widerfährt ihm oft.

Zu dem Schönsten in deutscher Lyrik gehören aber, wie gesagt, manche Bilder und Vergleiche innerhalb der einzelnen Gedichte. Hier einige Proben:

„Und der Baum im Abendwind
Läßt sein Laub zu Boden wallen,
Wie ein schlafergriffnes Kind
Läßt sein buntes Spielzeug fallen . . ."

Oder:

„Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her . . ."

Oder:

„Süß träumt es sich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leise klopft:
So mag sich's ruhn im Totenschreine,
Auf den die Freundeszähre tropft."

Oder:

„Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf: — wie's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
Und heischt von ihr sein blutig Futter."

Oder:

„Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,
Sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln! . . ."

Diese Bilder ließen sich aus den größeren Dichtungen mit Leichtigkeit vermehren und erweitern. In alledem ist Lenau durch und durch Dichter, voll Gefühl und Anschauung, voll magnetischer Kraft der Beseelung.

In seiner rhythmischen Behandlungsweise lehnt er sich zwar an den Strophenton des deutschen Volksliedes an. Aber er steht sonderartig zwischen den Schwaben und den Romantikern, düster und einsam für sich. Es ist magyarisches Deutschtum in diesem Dichter, es ist freiheitliches Zigeunerblut in seinen Adern, es ist zu viel schwarze Substanz im schweren Blute dieses Melancholikers. In Frankfurt, in seinen allzu späten Bräutigamstagen, streiften sonnigere Naturen wie Moritz von Schwind, auch Mendelssohn-Bartholdy und Ferdinand Hiller seine Lebensbahn. Etwas von volkstümlichem Humor in Hans Sachsens gesunder Art wäre vielleicht lebenserhaltend für diesen sonnenarmen Geist geworden. Er hätte mit mehr Widerstandskraft die unpoetische Zeit überwunden, er hätte sich zu einer lichten Weltanschauung durchgerungen — aber: er wäre dann nicht jener Lenau geblieben oder besser nie gewesen, als der er charakteristisch und einsam in unserer Litteratur steht. Gerade die düster-innige Versenkung und Verbohrung in Bild und Gedanken war seine dichterische Stärke, war sein menschliches Leid, ist sein eigentümliches und fremdartiges Gepräge in der deutschen Litteratur.

Man hat Nikolaus Lenau, der das trostlos-traurige Lied — sein vorletztes — schrieb: „'s ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte“, einen Poeten des Weltschmerzes genannt. Gewiß: Byron in England, Leopardi in Italien, Musset in Frankreich, Lermontoff und Puschkin in Rußland darf man als verwandte Naturen bezeichnen. Die Zeit drängte mit Wucht von der Poesie fort, hinein in Politik und soziale Fragen. Das lastete auf den denkenden Geistern jener Zeit und machte sie krank, es lastet noch heute auf so und so viel vernüchterten Dichtern, Dramatikern und Romanschreibern, die weit eher den Namen „Gesellschaftskritiker“ verdienen als den so befreiend klingenden Namen Seher und Sänger. Entschieden war diese Zeitverstimmung auch im düsteren seelenkranken Lenau wirksam, der um die friedlichen und in ihrem sicheren Kreise gefestigten Schwaben friedlos herumflog, ebenso wirksam wie in dem weniger anziehenden Heine, dessen Gehirn und Witz klar blieb — bei Lenau wurde Schwund des Großhirns bei der Sektion festgestellt —, während sein Rückenmark erlag. Wie ein Fluch schwebt es über solchen Zeiten und solchen Menschen, die auf demselben Boden nicht gediehen, auf dem doch ein Schiller groß und klar emporgereift war, auf dem kurz zuvor ein Goethe der deutschen Welt so viel lichtvolle Worte gesagt hatte. Wie stark und fest war das ethische Bewußtsein in Schillers klarem Geist und schwachem Körper! Wie fein und besonnen fand sich nach und nach Goethe zur Harmonie zurecht! Warum wuchsen und gediehen diese Großen, warum verging und verdarb ein Kleist oder Lenau und so viele andere?

Wir verzichten auf eine Erklärung. Wir können nur wieder zurückgreifen zu unserer Anfangsbetrachtung und über die Menschen hinschauen wie über Pflanzen. Wir fühlen zwar, was wachsen heißt, wahrhaft wachsen ins allnährende Licht empor; wir kennen auch bis zu gewissen Grenzen die Be-

bingungen solchen Wachsens, Reifens und Blühens. Aber im letzten Grunde ist unsere Beihilfe und unsere Erklärung nur Stückwerk. Und suchen wir selber unser und unserer Kinder Leben zu einem einzigen Gebet um harmonisches Wachsen zu gestalten, so ist schon der Umstand, daß wir von diesem Wunsche durchdrungen sind, nur wieder ein Zeichen, daß wir, wenigstens keimhaft, auch ohne unser Zuthun, bereits begabt sind mit jenem Gleichgewichtssinn, der bei der Blüte von Menschen und Völkern das Wesentliche ist. Dieser wichtigste, unsichtbarste und beherrschende Sinn selber aber — ist eine geheimnisvolle Gnadengabe Gottes und der Natur, woran unübersehbare Zusammenhänge durch Jahrhunderte gesponnen haben.



Aus Lenau.

Faust am Grabe seiner Mutter.

Eh' das ersehnte Meer
Mich grenzenlos umtrauert,
Der Wolken trübes Heer
Auf mich herunter schauert,
Und Stürme mich umwehen,
Will ich zum letztenmal
Das heimatliche Thal,
Dein Grab, o Mutter! sehen.

O, daß der Tod von hier
So früh dich fortgenommen!
Es wäre wohl mit mir
Sonst nicht so weit gekommen. —
Von deinem treuen Lieben
Ist keine Spur geblieben,
Es schwand in tiefe Nacht.
Groß ist des Todes Macht,
Daß er die Mutter kann
Von ihrem Kinde reißen.
Wie fabelhaft zerrann
Das fröhliche Verheißen
Vom ewigen Wiedersehn,
Als ich dich sah vergehn!
Als sie den Sarg verschlugen
Und dich begraben trugen,
Da hatt'st du ausgelitten;
Mir ward im Herzen eben,
Ob sie mein junges Leben
Von seiner Wurzel schnitten! —
Als mich dein weicher Arm
Einst liebevoll umfing,
Als froh und segnend warm
An mir dein Auge hing,
Da freuten dich wohl Träume
Der Hoffnung für dein Kind?
Wie einst durch diese Bäume
Hinzog der Frühlingswind?
Nun steht im Mondenstrahl
Der Strauch so dürr und kahl,
Der einst so grün, getroffen
Vom kalten Herbsteswind;
So welkte all dein Hoffen,
O Mutter, für dein Kind. —
Derweil du hier zu Staube
Im stillen Grund gemodert,
Ist in mir, seinem Raube,

Das Böse aufgelodert! —
Die Nächte ohne Schlummer,
Die Tage voller Kummer,
Die ungezählten Zähren,
Und deine frommen Lehren,
O Mutter, deine Schmerzen,
Womit du mich geboren,
Womit du unterm Herzen
Mich trugst — sie sind verloren! —
Doch will's mein Sinn nicht leiden,
Daß ich im letzten Scheiden
Mit einer frommen Zähre
Dir danke und dich ehre,
Und daß ich dir die Reue
Als Grabesrose streue.
Welch wunderlicher Klang
Traf plötzlich mir das Ohr?
War's nicht wie Klaggesang,
Was sich im Strauch verlor?
Zog nur das Trauerstöhnen
Vorbei der Herbstesluft?
Begann das Kreuz zu tönen
So bang auf deiner Gruft?

(Aus dem „Faust“.)



Der Tod Lorenzos des Erlauchten.

. . . Girolamo mit tiefem Trauern
Am Bette des Mediceers kniet,
Und mit herzinnigem Bedauern
Wenn ungeheilt sein Geist entflieht.

Nun steht er feierlich am Kranken,
Er faßt den ernsten Augenblick,
Mit dem er zweifeln sieht und schwanken
Unwiderrufliches Geschick.

„Noch ist es Zeit“ — so spricht der Fromme —
„Daß in das Herz dir Gottes Huld
Erleuchtend und erquickend komme,
Versöhne deines Lebens Schuld.

„Versäume nicht die kurze Stunde,
Solang' du weilst im Erdenthal,
Laß dringen dir zum Herzensgrunde
Der Gnade milden Sonnenstrahl!

„Ich frage dich: Bist du gestanden
Auf also hohem Berge je,
Daß unter deinem Blicke schwanden
Die Felder, Türme, Wald und See?

„Auf einem Berg, von dessen Scheitel
Für deinen Blick verschwunden war,
Was unten sterblich ist und eitel,
Geschick der Menschen wandelbar?

„Zu dem kein Jauchzen und kein Singen,
Kein Ruf der Klage drang empor,
Zu dessen Fuß mit matten Schwingen
Der Donner murmelnd sich verlor?

„Dort kann mit überraschtem Grauen,
Wenn hoch die Sonn' am Himmel wacht,
Das Aug' in schwarzen Lüften schauen
Die Sterne wie zu Mitternacht.

„Dort scheint auf klarem, ew'gem Eise
Die Sonne fremd und kühl, sie bricht
Nur durch die dunstumhüllten Kreise
Hier unten als ein warmes Licht.

„Und ist dein Geist dahingegangen,
Wo ihn die reinre Luft umweht:
Die Strahlen Gottes zu empfangen,
Ist's dort vielleicht für ihn zu spät.

„Und bitter wird er dann beklagen,
Daß er den Segensblick versäumt,
In seinen flücht'gen Erdentagen,
Solang' er noch geirrt, geträumt!“ —

Mit immer mattern Herzensschlägen
Lorenzo, aufgerichtet, fleht:
„Gieb, frommer Vater, mir den Segen
Und sprich ein stärkendes Gebet!“



Nicolaus Lenau

Nach einem Originalgemälde von Emilie Reinbeck im Besitze der Frau Oekonomierat Zöppritz.

„O Fürst, den Segen will ich sprechen
Zu deiner Rückkehr in den Staub,
Willst du dem Volk die Fesseln brechen,
Giebst du zurück den großen Raub.

„Glaubst du an Gottes heil'ge Dreiheit,
Mußt glauben du zu gleicher Frist:
Daß Christus ist ein Gott der Freiheit,
Daß nimmer ein Despot ein Christ.

„Für welche Gott sein Blut vergossen,
Für die er starb auf Golgatha,
Sind Gottes teure Bundsgenossen,
Sind nicht zum Spiel der Fürsten da.

„Freiheit ist nicht die höchste Gabe,
Die hier der Mensch zum Heil bedarf;
Doch trägt ihm all sein Glück zu Grabe,
Wer ihm die Freiheit niederwarf.

„Ihr schleicht in Gottes Haus als Diebe,
Als Räuber kränkt ihr Gottes Flur,
Despoten! Christentum ist Liebe,
Ganz lieben kann der Freie nur.

„Kann 's Auge froh zur Ferne dringen,
Wenn es die Sklavenzähre näßt?
Und kann ein Herz die Welt umschlingen,
Das Sklavengram zusammenpreßt? —

„Willst du den Bund nicht anerkennen
Des Glaubens, der uns Brüder macht,
So will ich einen Bund dir nennen,
Den wohl dein Herz noch nie bedacht.

„Der Bund, dem ihr nicht könnt entlaufen,
Ihr Könige! der fest und dicht
In einen trauten Jammerhaufen
Mit Bettlern euch zusammenflicht:

„Es ist der Schmerz, die Eisenkette,
Die euch, ihr Fürsten, stolzverirrt,
Oft freilich erst am Todesbette
Zurück in euer Elend klirrt.

„Schon wenn euch läßt die Mutter sinken
An ihrer Brüste süßen Quell,
Müßt ihr mit uns den Leihkauf trinken
Auf Not und Tod — sie reifen schnell!

„O Fürstenhut — und Sterbenszüge!
O Zepter — und die Faust entzwei!
O Majestät, du bittre Lüge,
Lorenzo, mach die Brüder frei!

„Lorenzo! gieb die Freiheit wieder,
Der Republik ihr altes Recht,
Das uns gekämpft, geschmeichelt nieder
Dein übermütiges Geschlecht!"

Lorenzo spricht: „Wollt' ich beglücken
Ein Volk, mußt' ich's beherrschen auch,
Mein und der Väter Werk zerstücken
Soll ich mit meinem letzten Hauch?

„Ich hab' in schlummerlosen Nächten,
Rastlosen Tagen nur geglüht,
Fürs Volk zu denken und zu fechten,
Das nun vor allen herrlich blüht.

„Den lichten Spuren meiner Ahnen
Bin ich gefolgt, treu immerdar;
Frohlockend zog mit unsern Fahnen
Von edlen Geistern eine Schar.

„Wir zogen nach dem heil'gen Grabe
Der Kunst und Weisheit, freudig kennt
Die Menschheit ihre große Habe,
Die wir ersiegt im Orient.

„Ich soll nicht Fürst und Vater heißen
Dem Volke und dem Vaterland?
Soll sterbend ihm vom Himmel reißen
Den Stern des Ruhms mit eigner Hand?"

„Du sollst! du sollst das Werk zerstücken
Der Willkür, eh's mit dir vorbei.
Es kann ein Volk nur Gott beglücken,
Doch du, Lorenzo, mach es frei:

„Dein Volk ist krank und ist verdorben,
Das dir vor allen herrlich blüht,
Dein Volk ist innerlich erstorben,
Die heil'ge Sehnsucht schier verglüht.

„Die Griechenweisheit überkleistert
Nur schlecht der Herzen tiefen Bruch;
Ein Bild, wozu nicht Gott begeistert,
Ist nur ein kunstgeschmückter Fluch.

„Der Grieche hat nicht Gott gefunden
Mit seiner Andacht höchstem Schwung;
Die Blüte seiner schönsten Stunden,
Was war sie? nur Vergötterung.

„Die Künstler meißeln, malen, leiern
Um einen längstverdorrten Kranz,
Denn mit dem Heidentume feiern
Sie einen kalten Totentanz.

„Der Traum der Alten war verloren,
Für sie so schön! für uns so schal!
Habt ihr ihn nur heraufbeschworen,
Daß er sich träume noch einmal?

„Dir hat, dem Hochbegabten, Reichen,
Die Zeit ihr Schicksal auferlegt,
Sie hat ihr dunkles Trauerzeichen
Auf deine Stirne scharf geprägt.

„Der Fiebertraum, der dich gepeinigt,
Der Christentum und Heidentum
In deiner Seele wüst vereinigt,
Ist jetzt das Weltdelirium.

„Die Künste der Hellenen kannten
Nicht den Erlöser und sein Licht,
Drum scherzten sie so gern und nannten
Des Schmerzes tiefsten Abgrund nicht.

„Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten,
Womit uns die Antike rührt.

„Doch Abend ist's und Ernst geworden,
Der Abgrund klafft, der Heiland ruft,
Der heitre Wahn, die Götterhorden
Zerstieben in der Wetterluft.

„Was hast du deinem Volk geboten
Für seine Freiheit? karger Tausch!
Bevor du wanderst zu den Toten,
Bedenk es: Trug und Sinnenrausch!

„Ist dir im Herzen nicht verglommen
Und kalt des Glaubens letzte Glut,
So gieb zurück, was du genommen,
Mach deine Brüder frei und gut!" —

Lorenzo spricht: „Gott ist mein Glaube,
Christus mein Trost und mein Gebet!
Doch, was du sprichst von einem Raube,
Am Herzen mir vorübergeht.

„Ich wollte nur mein Volk beglücken,
Drum wollt' ich es beherrschen auch;
Mein und der Väter Werk zerstücken
Wird treulos nicht mein letzter Hauch.

„Ich raube meinem Volke nimmer
Was ich ihm gab, den Stern des Ruhms,
Der trüben Zeit den heitern Schimmer,
Die schöne Welt des Altertums.

„Doch gieb, o Vater, mir den Segen,
Weil du der Frömmste, Reinste bist,
Den ich geschaut auf meinen Wegen,
So sterb' ich als ein guter Christ.

„O laß mich deine Hand noch fassen,
Und reiche mir zum Scheidegruß,
Wenn du mich siehst im Tod erblassen,
Das Evangelium noch zum Kuß."

Da wendet sich vom starren Kranken
Girolamo, das Haupt geneigt;
Er tritt voll trauriger Gedanken
Zum Fenster hin und sinnt und schweigt.

Und sinnend bricht er eine Rose
Vom Stocke, der am Simse grünt,
Und wieder kehrt der Hoffnungslose
Zu seinem Kranken, unversühnt.

Er stellt mit unterdrücktem Weinen
Sich an des Sterbelagers Rand,
Das Evangelium in der einen,
Die Rose in der andern Hand;

Jetzt neigt er sich dem Kranken näher
Und hält zum letzten Gruße dicht
Dem unbeugsamen Mediceer
Das Buch, die Rose vors Gesicht.

Und spricht: „Eh' dich der Tod verwüstet,
Hat Geist und Leib dir hoch geragt,
Mit Kraft und Schönheit ausgerüstet;
Ein Sinn allein war dir versagt.

„Geruch nur war dir nicht gegeben,
Dir würzt' umsonst der Lenz die Luft,
Du scheidest aus dem Erdenleben,
Und kanntest nie der Rose Duft.

„Wie du im Lenz vom Blütenstrauche
Nichts kanntest als den Farbenschein,
Wie, ungespürt, die Rosenhauche
Die Brust dir zogen aus und ein:

„So hast du dieser heil'gen Blätter
Den süßen Duft wohl nie gespürt,
Den uns der Herr im Frühlingswetter
Mit seiner Liebe zugeführt.

„Erbarmen möge dir begegnen
In jener Welt! Ich scheid' im Schmerz.
Lorenzo, stirb! — ich kann nicht segnen
Dein unerweckbar stumpfes Herz!"

Die Schar der Freunde steht beklommen
Im dämmerhellen Sterbgemach
Und starrt Girolamo, dem Frommen,
Der sie erschüttert, schweigend nach.

Ein ängstlich Fragen, scheues Lauern,
Verzagtes Flüstern, stumme Hast
Erfüllt mit ungewohnten Schauern
Den sonst so fröhlichen Palast.

Und fallen muß zur selben Stunde
Der Fürst dem ehernen Gebot;
Und in Florenz von Mund zu Munde
Geht dumpf das Wort: Lorenzo tot!

(Aus dem „Savonarola".)



Das Vogelnest.

An eine Kirche kam ich einst zu wallen,
Mit Klosterzellen, längstverlaßnen Hallen;
Ich trat hinein, und fühlte schier Bedauern,
Und wie geheime Scheu vor den Erbauern,
Daß mir in ihrem Haus der Glaube fehlte,
Der sie so fromm zum schönen Werk beseelte.

Wo waren sie? — ich trat auf ihre Grüfte;
Gemähtes Gras auf allen Hügeln lag,
Zum Abend neigte sich der Sommertag,
Die Luft war lieblich von dem Heugedüfte.
Ein zitternd Spiel ergriff das Laub der Linde,
Ganz ruhig lag das Heu im Abendwinde,
Da war kein leichtes Schwanken mehr und Beben,
Still drunter das gemähte Menschenleben.

Der Kirchhof ist vom Kreuzgang eingeschlossen;
Wo Epheuranken an den Fenstern sprossen;
Die schlanken Pfeiler sind so fest gestellt,
Die Bogen leicht und kühn emporgeschnellt,
Hoch, luftig ragt der fromme Bau noch spät,
Die Mönche einst in keuscher Himmelskühle
Bewahrend vor der dumpfen Erdenschwüle:
Der Geist, der so gebaut, ist längst verweht.

An spitzgebognen Fenstern ist zu schauen
Laubwerk und manche Blum' in Stein gehauen;
Vor allen Bildern zierlich, wahr und lebend
Ein steinern Vogelnest, am Aste schwebend.
Der Jungen Schnäblein heischend aufgerissen,
Die Mutter sie zu atzen hold beflissen,
Sie wärmend mit den aufgespreizten Schwingen;
Die Kleinen werden fliegen bald und singen.

Ich stand gefesselt von des Meisters Macht,
Und sann gerührt, was er sich wohl gedacht.
Hat er im Bild die Kirche still verehrt,
Wie sie getreu die Kinder schützt und nährt?
Wollt' er vielleicht die Mönche traulich necken
Mit einem Bild der Liebe, Sehnsucht wecken? —
Da kam ein Hauch vom Bildner mir gesendet:
Sein klagendes Gewissen hat's vollendet.

Es hat ein Mönch gelebt in jenen Tagen,
Wo glauben hieß: den Zweifelnden erschlagen;
Er aber war noch einer von den alten,
Von jenen frommen, rührenden Gestalten.
Rein, wie die Luft nach letztem Wetterstreiche,
Keusch, wie das Auge ruht auf einer Leiche,
Und alle segnend, allen mild und gut,
Wie Frühlingswärme auf den Saaten ruht,
So war sein Herz, so lebten seine Sitten,
Er kränkte niemand und verletzte keinen,
Und flossen Thränen ihm, so sind's die seinen,
Die nächtlich von der bleichen Wange glitten.

In Schreck und Mitleid zitterte sein Herz,
Frohlockten die Kreuzpilger mit der Kunde,
Wie überall die Ketzer gehn zu Grunde,
Wie jetzt die Welt so voll von Haß und Schmerz.

Ein Ungeist kam, daß er die Welt verderbe,
Die Menschheit tränkend mit dem Kelch der Leiden,
Den er gefüllt so kraftgedrang und herbe,
So rasend in den tiefsten Eingeweiden,
So reich an Qual, eh' eine Stund' entrückt,
Als hätt' er ein Jahrhundert ausgedrückt,
Und alle Bitterkeiten ohne Rest
Auf seiner blut'gen Kelter ausgepreßt.

Die Kreuzgeschmückten brachen und zerstörten
So manche Burg; der Freiheit kühne Fechter
Zu Tausenden verbrannten, und sie hörten
Im Tode noch der Feinde Lustgelächter.

Den Mönch erfaßt ein schaudernbes Erstaunen
Bei solchen Thaten, mörderischen Launen.
Ein banges Grübeln quält ihn zu ergründen:
„Ist, was ich seh', des Frevels ganze Völle?
O Mensch, wo steht die Grenze deiner Sünden?
Kommt, wer sie sucht, bis in das Herz der Hölle?"

Die Sünde tobt in jauchzenden Gewittern,
Und vor sich selbst muß dieser Fromme zittern;
Der Name Mensch, aus welchem kein Erlösen,
Scheint ihm ein tiefer Abgrund alles Bösen,
Er lauscht in seine Brust, ob nicht verstohlen
Hier gleiche Ungeheuer Atem holen?

Mit alten Tagen geht er zu Gerichte,
Und vorwurfsvoll erschreckt ihn die Geschichte,
Wie er, ein Knabe, einst den Wald durchzogen
Und sah ein Vöglein heim ins Nest geflogen.

An hohen Zweigen hing die Frühlingsbrut,
Das grüne Laub hielt sie in dunkler Hut;
Doch strich der Wind, den grünen Schleier hebend,
Der Knabe sah das Nest, am Wipfel schwebend.

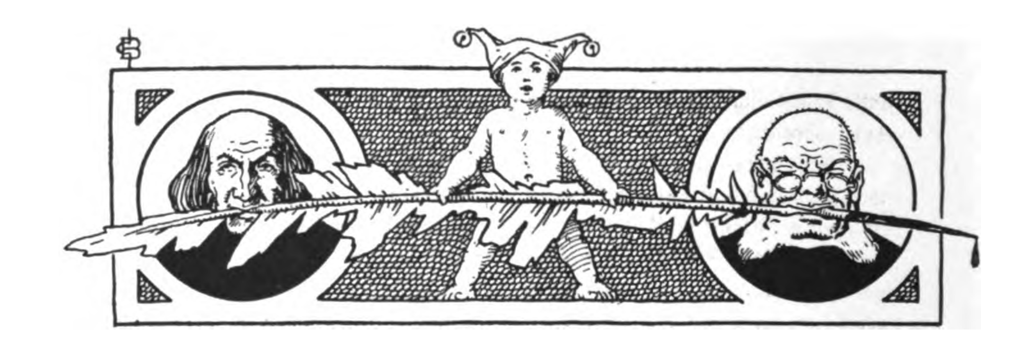
Da hob er einen Stein und warf empor,
Zerstört hinfiel die Brut, und ihn ergriff,
Daß er es heut' noch hört, der Klagepfiff,
Womit im Wald die Mutter sich verlor.

War's nicht derselbe Drang, nur noch im kleinen,
Der dort ein Nest, hier Burgen wirft mit Steinen?
Der düstre Groll, der gern den Bau vernichtet,
Wo sich ein Glück auf Erden eingerichtet?
So klagt der Mönch und kann sich's nicht vergeben,
Daß er den Vöglein brach ihr junges Leben.

Und das Zerstörte wieder aufzubauen,
Hat er das Nest im Felsen ausgehauen.
Oft sah man ihn zu seinem Bilde kehren,
Um seine stille Wehmut dran zu nähren.

(Aus den „Albigensern".)





Wozu lebte sie?

Erzählung von Kupernik.

I.

Die Stühle wurden vorgeschoben und man setzte sich zu Tisch. Das Speisezimmer war im alten Stile mit dunkelm Eichengetäfel, mit Borden, die prachtvolle Porzellangefäße trugen, und mit einem künstlerisch ausgeführten Ofen, auf dessen gelbem Fond eine mattlila Zeichnung sich ausbreitete. Durch die bunten Glasscheiben der hohen Fenster waren die Schatten alter Bäume sichtbar, und mit einer Art von Ironie quollen aus antiken Lüstern die blendend hellen elektrischen Flammen. Ein behagliches Feuer brannte im Kamin, und auf der luxuriös gedeckten Tafel leuchteten wunderbare Rosen aus Nizza, die in schlanken Krystallvasen standen.

Es waren etwa zwanzig Gäste versammelt: die Herren in glänzenden Uniformen oder im Frack, die Damen in eleganten, hellseidenen Toiletten. Die Damen thaten so, als wüßten sie gar nicht, was Appetit heißt, und mit einem göttlichen Lächeln steckten sie die kleinen, auf ihrem Couvert liegenden Bouquets an ihren Gürtel.

Mit etwas aufgeregter Miene fragte die schöne, junge Hausfrau den Lakai: „Haben Sie Maria Pawlowna schon gemeldet, daß das Diner serviert ist?"

„Gewiß! ... Excellenz kommt sofort ...", war die geflüsterte Antwort.

„Dies ewige Verspäten!" dachte die junge Frau und zog unwillig die Augenbrauen zusammen.

Inzwischen öffneten sich die Thüren der inneren Zimmer, und auf der Schwelle erschien eine alte Dame in tiefschwarzer Kleidung mit dem Witwenschleier.

Alle Anwesenden erhoben sich, um sie zu begrüßen, oder um sich ihr vorstellen zu lassen.

Die alte Dame erwiderte mit einem kaum sichtbaren Lächeln und ließ schüchterne Blicke über die Gesellschaft gleiten, als sei es ihr peinlich, daß ihre

dunkle Tracht sich wie ein schwarzer Fleck von ihrer hellen und strahlenden Umgebung abhebe.

Sie wurde als Ehrenperson zuerst bedient, dann nahm das Festessen seinen gewöhnlichen Lauf mit seinen gewöhnlichen und landläufigen Unterhaltungen der großen Welt. Der Klang der silbernen Gabeln und Messer vereinigte sich mit dem des Krystalls; das leise geführte Gespräch erweckte den Eindruck eines Bienenstocks, und ab und zu ertönte ein kecker Witz und ein übermütiges Lachen der jungen Damen.

Von rechts und links drangen abgerissene Phrasen an das Ohr der Alten. Sie hörte lauter bekannte Themata: Liebe, Theater, Sport u. dgl. m. Doch alles wurde mit einer gewissen Dreistigkeit und Oberflächlichkeit behandelt, die ihr völlig fremd waren.

Ein fein aussehender junger Mann fragte seine Nachbarin mit feierlichem Ernst: „Warum waren Sie nicht beim letzten Schlittschuhtanz, interessiert es Sie nicht?"

„Wo denken Sie hin? Ich wußte leider nichts davon und war verzweifelt!" rechtfertigte sie sich, als handele es sich um Leben und Tod.

„Haben Sie schon das neueste Werk von Tolstoj gelesen?" ließ sich ein anderer vernehmen.

„Meinen Sie Anton Tolstoj? . . ."

„Anton Tolstoj? . . . solch einen Dichter giebt's ja gar nicht! . . ."

„Oh, ich verwechsele ihn mit Anton Tschechow! . . ." entgegnete verwirrt die elegante Schöne.

Sehr lebhaft gestaltete sich die Causerie zwischen einem blonden Kavalier und seiner engelhaft aussehenden Dame.

„Wie endete eigentlich der Schweizerkampf?"

„Baron Forn blieb der Champion."

„Sind Sie mit Ihren Fortschritten zufrieden?"

„Ich kann schon zwanzig Pfund mit einer Hand heben!"

„Ueberflügeln Sie nur ja nicht meinen angebeteten Sandro, den Athleten!" erscholl es plötzlich vom entgegengesetzten Ende der Tafel, wo eine junge Frau mit einer präraffaelitischen Frisur neben einem dunkeläugigen Künstler saß, der in seinem klaffenden Kragen zu ertrinken schien. Er setzte unbeirrt sein Gespräch fort: „Sollte Botticelli Ihnen mehr als Ghirlandajo zusagen mit seinen frischen, kindlich naiven Frauengestalten?"

„Nein, nein, er ist mir zu sentimental, zu weichlich! . . ."

Eine ganz praktische Frage beschäftigte die brünette Dame und den Offizier in der Nähe der Matrone. „Woran denken Sie so ernst, gnädige Frau?"

„An meinen Mann, und zwar, was ich mit ihm an meinem ‚jour' beginnen soll!" sagte die Dame hell auflachend.

„Regen Sie ihn zu gemeinnütziger Thätigkeit an, dann sehen Sie ihn bald gar nicht mehr zu Hause!" war die geistreich sein sollende Erwiderung

des Ritters, die bei seiner dankbaren Tischnachbarin lebhaften Beifall fand. Das Lachen der brünetten Dame erstarb aber plötzlich auf ihren Lippen, da sie dem gedankenvollen Blick der Alten begegnete.

„Diese Schwiegermama ist ein richtiges memento mori!" dachte sie innerlich. Die Schwiegermama aber sagte sich: „Welch neue Worte und Begriffe sind das alles. Mir kommt es vor, als verstehe ich kein Wort. Hier höre ich, wie eine Frau ihren Mann los werden will, und wenn auch nur für ihren ‚jour'! Als mein Andrej noch lebte, waren wir drei Tage vorher in Sorgen, wenn er sich auf einige Stunden zur Besichtigung der Güter von Hause entfernen sollte. Und dreiundvierzig Jahre lebten wir glücklich und harmonisch miteinander . . ." Thränen quollen in ihr auf und sie verschluckte sie mit dem punch glacé.

Ihre Gedanken führten sie weit in die Vergangenheit zurück . . . Sie sah sich und ihren Gatten am gemütlichen Tische im Landhause sitzen. Heimlich legte sie ihm noch einmal auf von seinem Lieblingsgericht. Kaum bemerkte er es, so drohte er ihr schelmisch mit dem Finger. Neugierig wandten sie aber beide ihre Blicke dem eintretenden Diener Feodor zu, der in der alten Ledertasche die Briefe von der Post brachte. Da war ein Brief von ihrem einzigen Sohne, er erzählte von seinen Erfolgen in der ministeriellen Laufbahn. Die Eltern verschlangen förmlich die lieben Worte und ergingen sich in angenehmen Erinnerungen an die Zeit, da Andrej Michailowitsch selbst noch strebend im Amte stand. Die Gattin neckte ihn, daß er einst in der Residenz einer berühmten Schönheit den Hof gemacht habe, die jetzt schon über siebzig war, und schließlich faßten sie den Entschluß, bald nach Moskau zu reisen, um den Sohn und seine junge Gemahlin zu besuchen.

„Warte, mein Täubchen!" scherzte der Alte, „ich lege alle meine Orden an und erobere die Herzen der jüngsten Moskowiterinnen."

Er wollte sich schier krank lachen, wenn seine Maschenka bei dergleichen mutwilligen Reden beleidigt den Kopf hängen ließ und eine gewisse Kränkung nicht unterdrücken konnte.

Der gute Alte sollte aber die jungen und jüngsten Moskowiterinnen nicht mehr necken. Der Tod ereilte ihn kurz vor der geplanten Fahrt nach Moskau auf dem heimatlichen Landsitze. Sie aber, die trauernde Witwe, mußte weiter leben. Und wozu? War es nicht ihr Traum gewesen, mit ihm zu leben und zu sterben? . . . Doch ihre Liebe war stets stärker, als die seine! Vom ersten Tage an empfand sie für ihn nicht nur die hingebende Neigung der liebevollen Gattin, sondern auch die Zärtlichkeit einer Mutter, die sie immer auf der Hut sein ließ, ihm jede Aufregung zu ersparen, jeden Kummer von ihm abzuwenden und jede Sorge und Last ihm zu erleichtern. In diesem weihevollen Gefühl drückte sie einst seinen schwarzgelockten Kopf an ihre junge Brust, und in dem gleichen Gefühle legte sie später sein silberweißes, schweres Haupt an ihr gramvolles Herz . . .

Gott hatte sie augenscheinlich dazu berufen, daß der geliebte Mann in ihren treuen Armen einen leichten Tod finde, daß sie ihm mit ihrer Liebe die Qualen des Scheidens lindere und ihm die letzten Augenblicke, da er sich ans Dasein klammerte, durch ihre starken Gefühle verkläre ... Wie ein Kind lullte sie ihn in den Tod ein ..., er starb — und ihr Herz schlug noch immer ... wozu? Die Antwort auf diese Frage konnte sie weder in dem schauerlich verödeten Landhause finden, noch in der Großstadt, wohin der Sohn sie geführt hatte, und wo sie nun leben und sich bewegen mußte ...

II.

„Maman! Wir stehen schon auf! ...“ sagte die junge Wirtin mit gereiztem und vorwurfsvollem Tone.

Die Alte fuhr zusammen und bemerkte jetzt erst, daß sie die Gäste an der Tafel aufgehalten habe. Sie erhob sich etwas verlegen. Ihre eingefallenen Wangen färbten sich rot und ihre welke Hand zitterte, als sie sie den Herren zum Kuß darreichte.

„Wozu diese überflüssige Komödie, mich als offizielle Hausfrau in den Vordergrund zu schieben?“ dachte sie.

„Der Kaffee wird im japanischen Salon eingenommen!“ flüsterte ihr der maître d'hôtel zu.

Die alte Dame nahm aber keine Notiz davon. Sie wußte, daß Herr Baikow mit seinen Freunden italienische Gassenhauer und Mrs. Maud Chansons aus dem Repertoire der Yvette Guilbert vortragen würden. Gewiß erforderten diese Leistungen eine anerkennenswerte Routine, aber es lockte sie nicht, und sie zog es vor, sich in ihre Zimmer zurückzuziehen.

Die sog. „Hälfte“ der Schwiegermama stand im lebhaften Gegensatz zu dem eigentlichen Wohnhause, das ein kleines Museum aller Zeitepochen und jedweden Stils darstellte. Da war ein japanischer Salon, ein Rokoko-Boudoir, der unvermeidliche Salon Louis XVI., ein Schlafzimmer à la Louis XV., ein Kabinett in Renaissance, ein ägyptisches fumoir und gotische Vestibüls. Fresken und Gobelins bedeckten die Wände und weiche Teppiche die Dielen. Aus lauschigen Gruppen tropischer Blattpflanzen schauten weiße Marmorstatuen hervor, und in entzückenden Jardinièren von altem sächsischen Porzellan blühten mitten im Winter rote und weiße Tulpen und zarter Flieder. Ueber dieses prunkhafte Milieu ergossen sich die elektrischen Lichter, deren Glanz durch die rosa, gelben und lila Lampengläser gedämpft wurde.

Oben dagegen waren kleine Zimmer mit schlichten, weißen Tapeten und mit Urväter Hausrat vollgestellt, die man „le bric à brac de maman“ ironisch nannte. Als der Staatsrat Switzky seine Mutter vom Lande abholte, bat er sie, nur das Notwendigste mitzunehmen. Er hatte nur ein mitleidiges Achselzucken, als er bemerkte, was hier der Begriff des „Notwendigsten“ alles umfaßte. Nicht bloß das mächtige Mahagonibett, der breite Voltairesessel, son-

dern verblaßte alte Perlenstickereien, verblichene und abgenutzte Teppiche, nicht mehr funktionierende antike Bronzeuhren, selbst eine Porzellanbutterdose in der Form eines Schwans, das waren alles Dinge, von denen Maria Pawlowna sich nicht trennen mochte. Sie waren mit ihrem Leben und ihrer Vergangenheit eng verwachsen, wenn sie auch nicht das Alter von Jahrhunderten aufweisen konnten, wie jene Geräte auf den Konsolen des flämischen Eßzimmers da unten. Diese stummen Zeugen ihres einstigen Glücks machten ihr den fremden Winkel heimisch. Aus den matten Stoffarben, aus den welken Tönen wehte ihr der schmerzliche und süße Hauch der Erinnerung entgegen . . .

Das unruhige moderne Licht war hier verbannt und der milde Schein einer einfachen Petroleumlampe fiel auf die zahlreichen Porträts, welche ein und dasselbe Antlitz zeigten. Erst den Knaben mit dem Seidenkittel, dann den schmucken kleinen Kadetten, dann den forschen Dragonerhauptmann und endlich den würdigen Greis mit der ordengeschmückten Brust. Auf manchen Gemälden stand neben ihm die Gattin, als Jungfrau im Brautschleier, als glückselige junge Mutter und als alte Frau mit dem grauen Scheitel. Ueberall aber suchte ihr Blick mit gleicher zärtlicher Liebe den seinen, und überall lachten sie freudig seine muntern, schwarzen Augen an. Nur auf dem letzten Bilde, da lacht er nicht mehr . . . Da liegt er still und stumm unter Blumen gebettet. Blühende Maiglöckchen stehen unter diesem schwarzumrahmten Bilde, welche die Witwe auch jetzt, wie so oft schon, mit ihren Thränen benetzt.

Müde ließ sie sich in dem alten Sessel nieder und lauschte in die Einsamkeit hinaus. In ihren Schläfen hämmerte es ticktack, ticktack . . ., und von unten klang der Rhythmus rauschender Tanzmusik deutlich herauf. — Mechanisch griff sie nach dem Fläschchen mit Salzessenz und rieb sich die Schläfen ein. Sie versuchte zu lesen, doch ihre Sehkraft schien geschwächt und die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen. Wiederum dies Ticktack, Ticktack in den Schläfen! . . . Merkwürdig, daß sie sich an dies Alleinsein nicht gewöhnen konnte! . . . Sie schauerte zusammen und flüsterte: „Wie schrecklich, nichts als das Schlagen des eigenen Herzens zu hören!“

In den dreiundvierzig Jahren ihres Ehelebens hatte sie jeden Gedanken, jeden Eindruck mit ihrem Gatten geteilt; nie hatte sie die Empfindung der Einsamkeit, und selbst wenn er schlief oder schweigsam auf und ab durchs Zimmer schritt, so gewährten seine Atemzüge und seine Bewegungen ihr das befriedigende Bewußtsein seiner Nähe. Sie fühlte stets, daß ein teures Leben neben ihr walte und das ihrige ergänze. Unwillkürlich rief sie auch jetzt noch oft: „Andrej, hör mal . . .“ oder: „Andrej, sieh mal!“, um ihren Freund auf irgend etwas aufmerksam zu machen, was sie gelesen oder beobachtet hatte. Dann erschrak sie, und es überlief sie kalt bei der Erkenntnis, daß sie ganz allein sei . . .

Oft malte ihr ein Traum auch die süßen Bilder der Vergangenheit; sie sah wieder ihren geliebten Alten, sie hörte seine Scherze und Neckereien; sie öffnete beglückt die Augen und . . . eine eisige Atmosphäre umfaßte sie und das

gemarterte Herz fragte immer wieder: „Wozu lebst du? warum verstummt nicht endlich dein Lebenspuls, wie jene alte Uhr, die deine Mutter dir zum Hochzeitstage schenkte? ..."

Seufzend rang sie die Hände: „O, wenn ich ihn doch nur noch ein einzigmal sehen könnte! Mir scheint, wir haben uns noch gar nicht alles mitgeteilt, was unsere Seelen für einen Schatz von Zärtlichkeit für einander bargen... O Gott, nur noch einmal! ..."

Es klopfte an die Thüre.

„Wer ist da?"

„Ich bin's, Nadja! Darf ich das Schlafzimmer Eurer Excellenz zur Nacht in Ordnung bringen?"

„Gewiß! ..." Sie begann wiederum zu lesen. Doch was war denn das? Es wurde ihr schwindelig. Nadja sprang hinzu und fing sie auf.

„Was fehlt Euer Excellenz?" fragte das Stubenmädchen besorgt.

„Ich fühle mich nur schwach, bitte, bring mich ins Bett ..."

Kalter Schweiß bedeckte das Gesicht der Alten und sie vernahm nichts als das aufdringliche: „Ticktack, Ticktack ..."

Bevor ihr hämmerndes Gehirn zu arbeiten aufhörte, blitzte noch der freudige Gedanke in ihr auf: „Ist das vielleicht mein Ende ... und geht's jetzt zu ihm? ..."

Doch da verließ sie das Bewußtsein ...

III.

Im Zimmer von Maria Pawlowna roch es nach Medizin; die verschleierte Lampe verbreitete einen matten Lichtschein. Nadja schlummerte im großen Sessel. Die Kranke sah unverwandt ins Kaminfeuer. Einen ganzen Monat lag sie nun schon unbeweglich da, und jetzt erst fühlte sie eine Besserung. Des Morgens kam täglich der Arzt, auf dessen Besuch sie sich freute, denn es war doch ein lebendiger Mensch, der Anteil an ihr nahm und sie durch sein munteres Wesen zu zerstreuen suchte.

Heute sagte er endlich: „Wir sind wirklich tüchtige Kerls; noch ein paar Tage — und dann können wir spazieren gehen!"

Das Leben lockte sie keineswegs, aber wenn es zum Sterben noch zu früh war, so schien die Aufhebung dieser notgedrungenen Gefangenschaft doch höchst wünschenswert. Ein Gefühl der Erleichterung bewegte sie, obschon sie sich oft wiederholte, daß sie hier in der Welt nichts mehr zu thun habe. Sie besaß kein Glück und kein Haus mehr. Der Sohn und die Schwiegertochter waren zwar immer aufmerksam und ehrerbietig gegen sie, doch das waren alles nur leere Formen. Wer brauchte sie? Weder vermochte sie die Stimmung der Festabende zu erhöhen, noch konnte sie sich im Haushalt nützlich machen. Den Sohn und seine Frau sah sie nur selten. Ersterer war entweder in der Kanzlei, oder in Kommissionssitzungen oder im Theater und in Gesellschaften. Die Frau

war stets von ihren sog. „Geschäften“ in Anspruch genommen und ihre Zeit reichte gar nicht aus für alle Beratungen zur Veranstaltung von Lotterien, Bazars, Bällen, Konzerten zu wohlthätigen Zwecken, für den Besuch von musikalischen Matinees, modernen Vorträgen, Ausstellungen und für die notwendigen Toilettenvorbereitungen zu den obligatorischen Visiten ... Anny war eine hübsche, elegante junge Frau, die ihrem Gatten die Beziehungen zur großen Welt erleichterte, wofür er ihr dankbar war. Er suchte in ihr nicht die Seele und die Poesie, deren er vielleicht auch nicht bedurfte. Sie wiederum verstand unter leben nur: glänzen, leuchten, rauschen. Sie lebte in einer ewigen Eile und Aufregung. Wo sollte sie wohl in diesem wirren Treiben fünf Minuten übrig haben, um mit „maman“ zu plaudern?

Und worüber könnten die beiden grundverschiedenen Frauen auch miteinander sprechen? Sie waren zwei Wesen verschiedener Jahrhunderte, die einander kaum verstehen konnten. Instinktiv vermieden sie beide jedes ernste Gespräch, das zu einem Konflikt nur hätte führen müssen. Sie sprachen daher auch nur in Phrasen, die sich auf keine besonderen Meinungen stützten.

So war Anny auch jetzt mit ihren seidenen Unterröcken hineingerauscht. Sie erfüllte das Zimmer mit dem Duft eines zarten Parfüms, sie saß ein paar Minuten wie auf Kohlen am Bette der Alten und war so frisch, so rosig, so zerstreut und gleichgiltig wie immer.

Der „maman“ die magere, durchsichtige Hand küssend, sagte sie: „Le docteur a dit, que vous allez bientôt sortir ..., wie bin ich froh, chère maman ... Haben Sie gut geschlafen? Sie sehen prachtvoll aus! Gott, wie bin ich müde, ich könnte Sie beneiden, daß Sie so ruhig hier liegen können ..., ich und Maud kamen gestern erst um vier Uhr morgens vom Liebhabertheater. Die Armen wissen kaum, welch große Opfer an Gesundheit wir ihnen bringen! Und meinen Sie, ich sei jetzt frei? Mein ganzes Boudoir ist voller Menschen. Wir haben heute eine Extrasitzung unserer ‚Gesellschaft‘. Ich schützte vor, daß ich ein Buch suchen müßte, sonst hätte man mich nicht los gelassen. Gott, wieviel Arbeit! Der Kopf geht mir in die Runde! Also auf morgen, chère maman, auf Wiedersehen! Gute Besserung! ... Wissen Sie nicht, wann wir diese Woche Sonntag haben? ..., ach so, ich wollte sagen ...“

Doch das Letzte verklang schon im Korridor, Anny eilte die teppichbelegten Stufen hinunter.

In dieser Weise vollzogen sich täglich die Visiten der Schwiegertochter. Sie fragte, ohne die Antwort abzuwarten, lächelte zerstreut, küßte maman und verschwand mit der Entschuldigung, daß sie wahnsinnig viel zu thun habe.

Maria Pawlowna fühlte sich nicht beleidigt. Sie begriff recht wohl, daß Anny jung und lebenslustig war und nicht lange an ihrem Krankenbette sitzen konnte. Sie war auch nicht undankbar. Hatte sie doch alles, was das Leben angenehm machen konnte! Und der Sohn kam auch täglich bei ihr auf einen Moment vor und fragte stets nach ihren Wünschen ... Ja, sie hatte

alles, ihr fehlte nur die Liebe, die Herzlichkeit und Zärtlichkeit. Ihr fehlte das Gefühl, daß andere um sie leiden, daß andere etwa zittern bei der Möglichkeit, sie zu verlieren.

„Doch was wünschest du noch?" fragte sie sich selbst mit Bitterkeit und fügte hinzu: „Sei zufrieden mit dem, was du hast!"

Alte Erinnerungen tauchten in ihrem Geiste auf und sie sah ein Bild der Vergangenheit ... Ihr Sohn Sergej — der jetzige vornehme Ministerrat — war damals ein kleiner, dicker Knabe, der an Diphtheritis schwer erkrankte. Ihr Gatte verbot ihr, die Pflege zu übernehmen, und schickte eine barmherzige Schwester ins Haus. Sie aber wollte von all dem nichts hören und sehen.

„Ich soll einer fremden, bezahlten Kraft mein Kind anvertrauen?" —

Und lange schlaflose Nächte saß sie am Bettchen des Kindes und horchte auf jeden Atemzug. Tagelang kleidete sie sich nicht um. Eilig verschlang sie ihre Mahlzeiten und stürzte ins Kinderzimmer. Schlief er, so betete sie auf den Knien für seine Genesung; wachte er, so wusch und kämmte sie ihn, fütterte ihn und küßte leidenschaftlich seine abgemagerten Händchen und Füßchen. Mit welcher Freude beobachtete sie seine zunehmende Kraft! Thränenden Auges und mit entzücktem Lächeln spielte sie mit ihm und plauderte ihm allerlei vor ... Das alles war doch Wirklichkeit und kein Traum ... Diese Liebe, diese Zärtlichkeit hat doch thatsächlich in überströmender Fülle existiert, warum blieb denn für sie nichts davon übrig? ...

„Das ist sinnlos! Das Schicksal giebt dem Kinde die Mutter zu Schutz und Trutz, und Mutterliebe und Kindesliebe sind himmelweit verschiedene Begriffe!" sagte sie sich selbst, während eine innere Stimme zu fragen fortfuhr: „Warum diese große Ungerechtigkeit? Warum muß die Mutter all ihre Liebe, all ihre Kraft dem Kinde widmen und schließlich im Alter — schwach, krank, vielleicht noch unbeholfen — ein Opfer der Verlassenheit und Einsamkeit sein? ..."

Gewiß, sie war nicht die Einzige! Jede Frau, die ihren Mann verloren hat, ist einsam und allein. Die Jugend läuft ihren Idealen, ihren Träumen, ihrer Neigung nach, und nur die armseligen Brocken ihres Lebens und Treibens bleiben für die Alten übrig.

Ja, das ist nun einmal unvermeidlich! Aber o, diese grenzenlose Oede und Stille! ... Wozu lebte sie nur?! ...

IV.

Kurz nach ihrer Krankheit saß Maria Pawlowna in ihrem alten Sessel. Sie war noch sehr schwach und sah furchtbar elend aus.

„Maman, maman! Darf ich zu Ihnen?" ließ sich Annys muntere Stimme hören, und es lag in diesem Tone heute etwas ungewöhnlich Frisches und Spannendes.

„Gewiß, mein Kind!" lautete die Antwort, und neugierig blickte die Alte der Eintretenden ins jugendliche Antlitz.

„Was hast du, Anny?“ fragte sie erregt.

„Maman,“ sagte Anny zögernd, „Sie bekommen ein Enkelchen!“

Die junge Frau war heute nicht zerstreut. Ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zog sie zur Alten, die ihr in allen kommenden wichtigen Fragen eine Stütze und eine kompetente Ratgeberin sein konnte.

„Welch ein Glück!“ rief die Alte freudig und beruhigte Anny wegen aller in ihr aufsteigenden kindischen Besorgnisse.

Nach einigen Minuten waren beide Frauen im lebhaften Gespräche. Ein ganzer Quell neuer Interessen und Fragen sprudelte plötzlich zwischen ihnen hervor, und mit herzlicher gegenseitiger Hingebung behandelten sie alles und widmeten ihre ganze Aufmerksamkeit der nicht fernen, hoffnungsvollen Zukunft.

„Gott, es ist neun Uhr! Wie hab ich mich verspätet! Der erste Akt ist sicherlich schon vorbei. Ich fliege schon, adieu, chère maman!“

Und zum erstenmal umarmte Anny herzlich die Schwiegermutter, die noch eine Weile in freudiger Erregung da saß und dann kräftig und fest einschlief.

Bald verwandelte sich das Garderobenzimmer, das an die Räume der Alten grenzte, in eine Werkstatt, wo eine hübsche junge Näherin die puppenhafte Aussteuer für den erwarteten kleinen Weltbürger anfertigte.

Anny hatte alle Hände voll zu thun, um ihre high-life-Geschäfte bis zu einer gewissen Zeit zu erledigen. Maria Pawlowna aber ging ganz auf in den Windeln, in den winzigen Hemdchen und Jäckchen. Ihr Herz schlug höher bei dem Gedanken, daß ein Menschenkind sie „Großmutter“ nennen werde, und auf die Frage der Näherin, ob sie sich einen Enkel oder eine Enkelin wünsche, entgegnete sie lächelnd: „Mädchen oder Knabe, es ist Glücks genug!“

Ermüdet von ihren Irrfahrten kam Anny jetzt öfters nach oben. Sie fand plötzlich Gefallen daran, mit maman zu plaudern und in ihrem großen, bequemen Sessel auszuruhen.

Endlich nahte der große Tag ... Alle liefen im Hause hilflos umher, und selbst der gestrenge Herr war niedergeschlagen. Maria Pawlowna fühlte sich auf einmal als alleinige Herrin und Autorität. Jeder suchte bei ihr Rat und Trost, und im Triumph brachte sie schließlich ihrem Sohne den Stammhalter, der lieblich und rosig aussah. Um zwanzig Jahre verjüngt, lief die Großmutter treppauf, treppab, wachte die ganze Nacht beim Neugeborenen, sorgte liebevoll für die Wöchnerin und murmelte ab und zu inbrünstige Worte des Gebets.

Zu ihrer großen Freude und Genugthuung wurde der Knabe nach seinem Großvater „Andrej“ getauft, ein Name, der für sie eine ganze Symphonie von Liebe und Zärtlichkeit enthielt.

„Hören Sie, maman, jetzt tritt die große Frage heran: wo lassen wir das Baby?“

„Mach dir keine Sorgen, liebes Kind!“

„Aber maman,“ sagte Anny ganz ernst, „ich kann doch Baby und Amme nicht neben meinem Schlafzimmer unter all den teintures Pompadour mit den Windeln und Wannen halten!“

„Dann gieb dein Boudoir dem Baby ab!“ riet die Alte.

„Y pensez-vous? Wo soll ich denn all meine Kunstwerke lassen? Und wie soll ich ohne Boudoir auskommen? . . .“

„Das ganze Haus solltest du ihm freudig abgeben!“ dachte die Großmutter heimlich, doch sagte sie entschlossen: „Nimm mein Garderobenzimmer, ich kann es leicht entbehren!“

„Welch ein herrlicher Gedanke, süße Mutter! Und wie prächtig und ruhig wird das Kind dort aufgehoben sein! Wird es Sie auch nicht stören? . . .“

„Durchaus nicht!“ Innerlich jauchzte die Alte, daß sie das teure Kind so nahe neben sich haben werde.

V.

Ohne daß das Cabinet renaissance oder sonst eines der Prunkgemächer angetastet werden durfte, fand Baby das traulichste Heim in Großmutters Garderobe, die kaum wiederzuerkennen war, so hell, sauber, schmuck und freundlich hatte die Bewohnerin sie gestaltet. Der alte Sessel stand neben dem Kinderwagen und Großmutters wachsames Auge ruhte stets auf ihrem kleinen Liebling.

Der Kleine bekam den ersten Zahn, dann den zweiten, dritten . . . Da gab es viel zu sprechen mit der Amme über all die Klugheiten, welche das Prinzchen entwickelte, und viel zu lachen über seine merkwürdigen Akrobatenkunststücke beim Baden und „Spazierengehen“, worunter sein Liegen im Adamkostüm auf Großmutters Schoß verstanden wurde.

Ab und zu rauschte Anny herein, und die Beschwichtigungsgesten von Großmutter und der Amme setzten sie in Verlegenheit.

„Sch . . ., sch . . ., er schläft!“ flüsterten sie ängstlich.

„Große Wichtigkeit!“ spottete sie. „Ihr verwöhnt den Bengel nicht schlecht! Hat er keine Hitze mehr? Ich denke, er darf etwas crême haben! . . . Adieu, bébé! . . .“

Kaum erwachte der Bub, so streckte er der Großmutter seine Aermchen entgegen. Mit Wonne nahm sie ihn auf, küßte seine roten Bäckchen und flüsterte ihm unzählige Kosenamen zu. Wie zärtliche Andacht aber hörte es sich an, wenn sie „Andrjuscha!“ rief; dieser teure Name barg ihr ganzes entschwundenes Glück; er führte sie der Gegenwart zu und ließ sie selbst an die Zukunft denken.

Das Leben hatte auf einmal wieder einen Wert, es hatte Freude, Besorgnis, Bewegung und Arbeit für sie!

Wo der holde kleine Andrjuscha war, konnte da von Einsamkeit, von tödlicher Stille noch die Rede sein? Die von unten aus den Salons heraufklingende Musik hatte nichts Ironisches mehr für ihre verödeten Zimmer, in denen das Kind schon deutlich lallte: „Oh ma, Oh ma.“ Was war alle Tonkunst gegen diese himmlischen Laute, die sie gierig verschlang?!

Der Knabe suchte ihre Hand bei seinen ersten Gehversuchen, er legte sein Köpfchen an ihre Brust, wenn er müde war, und hielt ihr strahlenden Auges sein neues Spielzeug hin, daß sie sich mit ihm freue! Ja, er brauchte sie und ihre reiche Liebe und aufopfernde Zärtlichkeit!

Ein ganzes Meer neuer Liebeswonne und neuen thatkräftigen Mutes hatte sich über ihr Dasein ergossen. Wär's da nicht sündhaft, noch zu fragen: „Wozu lebe ich? ..." Nein, sie wollte im frommen Gebete Gott danken, daß sie für ihren geliebten Enkel leben und daß ihr Herz für ihn schlagen konnte ...



Tanzlied.

Von
Ernst Preczang.

Mütterlein, laß mich tanzen gehn.
  Bin ja so jung,
  Bin ja so schön.
Hörst du die Geigen nicht?
Siehst du den Reigen nicht?
  Ach, welche Lust,
  Sich zu wenden, zu drehn.

Sitz nicht so trübe, mein Mütterlein!
  Warst einst wie ich
  Jung ja und fein.
Hüpftest wohl leicht und schlank,
Wenn Baß und Fiedel klang,
  Heißa, juchheißa!
  In fröhlichen Reihn.

Mütterlein, sieh mich nicht traurig an.
  's ist mir ja nicht
  Um Bursch oder Mann.
Schmeicheln sie noch so sehr,
Lache ich um so mehr,
  's lebt ja doch keiner,
  Der mich fangen kann.

Sieh, auch die Erde muß immer sich drehn
  Rundum herum,
  Bleibt nimmer stehn.
Bin ich erst alt wie du,
Hab ich Geduld und Ruh.
  Mutter, ach Mutter!
  Laß mich doch gehn.

Mütterlein, gieb mir dein buntes Tuch.
  Hei, wie es fliegt!
  Bin ja so klug!
Hörst du die Geigen nicht,
Siehst du den Reigen nicht?
  Heißa, juchheißa!
  Tanz ist im Krug!





Neue und alte Lyrik.

Hundertdreißig Bändchen — größtenteils Lyrik — türmen sich auf meinem Schreibtisch empor! Eine bunte und ungleichwertige Gesellschaft; der eine still und bescheiden, der andere stolz und anspruchsvoll auftretend. Selbst einer ausschließlich kritischen Zeitung ist es unmöglich, den Leser mit den Neuigkeiten der Dichtkunst auf dem Laufenden zu erhalten — kein ehrlicher Berichterstatter vermag es, jede Welle in der Flut des Vorüberrauschenden abzufangen und auf die Goldkörnchen hin zu untersuchen, die sie mit sich führen mag. Er sucht jedem Poeten, soweit es Kraft und Raum gestattet, nach bestem Willen gerecht zu werden — unbekümmert um den Vorwurf namentlich junger Anfänger: man wolle sie „totschweigen". — Unter den nachfolgenden Sammlungen ist manche, die tieferes Eingehen verdiente — aber auch das knappe Urteil ist das Resultat reiflicher Ueberlegung und gerechten Abwägens.

Indische Gedichte. Aus dem Sanskrit übersetzt von Joh. Hertel. Stuttgart (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.) 1900. 197 Seiten. 3 Mark. Obwohl oder gerade weil wir keinen Mangel haben an guten und schlechten Uebertragungen aus dem Riesengebiet indischer Poesie, kann sich doch selten der mit indischen Verhältnissen nicht vertraute Leser ein verständliches Bild machen von dieser eigentümlichen Art Lyrik, in der nüchterne Reflexion gemischt mit blendendem Farbenzauber ganz seltsam wirkende, aber meist reizvolle, trefflich kontrastierende Gemälde des Menschlich-allzu-menschlichen hervorbringen.

Vorliegende, mit feinsinnigem Geschmack und gediegener Sachkenntnis fleißig zusammengetragene Auswahl hat es nun mit Erfolg zu stande gebracht, uns unter den Gesichtspunkten der Weltlust, Weltflucht und Weltweisheit, aus den Gebieten der Liebe, des Scherzes und der erzählenden Gattung die Poesie des indischen Mittelalters in köstlichen und charakteristischen Proben darzubieten. Besonders fesselnd sind die kleinen Silhouetten aus dem Liebes- und Leidensleben der Frau (nach den 100 Gedichten des Amâru), die den Vergleich mit Rückerts unvergleichlichen Uebertragungskunststücken zum größeren Teil aushalten. Hier eine Probe (Die Jungfrau, S. 17):

Du bist die junge Blüte, die
Noch keinem ihren Duft gewährte,
Der Schößling, den der Finger noch
Mit Nägelmalen nicht versehrte;

Du bist die Perle, deren Schein
Noch keines Meisters Hand verletzte,
Du bist des Honigs süßer Tau,
Der niemals eine Lippe netzte;

Du bist der guten Werke Frucht,
Die noch den Frommen nicht entzückte;
Und der dich einst sein eigen nennt,
Wer ist, o Holde, der Beglückte? —

— — — — — — —

Gesammelte Dichtungen von Justus Frey. Herausgegeben vom Sohne. Mit Bildnis. Prag 1899 (J. G. Calve). 3 Mark. Was in der Zeiten Bildersaal — Jemals ist trefflich gewesen — Das wird immer einer einmal — Wieder auffrischen und lesen! Das gilt auch von einem kleinen Teil der Gedichte dieses dem Vormärz angehörigen österreichischen Dichters und Arztes, der 1878 hochbetagt seinen liederwilligen Mund schloß. Feinsinnigkeit in der Wahl der Stoffe, Beherrschung des Gedanklichen und meist glücklich getroffene Form sind die hervorstechendsten Eigenschaften seiner Poesie; einiges Altfränkisch-weitschweifige und Redselige fällt nicht zu schwer ins Gewicht. Besonders aber zeichnet ihn vorteilhaft die immer ehrliche, manchmal sogar glühende Begeisterung aus. So wird man aus diesem üppigen Garten seiner Dichtung manch liebes stilles Blümchen herausfinden und dankbar genießen; besonders in den volkstonartigen blüht manch niedliches Sternchen.

Dem Ambrosius-Schrattenthal-Rummel — der zweite Teil „ausgewählter" Gedichte der ostpreußischen Bauersfrau, noch schwächer als der erste, liegt auch bereits in siebenter Auflage vor (Königsberg i. Pr., Oppermann & Thomas) — verdanken, wohl nach dem Satze „Böse Beispiele verderben gute Sitten", die Gedichte der Erzgebirglerin Grete Baldauf ihr Dasein, die unter dem Titel „Lieder des Mädchens aus dem Volke" (2. Auflage) und „Neue Lieder eines Mädchens aus dem Volke!" (Dresden, E. Pierson) erschienen sind. Nichts angenehm Auffallendes in diesen Gedichten, keine auch nur einigermaßen eigenartigen Gedanken oder Anschauungen — epigonenhaft-glatt in der Form allenfalls. Anders dagegen muten die „Herbstblüten", Lieder eines schlichten Mannes, an, die Wilh. Heinr. Luckau, ein ehrsamer Böttchermeister im Magdeburgischen, bei der Creuzschen Buchhandlung in Magdeburg 1901 erscheinen ließ. Im Herbste seines Lebens öffnete sich diesem schlichten Handwerksmanne der Zaubergarten der Poesie; mit gereiftem Geschmack und geläuterten Sinnen band er ein Sträußchen herbduftender Blüten. Hier könnte man rufen: Ist denn kein Schrattenthal da? — Als eine charaktervolle Dichterin zeigt sich die Romanschriftstellerin Elisabeth Gnade in ihren Gedichten „Bergauf" (Dresden 1900, Carl Reißner). Streng, spröde, aber klar und kühn schreitet sie ihren Weg bergauf. „Grade in meinen Sonnenschein Passen die derben Gestalten hinein." Hätte sie mehr Anmut und Glut, könnte man sie in manchen Zügen mit der Droste vergleichen; sie ist oft geistvoll und verstandesscharf, wo sie gemütvoll und gefühlvoll sein sollte. Aber es ist alles gesund und kräftig an ihr — eher männlich, als frauenhaft.

An Frauenlyrik wären noch erwähnenswert die „Verse“ von Mia Holm (München, bei Langen), der Verfasserin der prächtigen Mutterlieder, an die vorliegende Sammlung im großen und ganzen allerdings nicht heranreicht, wenn auch zugegeben werden soll, daß unter diesen kleinen und kleinsten Gedichten ab und zu einige mit perlhaftem Eigenglanz hervorleuchten. Hero Max (Fräulein Eva Hermine Peter) wendet sich in einem hübschen Einleitungsgedicht zu ihren „Neuen Dichtungen: Um Mitternacht“ (Dresden, Pierson) gegen die „Moderne“ — aber sie gehört ihr selber wohl mehr an, als sie glaubt, sofern man den Formenbau ihrer Verse betrachtet. Ueber deren Inhalt (Christus, Leichen, Teufel, Nachtglocken, Gespenster, Gräber 2c.) ist nur zu sagen, daß sich Fräulein Peter ganz den pessimistischen Anschauungen in die Arme geworfen hat.

Viel Nachdenklichkeiten und gute Gedanken finden sich in den Gedichten der frühverstorbenen Lisa Baumfeld, (Gedichte — Wien, Verlag der Gesellschaft für graphische Industrie), die Ferdinand Groß mit einer farbenfrischen und pietätvollen Einleitung versehen hat. Nachdenklichkeiten weisen auch die Versbücher von Wilhelm Weigand „In der Frühe“ (Berlin, Heimatverlag, 1901) und „Flutwellen“, Neue Gedichte von Otto Frommel (Heidelberg, C. Winter, 1901) auf. Als Probe möge genügen:

Der Gefesselte. (W. Weigand.)

Unsichtbare Fäden binden
Mich an meiner Liebe Wesen.
Was mein Auge sich erlesen,
Kann mir nimmermehr entschwinden.

Schlägt das Schicksal eine Wunde
Einem Reinen, einem Schönen,
Webt um mich ein strahlend Tönen
Wie verklärter Klage Kunde. —

Wenn ich einen Faden reiße,
Zittern von geheimen Schmerzen
Tausend Sterne, tausend Herzen,
Tausend junge Knospen leise!

Lisa Baumfeld singt vom Frühling:

In der Luft, der frühlingsfeuchten,
Blitzt ein jähes, blondes Leuchten.
Lichte Strahlen rieseln nieder,
Singend haucht der schwere Flieder
 Meine Träume aus, die alten duftigen Träume ...

Durch die Zweige wühlt ein Sausen,
Gottberauschtes, wirres Brausen ...
Durch den Himmel hör' ich's rasen,
Und in freudigen Ekstasen
 Flammen Kelche empor, viel trunkne, sonnige Kelche ...

Hier wie dort will sich eine Persönlichkeit mitteilen, eine noch nicht in sich abgeschlossene, eine auf verschiedenen Wegen noch das Ziel suchende; dort eine ruhige, stille Gewißheit, hier ein gärendes, in Düften und Farben schwelgendes Sich-berauschen.

Im Kranze dichtender Frauen der Gegenwart gebührt auch der Dresdner Poetin Alice von Gaudy ein Plätzchen, deren „Balladen und Lieder“ der durch seine geschmackvollen Veröffentlichungen rühmlich bekannte Verlag

von Otto Elsner, Berlin, edierte. Wenn die Großnichte des Freiherrn ihre strahlenden Vorbilder, die Droste und Conr. Ferd. Meyer, auch nicht erreicht, so glückt es ihr dennoch, Ton und Farbe der Ballade recht gut zu treffen; doch auch in der reinen Lyrik ist manch ansprechendes Blümchen ihrem kleinen Gartenbeet entwachsen.

Bedeutender aber, als all diese Dichterinnen, ragen die Gestalten von Anna Ritter und Agnes Miegel hervor! Seit dem Erstlingsbuch Anna Ritters (Gedichte, Liebeskind, Leipzig 1899), das die Dichterin entscheidend in die Mitte anerkannter Ganz- und Halbgrößen stellte, hat sie durch ihre ferneren Veröffentlichungen sich die Gunst des größeren Publikums mehr und mehr erworben, und zwar durch die gesunde Ursprünglichkeit, durch das — ich möchte sagen — Frauliche, das sich in ihren sog. „Liebes"gedichten ausspricht. Das Liebes„gefühl" an sich ist das A und O ihrer Dichtung; das Phantasiehafte oder gar Gedankliche bildet die Schleppe ihres geistigen Kostüms. Ich denke, man wird mich richtig verstehen. — Anders bei Agnes Miegel, deren Gedichte (Cotta, Stuttgart 1901) mehr der Phantasie, dem farbenvollen Schildern ihre Wirkung verdanken. Sage und Geschichte sind die Quellen, aus denen ihre Nahrung fließt (Santa Cäcilia — Der Tanz — Kinder der Kleopatra — Kynstädt). Daß sie bei Storm in die Schule gegangen ist, soll ihr nur zum Lobe angerechnet werden; ihre Eigenart ist dennoch stark und entwicklungsfähig genug, um uns noch die besten Gaben zu bescheren. Schmächtig ist das Büchlein, das sie den Lyrik-Feinschmeckern darbietet — aber es wiegt und übertrifft hundert dickleibige: ist es doch die Frucht eines ehrlich ringenden, eines etwas spröden, aber von Innenwärme leuchtenden Talentes.*)

Gleichfalls ein neu aufgetauchtes Talent lernen wir in Gust. Schüler (Gedichte, Berlin 1900, „Renaissance-Verlag") kennen, in dessen Poesien mir die dekadente verzagte Saite, die da mitklingt in dem sonst schönen Chor leidenschaftlicher Töne, nicht wahr erscheinen will. Immerhin kann auch er sich zu einem achtung-verlangenden Dichter auswachsen; in seinem „Christus" hat er Fähigkeiten gezeigt, welche dies Prognostikon rechtfertigen.

Fresken, Neue Dichtungen von Heinr. Vierordt (Heidelberg, Carl Winter, 1901). Klare Anmut, und die Heiterkeit, mit der Geschautes wiedergegeben wird, Kraft und Schwung zeichnet auch diese Gabe des Karlsruher Dichters zum großen Teile aus. „Der Lieder mancherlei Von alten frommen Sagen, Von Minne, Wein und Mai" enthalten auch die Fresken, wie vordem die Vaterlandsgesänge, Akanthusblätter und Balladen. Aber in etwas hat mich diesmal der Poet doch enttäuscht: das sind die im epischen Stile gehaltenen, die balladesken Gedichte. Sowohl im „Lied vom einsamen König", wie in der „Legende vom Stern" und dem einen sonst fesselnden Vorwurf behandelnden Gedicht „Die Rose" stören mich Längen und Prosaismen, die man aus der Vierordtschen Feder nicht gewohnt ist (O ich fühl' es und laß es mir ausreden nicht, Was Tröstliches auch der Arzt mir verspricht — — Kehr' um, kehr' um aus der Geister Gebiete, Du ziehst in des Lebens Spiel eine Niete), von einigen ganz bösen Entgleisungen, wie „Der rote Leichnam" und „Eine Mutter", vollends zu schweigen.

*) Den Lesern des Türmer-Jahrbuchs wird vielleicht noch in Erinnerung sein, daß der Herausgeber in seiner Anerkennung der Dichterin gemäßigter ist.



Schönheit, Verse von Gustav Klitscher, mit Buchschmuck von H. Hirzel (Berlin, Fischer & Francke). Ein Einleitungsgedicht, das die Verse enthält: „Das arme Leben auf die Schönheit stellen — Das ist des Daseins höchstes Gipfelziel," — giebt das Programm des Dichters. Aber manches weniger Bedeutende steht neben wirklich Gutem und schadet dieser Nachbarschaft. Man würde nachsichtiger sein, wenn der Poet nicht ausdrücklich versicherte, daß dies Buch aus Versen der letzten zwölf Jahre besteht, die er auch heute noch der Veröffentlichung für wert hält. Anerkannt muß werden, daß Klitscher ein strebender Künstler ist, voll Ernst und Heiterkeit, und die Fähigkeit besitzt, seinen Gedanken in manchen seiner Lieder eine wohlklingende und abgerundete Form zu verleihen. Den Balladenton trifft er gut, wenn auch Harald der Harte mit der schon allzu bekannten Wendung schließt: „Und niemand sah ihn wieder" (vgl. 1. Mos. 5, 24, Goethe, Schiller, Wieland und Tiedge). Von dem Poeten selbst wollen wir das aber nicht wünschen, hoffen vielmehr, ihm noch mit einem Werkchen zu begegnen, das nicht Schlechtes neben Gutes stellt, sondern Gutes mit Besserem vereint — wenn auch nach abermals zwölf Jahren: wir warten gerne!

Verschollen, aber nicht vergessen sind Ferdinand Schmids prachtvolle Dichtungen, der sein Pseudonym „Dranmor" dem normännischen Idiom entlehnte, was soviel als „droit à la mer" heißen soll. Der rührige Verlag von J. Huber in Frauenfeld hat die bisher bei Gebr. Paetel in Berlin erschienenen Dichtungen in vierter Auflage, durchgesehen und vermehrt, als „Gesammelte Dichtungen" herausgebracht. Dem großen Publikum ist, außer den ragenden Schweizerbergen Keller und Meyer, Dranmor wenig bekannt, jedenfalls noch weniger als der unglückliche Leuthold, der doch vorübergehend, kurz vor seinem Tode, durch sein trauriges Geschick nicht minder als durch seiner Verse bestrickenden Wohllaut die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Auch an Dranmors Sohlen heftete sich ein schweres Geschick: in der neuen und alten Welt umhergeworfen, von Mißerfolgen verfolgt, kein Glück in der Ehe, keinen günstigen Stern im Leben findend, matt, müde, enttäuscht und verzweifelt, langte er 1887 in seiner Vaterstadt Bern wieder an, um wenigstens auf geliebtem Schweizer Boden zu sterben, was ihm schon im folgenden Jahre zu teil ward.

Ich möchte schlafen gehn
Dort auf den grünen Matten;
Dort, wo die Tannen stehn,
Möcht' ich in ihrem Schatten,
Befreit von Herzensqual,
Zum letztenmal
Die blauen Wolken sehn
Und ewig schlafen gehn. . .

singt der müde Weltwanderer, der „den sonnenprächtigen Süden für eine einzige schneebehangene Tanne" eintauschen möchte. Aber nicht nur Wehmuts- und Heimatsklänge entströmen der Dranmorschen Laute: leidenschaftlich in freien Rhythmen stürmt es aus ihren goldenen Saiten, in mänadenhafter trunkner Raserei ertönt der „Dämonenwalzer" und in dunkelfarbigen schweren Tönen fließen die brasilianischen balladesken Nachtstücke dahin. Sein bedeutendstes Werk aber ist sein aus 23 Stücken bestehendes „Requiem", eine der grandiosesten Apotheosen des Todes in der Litteratur der letzten fünfzig Jahre. — Hoffentlich lenkt diese neue Gesamtausgabe die Blicke wieder auf den Schweizer Poeten — nicht nur

die Blicke der Menge, sondern auch die des kleinen Kennerkreises, der sich so gern als „zum Fach" gehörig titulieren läßt!

* * *

Mein letztes Buch, und damit abgeschlossen!
Und damit fertig auch das Buch des Lebens.
Dem Weltlohn für die Tage meines Strebens
Entsag' ich nun, ich hab' ihn satt genossen.

Euch aber, kleine Schar der Zeitgenossen,
Die ihr mich liebt, euch lebt' ich nicht vergebens,
Nicht in dem Wahn des Selbstsichüberhebens,
Um euer Lob nur rang ich unverdrossen.

Ihr kanntet mich, ihr spracht, daß wahre Töne
Mein Lied durchwehn, und daß ich auch gerungen
Für Freiheit und erglüht war für das Schöne.

Habt Dank! manch gutes Werk ist mir gelungen,
Und daß ich alles mit dem Einen kröne:
Ich leg' die Waffen nieder — unbezwungen!

So, stolz, schön, resigniert singt der alte Lingg, der junge in seinen Liedern, einen Abschiedsgruß, ein wehmütiges Lebewohl seinen vielen Freunden in seinem jüngsten Buche: „Schlußrhythmen und neueste Gedichte" (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.). Es ist wunderbar, wie straff und augenleuchtend der Alte noch einherwandelt, nur ab und an leise Spuren der Müdigkeit verratend, wie sie sich in den Tagen einstellen, in denen, wie Goethe schon klagte, der Quell des Schaffens nicht mehr so reich und ergiebig sprudelt, sondern nur spärlich in glücklichen Stunden aufbricht und rieselt. Und dennoch, wie dankbar nehmen wir die Strophen entgegen, die die reine Hand eines wahren Priesters seiner Kunst in einem schönen Gefäße auffängt und uns darreicht. Und wahrlich! es ist ein schöner, quellfrischer Trunk, der uns labt. Man höre sein Winzerfest:

Eines Sängers Herme schaut
Aus dem grünen Weingelände,
Rings ist frohe Jugend laut,
Reicht zum Reigen sich die Hände.
Tanzet, singt!
Freude dem, der Freude bringt!

Lieblich scheint der Sonne Licht
Auf des Bildes stumme Züge,
Und was sagt das Steingesicht?
Leben ist nur Traum und Lüge.
Tanzet, singt!
Freude dem, der Freude bringt!

Nur was in der Freude lebt,
Ist das wahre Sein, was trauernd
Ueber den Gestalten schwebt,
Ist auch alles überdauernd:
Tanzet, singt!
Freude dem, der Freude bringt!

So spricht der Dichter Lingg aus dem Steinbilde zu uns — denn er ist es selbst, um den das junge Volk der Winzer den Reigen schlingt und den gefüllten Becher dem Lächelnden darbringt; und wir rufen mit: Freude dem, der uns im hohen Alter noch Freude bringt!

Ein Werk von großem Schwung und farbkräftiger Anschauung begrüßen wir in F. W. van Oesterens „Merlin" (Berlin, Georg Heinr. Meyer, 1900, Mk. 5.—), das seiner Fabel nach natürlich Anklänge an vorhandene Merlinstoffe (Immermann u. a.) nicht verleugnen kann, aber in Glut der Schilderung, Wahl der Bilder doch eigene Wege wandelt. Dantesk mutet die Höllenwanderung an, lyrisch-weich ist Lanzelots Tod, Merlins Meerfahrt; — so unklar in einigen Partien das Philosophische zu Tage tritt, im großen und ganzen ist das Epos groß im Zug, lebendig, frisch und farbensatt. Und weil das Lyrische das Wertvollere in ihm darstellt, konnte es mit gutem Fug unter der Rubrik „Lyrik" besprochen werden, unter der auch die im Verlage von Fischer & Franke in Berlin seit etwa zwei Jahren erscheinenden „Jungbrunnen"-Bändchen aufzuführen sind. Der rührige, von besten Absichten geleitete Verlag, dem wir so viele schönen Unternehmungen verdanken (Kupferstich-Kabinet, Teuerdank, Spielmann ꝛc.), eröffnet hiermit einen Schatzbewahrer deutscher Kunst und Dichtung, der alte, gute Poesie enthält, illustriert von modernen Meistern. Bis jetzt sind einige 30 Bändchen erschienen: Märchen, Volkslieder, Minnepoesie, Soldatenlieder, Sachsensche Schwänke u. a. m. Sie bilden eine Art volkstümlicher Bibliothek, der man aus innerster Ueberzeugung die allgemeine Verbreitung wünschen kann, die sie bei ihrer Billigkeit (pro Bändchen Mk. 1.— im Abonnement) und dabei guten, gediegenen und geschmackvollen Ausstattung vollauf verdienen. Der prächtige Karlsruher Meister Hans v. Volkmann, ein junger Tiroler, Bernhard Wenig, der feinsinnige und erfindungsgewandte Franz Stassen, der in Meister Dürers Manier sicher und stimmungs- wie gedankenvoll nachschaffende Georg Barlösius, der unter Walter Cranes befruchtendem Einflusse selbständig schaffende Ströbel, der anmutige Konturenzeichner Dasio, der in derb-altertümelnder Holzschnittmanier arbeitende Bek-Gran und noch so manch anderer wackerer Meister haben sich die fleißigen Hände zum Bunde gereicht, um in schönem, selbstlosem, nur auf ein hohes deutsches Kunstziel gerichtetem Streben einen Cyklus von gefälligen und ansprechenden Bildern zu alten, köstlichen, langverschollenen, aber nie gänzlich vergessenen Poesien des deutschen Volkslebens warmfühlig und verlebendigend nachzuschaffen. **Richard Zoozmann.**



Der Dichter des Jörn Uhl.

Habemus poetam! so hat der altgewordene Paul Heyse aus Gardone herüber Deutschland gegrüßt, und der jugendfrische Karl Busse schrieb dem neuentdeckten deutschen Dichter in einem Berliner Blatt ein Empfehlungsschreiben, das wie ein Liebesbrief klang, er hatte seine ganze sonnige Herzlichkeit in die Hymne einströmen lassen. Manche wurden sogar bedenklich, als das Lob von allen Seiten, aus allen Lagern kam, und fragten kritisch: Kann das etwas Echtes sein, das so vielen gefällt? Der glänzende buchhändlerische Erfolg des Werkes, von dem seit Weihnachten fünfundzwanzigtausend und mehr Exemplare verkauft worden sind, machte die Sache nur noch verdächtiger.

Der neue Dichter heißt Gustav Frenssen, bisher Pastor in Hemme in Holstein. Und alles Gute, das über ihn und seine Dichtung gesagt wird, ist buchstäblich wahr!

Lassen wir den Tischlerssohn von Dithmarschen uns sich selbst vorstellen: „Unter meinen Vorfahren“, so plaudert er in der Kunstzeitschrift „Die Rheinlande“ aus, „sind Arbeiter, Dorfhandwerker, Pastoren und Landvögte gewesen, aber keine Bauern. Es sitzt also eine jahrhundertlange Sehnsucht in uns nach Bauer spielen; und es ist nicht unmöglich, daß ich aus dieser Sehnsucht heraus erzähle. Denn alle Poesie kommt aus Not und Sehnsucht. Meine Kindheit hat dreizehn Jahre gedauert und ist frei und lustig gewesen, von wackeren Eltern behütet. Mutter war immer in Sorgen, Vater war immer voll Hoffnung. — Nachher hab ich dreizehn Jahre lang um das Pfarramt freien müssen, mir nicht zur Freude. Denn ich bin ein harmloser, unwissenschaftlicher Mensch. Ich bin immer voll Verwunderung, wie weiland Adam auch gewesen ist. Endlich habe ich es erreicht. — Nun bin ich schon dreizehn Jahre im Pfarramt. In Hemme, in Norderdithmarschen, wohne ich unter einem uralten Strohdach. Und in diesen dreizehn Jahren habe ich wieder freien müssen, zuerst um ein Weib — das ist rasch und wohl gelungen; aber Kinder haben wir nicht; — dann um Lösung von den vielen Studienschulden — das ist ein schweres Stück Arbeit gewesen; — dann endlich um eine Weltanschauung, davon ist in Jörn Uhl zu lesen. — Nun bin ich 39 Jahre alt.“

Knapp, fast trocken aufzählend; und doch lebt hinter den abgewogenen Worten ein Mensch, der es uns anthut. Das macht, er hat den Mut zur Schlichtheit, eine tapfere Ehrfurcht vor dem Leben. Die Zerlegung seiner Jahre in dreimal dreizehn beweist, daß er nicht abergläubisch ist, obwohl sich klar bewußt, daß unser Leben „zwischen Sorgen und Särgen hindurch“ muß, soll es ein brauchbares Stück geben. Er setzt Demut und Vertrauen vor die Pforte des Glücks als dessen heilige Hüter.

Es ist schwer, eine Vorstellung von dem zu erwecken, was in dem Roman „Jörn Uhl“ (G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin) vorgeht. Unendlich viel, und doch recht wenig. Am Anfang weiß man eigentlich schon, was kommen soll, es wird auf der ersten Seite bereits verraten; und hat man den letzten Satz des Buches andächtig gelesen, so sieht man in weite, lichte Fernen, ein neuer Roman hebt an und es thun sich einem Perspektiven auf, die die Erde mit dem Himmel verbinden und die Zeit mit der Ewigkeit vereinen. Es leidet an empfindlichen Kompositionsmängeln, die der Verfasser bei Wilhelm Raabe gelernt hat, obwohl er vielfach straffer arbeitet als der Braunschweiger Altmeister; es überstürzt uns mit einer Fülle des reizvollsten Kleinkrams, mit dem wir im Augenblick oft nicht wissen wohin —: und doch ist es ein wundervolles Lebensbuch, das man unter die wenigen ganz zuverlässigen Freunde auf dem Bücherregal stellt, die man aufsucht, wenn man in Verwirrung geraten ist und wenn man nach einer Feierstunde der Seele lechzt. Jörn Uhl ist ein „lateinischer“ Bauer und ein preußischer Unteroffizier bei Gravelotte; seine Entwicklung zu einem rechten Menschen, bodenständig und weltkundig, ist der Inhalt der weitschichtigen Erzählung. Es ist ein Buch voll von altem deutschen Märchenzauber, wie übersponnen mit unseren innigen Sagen, und doch steht neben all der Zartheit und süßen Verträumtheit die harte, grausame Wirklichkeit, der der Dichter niemals aus dem Wege läuft.

„Wenn es genau stimmen würde," sagt Frenssen, „so würde es dünn klingen, Jörn; und wenn wir so gehen würden, wie Mutter es gerne wollte, würden wir glatt und platt werden, Jörn. Wir müssen also in Sandwege hinein, damit die Geschichte Fülle und Tiefe bekommt." Er sieht sich außer stande, mit irgend einer fertigen Weisheit von rechts oder von links an die Welt heranzutreten und „den Fall" zu erledigen — „man kann nicht auf die Ursache hinzeigen wie auf einen runden schwarzen Punkt Fliegendreck und sagen: Da liegt's. Das Menschenleben ist viel bunter und breiter als *eine* Ursache oder *eine* Idee." Und die Schuld, das Straucheln und Fallen, gehört ihm notwendig mit hinein: „Das Schicksal ruht nicht eher, als bis es uns schuldig gemacht hat. Darauf kommt es an, daß du trotz der Schuld den Glauben an das Gute festhältst und Liebe und Treue nicht aufgiebst. Schuldig sein und den Kampf um das Gute aufgeben, das ist Tod. Schuldig sein und doch für das Gute streiten, das ist rechtes Menschenleben. Du bist stark inwendig, darum habe ich dich lieb. Was du in diesen Tagen erlebt hast, das ist für dich nichts anderes, als ein Sturm für einen guten jungen Baum — nach einigen Wehen wird es vorüber sein, und dann wirst du merken, daß du stärker geworden bist, fester stehst und weiter sehen kannst." Er hält sich darnach, unser Uhl; die Entdeckungen, die er an Menschen und Ereignissen macht, verschließt und verstaut er, wie ein Schiffer die Ladung unten im dunklen Schiffsraum verstaut. Da liegt sie, seine Seele bereichernd, als sein Eigentum, und das Fahrzeug geht tiefer und sicherer. So schält sich immer reiner und klarer aus dem lieben vierkantigen Gesellen der Nachkomme jener Bauern heraus, die auf eigene Faust Meer und Land und Sterne studierten, welche Deiche bauten, die hielten, und Schiffe, die der Nordsee widerstanden, welche die Lippen zusammenpreßten, bis sie schmal wurden und sich aus Neugier und Ehrfurcht eine Weltanschauung bauten, mit der ein ernster Mensch wohl hausen kann. Er macht etwas aus sich, und er faßt seine ganze Weisheit schließlich in den Satz voll ergreifender Schlichtheit zusammen: „Als ich ein Junge war, richtete ich mir eine Lade und eine Kammer ein, wie sie mir gefiel, und hielt sie für den Mittelpunkt der Erde, und besah von da aus Gott und die Welt und nannte beide du: aber je älter ich werde, desto unwissender werde ich und desto größer wird mein ehrfürchtiges Staunen."

Alle die tausend seltsamen Verflechtungen nacherzählen wollen, die das Schicksal dieser Menschenkinder ausmachen, das hieße ein Buch schreiben. Und das Buch ist da. Aber wer mit Jörn seinen harten, ehrlichen Weg gegangen, der kennt auch die plastisch gezeichneten Mädchengestalten, die Sanddeern, die fröhliche Lea Tarn und die Lisbeth Junker, und die alten wie die jungen, die verlumpten wie die energischen Männer dazu. Der preist den Reichtum des Buches, das den Dichter Gustav Frenssen mit einem Schlage unter unsere Besten stellt, zu Roseggers Waldschulmeister und dem Ewigen Licht, zu Raabes Schüdderump, und zu Theodor Storms Schimmelreiter, mit dem er die „Heimatkunst" teilt. Frenssen hat bereits zwei Romane veröffentlicht: die drei Getreuen und die Sandgräfin; aber Jörn Uhl überragt sie sowohl nach der dichterischen Kraft wie nach der darin webenden sprachkünstlerischen Gewalt ganz erheblich. Den Pfarrern unter den Lesern seien die beiden Bändchen Dorfpredigten dazu empfohlen, die Frenssen (bei Vandenhoeck & Rupprecht in Göttingen) hat erscheinen lassen. Sie wiegen eine dicke Homiletik auf, selbst die der Meister Steinmeyer und Stockmeyer!

Jörn Uhl ist eine Lektüre für den einzelnen, für die stillen Stunden des Sinnens und Ausspannens. Es ist auch ein Buch für das Haus, für die deutsche Familie. Ja, ihr nicht zuletzt ist es gemeint, wenn es darin von der Ehe heißt: „Siehst du, wir wissen beide, wenn wir heiraten, daß es ein Heiliger nicht ist; und wir haben die Absicht, jeden in seiner Haut und seiner Art zu lassen. Daran gehen so viele Ehen in die Brüche, daß einer den andern drängen und zwingen will, zu denken und zu thun wie er selbst. Ich meine im Gegenteil, man muß den andern in seinem Eigenen, wenn es nicht gar zu unklug ist, bestärken, damit man doch einen ganzen Menschen neben sich hat, einen runden ganzen Menschen. Was sagen sie? Eiche und Epheu? Tasse und Untertasse, was? Bett und Unterbett, nicht? Ach, die Dummheit! Sondern sie sollen nebeneinander stehen wie ein Paar gleiche, gute Bäume. Nur daß der Mann an der Windseite stehen soll. Das ist alles."

Theodor Kappstein.



Neue Buchkunst.

Was man vor zwei, ja noch vor einem Jahrzehnt kaum hoffen durfte, erleben wir heute wirklich: den Anfang eines entschiedenen und immer wachsenden Bedürfnisses nach „Buchkunst". Die künstlerische Ausstattung von Büchern ist bisher ein besonderer Luxus gewesen, und wahrhaft vornehm geschmückte Werke — die Prachtbände auf unsern Salontischen gehören selten zu ihnen — waren zu allen Zeiten ein Besitz, der den Reichen und Reichsten vorbehalten blieb. Erst neuerdings hat der Kunstsinn weiter Kreise sich so weit entwickelt, daß die Verleger wagen können, Büchern, deren Inhalt und Charakter es gestattet, ein kostbares Gewand zu geben und dabei die Preise doch so zu bemessen, daß die Anschaffung solcher Werke entweder einen nur mäßigen Aufwand fordert oder gar, weil auf ein sehr großes Publikum zu rechnen ist, auch den wenig Bemittelten leicht fällt. Mit den Ausdrücken „vornehm" und „kostbar" ist freilich nicht gemeint, daß nunmehr handschriftliche Texte auf Pergament, mit Miniaturen geschmückt und in Einbänden von Gold und Elfenbein, oder Kupferwerke auf feinstem Papier in Maroquin gebunden in Tausenden von Exemplaren zu 80 Pfennigen auf den Markt kommen können; aber das Wesentliche und Segensreiche der neuen Bewegung besteht darin, daß man mit Hilfe der modernen Technik, vornehmlich des Ätzdruckes mit Zinkplatten, einheitliche und künstlerisch wertvolle Buchausstattungen zu schaffen vermag, die das ihrer würdige Werk zu einem geehrten Schatze des Hauses machen können und dazu beitragen, unsern Geschmack von dem geschmacklos Herkömmlichen abzulenken, indem sie ihn an charaktervoll Bedeutendes gewöhnen.

Die zu großer Vollkommenheit entwickelte Zinkotypie hat man nun dazu benutzt, die alte, in Deutschland früher so herrlich blühende Holzschnittkunst wenigstens scheinbar wiederzuerwecken. Zwar ist auch, besonders in illustrierten Zeitschriften, der echte Holzschnitt, bei dem die abzudruckende Zeichnung auf einer

Platte aus hartem Holz durch Herausschneiden der zwischen den Strichen liegenden, hell bleibenden Stellen hervorgebracht wird, noch viel in Gebrauch, aber er ist teuer und die Zinkotypie leistet billiger sogar Besseres als er, weil sie die Zeichnung des Künstlers unmittelbar wiedergiebt und nicht durch das Messer des Holzschneiders in ihren Feinheiten beeinträchtigt wird.*)

So ist man denn darauf verfallen, alte, schön ausgestattete Holzschnittbücher ganz täuschend, mit altertümlichen Lettern auf gelblichem, starkem Papier und allem Schmuckwerk an Kopfleisten, Vignetten und Bildern, nachzuarbeiten, und andererseits auch neue Werke in der behaglichen altdeutschen Holzschnittmanier erscheinen zu lassen. Als vorzügliche Beispiele solcher dem Bücherfreunde willkommener und übrigens ganz billiger Publikationen seien die bei Robert Voigtländer in Leipzig erschienenen Heftchen „Aus der schönen weiten Welt“, Liedchen und Verse von Eigenbrodt mit Bildern und Buchschmuck von Hans von Volkmann, und „Leiden, Sterben und Auferstehung unseres Heilandes Jesu Christi“ mit dem Text der Evangelien, mit Bildern aus Hans Schäuffelins „Speculum Passionis“ von 1507 und mit Buchschmuck von Emil Büchner, genannt, neben ihnen die Jungbrunnenhefte aus dem Verlage von Fischer & Franke, die deutsche Märchen und Volkslieder, Schwänke und dergleichen enthalten.

In dem Verlage von Fischer & Franke ist vor kurzem auch ein größeres und etwas anspruchsvolleres Werk erschienen, auf das hier besonders aufmerksam gemacht werden soll. Es ist einer der originellsten Versuche, eine Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts, die freilich ihren Stoff dem sechzehnten verdankt, in ein entsprechend altertümliches, mit schalkhafter Sorgfalt ausgesonnenes Gewand zu kleiden. Wir meinen den Quartband „Die Meistersinger von Nürnberg“, von Richard Wagner, mit Bildern und Buchschmuck ausgestattet von Georg Barlösius. Das Buch stellt sich vor in einem lederartigen Einbande mit Buckeln und Schließen und einem buntphantastischen Vorsatzpapier; es ist mit eigens dafür gezeichneten Lettern gedruckt und Blatt für Blatt mit bildnerischem Beiwerk ausgeschmückt. Der Text bringt lediglich die Wagnersche Dichtung, genau wie sie in den Textbüchern für die Aufführung zu finden ist. Ein kräftiger Rahmen umfaßt jede Seite; die Verszeilen sind nicht abgesetzt, sondern laufen ununterbrochen fort; die Namen der Personen sind rot gedruckt, wichtige Reden beginnen mit besonders ausgeführten Initialen, die scenarischen Bemerkungen werden in kleiner Schrift eingeschoben, und um den Gesamteindruck der Seiten möglichst ruhig zu gestalten, werden alle sonst durch Absätze leer gelassenen Räume mit leichten Ornamenten ausgefüllt. Diese Anordnung wird aber oft durch geschickt eingesetzte Vignetten, phantastische Schmuckstücke und humoristische Parodien einzelner Stellen unterbrochen; auch geht die Einrahmung einer Seite gelegentlich in figurenreiche Darstellungen über, und viele Vollbilder, die zum Teil in mehrfarbiger Holzschnittmanier ausgeführt sind, geben die bedeutendsten Augenblicke der Handlung oder auch nahe liegende Ergänzungen der angeschlagenen Motive dazu. Die letzte Seite vereinigt in stammbaumartiger Gruppierung die Bildnisse der Verleger, des Druckers und des Zeichners. Jeder von ihnen hat

*) Dieser Behauptung muß der Türmer widersprechen. Der Holzschneidekunst gegenüber bleibt die Zinkätzung doch immer ein minderwertiges Verfahren. D. T.

redlich das Seinige zu dem gewagten Werke beigetragen; die schwerste Aufgabe und das größte Verdienst ist aber wohl dem Zeichner, dem Meister Barlösius zugefallen, dessen sicheres Stilgefühl, leicht erregte Phantasie und feine Empfindung für das Gemütvolle, Anmutige und Heitere der Wagnerschen Dichtung hier zu vollkommener Geltung gelangten.

Georg Barlösius ist als Zeichner und Illustrator rühmlichst bekannt. Talent und Neigung haben ihn früh auf die deutsche Renaissance geführt und durch das Studium der Werke, die in der ersten Glanzzeit unseres Buchgewerbes von den großen Nürnberger, Augsburger, Wittenberger, Basler Offizinen hergestellt wurden, bildete sich sein Stil. Wer aber an der Kunst Dürers und Holbeins, der Beham und Lukas Cranachs, des Jost Ammann und des Tobias Stimmer großgezogen worden ist, dem bleibt die virtuosenhafte Verfeinerung der Technik, mit der manche Holzschneider ihrem Material das Unmögliche ablocken wollen, fremd: so erstrebt auch Barlösius nur kräftige, einfache Formen und wirkt durch ruhige Umrisse, schlichte Schraffierung, breite Schatten. Seine Gestalten sind mehr typisch als individuell gehalten; ihnen fehlen die pikanten Einzelzüge, die modern anmuten, und dafür suchen sie die Biederkeit auszudrücken, die wir uns so gern als die charakteristische Eigenschaft unserer Altvordern denken. Wie Walther Stolzing, der junge, einsame Burgherr, am warmen Ofen, bei der schwelenden Kerze, in Gesellschaft des schlafenden Hundes seinen Meister von der Vogelweide studiert, das ist mit urkräftigem Gefühl für das Gemütliche der stillen Winterszeit dargestellt, und wenn wir auf der Rückseite desselben Blattes den eifrigen Leser nunmehr hoch zu Roß voll Entzücken die Frühlingslandschaft genießen sehen, so verspüren auch wir eine freudige Erhebung, die wir der Künstlerschaft des naturfrohen Künstlers verdanken: nie aber werden wir — und darin liegt die Strenge des Stils — aus der angeschlagenen Grundstimmung, eben jener behaglichen, biedern Einfalt, hinausgeleitet. Hans Sachs, Veit Pogner und die übrigen Meister sind mit ihren viereckigen Köpfen, tüchtigen Bärten und ehrwürdigen Schauben wie einem alten Holzschnittbuch entnommen und doch selbständig erfunden; auch das artige Evchen und ihre Duenna sind in manchen Beziehungen durchaus „echt“. Man muß sogar sagen, daß Barlösius dem Werke Wagners durch seine Uebertragung in das Figürliche so sehr den Charakter des sechzehnten Jahrhunderts verliehen hat, daß das Gewand eigentlich nicht ganz mit dem Wesen der Dichtung übereinstimmt. Ist doch Wagners Komposition von der Musik jener Zeit durchaus verschieden, ja ihr völlig entgegengesetzt, und auch seine Sprache weicht in Geist und Ausdruck, trotz ihrer altertümlichen Wendungen, von dem Idiom Hans Sachsens recht weit ab. Indessen wird wohl niemand die umfangreiche Prachtausgabe als Textbuch im Theater benutzen wollen, und so mag sie als selbständiges Kunstwerk gelten, als ein schönes Zeugnis für das, was unser Buchgewerbe heute zu leisten vermag.

W. v. B.





Vom Schaffen des Schauspielers.

Zu Lessings und Goethes Zeiten mühte man sich sehr ernst darum ab, die Gesetze der Bühnenkunst zu finden und in klare, belehrende Worte zu fassen. Man lohnte dem Schauspieler seine Kunst mit weniger Reklame, aber dafür mit wärmerer Anteilnahme, als man heute thut; man begeisterte sich rechtschaffen und empörte sich voller Leidenschaft, wenn etwa der große Fleck so übel gelaunt auf der Bühne herumspazierte, daß er darüber ganz und gar das Schauspiel und seine eigenen künstlerischen Pflichten mitsamt dem Publikum zu vergessen schien. Man erlebte damals, im jungen goldenen Zeitalter der deutschen Bühne, seine kleinen Theaterfreuden und -Leiden um vieles inniger, und wenn man sich wenig oder gar nicht um den Dichter des Stückes kümmerte, so nahm man es mit dem Darsteller desto genauer. Genug, wenn die Meinung über das Werk kurz dahin zusammengefaßt wurde, daß es zur Gattung der musikalischen Schauspiele zu zählen sei, eine „artig bewegte Handlung" zeige und eine „sanfte Wirkung" thue. Schluß. Dann aber des längeren und breiteren, ja des unerschöpflichen über die Kunst, welche die Herren und Madamen, sowie die Monsieurs — nämlich Herren, die noch keine sind — in der Wiedergabe ihrer Rollen erwiesen hätten.

Ganz gewiß läßt sich diese beschauliche Art des Theatervergnügens und -Kritisierens uns nicht als vorbildlich hinstellen. Denn aus dieser Ueberschätzung der Schauspielkunst erwuchs mit Notwendigkeit um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts das Virtuosentum, an dessen Früchten die deutsche Bühne heute noch zu verdauen hat. Aber das läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß der gründlichere Genuß des Theaters, trotz der vielfach unbeholfenen und weitläufigen kritischen Niederschläge aus jenen ruhesamen Tagen, doch außerordentlich fördernd und stärkend auf die damalige Schauspielkunst wirkte, und daß es unzulänglichen Begabungen bei weitem schwerer ward, beim Theater an- oder gar durchzukommen, als heutzutage, da jedes kleine Städtchen von zehntausend Seelen sein Wintertheater und womöglich auch noch ein paar Wochen lang eine Sommerbühne hat. Es ist ja gar nicht anders möglich, als daß unter solchen

Umständen das reine und unbekümmerte Handwerk, von Leuten ohne jeden künstlerischen Beruf zur Bühne geübt, seinen goldenen Boden finde; oder auch seinen dürren Sand, je nachdem. Woran dann aber der dürre Sand, nämlich die unfruchtbare und verständnislose Gebarung des Publikums, stetig die Schuld trägt, beileibe nicht die Arbeit der Handwerker vom Theater.

Vor hundert Jahren also stand es, trotz Kotzebue und Iffland, durchschnittlich besser ums Theater bei uns, weil es noch nicht in dem Maße künstlerisch und geschäftlich profaniert wurde wie heute, da man alltäglich hineingeht, um alltäglich spielen oder singen zu hören. Zwar unsere Kritik von heute ist, so scheint es, gerechter. Sie giebt dem Dichter vollauf das, was ihm gebührt, macht ihn für sein Stück und nicht mehr den Schauspieler für die Lebensmöglichkeit des ihm zugewiesenen Charakters verantwortlich. Ja, wir können sagen, wir kritisieren heut gerade umgekehrt wie einst: eine lange, lange Rede bekommt der Verfasser und ein klein winziges Merkwörtchen fügen wir dem Darsteller zu. Denn wir sind gründlich froh, wenn wir mit dem Aufgebot all unseres psychologischen Scharfsinns die dargestellten Probleme und Charaktere auf- und abgewickelt haben und dann dem Darsteller in Gnaden auf die Schulter klopfen können: „Gut — sehr gut — ausreichend — ungenügend — völlig ungenügend. Für die Richtigkeit: Philipp Schulze."

Die Kritik wird einwenden: Mehr zu sagen verlohnte sich angesichts der meisten Leistungen eben nicht. Es ist schon wahr, dank unserer Theaterfreiheit, die jedem Unbescholtenen, der im Besitze des nötigen Bargeldes ist, die Möglichkeit zur Aufmachung eines Theaters bietet — dank dieser Freiheit haben wir heut unter hundert gewerbetreibenden Schauspielern einen, der zur Hälfte etwa ein Künstler ist. Stellte sich das Verhältnis aber nicht doch günstiger, wenn unsere Kritik, und zwar die des Tages, ein wenig gründlicher verführe? Denn ihre mehr oder minder geistreiche Art des vorschnellen Aburteilens rechtfertigt allerdings den Vorwurf, daß sie die Dinge zu leicht nehme und so, mittelbar, zur Verflachung der Bühnenleistungen beitrage. Etwas mehr Kenntnis der Bedingungen darstellender Kunst muß auch von ihr gefordert werden. Das Amt des Kritikers ist ein hohes Richteramt und ein unverantwortliches dazu; es genügt nicht, wie es heute vielfach geschieht, das Urteil kurz hinauszusprechen, der Betroffene, der Darsteller, dem der Spruch oft genug an die Existenzbedingungen geht, kann eine Begründung verlangen. Aus ihr mag dann hervorgehen, ob der Richter seinen ästhetischen Kodex lebendig im Kopfe oder tot im Schulranzen mit sich trägt. In sich vereinigt hält der Kritiker die Resonanz eines ganzen großen Publikums, so klug und kunstgeübt, wie es gar nie eines gegeben hat, noch geben wird. In ihm, der stets ein treuer und unbestechlicher Anwalt des geläutertsten Empfindens sein sollte, will der Darsteller, der seiner selbst ungewiß ist oder der dem Publikum keine billigen Zugeständnisse macht und dem Verständnis desselben vorauszueilen trachtet — in ihm, dem gerechten Anwalt, will er die klarste und fruchtbarste Wirkung spüren dürfen. Denn ganz anders und weitaus abhängiger von der unmittelbaren Wirkung erzeigt sich der Mime, als der frei schaffende Künstler, der sein Werk dauernd vor sich stehen sieht und daran feilen kann so lange, bis er sich genug gethan. Diesem freilich sind die öffentlichen Zeugnisse seines künstlerischen Thuns so wichtig nicht, denn sein Publikum ist nicht auf die Zeitgenossen beschränkt. Diesen Unterschied dachte Lessing, gerecht wie er war, nach

Möglichkeit auszugleichen, und es war nicht seine Schuld, wenn er es für seine Zeit aufgeben mußte, jeden Schritt zu begleiten, den die Kunst des Schauspielers thun würde. Aber die Nachfolger Lessings zu unseren Tagen sind ja frei genug, sein ganzes Programm aufzunehmen und nach Kräften zu erfüllen.

Bei unseren heutigen Gepflogenheiten verdichtet sich das gesamte kritische Interesse auf den Abend der Erstaufführung. Die Folge davon ist, daß die Darsteller auf diesen Abend eine unverhältnismäßige Sorgfalt verwenden, bei den Wiederholungen aber sich je nach Lust und Laune gehen lassen. Das wird jeder bestätigen, der sich die Zeit zu wiederholten Beobachtungen im Theater nicht verdrießen läßt. Ich möchte anregen, daß der Kritiker seine Meinung über die Darstellung eines neuen Stückes nicht nach dem Eindruck der Erstaufführung, sondern nach dem einer Wiederholung bestimmte, die ja auch in unseren mittleren und kleinen Theaterstädten zum mindesten einmal zu erfolgen pflegt. Vor allem aber sollte die Darstellung und Wirkung unserer klassischen Meisterwerke immer und immer wieder einmal geprüft und erprobt werden, auch wenn kein äußerer Anlaß dazu vorliegt, denn das ist das einzige, aber auch notwendige Mittel, unserem Publikum das Beste, was wir haben, als solches im Gedächtnis wach zu halten. Solche „Aktenrevisionen" beleben ganz außerordentlich, und zwar alle Beteiligten. Sie sind unerläßlich, um die darstellende Kunst von toten Ueberlieferungen, deren es auf der Bühne so ermüdend viele giebt, zu befreien und sie mit dem beständig sich wandelnden Geist und Stil der Zeit in Einklang zu bringen. Sie sind ferner die sichersten Anhaltspunkte für den zukünftigen Theaterhistoriker unserer Tage, dessen ohnedies recht ungewisse und undankbare Arbeit, soweit sie sich nicht auf statistische Berichterstattung beschränken mag, nur dann einige Kulturanschauung bieten kann, wenn sie auch künftig noch lebende Werke im Spiegel einer toten Zeit darstellen kann. Das aber dürfte nutzbringend nur am Geschaffenen unserer Klassiker und Theaterdichter zu zeigen möglich sein, denn ob und wie man mit Blumenthal der witzigen Unterhaltung pflog, dürfte für die Entwicklungsgeschichte des deutschen Theaters und für die Stilwandlungen der deutschen Schauspielkunst eine sehr geringe Bedeutung haben.

Es sind in jüngster Zeit aus Bühnenkreisen ein paar Stimmen laut geworden, die eine erneute und vertiefte Auffassung vom Wesen der Bühnen-, enger: der Schauspielkunst erkennen lassen. Von Ferdinand Gregori, dem Darsteller des Schillertheaters, liegen zwei Schriften vor: „Das Schaffen des Schauspielers" (2. Aufl., Berlin, Dümmler, 2 Mk.) und „Joseph Kainz" (Berlin, Gose und Tetzlaff, 50 Pf.).

Seitdem es eine Stilfrage in der deutschen Schauspielkunst giebt, lag man sich in den Haaren darüber, ob die idealistische oder die realistische Form der Darstellung die eigentlich richtige sei; der Naturalismus war auf der Bühne noch mehr als in der Litteratur ein Provisorium, eine überleitende Notform, denn mit der bloßen Natur, wenn sie sich nicht schleunigst manieriert und also doch wieder in einen, wenn auch verdorbenen Stil gerät — ist auf den Brettern niemals etwas von Dauer anzufangen. Also Idealismus und Realismus. Die ganze Devrientsche Geschichte der deutschen Schauspielkunst — immer noch die zuverlässigste, die wir haben, — ist voll von Untersuchungen, wie weit diese und

jene Bühne, dieser und jener Darsteller in dem einen oder andern Stile gewirkt hat. Die Einteilung Professor Roetschers, der „geniale und korrekte" Schauspieler unterscheidet, ist ja für die Berliner Theaterästhetik der fünfziger Jahre ganz bezeichnend, aber doch ohne ernsthaften Belang. Gregori nun sagt, ihm habe sich aus seinen Wahrnehmungen eine andere Einteilung aufgedrängt. Er möchte die Schauspieler „nach der Art ihres Schaffens gruppieren zu vorwiegend individualistischen und vorwiegend charakterisierenden".

Er führt aus: „Die Individualität vermählt sich mit dem darzustellenden Charakter, indem sie ihn auf sich zurückbezieht, der Charakteristiker, indem er so in ihn hineinschlüpft, daß von der eigenen Persönlichkeit so gut wie nichts mehr zu gewahren ist. Die Individualität läßt ihn zu sich herankommen, der Charakteristiker geht zu ihm hin. Die starke, auf sich selbst fußende Persönlichkeit schafft in der Regel großzügiger als die reiche Proteusnatur. Deshalb begegnen wir der ersteren hauptsächlich in stücktragenden Rollen, der letzteren in weniger umfangreichen Aufgaben. Zehn große Individualitäten bringen zehn grundverschiedene Hamlets hervor, die jeder für sich vollendet sein können; die Falstaffs von ebensoviel großen Charakteristikern ähneln sich dagegen fast Zug für Zug." Womit Gregori deutlich sagt, daß er den Individualisierenden für den wertvolleren Schauspieler hält. Als Typus des Charakterisierenden erscheint ihm Hermann Müller, der erste (jetzt verstorbene) Nickelmann-Darsteller des „Deutschen Theaters". Ihm gegenübergestellt wird Kainz, mit dessen individualisierender Darstellungskunst sich Gregori in der oben erwähnten Broschüre dann ausführlicher beschäftigt.

Ich will gleich vorweg bekennen, daß ich diese grundsätzliche Einteilung Gregoris und jedes darauf fußende Urteil für verfehlt halte. Es ist ihm auch nicht gelungen, in der Analysierung des Kainzischen Schaffens irgend welche Momente beizubringen, die seiner Theorie die überzeugende praktische Beweiskraft geben könnten. Er sagt wohl ganz gut, daß Kainz das Stück durchlebe und den darzustellenden Menschen aus der Fülle seiner (Kainzens) eigenen Qualitäten heraus empfinde; daß er sähe, „wo die wichtigen Lebensaugenblicke im Drama, im Charakter" lägen; daß dann der Verstand hinzuträte, und daß endlich die gefundenen Resultate vereint und verlebendigt würden durch Kainzens Rhetorik, die „ein Produkt aus Gefühl und Verstand" sei.

Die Rhetorik, ja, das ist der springende Punkt bei Kainz, dem „Typus des Individualisierenden". Sie allein, so denke ich mir, konnte Gregori zu einer Theorie verführen, der er selber in seinem schauspielerischen Schaffen glücklicherweise durchaus nicht huldigt, die aber, wenn sie zu Recht bestünde und als Grundlage für die Beurteilung der Praxis Geltung gewänne, aller deutschen Schauspielkunst den Garaus machen würde.

Das Deutsche, weiter gesagt das Germanische in der Kunst, so lehrt uns Meister um Meister auf jeglichem Arbeitsfeld, ist immerdar gekennzeichnet durch ein so inniges Versenken und gänzliches Aufgehen in dem jeweiligen Charakter des Darzustellenden mit allen seinen Ausdrucksformen, daß von einem bewußten und sichtbaren Fortbestehen der schaffenden Individualität neben dem Werke keine Rede sein kann. Was preisen wir denn an Shakespeare, an Goethe? Daß ihre Werke nichts anderes sind, denn organisch völlig selbständige, gleichsam lebendige Wesen, mit einem eigenen Gesetz inwendig. Gewiß ist das Geschaffene dem

Schöpfer verwandt, und als solches äußerlich sofort erkennbar, denken wir an Böcklins, an Klingers Phantasiegestalten; aber das schaffende Individuum hat da doch nicht sich selber dargestellt, sondern vielmehr seine Ideen in eine ihm angemessene Form hinein objektiviert. Und was wir anderwärts als unser höchstes und ureigenstes Gut in künstlerischen Ehren halten, das sollen wir an der Schauspielkunst zu schätzen aufhören? Gewiß kann nur ein reiches und starkes Individuum, das künstlerisch beanlagt ist, ein reiches und starkes Kunstwerk schaffen. Aber nicht so gelingt ihm das, indem es das Kunstwerk seiner Individualität unter-, sondern so, indem es dasselbe ihr überordnet. Was ist denn das gefällige und abgerundete Pathos selbst der größten französischen Tragiker und Mimen für unser Gefühl anders als ein störendes Zurschautragen des seiner auch im Kunstschaffen bewußten, allzu bewußten Individuums. Und nun sollen wir dieses formale Element, gegen das unsere besten Streiter ihre schärfsten Waffen geführt haben, für eine so ausgeprägt nationale Kunst, wie es die Schauspielkunst doch ist oder sein sollte, als überlegen und erstrebenswert anerkennen? Mehr: wir sollen sogar glauben, daß dieses Festhalten und Hervorkehren der Persönlichkeit nichts weniger ergäbe als die vollkommenste Erfüllung spezifisch germanischer Kunstforderungen. Denn Gregori versichert uns doch, daß zehn große Schauspieler individualisierenden Schlages zehn verschiedene Hamlets hervorbrächten, während die Falstaffs von ebensoviel Charakterisierenden sich glichen wie ein Ei dem andern.

Nehmen wir einmal an, es sei so, obgleich ich das Ebenmäßige der Falstaffs bezweifeln möchte — nehmen wir's einmal an. Und geben wir den zehn Hamlets den Auftrag, uns stracks zehn Romeos vorzuspielen — ich wette, wir werden, wir mögen vorn oder hinten beginnen, immer nur zwanzig Hamlets und keinen Romeo zählen können; allerdings dafür zehn Individualitäten. Von den Fallstaffs bekämen wir, wenn wir sie etwa um die Darstellung von zehn Shylocks ersuchten, nach Gregoris Theorie immer doch zehn Falstaffs und zehn Shylocks, wenn auch jedesmal zehn von brüderlicher Aehnlichkeit. Ich gestehe, daß mir diese zehn Shylocks und zehn Falstaffs künstlerisch mehr wert sind, als zwanzig Hamlets und kein Romeo, oder auch zwanzig Romeos und kein Hamlet, wie man will; hinzugerechnet den zehnmaligen Wechsel der Individualitäten.

Da hätten wir ja nun Kainz als vortreffliches Beispiel, Kainz, den Gregori den größten individualisierenden Schauspieler, also den überhaupt größten Schauspieler nennt, den wir gegenwärtig haben. Entsinnen wir uns, wie, wodurch er auf uns wirkte, als wir seinen Glockengießer, seinen Täufer Johannes ansahen und -hörten. Das eine wie das andere Mal verriet ihn der hellen, hohen Stimme „süßer Schall" beim ersten Laut. Kainz sprach, und sein Körper sprach mit, es war eine Lust, zu hören und zu sehen, wie hier ein temperamentvoller Mensch sich selbst, ohne unbescheiden hervorzutreten, mit Meisterschaft zu handhaben wußte. Aber welche Worte er nun mit erstaunlich reichem Wechsel des Ausdrucks entsenden mochte, wie lebhaft und klar seine körperliche Beredsamkeit in jedem Augenblicke spielte: er redete nur und war nicht, was er redete. Worte, Worte, sagt Hamlet. Wir fühlten uns gepackt und nicht bezwungen, jezuweilen auch mit Vehemenz abgestoßen. Es fehlte was, da half nun nichts, etwas, was wir bei viel minderen Künstlern nicht vermißt hatten — aber was, was fehlte?

Ich bin überzeugt, daß mich alle die zahlreichen Verehrer und Verehrerinnen Kainzens, des „vibrierenden Nervenbündels", einen fürchterlichen Barbaren und anmaßlichen Ignoranten schelten werden, wenn sie lesen, daß einer **Kainz** nicht für die Vollkommenheit in Person erachtet. Nun kann uns aber durchaus nichts daran liegen, die unzweifelhaften und zahlreichen Verdienste, die diesem seltenen Talente eigen sind, im geringsten zu schmälern. Wir geben Gregori gerne zu, daß Kainzens Art, „das Wort, den Satz, die Periode, die Interpunktion zu behandeln, einer Revolution gleich" kam. Aber eine sinnvolle und energische Behandlung der Sprache ist noch keine Schauspielkunst, genügt noch nicht, uns an leibhaftige Menschen glauben zu machen. Was ist es denn, wenn nicht das „tönend Erz oder die klingende Schelle" des Vortrags, die uns heute die Lieblingsdarsteller der vorigen Generation, die Possart, Sonnenthal und ihre hohe Schule unerträglich macht?! Es dürfte eine Zeit kommen, und sie ist wohl nicht so fern, da man auch von Kainz sagen wird, daß er zur alten Schule, zu den Künstlern von gestern gehört. Denn im Grunde ist seine Kunst, auch zu ihren besten Stunden, nichts anderes als eine gewandelte, den Bedürfnissen der nervösen Gegenwart angepaßte Kunst temperamentvoller Rhetorik, die ja auch ihre mannigfaltigen Schönheiten vorwiegend formaler Art besitzt, aber keineswegs die Forderungen erfüllt und je erfüllen kann, die für die Menschendarstellung auf unserer Bühne zu Recht bestehen und durch das Schaffen jedes bedeutenden Dramatikers aufs neue bestätigt worden sind. Ibsen — welch eine Fülle schauspielkünstlerischer Probleme verdanken wir seinen Dramen, in denen trotz aller abstrakten, künstlerisch nicht rein bewältigten Ideen doch die mannigfaltigsten und auf das natürlichste bewegten Welt- und Lebensbilder sich spiegeln, mit ganz neuen Menschen darin, deren Psychologie trotz gelegentlich dreinspukender Schrullen unter schärfster Betonung des Charakteristischen durchgeführt ist. Ibsen also, so hören wir in der Litteratur, soll überwunden werden. Schön, er soll es, er ist es indes noch nicht und wird es auch so bald nicht sein. Und solange sein Werk Bestand hat, d. h. durch kein besser gefügtes ersetzt werden kann, ist es Pflicht der deutschen Bühne, sich diesen Dramatiker anzueignen, umsomehr, als Ibsens beste Stücke wie keine anderen geeignet sind, unsere Schauspieler zur strengsten Innehaltung der charakteristischen Lebenslinie, zum psychologischen Wahrheitsstil zu erziehen. Wie stellt sich nun Kainz, der erste deutsche Schauspieler, den wir laut Gregori haben, zu Ibsen? Er halte sich dem nordischen Dichter geflissentlich fern, weil dessen Werken der „Stil" fehle — berichtet Gregori. Das ist bezeichnend genug.

Max Martersteig gebührt das Verdienst, in seiner kürzlich erschienenen Studie „Der Schauspieler" (Leipzig, Eugen Diederichs, 1 Mk.) zum ersten Male seit Jahren das Problem der Bühnenkunst durch neue und geistvolle Untersuchungen ganz wesentlich geklärt zu haben. Im Lichte einer Erkenntnis, die aus praktischen Erfahrungen und der Verwertung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse gewonnen wurde, verbleichen die guten alten Begriffe von idealistischer und realistischer Schauspielkunst vollständig, verlieren auch die neuen Bestimmungsversuche Gregoris jede ernsthafte Bedeutung.

Das Problem des Schauspielers sieht Martersteig, wie auch wir, vom Boden spezifisch germanischer Welt- und Kunstanschauung aus; ihm ist das Wesen und die Aufgabe echter Schauspielkunst nicht in der beseelten Melodik einer ge-

fügigen Stimme nebst einer Zugabe an Bühnenfeuer erreicht, sondern „die Fähigkeit zur Umwandlung von Grund aus, die Transfiguration“ ist als Erstes und Wichtigstes zu verlangen. „Der umwandlungsfähige Schauspieler ist die ideale Forderung dieser Kunst. Daß sie so selten erfüllt wird, ist kein Einwand gegen ihre Giltigkeit. Mehr als jede andere Kunst ist das Theater Handwerk; damit es wieder mehr und mehr Kunst werde, brauchen wir Schauspieler mit Umwandlungsfähigkeit.“ Als Typus eines solchen bezeichnet Martersteig Mitterwurzer, den Gegori für „originalitätssüchtig“ hält und ihn mit Kainz kontrastiert, der diese verdächtige Eigenschaft nicht besitze.

Martersteig behauptet nun, und zwar ganz allgemein anwendbar, daß der Prozeß der künstlerischen Zeugung auf Suggestion und Hypnose beruhe. Diese Zeugung werde im Moment der Intuition vollführt. Mit einer solchen Auffassung werde „durchaus kein Verrat an geheiligten Begriffen des Kunstschaffens begangen,“ sondern nur ein problematischer Vorgang auf eine Formel gebracht, die der psycho-physischen Erklärung unserer Seelen- und Denkvorgänge ganz geläufig sei. Weiter wird dann die alte Streitfrage erörtert und neu beantwortet, ob und inwieweit der Darsteller im Gefühl seiner Rolle aufgehen solle. Diderot, der kluge aber doktrinäre Aesthetiker der französischen Bühne im 18. Jahrhundert, ist wohl der bekannteste Vertreter jener Meinung, die dem Schauspieler eine um so bessere Leistung und Wirkung zuspricht, je weniger er beim Spiel mit dem unmittelbaren Empfinden beteiligt sei. Martersteig führt Riccoboni und St. Albine, den einen gegen, den andern für die Notwendigkeit des Miterlebens beim Spiel an. Martersteigs eigene Beobachtungsresultate, die er zugleich in Beziehung setzt zu seiner Theorie der „ästhetischen Hypnose“, sind sehr interessant und stützen diese Theorie auf das beste; er sagt:

„Die Schauspieler, an denen ich stets ein starkes Vermögen zur Transfiguration wahrgenommen hatte, bekannten ein momentanes volles Aufgehen im Gefühlsinhalt der Rolle, bis zum Miterleben derselben, während die Formal-Korrekten, die ‚Beobachtungs-Schauspieler‘, wie ich sie nennen möchte, ein Stehen über dem Gefühlsinhalt der Rolle und außerhalb desselben als das ihnen Zuständige betonten.“ Die Transfiguration sei also bedingt durch die Fähigkeit des Schauspielers zur ästhetischen Hypnose, sowie auch die Wirkung seiner Kunst und des dargestellten Gesamtkunstwerks als auf ästhetischer Hypnose beruhend anzusehen sei. Dem kann man um so ruhiger beipflichten, als Martersteig sich anzufügen beeilt, daß diese Hypnose ja noch kein Beweis für die Güte des Kunstwerks, etwa einer Schauspielvorstellung, sei, wohl aber ein Beweis für die Intensität desselben. Beim Schauspieler nun, der wandlungsfähig sein soll, wirke nicht die erstbeste Suggestion, der schließlich auch der Mensch in durchaus unkünstlerischer Thätigkeit unterworfen ist, bestimmend ein, sondern eine solche, die genau bemessen und stark genug sei, die Aufhebung der gewohnten Ich-Kausalität zu bewirken. Ferner, und dieser Satz sei unsern genialen Feuerköpfen auf der Bühne besonders eindringlich zur Beachtung empfohlen: höchste Suggestionsfähigkeit genüge keineswegs, um etwa aus leerem Hirne die höchsten Meisterwerke schöpfen zu können, sondern die Gaben und Erfahrungen, die beim künstlerischen Prozeß auf hypnotischem Wege zur Verwendung kommen sollen, müßten vorhanden, die Vorstellungszentren des Hirnes müßten befruchtet sein, ehe die intuitiven Triebe organisch sich entfalten könnten.



Eine Erkenntnis ist gut, ihre Nutzanwendung aber ist besser.

Allzusehr ist das Gefühl für das Deutsche auf der Bühne verloren gegangen, denn etwa drei Viertel aller darstellenden Künstler sind der Rasse nach Nichtdeutsche, sind Juden und reine Slaven. Es liegt mir fern, diesen beweglichen Elementen ihre guten Eigenschaften verkleinern oder gar absprechen zu wollen; solange sie sich bewußt bleiben, in Anlehnung an das germanische Denken und Empfinden schaffen zu müssen, so lange können und wollen wir ihnen, wie überall, so auch auf der Bühne die Gastfreundschaft nicht versagen und werden sicherlich auch fürderhin manchen guten Nutzen aus ihnen ziehen. Wenn sie aber so mächtig und selbstherrschend auftreten, daß durch sie und ihr künstlerisches Thun die Instinkte unseres Volkes für germanische Kunstäußerungen abgestumpft werden, dann ist es allerdings doch an der Zeit, an das zu denken und zu mahnen, was wir selber sind, welche Kunst die unsere ist und auch künftig verbleiben soll. Dekadente Nervenkünstler des Theaters, wie Kainz oder auch — man verzeihe mir die Ketzerei — die Sorma, mögen unseren geistreichen Neurasthenikern den Inbegriff deutscher Schauspielkunst vermitteln, für unser Gefühl erschließt sich das nationale Element der Bühnenkunst unter anderen Zeichen und Wundern.

Eine Nation hat das Recht auf eine nationale Bühne, das heißt in diesem Falle: sie hat den Anspruch, sich selbst urgetreu im Bühnenbilde dargestellt zu sehen, um sich in ihren guten und schlechten Charakterzügen erkennen zu lernen. Mit dem Schlagwort von der „Erziehung zum nationalen Instinkt" wird ja viel Unentschuldbares zu entschuldigen versucht und auch sonst mancher Unfug getrieben, der dem Volke Goethes und Schillers nicht eben gut zu Gesicht steht. Hier indessen hat das Wort einen Sinn und darum seine Berechtigung. Rassen- und nationales Kulturbewußtsein ist noch nicht notwendig Rassenhaß und weltkulturelle Rückständigkeit. Die Fähigkeit zur Anerkennung des Guten in fremdrassigen Kulturen erlegt uns die um so strengere Pflicht auf, beim Austausch dieser Güter die spezifische Kraft unserer eigenen Kultur in ihrem wahren Werte erkennen, schätzen und stärken zu lernen. Eine Kritik der Bühne, die unter diesem Gesichtswinkel erfolgt, ist für das Fortgedeihen deutscher Kultur eine ernste Notwendigkeit.

Eugen Kalkschmidt.



Die Apotheken.

Hippokrates und Galenus — an diesen beiden Größen der alexandrinischen Schule knüpfte sich im Altertum der Inbegriff aller medizinischen Wissenschaft, ihre Heilkunde galt als unantastbares Ideal, und es blieb so auch die späteren Jahrhunderte hindurch; sie waren die Autoritäten der Medizin bis hoch ins Mittelalter, bis ins humanistische Zeitalter hinein. Die alexandrinische Schule befaßte sich sodann vorzugsweise mit zwei Hauptbestandteilen der Heilkunde, mit der Lehre und der Bereitung von Giften und des Theriaks, einer aus vielerlei Stoffen zusammengesetzten Panacee.

Die Aerzte der Griechen und Römer waren zugleich Doktor und Apotheker. Sie bereiteten für ihre Kranken die Arzneien selbst, wogegen sie die Materialien dazu durch andere beschaffen ließen, namentlich die Arzneikräuter. Diese Leute waren Kräutersammler und Drogisten, welche die Heilpflanzen trockneten und verkauften und einträgliche Geschäfte machten. Man nannte sie Seplasiarii, Pharmakopolae, und sie sind als die Gründer der Apotheken anzusehen. Mit der Zeit gab es unter diesen Apothekern nicht selten recht findige Köpfe, welche sich durch Fleiß und Ausdauer in der Pflanzenkunde, sowie in der Bereitung von Arzneien große Kenntnisse erwarben und diese dadurch auszubeuten suchten, daß sie selbst Arzneien und Tränke bereiteten und zum Verkaufe feil hielten. Plinius tadelt es, daß die Aerzte ihre Arzneien nicht mehr selber machten, sondern sie ohne jegliche Prüfung von den Seplasiarii kauften. Die Arzneibereiter nannte man auch Pigmentarii, weil sie sich neben dem Heilkräutergeschäfte auch mit der Bereitung und dem Verkaufe von Spezereien oder Gewürzen befaßten. Der Name apotheca bedeutete ursprünglich auch nichts weiter als Vorratsbehältnis, Materialienladen. In dieser Bedeutung ging das Apothekergeschäft auch auf die christliche Zeit und auf Deutschland, Frankreich, England und andere abendländische Staaten über. Spanien war, seitdem die Sarazenen 711 n. Chr. über die Meerenge von Gibraltar eingedrungen waren, durch die Kalifen das Land geworden, in dem Wissenschaft und Kunst rasch emporblühten. Neben der arabischen Litteratur nahm die Heilkunde eine hohe Stufe der Ausbildung ein. Unter den arabischen Aerzten gab es sehr fähige und kenntnisreiche Männer, die damals an den Fürstenhöfen gesucht waren. Darin besteht aber auch alles, was wir in dem ersten Jahrtausend des christlichen Zeitalters von der Heilkunde wissen.

Kaiser Friedrich II. (1215—1250) war es, der im weiteren Verlaufe durch die Anregung der Kalifen die ersten Apotheken in Sizilien und Italien ins Leben rief und eine Medizinalordnung gab, wonach jeder Apotheker verpflichtet war, die Arznei genau nach Vorschrift des Arztes anzufertigen und für den festgesetzten Preis zu verkaufen. Sodann fand die medizinische Wissenschaft einen mächtigen Hebel an den beiden berühmten Hochschulen zu Salerno und Bologna, die namentlich für das Studium der Medizin und des Rechts die wichtigsten Zentralplätze waren. Indessen hatte die arabische Arzneikunst in Italien auch anderweitig Blüten und Früchte getragen, indem bereits im Jahre 1086 der berühmte Benediktiner Konstantin Afer auf dem Monte Cassino sie in die Klöster einführte.

Noch hundert und mehr Jahre, seitdem mit Kaiser Friedrich II. die Morgenröte in der Heilkunde angebrochen war, sollten im Dunkel dahingehen, bevor sich die Spuren von der Gründung und Weiterentwickelung von Apotheken in deutschen Landen verfolgen lassen. Soweit es sich urkundlich nachweisen läßt, entstand die erste deutsche Apotheke ums Jahr 1343. Als nämlich um diese Zeit eine schwere Pest in Frankfurt am Main grassierte, ward von dem Stadtrat daselbst ein Magazin zur Bereitung und zum Verkauf von Arzneien und „Konfekten“ ins Leben gerufen. Zu den Konfekten zählten Gewürze, Sämereien, Wachs, Feigen, Marzipan und andere Delikatessen. Nach der Verordnung des wohllöblichen Magistrates sollten die Arzneien nur in Gegenwart des Arztes bereitet werden, so daß den Doktoren die Praxis dadurch sehr erschwert ward. Die Zubereitung der Medikamente nach den von den Aerzten geschriebenen Rezepten kam erst später in Brauch. Indessen gab es in der Apotheke auch so-

genannte „ungemengte“ oder einfache Heilmittel für leichtere Uebel, die aus „unschädlichen“ Kräutern bereitet waren und die der Apotheker so ohne weiteres „getrocknet oder gedörrt“ dem Publikum verkaufen durfte. Zu diesen Medikamenten gehörten Kamillen und Flieder, Schafgarbe und Wegerich, Rhabarber, Baldrian, Fenchel u. s. w., sowie Kraftbrühen von Hühnern und Kapaunen. Die Ratsapotheke zu Frankfurt am Main bildete somit das erste Vorbild für deutsche Apotheken, und die Medizinalordnung des dortigen Stadtrates wurde in anderen Städten zum Muster genommen. Ehe man aber auch anderwärts zu der Einsicht gelangte, dem Fortschritt in der Heilkunde zu folgen, verstrich noch ein volles Jahrhundert, denn erst mit dem Jahre 1436 erfahren wir aus Ulm, daß dort eine Apotheke bestand, sodann daß vier Jahre später die Ratsapotheke in Basel gegründet wurde. In demselben Jahre wird uns aber auch aus der Stadt Görlitz berichtet, der Magistrat habe dort dem „Apteker Henrikus“ das Privilegium erteilt, eine Apotheke zu errichten, „beneben einen Kramerladen, um drauß allerhande Spezerey undt Confect zu verkaufen“.

Erst einige Jahre später hören wir etwas Näheres über die Gründung und weitere Verbreitung der für die menschliche Gesundheit so wichtigen Institute.

Um 1450 war es in Stuttgart, wo die Stadtbehörde dem Konfektionär Glatz „an die Hand frey gab, eine apotheca aufzurichten“, welcher dann nach einigen Jahren (1457) eine zweite folgte, indem Graf Ulrich seinem Leibarzte, dem „Meister“ Johann Kettner dazu die Erlaubnis unter der Vergünstigung erteilte, daß weiter keine Apotheke in seinem Lande geduldet werden solle. Hier war der Arzt also auch Apotheker, welcher in dieser Eigenschaft neben dem Doktor auch den Titel Meister führte, wodurch angedeutet werden sollte, daß der Apotheker ein studierter Mann und wirklicher Arzneikenner sei. Natürlich führte der Doktor in seiner Apotheke auch „allerhande Spezereyen undt gut Confect, wie solche ein Apteker haben soll“.

Trotz dieses Doppelgeschäftes muß es noch nicht so einträglich gewesen sein, denn Kettner bekam vom Grafen alljährlich als Beihilfe ein Quantum Korn und Wein, verpflichtete sich dagegen, dem Hofe bei festlichen Gelegenheiten den Konfekt das Pfund zu zwölf Schilling zu liefern.

Diese Apotheke ging beim Tode Kettners 1468 an Albrecht Mühlsteiner aus Nürnberg über und zwar unter denselben Bedingungen. Mit dem Jahre 1500 änderte sich diese Kondition, indem Herzog Ulrich von Württemberg durch Cyriakus Horn noch eine andere Apotheke eröffnen ließ mit der Verordnung, daß der Leibarzt des Fürsten diese Apotheke beaufsichtigen und „acht haben solle, ob Horn auch nach Vorschrift und festgestellter Taxe verfahre“.

Hundert Jahre nach der Gründung der Kettnerschen Apotheke gab es in ganz Württemberg nur noch vier Apotheken und eine besondere Hofapotheke in Stuttgart.

Der Gründer der Universität Frankfurt an der Oder, Kurfürst Johann Cicero, der sich selbst in den Wissenschaften auszeichnete, gründete damit zugleich in der Stadt die „Schwanenapotheke“ (1477). Sodann rief der Kurfürst im Jahre 1488 in dem Stadtteil von Berlin, der damals Cölln an der Spree genannt wurde, die erste Apotheke ins Leben. Durch Vermittlung des Magistrats wurde diese dem Hans Zehender übertragen und zwar unter dem Privilegium, daß „er, sowie seine Nachkommen in erblichem Besitz verbleiben undt kein anderer

Apteker neben ihm in Berlin wohnen, imgleichen ihm alle fryheit von Stüren undt Abgaben zu gewähren, sothan auch frye Wohnung undt ein Wispel Rocken jedes jar zur Stützung geliefert werden sollte". Dieses Privilegium wurde sodann von Joachim I. (1502) bestätigt, jedoch hinzugefügt, daß die Apotheke unter der Kontrolle der Leibärzte „mit guten Materialien versehen und Arzneien nach den Rezepten mit Fleiß gemacht und nicht wider die Billigkeit zu hoch angesetzet würden". Zum erstenmal finden wir hier den Gebrauch ärztlicher Rezepte, mit welchen Zettelvorschriften dann später von gewissenlosen Doktoren und Charlatanen viel Mißbrauch getrieben wurde.

Die Ratsapotheke zu Halle ward 1493 errichtet, indem der Stadtrat dem Simon Puster das Privilegium erteilte, „eine Apteke zum gemeinen Gebrauch für Bürger aufzurichten, worin bey Nöthen und Krankheiten die Arztneien bey der Hand, frisch und ungesäumt und zeytlichen Kaufs zu haben, sothan auch Confectiones und dergleichen zum Labsal". Meister Puster erhielt die obrigkeitliche Zusage, „es solle in der Stadt keynerlei Confect, keyn Theriak weder auf dem Markt noch in Kramen und Laden, ausgenommen in Jahrmärkten, feilgehalten werden". Ausbedungen hatte sich aber der wohlweise Stadtrat, „daß der Apteker jährlich zweimal bey den Fasten (Fasching) auf dem Rathhause acht Pfund gutes Zuckerwerk ehrlich und unentgeltlich einzuliefern habe". Eine zweite Apotheke ward zu Halle von dem hochgebildeten und galanten Erzbischof Albrecht ins Leben gerufen, der seinen Leibarzt von Weyhe mit der Einrichtung betraute (1535).

Nachweislich war es neben Deutschland England, wo fast zu derselben Zeit, als zu Frankfurt a. M. die erste deutsche Apotheke gegründet, eine solche zu London ins Leben gerufen wurde (1345), indem König Eduard dem Apotheker Coursus de Gangeland dazu die Befugnis erteilte, wogegen Paris mit seiner berühmten Universität erst 1484 eine Apotheke erhielt.

In Schweden geschah die Einrichtung einer solchen erst 1547, indem König Gustav Erikson in einem Schreiben an Doktor Johann Audelius zu Lübeck diesen beauftragte, ihm einen erfahrenen Physikus und einen guten Apotheker zu verschaffen. Sodann gebot der König seinem deutschen Leibarzt Heinrich v. Diest, dafür zu sorgen, daß erfahrene Apotheker ins Land gezogen würden. So finden wir im Jahre 1560 in der schwedischen Hauptstadt Stockholm den ersten Apotheker, Meister Lukas, und 1575 in Anton Busenius den ersten Hofapotheker.

Die fürstlichen Hofapotheken gingen aus den Stadtapotheken hervor; sie entstanden später und verdankten ihre Entstehung nicht selten edlen Fürstinnen. Unter andern gründete die Gemahlin des vielgeprüften Herzogs Christoph von Württemberg in ihrem Schlosse eine Hofapotheke (1558), aus welcher die Armen unentgeltlich Arznei erhielten. Zwei Jahre später errichtete die Gemahlin Philipps II. von Grubenhagen gleichfalls eine Hofapotheke, die sie nicht allein „ihrentwegen oder ihres Hofvolkes halber, sondern auch umb der frembden und heimischen armen, gebrechlichen Leute willent, anwenden thut, und nicht umb eigenen nutz und gewinnst, sondern umb Gottes willen umbsunst". Auch die durch ihre große Einfachheit und Wohlthätigkeit bekannte Witwe des edlen Markgrafen Johann von Küstrin ließ im Jahre 1572 in der markgräflichen Residenz Krossen von ihrem Leibarzte Wigand eine Hofapotheke errichten, welche die Markgräfin bei ihrem Tode 1574 dem Magistrat als Stadtapotheke vermachte.

Der große Arzt Theophrastus Paracelsus, der 1528—29 als Professor in Basel wirkte, dabei aber auch als Stadtarzt die Praxis betrieb, stellte beim Magistrat den nachdrücklichen Antrag, die Apotheken einer Untersuchung zu unterwerfen, zumal er entdeckte, daß die Aerzte aus niederem Egoismus mit den Apothekern unter einer Decke steckten, denn wie er schreibt: „es sich viel ergiebt, daß Doctor und Apotheker part und geding spielen und ungebürlichen Preis fordern“. Der Magistrat folgte dem Rate und ließ die Apotheken, wie auch die Rezepte der Aerzte einer genauen Prüfung unterwerfen, und sodann eine Medizinaltaxe nach der Frankfurter (a .M.) und der durch den Stadtarzt Lose 1462 ausgearbeiteten Apothekertaxe feststellen. Paracelsus hatte sich mit seiner Reform jedoch das Leben in Basel vergällt, denn seine Amtskollegen und die Apotheker setzten ihm dermaßen zu, daß er entwich.

Unter den damaligen medizinischen Heilmitteln spielten Laxativa, Opiata, Theriaki, Mitridat, Aquavit und Latwerge die größte Rolle. Wir verstehen darunter Purgiermittel, Opiumpillen, Pillen wider die Pestilenz, desgleichen gegen Vergiftung, den vielgerühmten Theriak, ein Gemisch von allen möglichen Stoffen, die wir, sowie deren Zusammensetzung nicht mehr kennen, sodann wunderlicherweise auch Branntwein, damals unter dem Namen „gebranntes Wasser“ bekannt, das jedoch mit aromatischen Zuthaten versetzt war. Namentlich waren es Theriak und das gebrannte Lebenswasser, die als Universalmittel für alle möglichen Gebrechen und Schäden angesehen wurden. So lesen wir es in Doktor Michael Schricks Buch „Vom gepranntten Wasser“, Augsburg 1584: „Der geprannt Weyn ist guot für's raißen in den glidern, die damit zu bestraichen. Wer heyser sei, bestraiche sich umb den Halß undt trinke ein teil drey Morgen nüchtern, undt wer alle morgen trinket eyn halben Löffel voll, ist es guot gegen Husten, Kopfschmerz, gegen den Wurm, so auch gegen Schleimung des Magens undt Verstopfung der Adern undt am stuhl“ u. s. w. Ein echtes Aquavit zu bereiten, wurde aber von den Destillatoren sehr geheim gehalten, weil — wie der Herr Doktor sehr naiv bemerkt — „so viele danach liefen“.

Seit jenen „glücklichen“ Zeiten, da der Branntwein oder der Schnaps noch als Medizin galt und nur in der Weise gebraucht wurde, ist das Getränk durch die menschliche Leidenschaft und die Entstehung der Branntweinbrennereien immer mehr zum „Palliativmittel wider die Sorgen des Lebens“ geworden, hat aber trotzdem noch keinem geholfen. Jedenfalls ist diese „Entwicklung“ keine der Großthaten unserer Kultur.

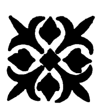
Durch die Kreuzzüge war auf dem Felde der Arznei- und Apothekerkunst ein erheblicher Fortschritt angebahnt worden, indem dorthin mitverschlagene deutsche, französische und italienische Aerzte im Morgenlande manche Krankheiten, sowie bedeutsame Arzneimittel kennen lernten, die man damals im Abendlande nicht kannte. Viele Arzneistoffe wurden seitdem aus dem Orient bezogen, welche, durch Venediger Kaufleute importiert, in der Medizin eine schnelle Verbreitung fanden. Ein zweiter bedeutsamer Umschlag zum Besseren trat in der Heilmittelkunde nach der Entdeckung Amerikas ein, da die neue Welt wiederum neue Heilmittel herbeiführte, zunächst ein sehr wichtiges, nämlich die Fieber- oder Chinarinde, ferner Quassia, Sassafras u. a. m.

Allein, es ist ein trostloses Kapitel, auf diesem Kulturfelde die Spuren noch weiter zu verfolgen, es kam ein langer Zeitraum, während dessen in keiner

anderen Berufswissenschaft und Kunst eine derartige Verkennung und Unkenntnis, ein solch gewissenloses Schwindeltum vorherrschten wie in der Heilkunst und medizinischen Behandlung. Das siebenzehnte Jahrhundert bildet in der Doktor- und Apothekerkunst die Zeit der wuchernden Unkräuter, die Zeit der größten Entartung, in der das Volk durch die langen Kriege in Roheit und Stumpfsinn versank und Charlatanerie und Quacksalberei jede ärztliche und medizinische Wissenschaft fast zu Tode drückten.

Erst das neunzehnte Jahrhundert führte auch auf diesem Gebiete die Wandlung zum Besseren herbei.

G. Terburg-Arminius.



Kunstgewerbe und moderner Geschmack.

Statt allgemein theoretisierend vom modernen Kunstgewerbe zu reden, scheint es instruktiver und auch mehr im Sinne dieser auf praktische Lebenswerte ausgehenden Bewegung, am Objekt zu demonstrieren. Ich arrangiere also in den gastlichen Hallen des Türmers eine Ausstellung moderner dekorativer Arbeiten, teile sie in Einzelressorts, in Abteilungen für Möbel, für Teppiche und Textilwaren, für Porzellan und Steingut, für Schmuck und gehe dann gemächlich mit dem werten Leser durch diese Provinzen, verweile hier und da bei einem charakteristischen Stück und versuche kurz anzudeuten, worin seine Wesenheit liegt und was sein Künstler damit auszudrücken wünschte. Es wird sich bei dieser Führung um ein ruhiges Charakterisieren und Erklären handeln, nicht um begeistert-enthusiastisches Lobsingen; gerade der, der es mit dem Neuen gut meint, muß streng und unnachsichtlich scheiden. Heute giebt es schon neben den sachlich und mit künstlerischem Gewissen sich Bemühenden eine „Neue Richtung“, eine Afterkunst, die sich unter dem Greuelnamen „Stil Sezession“ oder „Jugendstil“ auf den Markt drängt und glaubt, die Modernität läge in wahllos angebrachten Schnörkeln, in schwindsüchtigen Lilien, in der violetten Farbe, in der Extremität um jeden Preis. Der Blick des Publikums wird dadurch verwirrt, die mißverstanden entworfenen Stücke erzeugen neue Mißverständnisse; nach rein äußerlichen Kennzeichen, den Schnörkeln oder Lilien wird die „Modernität“ bestimmt, während gerade die wirklich ernst zu nehmenden Modernen von der Aeußerlichkeit des Schmückens sich frei machen wollen und ihr Ziel darin sehen, daß ihre Objekte durch ihre Gesamtkomposition, durch Material, durch konstruktiven, aus Stoff und dem Gebrauchszweck sich ergebenden Aufbau sinnvoll organisch und darum auch ästhetisch befriedigend wirken. Von der äußerlichen Dekoration zu einer ausgeglichenen Harmonie aller Teile, zu einer Schönheit, die aus dem inneren Wesen jedes Dinges sich bestimmt, das ist das Prinzip. Und hinzu kommt noch, daß dies Prinzip nicht nur auf Hauptstücke, sondern auf den kleinsten Gegenstand



des Haushaltes angewendet werden soll. Der Zukunftswunsch ist, daß wie in vergangenen guten Epochen auch in unserer Zeit jedes Gebrauchsgerät eine liebevolle Ausbildung erfahre.

Doch schon zu allgemein theoretisierend mag das Vorwort klingen, gehen wir also lieber gleich wirklich in medias res in unsere Phantasieausstellung. Zu den Möbeln wenden wir uns zuerst. Da wird dem aufmerksamen Beobachter, der in den „stilvollen" Renaissanceeinrichtungen der siebziger Jahre aufgewachsen ist, sogleich die Abwesenheit der Ornamente auffallen, der Muschelaufsätze, der Kugelbekrönungen, der aufgeleimten Zierfüllungen. Ein strengerer sachlicher Sinn erkannte, daß die Schönheit dieser en masse hergestellten Schablonenornamente, die jene edlen, echten Renaissancearbeiten in kleine Münze umsetzten und verflachten, etwas sehr Minderwertiges war. Die logisch-gesetzmäßige Reaktion gegen solch äußerliches Ausschmücken in Bausch und Bogen ergab eine Richtung, die das Konstruktive betonte. Beispiele hierfür lieferte die englische Möbelkunst, die in der Tradition des Landhauses immer eine Vorliebe für schlichte rustikale Wirkungen gehabt hatte.

Jetzt verschmähte man den auffrisierten Besatz und suchte ein Möbel durch sich selbst schön zu machen. Man erkannte, daß die Maserung eines Holzes an sich schon schmückend wirkt. Man hob die Maserung durch Beizen. Grün behandelte Eiche, grau schimmerndes Ahorn gab künstlerische Farbenwirkung. Man baute die Möbel so, daß sich in ihren Formen deutlich und klar ihr Gefüge aussprach. Den Teilen sah man ihre Funktionen an. Die Seitenstützen drückten durch das Auf- und Abschwellen ihres Umfangs ihren Beruf des Tragens aus. Hauptwert wurde auf die Proportionen gelegt. Ein Stuhl sollte nicht nur fest und bequem sein, er sollte auch durch seinen äußeren Eindruck, durch die Art, wie seine Beine den Sitz tragen, wie die Lehne sich biegt, dem Auge seine Eigenschaft überzeugend machen. Alles Detail wurde mit besonderer Liebe behandelt. Vor allem die Beschläge. Die nach echten Treib- und Ziselierarbeiten gestanzten und in flauer Maschinenpressung nachgemachten Thür- und Schlüssellochschilder erkannte man als verwerfliches Surrogat. Wer nicht wirkliche Treibarbeit haben kann, soll nicht mit Talmi den Eindruck erwecken. Statt mit Maschinenprodukten individuelle Handarbeiten zu imitieren, ist es richtiger und ehrlicher, aus den Bedingungen der Maschinen heraus etwas zu entwerfen. Nun machte man glatte Beschläge, mit einfachen aber in der Linienführung hübschen Ausschnitten aus poliertem Kupfer und Messing.

Etwas Puritanisches, vielleicht sogar etwas Nüchternes haftet dieser rein konstruktiven Möbelarchitektur an, die am konsequentesten von van de Velde, dem Belgier, vertreten wird.

Die „Münchener vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk", deren vorzüglichste Möbelkünstler Riemer-Schmidt und Pankok sind, haben mit Glück, ohne von Belgien abhängig zu werden, Möbel, vor allem Stühle und Sofas geschaffen, die scheinbar ganz einfach und doch mit überaus künstlerischem Sinn in dem lebendigen, rhythmischen Fluß aller Linien sich zeigen. Als Organismus erscheint solch Stück, in dem nichts zufällig oder willkürlich ist, sondern eins durch das andere bedingt; die Illusion natürlichen Wachstums wird wachgerufen, und man denkt an die Verse: „Und nach dem Takte reget und nach dem Maß beweget sich alles an ihm fort".

Es wird dabei keine Prinzipienreiterei getrieben und die künstlerische Freiheit nicht beschränkt. Nach den Zeiten absoluter Schmucklosigkeit, der notwendigen Reaktion gegen die Periode der Ueberladenheit, regen sich jetzt wieder reichere Wünsche. Die Wiener und die Darmstädter bevorzugen Einlagearbeiten, gemischte Hölzer, Metallintarsien, auch geschnitzte Ornamente. Solche Stücke, die gegen den schlichten Realismus der Anfänge eine phantastischere Tendenz setzen, muß man immer daraufhin ansehen, ob der angewandte Schmuck dem Möbel dienstbar gemacht ist, ob er in logischem Verhältnis zu seinem Material steht, ob er innere Notwendigkeit hat, ob das Ornament deshalb angewendet ist, um eine für die Konstruktion wichtige Stelle für das Auge stärker zu betonen. Findet man das bestätigt, so wird ein Stück Befriedigung erregen, es wird richtig und echt wirken.

Nach den Möbeln sehen wir uns unter den Teppichen um. Hier ist wirklich von Grund aus neu und gut geschaffen worden. Wir sehen ausgebreitet die Teppiche Eckmanns, des leider am 11. Juni verstorbenen, der den Deutschen so farbenschöne Flächen geschaffen hat, daß das Monopol der Orientteppiche (natürlich nur der neuen) dadurch erschüttert ist. Auf weichem, moosigem grünen Grunde ziehen sich mattblaue Ringe wie Wasserkreise. Tiefdunkles, warmes Rot wird streifig und tupfig schattiert wie das Fell eines edlen Tieres. In dunklem Untergrunde sind stilisierte Blatt- und Blumenmuster als Bordüre eingebettet und umrahmen den einfarbigen, mattleuchtenden Fond. Diese Teppiche bestechen durch den delikaten Farbensinn, wesentlich ist an ihnen, daß nie eine Farbe scharf und hart neben der anderen steht, vielmehr gehen alle koloristischen Nuancen weich ineinander über, ein Gleiten und schimmerndes Ineinanderspielen, ein symphonisches Zusammenklingen genießt das Auge. Und außer diesem ästhetischen Reiz haben sie das, was das Wichtigste im modernen Kunstgewerbe ist: sie sind aus der sicheren und klaren Erkenntnis vom Wesen des Teppichs hervorgegangen. Ein Teppich ist eine Fläche, ein weicher Boden, auf dem man geht, auf den man Möbel stellt. Es ist also schief und stillos, wenn man auf dieser Fläche (wie es die siebziger Jahre liebten) plastische Wirkungen anbringt, Rosenbouquets, Rondels mit Rosen und Springbrunnen, Löwen auf Bettvorlegern, ebenso schief, als wenn man auf einem Sitzkissen einen möglichst naturgetreuen Papagei stickt oder eine Vase mit Veilchen. Flächen müssen als Flächen behandelt und dekoriert werden; will man Blumendekor, so ist nicht illusionistische Naturtreue die Hauptsache, sondern in ein Flachmuster muß man das Vorbild umstilisieren. Solche simplen und doch vergessenen Wahrheiten sind jetzt neu erkannt worden, und darin liegt das Ehrliche und Gesunde im modernen Kunstgewerbe.

Auch für die Tapeten gelten diese Sätze. Eckmann hat ihnen gleichfalls künstlerische Mühe zugewendet. Und wie die Teppiche sind auch die Tapeten von der Industrie aufgenommen und verdrängen falsches, mißverstandenes Scheinwesen. Auch bei ihnen wird vom Wesen der Sache ausgegangen. Was ist die Tapete? Sie ist Wandbekleidung, farbige Fläche, die als Hintergrund für Bilder dient. Dieser Hintergrundcharakter bestimmt den Entwurf. Alles Bestreben, die Tapete selbst zum Bilde zu stempeln, perspektivische Illusionen mit Weinlauben, Füllhörnern, Früchten, Sträußen zu machen, scheint verkehrt, ebenso wie harte und bunte Farbenmischungen. Diskret abgetönte Flächen mit sparsamem Dekor

entsprechen am besten der Bestimmung, den Raum geschlossen und ruhig zu gestalten und die farbigen Holz- und matten Goldrahmen der Bilder sich abheben zu lassen.

In Zusammenhang mit diesen Tapeten sieht man sich am besten gleich die Rahmen an. Auch hier ein entschiedener Fortschritt. Wie bei den Möbeln hat sich auch bei ihnen die Erkenntnis einer einfachen Schönheit durchgesetzt. Ganz glatte, schlichte Leisten macht man um Lithographien, um Gravüren, und freut sich an dem Reiz, den das Material bietet, das Mahagoni mit seinen warmen roten Schattierungen, die Eiche mit ihren markigen, von der Natur gezogenen Maserungsrunen, das Vogelaugenahorn mit seinem graziösen Tupfenspiel. Statt der unruhigen Reliefprofile wird die wuchtige Kehlung bevorzugt. Neben den einfachen Holzrahmen wird auch der reichere, prunkvoller wirkende nicht verschmäht. Nur sucht man das nicht mehr in prahlerisch gleißenden, massigen Goldrahmen, sondern man besinnt sich auf den erlesenen Geschmack, den man an alten Galerierahmen bewundert. Nach ihrem Vorbild macht man jetzt Leisten mit Flachornament. Das Holz wird altvergoldet in rauchigen Tönen und die Vertiefungen rot oder blau ausgerieben. Das ergiebt sehr aparte Farbenstimmung, in solchem Rahmen eine Böcklingravüre gefaßt und auf tiefroten Wandhintergrund gehängt, das klingt.

Eine fast verwirrende Fülle von Farben und Formen empfängt uns, wenn wir in die Musterkollektionen moderner Keramik hineinblicken. Die Töpferei ist wieder zu Ansehen gekommen. Der zureichende Grund ist leicht zu finden. Die Einfachheits- und Natürlichkeitstendenzen der Bewegung führten zu ihr. Das rauhe, in seiner Oberfläche körnigere Steingut mit seinem rustikalen Charakter wurde dem glatten Porzellan vorgezogen. Das Steingut kam auch einer anderen Neigung sehr entgegen. Aus der Betrachtung des Holzes erinnern wir uns, wie man das Maserungsspiel, das Geäder als Schmuck, als ein echtes Ornament aus der Hand der Natur empfand. Solche rein natürlichen Zierwirkungen liebte man über alles und erfrischte sich an ihnen, nachdem man die Jahre vorher sich an den ornamentalen Motiven, die aus Stil- und Mustervorlagen vergangener Zeiten papieren und temperamentlos, meistens auch mißverstanden durchgepaust wurden, einen Ueberdruß gesehen hatte. Beim Steingut konnte man nun die natürlichen Zufallswirkungen der überlaufenen Glasuren, der verschiedenen Lustreeffekte recht auskosten. Jedes Gefäß geriet anders, und in changierenden Tönen, in Abschattierungen, in metallischen Reflexen gab es unerhörte Vielseitigkeit. Das Vergnügen an der unerschöpflichen Möglichkeit koloristischer Mischungen wurde durch solche Gefäße erweckt. Geschmacksichere und technisch raffinierte Künstler erwuchsen. Während früher die französische Keramik mit Bigot und Dalpeyrat den Markt beherrschte, trat jetzt die deutsche charakteristisch und persönlich auf. Die Familie von Heider, der Altonaer Mutz, Theo. Schmutz-Baudiß, der Karlsruher Läuger bethätigen sich in allen Zweigen der Keramik, auch plastische Motive werden in Dekor angewendet, farbiges Reliefzierat; alle möglichen Formen sieht man: Kacheln und Fliesen für Oefen, Wandbrunnen, Schalen, Blumenvasen, Leuchter, Teller, Salz- und Pfeffermenagen, Waschservice, und sie alle bedeuten, ob nun im einzelnen mehr oder minder gelungen, jedenfalls einen Fortschritt gegen die Banalität der lieblos und nur geschäftsmäßig angefertigten Massenware.

Das Porzellan blieb von dieser Regeneration nicht ausgeschlossen. Lange Zeit hatten unsere königlichen Manufakturen, Meißen und Berlin, sich begnügt,



die alten Rokokomuster bis zur Bewußtlosigkeit immer wieder nachzumachen. So großen Charme nun aber auch eine Figurine aus Vieux Saxe aus alter Zeit haben kann, so hohl und nichtssagend scheint es, wenn für die Menschen der Gegenwart fortdauernd die Schäfergruppen, das Spielzeug jener galanten Epochen, neu aufgebacken werden und ihnen dieselben blumigen, goldgeränderten, geschweiften Service vorgesetzt werden, aus denen die à la mode-Herren und -Damen in Seidenhöschen und Reifrock speisten. Darum hatte die Porzellanmanufaktur, die ganz andere Wege einschlug, den Erfolg für sich, das war Kopenhagen. In kluger Erkenntnis wählte sie statt Zierlichkeit und Koketterie Einfachheit, Materialwirkung, diskrete Tönung, natürliche Muster für den Dekor. Und als Lehrer nahmen sie sich die größten künstlerischen Naturverwerter und Ummünzer, die Japaner. Ihnen sahen sie die glückliche Leichtigkeit ab, ein einfaches Motiv, einen Blütenzweig, ein Blumenbüschel so hinzusetzen, daß damit eine ganze Fläche belebt wird in selbstverständlicher freier Natürlichkeit. Es wird nicht emsig alles dicht bemalt, der Reiz freier Flächen, auf deren milchigschimmernden Haut das Licht spielt, wird voll ausgenutzt. Sèvre erkannte das Glückliche und Zeitgemäße der Art zuerst und wandte sich vom Kopieren des Historischen zu solchen nach Farbendelikatesse strebenden Wirkungen. Auch Meißen hat sich erneut.

Schließlich folgte auch Berlin, das noch auf der Pariser Weltausstellung sehr rückständig mit seinem Porzellan befunden ward. Die Manufaktur hat jetzt einen modernen Keramiker, den schon genannten Schmutz-Baudiß, sich gewonnen. Japan und Kopenhagen sind auch seine Vorbilder. Er macht sie aber nicht nach, er hat nur seinen Geschmack an ihnen erzogen. Er verfügt über ein fein gestimmtes Farbengefühl und seine Formen sind stets originell.

Will man zu seinen Servicen die entsprechenden persönlichen Gläser sehen, so muß man sich an Peter Behrens wenden. Er hat die einfachsten und in ihrer Form gelungensten Weingläser gemacht. Weiß natürlich, denn die einzig logische Farbe giebt erst der Inhalt dem Glas. Ihre Schmuckwirkung beruht auf dem Eindruck des ganz organischen Wachstums. Die Teile wirken nicht aneinandergesetzt, sondern einer scheint sich ganz selbstverständlich aus dem andern zu ergeben, wie eine Blume sich in all ihren Teilen auswächst. Die runde Fußfläche des Glases schwillt nach ihrem Mittelpunkt zu an und sendet den Stengel aus, der wiederum in sanfter An- und Abschwellung aufsteigt und seine Wandung erweiternd zum Kelch ausbreitet. Beim Burgunder- und Rotweinglas sind die Verhältnisse kurz, gedrungen, stämmig, bei den Mosel- und Rheinweingläsern schlank, beim Sektkelch hoch und zierlich wie ein Fontänenstrahl.

An diesen Gläsern kann man wieder gut das exemplifizieren, was der moderne Geschmack bevorzugt, Emanzipierung von allem sekundären, auf- und angesetzten Schmuckwerk, Proportionsschönheit, reine Materialwirkung und die entschiedene Vorliebe für den Eindruck lebendig-organischen Wachstums. Je weniger künstlich und mühsam ein Ding wirkt, je mehr es wie ein Naturprodukt entwickelt erscheint, desto mehr wird es Beifall finden.

Ein guter Gedanke war es daher, daß der Naturforscher Haeckel ein Werk herausgab, in dem er aus der Meerestiefe allerlei Gebilde in farbigen Vorlagen zeigte, die wie Kunstgewerbe der Natur wirkten und sehr anregend zur Schaffung neuer Ornamente sich erwiesen. Durch nichts wird der Unterschied zweier Epochen stärker gekennzeichnet, als dadurch, daß auf dem Tisch des Musterzeichners der

siebziger Jahre Hirths „Formenschatz der deutschen Renaissance“ lag und auf dem unserer Tage die „Kunstformen der Natur“ von einem Naturforscher herausgegeben. Ein unerschöpflich reicher Brunnen ist damit geöffnet worden. Weniger aber, als Haeckel es meint, werden die monströsen und barocken Architekturen unterseeischer Welten es sein, die die fruchtbarste Neubelebung der Formensprache bringen, als die viel näher liegende Umwelt in Wäldern und Wiesen.

August Endell, ein feiner und minutiöser Schauer, hat darauf hingewiesen, wie die Rinde eines Baumes mit ihrer rissigen Aederung, ihrer graugrünen Patinierung dekoratives Vorbild sein kann, nicht etwa so, daß man nun vielleicht mit Leder künstliche Baumrinde nachmacht, aber so, daß man so reizvoll willkürliches Spiel verschlungener Linien komponiert und daß man für die farbige Nuancierung diese natürlichen, durch Luft und Wetter so harmonisch zu einander abgesetzten Töne sich vorbildlich sein läßt. Solche Baumstammleder entsprechen dem natürlichen Geschmack mehr als etwa ein auf gepunztem Leder geschnittener Landsknecht.

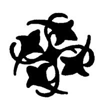
Den „Kunstformen der Natur“ begegnet man nun in allen Provinzen des Kunstgewerbes. Die Tiffanygläser spielen mit den Reizen edler Mineralien, amethysten, smaragden, saphiren erscheinen sie; Pfauenfederdekor nehmen sie an, ja mikroskopisch-anatomischer Anregung folgen sie. Man braucht sich nur das mattgelbe Glas anzusehen, das von feinzackigem, krausversponnenem Geäder umzogen wird und offenbar vom Blutumlauf seine Motive gelernt hat. Das flutende Changeant der Muschelfarben begegnet man auf den opalisierenden und irisierenden Glasschalen für Beleuchtungskörper; das eigentümlich schimmernde Grau der Austernfarbe erkennt man in den Glasfenstern Tiffanys wieder, wo es in wirkungsstarken Gegensatz zu den türkis- und malachitfarbigen Glasschichten tritt.

Die Abtönung der Schlangen- und Eidechsenhäute mit ihren überraschenden, nie konventionellen, immer kühnen und doch stets harmonisch zusammenklingenden Effekten hat für Stoffeinfärbung manche Idee gewiesen. Bemerkenswert ist auch, daß in einem Berliner dekorativen Salon, bei Keller und Reiner, einmal eine Ausstellung von Schmetterlingen war, nicht aus naturgeschichtlichem Interesse, sondern als Farbenschau. Im Aquarium zu Neapel sah ich andere dekorative Tiere, die Muränen: Fische wie breite, flache Bänder, sammtig grau mit schwarzgelbem Streifenwerk. Sehr erinnerte Farbenmischung und Streifbandmotiv an manche holländisch-javanische Stoffe, die Battiks, die in einem uralten Imprägnierverfahren eine Tönung erhalten von völlig organischer, wie aus einer lebendigen Haut erzeugten Intensität.

Auch der Schmuck hat sich vom Vorbilderatlas wieder der Natur zugewendet. Der erste, der in Deutschland dem konventionellen Juweliergeschmack, der Anhäufung von Kostbarkeiten, den prunkvollen Steinsammlungen, mit persönlich-künstlerischem Temperament entgegentrat, war der Radierer Hirzel. Er wagte es, Schmuck ganz ohne Steine zu machen, nicht durch den hohen Marktwert zu wirken, sondern durch den Entwurf. Pflanzenmotive bildete er in mattgetöntem Golde nach: schwanke Zweige mit Blütendolden, Schwertblätter, Aehrenbüschel. Nicht naturalistische Nachahmungen waren das, sondern in der Art von Vignettenmotiven stimmte er diese Brochen, er rahmte sie in schöngezogenen Goldlinien, ähnlich den mit Blatt- und Blütenwerk geschmückten Randleisten seiner Radierungen.

Diese schlichtere Richtung im Schmuck ist jetzt (das Wesen des Schmucks drängt danach) längst durch eine schwelgerische, phantastische abgelöst. Ihr Meister ist der französische Magier Lalique, der durch seine fabelhaften Gesamtvitrinen auf der Weltausstellung verblüffte. Die Farbe (durch Email und Edelsteine vertreten) hat auch hier gesiegt. Aber nicht jener barbarische Gesichtspunkt, Steine anzuhäufen, um einen hohen Taxwert zu erzielen, ist wieder aufgetaucht, nur das Gesetz künstlerischer Komposition gilt. Die Steine werden nicht genommen, weil sie kostbar sind, sondern weil sie koloristische Nuancen geben; Lalique bevorzugt auch keineswegs nur die anerkannten Edelsteine, er wählt, wenn sie seinen Zwecken dienen, auch Halbedelsteine, sehr gern benutzt er die launischen Einfälle der Natur, die Spielarten der Barokperlen, die oft so seltsam und interessant gestaltet sind.

Aus scheinbaren Fehlern sogar werden dekorative Nuancen gewonnen. So giebt es längliche Türkisen mit Rissen, die mit Gold ausgefüllt, gewissermaßen plombiert werden und dadurch amulettartig mit seltsamen Charakteren beschrieben erscheinen. Morawe, ein deutscher Schmuckkünstler, hat sie mit Glück verwendet. So sieht man, wie auch die reichere und phantastischere Schmuckrichtung gern zu ihren Motiven natürlich Gegebenes benutzt und künstlerisch ausmünzt. Darin liegt der gesunde Kern der Bewegung. **Felix Poppenberg.**



Stimmen des In- und Auslandes.

Die Dichter und die Berge.

„Warum hat die Erhabenheit der Hochgebirgswelt jahrtausendelang zu den Dichtern der Vorzeit nicht gesprochen? Und wenn schon, warum haben Jahrtausende hindurch die Dichter nicht von ihr gesprochen?“ Diese Frage warf Karl Strecker in der „Täglichen Rundschau“ auf. Und er konnte den Nachweis führen, daß dies thatsächlich bis in die neuere Zeit hinein nicht geschehen ist. Er sieht sogar erst in Jean Jacques Rousseau den Dichter, der „das verlorene Paradies der Hochgebirgswelt den Kulturmenschen vornehmlich erschloß“. Im 23. Briefe der „Héloïse“ erzählt dieser von den Eindrücken einer Bergwanderung in den Walliser Alpen. „Sein Versuch, sich lediglich seinen Träumereien zu überlassen, wird durch den Wechsel immer neuer unerwarteter Naturschauspiele vereitelt; er fühlt auf dieser Wanderung, wie die Ruhe wieder in seine Seele einzieht. Mit Mißachtung gedenkt er seiner Philosophie, die nicht einmal so viel Einfluß auf seine Seele hat, wie eine ‚Reihenfolge lebloser Gegenstände‘. Er gelangt zu der Wahrnehmung, daß man dort, wo die Luft rein und dünn ist, freier atmet und sich körperlich leichter, geistig fröhlicher fühlt, daß die Gedanken einen Anflug von Größe und Erhabenheit annehmen, daß sie mit den Gegenständen, über die unser Blick schweift, in Einklang kommen und ruhige

Freude atmen. ‚Es scheint, als ob man, sobald man sich über die Wohnstätten der Sterblichen erhebt, alle niederen irdischen Gefühle zurückläßt, und als ob die Seele, je mehr man sich den ätherischen Regionen nähert, etwas von ihrer sich stets gleich bleibenden Reinheit annimmt. Es bemächtigt sich unser eine ernste Stimmung, ohne daß sie in Wehmut ausartet; ein Gefühl des Friedens, das jedoch von jeder weichlichen Schlaffheit frei ist, überkommt uns, wir sind unseres Daseins froh, froh zu denken und zu fühlen. Ich bezweifle, daß irgend eine heftige Gemütsbewegung, irgend welche hypochondrischen Zufälle bei einem solchen Klima anhalten können, und ich bin erstaunt, daß man noch nicht in Luftbädern in der reinen und so wohlthätig wirkenden Gebirgsluft eines der vorzüglichsten Heilmittel gegen körperliche wie geistige Leiden erkannt hat.‘ — Mußte das nicht zünden in einer Zeit, da man noch für das Schwärmerische ein weiteres Herz hatte als heute, in einem Werk, das alsbald Gemeingut der geistig sehenden Welt wurde?" — Du Bois-Reymond freilich hat behauptet, daß die Schönheit der Gebirgswelt den Menschen schon durch Petrarca aufgegangen wäre, der gleich Dante bereits ein wenig „gekraxelt" ist. In einem seiner Sonette besingt Petrarca allerdings schon die Schönheit der Aussicht von einem hohen Berge, und das ist etwas so völlig Neues, daß der berümte Naturforscher in seiner Vorliebe für paradoxe Wendungen von dieser Beschreibung sogar das Ende des Mittelalters und den Anfang der neuen Zeit datierte. Noch Dante fand nur Klänge für die Schrecken der Gebirgswelt auf seinen Saiten, für deren Schönheiten nicht.

Aehnlich die Alten, sofern sie überhaupt der Berge Erwähnung thun. Bei Homer und Hesiod, Euripides und Sophokles, Anakreon und Sappho finden sich so treffliche Naturschilderungen, daß man wahrhaftig nicht sagen kann, diese Alten wären unempfänglich gewesen für Schönheit und Größe der Natur. Aber das Gebirge haben sie nicht besungen.

„Alkman, das Haupt der dorischen Dichterschule († etwa 640 v. Chr.), singt zwar einmal:

> Es schlummern der Berge Gipfel,
> Die Schluchten und Hügel zumal —,

und ähnliche Stellen wird man in anderen Dichtungen der Antike hie und da mühsam auflesen können, aber sie sind selten und niemals bedeuten sie mehr als eine Erwähnung des Gebirges."

Nicht anders als bei den Griechen ist es bei den Römern. „Das tiefe und feine Naturempfinden, das sich bei Vergil, Ovid, Horaz mit Vorliebe in idyllischer Art und Melodie äußert, findet an den hohen Berglehnen kein Echo, und Lukrez scheint in seinem Lehrgedicht ‚De rerum natura‘ das Gebirge vor Bergen nicht gesehen zu haben." Cicero schildert die italienische Natur manchmal nicht übel, aber das Gebirge nie; wie auch Cäsar „trotz seiner wiederholten Reisen über die Alpen in seinen Schriften nicht ein einziges Mal ihrer Natur bewundernd erwähnt". Silius Italicus dagegen († 101 v. Chr.) schildert wohl die Alpengegend, aber als eine schreckenvolle Einöde. Möglich, meint Strecker, daß hierin die Erklärung der verwunderlichen Thatsache liegt: „Den Römern waren die rauhen Berge eine Gegend des Schreckens, wo die Barbaren wohnen — im Gegensatz zu der unendlichen Lieblichkeit ihrer gärtenreichen Heimat, erkennen sie nur die eine Seite der Alpenwelt: das Furchtbare, Starre, Oede, Schreckliche. Noch erscheint heute südlichen Völkern, Italienern, Spaniern, die an

weichere Linien der Natur, an lachendere Formen und Farben gewöhnt sind, das Gewaltige des Hochgebirges ungeheuer und grauenhaft, sein Ernst bedrückend, seine Wildheit entsetzlich.“ Nur auf gekrönte Häupter scheint die Majestät der Gebirgsnatur auch schon im Altertum nicht abstoßend gewirkt zu haben: „Man weiß von dem Macedonierkönig Philipp III., daß er den Hämus, von Hadrian, daß er den Berg Casius in Syrien erstieg, um den Sonnenaufgang von da zu erleben.“

Von mittelalterlichen Dichtern ist am verwunderlichsten in dieser Beziehung Walther von der Vogelweide, der doch ein Sohn der Alpen war: „Es will uns schier unbegreiflich scheinen, daß in dem großen Sänger die erhabene Umgebung seiner Knabenwelt: die majestätische Schönheit der trotzigen Dolomitenwände am Eingang des Grödener Thales niemals später in der Erinnerung aufwachte und zum Gesange drängte.“

In der Neuzeit warnte noch ein Chateaubriand eindringlich vor der Flucht in die Berge. Aber da hatte schon Rousseau sein Naturevangelium gepredigt, das „begeistert die Menschheit zu den Höhen rief, in reinere Lüfte hinauf“. Und daß ein Umschwung im Naturempfinden des gebildeten Europas sich damals vollzog, beweist der Landsmann Rousseaus, der Genfer Naturforscher Horace Benedict de Saussure, der Begründer der modernen Alpenforschung, der als erster (1787) den Montblanc bestieg, beweist des fernern der Berner Dichter Albrecht von Haller, der schon viel früher, 1728, mit seinem Freunde Joh. Geßner einen Ausflug in die Alpen gemacht und dabei den Plan zu seinem großen Lehrgedicht „Die Alpen“ gefaßt hatte. Später bereiste er die Alpen alljährlich, freilich mehr zu wissenschaftlichen, namentlich botanischen Sammelzwecken. Nun geht’s mit Riesenschritten vorwärts in der Wertschätzung der Hochgebirgswelt seitens unserer Dichter: Matthisson, Schiller, Goethe, Uhland, Heine, Platen, Kleist, Grabbe, Lenau, sie alle, und die neueren und neuesten vollends, haben der Schönheit der Berge ihren dichterischen Tribut gezollt. Aber während auf den jungen Arthur Schopenhauer der Anblick des Montblanc wie eine Offenbarung wirkte und dieser Eindruck auf die in ihm schlummernde Gedankenwelt Einfluß behielt, vermochte der alte Goethe noch jener „vorrousseauschen“ Stimmung rückerinnernd nachzugehen. Denn er sagte zu Eckermann: „Die Schweiz machte anfänglich auf mich so großen Eindruck, daß ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erst bei wiederholtem Aufenthalt, in späteren Jahren, wo ich die Gebirge bloß in mineralogischer Hinsicht betrachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befassen.“

Sollte aber in jenem Gefühl der überwältigenden Größe, ja des Schreckens, des Grauens die einzige Erklärung dafür zu suchen sein, daß die Dichter früherer Epochen von der Gebirgswelt schwiegen, daß erst die Dichter unserer Zeit, wie Byron sich ausdrückt, „Freundschaft mit den hohen Bergen schlossen“?

Einige weitere beachtenswerte Fingerzeige giebt P e t e r R o s e g g e r, der den Streckerschen Aufsatz in seinem „Heimgarten“ abgedruckt hatte und nun von mehreren Seiten befragt wurde, welchen poetischen Einfluß auf ihn, einen Sohn der Berge, das Gebirge gehabt, ob er es schon in früher Jugend besungen hätte oder nicht. „Die Antwort“, schreibt Rosegger, „ist kurz: Nein, damals habe ich die Berge nicht besungen.

„Mir war zwischen und auf den Bergen unwillkürlich und gedankenlos wohl, aber als Berge beachtete ich sie nicht, außer wenn sie mich schnaufen machten. Ein Naturkind hat mit dem zu viel zu schaffen, was auf den Bergen

wächst, als daß es auch noch den Hang hätte, über die Berge zu reflektieren. Ich hatte von diesen ungeheuren Wuchten, die immer vor meinen Augen standen, nur den einen mir halb bewußt gewordenen Eindruck: Die ewige Majestät Gottes! Und ich denke auch, daß bei Naturvölkern und ihren Poeten den Bergen gegenüber mehr die religiöse Stimmung vorherrscht als die künstlerische. Die Kunst hat sich stets lieber mit dem Anmutigen, Positiven befaßt, während das Gebirge rauh und wüst war, keine Lebensmittel, keine Freuden bot, nicht bestiegen werden konnte, nicht die Wege duldete, nicht die Sonne hervortreten ließ, also im gewissen Sinne eine Verneinung bedeutete. Wo das Volksleben mit den Bergen anband und ihnen etwas abrang, da wurden sie von der Volkspoesie auch sofort gestreift — doch nur die praktischen Seiten. Der Hirt besingt die grünen Matten, der Holzhauer den dunklen Wald, der Gemsjäger die schroffen Felsen. Die Schönheit an sich — und das dürfte wohl auch in anderen Bereichen so sein — entwickelt sich uns erst in der Gegensätzlichkeit. Dem Gebirgskinde wird's bekanntlich erst auf dem Flachlande bewußt, wie sehr er die Berge liebt. Ein Hauptgrund des heutigen Gebirgskultus: das Großstadtleben zeitigt die Naturfreude, die Ueberkultur sehnt sich nach dem rauhen Urleben der Berge.

„Wenn ein Goethe, der für alles Auge, Herz und Wort hatte, durch Tirol reist, ohne sonderlich der Berge zu achten, die sich ihm in den Weg stellen, die ihm tausend neue Erscheinungen bieten — so muß ich mich allerdings darüber wundern. Aber es stimmt mit dem, was ich mir vom Dichter überhaupt denke, nämlich, daß der Dichter unwillkürlich der Ausdruck des Gemüts- und Wunschlebens seiner Zeit ist, daß das in ihm zur Blüte und Reife kommt, was in tausend Zeitgenossen unbewußt keimt und gärt. Vor hundert Jahren ist das deutsche Volk von der Bergsehnsucht noch nicht beunruhigt, von der Bergfreude noch nicht beseligt worden — so hat auch sein größter Dichter die Naturschönheiten noch nicht so besungen, wie er es heute thun würde.

„Weiß Gott, welche Naturschönheiten die Sänger unserer Tage übersehen! Wird nicht einmal die Liebe und Leidenschaft für die Himmelserscheinungen erwachen? Für die Glocke des Firmaments mit ihren Sternen, denen wir mit unseren optischen Instrumenten so nahe kommen, für die Wolkenbildungen, die eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von Licht und Formen zeigen? Freilich kann das einzig nur geistig-sinnliche Genüsse geben, während das Gebirge auch dem Körper große Aufgaben stellt, der Gesundheit zum Heile wird und uns durch die leiblichen Anstrengungen von der Krankheit des Denkens befreit."

Einen bündigeren Erklärungsversuch finden wir in der Wochenschrift „Die Nation". Dort beschäftigt sich Justus Gaule mit dem Problem der „Bedeutung der Schönheit", und zufällig geht auch er von der Schönheit der Gebirgswelt aus. An der Schwelle des Alpenlandes wohnend, bemerkt er, daß die Ausbrüche des Entzückens über die Naturschönheit seiner Heimat von Jahr zu Jahr häufiger werden, „der Durst nach der Schönheit der Gebirgswelt wie das Genießen derselben sich immer mehr steigert". Und nicht bloß unter den Fremden, sondern auch unter den Bewohnern des Landes selbst. Das Verständnis für Naturschönheiten ist eine noch gar nicht alte Errungenschaft der fortschreitenden Kultur. Noch heute giebt es Völker, die von Naturschönheit in unserm Sinne keine Ahnung haben. Dr. Ranke hat in seinen Bemerkungen über die Sehschärfe bei südamerikanischen Indianern eine merkwürdige Beobachtung niedergelegt, die

er während seines mehrmonatlichen Aufenthaltes bei den Bakairi gemacht, einem Indianerstamme Südamerikas, der inmitten des Urwaldes noch so ganz im Naturzustande lebt, daß ihm bis vor wenigen Jahren noch das Eisen unbekannt war.

„Mit mir selbst ging", schildert Ranke, „im Verlauf der Reise eine Veränderung vor sich, die sich mir nach und nach sehr bemerklich machte. Ich war, als gebildeter Europäer, gewohnt, mich mit Genuß der Betrachtung landschaftlicher Schönheit hinzugeben. Als sich die Reise immer weiter in die Länge zog und damit die Heimkehr in immer weitere Ferne rückte, hätte ich viel darum gegeben, wenn ich mich mit der alten Genußfähigkeit an der Schönheit der landschaftlichen Bilder und Beleuchtungen hätte erbauen können. Oft setzte ich mich am selben Tage abends an das Ufer des Flusses, um in stiller Betrachtung die Schönheit und Großartigkeit der tropischen Natur auf mich wirken zu lassen. Aber es kam zu keiner Betrachtung der Natur im großen und ganzen mehr. Ich hatte es vollkommen verlernt, ein Landschaftsbild im ganzen aufzufassen; wo ich auch hinsah, überall beschäftigten mich sofort die Einzelheiten, überall sah ich etwas, das der genauesten Fixierung wert erschien und das unwillkürlich die ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Diese Versuche, die einer gewissen Komik nicht entbehrten, endeten stets mit dem gleichen Resultat. Ich machte alle möglichen Einzelbetrachtungen, aber zu einem geistigen Beschauen des Ganzen kam es nicht, und die Sammlung und damit die ersehnte beruhigende Wirkung blieb aus. Auf Grund dieser Beobachtungen glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich dem Indianer die Fähigkeit eines Naturgenusses in unserem Sinne abspreche. Ihn werden in noch höherem Maße, als das bei uns der Fall war, die Einzelheiten beschäftigen, und er wird sich überall bemühen, mit der Akkommodation die ganze Umgebung aufzulösen und das Ungleichartige vom Gleichartigen zu unterscheiden ... Damit hängt aufs engste eine zweite Beschränkung meines Seelenlebens zusammen, die wieder in der ununterbrochenen Beschäftigung der Aufmerksamkeit ihren Ursprung hat. Selbst wenn wir tagelang, in der gleichförmigsten Umgebung, Windung für Windung unseres korkzieherartig gewundenen Flusses durchfuhren, litt ich doch nie unter Langeweile. Immer gab es etwas zu sehen oder zu hören; man war in einer ununterbrochenen Spannung; man war sich bewußt, daß das Uebersehen eines noch so geringfügigen Umstandes über Sattwerden oder Hungern, eventuell über Leben und Tod entscheidend sein konnte. Mit diesem Fehlen der Langeweile verlor sich auch das Nachdenken über die mehr theoretischen Probleme des Lebens, auf das wir uns den Naturvölkern gegenüber so viel zu gute thun."

Gaule schließt aus diesem Erlebnis Rankes, daß der Wilde und der Kulturmensch der Natur völlig verschiedenartig gegenüberstehen. Der Wilde erfaßt nur die Einzelobjekte der Natur und setzt sie zu seinem Leben wesentlich unter dem Gesichtspunkte des persönlichen Nutzens oder Schadens in Beziehung. Sein Gehirn arbeitet in Bezug auf Sinneseindrücke fast so mechanisch wie die photographische Platte. Ein Bakairi-Indianer, der Ranke führte, erkannte in einer Gegend, in der eine Terrainwelle aufs genaueste den tausend anderen glich, die Stelle wieder, an der er vor neun Jahren mit Prof. v. d. Steinen ein Reh geschossen hatte. Der Kulturmensch dagegen vergißt die Einzelheiten, „weil er alles, was die Sinne bringen, auflöst in einzelne Bestandteile und daraus neue Gruppen bildet". Dieses Umbilden macht die Kulturarbeit aus, und das Pro-

dukt dieser Arbeit, das Produkt der Kultur ist die Schönheit. Wohl hat der Wilde auch Sinn für Schönheit. Er schmückt sich ja, bewundert seine Geliebte. Aber das thut das Tier, der Vogel z. B., auch. Zu diesem natürlichen Sinn für Schönheit tritt beim Kulturmenschen das geistige Erkennen der Natur, die Fähigkeit, aus ihr das Typische herauszulösen. Das braucht noch nicht schön zu sein. Es giebt ja nach Lombroso auch einen Verbrechertypus, der gerade als Verkörperung des Häßlichen gelten kann. Damit ein Typus zugleich auch schön sei, muß noch etwas anderes hinzukommen: der Typus muß in eine vollkommenere Zukunft weisen, eine Weiterentwicklung der ganzen Menschheit gewährleisten, nicht bloß des einzelnen Individuums, denn damit wäre erst die Schönheit gegeben, die auch der Wilde, der Mensch als Glied der Natur empfindet, die „geschlechtliche Schönheit", die nichts Höheres als den Wunsch nach Erzeugung einer neuen Generation erweckt. Die andere, die Schönheit, die der Kulturmensch empfindet, welcher der Natur erkennend gegenübersteht, bezieht sich auf die Zukunft der ganzen Menschheit. „Und man sieht, wie die Schönheit der Natur erst von dem Moment an dem Menschen erkennbar wurde, wo er nicht mehr bloß als Individuum ihr gegenüberstand, wo eine geordnete Gesellschaft, eine Kultur so weit vorgedrungen war, die Natur aus ihren Gesetzen zu begreifen, d. h. in ihr die Zukunft vorauszusagen ... Das Typische verdankt eben seine Entstehung der geistigen Thätigkeit des Menschen, die die gleichartigen Begriffe vereinigt, die Klassen und damit die Typen schafft. Indem wir diese geistige Arbeit leisten, begründen wir die Zukunft des Menschengeschlechts, wir lernen, wie man gegenüber den in der Natur waltenden Kräften das Dasein des Menschen einrichtet. Wir ernten aber fortwährend als eine Art Belohnung dieser geistigen Thätigkeit die Empfindung der Schönheit der Welt." S.



Der Glaube an Gespenster.

Was ist ein Gespenst? — Zunächst ein Toter, der noch oder wieder unter den Lebenden wandelt, „umgeht", wie man zu sagen pflegt.

Jeder hat eine Idee von einem Gespenst. Heutzutage häufig durch schriftliche, in weniger schreibgewandten Jahrhunderten mehr durch mündliche Ueberlieferung; aber die Verbreitung dieser Vorstellung scheint nach allem, was wir über zivilisierte und „wilde" Völker von einst und jetzt wissen, immer gleich allgemein gewesen zu sein. Trotzdem ist die Existenz von Gespenstern keine allgemein gültige oder glaubliche Thatsache der Erfahrung. Denn wenn auch den meisten Menschen Unheimliches entgegengetreten ist, ein wirkliches Gespenst allgemein anerkannt niemandem. Es erhebt sich also die Frage: Wie kommt der Mensch zu dem Glauben an Gespenster, d. h. an ihre Existenz?

Wer jemals an der Leiche eines Lieben gestanden hat, der kennt das heiße Sehnsuchtsgefühl, das den Hinterbliebenen ergreift. Wie manches möchte er dem Toten noch sagen, manches Gute erweisen, Versehenes im letzten Augenblick wieder gut machen. Umsonst. Der andere liegt da mit geschlossenen Augen, die Hände

über der Brust gefaltet, und läßt gleichmütig-friedlich Thränen und Beteuerungen über sich ergehen. Da hungert das Bewußtsein des Lebenden nach dem Trost, in dem Unnahbaren, was so kalt und hoheitsvoll vor ihm liegt, möchte noch ein Etwas sein, dieser schrecklichen Veränderung nicht unterworfen, ein Etwas, das immer noch liebevollen Anteil nimmt, die Trauer der Ueberlebenden mit Genugthuung sieht, für Liebesbezeugungen empfänglich ist. Was man wünscht, glaubt man, ach, so gern, und so scheint von dieser Seite her die Seele des Menschen empfänglich für den Gedanken des Wiederauflebens eines Toten.

Auch noch von einer anderen Seite her: Egon hat darüber beim Tode seiner Mutter, ohne daß er es wollte, rührende und treffende Beobachtungen gemacht, die ihm in ihrer Seltsamkeit erst nach Monaten bewußt wurden. Die Mutter lag vor ihm, nach langem Krankenlager endlich wieder den Ausdruck ruhigen Friedens in ihrem Antlitz, auf dem es wie der Abglanz einer fernen Schönheit aus ihren Jugendtagen lag, und den Zug heiterer Güte um den Mund, der ihn so oft geküßt seit früher Kinderzeit, und denen eben der letzte Hauch entflohen. Er betrachtete mit brennenden Augen die Tote, die ihm vor ungefähr einem Menschenalter das Leben gegeben, und kehrte, nachdem man sie in ihr Leichenhemd gehüllt und umgebettet, häufig in das Sterbezimmer zurück, in stummer Zwiesprache mit der nun schon Erkalteten, während die Flut der Liebe, die ihm das Herz füllte, keine anderen Worte und Gedanken fand als ein halberstícktes „meine Mama, meine süße, liebe Mama“, das sich immer aufs neue von seinen heißen Lippen rang. Wie er nun die Verstorbene immer und immer wieder ansah, mit dem Bewußtsein, daß dies für ewig die letzten Male seien, und mit dem dunkeln Wunsch, sich das geliebte Antlitz recht, recht fest für immer einzuprägen, da kam es ihm auf einmal vor, als seien die Lider nicht ganz geschlossen, sondern etwas geöffnet, nicht genug, um die Augen erkennen zu können, aber Egon hatte den Eindruck, daß die tote Mutter ihn sah und ihm, wenn er sich im Zimmer bewegte, heimlich und unbemerkt mit den Blicken folgte. Ein Leises, Unheimliches ging von der Entschlafenen aus, gegen das er anzukämpfen sich zwingen mußte.

Am zweiten Tage begann sich ein leichter Schaum auf den Lippen der Toten zu bilden. Egon war dabei, als ihn sein Vater mit dem Tuch abwischte, und hatte den Gedanken, wie eigenartig es sei, daß sich jetzt ein vielleicht tödliches Gift auf den Lippen seiner Mutter bildete. . . .

Bald wurde die Leiche aufgebahrt und lag nun auf dem hohen Paradebett, den Kopf auf den Kissen leicht erhoben, wie eine Schlafende, und die Arme ungezwungen am Körper hinabgleitend, so daß die Hände leicht geschlossen an der Wandung des Sarges ruhten. Das schwarz ausgeschlagene Zimmer, der Katafalk von hohen Leuchtern flankiert, all das düstere Gepränge des Todes vermehrte das leise Grauen, dem Egon jetzt schon einen stärkeren Widerstand entgegensetzen mußte. Er vermied es, der Toten genau in das Antlitz zu sehen, weil er sich fürchtete, eine leise Bewegung der Augen zu bemerken; er richtete seine sehnsüchtig liebevolle Aufmerksamkeit auf die Hände, mit denen ihm die Mutter, noch als er schon erwachsen war, oft über die Haare gestrichen, er entsann sich, wie sie zu ihm gekommen, als er einmal mit Fieber im Bett lag, und ihm die Hände leise auf die Stirn gelegt hatte: „Gute Nacht, mein liebes Kind, nun schlaf recht schön,“ und ein unbezwingliches Verlangen faßte ihn, sie noch einmal

auf seinem Haupte zu fühlen. Er kniete nieder am Sarge und beugte sein Gesicht auf das Lager der Toten, bis er ihre Hände an seinen Haaren fühlte. Zugleich aber empfand er eine dämonische Angst, die Leiche möchte zugreifen und die Hände in seinen Locken zusammenkrallen. So blieb er mit Bewußtsein in der Haltung eines Andächtigen und Trauernden, während sein Herz pochte und er furchtsam lauerte, ob die starre Hand, deren Kälte er durch seine Haare fühlte, nicht eine Bewegung mache. Erleichtert erhob er sich nach einiger Zeit, um die schlimme Erfahrung reicher, wie unüberbrückbar tief sich die Kluft zwischen ihm und der toten Mutter geöffnet.

So wich der düstere Friede des Sterbezimmers mehr und mehr einem Unheimlichen, dem Egon die zwingende Kraft anmerkte, sich allmählich bis zum Grausigen zu steigern. Am letzten Abend noch machte er eine Entdeckung, bei der ihm einen Augenblick das Herz still stand. Als er, die Lampe in der Hand, die Thür öffnete — grinste ihm die Tote entgegen. Das Gesicht hatte sich unter dem beginnenden Verwesungsprozeß verzogen. Egon war ein guter Sohn und hatte seine Mutter lieb über das Grab hinaus, aber er fühlte es wie eine Erleichterung, als der Leichnam aus dem Hause war. Erst als draußen der Hügel sich über dem Grabe wölbte, fand er den inneren Frieden wieder und die schmerzliche Erinnerung an seine liebe Mutter, die nun für immer von ihm gegangen. . . .

Der eine steht solchen Eindrücken offen, der andere weniger. Der Vater sah die Veränderungen der Leiche natürlich an und hatte hauptsächlich die Empfindung von Trauer und Schmerz um die verlorene Lebensgefährtin. Egon, phantasievoll, aber durchaus kein Phantast, den Kollegen als ein klarer Kopf, in geselligen Kreisen als ein heiterer Ironiker bekannt, Egon mußte mit ziemlicher Gewalt dagegen ankämpfen, daß ihm die tote Mutter nicht zum Gespenst wurde. Er erzählte selbst, daß er damals verstanden habe, wie Gespensterglaube und -Furcht sich selbständig in der Seele des Menschen bilden könne.

Letzteres enthält einen Irrtum, insofern das eigentlich Gespensterhafte, wie der Gedanke an das Zusammenkrallen der Hände, gewiß nicht selbständig, sondern durch unbewußte Erinnerung bei ihm entstanden ist. Dagegen wird man das allgemein Unheimliche, welches stärker und stärker werdend von der Leiche ausgeht, als ein sozusagen autochthones Gefühl ansehen.

Man kann also annehmen: Der ursprüngliche Mensch steht der Leiche mit dem, individuell natürlich gemischten, zwiespältigen Gefühl gegenüber, mit dem Wunsche: „Möchte der Tote doch noch leben“, und mit der Furcht vor etwas unheimlich Gefahrdrohendem: „Wenn er nun plötzlich wieder aufstände?“ Die Stimmung für einen Gespensterglauben ist also da, die Seele drängt ihm gewissermaßen entgegen, es fehlt nur eine thatsächliche Erfahrung, die die Gespenster aus der formlosen Unbestimmtheit des Gefühls in die anschauliche Welt der Vorstellung treten läßt. Mit andern Worten: Der Mensch, dem Glauben an Gespenster durch sein Gefühl entgegengetrieben, brauchte eine reale Erfahrung, die ihn lehrte, daß Tote wirklich auferstehen.

Diese Erfahrung war der Traum. Hier lebten seine Toten wieder trotz ihres Todes, sie sprachen zu ihm und andern, wandelten und handelten wie früher. Das war eine Erfahrung, die einmal besonders bereit war, sich einzustellen, wenn der Mensch sich intensiv mit seinen Toten beschäftigte, also gerade

bei Todesfällen, und zweitens allgemein genug, um allgemein anerkannt und geglaubt zu werden.

Uns scheint der Schluß vom Traum auf die Wirklichkeit seltsam; er ist es nicht. Es entspricht dem Sinn uranfänglicher Menschheit und ist von Herbert Spencer als der Glaube der sogenanten Naturvölker der ganzen Erde ergründet worden: Es wohnt im Menschen wie ein fremder Gast ein anderes Ich, das im Traume thätig ist. Traumerlebnisse sind thatsächliche Vorgänge, nicht Einbildungen (das gilt sogar noch für Homer, der doch schon auf einem Gipfelpunkt menschlicher Kultur steht). Auch das Sehen des Träumenden ist ein realer Vorgang, was er sieht, wirklicher Gegenstand. So ist es auch ein Wirkliches, was dem Träumenden erscheint als Gestalt eines jüngst Verstorbenen. — Bei phantasiebegabten Kindern kann man es noch jederzeit beobachten, daß sie ihre Träume als wirkliche Erlebnisse ansehen.

Man kann sich also den Gespensterglauben so entstanden denken: Es ist einer gestorben; der Hinterbliebene steht vor der Leiche mit dem Wunsche und der Furcht, er möchte noch oder wieder leben; die aufgeregte Phantasie läßt ihm auch im Schlaf keine Ruhe, der Tote erscheint — und jetzt hat er den Beweis, daß noch ein Etwas von jenem in seiner Gestalt lebt, kein irdisches, sondern ein geisterhaftes Leben, das sich über die Erdenbedingungen von Raum und Zeit hinwegsetzt, er hat den Beweis, daß es Gespenster giebt.

Daß es keine dieser Art giebt, ist erst die Erkenntnis einer Jahrhunderte weiter fortgeschrittenen Entwicklung menschlichen Geistes, daß es keine irgend einer Art geben kann, hat noch niemand bewiesen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Geschichte des Gespensterglaubens schreiben ist schwer. Für das Griechentum allein hat es Erwin Rhode gethan in seinem Buche über den Seelenkult und Unsterblichkeitsglauben der Griechen, und es ist schon mit dieser Beschränkung auf ein Volk das Lebenswerk eines großen Gelehrten geworden. Für uns genüge es, aus dem Ueber- und Unter- und Durcheinanderfluten der historischen Entwicklung das eine hervorzuheben, daß zuerst der Glaube war an Gespenster und dann der Unglaube, und nachdem wir oben eine Art Entstehung des Gespensterglaubens konstruiert haben, einen Blick auf sein heutiges Wesen zu werfen.

Verbreitet scheint der Gespensterglaube in unseren Zeiten nicht weniger als in früheren, dunkleren Jahrhunderten. Man geniert sich nur mehr. Es giebt einen kleinen Teil Menschen, die haben eine ernsthafte, ihnen wissenschaftlich begründete Ueberzeugung von der Existenz der Gespenster, welche sich hier allerdings wesentlich von den Spukgestalten des Volksglaubens unterscheiden. Entgegengesetzt leugnet ein anderer, ebenso kleiner Teil ihre Existenz, ebenso ernst und wissenschaftlich überzeugt wie jene. Zwischen den beiden glaubt die breite Masse der Gebildeten und der Ungebildeten, der Vornehmen und Geringen, der Reichen und Armen bunt durcheinander so viel oder so wenig, als ihnen Temperament, Gelegenheit, Phantasie von diesen Dingen nahe bringen; den meisten geht es, wie schon zu Lessings Zeiten, daß sie am Tage mit Vergnügen über die Gespenster spotten und des Nachts mit Grausen davon hören. Das ist eine Erfahrung, die sich nicht statistisch feststellen läßt, von deren Richtigkeit sich aber jeder durch eine Stichprobe in seinem Kreise leicht überzeugt.

An eine autochthone Entstehung von Gespensterfurcht und -Vorstellung ist in unserm Zeitalter nicht zu denken. Wir Epigonen leben von der Vergangenheit. Neu sind die Maschinen, die wir erfinden; was wir fühlen und vorstellen, reproduzieren wir nur. Schon in der Kinderstube hören wir Gespenstergeschichten, mehr als uns gut ist, und was man uns da erzählt, ist oft fernes, uraltes Gut, älter als die älteste Dynastie der Pharaonen, oft sind es die blutlosen Schatten alter, heimischer Götter, am häufigsten nachahmende Schöpfungen jüngerer Zeit, die aber in ihrer dunklen Veranlassung auf das Mittelalter, den Dreißigjährigen Krieg oder irgend eine Schwedenzeit zurückdatiert werden, und wir selbst reproduzieren schon als Kinder weiter, wenn wir, eng aneinanderrückend, die verdämmernden Ecken unseres Zimmers mit allerhand Unheimlichem bevölkern. — Wir lernen lesen und finden die Gespenster in unseren Märchen wieder, bei Grimm von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen, bei Bechstein den schwarzen Grafen u. s. w. Wir werden älter, das Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes zieht uns an mit seinem wohlbezahlten Gespenst, oder die Märchen von Musäus, wo die veritablen, schauerlichen Schloßgespenster umgehen; noch älter, und man giebt uns die ersten Klassiker in die Hand, Körner und Hauff, besonders der letztere mit einem starken Hang für das Grausige der Geisterwelt. Und so geht es weiter: man kann ohne Uebertreibung sagen, daß fast alle bedeutenden Dichter aller Nationen sich gelegentlich, aber durchaus nicht gleichgültig, sondern mit intensiver Hingabe dieser Art von Stoffen zugewandt haben. So thut es noch heute die große und die kleine Litteratur, die Hauptmann und Ibsen ebenso gut wie Felix Häbel, der eine Sammlung Gespenstergeschichten lediglich zur Unterhaltung schreibt, im Journalismus ebensogut die hochpolitische Zukunft, die Imrays Rückkehr abdruckt, wie die feuilletonistischen Monatshefte von Velhagen & Klasing mit dem merkwürdigen „Come in“.

So empfängt also der Mensch eine große Menge von Gespenstervorstellungen, die er zunächst mit unzähligen andern Dingen in den Kellern seines Bewußtseins aufspeichert. Dort liegen sie vergessen, bis sie, durch irgend eine Association geweckt, selbstthätig in das Bewußtsein dringen. Egon sieht seine tote Mutter vor sich liegen, da fallen ihm (unbewußt, gegen seinen Willen) Geschichten von gräßlich erwachten Toten ein (er selbst gab nachher die Möglichkeit zu, daß er unter dem Einfluß von Gogols König der Erdgeister gestanden). Alle Gespenstergeschichten sind bemüht, ihre Wirkung durch Häufung unheimlicher Nebenumstände zu erhöhen. So sind unheimliche Zustände und Dinge, die zunächst nur befremdlich sind, so daß der Mensch sich ihnen gegenüber nicht heimisch fühlt, durch diese Verbindung besonders im stande, gespenstische Vorstellungen zu erwecken. Zunächst natürlich die Leichen selbst, dann Kirchhöfe, einsame Gräber oder Kreuze, alte Richtstätten oder sonstige Oerter, wo nach Wissen oder Gerücht ein Mensch womöglich gewaltsam das Leben verlor. Aber auch anderes. Ruinen und verfallenes Gemäuer, das einsame, seit langem unbewohnte Haus, im Wald die einsame Lichtung oder der versteckte kleine See, das gefährliche Moor, der Anger mit den drei vereinzelten Bäumen, der einsame Pfad, die menschenleere Landstraße des Nachts, der Kreuzweg. Oder noch anders: das Geschrei des Kauzes, das Heulen des Wolfes um das verschneite Dorf, das langgezogene Heulen und scheinbar unmotivierte Bellen der Hunde, ihr und der Katzen in der Dämmerung grün oder rot aufleuchtender Blick, kurz, eigentlich alles, was seltsam, fremd

und bedrohlich, vor allem unerklärlich den Blick des Menschen auf sich lenkt, vermag durch irgend welche Associationen Gespensterfurcht oder -Vorstellung zu erwecken, und so sind die eben beispielsweise erwähnten Oertlichkeiten recht eigentlich die Brutstätten für Gespenstergeschichten, nur deshalb, weil sie da sind und so sind, wie sie sind, ohne daß sich irgend ein besonderes Ereignis mit ihnen verknüpfte.

Der Gespensterglaube der breiten Mehrzahl ist also heutigen Tages das Gefühl des Unheimlichen, das durch bewußte oder unbewußte Erinnerung in diese bestimmte Bahn gelenkt wird. Seine Intensität wechselt nach dem Verhältnis von Phantasie und Verstand in der Seele des einzelnen. Er wird um so geringer sein, je mehr der Verstand herrscht; er wird sich um so mehr steigern, je lockerer dieser die Zügel läßt. Wo die Phantasie fast ungehemmt ausschweift, kann er von der Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit, zur Furcht, zur Gewißheit, bei pathologischen Veranlagungen zu Einbildungen und Hallucinationen führen. Hier liegt die Quelle für viele „wahre“ Gespenstergeschichten. Die Art des Gespensterglaubens wechselt außerdem nach Temperamenten (hier giebt Shakespeare eine gute Unterlage für vergleichende Studien), nach örtlichen Lebensbedingungen, wie ein Vergleich z. B. zwischen den nordischen Seegespenstern und den Geistern der Wüste (vgl. Freiligraths Geisterkarawane) andeuten kann, noch mehr nach Rasseeigentümlichkeiten, wo ein besonders interessanter Spezialfall der slavische Vampyrglauben ist. Die größte Differenzierung haben die Gespenstervorstellungen in der künstlerischen Behandlung durch bedeutende Maler und Dichter erfahren. **Dr. Benno Diederich.**



Schule und Stil.

Vor wenigen Wochen ist der Geh. Oberschulrat Prof. Dr. Herman Schiller in Leipzig gestorben, nachdem er noch kurz vorher dem neuen Türmer-Jahrbuche einen Beitrag übergeben hatte. Einen sehr nachdenklichen Artikel des Verstorbenen veröffentlichte die „Deutsche Revue“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) über die Frage: „Verdirbt die Schule den Stil?“ Wer nun auch nicht so weit gehen möchte, die Frage in der scharfen und generellen Weise des Verfassers zu bejahen, wird doch nicht umhin können, die Kritik des heimgegangenen verdienten Schulmannes in einer Reihe wesentlicher Punkte als berechtigt anzuerkennen.

„Zwei Extreme“, schreibt Schiller, „werden bei der Aufsatz- und Stilbildungsfrage besonders schädlich. Die einen — es sind in der Regel die nach Wissen und Geist am höchsten stehenden Lehrer — finden die Aufgaben, die ‚aus dem Unterrichte erwachsen‘ sollen, die also in der Hauptsache nur wiedergeben, was im Unterrichte behandelt wurde, also reproduzieren, zu niedrig; sie wollen ihre Schüler zu selbständigen Schöpfungen (Produktion) bringen. Wenn das mit Maß und Ziel geschieht, das heißt, wenn die Schüler dazu erzogen werden, in der Schule oder aus einer unter einem neuen Gesichtspunkte ihnen empfohlenen häuslichen Lektüre oder sonstwie aufgenommenen Stoff selbständig anzuordnen, innerlich zu verarbeiten und im sprachlichen Ausdrucke immer selbständiger zu gestalten, so ist dagegen nichts einzuwenden. Ganz anders aber, wenn, wie es leider meist der Fall ist, ganz abstrakte Themen teils ästhetischer

Art (zum Beispiel über das philosophische Element in Schillers ganzer Poesie oder über die Fortschritte in der Weltanschauung Schillers), teils in Form von Sprichwörtern und Aussprüchen großer Männer gestellt werden, für die den Schülern nicht nur die Uebung im geeigneten, zum Ziele führenden Denken, sondern vor allem jede Erfahrung fehlt. Was können sie in solchen Fällen anders machen als, da die Gedanken fehlen, Worte an deren Stelle setzen? Da entsteht dann jene hohle, heuchlerische, ja verlogene Phrasenmacherei und ein Prunken und Spielen mit nicht vorhandenen Empfindungen und Gefühlen, die nicht nur den Stil, sondern obenein auch noch den Charakter verderben, und das alles nur, um die von dem Lehrer geforderte Seitenzahl zu füllen. Die Examinatoren der Staatsprüfungen wissen davon ein gar wunderbares, aber nicht erfreuliches Lied zu singen.

„Ebenso schädlich wirkt das andre Extrem. Es sind die Bequemen und Ungeschickten, auch Unfähigen, die nicht im stande sind, etwas Rechtes aus dem Unterrichte herauswachsen zu lassen, und dann zu den beliebten Aufsatzsammlungen greifen, die natürlich auch in den Händen der Schüler sind. Die Thätigkeit des Schülers besteht in diesem Falle in einer kleinen, meist nicht besseren Abänderung seiner öfters schlechten Vorlage. Gelernt wird dabei für den Stil mindestens nichts. In gleicher Richtung wirken die aus der alten Rhetorenschule überlieferten Hilfen, vor allem die Chrie, diese hohlste und geistloseste aller Schablonen. Auch für diese platten Machwerke liefern die Aufsatzsammlungen das entsprechend triviale Material.

„Auf die äußeren Erfordernisse des Stils, Wortvorrat, Satzbildung, Abwechslung wirkt vor allem der fremdsprachige Unterricht sehr nachhaltig. Er müßte es ja nicht, im Gegenteil, er könnte gerade förderlich eintreten, wenn er nicht seine besten Mittel unbenutzt ließe. In unserm altsprachlichen Unterrichte steht es damit am schlimmsten, ohne daß damit gesagt werden soll, daß es im neusprachlichen gut bestellt sei. Hauptsächlich, um zu kontrollieren, ob der Schüler selbständig gearbeitet hat, aber auch, um ihm ‚die formale Bildung' zu sichern, läßt man ihn lange Zeit jeden Satz der fremden Sprache konstruieren und verlangt dessen wörtliche, natürlich ganz undeutsche Uebersetzung. Die Wirkung dieser Einrichtung wird bedeutend überschätzt; aber wenn nun einmal die Seligkeit davon abhängen soll, obgleich auch hier gedruckte wortgetreue Uebersetzungen dem Schüler die selbständige Arbeit ersparen, so müßte doch wenigstens gefordert und erreicht werden, daß der Schüler schließlich nur wirkliches Deutsch in seiner Uebertragung anwendete. Aber wie viel fehlt dazu! Sogar die schriftlichen Uebersetzungen aus den Fremdsprachen fördern meist einen Mischmasch von Fremdem und Heimischem zu Tage, vor dem man erschrickt. Erst wenn wir einmal dahin gelangen, daß unsere Schüler, wie Engländer und Franzosen, die fremden Gedanken aus ihrem Gewande herauslösen und sie in ein deutsches kleiden, können diese Uebersetzungsübungen großen Wert für die Stilbildung erlangen. Zurzeit gewöhnt sich hier der Schüler die wortarme Darstellung in seinen Aufsätzen an und jene entsetzlichen Perioden, über denen dem Leser der Atem ausgeht, und für die Cäsar, Cicero und Livius die Muster sind.

„Aber nicht genug, man giebt ihm auch noch Uebersetzungsbücher in das Lateinische in die Hand, deren Deutsch schon eher eine Satire auf unsere Schulverhältnisse ist. Man nehme das früher so verbreitete Seyffertsche Uebungsbuch

für Sekunda zur Hand, und Perioden, in denen sechs bis acht Nebensätze unentwirrbar ineinander geschachtelt sind, finden sich fast auf jeder Seite; dasselbe gilt von den Süpfleschen Büchern, die einige und zwanzig Auflagen erlebten: ‚man wollte dadurch dem Schüler die Bildung der lateinischen Perioden erleichtern'. Und die allerneueste Aera führt diese Bücher des lateinischen Drills wegen wieder in die Schule ein, aus der sie seit fünfundzwanzig Jahren mehr und mehr verschwunden waren. Und das nennt sich Schulreform!

„In unsern Primaneraufsätzen fällt dem Kenner außer den bandwurmartigen Perioden namentlich der Mangel an Abwechslung und die Armut an synonymen Begriffen auf. Beides erklärt sich daraus, daß nicht systematisch darauf ausgegangen wird, aus jedem deutschen Lesestücke eine Reihe von neuen Ausdrucksweisen zum Eigentum der Schüler zu machen. Dies kann schon im dritten Schuljahre, also mit Kindern von acht bis neun Jahren mit bestem Erfolge geschehen, und es ist geradezu verblüffend, welchen Schatz von Synonymen diese Kleinen, wenn sie erst darauf achten gelernt haben, in einem Jahre erwerben. In unsern höheren Schulen geschieht in dieser Richtung meist so gut wie nichts.

„Und immer hört man wieder den Schülern empfehlen, recht viel zu lesen. Als ob sie dies nicht ohnedies schon thäten. Die Schule muß sich endlich von diesen überlieferten Irrtümern losmachen. Es ist falsch, daß junge Menschen — es gilt dies aber auch von sehr vielen alten — in ihrem Stile förderlich beeinflußt werden durch das Lesen vieler, selbst guter Schriften. Dies kann nur geschehen, wenn sie eine Schrift recht oft wieder lesen, wie durch Experimente festgestellt ist. Die Erziehung zum langsamen, verweilenden, nachdenkenden und beobachtenden Lesen ist eine der wichtigsten Pflichten der Schule und ein wertvolles Bildungsmittel des Stils; leider erfolgt aber auch sie nur sehr vereinzelt."

Einer weiteren Erörterung des Gegenstandes, dessen Bedeutung sich keineswegs im Fachmännischen erschöpft, würde der Türmer seine Pforten nicht verschließen.

Zur Psychologie der Frau.

Wie viel ist nicht schon über die Frau geschrieben worden, und wie verhältnismäßig gering ist die wissenschaftliche Ausbeute auf dem Gebiete der Frauenpsychologie! An einzelnen treffenden Bemerkungen oder glücklichen Beobachtungen ist ja kein Mangel, neben diesen läuft aber so viel Schiefes, Einseitiges, Vorurteilsmäßiges und Parteiisches, daß bisher von einer wirklich objektiven Beschreibung und Analyse der weiblichen Seele in ihrem Unterschiede von der männlichen nicht die Rede sein kann. Da ist nun ein Werk aus der Feder des vor kurzem verstorbenen Pariser Universitätsprofessors Henri Marion, betitelt „Psychologie de la femme" (Librairie A. Colin, Paris 1900), erschienen, das frei von allen gefühlsmäßigen Deklamationen in sachlicher Weise den schwierigen Gegenstand behandelt. Marion untersucht zunächst die Thatsachen, nämlich die Beschaffenheit der Frau in psycho-physischer Beziehung und die Entwicklung, deren die weibliche Psyche fähig ist; hierauf erörtert er die praktische Frage, auf welche Weise diese Entwicklung planmäßig zu leiten sei. Nicht die Frau, wie sie sich in der Legende, in der Geschichte, auf der Bühne oder im Roman dar-

stellt, sondern die Frau des wirklichen Lebens ist ihm Gegenstand des Studiums. Als Franzose kennt er natürlich hauptsächlich die französische Frau, gleichwohl hat die Arbeit Marions mehr als bloß lokalen Wert, weil viele der dargestellten Züge des weiblichen Seelenlebens mit geringen Abweichungen allgemein sind.

Zwei Faktoren bestimmen wesentlich die weibliche Natur, wie sie sich uns heute darstellt: die geschichtliche Vergangenheit und die psycho-physische Konstitution der Frau. Zuerst giebt Marion einen kurzen Ueberblick über die Stellung der Frau im alten Griechenland, in Rom, im Mittelalter, in der modernen Gesellschaft. Mit dem Fortschritte der Kultur nimmt die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau immer mehr zu. Schon bei den Naturvölkern ist sie vorhanden, aber noch unorganisiert. Ihren Höhepunkt erreicht sie in den großen Städten der europäischen Zivilisation, während der Unterschied zwischen Mann und Frau, sogar in körperlicher Beziehung, in ärmlichen Landgegenden ein viel geringerer ist. Die Differenzierung ist also ein Fortschritt; die Versuche, sie zu verwischen, bedeuten einen Rückfall in primitive Zeiten. Freilich, meint Marion, muß in der Verschiedenheit Gleichheit bestehen, in dem Sinne, daß keines der Geschlechter dem andern Sklavendienste leisten darf. Die Vergangenheit, die uns am besten aus den Gesetzen der Völker bekannt wird, zeigt nun gerade die Abhängigkeit der Frau vom Manne, die geringere Wertung der ersteren seitens des letzteren, die sich allerdings (so besonders im Mittelalter) hinter Galanterie verbergen kann. Selbst unsere Gesetzgebung unterwirft die Ehefrau der Willkür des Mannes. Marion findet darin nicht so viel Brutalität wie die „Emanzipierten“, weil die Konstitution der Familie etwas derartiges erfordere, aber er bedauert die Thatsache, daß diese Suprematie des Mannes in vielen Fällen mißbraucht wird. Auch erkennt er an, daß viele der Schwächen und Mängel, die der Frau von den Männern vorgeworfen werden, Produkt des Druckes sind, unter welchem sie so lange Zeit standen.

Marion geht nun zu den anatomischen und physiologischen Merkmalen des Weibes über. Er erklärt: was die Frau nicht moralisch minderwertiger macht, wohl aber in eine abhängige Stellung bringt, das ist ihre sexuelle Organisation nebst allem, was sich daraus ergiebt. Untersuchungen, wie sie etwa Miß Lydia Becker angestellt hat, um die Gleichwertigkeit, wenn nicht Ueberlegenheit weiblicher Tiere darzuthun, beweisen nach Marion keinesfalls etwas für das menschliche Weib, weil dieses durch die Mutterschaft, durch das Säugen, kurz durch die lange und sorgsame Pflege, die sie dem Kinde angedeihen lassen muß, ganz anders in Anspruch genommen wird. Verschiedenheiten ergeben sich gegenüber dem Manne in der kleineren Gestalt, in dem geringeren Gewichte, dem leichteren und schwächeren Knochenbau, der schwächer entwickelten Muskulatur, sowie der damit verbundenen geringern Körperkraft und den minder schnellen und präzisen Bewegungen. Das Herz ist kleiner und von geringerem Gewicht als das des Mannes, der Puls dagegen ein rascherer, auch die Blutmischung scheint nicht ganz die gleiche zu sein. Der Schädel des Weibes ist kleiner, so auch die Menge des Gehirns, das nicht so windungsreich und nicht so gut ernährt ist wie das des Mannes — wenn die Beobachtungen der Physiologen und Anatomen richtig sind. Diese Differenzen sind übrigens, wie Marion betont, sekundärer Art, Folgen der weiblichen Lebensweise oder aber der primären, sexuellen Unterschiede, die nicht abzuleugnen sind. Die sexuellen Funktionen der

Frau bedingen ihre Schwächen, aber auch ihre Vorzüge, sie beeinflussen den Intellekt, die Sittlichkeit und den Charakter des Weibes. Das Mädchen ist körperlich und geistig früher reif als der Knabe, die Entwicklung ist beim Weibe eine schnellere, dafür kommt sie auch eher zum Abschlusse, eine Thatsache, die freilich oft überschätzt wurde. Es ist nicht wahr, daß das Weib stets ein Kind bleibt, aber es bewahrt sich einen jüngeren Geist, ein lebhafteres Gemüt, eine größere Sensibilität. Die natürliche Zuchtwahl mußte diese und andere Eigenschaften, welche das Weib für den Mann anziehend machen, ausbilden, so die Gabe der Intuition, der Voraussicht des Verhaltens des Mannes, ferner die Achtung der Autorität in allen ihren Formen, den „sozialen Konservativismus".

Die Ueberleitung zur eigentlichen Psychologie der Frau bildet bei Marion eine kurze Betrachtung der körperlich-seelischen Unterschiede des jungen Mädchens vom Knaben, die schon vor der Reife vorhanden sind. Zum Teil sind sie ursprünglicher Art, zum andern Teil Produkte der Erziehung, jedenfalls aber nur Unterschiede des Grades, nicht des Wesens. Solche Differenzen bestehen besonders bezüglich der Bewegungen, der körperlichen Geschicklichkeit, der Aktivität, der Sprachfähigkeit, die beim Mädchen meist früher entwickelt ist; der stärkere Hang zur Nachahmung, die größere Empfindlichkeit und Erregbarkeit des Mädchens, die höhere Intelligenz und anderes mehr sind hier aufzuführen. Mit der körperlichen Reife, der Pubertät, geht die geistige Hand in Hand, vor allem erreicht die Sensibilität bald den Höhepunkt der Entwicklung. Mit dieser Sensibilität, d. h. mit allem, was dem Gefühle angehört, beginnt Marion die Analyse des weiblichen Seelenlebens.

Ohne Zweifel spielt das Gefühl im Leben der Frau eine bedeutendere Rolle als beim Manne, es ist im Durchschnitt bei ihr stärker entwickelt. Die Lebhaftigkeit der Emotionen ist aus den physiologischen Begleiterscheinungen zu erschließen. Die Frau ist niemals indifferent, „nicht eine Minute ohne jemanden oder etwas zu lieben, ohne Erregung des Gemüts". Zwar hat Lombroso, dem sich u. a. Sergi und Varigny anschlossen, behauptet, die Frau habe nicht nur keine höhere Sensibilität als der Mann, sondern sie sei bei ihr sogar schwächer. Marion erklärt jedoch, die von Lombroso angeführten Beispiele seien einer andern Deutung fähig, so beruhe die oft vorhandene größere Widerstandskraft gegen Schmerz auf leichterer Anpassung oder größerer Selbstbeherrschung. Er führt auch die Graphologie an, welche für die hohe Sensibilität der Frau spreche. Aus dieser ergiebt sich das Vorherrschen des Gefühls im Denken, vor allem aber der Umstand, daß die Frauen, wie Fénelon sagt, „extrem in allem" sind, im Schlechten wie im Guten, im Haß und in der Liebe. Daraus erklärt sich ferner das Aufsuchen von Emotionen, im Theater, bei den Stierkämpfen u. dgl. Kälte des Urteils geht ihnen ab, übertrieben sind ihre Befürchtungen und ihre Wünsche. Der dominierende Affekt ist beim Weibe die Liebe; Haß empfindet es nur, und dann freilich bis zur Grausamkeit, gegen alles, was sich seiner Liebe entgegenstellt. Dem Liebesbedürfnis der Frau entspringt ihre Opferwilligkeit. Die Liebe ist der Gegenstand ihres höchsten Interesses. Was cum grano salis zu verstehen ist.

Aus alledem zieht Marion die Folgerung, die Erziehung müsse bei den jungen Mädchen alles stärken, was der großen Sensibilität das Gegengewicht zu halten vermag. —

Verschiedene Autoren haben der Frau extremen Egoismus vorgeworfen, der aus ihrer Sucht, zu gefallen und umworben zu werden und aus anderen Instinkten entspringe. Marion sucht nun diese Behauptungen auf das richtige Maß herabzustimmen. Da kein Geschöpf ganz ohne Egoismus ist, macht die Frau davon keine Ausnahme. Es fragt sich: worin unterscheidet sich der Egoismus des Weibes von dem des Mannes? Es zeigt sich, daß die Frau weniger leibliche Bedürfnisse hat, sie widersteht ihnen leichter, ist weniger Sklavin des Magens und der Sinne. Eine gewisse Naschhaftigkeit und Schleckerei, die sich oft bei ihr findet, ist wohl mehr auf Rechnung der „Zivilisation" zu setzen. Das Gleiche gilt von einer gewissen Lässigkeit und Trägheit des Weibes, die aber z. B. bei den Bäuerinnen fehlt. Gegenüber dem Manne erscheint bei der Frau die Liebe zum Besitz stärker, wie sie auch nicht selten einen recht schmutzigen Geiz bekundet. Bei anderen ist wieder der Hang zum Luxus äußerst stark. Unter den rein seelischen Formen des Egoismus nimmt bei der Frau die Eitelkeit die erste Stelle ein, die vielleicht nicht größer, aber anderer Art ist als die des Mannes. Sie äußert sich bei ihr als Koketterie, als Gefallsucht. Das ist ihre Waffe im Kampf ums Dasein, ihre Stärke. Schön zu erscheinen, ist ihre Hauptangelegenheit, Geistreichtum u. s. w. kommt erst in zweiter Linie; daher ihre große Putzsucht, ihr Streben, andere Frauen möglichst zu überstrahlen, daher die vielen Gehässigkeiten und Feindschaften unter Frauen, ihr Neid, ihre Eifersucht, ihre Spottsucht.

Gehen wir zu den altruistischen Gefühlen über, so erkennen wir leicht, daß die Frau noch mehr als der Mann für das Leben in der Gemeinschaft geschaffen ist. Ein weiblicher „Einsiedler" existiert nicht. Wie sie darauf ausgeht, Sympathie einzuflößen, so bethätigt sie selbst Sympathie in reichstem Maße, da ihr ja Liebe Lebensbedürfnis ist. Was die Mutterliebe vermag und leistet, ist zur Genüge bekannt, es liegt ihr hauptsächlich Mitleid mit dem schwachen, hilflosen Geschöpfe, das von der Mutter in jeder Beziehung abhängt, zu Grunde. Ein wenig von dieser sorgenden Liebe steckt in jeder Liebe, auch in der, welche die Frau dem Manne entgegenbringt. Die Liebe ist für sie eine unerschöpfliche Quelle, sie ist es, was sie so oft die größten Opfer bringen läßt, was ihr Mitleid für die Kranken, für die Armen erweckt. Nur geht ihre Sympathie mehr aufs Einzelne, Persönliche; fürs Allgemeine erwärmt sich die Frau nicht so leicht wie der Mann. Sie ist fähig, Freundschaft zu schließen, mit ihresgleichen wie mit Männern, sie weiß die Treue zu bewahren; nur ist sie in allem enthusiastischer, feuriger, veränderlicher, oberflächlicher, eifersüchtiger.

Was nun die höheren Gefühle betrifft, so ist zunächst die Frau des Pflichtgefühls um so mehr teilhaftig, als dieses ihr Gemüt in Bewegung setzt. Wo das Sittliche nicht zum Herzen spricht, wird es weniger von ihr geachtet, größer ist der Zwang, den sie sich zu dessen Erfüllung anthun muß. Dafür erweist sie sich hingebender als der Mann. Ist sie tugendhaft, so ist sie es nicht aus Reflexion, sondern mehr instinktiv. Strenge Gerechtigkeit ist nicht ihre Sache, auch mit der Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit ist es nicht immer gut bestellt; die Frau neigt leicht zur Verstellung und Heuchelei, wenn auch meist in harmloser Weise. Diese Züge sind ihr aber nicht ursprünglich eigen, die soziale Stellung der Frau ist daran Schuld, und eine richtige Erziehung kann diese Fehler ausmerzen. Stark ist bei der Frau der Schönheitssinn entwickelt,

wenigstens in dem Maße, daß sie gern das Schöne dem Nützlichen vorzieht und das Gefällige, Elegante, Nette überaus schätzt. Das Erhabene dagegen macht weniger Eindruck auf sie. Auch verfügt sie nicht über einen sichern Geschmack; selbst in Sachen des Putzes und der Mode scheint der Mann schöpferischer zu sein. Der Kunstsinn der Frau ist nicht zu bestreiten, auch nicht ihre künstlerische Gestaltungsfähigkeit. Zwar zeigt sich diese begrenzt, sie glänzt mehr im kleinen, ruhigen, feinen, aber es giebt Ausnahmen (George Sand u. a.). Die Wege zur künstlerischen Ausbildung müssen den Frauen eröffnet werden, dann wird sich erst zeigen, wie weit ihre Fähigkeiten reichen. Endlich ist noch ein Gefühl zu nennen, das bei der Frau in großer Intensität aufzutreten pflegt: das religiöse Gefühl. Es nimmt bei ihr oft die naivsten und kindischsten Formen an, ist aber meist von einer wunderbaren Tiefe.

Von hohem Interesse ist die Frage nach der Intelligenz der Frau. Die Thatsachen lehren, daß die Frau im praktischen Leben, vor allem für ihre eigene Lebensweise ebensoviel, wenn nicht mehr Verstand besitzt als der Mann. Man denke nur an die Landleute, wo fast immer die Frau der intelligentere Teil ist; so ist es auch in den Arbeiterklassen. Und selbst beim Mittelstand ist die Ueberlegenheit des Mannes meist nur eine solche, wie sie der Beruf mit sich bringt, sie ist mehr technischer Art, während die Frau überall zurecht kommt. In den vornehmen Schichten der Gesellschaft übertreffen die Frauen ihre Männer oft ganz bedeutend an geistiger Regsamkeit und Bildung.

Welcher Art ist nun die weibliche Intelligenz? Sie ist intuitiv, anschaulich, eine Art Divination, ein rasches, unmittelbares Erfassen des Gegenstandes. Leicht beweglich und durchdringend ist der Geist der Frau. Freilich fehlt ihm oft die nötige Kälte und Berechnung, die Frau überlegt zu wenig, das Gefühl giebt zu sehr beim Denken den Ausschlag, so daß es leicht an der Wahrheit vorübergeht, Worte für Thatsachen nimmt. Das weibliche Denken haftet an Einzelheiten, wird leicht einseitig, oberflächlich, entbehrt der Ausdehnung und der Tiefe; es sieht oft den Wald vor lauter Bäumen nicht. Dies hat seine Mängel, aber auch sein Gutes; denkt die Frau weniger exakt als der Mann, denkt sie dafür nicht so schwerfällig.

Das Gedächtnis der Frau ist ein vorzügliches, das kommt ihr beim Studium sehr zu statten und ermöglicht ihr eine leichte Anpassung an fremde Gedanken. Aber gerade dieser Umstand hat den Nachteil, daß die Frau sich allzusehr von andern Ansichten beeinflussen läßt. Das selbständige Denken wird ihr dadurch erschwert, sie steht meist unter fremdem Banne. Bei den männlichen Studierenden soll es damit freilich nicht viel besser bestellt sein. Ueberaus groß ist die weibliche Einbildungskraft, die alles in hellerem oder schwärzerem Licht erscheinen läßt, als es wirklich ist, und die so oft das Urteil der Frau leitet. Die schöpferische Phantasie hingegen erreicht bei ihr keinen hohen Grad, ihr Erfindungsgeist ist nicht groß, wenigstens hat er sich unter den bestehenden sozialen Verhältnissen noch nicht recht geäußert. Der Wissenstrieb, der schon beim Manne nicht gar zu häufig ist, tritt bei der Frau noch seltener auf, mag auch ihre Neugierde sehr stark sein.

Die wissenschaftliche Befähigung der Frau kann wohl nicht mehr geleugnet werden. Besonders in der Mathematik haben Frauen Großes geleistet (Laura Bassi, Kowalewska, Sophie Germain), und in den historischen

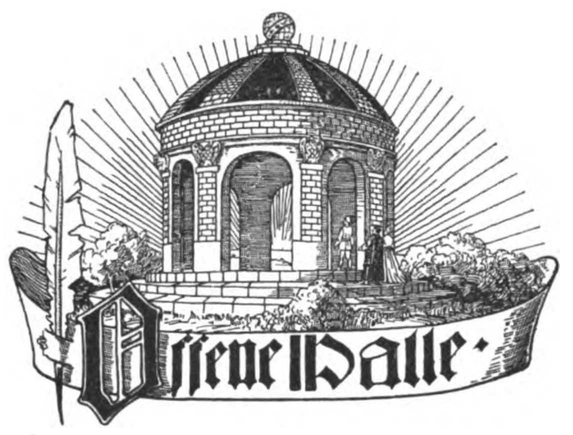
Disziplinen sind die Frauen ganz am Platze, soweit es sich um Aufzählung von Thatsachen handelt. Gleichwohl ist bei ihnen die Abstraktionsfähigkeit schwächer entwickelt, sie sind gute Beobachter, besonders von seelischen Zuständen, erheben sich aber schwer zu allgemeinen und abstrakten Begriffen und Gesetzen. Ihr Generalisieren ist unmethodisch, ungenau, nicht gewissenhaft genug. Besonders schwach sind die Frauen in der angewandten Logik, ihr Folgern ist sprunghaft, stützt sich nicht auf sichere Prämissen, unterscheidet nicht hinreichend das Erwiesene vom bloß Wahrscheinlichen und Hypothetischen. Im ganzen eignet sich die Frau besser für die schöne Litteratur als für die Wissenschaft. Damit ist nicht gesagt, daß sie sich nicht wird dazu ausbilden können, unübersteigbare Schranken bestehen nicht für sie, wie es die Thatsachen täglich lehren.

Der Wille der Frau ist entschieden von geringerer Energie als der des Mannes. Ausnahmen bestätigen nur die Regel; eine Frau mit starkem Willen erregt leicht den Eindruck des Unweiblichen. Beispiele von Mut und Heroismus aber fehlen nicht, es zeigt sich überhaupt, daß angesichts ernster Sachlagen der Mut der Frau weniger versagt als in den kleinen Wechselfällen des Lebens. Im Ertragen von Ungemach äußert das weibliche Geschlecht oft eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit. Die Willensschwäche besteht bei der Frau hauptsächlich in der Unfähigkeit, bei einem Entschluß bis zum letzten Augenblick zu verbleiben, das Unternommene konsequent durchzuführen. Dies und die Thatsache, daß die Frau weniger leicht die Initiative ergreift als der Mann, ist eine Folge ihrer größeren Beweglichkeit und Erregbarkeit. Daraus erklärt sich auch das Unberechenbare ihres Thuns, ihre Launenhaftigkeit und ihr Eigensinn. Unter dem Einflusse eines starken Gefühles aber bleibt ihr Wille gespannt. Im übrigen ist eine gewisse Ungeduld, ein nicht Wartenkönnen, für die Frau charakteristisch.

Alle diese Eigenschaften, betont Marion wiederholt, sind nur graduell von denen des Mannes verschieden, und sie beruhen zumeist auf kulturellen Bedingungen. Ueber die Bestimmung und die Rechte der Frau denkt Marion ungemein besonnen. Das Weib ist zur Ehe, für die Familie bestimmt, das muß den extremen Individualisten der Frauenbewegung vorgehalten werden. Da aber nicht jedes Mädchen Gattin und Mutter werden kann oder wird, da der Mann, die Kinder sterben können, so soll die Erziehung dahin wirken, daß den Mädchen alles das gelehrt werde, was ihnen Selbständigkeit verleiht. Jedes Studium, jeder Beruf, zu dem sich die Frau eignet, soll ihr offen stehen. In der Ehe soll sie die Gefährtin, nicht die Hörige des Mannes sein. Für das Wahlrecht hält Marion die Frau unter den bestehenden Verhältnissen für noch nicht reif. Er meint, die Verleihung des allgemeinen Stimmrechts an die Frau würde mehr Schaden als Nutzen bringen, weil die Frauen noch zu sehr sich von den Männern beeinflussen lassen. Erst dann, wenn die Frauen dank einer vernünftigen Erziehung gefestigter sein werden, kann ihnen das Wahlrecht anstandslos eingeräumt werden. Aber sie werden dann zu klug sein, es zu verlangen, denn die besseren sozialen Zustände, die ihre guten Eigenschaften sich frei entfalten ließen, werden seinen Besitz entbehrlich machen....

Dr. Rudolf Eisler.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Noch einmal von der individuellen Erziehung.

(Eine Erwiderung auf den Artikel im Juliheft des Türmers.)

Der Aufsatz „Gedanken einer Mutter über die individuelle Erziehung“ hat ein Thema berührt, welches zu den aktuellen der Gegenwart gehört und deshalb im „Türmer“ besprochen werden sollte. Außerdem erfordern die „Gedanken einer Mutter“ gebieterisch eine Beleuchtung von einer andern Seite: der „Mutter“ selbst wird es angenehm sein, wenn ihren Gedanken ein Lehrer die seinigen gegenüberstellt. Wenn dieselben etwas polemischer Natur sind, so soll dies dazu dienen, die große, fast allemeine Unklarheit darüber, was „individuelle Erziehung“ eigentlich ist, ein klein wenig zu beseitigen, damit andere Mütter sich von Versuchen in dieser Hinsicht durch die schlimmen Erfahrungen einer Mutter nicht zurückschrecken lassen.

Die Verfasserin des erwähnten Artikels hat sich als Maxime bei ihrem Versuch die Worte des Arztes genommen: „Behandeln Sie jedes Kind anders, eigenartig und lassen alle sich frei ausleben.“ Das ist im ganzen auch die populäre Ansicht von einer „individuellen Erziehung“, besonders der zweite Teil dieses Satzes, der in dieser allgemeinen Fassung geeignet ist, eine große Verwirrung anzurichten.

„Sich-Ausleben“ ist ein modernes Schlagwort, das ebensoviel Falsches wie Wahres enthält. Gewiß ist jeder Mensch von Natur eine eigenartige Individualität und das Ziel der Erziehung soll allerdings sein, diese Individualität zu pflegen, bis sie eine eigenartige Persönlichkeit geworden ist und dann ihre Eigenart ausleben soll. Wir haben alle Ursache, das Ziel ja nicht zu vergessen oder es uns durch Schwierigkeiten, die seiner Verwirklichung entgegenstehen, verrücken zu lassen. Auch die drei Kardinaltugenden „Gehorsam, Wahrheit, Ordnungsliebe“ können die Persönlichkeit niemals ersetzen. Es giebt nicht wenige Leute, die diese drei Tugenden in nicht geringem Maße besitzen und die doch traurige Menschenruinen sind, Leute, die das Steuer ihres Lebens an diese drei

Tugenden angebunden haben und ihr Lebensschiff nun geradeaus fahren lassen, statt es selbst frei zu regieren, bei denen von einem inneren Wachstum längst nicht mehr die Rede ist, sondern deren inneres Leben vertrocknet ist trotz dieser Tugenden. Es soll nun natürlich keineswegs gesagt sein, daß diese oder andere Tugenden Schuld an dieser Verkümmerung tragen, aber sie haben sie auch nicht verhindern können. Die Ursache davon ist eben der Mangel einer individuellen Erziehung. Diese Menschen haben nichts, was sie „ausleben" konnten, als ihre — sit venia verbo — ledernen drei Tugenden.

Andrerseits ist dieses „Sich-Ausleben" heute mit Recht schon sehr in Mißkredit gekommen. Jedes Jüngelchen meint, sich ausleben zu müssen und zu dürfen, und was es dann auslebt, das ist meistens dasselbe, was die Kinder der „Mutter" ausgelebt haben, ihre individuellen Untugenden. Gewiß, diese erfordern auch in gewissem Maße ein „Sich-Ausleben", aber eben doch nur in dem Maß, als der Erzieher es für notwendig hält, der dann dieses Sicherheitsventil in Anwendung bringt, damit die Spannung im Innern nicht allzu groß wird, der aber dieses Ventil mit bewußter Sicherheit und Behutsamkeit wieder schließt, wenn die Spannung nachgelassen hat. Das, was man aber wirklich ausleben soll, ist doch nur das jeder Individualität inne wohnende Große und Hohe. Diese guten Anlagen aber müssen erst geweckt, gepflegt, ans Licht gebracht werden. Das ist die Aufgabe der individuellen Erziehung.

Es ist also absolut thöricht, ohne weiteres bei einem Kinde von „Sich-Ausleben" zu reden. Darin hat die „Mutter" vollkommen recht und ihre köstlichen Erfahrungen haben sie ja bald eines besseren belehrt. Nur darf man diesen Mißerfolg nicht der „individuellen Erziehung" in die Schuhe schieben wollen. Nach der Schilderung, wie sie in dem Aufsatz gegeben wurde, ist doch von einer Erziehung überhaupt nicht mehr die Rede. Wenn die Kinder thun dürfen, was sie wollen, und dann, wenn sie in diesem Thun allzusehr auf Abwege geraten, „individuell" gestraft werden, so herrscht über den Begriff „individuelle Erziehung" allerdings eine heillose Verwirrung. Die Ursache dieses Mißerfolges ist aber das unglückselige „Sichauslebenlassen". „So lebte sich jedes selbstherrlich aus und brachte seine speziellen Ungezogenheiten in wenig Tagen zu erstaunlicher Blüte," heißt es in der ergötzlichen Schilderung. Die gute Mutter hatte den Arzt ein wenig sehr mißverstanden, oder der Arzt hatte sich recht unglücklich ausgedrückt, oder er hatte selbst von individueller Erziehung einen sehr schwachen Begriff. Dieses „System" ist allerdings entschieden „unpraktisch und blödsinnig", aber die „individuelle Erziehung" dafür verantwortlich zu machen, geht doch nicht recht an.

Wer individuell erziehen will, muß zuerst selbst eine Persönlichkeit sein, das ist die Grundbedingung. Jeder Versuch ohne diese Grundlage muß scheitern, ja er kann nur schaden. Dazu muß noch kommen, daß man sich über das Entstehen und Werden einer Persönlichkeit im klaren ist. Nur wer an sich selbst das Werden der Persönlichkeit mit Bewußtsein erlebt hat und fortwährend die individuelle Erziehung an sich selbst erprobt, nur der ist fähig, Kinder individuell zu erziehen, was aber auch dann immer noch viel schwieriger bleibt, als sich selbst zu erziehen.

Vielleicht läßt sich als Aufgabe der individuellen Erziehung kurz angeben: die guten, geistigen und sittlichen Anlagen des Kindes durch die Erziehung zu

pflegen und zu stärken, die ungünstigen einzudämmen oder umzubiegen auf eine gute Straße. Um ein Beispiel anzuführen: Es geht eben nicht an, „unsern guten Dicken, das Phlegma der Familie, sich ruhig rekeln und nichts thun zu lassen." Das ist so ziemlich das Gegenteil von Erziehung, am allerwenigsten aber individuelle Erziehung. Das Phlegma ist eine individuelle Anlage. Die muß durch Erziehung so gestaltet werden, daß etwas Gutes dabei herauskommt. Das Phlegma kann umgebildet werden zu einer edlen Beharrlichkeit dadurch, daß man dem phlegmatischen Jungen Aufgaben stellt, die ihm Freude machen, deren Lösung ihm selber am Herzen liegt. Dabei wird sich sein Beharrungsvermögen in edler Weise entfalten können. Bei einer „allzu gefühlvoll angelegten Schwester" wird es sich darum handeln, das Gefühl in die richtigen Bahnen zu lenken, ihr zu zeigen, wann und wo es am Platz und berechtigt ist, andererseits egoistische Ausbrüche desselben bei Kleinigkeiten einzudämmen. Im ganzen muß eine individuelle Erziehung dem Kinde den Stoff zu liefern haben, seine Eigenart in richtiger Weise zu bethätigen. Das erfordert die Gabe der Beobachtung und ein instinktives Finden des richtigen Weges. Das aber ist eine Kunst, die angeboren ist und die, wenn sie ganz fehlt, niemals erlernt werden kann.

Mit der „individuellen Erziehung" aber hat gar nichts zu thun „das fortwährende Erziehen und Ermahnen", das „trop gouverner". Das „hält allerdings kein Mensch aus", am wenigsten ein Kind. Das thut aber auch nur ein Erziehungsstümper. Gerade darin wird die Kunst des Erziehens bestehen, daß das Kind nicht allzuviel merkt von dem „gouverner". Durch erzieherische Mittel — worunter das Zanken oder Wehren an letzter Stelle kommt, wenn es seine Wirkung nicht verlieren soll — das Kind scheinbar aus sich selbst heraus zu dem gewünschten Thun zu bringen, das ist das Ziel. Zu viel regieren stumpft ab und ist das Gegenteil von einer vernünftigen individuellen Erziehung.

Die Wichtigkeit einer solchen und die Art, wie sie zu erreichen ist, scheint aber sehr verkannt, wenn die „Mutter" schreibt: „So sehr liegen jetzt diese Ideen (von dem Wert der Persönlichkeit) in Luft und Zeit und im Wesen unserer Kinder, daß wir uns gar keine Mühe zu geben brauchen, was an ihnen berechtigt ist, in der Erziehung noch besonders zu betonen. Unsere Kinder werden sich unter den Lebensbedingungen von heute schon frei und selbstherrlich genug auswachsen und sich durch unsere Erziehung ihr Eigenstes nicht nehmen lassen." Einmal darf, wie schon oben erwähnt, die Ausbildung seiner individuellen Anlagen unter keinen Umständen dem Kinde überlassen bleiben. Sich selbst überlassen, bildet es sicher seine individuellen Unarten und Fehler aus, und vor dem, was in der Luft liegt, habe ich einen sehr mäßigen Respekt, die Kinder aber werden sicher davon das Verkehrte für sich auswählen. Die Selbsterziehung ist allerdings unbedingt erforderlich, setzt aber, wenn anders sie eine richtige sein soll, erst dann ein, wenn die Grundlagen zur Persönlichkeit schon gelegt sind. Inzwischen kann manche individuelle Anlage durch falsche Erziehung unentwickelt geblieben, das Kind mit Gewalt auf einen seiner Anlagen nicht entsprechenden Weg gedrängt worden sein. „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr." Andererseits werden nur sehr starke Persönlichkeiten sich ihr Eigenstes durch die gewöhnliche oder gar durch eine falsche Erziehung nicht nehmen lassen. Es giebt ja solche Individualitäten, aber sie sind Ausnahmen. Und sich darauf

verlassen, daß „unsere Kinder“ solche Ausnahmen sein werden, ist etwas gewagt. Viel häufiger ist es, daß Kinder durch falsche Erziehung verkümmern, daß sie schließlich überhaupt nichts „Eigenstes“ mehr haben, was man ihnen nehmen könnte. Das giebt dann solche menschlichen Ruinen, die den Namen Menschen nur in sehr bedingter Weise verdienen.

Wer die vielen Exemplare dieser Spezies des homo sapiens herumlaufen sieht, ohne von der bitteren Notwendigkeit individueller Erziehung, sowohl der Art als dem Inhalt nach, überzeugt zu sein, der muß keine Ahnung davon haben, in welcher Schönheit ein eigenartiges, persönliches Menschenbild erstrahlen kann, der muß auch wenig von dem Elend wissen, das gerade unsere Zeit bedrückt, der Mangel an Individualitäten. Das, was sich gemeiniglich dafür ausgiebt, ist freilich eine Karikatur: es fehlt ihnen meist das ureigenste Merkmal der Persönlichkeit: die Ursprünglichkeit und Natürlichkeit. Aber vielleicht ist es auch hier das Los der Menschen, wie so oft, erst durch Schaden klug zu werden.

So sehr falscher „Kultus der Persönlichkeit“ vom Uebel ist, so sehr bedürfen wir einer Kultur derselben. **R. Lembert.**





Wo liegt der Umsturz?

Wer, wie der Verfasser dieser Zeilen, täglich so etwa ein Dutzend Blätter der verschiedensten Richtungen beobachtet, wird bald eine eigentümliche Erfahrung machen. Die nämlich, daß für die große Mehrzahl der bürgerlichen, „patriotisch“ und „national“ geaichten Organe ganze Gruppen von charakteristischen Ereignissen und Zeiterscheinungen teils völlig ausscheiden, teils so bescheiden in den Hintergrund treten, daß sie dort wie die Veilchen nur noch im Verborgenen blühen, kaum beachtet und meist noch mehr oder minder „geschickt“ zugestutzt. Es sind oft Thatsachen und Erscheinungen, die für unser soziales und geistiges Leben ungleich schwerer wiegen, die wirklichen Zustände ungleich heller beleuchten als etwa das hohle konjekturalpolitische Geschwätz des Leitartiklers über Dreibund, Fürstenbegegnungen u. s. w., oder die spaltenlangen Ergüsse begeisterter Lakaienseelen „aus hohen Kreisen“ und der „Gesellschaft“, über hochprinzeßliche Bettwäsche und Unterkleider. „Raummangel“ ist es also wohl schwerlich, was jene Blätter veranlaßt, gewisse auch ihnen zugängliche und zugehende Nachrichten so stiefmütterlich zu behandeln oder ganz auszuscheiden, Materien, die doch andererseits „pikant“ genug sind, um das publizistische Interesse des Mannes mit der Schere und dem Kleistertopf zu reizen. Woher also dieses bescheidene Zurücktreten, dieser vornehme Verzicht auf den doch sonst so gut verwertbaren „interessanten Stoff“?

Schauen wir uns die Eigenart dieses „Stoffes“ näher an, dann kommen wir vielleicht hinter das Geheimnis der mit so ungewöhnlicher, stoischer Entsagung geübten Zurückhaltung. Besagter Stoff ist nämlich — unbequem, höchst unbequem, gräßlich unbequem! Er behandelt Mißstände in der Gesellschaft, der Rechtsprechung, der Armee, der Beamtenschaft, kurz gerade in den Kreisen, in denen das hochpatriotische, loyale und unentwegt gesinnungstüchtige Blatt gelesen wird, und denen wohl auch der — Herr Verleger angehört. Manchmal mag's dem armen Preßmenschen, der schließlich auch ein Herz im Leibe hat und des „Zornes der freien Rede“ noch nicht ganz ver-

lustig gegangen ist, — manchmal mag's dem armen Teufel wohl in den Fingern jucken, eine solche ketzerische Mitteilung seinen Lesern vorzusetzen und das nötige Salz hinzuzuthun. Aber der Gedanke an den Kündigungsparagraphen läßt solche aufrührerische Wallungen gegen die Autorität der „gottgewollten" Staatsordnung, die geheiligte Majestät des zahlungsfähigen Publikums und des nicht minder zahlungsfähigen „Inserenten" im Keime ersticken.

Aus diesen und ähnlichen Gründen, die ich hier nur flüchtig andeuten konnte, hat sich ein geradezu verhängnisvolles Uebel entwickelt. Es ist dahin gekommen, daß man der sozialdemokratischen Presse freiwillig ein Monopol auf die Aufdeckung und Kritik einer ganzen Reihe öffentlicher Mißstände eingeräumt hat und fort und fort weiter einräumt. Für den wahrheitsliebenden Leser ist es thatsächlich kaum noch möglich, sich ein Bild von den wirklichen Vorgängen und Zuständen auf gewissen Gebieten zu bilden ohne Zuhilfenahme der sozialdemokratischen Presse, insbesondere des „Vorwärts". Welche Wirkungen von dieser Thatsache auf die weitesten Kreise ausgehen müssen, welche schier unwiderstehliche Waffe dadurch der Sozialdemokratie in die Hand gedrückt wird, brauche ich hier wohl ebensowenig weiter auszumalen, wie den ausgiebigen Gebrauch, den sie von dieser Waffe mit immer größerem und — was vom „bürgerlichen" Standpunkte am tiefsten zu beklagen — mit moralisch berechtigtem Erfolge macht. Von Fällen, die sich gar nicht mehr totschweigen, verfälschen oder verschleiern lassen, und von einzelnen wenigen Ausnahmen unter den „gutgesinnten" Blättern abgesehen, ist es ausschließlich die sozialdemokratische Presse, die das Schwert der Kritik über gewissen öffentlichen Mißständen handhabt, — selbstverständlich im Sinne und zu den Zwecken der Partei.

Welch eine erschreckende Fülle solchen Materials bringt fast jede Nummer des „Vorwärts", und wie wenig wissen die meisten bürgerlichen Blätter davon zu berichten! Dadurch aber, daß man dann die sozialdemokratischen Redakteure, die solche Mißstände aufdecken, auf dem Wege — oft sehr eigentümlichen — „Rechtens" mit „entehrenden" Gefängnisstrafen belegt, erhöht man nur ihr Ansehen, stempelt sie zu Märtyrern und gewinnt ihnen schließlich die Sympathien auch solcher Kreise, die ihren Zielen sonst völlig fernstehen, Recht und Gerechtigkeit aber unter allen Umständen und jeder Partei gegenüber gewahrt wissen wollen.

Der Türmer nun möchte sich nicht zum Mitschuldigen eines Systems machen, durch das einer Partei das Monopol auf die Kritik schwerer öffentlicher Uebel und damit die Herrschaft über zahlreiche ihr sonst widerstrebende Gemüter ausgeliefert wird. Er hat es daher von Anfang an für seine Pflicht gehalten, auch seinerseits und auch dann vor Kritik nicht zurückzuschrecken, wenn ihm solche im übeln und durchaus falschen Sinne ausgelegt würde. Es kann jedem wahrheitsliebenden Leser nur erwünscht sein, sein Wissen von Zeit und Zuständen nicht einseitig aus einer Quelle zu schöpfen, es auch aus solchen Quellen zu ergänzen, die ihm sonst verschlossen bleiben.

Heute seien nur einige Fälle aus dem Rechtsleben herausgegriffen, aufs Geratewohl und aus einem Ueberflusse ähnlichen Materials, von dem unsere anderweitig so viel beschäftigte staatserhaltende Presse so wenig durchsickern läßt, sehr zum Schaden der Sache und der Kreise, die sie vertritt oder doch zu vertreten vorgiebt.

* * *

Zu vier Monaten Gefängnis wurde im letzten „Hunnenprozeß" gegen den „Vorwärts" dessen verantwortlicher Redakteur Schröder verurteilt. Es handelte sich um einen der „Schwäbischen Tagwacht" entnommenen Soldatenbrief, der nur Thatsachen berichtete, so u. a. die unter Anklage gestellte, daß auf einem Marsch von einem Trupp chinesischer Gefangener eine Anzahl niedergestochen seien. Ueber die Motive dieser Massenerstechung enthielt der Brief nichts. Der „Vorwärts" hatte ihn ohne Kommentar abgedruckt und seine Kritik in der Ueberschrift zusammengefaßt: „Milde Kriegsführung".

In dem Vorverfahren wurde von den vernommenen Soldaten die Thatsache zugegeben. Als Motiv und Entschuldigung ihrer Handlungsweise hatten die Soldaten erklärt, die Gefangenen hätten trotz Verwarnung fliehen wollen, darum seien sie niedergestochen worden, weil man nicht durch Schüsse den Feind aufmerksam machen wollte. Der „Vorwärts" hatte über die Motive nichts gewußt und gesagt und nur die Thatsache selbst als Zeichen einer nicht „milden" Kriegsführung mitgeteilt.

Während in Stuttgart der Staatsanwalt keinen Anlaß fand einzuschreiten, wurde in Berlin das Verfahren eingeleitet. Freilich wußte der Staatsanwalt nicht, auf Grund welches Paragraphen sich prozessieren ließe: erst klagte er auf Grund des § 185 (formale Beleidigung), dann aus § 186 (unwahre Thatsachen).

Die Vernehmung der Zeugen bestätigte so durchaus die Richtigkeit der Angaben des Briefes, daß in der Verhandlung der Angeklagte auf jede Beweiserhebung verzichtete; er nahm eben an, daß auch das Gericht von der Richtigkeit der gemeldeten Thatsachen überzeugt war. Nun entwickelte sich ein erstaunliches Verfahren. Der Staatsanwalt benutzte den Verzicht auf Zeugenvernehmung, um schlechtweg zu behaupten, es sei also festgestellt, daß die behaupteten Thatsachen erlogen und nicht beweisbar seien. Durch diese Rechnung machten der Angeklagte und sein Verteidiger sofort einen dicken Strich. Sie stellten jetzt nach der Rede des Staatsanwalts den formellen Antrag, die Wahrheit der angeführten Thatsachen durch Zeugenvernehmung festzustellen. Das genügte, um nun alsbald auch Staatsanwalt und Gerichtshof zu bekehren: auch sie unterstellten jetzt die behaupteten Thatsachen als wahr und lehnten deshalb den Beweisantrag als überflüssig ab.

„Wie aber", fragt der „Vorwärts", „ist es möglich, daß Schröder, nachdem die in dem Brief behaupteten Thatsachen als richtig zugegeben wurden, dennoch wegen nicht erweislich wahrer Thatsachen zu vier Monaten Gefängnis verurteilt wurde? Schröder wurde wegen der nicht erweislich wahren

Urteile und Motive verurteilt, die der Staatsanwalt in den Brief hineingelegt hatte, der aus der Ironie über die ‚milde‘ Kriegsführung herauslas, der ‚Vorwärts‘ habe behauptet, die Soldaten hätten aus purer Mordlust die Chinesen niedergestochen u. s. w. Die Verurteilung erfolgte also nicht wegen der Behauptung falscher Thatsachen, sondern wegen irriger Behauptungen des Staatsanwalts über das, was durch den Abdruck des Briefes bewiesen werden sollte.

„Unsere ganze Kritik hatte sich darauf beschränkt, die Kriegsführung, bei der Gefangene niedergestochen wurden, für nicht milde zu erklären. Hätten wir den Thatbestand gekannt, wie er durch die vorgerichtliche Zeugenvernehmung festgestellt wurde, so hätten wir uns schwerlich so sanft ausgedrückt; denn der Thatbestand ist wiederum noch schlimmer, als es uns schien. Jene Gefangenen nämlich, die niedergestochen wurden, als sie in der Angst zu fliehen versuchten, waren gar keine Soldaten oder Boxer — sondern armselige, wehrlose Zivilpersonen. Ein solches Verfahren gegen Zivilpersonen ist aber nicht nur keine milde Kriegsführung, sondern es verstößt gegen die Grundsätze der Kriegsführung, wie sie auf dem Haager Kongreß anerkannt und beschlossen wurden.

„Als man den Chinazug begann, schrieen die staatserhaltenden Organe, die gelbe Bestie müsse schonungslos ausgerottet, Pardon dürfe den Chinesen nicht gegeben werden — zwei Jahre darauf wird ein Redakteur zu vier Monaten Gefängnis verurteilt, weil er es für keine milde Kriegsführung hielt, daß chinesische Zivilisten, die gefangen mitgeschleppt wurden, wegen angeblichen Fluchtversuchs einfach niedergestochen wurden.“

* * *

Die „Augsburger Volkszeitung“ hatte eine Besprechung über ein Buch „Betrachtungen über Majestäten und Majestätsbeleidigungen in der römischen Kaiserzeit von F. J. Kuhn“ gebracht, in der von dem Amtsgericht Augsburg ein Verstoß gegen den § 131 des R.-Str.-G.-B. erblickt wurde, weshalb die Beschlagnahme der betreffenden Nummer angeordnet wurde. Der Beschluß des Amtsgerichts Augsburg, der diese Konfiskation begründet, enthält folgende interessante Ausführungen:

„§ 131 R.-Str.-G.-B. bedroht denjenigen mit Strafe, der wissentlich erdichtete oder entstellte Thatsachen öffentlich behauptet oder verbreitet, um dadurch Staatseinrichtungen oder Anordnungen der Obrigkeit verächtlich zu machen. Der Artikel verfolgt diesen Zweck. Seine ganze Tendenz geht dahin, die Bestimmungen des Reichs-Strafgesetzbuches über Majestätsbeleidigung, also ein von der Obrigkeit verfassungsgemäß erlassenes Gesetz, eine Staatseinrichtung und die Anwendung dieses Gesetzes als einen der größten Greuel aller Zeiten, der später jedermann unverständlich sein werde, hinzustellen, und ihn dadurch verächtlich zu machen, desgleichen auch das sogen. ‚Gottesgnadentum‘, d. h. mit anderen Worten die Erbmonarchie, wie sie in den deutschen Staaten besteht. In Verfolgung dieser Absicht werden

auch Thatsachen wissentlich entstellt. So findet sich gleich in der Einleitung des Artikels folgende Stelle: ‚Niemand wird denn auch mehr darüber im Zweifel sein, daß nur zu einer Zeit des schlimmsten Verfalls, der tiefsten Erniedrigung solche Orgien des Gottesgnadentums möglich gewesen sind.‘ Diese Worte bilden keineswegs nur eine scharfe Kritik unsrer heutigen (?!) politischen Zustände, sie bilden keineswegs ein bloßes abfälliges Urteil, eine Meinungsäußerung. Die Worte ‚solche Orgien des Gottesgnadentums‘, womit die Majestätsbeleidigungen gemeint sind, beziehen sich auf bestimmte konkrete Vorgänge, auf Thatsachen.“

„Zunächst“, bemerkt der „Vorwärts“, „ist es geradezu unglaublich, anzunehmen, daß die Besprechung eines Werkes, das von den Majestätsbeleidigungen der römischen Kaiserzeit handelt, die heutigen Majestätsbeleidigungen im Auge haben soll. Der vom Amtsgericht citierte Satz beweist gerade, daß von Majestätsbeleidigungen im historischen Zusammenhange gesprochen wird. Aber selbst wenn das nicht der Fall wäre, wenn thatsächlich die heutige Majestätsbeleidigungsseuche und die heutige Erbmonarchie gemeint gewesen wären, so ließe sich gegen diese Kritik noch keineswegs der § 131 ins Gefecht führen. Denn eine derartige Kritik ist durchaus zulässig, fallen doch bloße allgemeine Kritiken und Urteile über politische, soziale rc. Verhältnisse, die sich nicht auf konkrete Vorkommnisse, sondern auf Beobachtungen und Schätzungen gründen, nach den verschiedensten Erkenntnissen des Reichsgerichts nicht unter den § 131 des Strafgesetzbuchs. Besonders naiv ist die Ansicht des Augsburger Amtsgerichts, daß an dem ‚Gottesgnadentum‘, der ‚Erbmonarchie‘ keine Kritik geübt werden dürfe. Wäre das der Fall, so wäre ja der völlig neu hinzugefügte Passus des § 130 des Strafgesetzbuchs, wie ihn die berüchtigte Umsturzvorlage vorsah, vollständig überflüssig gewesen. Dieser Passus lautete bekanntlich: ‚Dieselbe Strafe trifft denjenigen, welcher in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise die Religion, die Monarchie, die Ehe, die Familie oder das Eigentum durch beschimpfende Aeußerungen öffentlich angreift.‘

„Wäre der § 131 so ungemein dehnbar, wie ihn das Augsburger Amtsgericht auffaßt, so wäre das Umsturzgesetz ja eine thörichte Verschlechterung des allumfassenden § 131 gewesen.“

* * *

Ein in Dortmund und Westfalen sehr bekannter Sozialdemokrat, der Schriftenverfasser E., war eines Nachts mit zwei Dortmunder Schutzleuten in einen Wortwechsel geraten und hatte dann wegen „Störung der nächtlichen Ruhe und groben Unfugs“ ein polizeiliches Strafmandat über 20 Mark erhalten, das er durch Einspruch anfocht. In der Sitzung des Schöffengerichts kam es wegen der Art, wie der Amtsanwalt, von D., und der Vorsitzende, Assessor F., den „Sozialdemokraten“ behandelte, zu einer Auseinandersetzung.

die E. eine Ungebührstrafe eintrug. Der Einspruch E.'s wegen des Strafmandats wurde verworfen.

Gegen den Amtsanwalt erhob E. nun die **Beleidigungsklage**, indem er geltend machte:

Der Amtsanwalt habe im Schlußplaidoyer, in dem er für die höchste Strafe von sechs Wochen Haft eintrat, gesagt:

„E. ist **eine der verkommenen Existenzen, die zu der Sozialdemokratie gehen, um den Dummen das Geld aus der Tasche zu nehmen, weil sie keine Lust zur ordentlichen Arbeit mehr haben.** Er ist ein gemeingefährlicher Mensch und muß unschädlich gemacht werden. E. provoziert absichtlich Streitigkeiten mit der Polizei, um Gerichtsverhandlungen herbeizuführen, die in die Zeitung kämen und ihm Vorteil brächten." —

Das Amtsgericht eröffnete auch das Verfahren, der Oberstaatsanwalt zu Hamm erhob dann aber den Konflikt, so daß das Verfahren vorläufig eingestellt werden mußte.

Der Oberstaatsanwalt verlangte im Konfliktsbeschluß die endgiltige Einstellung des Privat-Klageverfahrens, weil sich der Amtsanwalt mit seinen Ausführungen, die sich auf eine Information des Polizeikommissars stützten, **durchaus im Rahmen seiner Amtsbefugnisse** gehalten habe.

Die „Information" des Polizeikommissars lautete: „E. ist ein **ganz verkommener Mensch.** Er hatte früher beim Rechtsanwalt K. eine gute Stellung als Bureauvorsteher, ist **weggejagt** worden und hat sich der Sozialdemokratie zugewendet. Er sei zu einer ihrer Hauptstützen geworden, wohl aber nur **Geschäftssozialist.** Er hat ein eignes Bureau gegründet und hat großen Zulauf. Er **zieht den Arbeitern das Geld aus der Tasche** und wiegelt die Leute auf, wo er nur kann, aber stets so, daß er nicht zu fassen ist. Die Polizei hat eine große Last mit ihm."

Die Klage E.'s, den Konflikt für nicht begründet zu erklären, damit ihm Gelegenheit gegeben würde, den Amtsanwalt wegen öffentlicher verleumderischer Beleidigung vor Gericht zu citieren, wurde vor dem ersten Senat des Oberverwaltungsgerichts verhandelt. Der Anwalt E.'s führte aus, daß der Vorwurf, E. und viele andere Sozialistenführer glaubten nicht an das, was sie vertreten, eine so schwere Beleidigung sei, daß sie mit parlamentarischen Ausdrücken überhaupt nicht mehr zu kennzeichnen wäre. Zudem sei dieser Vorwurf geradezu wider besseres Wissen erhoben worden. Denn es sei in Dortmund allgemein bekannt, daß E. eine ausgebreitete Praxis als Schriftenverfasser, namentlich in Unfallsachen, sowie in Zivil- und Strafsachen habe. Daraus ziehe er seinen Erwerb. Aus seiner politischen Thätigkeit in der sozialdemokratischen Partei ziehe er **keinerlei** Einkünfte. Im **Gegenteil koste sie ihm Geld**, weil er häufig Reisen mache. Das Eintrittsgeld zu den sozialdemokratischen Versammlungen, in denen er Vorträge halte, fließe in die Parteikasse, **nicht** in

die Tasche des Klägers. Wenn der Oberstaatsanwalt ferner sage, die Aeußerungen des Amtsanwalts könnten zu schlimm nicht gewesen sein, denn sonst hätte wohl der Vorsitzende, Assessor F., eingegriffen, so sei zu erwidern, daß dieser Assessor F. selbst wegen seiner Art, zu verhandeln und sogar vor Schimpfworten nicht zurückzuschrecken, stets Aergernis erregt habe und auch kürzlich auf vielfache Beschwerden aus dem Publikum wie aus Rechtsanwaltskreisen vom Oberlandesgerichts-Präsidenten seiner Stellung enthoben und in eine Zivilabteilung versetzt worden sei.

Trotzdem erklärte das Oberverwaltungsgericht den Konflikt für begründet, so daß das Verfahren gegen den Amtsanwalt endgültig einzustellen ist.

Die Urteilsbegründung ging dahin:

Es komme nur darauf an, ob objektiv eine Amtsüberschreitung des Amtsanwalts vorliege. Das verneine das Gericht. Es gehe davon aus, daß der Vertreter der Anklagebehörde Ausführungen allgemeiner Art über die Persönlichkeit der Beschuldigten machen dürfe. Hier lagen derartige Ausführungen um so näher, als sich der Amtsanwalt bewogen fühlte, die höchste Strafe von sechs Wochen Haft zu beantragen (es wurden 30 Mark Geldstrafe verhängt) und ihm daran liegen mußte, die Persönlichkeit des damaligen Angeklagten in das seines Erachtens richtige Licht zu setzen. Dazu habe er sich bewogen gefühlt durch seine Annahme, daß der Angeklagte den Streit mit den Schutzleuten vom Zaune gebrochen habe, und durch das hartnäckige Leugnen der Schuld durch E., sowie auch, weil der Amtsanwalt glaubte (!), einen inneren Zusammenhang zu sehen zwischen der prononcierten Stellung des jetzigen Privatklägers als eines sozialdemokratischen Agitators und dem fraglichen nächtlichen Vorgange. Zu seinen Aeußerungen habe der Amtsanwalt eine ausreichende Grundlage in dem ihm erstatteten Bericht des Polizeikommissars gehabt. Etwas anderes habe er nicht vorgetragen. — Was einzelne der Aeußerungen anlange, so halte sie der Gerichtshof für gar nicht so schlimm, wie E. thue. Wenn der Amtsanwalt von Führern der Sozialdemokratie spreche, die als Feinde von Thron, Religion ꝛc. gemeingefährlich seien und unschädlich gemacht werden müßten, dann sei das „gemeingefährlich" nicht allgemein angewandt, sondern enthalte nur ein Urteil des Amtsanwalts über die seiner Meinung nach bedrohlichen Tendenzen der Sozialdemokratie. Und durch die Worte, E. sei zur Sozialdemokratie gegangen, um den Dummen das Geld aus den Taschen zu ziehen, solle nicht auf betrügerische Manipulationen hingedeutet werden. Der Amtsanwalt wolle damit vielmehr nur seine aus dem Bericht des Polizeikommissars gewonnene Annahme aussprechen, daß der Privatkläger aus seiner Stellung in der Sozialdemokratie eine Einnahmequelle zu machen suche, daß er in der Partei seinen Erwerb suche, indem er Schriften für die Partei und ihre Anhänger verfasse und dergleichen mehr. — Die Worte aber, daß E. eine andere Meinung habe, als er vertrete, scheiden hier aus, weil sie — nicht in der Privatklage genannt seien. —

Hiezu schreibt der „Vorwärts“ u. a.:

. . . „Eines kann man auch von einem Staatsanwalt verlangen: daß er sich bewußt bleibt, daß er einem wehrlosen Angeklagten übermächtig gegenübersteht, und daß er — nach den Grundsätzen allgemeiner Moral — um so mehr Zurückhaltung üben muß, je größer seine Macht und je wehrloser der Gegner ist. Selbst einem Verbrecher schuldet der Staatsanwalt noch eine menschliche Behandlung. Wie kann er es da über sich gewinnen, einen unbescholtenen Bürger, den ein völlig harmloser Verstoß vor Gericht führt, auf ein Polizeiattest hin als vollständigen Lumpen zu brandmarken. Es herrschen seltsame Vorstellungen von Ritterlichkeit in manchen Kreisen.

„Die reaktionäre Presse spricht gern davon, daß es notwendig sei, den Schutz gegen Ehrenkränkungen zu verschärfen. Nach dem jetzigen Urteil des Oberverwaltungsgerichts scheint es in erster Linie notwendig, Schutz gegen Ehrenkränkungen seitens der Staatsanwälte zu schaffen. Denn dieses Urteil liefert — wenigstens sozialdemokratische — Angeklagte völlig schutzlos den standesgemäßen Meinungen und Umgangsgepflogenheiten der Staatsanwälte aus. Solch ein Beamter darf einem — etwa wegen groben Unfugs vor Gericht zitierten Ehrenmann — Beleidigungen ins Gesicht schleudern, die mit schweren Gefängnisstrafen geahndet würden, sobald sie gegen einen Staatsanwalt erhoben würden, selbst dann, wenn sie begründet wären. Das Oberverwaltungsgericht findet nichts in solchen staatsanwaltlichen Selbstbekenntnissen. Vor Gericht ist ein Sozialdemokrat jeder noch so verkehrten Einbildung des Staatsanwalts ausgeliefert. Seine Ehre ist vogelfrei, und zugleich die Ehre seiner Parteigenossen. Das Oberverwaltungsgericht hält das durchaus für eine berechtigte Ausübung amtlicher Befugnisse.

„. . . Die weitere Folge muß sein, daß die von solchen staatsanwaltlichen Uebergriffen betroffenen Personen vor Gericht sich wehren und — gemäß dem Schutzparagraphen 199 des Strafgesetzbuchs — die Beleidigung ‚auf der Stelle‘ erwidern. Für eine geordnete und ruhige Rechtspflege dürften solche Verhältnisse nicht ersprießlich sein.“

* * *

Im April d. Js. hatte ein Marinesoldat in Kiel am hellen Tage in belebtester Gegend der Stadt einen Schlosserlehrling angefallen, ihm mehrere Messerstiche in den Unterleib versetzt und den besinnungslos am Boden Liegenden so lange mit Fußtritten traktiert, bis er den Geist aufgab. Die allgemeine Empörung, die die viehische That in der Kieler Bevölkerung erregt hatte, wurde noch gesteigert, als bekannt wurde, daß das Kriegsgericht das Verbrechen mit einer Strafe von vier Jahren Gefängnis für gesühnt erachtete. Auf diese Vorgänge nahm in höchst eigenartiger Weise eine Gerichtsverhandlung Bezug, die kürzlich vor dem Kriegsgericht der Ersten Marine-Inspektion stattfand. Angeklagt waren der Oberheizer Sch. und der Matrose Z., beide vom Tender „Hay“, ersterer wegen körperlicher Mißhandlung, letzterer wegen Gefangenen-

befreiung. „Es handelt sich“, berichtet der „Vorwärts“, „um eine jener Anrempelungen, deren sich die Kieler Zivilbevölkerung fast tagtäglich von den Marinern zu versehen hat, und die zwei Tage nach der eingangs erwähnten Unthat passiert war. Der Angeklagte Sch. hatte in einer der Hafenstraßen einen von der Arbeit kommenden Werftarbeiter angestoßen und war, als dieser sich das verbat, über ihn hergefallen und hatte ihm mehrere Schläge ins Gesicht versetzt, so daß ihm das Blut aus der Nase floß und er taumelnd zur Erde stürzte. Es entstand ein Menschenauflauf, ein Schutzmann kam hinzu und verhaftete den Angreifer. Der Schutzmann rief der Menge zu, er werde von seiner Waffe Gebrauch machen, wenn man seinen Arrestanten belästige. Auf dem Wege zur Wache suchte der Angeklagte Z. seinen Maaten zu befreien. Als Zeugen sind geladen der Schutzmann, der überfallene Arbeiter und drei weitere Zivilisten sowie ein Matrose, die Augenzeugen des Vorfalls gewesen. Der Schutzmann und die vier Zivilzeugen schilderten die Vorgänge im Sinne der Anklage wie dargestellt. Der Matrose machte entlastende Aussagen. Das Gericht beschloß, entgegen dem lebhaften Widerspruch des Anklägers, sämtliche vier Zivilzeugen samt dem Schutzmann unvereidigt zu lassen; sie seien wegen Animosität gegen die Marine nicht glaubwürdig. Der Matrose wurde vereidigt. Natürlich erfolgte daraufhin die Freisprechung der Angeklagten, trotzdem Sch., der erst alles abgeleugnet hatte, kurz vor der Urteilsverkündigung sich verplapperte und zugab, den Arbeiter angerempelt, wenn auch nicht zuerst geschlagen zu haben. Als erschwerender Umstand für die Unglaubwürdigkeit des Hauptbelastungszeugen, des Mißhandelten, wurde im Urteil dessen Vorstrafe wegen Körperverletzung angeführt. Der Angeklagte Sch. aber, dessen Aussagen das Gericht mehr Glauben schenkte als sämtlichen zivilen Belastungszeugen, ist vor Dienstantritt wegen gemeinsamen Hausfriedensbruchs, Diebstahls, Betrugs u. s. w. mehrfach vorbestraft.“

* * *

Aus Dresden meldet die „Leipziger Volkszeitung“: Ein nächtliches Rencontre zwischen einem Militärbeamten und einem Gendarmen war der Gegenstand einer umfänglichen Verhandlung vor dem hiesigen Kriegsgericht der dritten Division Nr. 32. Der Intendantursekretär H. von der Intendantur des 12. Armeekorps hatte sich wegen Beamtenbeleidigung, Widerstandes gegen die Staatsgewalt, thätlichen Angriffs und ruhestörenden Lärms zu verantworten. Der Angeklagte hatte in der Nacht zum 26. Februar in einem Hotel auf der Königsbrücker Straße mit mehreren Offizieren und seinem Vater tüchtig gezecht und verübte nun beim Hinaustreten auf die Straße dermaßen Skandal, daß sich der Gendarm L. zum Einschreiten veranlaßt sah. Auf die Aufforderung, ruhig zu sein, fuhr ihn der Krakeeler mit den Worten an: „Sie haben mir gar nichts zu sagen, bei mir zählt ein Gendarm überhaupt nichts. Ich bin Militärbeamter im Leutnantsrange, während Sie höchstens

Sergeant gewesen sind. Weiter haben Sie es nicht gebracht, sonst würden Sie sich nicht für 85 Mark in die Gendarmerie stellen. Sie sind gar nichts vor meinen Augen." Der Angeklagte nannte dem Schutzmann auch nicht seinen Namen, noch viel weniger ging er freiwillig zur Polizeiwache mit. Als der Gendarm den Widerspenstigen anfassen wollte, schlug dieser mit den Fäusten ein. Erst mit Hilfe eines Straßenpassanten konnte H. ein Stück fortgeschleppt werden. Der Transport des Gefangenen war sehr schwierig. Wiederholt versuchte der Angeklagte zu fliehen, wurde aber stets wieder eingeholt, wohl ca. viermal ließ ihn der Gendarm, dem die ganze Geschichte außerordentlich peinlich war, wieder laufen, allein H. hörte mit Schimpfen und Lärmen nicht auf. Erst als ein zweiter Gendarm hinzugerufen wurde, gab der Angeklagte nach nochmaligem heftigen Widerstand sein Skandalieren auf und legitimierte sich durch eine — Visitenkarte. Nach der Wache wurde er nicht geschafft. Nach Schilderung des Gendarmen L. hat sich H. so roh und gemein benommen, daß er glaubte, einen Mann aus dem niedersten Stande vor sich zu haben. Nach seiner und anderer Zeugen Ansicht war H. höchstens angetrunken, denn er konnte gut und schnell laufen und auch klare Antworten geben. Angeklagter selbst will sich auf nichts mehr besinnen können, da er sinnlos betrunken gewesen sei. Nach dem Gutachten des sachverständigen Stabsarztes ist H. bei Begehung der That nicht zurechnungsfähig gewesen. Angeklagter sei Neurastheniker und Epileptiker, zudem auch erblich belastet. Bei epileptisch veranlagten Personen komme es aber oft vor, daß sie von pathologischen Traum- und Dämmerungszuständen befallen werden, von denen andere gar nichts merkten. Infolgedessen wird der Angeklagte freigesprochen.

* * *

Vor dem Breslauer Oberkriegsgericht des VI. Armeekorps stand wegen grober Mißhandlungen von Zivilisten mit der Waffe der Ulan P. vom Regiment Katzler in Gleiwitz. Der Vaterlandsverteidiger war wegen obiger Delikte am 13. Juni vom Kriegsgericht der 12. Division in Neiße zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden, hatte aber gegen dieses Urteil Berufung eingelegt. Am zweiten Osterfeiertag hatte der Vaterlandsverteidiger Lust, sich mit Zivilisten zu reiben. Die Gelegenheit schien ihm günstig, als am Abend der Arbeiter S. ihn höflich um Feuer für seine Zigarre bat. Grob antwortete der Ulan: „Für Sie habe ich kein Feuer." Als der Zivilist sagte, er solle sich nicht aufregen, ging der Ulan mit gezogenem Säbel auf den Zivilisten los. Dessen aus dem Hause kommende Mutter, eine alte Frau, die den Ulan bat, er solle vernünftig sein, hieb er mit der scharfen Seite des Säbels so blutig, daß sie dreizehn Wochen krank war und jetzt um fünfzig Prozent weniger arbeitsfähig ist. Nun kam der Arbeiter W. aus der Wohnung und redete dem Ulan zu, nicht mit dem Säbel zu schlagen und die alte Frau nicht so zu massakrieren. Da antwortete

der Soldat: „Was, Sie wollen auch noch was haben?" und versetzte dem zweiten Zivilisten zwei wuchtige Schläge mit der scharfen Säbelseite, daß er blutüberströmt besinnungslos zusammenbrach. Die Kopfhaut war samt Knochen durchgeschlagen und das Gehirn bloßgelegt. Er ward ins Krankenhaus geschafft, wo er vier Wochen behandelt wurde. Die Aerzte glaubten zuerst, der so schwer Verletzte würde sterben. Er hat jetzt noch oft starke Schmerzen, kann nicht arbeiten und die Folgen sind nach Aussage des Sachverständigen nicht abzusehen. Es kann noch Tod oder geistige Umnachtung eintreten. Nach der Schlacht rühmte sich der Held des Abends noch zu einem Kameraden, er habe Zivilisten verdroschen. Der Verteidiger beantragte mildere Bestrafung, der Vertreter der Anklage, Kriegsgerichtsrat T., Verwerfung der Berufung. Das Oberkriegsgericht verurteilte den Schläger zu einem Jahr Gefängnis.

Ein Jahr, und nur Gefängnis, dem tapferen Vaterlandsverteidiger, der seinen kühnen Mut im Blute einer alten, schwachen Frau gekühlt, einen wehrlosen Zivilisten für Lebenszeit unglücklich gemacht, wenn nicht getötet hat und sich dieser „Schneidigkeit" hinterher noch rühmt!

* * *

Ich schätze die Urteilskraft und das Gerechtigkeitsgefühl meiner Leser zu hoch, als daß ich sie meinerseits noch mit einem Kommentar zu den mitgeteilten Fällen behelligen möchte. Nur mit dem beliebten Einwande wolle man mir nicht kommen, als ob es sich hier um „vereinzelte" Fälle, um die, ach, so bequemen „Ausnahmen" handele. Es sind leider keine Ausnahmen, zu Dutzenden lassen sie sich zusammenstellen, nur darf man sie freilich nicht nur in seinem „staatserhaltenden" Leibblatte suchen. Wo die eigentlichen Quellen der stetig wachsenden Verbitterung und Unzufriedenheit liegen, aus welchem Boden die wahren Mächte des Umsturzes emporwachsen, kann man nirgend besser beobachten, als an den rechtlichen Zuständen eines Volkes. Justitia fundamentum regnorum. An dieser Losung sollte doch jeder Bekenner einer sittlichen Weltanschauung unerschütterlich festhalten, gleichviel ob man ihn zu den roten Revolutionären oder zu den schwarzen Reaktionären werfen möchte. Denn bitter not thut uns in diesen Zeitläuften, in denen ein „ruchloser Optimismus" alles im lieben Vaterlande groß und schön und herrlich findet und sich immer fester die Binde um die Augen zieht, wo sie Häßliches und Unbequemes erspähen könnten, — bitter not thut uns der Mut der Selbsterkenntnis, der allein die frische, fröhliche, befreiende That gebiert. Schönfärberei und echter Optimismus sind zwei sehr verschiedene Dinge, die man leider nur zu gern verwechselt. Die eine ist ein dürftiger und vergänglicher Notbehelf innerer Schwäche, der andere entspringt der selbstbewußten Kraft und dem felsenfesten Vertrauen: es ist kein Uebel so groß, daß es nicht mit Erfolg bekämpft werden könnte, wenn es nur ehrlich erkannt und mit kräftiger Faust an der Wurzel gepackt wird.



Kirmes.

Zu unserer Kunstbeilage.

Die unvollkommene Musik des Dudelsackes lockt jung und alt, alle Dorfbewohner zum Kirmestanz. Die kirchliche Feier ist abgethan, am Stamme der Eiche hängt unbeachtet das Muttergottesbild, und das Wirtshaus prangt mit der mächtigen Engelsfahne wohl nicht, um zur Vesper zu laden. Vielmehr wird den guten Vlamen nach Wochen harter Arbeit ein derbes Fest gegönnt, wie es ihnen behagt. Piet und Griet fassen sich bei der Hand und eilen stampfend, johlend in den Reigen. Wer atemlos geworden ist, der zecht, zankt, küßt an den breiten Tischen — urwüchsiger Genuß herrscht überall. Und mit entsprechendem Vergnügen hat Peter Brueghel diese Scene mitempfunden und wiedergegeben! Es war keine geringe Leistung, in einer Zeit, die das Genrebild noch kaum kannte, ein so lebendiges Kunstwerk zu schaffen. Dieser Peter Brueghel, der älteste der bekannten Künstlerfamilie in Antwerpen und Brüssel — er ist etwa 1525 geboren und 1569 gestorben — ist ein Meister scharfer Beobachtung und scharfer Zeichnung. Seine Farben- und seine Schattengebung ist ja etwas hart, was selbst unsere Photogravüre erkennen läßt; aber um so bedeutender ist der Ausdruck, den er seinen Figuren, seinen Gruppen verleiht. Für ihn löst sich jeder Vorgang in Genrescenen auf, und in diese legt er, ein tiefer Menschenkenner, die mannigfaltigsten Charaktere. Wer sich in dieses Bauernvolk betrachtend versenkt, wird überrascht sein von dem Reichtum und der Wahrheit seiner Gemütsbewegungen und Aeußerungen. **W. v. B.**

Briefe.

M. G., K. (Sa.). — E. P., D. — L. v. B. — M. G., B. — J. M., S. — H. M., W. — T. R., L. b. C. Verbindl. Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

H. K., B. Verbindl. Dank für das „Zeichen der Zeit“.

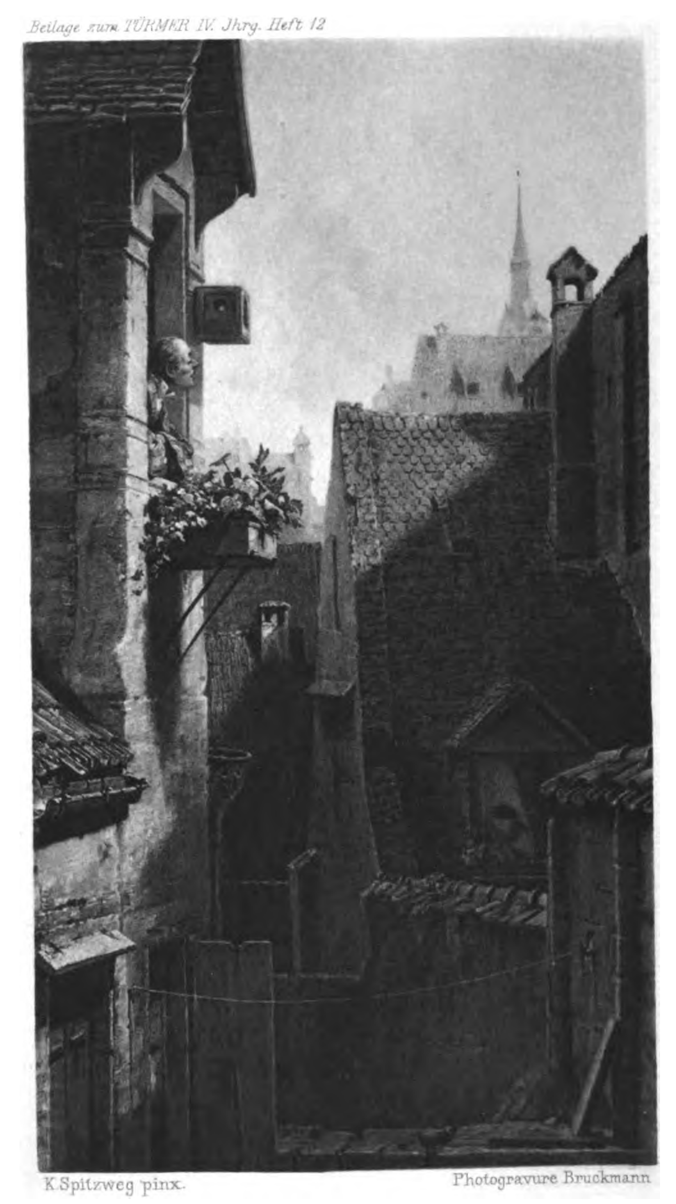
W. B. in A. Das Urteil über unsern Schiller in der neuen „Geschichte der deutschen Litteratur“ von Adolf Bartels verdient allerdings niedriger gehängt zu werden: „Unzweifelhaft, er lebt noch, obgleich er seinen Rang als Nationaldichter längst an Goethe hat abtreten müssen, aber für die ästhetisch Gebildeten ist er durchaus eine historische Persönlichkeit und zwar eine, an deren Schaffen man sich nicht mehr mit vollem Behagen hingeben kann, da gewisse Anforderungen, die man an die Poesie stellt und stellen muß, nicht erfüllt sind; für Volk und Jugend jedoch ist er als Erzieher noch unentbehrlich und in einem gewissen Stadium der Erziehung nach wie vor der fortreißende Dichter und Mensch.“ Also, wie Sie richtig bemerken, „ein Dichter zweiter Güte, just noch gut genug, unreifen jungen Leuten allerlei Ideale vorzumalen, aber doch lange nicht genügend für vernünftige Leute und ästhetisch Gebildete“. Und mit diesem Urteil hat Herr Bartels, wie sein enthusiastischer Bewunderer in den Altonaer Nachrichten verkündet, die Schillerfrage zum Abschluß gebracht. Freilich: „Goethe hat anders über Schiller geurteilt“. Auf den zweiten Punkt Ihres Briefes kommt der T. noch einmal ausführlich zurück. Freundlichsten Gruß!

F. B., P. Für Ihre freundliche Zuschrift und den Eifer, mit dem Sie für die Türmersache Freunde werben, vielen Dank. Zu Lenaus Gedächtnistage wollen wir dichterisch schon lieber — den Dichter selbst zum Worte kommen lassen. In Prosa hat ja, wie Sie sehen, Fritz Lienhard dem Dichter gerecht zu werden versucht. Verbindl. Gruß.

E. F., F. i. B. Besten Dank für die Karte, die den T. aufrichtig erfreut hat.

H. L. i. Z. Verbindlichen Dank für das freundliche Interesse. Wir kommen auf Ihren Brief im nächsten Hefte zurück.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



K. Spitzweg pinx. Photogravure Bruckmann

EIN HYPOCHONDER



IV. Jahrg. September 1902. Heft 12.

Ein Lied von ewigen Dingen.

Erzählung aus der Einsamkeit
von
Peter Rosegger.

Endlich bin ich da. Da, wo ich schon lange sein wollte, weil mich hier niemand findet. Und das erste, was ich hier thue, ist, es der Welt hinauszuschreiben, wo ich bin.

Freilich mit Sicherheit, daß sie, die es lesen, mich allein lassen werden. Denn sie müßten — um hierherzukommen — abweichen von der schönen breiten Straße, die man mit dem Dampfwagen befahren kann, oder mit dem Selbstwagen, oder mit dem Rade, oder mit flinken Rößlein. Sie müßten einen steinigen Weg durchs Seitenthal hinauf suchen, aber endlich auch von diesem abweichen, um einen schmalen Fußsteig zu betreten, der sehr ruppig und holperig ist. Und auch auf diesem holprigen Fußsteige dürften sie nicht immer fortgehen, dürften nicht über die schöne Bergwiese hin zur Sennhütte, sondern müßten den Hang emporklettern gerade dort, wo er von wildestem Schlinggebüsche bewuchert ist. Dann müßten sie über abhängige steinige Platten kriechen, die feucht und schlüpfrig sind, und müßten hinter dem Grate über Geröll niederfahren, daß die Schuhnägel Funken sprühen, weil es wohl schon dunkel wird. Dann müßten sie einen tiefschluchtigen Wildbach übersteigen, der

so weiß wie Milch an den schwarzen Steinen zerschellt — und mehr Wasserfall ist, als Bach. Der Sturm hat einen Baumstamm darüber hingeworfen, an dem stellenweise noch die Rindenfetzen hängen und aus dessen Splint der Moder rieselt, wenn der darauftretende Menschenfuß ihn erschüttert. Der Steg ist kirchturmhoch über dem Wasser und aus dem Hange des Abgrundes ragen Lärchen- und Birkenwipfel herauf. Ueber diesen schiefen Steg müßten sie hinangehen bis ans andere Ufer, um dann an einer senkrechten Wand zu stehen, die zur Rechten in den wilden Bach stürzt, zur Linken etliche Steinvorsprünge hat, die der Ungeübte nur in der Nacht erklettern kann: am Tage würde ihn der Schwindel in den Abgrund ziehen. Die Höhe erklommen, müßten sie endlich das unendliche Geflechte eines Knieholzurwaldes durchbrechen, am besten kriechend wie Nattern unter dem nadeligen Gefilze hin, oder mit dem Beil eine Gasse hauend, die in kurzem wieder verwachsen und verloren ist.

Wäre das alles überwunden, dann stünden sie auf einer weiten Hochebene, auf der die glatten grünen Matten hingelegt sind mit ihren leuchtenden Blumenteppichen. Nach der einen Seite hin wird die Hochebene begrenzt von einem weißen Felsenriffe, über dem manchmal das Silberblättchen eines Geiers kreist; nach der anderen Seite hin schließt ein dunkler zackiger Streifen den sonnigen Plan. Dieser Streifen ist mein verknorpelter Kruswald. Er hat ganz niederes Bestände, aus dem viele dürre Wipfelspitzen aufragen; an manchen dieser knochenfarbigen Spitzen hängen noch einige Astfetzen, alle nach einer Seite hin. Auch im Winde bleiben diese Gewipfel starr und regen sich kaum. Wenn man durch den Wald geht und sein vermoderndes Gefälle überklettert und seine Sümpfe durchschreitet, ohne darin stecken zu bleiben, so kommt man auf einen Anger, der rings von dem ruppigen Kiefergezierm umgeben ist. Aus dem spärlichen feinen Grase des Angers stehen da und dort weiße Steinrücken und Platten hervor, die von Wasser und Eis stumpf und glatt geschliffen sind.

Auf einer dieser Platten nun liege ich, wenn sie nicht zu heiß ist, und lasse die Sonne auf mich niederscheinen, und wenn die Wipfel der Umgebung gar so weich summen und rieseln, ohne daß ein Lüftchen an meinen Körper stößt, dann schlummere ich wohl auch ein und werde erst wieder wach, wenn die Dohlen kreischen und über dem schwarzen Gezacke der kühle Mond steht. Dann erhebe ich mich, gehe zwischen den Stämmen hin, trete auf die weißen Blätter und Sterne, durchbreche die weißen Spangen des Mondlichtes und komme zur Hütte.

Dieser ganze Weg dahin ist demnach so reichlich mit Gefahren geziert, daß die Touristenleute sofort aufbrechen würden nach demselben — wenn ich nur erst sagen wollte, in welchem Lande die Gegend liegt. Und das sage ich nicht. Dieser Brief wird neun Stunden davon nicht in den Postkasten geworfen, sondern in die „Ambulanz“ eines Eisenbahnzuges gethan, damit auch der Poststempel kein Verräter werden kann. Ich habe bei der Teilung der Erde die Einsamkeit abbekommen und wehre mich um mein Teil.

Des Morgens, wenn ich aus der Hütte trete, bringt mir die Flora ein Ständchen. Die Alpenblumen aller und aller Art sind in Scharen versammelt, um mir eine wunderbare Farbensymphonie vorzuschweigen. Und wenn ich dann dreißig Schritte hinaustrete über den weichen lieblichen Garten, darf ich den einunddreißigsten Schritt nicht mehr machen, oder ich liege siebenhundert Meter tief unten in Schutt und Schnee — selbst für die Raben zu unbequem, all die Stückchen zusammenzusuchen. Es ist also ratsamer, auf dem hohen Rande stehen zu bleiben und hinauszuschauen in die Landschaft, die von Stufe zu Stufe niedersinkt — von den Wänden zu den Almkaren, von diesen zu den Waldbergen, von diesen zu dem Hügelgelände, das in blauer Ferne sich in unermeßlichen Ebenen verliert. Dort unten sind die Menschen mit ihrer Welt und da heroben ist auch einer mit der seinen. Der Unterschied ist eigentlich so gering, daß beide Welten bloß wie durch einen Heckenzaun von einander geschieden zu sein scheinen — und welch ein Bereich von Wüsten und Schrecknissen liegt dazwischen!

Die Hütte ist seinerzeit für Gemsjäger gebaut worden, aber sie steht zu hoch über den Wänden und der Gemsen Tanzboden ist bekanntlich weniger wagrecht als senkrecht. Das Ding war zu sehr Wolkenkuckucksheim geworden, und da hatte der Jagdherr gemeint, für Poeten. — Aus den Holzschlägen kommt jeden zweiten Tag ein Mann herauf mit Milch, Brot, Eiern und Salz: allemal eine halbe Stunde bleibt er bei mir, um Küche und Stube in stand zu setzen — somit ist das Dasein wieder für eine Weile gesichert. Ich vermisse wenig, aber nichts weniger als die Leute. In den ersten Wochen hatte ich den Mann noch ausgefragt, wie es hergehe unten in der großen Welt der Holzknechthütte, heute brauche ich auch das nicht mehr zu wissen. Und nichts vermisse ich mehr als das Wasser. Unter einem Stein sickert zwar ein Brünnlein hervor, aber so leise, daß ich's oft nicht verstehen kann, was es sagt. Eine Gegend, die kein Wasserrauschen hat, ist eine taubstumme Person. Allerhand Gesten mag sie machen, aber so recht vom Herzen zum Herzen geht sie nicht. Durch den Mangel des Wasserrauschens verliert man beinahe mehr, als man durch den Mangel des Leuteplauschens gewinnt. Es giebt einige Menschen, die sich in Leutegesellschaft nur halb empfinden, die erst ganze Menschen werden, wenn sie mit sich allein sind. Aber auch solche müssen ein äußeres Lockmittel haben, um den ganzen Menschen aus sich hervorzuwinken. Der Vogelsang, der Gemsenpfiff, der Hirschenschrei vermag's nicht immer, das sind persönliche Angelegenheiten dieser Tiere. Hingegen die lebendigen Laute lebloser Dinge führen wieder eine Sprache, die dem Menschen unter Umständen mehr sagen kann als die, so von seiner Zunge kommt.

Wenn aber hier oben das Wasser schweigt, so reden die Lüfte. Die Lüfte mit ihrem weichen Säuseln im Gewipfel und ihrem Brausen in den Stämmen, mit ihrem Pfeifen in den Rissen und ihrem Stöhnen in den Felskaminen, mit ihrem Rollen in den Karen und ihrem Tosen an den Kämmen

— die Lüfte mit ihrem ungeheuren Klagelied, wenn der Sturm sie niederwirft in Kessel und Schluchten — sie haben die Sprache des Weltgerichts. Der schmetternde Blitzschlag ist das Geräusch eines brechenden Stäbchens im Vergleich zu dem ungeheuerlichen Laute des Orkans auf hohem Berge. Es ist mit gar nichts zu vergleichen, als mit sich selbst, und weſſ' Ohr nie unter seiner Macht gezittert hat, der weiß es nicht, was ich meine.

Da kam in einer Nacht — es war nach mehreren feuchtlauen Tagen — ein Gespenstchen an meiner Hütte vorbeigehuscht; ganz leise ächzte ein Fensterbalken, weiter nichts. Dann war es so still, daß ich in der Wand den Holzwurm nagen zu hören glaubte. Das Volk sagt, das wäre die Totenuhr, oder das Totenmannl, und wo es sich anmelde, da — müsse man bald dran glauben. Ich glaubte aber nicht dran, sondern schlief linde ein. Da quixten die Fensterbalken, mehrere auf einmal, und sie quixten das zweitemal, einer begann in seinen Angeln zu rütteln, an die Thür ein dumpfer Schlag. Ich machte Licht, die Flammenlanze der Kerze legte sich seitwärts, bog sich wieder wie ein Haken. Vom Tisch tanzte ein Blatt Papier empor. Aber es ist doch alles gut verschlossen. Die glattgefügten Holzwände sind doppelt und als Zwischenlage ist eine festgestampfte Schichte von Bergheu, ferner haben sie eine Verschalung nach außen und eine nach innen. Die Fenster haben zweifache Verglasung und dicke Balken. Die Decke hat zwei Blockschichten und ein doppeltes Schindeldach. Die Dielen des Fußbodens aus mächtigen Blöcken, zwischen denen man kaum eine Fuge sieht. Woher der Wind, der durch die Stube ging? Aber draußen gab's ja Musik. Weibliche Chöre mußten es sein, die da sangen. Oder war es verhaltenes Weinen, oder das erschreckte Aufschreien einer geängstigten Kinderschar? Oder war es der Todesschrei einer Menschenmenge, die in lichterloh brennender Halle eingeschlossen ist? Plötzlich fast still, dann wie das Dröhnen einer tiefen Orgel, hernach ein Pfeifen, als sausten tausend Riesenpeitschen durch die Luft. Und dann kam der Schlag. Weiter hin auf der Hochebene liegen hausgroße Felsblöcke, ein solcher Block, meinte ich, müsse herangerollt und an die Hütte gestoßen sein. Mich schleuderte es fast aus dem Bette und der Grund schien erschüttert, so daß der Bau einige Augenblicke beinahe schwankte. Dann Ruhe, nur das gleichmäßige Brausen eines fernen Stromes. Ich kleidete mich an, um hinauszugehen und nachzuschauen, was geschehen war. Ich schob von der inneren Thür den hölzernen Querbalken weg, ich sperrte das Eisenschloß auf und öffnete. Als ich dann auch die äußere Thür aufmachen wollte, ging das nicht. Sie war von außen verrammelt, oder es stemmte sich eine Anzahl Männer mit Achseln und Rücken dagegen. Durch einen plötzlichen Ruck gelang es mir doch, die Thür hinauszutauchen, in demselben Augenblick wurde ich in die Kammer zurückgeschleudert, und die Gewandstücke, die an der Wand gehangen, die Hafen und Teller, die auf der Stelle gestanden, die Wandbilder, die Bücher wirbelten über mich umher. Bei einem letzten Auflohen der Kerze sah ich noch, wie die Bettdecke

durch die Stube flatterte, dann war es dunkel, und ununterbrochen brandete und wirbelte es um mich, als würde alles im Strom mit fortgerissen. Der Sturm war in der Stube; durch die Thür hereingefahren, hatte er vor Wut stöhnend und heulend auch von diesem kleinen Raum, der ihm verschlossen bleiben wollte, Besitz ergriffen. Immer wieder raffte ich mich auf und versuchte, die Thür zuzuwerfen, immer wieder wurde ich hingestreckt. Im Winkel hinter der Ofenmauer kauerte ich und war neugierig, was nun geschehen würde. Nichts anderes zu erwarten, als die Behausung würde bersten und die Trümmer mit allem, was drum und dran, würden in den Himmel aufflattern wie dürres Laub im Herbstwind. Ueber der Herdgrube war eine Pfanne gestürzt gewesen, ich stieß zufällig an den Stiel, sie flog auf, die Asche sprühte hin, und Funken darunter, so daß mein Gedanke noch war: das wird ein Fanal, das sie im ganzen Lande sehen! Dann verlor ich mich. — — Ob es mehr war, als ein Schlaf, das weiß ich nicht, aber als ich erwachte, war mir ganz wohl, ich lag hinter dem Ofen und zur offenen Thür schien ein blasses Tageslicht herein auf die Wirrnis. Nicht genug, daß da alles durcheinander geworfen, war die Hütte voll von Sand, dürrem Gezweige und anderem Wust, den der Sturm hereingewirbelt hatte. Die Luft war still und starr und lautlos. Als ich daran ging, die Fensterbalken zu öffnen und Ordnung zu machen, flatterte aus der Tischecke ein schwarzes Ungeheuer auf, schoß an den Wänden umher, bis es den Ausweg fand. Eine Dohle, die der Sturm hereingeworfen, oder die selbst Schutz gesucht hatte in meiner Behausung. Zu meiner großen Verwunderung stand die Hütte unversehrt, aber zwischen der Zimmerung und dem Steingrund waren große Fugen und Spalten, mir ein Zeichen, daß der Bau thatsächlich gelockert und emporgehoben worden war. Der Himmel war trüb und zerrissen, die verknorrten Zwergbäume standen starr und ungebrochen da, nur das dürre Astwerk war herabgeschlagen und bedeckte den Boden. Wenige Stämme waren gebrochen, zu dem alten moderigen Gefälle frisches legend. Die Luft schnitt kalt an meine Wangen. An den Rand ging ich hin und schaute hinab. In der Tiefe lagen langgestreckte schmutziggraue Nebelwulste, die weit ins Land hinauslangten. Zwischen diesen Wulsten schimmerte lichtes Weiß hervor, das ich anfangs auch für Nebel hielt, das aber etwas anderes gewesen ist.

Als in der Hütte alles in Stand gesetzt war, mit Ausnahme eines zerbrochenen Fensters, und als im Ofen Feuer brüllte, saß ich da und sann einmal nach über die Gewalt dieser Nacht. Ich fühlte mich wunderlich bewegt und getragen und plötzlich kam's mir an: das ist ein Lied gewesen! Ein Lied von ewigen Dingen. Eins, wie es schon lange in mir war, wie es mich gedrückt hatte und wie ich es doch nicht zu heben vermochte. Jetzt war es frei und leicht in mir, das Lied war gesungen, das in menschlichen Worten Unfaßbare war ausgesprochen worden. Ich kann's nicht näher erklären — muß schon jeder in sich selbst hinabsteigen und die Spuren suchen.

Am Nachmittag desselben Tages kam mein Holzknecht wieder herauf: er hatte eine zuckende Hast an sich, er müsse doch sehen, ob die Hütte noch stünde. Es sei spaßig, da auf der Höhe sei Sommer und drunten im Thal sei Winter. Für die Bauern hebe jetzt die gute Zeit an, sie brauchten dies Jahr nicht zu heuen und nicht zu schnitten. Eis und Schnee hätten schon alles besorgt, das liege schuhtief über Wiese und Feld. Hingegen werde es Fleischtöpfe geben wie in Aegypten, denn das Vieh würde alles geschlachtet werden; weil es nichts zu fressen habe, so müsse es selbst gefressen werden. Besonders fein habe es der Doblbrock. Der könne gleich das ganze Karwies-thal zur Tafel laden, so viel Fleisch habe er im Haus, denn sonst werde es riechend. Dem Doblbrock habe der Schnee den Sommerstall eingedrückt und der habe ihm sein ganzes Rindvieh erschlagen. Der Doblbrock sei auch völlig aus dem Häusel über den Glücksfall, der ihn getroffen. Da er ohnehin zeit-weise ganz hintersinnig sei und nicht recht im Kopf!

„Schade, daß es dich nicht getroffen hat,“ sagte ich zu meinem Haus-wart, „weil du eine solche Freude dran hast.“

„Hau, mir kann nix geschehen!“ antwortete er sich in die Brust werfend. Wie andere auf ihren Besitz stolz sind, so ist es mein Holzknecht auf seine Hablosigkeit. Er habe sich prächtig unterhalten bei der Nacht, als der ganz' Teufel niedergegangen ist. Vorgekommen ist's einem grad, als wie wenn ein schweres Tuch thät einfallen und die Geister zerreißen es in hunderttausend Fetzen. Schier lustig haben die gebrochenen Baumwipfel herumgetanzt im Eis- und Schneesturm und man möcht' am liebsten mittanzen. Auf einmal, erzählte der Holzknecht weiter, „ist der Schnalzer, wirft's mich hin und denk mir: Gut ist's, jetzt hat dich der Blitz derschlagen. Hab' noch gesehen, als wie wenn die Wand auf mich wollt' herfallen, eine schwefelgrüne Wand. Nachher hat's mir in den Händen so gebremselt und fallen mir die Füß' ein: Hast denn keine Füß' mehr? die sind schon hin, wirst gleich als ganzer hin sein. Hat mich gewundert, daß ich alleweil noch leb', aber kalt ist mir gewesen über und über und draußen hat der Lärchbaum gebrannt wie eine Pechfackel.“

„Also der Blitz hat dich getroffen?“ rief ich aus.

„Nit getroffen, gefehlt hat er mich. Und der Sturm hat 's Feuer hin-gejagt auf die andere Seite, sonst thät unser Gschloß auch nimmer stehen. Der Meisterknecht hat fleißig Wind gefüttert — hat Mehl vor die Thür ge-streut und ich sag': So laß sie nur austoben, die Bestie. Gefallt's dir denn nit, das lustige Gspiel? Angst haben sie gehabt, die Letfeigen — ich glaub' gar um ihr lieb's Leben. Muß schon was Rechtes sein, um so ein Holzknecht-leben, wem's gefallt! Mir gefallt's ja auch, drum mag ich's nit verschandeln mit Aengsten und Fürchten. Ein Leben, wo man sich alleweil fürchten muß, thät mir eh nit gefallen. — Ist das däsmal die ganz Wäsch, Herr?“ Er wog das Päckchen Linnenzeug an der Hand.

„Ja, Heinrich, diesmal giebts nicht mehr, hab' gestern selber Waschtag gehalten, weil es so schwitzig war die Tage her.“

Nun gesellte sich unseren tiefsinnigen Gesprächen noch ein dritter Philosoph. Mit dem war aber nicht viel anzufangen. Ein zerfahrener Gesell, den fetzigen Strohhut hinten am Nacken, die fuchsigen Haare klebten ihm auf der breiten Stirn, die Augen standen hervor, unter denselben große Säcke. Der rote Schnurrbart hing so buschig nieder, daß kein Mund zu sehen war; mit einer dünnen Stimme preßte er zwischen den Zähnen sein Anliegen hervor, so verbissen und hämisch, als wollte er uns mit verantwortlich machen für das, was ihm geschehen. Der Dodlbrock war's, dem der Sturm den Stall und der Stall die Rinder erschlagen hatte. Unten an seiner Elendstätte hatte er alles liegen und stehen lassen und war auf die Höhe gekommen, unsern Herrgott zu suchen. Da heroben mußte er doch irgendwo sein, denn von hier hatte er hinabgearbeitet. Rachgierig schnob der Mensch gegen den Herrgott. Kann sich der Schwache rächen?

„Du Holzknecht," sagte er mit einer fast zärtlichen Stimme, „weißt mir nix, daß ich den Herrgott — weißt, weil er mir jetzt das hat angethan — weißt, ich möcht' ihn glutpfannheiß beleidigen. Wohl, wohl! Recht scharf beleidigen, den da oben!" Er duckte sich nieder, seine Hände zitterten, seine Stirnader wurde wie ein Strick. Er will den Herrgott beleidigen.

Wir anderen wollten etwas sagen, beiden stockte der Atem. Meine Seele tastete im Dunkeln seinen Gedanken nach, diesen wilden, tollen Gedanken. Seinen Fleiß, seine Arbeit und Plag ein Leben lang, seine Gutheit, sein Gottvertrauen. Und jetzt vernichtet ihm der Obere auf einmal allen Besitz, alle Freude, wirft ihn in den Spott des Elends. Für was? Kein Mensch wäre zu finden auf der weiten Welt, der das seinem größten Feind möcht' anthun! Und zieht sich nun hinter alles zurück und läßt sich nicht sehen und hat wohl noch seine heimliche Vergnügung darüber, daß er einen armen Bauersmann so schreckbar hat zertreten. Und man kann ihm nicht an. Ja man kann es, in der Schrift steht's, in der Kirche sagen sie's — beleidigen kann man ihn. Und das will er jetzt thun auf eine ausgesuchte Weise, und weiß doch nicht, wie man's anstellt.

Der Holzknecht stützte seinen Ellbogen auf den Stiel des Besens, mit dem er eben die Stubendiele ausfegen wollte, schnalzte mit den bauschigen Lippen und sprach: „Wissen thät' ich's schon, wie man den Herrgott am allerschwersten beleidigen könnt'. Mit den sieben Todsünden ist's nix, die ist er bei den Leuten schon zu sehr gewohnt, da weiß ich was Besseres. Schon immer einmal, wenn ich diese dumme Welt hab' betrachtet, ist's mir eingefallen, den Herrgott kann man nit gröber beleidigen, als wenn man glaubt, daß — daß er ist."

So sagte der Holzknecht und dann fegte er den Kehricht zum Loch hinaus. Der Dodlbrock schaute ungewiß drein. Er hatte die bodenlose Bosheit nicht verstanden.

Dann hat der zerrüttete Mensch sich an mich gewendet. Er habe schon

gehört von mir, und daß ich ein studierter Herr wäre. Ich bewohne gewiß dieses Hochberghaus, um dem Herrgott näher zu sein. Ob er denn nicht auch mir schon was angethan hätte? Oder wie es mit der Sach' eigentlich wäre? Er kenne sich rein schon nicht mehr aus; vielleicht wäre es dem Obern unangenehm, wenn er, der Dodlbrock, jetzt da hinüber ginge und sich in den Abgrund stürzte? Da der Mensch so sprach, lugte er mich zagend und mißtrauisch von der Seite an, ob es wohl nicht am Ende ein Unrechter ist, an den er sich wendet.

„Guter Freund," sagte ich dann, „so wichtige Sachen bespricht man nicht stehend. Da müssen wir uns schon zum Tisch setzen und ein Glasel Enzian trinken." Und als er so weit war, stellte ich ihm das Ding dar: „Weißt, mein Mensch. Ist der Herrgott so böse, wie du meinst, so wird er sich nur freuen, wenn du dich hinabstürzest. Na den Gefallen thät' ich ihm nicht. Mit dem Herrgott, das ist halt so eine Sach'. Man versteht ihn leicht unrecht. Ich habe so meine besondere Meinung. Einmal hab' ich in einem alten Buch gelesen, daß der Herrgott Leute, die er extra lieb hat. gern recht nahe bei sich haben möchte. Es verdrießt ihn, wenn sie an Haus und Hof, an Feld und Vieh hängen und solches Ding lieber haben als ihn. Und wenn sie sich zu arg darin verlieben, so streckt er die Hand aus und nimmt ihnen das Spielzeug weg, daß sie ihr Angesicht wieder einmal ihm zuwenden möchten. Verstehst du das? Sind deine Kinder nicht auch manchmal solche Spielratten, daß sie über das nichtigste Graffelwerk des Vaters vergessen? Hast ihnen nie das Zeug aus den Händen genommen und gesagt: Jetzt, Kinder, merkt einmal auf mich und was ich auch will!"

„Ei he — ei he —" machte der Dodlbrock ganz verwirrt. Ob es Zustimmung oder Ablehnung war?

„Auf dem Berg hätte er dich glücklich heroben," fuhr ich selber bange über meine Rede fort, „wirst es wohl doch merken, daß du ihm heute näher bist als gestern um diese Zeit. Ihn hassen, das ist ihm alleweil noch lieber, als gar nicht an ihn denken. Du hassest ihn nur, weil du glaubst, daß er böse ist. Du hassest also nur das Böse. Und triffst deinen Herrgott nicht und kannst ihn nicht treffen. Er steht nahe hinter deiner und legt dir die Hand auf die Achsel und sagt: Dodlbrock, sei nicht kindisch!"

Er wendete seinen Kopf nach rückwärts und dann vorwurfsvoll gegen mich — daß es etwan nicht wahr sei, was ich gesagt hätte!

„Suchst ihn schon wieder?" fragte ihn der Holzknecht. Dann tippte er mit dem Finger, der aussah wie ein Baumast, so knorrig und braun, an das Enziangläschen: „Ich glaub', da ist er drinnen!"

„Ganz schön," versetzte ich, „drinnen ist da einer, aber nicht der richtige."

Der Dodlbrock stürzte seinen Enzian in die Gurgel, schüttelte sich, zermalmte einen Fluch und ging davon.

„Willst nit auch dein Strohdach mitnehmen?“ rief der Holzknecht und warf ihm den schwarzen Strohhut nach, dessen Krempe zerfasert und zerfressen war.

„Geh nur wieder hinab,“ sagte ich noch hinter dem Dodlbrock, „vielleicht begegnest du dem Herrgott unterwegs und ihr vertragt euch miteinander.“

Aus dieser übermütigen Rede ist ein schrecklich prophetisches Wort geworden.

Wir kümmerten uns nicht weiter um den Mann: der Holzknecht ordnete die Hütte und ich wartete schon auf die Stunden habsüchtiger Einsamkeit, da man die Hochwelt mit niemanden zu teilen braucht.

Als der Holzknecht mir für die nächsten Tage etwelche Nahrungsmittel zurecht gemacht und dann noch einiges Herdholz aus dem Gefälle herübergetragen hatte, nahm er seinen Korb auf, rüttelte ihn an den Achseln fest und ging davon. In der Stube war's wieder still und es begann jene köstliche Langweile, in der ein Mensch sich sachte zu finden beginnt, ganz für sich selber hat. Sicher zu sein vor Post und Draht, vor Pflicht und Unterhaltung, vor Feind und Freund, und Zeit haben einmal ganz für die große Natur ringsum, in die man seine Seele gießt, wie in ein kostbares Gefäß, aus dem man in heiligen tiefen Zügen sich dann selber wieder heraustrinkt. — Diesmal ward es anders. Kaum eine Stunde war vergangen, so kam mein Holzknecht wieder zurück, keuchend und schnaufend. Das Seil brauche er und ich möchte rasch mit ihm kommen zum hohen Steg hinab, der Dodlbrock sei dort in höchster Lebensgefahr. „Nur aushalten, wenn er kunnt!“ Eines Seiles erinnerte ich mich, es lag im Dachraum und ich hatte nie nachgedacht darüber, wozu es vorhanden sei. Nun ergriffen wir es, eilten durch den Wald, über den Anger, wieder durch Zirmwald, an den weißen Felsriffen vorüber hinab in das schroffe Gehänge. Wie wir so in weiten Sätzen wandniederwärts sprangen, so wundere ich mich noch heute, daß wir uns keiner den Hals gebrochen haben. Unterwegs im Laufen hatte mein Begleiter mir zugeschrien: „Nur aushalten, wenn er kunnt! — Ueber den Steg gefallen. — Am Baum hängen geblieben über dem Wasser!“

Dann wird's zu spät sein. Am Baumast kann sich kein Mensch so lange halten, und ließ er los, so stürzte er in die Wasserfälle. Wir hörten schon das Tosen aus dunkler Schlucht, wir bogen um die letzte Felskante und standen am Steg. Der alte quer übergestürzte Stamm lag wie immer mit seinem dürren Gezacke und seinen morschen Rindenfetzen über der Engschlucht, in deren kalter dunkler Tiefe die Wasser kochten und schrien. Aber zu spät war es noch nicht. An dem Wipfel einer Birke, die aus dem fast senkrechten Ufergestein der Schlucht wie ein riesiger Wandleuchter herausgewachsen war, hing der Dodlbrock. Der Birkenwipfel hatte sich mit solcher Last abwärts gebogen und schwankte wie ein Halm, an dessen niederhängender Rispe eine Raupe hängt. Und wie eine große Raupe, so hing der Mann dran, und so schmiegte

er sich an die Gerte, die jeden Augenblick brechen konnte. Das zarte grüne Laub umrieselte seinen bebenden Körper.

„Aushalten!“ schrie der Holzknecht ihm zu. Aber als wir über den nassen Steg hinaustraten und das Seil hinabließen, war es zu kurz, als daß der Dodlbrock es erhaschen konnt'. Er hing zu tief unten und von Minute zu Minute, so schien es uns, senkte der Bogen des Birkenstammes sich noch tiefer in den gähnenden Abgrund hinab. Ob der Mann schwieg, oder schrie, oder betete, wir wußten es nicht, wir hörten nur das Donnern aus der Tiefe, aus der ein grauer kalter Nebel stieg.

Ratlos kauerten wir einen Augenblick da und schauten uns an. Der Steg schwankte ein wenig und aus seinen Spalten rieselte Moder in die Tiefe, gerade auf den Dodlbrock, gleichsam, als sei das schon die Schaufel Erde in sein Grab. Wir krochen ans Gestein zurück und der Holzknecht bedeutete mir, daß nichts anderes übrig bleibe, er laufe ins Thal zur Holzknechthütte um Leute und ein längeres Seil, ich sollte dableiben und mit Zurufen und Zeichen den armen Verzweifelnden trösten und ihn aufmuntern, daß er die Kraft nicht verliere.

Wollen wir nicht lieber unser Gewand ausziehen, es in Streifen reißen, zusammenknüpfen und als Verlängerung des Seiles hinablassen? — Ich glaube, zu gleicher Zeit ist uns beiden das eingefallen. Während wir unser Ueberkleid ab- und anstreiften und mit dem Taschenmesser die ausgezogenen Hemden zerschnitten, war es, daß der Mann unten an der Birke sich einmal bewegte und sein Gesicht nach oben zu wenden trachtete. Er hatte sich mit Armen und Beinen so geschickt ins Gezweige verflochten, daß er ruhig warten konnte, falls der Birkenstamm nicht brach.

Wir können uns Zeit lassen und eine gute Leine herstellen. Er unterhält sich derweil mit dem Herrgott. — Der Gedanke kam mir frevlerisch vor, doch er ist mir so eingefallen. Nach einer Viertelstunde waren wir so weit mit unserer Strickleiter, daß sie hinabgelassen werden konnte. Aber weil sein Gesicht sich jetzt zu sehr ins Laub verschmiegte, so merkte er es nicht, wie wir auch das Leinenende um sein Haupt fächeln ließen. Wir mußten wieder zurückziehen und einen dürren Ast daran binden und mit demselben an seinen Kopf stoßen. Da merkte er es und begann sich zu regen. Nun sank der Bogen tiefer, aber er brach nicht. Der Dodlbrock war wohl bei Besinnung, sachte begann er die eine Hand frei zu machen und die Leine an sich zu ziehen, um den Arm zu schlingen, sich daran zu befestigen. Fast wollten wir zu früh anziehen, da er noch nicht fertig, doch endlich war das Seil straff und stramm. Wir krochen mit unserem Ende vorsichtig an den Rand und begannen zu ziehen. Es hob sich unten der Körper und der entlastete Bogen des Birkenstammes stieg heran, höher und höher, bis der Wipfel da war und uns den Dodlbrock zurückgab. Losgelöst sank er neben uns ins Gestein und war leblos.

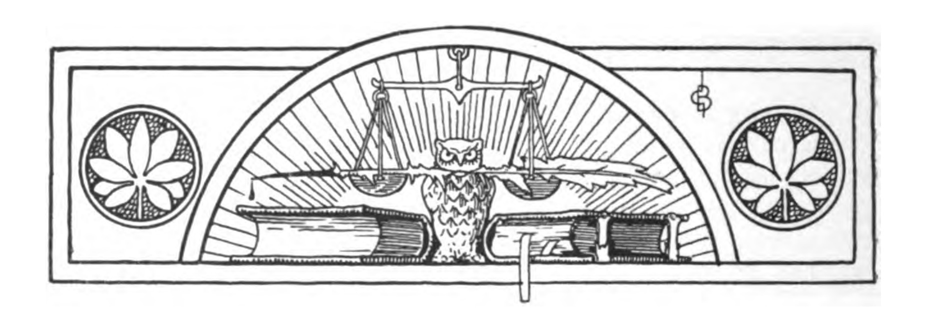
„Jetzt, wenn Sie einen mit hätten!“ rief mir der Holzknecht zu. Doch allmählich, als die Ohnmacht nachließ und die Lebensgeister sachte wieder zurück-

kehrten, ging es auch ohne Enzian. — Eine Stunde später hatten wir den Mann unten an der Bergwiese, wo die Sennhütte steht. Dort ließen wir uns trocknen und tranken Milch. Der Doblbrock trank so viel Milch, bis die Sennerin erklärte, es gäbe keine mehr. Und als er so weit war, ging er schweigend, wie er war, hinaus auf die blumige Wiese, dort kniete er hin und hielt die gefalteten Hände gegen Himmel auf.

Das, liebe Freunde, hatte ich euch heute zu erzählen, es war das große Ereignis dieser meiner Sommerfrische im Gebirge. — Seither sind mehrere Wochen vergangen; es kamen so kalte Tage, daß das Brünnlein an der Quelle fror, und daß über die Milchschüssel ein Mäuschen schlittschuhlaufen konnte. Ich habe diese Weile überdauert, zumeist unter den Wollendecken liegend, wenn ich nicht just Holz in den Ofen warf. Auch das ist vorüber. Dann kamen die hellen Nächte mit der Versuchung, den Stock nach dem Mond zu werfen; man thut's nur nicht aus Besorgnis, ihn zu treffen, zu zerschlagen und so die Erde um ihr wonnesanftes Licht zu bringen.

Jetzt, im September sind wieder warme sonnige Tage, die Felsblöcke auf der Hochebene liegen und die wetterstarren Wipfel stehen in stillem Frieden da, aus dem Boden sprossen weiße und blaue Blümlein. Die Welt unten liegt — vom Rande aus gesehen — in hellen Farben und die Luft ist so leicht und lind, daß mich jene Sturmnacht wie ein grauses Märchen dünkt. Der Doblbrock, höre ich, bindet wieder an, aber nicht mit dem Herrgott.





Karl Joseph Simrock.

(28. August 1802 bis 18. Juli 1876.)

Von

Professor Dr. Max Koch.

Des rheinischen Dichters an seinem hundertsten Geburtstage zu gedenken, ist um so mehr Pflicht, als sein herrliches Hauptwerk „Das Amelungenlied" (1843—49) noch immer nicht die Verbreitung und Anerkennung gefunden hat, welche der schönsten und abgeklärtesten Leistung des 19. Jahrhunderts im Heldenepos von Rechts wegen gebühren. Auf unsern Studentenkneipen ertönt Simrocks begeisterter Preis des Rheinlandes, in die verlockende Warnung „An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein" eingekleidet, so häufig wie Geibels „Der Mai ist gekommen" oder Scheffels Rodenstein, aber des Dichters selbst wird wenig gedacht. Als Uebersetzer des Nibelungenlieds (1827) und der Eddalieder (1851), die seiner bedeutendsten wissenschaftlichen Leistung, dem „Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen" (1853, 4. Aufl. 1874), den Weg bahnten, hat Simrock ja viel benutzte Arbeiten geschaffen, die seinen Namen fortwährend in Erinnerung bringen. Seine Person ist aber ziemlich in den Hintergrund getreten, wie ja sein Leben nach einem Sturm in der Jugend so still und einfach verlaufen ist, daß es wenig Teilnahme zu wecken vermochte.

Der Beginn von Simrocks Ausbildung fiel noch in die Zeit der französischen Herrschaft. Der Knabe besuchte das nach der Schablone aller napoleonischen Lehranstalten eingerichtete Lyzeum seiner Vaterstadt Bonn, allein er fühlte sich von Anfang an im Gegensatze zu dem französischen Wesen, das im Hause des wohlhabenden Musikverlegers ebenso wie in der Schule begünstigt wurde. Aehnlich wie gleichzeitig der bayrische Kadett Graf Platen vertrat auch der junge Bonner Lyzealschüler in einer völlig französisch gesinnten Umgebung den deutsch-nationalen Standpunkt. Welche Freude war es da für Karl Simrock, daß der unerwartete Umschlag der politischen Verhältnisse zu der Grün-

dung einer deutschen Universität in seiner Vaterstadt selbst führte. Er war unter den ersten Studenten, die an der neu errichteten Universität Bonn immatrikuliert wurden. Zwar hatte er das Rechtsstudium erwählt oder vielleicht richtiger gesagt auf Wunsch der Eltern wählen müssen, das hinderte aber ihn so wenig wie den stud. jur. Heine, sich eifrig ausübend und lernend mit der Dichtkunst zu beschäftigen. Simrock und Heine bildeten mit vier anderen einen kleinen Kreis, dessen Mitglieder sich gegenseitig ihre Dichtungen, Lieder und Tragödien vorlasen und kritisierten. Litterargeschichtliche Bedeutung wie im 18. Jahrhundert die dichtenden studentischen Freundeskreise in Leipzig (Bremer Beiträge) und in Göttingen (Hainbund) hat die Vereinigung der Bonner Studiengenossen nicht erlangt, denn keine gemeinsame Leistung in Zeitschrift oder Almanach ist von ihnen ausgegangen. Und der Meister, dessen Lehre und Anregung sie auf sich wirken ließen, August Wilhelm Schlegel, pflegte als Sanskritprofessor in Bonn nicht mehr mit dem alten Eifer litterarische Parteiinteressen, wie er es einstens in Jena und Berlin als Führer der ersten romantischen Schule gethan hatte. Dennoch ist es Schlegel, welcher auch äußerlich den Zusammenhang Simrocks mit der Romantik erkennen läßt. Seit seinen Berliner Vorlesungen über die Poesie des Mittelalters im Winter 1803 auf 1804 hatte August Wilhelm Schlegel nicht aufgehört, sich mit der mittelhochdeutschen Dichtung, besonders dem Studium des Nibelungenliedes, zu beschäftigen. Hat Simrock auch später sich Karl Lachmanns streng philologischer Methode und im besonderen den Ansichten des Berliner Schulhauptes über die Zusammensetzung des Nibelungenepos aus einzelnen Liedern angeschlossen, so ist der klassische Uebersetzer der mittelhochdeutschen Volksepen von den Nibelungen und Gudrun und Neuerbauer des Dietrichsepos doch von dem alten Romantiker Schlegel zuerst „zum Ritt ins alte romantische Land" angeregt worden. Daß der Jurist Simrock bald so ausgiebig Zeit finden sollte, sich ganz dem Studium der alten Dichtwerke hinzugeben, war freilich nicht das Verdienst Schlegels, sondern der preußischen Regierung.

Wie innig alle Bestrebungen, die Herrlichkeit und Größe des deutschen Mittelalters wieder aufzuhellen, mit den Bestrebungen der deutschen Burschenschaft sich berührten, daran braucht nicht erst eigens erinnert zu werden. Eine echt deutsche Kultur auf Grundlage der Erkenntnis deutschen Wesens, wie es in unserer Geschichte hervorgetreten war, wollten ja jene aus den Befreiungskriegen zurückgekehrten begeisterten Jünglinge schaffen und verbreiten. Gehorsam den Metternichischen Wünschen, hatte die preußische Regierung die Verfolgung des burschenschaftlichen Geistes auch auf die jüngste Hochschule Bonn ausgedehnt. Wenn wir auch den im Grunde seines Wesens durchaus deutsch und konservativ gesinnten Karl Simrock nach dem Ende seiner Universitätsstudien für die französische Julirevolution begeistert sehen, so ist das ein grelles Beispiel für die Wirkung jener ebenso thörichten wie abscheulichen Verfolgungen der deutschen Burschenschaft. Richard Wagner hat in seinem „Lebensbericht"

in flammenden Worten geschildert, wie nach 1815 die akademische Jugend, vom edlen Geiste ihres geliebten Schillers und Fichtes geleitet, auf den Schlachtfeldern gestählt, danach strebte, „im rechten Sinne des deutschen Wesens natürlich und selbständig Deutschland zu einer ihm eigentümlichen, wahrhaft nationalen Kultur zu verhelfen". Die Diplomaten aber sahen in den deutschen Jünglingen neue Jakobiner. Indem sie den deutschen Freiheitsgedanken der ihren Fürsten treu ergebenen Jugend unterdrückten, „kam der Freiheitsgedanke als ein Begriff der Auflehnung von außen, von der revolutionären Fremde her; der als das internationale Heil sich verkündende französische Revolutionsgedanke erschien wie der wahre Befreier aus aller nationalen Not und ward in dem nach seiner idealen Selbstbefreiung verlangenden Geiste des deutschen Volkes gegen den von den Regierenden schmählich verkannten echten Begriff der nationalen Wiedergeburt eingetauscht. Blieb aller wahrhaft natürliche und lebendige Einfluß der eigenen idealen Kräfte im Innern Deutschlands unterdrückt, so fand dafür jener äußere, fremde Einfluß nur immer mehr und mehr Eingang." Es ist wie das beweisende Einzelbeispiel auf diese allgemeine Charakterisierung Richard Wagners, wenn wir hören, daß der seit seinen Knabentagen für alles Deutsche begeisterte Simrock nach der Julirevolution die Zuversicht ausspricht, die an Stelle der weißen Fahne neu aufgepflanzte Trikolore werde den französischen Heeren nun siegreich voranwehen.

„Große Dinge hat die Zeit geboren,
Groß und wunderthätig ist die Zeit:
In drei Tagen ward ein Thron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit."

Dieser dichterische Gruß an die „drei Tage und drei Farben" der Julirevolution war Ursache, daß der am Berliner Kammergericht beschäftigte Referendar Simrock ohne Untersuchung oder nur Verhör kurzweg durch Kabinettsordre vom Staatsdienste in Preußen ausgeschlossen wurde.

Wie königstreu und allem Umsturze feind der also Gemaßregelte war, hatte er 1848 zu zeigen Gelegenheit. Da mahnte er, Hoffmanns von Fallersleben glücklich geprägtes Schlagwort „Deutschland über Alles" in einem gleichbenannten Gedichte ausführend, doch nicht durch Entzweiung von Fürst und Volk in die schlau gewebten Netze fremder Neider zu verfallen.

„Selbst der Freiheit bleicht der Glanz,
Darben wir des Vaterlands"

lautet der Refrain, mit dem Simrock mitten in der Verwirrung des tollen Jahres mahnt, vor allem gegen den äußeren Feind zur Wehre zu greifen. Es ist die gleiche Gesinnung, welcher Emanuel Geibel in seiner Weigerung, einer der politischen Parteien sich anzuschließen, — denn nur dem ganzen Vaterlande dürfe der Sänger gehören — so schön Ausdruck gegeben hat. Aber in den herrschenden Kreisen blieb das 1830 gegen den Dichter der „Drei Tage und drei Farben" erregte

Mißtrauen rege, als der gescheiterte Jurist sich um die Mitte der dreißiger Jahre an der Universität Bonn für deutsche Sprache und Litteratur habilitierte. Erst 1850 gewährte man ihm eine außerordentliche, und drei Jahre später, als König Max II. von Bayern ihn für seinen Münchner Dichter- und Gelehrtenkreis gewinnen wollte, eine ordentliche Professur. Bis zu seinem Tode hat Simrock in treuer Pflichterfüllung seinen Lehrberuf in seiner Geburtsstadt ausgeübt, darin glücklicher als sein Studiengenosse Uhland, der das ihm so liebe Lehramt im heimatlichen Tübingen nach kurzem Besitze seiner politischen Ueberzeugung, der Möglichkeit der Ausübung seiner verfassungsmäßigen Bürgerrechte, opfern mußte. Im dichterischen Freundeskreis dagegen, der sich auf Frau Johanna Kinkels Anregung hin in den vierziger Jahren um Simrock geschart hatte, der Bonner „Maikäferverein", dem außer Simrock und dem Ehepaar Kinkel noch der Dichter des „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", Nikolaus Becker, über dessen in den vierziger Jahren so berühmtes Rheinlied wir neuerdings Aufschlüsse erhalten haben in der ersten Lieferung eines in mehrfacher Hinsicht beachtenswerten „Beitrags zur deutschen Litteratur- und Nationalgeschichte", Christian Petzets Darstellung der „Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850" (München, J. F. Lehmanns Verlag, 1902), der Shakespeareübersetzer Alexander Kaufmann, der Dichter des Hohenstaufenepos, Arnold Schlönbach, als ständige, Freiligrath und andere als zu vorübergehendem Besuch einkehrende Mitglieder angehörten, hat der Gegensatz der politischen Meinungen rasch den Verfall dieses anfänglich vielversprechenden rheinischen Dichterkreises herbeigeführt, während im schwäbischen Dichterkreise die persönliche Freundschaft stark genug war, um selbst Gegensätze der Weltanschauung, wie etwa zwischen Justinus Kerner, dem Seher von Weinsberg, und David Friedrich Strauß, zu überbrücken.

Mit Absicht habe ich eben Uhland zum Vergleiche herangezogen. Simrocks Romanzen, deutsche Mythen und Sagen verraten entschieden Uhlands Schule, wenn sie auch ihre Vorbilder nicht erreichen. Bei schärferem Hinblicken gewahren wir indessen, daß es sich nicht bloß um einen Anschluß Simrocks an Uhland handelt, sondern beider Balladen verwandte Züge aufweisen durch den gemeinsamen Nährboden, dem beide entsprungen sind. In der deutschen Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts bildet die Frage nach der Einwirkung der immer weiter aufgedeckten und eindringender erforschten altdeutschen Dichtung, Sage, Mythologie, Sprache und Kunstform auf die neudeutsche Dichtung einen der wichtigsten Abschnitte. Von Fouqués Nibelungentrilogie, der ersten dramatischen Bearbeitung der Sage seit Hans Sachs, bis auf Richard Wagners gewaltiges Monumentalwerk, von Novalis' „Heinrich von Ofterdingen" bis zu Scheffels „Ekkehard" und Dahns Romanreihe, von Friedrich Schlegels Rolandromanzen bis zu Simrocks „Amelungen", Jordans „Nibelungen" und Wilhelm Hertz' „Bruder Rausch" sind Drama und Epos, Lyrik und Roman auf weite Strecken von dem deutschen Altertum mehr oder minder beherrscht. (Vgl.

Siegmund Benedikts Rostocker Dissertation „Die Gudrunsage in der neueren deutschen Litteratur", 1902.) Eine besondere Gruppe in dieser schon mit Klopstocks „Hermannsschlacht" beginnenden alt-neudeutschen Dichtung bilden im 19. Jahrhundert die dichtenden Vertreter germanistischer Wissenschaft, zum Teile, wie Gräter, Uhland, Simrock, Schmeller, Wilhelm Wackernagel, Ettmüller, Dahn, Wilhelm Hertz, Universitätsprofessoren, andere, wie Scheffel, der kundige Uebersetzer des Waltarilieds, Jordan, der Theorien über den altgermanischen Stabreim ausklügelte, wenigstens an der germanistischen Wissenschaft stark beteiligt. Sie alle zeigen in ihren Dichtungen gemeinsame Merkmale, und Simrock dürfen wir als den geradezu typischen Vertreter dieser mit der deutschen Altertumsforschung verschwisterten Dichtung ansehen.

Es genügt, einen Blick in Simrocks Gedichtsammlungen von 1844 und 1863 zu werfen, um zu erkennen, wie seine ganze Begabung aufs Epische gerichtet ist; das eigentlich Lyrische tritt stark zurück und die von ihm nicht ungern gepflegten romanischen Formen des Sonetts und der Tenzone wollen ihn gar nicht kleiden. Gewandt und elegant ist Simrocks Dichtung gar nicht, sie hat etwas Holzschnittartiges, aber nicht hölzern steif, sondern an den lebensvollen Holzschnitt des 16. Jahrhunderts erinnernd. Simrocks Uebersetzungskunst mittelhochdeutscher Werke ist seitdem übertroffen worden, von Wilhelm Storck für die Minnesinger, von Wilhelm Hertz für Gottfrieds „Tristan" und Wolframs „Parzival". Gegenüber der vollendeten Meisterschaft des zu Anfang dieses Jahres verstorbenen Münchner Germanisten, dem Richard Weltrich ein Denkmal gesetzt hat in: „Wilhelm Hertz. Zu seinem Andenken. Zwei litteraturgeschichtliche und ästhetisch-kritische Abhandlungen" (Stuttgart, Cotta, 1902), erscheint Simrock als Vertreter einer noch in den Anfängen sich abmühenden Kunst. Uebertragungen älterer deutscher Dichtungen ins Neuhochdeutsche sind von ganz besonderer Schwierigkeit, weil wir zu leicht versucht werden, Worte und Wendungen beizubehalten, die zwar noch verständlich, aber dem neueren Sprachgebrauch und unserer Grammatik fremd geworden sind. So sind Ludwig Tiecks Bearbeitungen der Minnelieder, des König Rother und Ulrichs von Lichtenstein eine unserem heutigen Stilgefühl unerträgliche Sprachmischung. Nicht bloß die aufs höchste getriebene Vollendung bei Hertz, sondern die Anfänge unserer Uebersetzungskunst altdeutscher Werke bei Tieck und Görres muß man zum Vergleiche heranziehen, um Simrocks Leistungen gerecht zu beurteilen. Goethe hat beim ersten Erscheinen von Simrocks Uebersetzung des Nibelungenliedes gerühmt, es mache den Eindruck „eben, als wenn man einen verdunkelnden Firnis von einem Gemälde genommen hätte und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen". Von 1827—1900 sind 55 Auflagen von Simrocks Nibelungenübersetzung notwendig geworden. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß in diesem Zeitraum wohl die Mehrzahl deutscher Leser das mittelhochdeutsche Epos durch Simrocks Vermittlung kennen gelernt hat, so daß Goethes Wunsch, das Werk möge viele Leser finden, noch über alles Erwarten hinaus Erfüllung fand.

Angesichts solcher Thatsache trifft indessen auch ein Wort Goethes zu, das er einmal gelegentlich Walter Scotts sagte: „Ein Buch, das große Wirkung gehabt, kann eigentlich gar nicht mehr beurteilt werden.“ Da erscheint Simrocks erneuertes Nibelungenlied neben Voß' „Odyssee“ und Aug. W. Schlegels Shakespeare als klassisches, weithinragendes Denkmal der deutschen Uebersetzungskunst.

Aber welche lange Reihe von Uebersetzungen Simrocks ist durch jene liebevolle Versenkung in das erst 1782 im Urtext wieder lesbar gewordene Nationalepos rühmlich eröffnet worden! Schon 1833 folgte die Uebertragung der Gedichte Walters von der Vogelweide mit Wilhelm Wackernagels Erläuterungen, 1842 wurde das Wagnis einer Modernisierung von Wolframs Parzival und der Titurelbruchstücke ausgeführt, im Jahre darauf wurde „Gudrun“ der deutschen Lesewelt zugänglich gemacht, 1844 eine Reihe kürzerer Epen im „Kleinen Heldenbuch“ zusammengefaßt. Um Simrocks Mut und Verdienst bei diesen Arbeiten zu würdigen, muß man sich erinnern, daß Wilhelm Grimm noch 1823 klagen mußte, keine zwölf Menschen in Deutschland hätten die „Gudrun“ gelesen, obwohl es ein Gedicht von so ausgezeichnetem Werte sei, „daß ein griechisches, das den achten Teil inneren Gehaltes hätte, gewiß schon längst bis auf alle Knochen wäre zubereitet worden“. Wenn solche Gelehrte, die selber, nach Goethes spottender Charakteristik, außer ihrem eigenen Brevier keins zu lesen verstanden, in fachmännischem Dünkel auf alle Uebersetzungen mißbilligend oder gleichgültig herabsehen, so zeigt Wilhelm Grimms Klage zugleich, daß die beiden wahren „Meister derer, die da wissen“, unser herrliches hessisches Brüderpaar, an den mühsam gehobenen Schätzen deutscher Vorzeit möglichst weite Volkskreise teilnehmen lassen wollten. Hatten 1823 keine zwölf Deutsche die „Gudrun“, unsere deutsche „Odyssee“, gelesen, so konnte 1885 Simrocks neuhochdeutsche „Gudrun“ in 15. Auflage gedruckt werden. Wenn Simrock einerseits durch Uebertragung von Gottfrieds „Tristan und Isolde“ (1855) und der Minnesänger (1857), des so schwer zu erläuternden „Wartburgkriegs“ (1858), von Freidanks gehaltvollen Sprüchen (1867) das Beste der mittelhochdeutschen Blütezeit wieder der lebendigen Litteratur zuzuführen suchte, so begnügte er sich nicht lange mit der Erschließung der höfischen Periode. Die beiden großen Zeugen altgermanischer Epik, den heidnischen angelsächsischen „Beowulf“ (1859) und den altsächsischen Versuch, im uralten Versmaß der Götter- und Heldensage, im Stabreim, Christi Leben und Lehre zu besingen („Heliand“ 1856), ließ er seiner Verdeutschung der „Edda“ folgen. Nehmen wir hinzu die Bearbeitung verschiedener Legenden und lateinischer Hymnen (Lauda Sion) des Mittelalters, die Neuausgaben von Volksbüchern und Volksliedern, des alten „Reineke Fuchs“, von Rätseln und Sprüchwörtern, von Schwänken des 16. Jahrhunderts wie von Goethes erläutertem „Westöstlichen Diwan“, die Uebersetzung Shakespearescher Dramen und der Tegnerschen Frithiofssage, so müssen wir voll Bewunderung diese seltene Arbeitskraft rühmen.

Es wurde ja schon hervorgehoben, daß wir heute berechtigt sind, höhere Anforderungen an die Uebertragung altdeutscher Dichtungen zu stellen, als Simrock in den meisten Fällen befriedigt. Allein eine so systematische Erschließung der ganzen deutschen Vorzeit von Beowulf und Edda bis Logau und Friedrich von Spee, wie sie in Simrocks Lebensarbeit vorliegt, hat kein anderer vor oder nach Simrock als Nachdichter nur ins Auge gefaßt, geschweige durchgeführt. Natürlich giebt es in dieser Masse mehr und minder Gelungenes. Dichterisches Vermögen und liebevolle Hingabe an seine Vorlage läßt Simrock indessen nirgends vermissen. Das Streben, eine Deutschland eigentümliche, wahrhaft nationale Kultur in dieser Fülle litterarischer Zeugnisse der entschwundenen Jahrhunderte nachzuweisen und mehr noch, sie für die späten Nachkommen wieder lebendig und fruchtbar zu machen, kann man wohl als die große Tendenz von Simrocks arbeitsreichem Leben bezeichnen. Er hat es auch an streng philologischer Kleinarbeit daneben nicht fehlen lassen. Vor allem aber hat ihn die Theorie seines Lehrers Karl Lachmann über Entstehung des Nibelungenliedes aus einzelnen Liederkreisen, die Lachmann selbst aus Friedrich August Wolfs Homerkritik auf das deutsch-mittelalterliche Epos übertragen hatte, Mut gemacht zu seiner größten, zugleich freipoetischen und doch germanistisch-wissenschaftlichen Leistung, der Dichtung des Amelungenliedes.

Von Wilhelm Jordans Nibelungenepos zu wissen, gilt wohl als ein Erfordernis der Bildung. Außer den wirklichen großen Vorzügen der Jordanschen „Nibelungen“ haben die geschickt inscenierten und in der That tiefen Eindruck hinterlassenden Vorträge des wandernden Rhapsoden dazu beigetragen, der „Sigfridsaga“ und „Hildebrands Heimkehr“ eine stattliche Reihe von Auflagen zu verschaffen. Vom Dasein des Simrockschen Amelungenliedes haben, wie man sich nur zu leicht überzeugen kann, recht viele Litteraturfreunde keine oder eine höchst unklare Vorstellung.*) Die beiden ersten Teile liegen seit 1863/64 in zweiter, der letzte Teil seit 1886 in dritter Auflage vor, was gewiß alles eher denn als ein buchhändlerischer Erfolg bezeichnet werden kann. Und doch ist Simrocks Amelungenlied ein Werk, das man, wie Goethe es einstens beim Erscheinen von „Des Knaben Wunderhorn“ wünschte, in jedem deutschen Hause, wo frische Menschen wohnen, antreffen möchte, vor allem sollte die „großartige, gewaltige Schöpfung“, nach Karl Goedekes Wunsch, „von der deutschen Jugend, die solcher begeisternder Vorbilder bedarf, mehr gekannt sein“. Von dem großen und reinen Sinne, der Simrocks Heldenepos durchflutet, müßte auch eine reinigende, gesundende Wirkung ausgehen. Ins „Kleine Heldenbuch“ nahm Simrock Uebersetzungen von Bruchstücken der Dietrichsage auf, so daß die Vergleichung mit der Darstellung derselben Vorgänge im „Großen Heldenbuche“,

*) Weit mehr als Joseph Bendels Zusammenstellung „Jordan und Simrock“ („Zeitgenössische Dichter“, Stuttgart 1882) bietet Karl Landmanns eingehende und warmherzige Studie über Simrocks Amelungenlied: „Zur deutschen Heldensage“ in der „Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands“ (Ergänzungsheft zum 8. Jahrgange der Zeitschrift für den deutschen Unterricht), Leipzig, Teubner, 1894.



wie Simrock sein Amelungenepos nannte, zur Genüge zeigt, daß wir es hier keineswegs mit einer bloßen Uebersetzung zu thun haben, wie noch vielfach geglaubt wird. Simrock hat sich dem überlieferten Stoffe gegenüber wohl anders verhalten als Jordan, aber er hat nicht weniger selbständige Dichtung gegeben. Während Jordan dem Mythus seine modernen naturwissenschaftlichen Ideen einimpft und dabei vor keiner Geschmacklosigkeit zurückscheut, realistisch das einzelne bis ins kleinste ausmalt und in kunstvollen Beschreibungen Prunkstücke liefert, waltet in Simrocks Epos der keusche, herbe Zug der alten Volksepen. Wohl sieht auch der rheinische Dichter im alten Sagengang einen Spiegel der Gegenwart, weiß „uraltes Fern" mit dem Sehnen und Ringen des Tages zu verbinden. Unter dem Eindrucke der revolutionären Bewegung des Jahres 1848 und aller gescheiterten nationalen Hoffnungen nimmt er vom Untergange aller Gefolgsleute seines Helden Anlaß zur warnenden Klage:

> Wir nahen jähem Falle, wenn Gott ihn nicht erweckt,
> Der bald mit Donnerschalle die Meuterer erschreckt,
> Die Langmut kann nicht frommen, es müßte Dietrichs Zorn,
> Mein Volk, dich überkommen, sonst ist dein Erb' verlor'n.
>
> Daraußen und darinnen hast du der Feinde viel,
> Sie schmeicheln deinen Sinnen mit leerem Gaukelspiel.
> Sie möchten dich bethören mit loser Worte Trug,
> Daß du von Treue ließest und des eignen Herzens Zug.
>
> Wohl kann nicht ganz vergehen ein Volk von deinem Schrot,
> Einst würdest du erstehen vielleicht aus aller Not . . .
>
> Es sei des deutschen Sinnes der Berner dir ein Bild,
> Der Treue hat und Stärke, der zornig war und mild.
> Wo hätt' auch erduldet so viel ein andrer Held;
> Doch ist ihm noch gelungen, zuletzt erkannt' ihn die Welt.

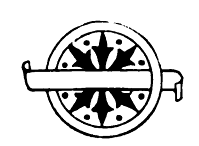
Und als der arme, vertriebene Dietrich zuletzt doch noch über Not und Feinde, List und Gewalt durch seine Ausdauer und den nimmer wankenden Glauben an sein gutes Recht siegt, zu Rom die Kaiserkrone sich aufs Haupt setzt, da jubelt auch der Dichter für sein eignes Volk hoffnungsfreudig auf:

> Das Glück schien gezwungen, ihn freundlich anzuschaun,
> Sein Mißgeschick ihn stählte, der eignen Kraft zu traun.
> Des Ruhmes aller Helden der Erbe stand er da,
> Seit in Kriemhildens Saale die grimme Hochzeit geschah.
>
> Sein Tag war gekommen, zu dem frühen Ruhm
> War ihm sein Land geworden, dazu das Kaisertum . . .
>
> Auch dir, mein Volk, gelinge, was dem von Bern gelang:
> Magst du dir selbst vertrauen, so thut dir niemand Zwang.
> Folg angebornem Sinne, der Kraft zur Milde fügt,
> So hast du, was zur Freiheit, zu ew'gem Ruhme genügt.

Wie anders ist dieser schlichte, aus dem Wesen der Personen und Handlung von selbst sich ergebende Vergleich als Jordans gesuchte Weissagungen auf das Jahr 1870 und das Herrscherhaus der Hohenzollern.

Dietrich, der Vogt von Bern, dem schon die alte Sage den Sieg selbst über den starken Siegfried von Niederland wie über dessen Mörder, den grimmen Hagen von Tronje, zuschreibt, steht als Edelster des Amelungenhauses natürlich im Mittelpunkte des ganzen Epos. Wie der Kreis seiner zwölf kühnen Genossen sich zusammenfindet und wieder feindlich sich spaltet, das zu erzählen leitet ganz von selbst zu den einzelnen Liederkreisen von dem nordischen Schmiede Wieland und seinem kühnen Sohne Wittich, dem Dietmarschen-Helden Dietlieb, dem Untergange der Harlungen und Siebichs Verrat, den Jugendkämpfen Dietrichs mit den Riesenbrüdern Ekke und Fasold wie mit dem Zwergenkönig Laurin im hohlen Berge beim Bozner Rosengarten hin. Unter scheinbarer Einfachheit verbirgt sich des reifen Dichters große Kunst, „nach einem selbstgesteckten Ziel mit holdem Irren hinzuschweifen“. Wenn jüngere und ältere deutsche Leser an den vielen Schwertschlägen, die in allen den Heldenkämpfen gewechselt werden, wirklich Aergernis nehmen sollten, so möchte mir dies mehr ein Tadel für die modernen Leser als für den mannhaften Erneuerer alter Heldenpoesie scheinen. An reicher Abwechslung fehlt es dem Epos wahrlich nicht, das so klar und tief, so voll Bildkraft und schlichter Einfachheit, so sachlich ruhig erzählend und voll innerer Wärme ist, daß man gar nicht genug zu seinem Lobe sagen kann.

Und deshalb begrüße ich den hundertsten Geburtstag Karl Simrocks mit so viel größerer Teilnahme als irgend einen anderen Gedenktag. Der Dichter des Amelungenliedes hat selber das Faustwort, wir müßten der Väter Erbe erst erwerben, um es zu besitzen, im schönsten Sinne bethätigt. Möchten nun auch wir in stärkerem Grade als bisher uns in den geistigen Besitz des Erbes setzen, das Simrock aus ältester Väterzeit aufgesucht und aus Trümmern neu erbaut hat zum Ruhme deutscher Art und deutschen Fühlens. Zur eingehenden Beschäftigung mit Simrocks Amelungenlied, dem schönsten deutschen Heldenepos des 19. Jahrhunderts, soll sein Geburtstag anregen. Wer mit dem Dichter der von ihm angerufenen und ihm gnädigen Göttin zu lauschen versteht, „der Freundin Odins, Saga mit goldnem Mund, der horchet, wenn er tönet, dem wird manch Wunder da kund“.





Aus Seb. Bachs Lehrjahren.

Ein musikalisches Kulturbild

von

Karl Söhle.

(Schluß.)

IV. Lübeck.

Der Thortyrann vorm Mühlenthore in Lübeck setzt seine Amtsmiene auf und schnarrt den draußen um Einlaß Bittenden an:

„Wer is Hei? Wo kummt Hei her? Wat will Hei hier?"

Doch des klugen Fremdlings wohlgezieltes, respektuöses Kompliment macht ihn bald wieder zum Menschen.

Hier Thorschilling und Paß:

„Johann Sebastian Bach . . . . Arnstadt . . . . bei der Neuen Kirchen . . . . Vier Wochen Verlaubnüß zu mehrerer Perfectionierung im Orgelschlagen . . . . Um zu erfahren, was anderer Orte Manier in der Music sei —"

„Hm, 'n putzigen Minschen — na, liekeveel, kann passieren, man 'rinn!"

So wäre er denn glücklich noch zur rechten Zeit am Ziele angelangt, der tapfere junge Organist der Arnstädtischen Neuen Kirchen.

Zum alten moosigen Thorbrunnen humpelt er zunächst, um sich etwas aufzufrischen.

So. Eine kurze Rast nun auf der einladenden Bank am Brunnentrog. 50 Meilen per pedes apostolorum!

Und das im trübseligen Spätherbst. Tot und verödet Wald und Feld, kahles Gezweig, welke Blätter. Doch mochten Wind und Regen mit vereinten Kräften ihm noch so unbarmherzig zusetzen, mochten die Füße oft dreist bis über die Enkel versinken im Pfützenpatsch der Landstraße — ihn hatte es nicht angefochten: heiß schlug ihm das Herz vor Erwartung, in seiner geliebten Kunst alsbald zuversichtlich noch ein Mehreres zu begreifen.

Quer übers wilde Harzgebirge war die Wanderung gegangen. Auf Goslar folgte in Braunschweig der nächste Rasttag. Die gute, alte Stadt Lüneburg einmal wieder zu sehen, welche Freude! Die Michaelisschule und den trefflichen Meister Georg Böhm bei der alten ehrwürdigen Johanneskirche, dem er so viel zu danken hat. An den Elbstrom war er sodann gekommen und hinüber ging's: aus dem Kurhannöverschen ins Lauenburgische. Hier Fahrgelegenheit, eine gute Strecke, bis Mölln. Ein menschenfreundlicher Land-Medikus nahm ihn mit in seiner geschlossenen, großmächtigen alten Kalesche. Zu seinem Glück, denn nicht geheuer war's in der Gegend gewesen: schnüffelte ein gar übelberüchtigtes Werbekommando dorten herum.

Nach Ranzen und Knotenstock greift der Wanderer endlich, rafft seine Knochen zusammen und schlendert über die Mühlenbrücke die alte Mühlenstraße hinauf, dem Innern der Stadt zu.

Neugierig läßt er seine Blicke auf den lustigen alten Katzentreppengiebeln tanzen.

Aus Luken und Giebelfenstern haben sie ganz vergnügt Wäsche zum Trocknen heraushängen, an Bohnenschachten, dicht bei dicht, schlank über die Straße weg, und der Wind treibt seine Scherze damit. Zernagte Pferdekrippen, Schubkarren, Eimer, Kiepen und Körbe, leere Kisten und Fässer und was sonst alles zum Commercium gehört, überall in buntem Durcheinander an den Häuserfronten hin. Ruhe und Behaglichkeit, fromme und getreue Nachbarschaft — man wußte zu leben damals und sich's bequem zu machen.

Es ist allgemach Lichtanzündezeit geworden.

Die Straßenlaternen, an dicken, rostigen Rasselketten, werden mit vieler Umständlichkeit von den Stadtknechten in Brand gesetzt, und behaglich quietschend schließen sich die Fensterläden, Haus um Haus, als dann auch in den Stuben Licht brennt.

Links ab, dem „Sande" wendet Sebastian sich zu, und bald hat er sich glücklich hingefragt nach seinem einfachen Bürgerquartier: in der unteren Wahmstraat, bei Hinrich Döberken, dem Bürstenbinder.

* * *

„De Glock hat teihn slahn —
Teihn is de Glock",

verkündet die lübische Nachtwächter-Garde, macht Halt, Spieß bei Fuße, bläst ein dröhnendes „Tu . . . . . ht" zur Bestätigung, und gröhlt:

„Gelobt sei Gott, der Herr,
Ihm g'scheh' Lob, Preis und Ehr'!"

Bürgerzeit. Gesegnete Nachtruhe allerseits.

Am Hafen, in den Schifferkneipen bleibt's freilich noch lange munter. So auch im zweiten Stock des behäbigen alten Eckhauses Alfstraat-Marienkirchenplatz, linke Seite:

„Zu denen X klugen und thörichten
Jungfrawen" —

so genannt nach dem alten steinernen biblischen Bildwerke auf dem Fries über der Hausthüre.

Dort haben sie natürlich auch wieder mal bis in die schwarze Nacht hinein Licht brennen. Kopfschüttelnd schlarren die lichtbesorgten Wächter der Nacht vorüber: „Ja, wo de ollen Frugensminschen de Böcksen anhewwt! Söß mannsdulle olle Jungfern tauhop — sei sett't öm noch dat Hus in Brann! De arme, gaude olle Herr!"

Jedoch nicht Lamento, wie gewöhnlich, nicht Hader und Weibergekeif setzt's heute wieder mal oben bei Herrn Dieterich Buxtehude, wohlbestalltem Organisten an St. Marien, der hier hauset in seiner Amtswohnung mit seinen sechs unbegebenen Töchtern — im Gegenteil: man jubiliert!

Triumph! Gewonnen ist die Schlacht! Ha, nichts da mit Inhibieren, nichts da mit Rezessen! Die alte Organistenbestallung an St. Marien, mitsamt ihrer Klausel: „Ist annoch gehalten, daß nur mag choisieret und bestallet werden ein Subject, so mit am Ambt unweigerlich zum Weib will nehmen seines Herren Präantecessoris Wittib alias Jumfer älteste Tochter" — zu Recht bleibt sie fürder bestehen.

Zwar ließ der große Dieterich Buxtehude die Orgel allsonntäglich noch immer in voller Meisterschaft erbrausen. Aber seine 69! Und wie sagt der Psalmist: „Unser Leben währet 70 Jahre —." Wesmaßen ein hochweiser und fürsichtiger Rat sich bei Zeiten nach einem würdigen Nachfolger im Organistenamt an St. Marien umsah.

Kamen auch Bewerber herbeigereist zum Probespiel, ihrer viele, von allen vier Enden der Welt.

Jedoch die Klausel, die fatale Klausel!

Und aufgegeben hatten sie's, Kehrt gemacht und sich absentieret, alle miteinander, der Reihe nach, wie sie gekommen waren, nachdem ihnen die Demoiselle Sibylle Margareta Buxtehudin genauer zu Gesicht gekommen war.

„Abiit, excessit, evasit, erupit."

O jerum, die Orgelbraut aber auch, keine Musenschönheit, nein!

37 verflossene Frühlinge.

Die energischen Grappschhände.

Die stramm aufrechte Kommandierhaltung.

Fürwahr, eine Dame von Energie! — — — — — — — — — — —

War auch ein gewisser Herr Georg Friedrich Händel von Hamburg herübergekommen und begleitete ihn sein hochmögender Freund und Beschützer, Herr Johann Mattheson, Königlich Großbritanischer Legations-Sekretarius, hochgelahrter Kritikus, Compositeur, Organist, Sänger und Kapellmeister, auch Jurist, Philosoph und Theolog, alles summa summarum in einer Person.

Höflich invitieret hatte man sie und in einer Staatskarossen herüberholen lassen; von Herrn Ratspräsidenten Matthias Wedderkopp Allerhöchstselber wurden beide unverzüglich empfangen, ehrenvoll, mit allem Pomp, mit vielen Curialibus und Votis und abends gar auf Kosten der Stadt solemniter regalieret wie große Herren.

Großen Applausum hatte er gefunden, höchlich imponieret hatte der pp. Händel den Lübischen, so blutjung er auch noch war, und sonder Zweifel würde man besagtes, aus der Maßen qualifiziertes Subjekt auch vocieret haben — aber die Klausel! So zerschlug sich's denn, zu E. E. Rates größtem Leidwesen, und rollten die Herren auf Nimmerwiedersehen zum Holstenthore hinaus und wieder nach Hamburg zurück.

Als volle drei Jahre so ohne Ergebnis verstrichen waren, lief eines guten Tages das Gerücht um: E. E. Rat consideriere, die vermaledeite Heiratsklausel brevi manu zu inhibieren.

Darob ein groß Geschrei bei den Buxtehudischen und schleunig wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, es zu verhindern. Die gesamte Freundschaft, worunter nicht wenige lübische Bürger von Gewicht, kam auf die Beine. Wochenlang tobte der Kampf. Manches E. E. Rate verkleinerliche Wort wurde laut, Aergernis über Aergernis gab's. Sogar in boshaften Schmähschriften, so man Pasquillos nennt, machte sich die Erbitterung Luft, zu etlichen Malen auf beiden Seiten.

Heute aber ist die Entscheidung gefallen.

Nachgeben müssen haben sie endlich am grünen Tische und hat der Herr Ratspräsident den Meister in feierlicher Audienz versichert, daß sie in allen Punkten weiter zu Recht bestehen soll, die alte Bestallungsurkunde an St. Marien, „up ewig, so lange de Hahn kreiht un de Wind weiht.“

* * *

Ekler, naßkalter Pisselregen immer in einem hin. Von den blanken, nassen Ziegeldächern ein unaufhörlich Getropf und Gekleckser. Hundewetter.

Doch die lübische Bürgerschaft läßt sich's nicht anfechten und ist guten Humors. Für den ersten Advent so just das richtige Wetter, da freut man sich doppelt auf den Kunstgenuß am Abend.

Die langersehnte erste Abendmusik heute in St. Marien!

Zu Ende die Kinderlehre. Schon ist's völlig dunkel geworden. Düster majestätisch ragt das gewaltige Backsteingemäuer der herrlichsten Kirche nordischer Christenheit auf in Nebel und Nacht. Doch die lichterhellten Bogenfenster winken traulichen Willkomm.

Ganz Lübeck nimmt ihn wahr und macht sich auf die Beine. Tausend ineinander gekeilte triefende Parapluies kommen herangewackelt.

Johann Sebastian ist der erste in der Kirche, als nun die Thüren sich aufthun. Er glüht vor Erwartung.

Gewaltige Tonfluten erfüllen plötzlich die gigantischen Schiffe.

Meister Dietrich Buxtehude sitzt an der großen Hauptorgel, vornehm, stattlich, im blausammetnen, goldbordierten Staatshabit, ein allmächtiger König, unterthänig ist ihm das riesige Werk, gefügig jedem leisesten Griffe.

Der Meister holt alsbald zu einer großen Toccata aus.

Fundament zunächst, wuchtige Pfeiler- und Eckstein-Akkorde. Stracks darauf ein langmächtig Pedalsolo, gemessenen Schrittes beginnend, in dröhnenden Oktaven. Wie Donnergrollen klingt's, wie Löwengebrüll zuweilen. Weit wuchtiger im Tone alles noch, als Herr Johann Laurentius daheim es beschrieb.

54 klingende Stimmen, 32 Füßer im Pedal, 3 Manuale! Das muß man erlebt haben, da bekommt man einen Begriff!

Horch weiter:

Accelerando. Jäh wachsende Bewegung. Ein wildes Wühlen und Wogen und Branden, wilder, wilder, ein richtiger Seesturm wird daraus. Düstere, nebelgraue Harmonien. Nun staut sich's, stockt. Da ein langanhaltender Triller plötzlich, grell-phantastisch. Die Nebel fliehen, zerflattern. Viktoria! Die Sonne bricht durch. Lustig dahin segeln die Schifflein. All seine virtuosen Künste läßt der Meister nacheinander los. Hat er denn zwanzig Finger in den Tasten, arbeiten vier Beine im Pedal herum? Harpeggien zuletzt, immer voll aus der Faust, rechts herunter und von links wieder herauf, chromatisch steigend und fallend, auf der ganzen Klaviatur hin und wider. In der ganzen Welt ward dergleichen nicht gehört, niemals!

Und dazu die hehre Pracht des Gotteshauses im Glanz der tausend Kerzen! Die große Hauptorgel selber vor allem mit ihrer gotischen Prachtfassade; die alten Bronzegitter und -Kandelaber, die himmelaufragenden ungeheuren Pfeiler, der Lettner mit seinen goldumflossenen Malereien, die Epitaphien — wohin nur der trunkene Blick fällt, die mannigfachen Gebilde gediegener Kunst, alle Stimmungen, alle Sehnsuchten, alle Freuden und Schmerzen des Menschenherzens wiederspiegelnd, alle Hoffnungen, Segnungen, Tröstungen.

Sodann aber die Fuga nach beendigter Toccata, einsetzend mit einem dünn gesponnenen Läufer-Thema — hurtig einherhüpfenden, kecken, zackigen Sechszehntelfiguren: wie ein verdrießlich-lustiger Aprilsturm geht sie ins Zeug; Wind, viel Wind.

Hingerissen lauscht die lübische Bürgerschaft. Die Senatoren, Ratsverwandten und Ehrbarkeiten neben der Kanzel, die Kirchenjuraten in ihren schönen holzgeschnitzten Gestühlten — schaut männiglich darein voll gerechten Stolzes: es giebt man eine St. Marienkirche in der Welt, es giebt man einen Dieterich Buxtehude, den Meister der Meister!

Nur im Gestühlt der ehrsamen Bürstenbinderzunft ist man leider durchaus nicht bei der Sache.

Der putzige „Butenminsch“ (Außenmensch, Fremdling) hier, neben Hinrich Döberken, dem Amtsalten: Deuker noch mal zu, so'n unpassendes Benehmen aber auch!

Wen sollte das nicht ärgern!

Erst unter währender Toccata ganz außer sich, man sah, wie's in ihm wühlte, sein Gesicht wurde länger und länger, die Hände zuckten und fuchtelten, laut gestöhnt hatte er, aufgestanden und stur stehen geblieben war er zuletzt sogar, allem lübischen Kirchenanstand schlank zum Hohn.

Doch sonderbar, mit Beginn der Fuga hatte er sich schnell gefaßt, das Haupt keck in den Nacken geworfen schon nach einigen Takten, und trotzig, fast verwogen zur Orgel hinaufgeschaut. Und zu seinem gutherzigen Hauswirt hatte er sich gewandt, als die Fuga zu Ende, gnädig herablassend wie ein Fürst, und mit gar eigen stolzem Augenzwinkern ihm zugeraunt, deutlich konnten's die Nachbarn weitherum verstehen:

„Ruhig Blut! Soll man sich doch nicht lassen verblüffen. Die Fuga —, diese Fuga, hm ei. — Fingerkunst. Ist zu lernen; macht Uebung den Meister, wesmaßen alle Virtú immerdar eitel Fleiß, Ingenium aber, Judicium" — und hierbei hatte er mit der Faust aufs Gestühltpult gestupft — „ist ein Geschenk vom gnädigen Gotte. Sonderlich zu merken ob einer soliden Fuga. Das wissen wir Bache.

„O mein Gott, aber die Hauptorgel!

„Daß ich's doch mal ein bisle könnte probieren das aus der Maßen herrliche Werk, ehbevor zum Meister ich mag hintreten.

„Ach was da, Döberken, kurz und gut: er wird's schon machen können, Euer Vetter, der Calcant."

* * *

Sein Wunsch ging in Erfüllung.

Freilich, ein nicht geringes Stück Arbeit war's gewesen, Jochen Bünte, den Balgentreter, herumzukriegen.

Das alte, zähe Leder!

Auf alle besten guten Worte blieb er blind und taub. Doch als rein sachlich vorgegangen wurde: indem man pfiffig eine nicht unbeträchtliche Münze aus dem Beutel holte und sie auf der Tischplatte verführerisch herumtrudeln ließ, kam Glanz in die Aeuglein und schmolz dem Alten das Eis im Busen, daß er endlich sein Gewissen abstellte und nachgab.

Meister Buxtehude hatte die Gewohnheit, regelmäßig Montag nachmittags Schlag drei, zur Erholung vom anstrengenden Sonntagsdienst, aus dem Mühlenthore nach der freundlich gelegenen alten Walkmühle zu lustwandeln, allwo die Lübecker Bürger, vornehm und gering, Winter und Sommer heutigen Tags noch immer gern sich verlustieren bei Kaffee und frischem Stuten.

So nahm man denn die Gelegenheit wahr.

Doch einmal an der herrlichen, großen Orgel sitzend, ist mein Johann Sebastian nicht wieder davon wegzubringen.

Er sitzt fest, wie angeschmiedet, und spielt weiter, spielt weiter, voll Entzücken.

Dreimal bereits hatte der Windmacher, ganz abgemattet vom vielen Treten, ihn ermahnt, endlich aufzuhören. Doch kein Gedanke, ein Zweigutegroschenstück hatte er dem Mahner jedesmal stumm in die Hand gedrückt und — weiter gespielt.

So mußte geschehen, was nicht ausbleiben konnte.

Der freundliche Sonnenschein heute, schon seit dem frühen Morgen, that Leib und Seele wohl. Prächtig erfrischt hatte den Meister der Spaziergang. Allerlei lieben Erinnerungen nachhängend, hatte er endlich durch die schöne Ulmenallee seine Schritte zufrieden wieder heimwärts gelenkt. Fürnehmlich an seinen gar freudigen ersten Walkmühlen-Spaziergang gleich den Tag nach seiner Bestallung hatte er denken müssen, als er vom heimatlichen Dänemark auf gut Glück zum Probespiel herübergekommen war, um stracks alle anderen Bewerber auszustechen und glänzend zu obsiegen.

An seiner Kirche will der Meister gerade vorüber.

Er stutzt und horcht: die Orgel, *seine* Orgel?

Zornig hineinfahren, wie die Katze unter die tanzenden Mäuse, will er im ersten Augenblick, als er unbemerkt in die Kirche getreten ist. Welcher rechtschaffene Organist verstünde denn da auch Spaß?

Doch der alte Meister ist weise und kennt das Leben. Weshalb den lieben Seelenfrieden blindwütig aus dem Gleichgewicht bringen, verlohnt sich's?

Gerade beginnt Sebastian wiederum mit seiner geliebten Fuga in C-moll.

Buxtehudes Ohren müssen hinhorchen, er mag wollen oder nicht.

Sein Interesse wächst: „Ein artig Thema, so eigen warm, so frühlingsfrisch. Wer's nur sein mag, der Spieler, woher, wes Landes? Ein Bewerber? Endlich wieder mal einer arrivieret?“

Sachte auf den Zehen, um sein Kommen nicht zu verraten, schleicht er nun die Treppe zum Orgelchor hinauf.

Als Sebastian zu Ende und, sich den Schweiß abtrocknend, von ungefähr zur Seite blickt, sieht und erkennt er den Meister, springt erschrocken auf, macht einen tiefen Bückling nach dem andern und bittet um gut Wetter. „Je nun, den Kopf kann's nicht kosten,“ denkt er aber bald: nennt resolut seinen Namen, sagt, woher er gekommen sei und warum.

Je länger Buxtehude den jungen Thüringer betrachtet, je mehr hellen sich seine Züge auf. Reinstes Wohlwollen zuletzt in seinen Augen.

Gnädig nickt er ihm zu: „Ei, ich salutiere! Manko außen in technicis, aber Ihr habt's in Euch. Jawohl, hörte von denen Bachen. Gelten vor starke Musici weit und breit, allesamt, sonderlich der weiland Eisenachische Herr Johann Christoph von St. Georgen —“

„Mein Herr Oheim selig, mit Respekt zu vermelden.“

„Sind mir etliche Motetten von ihme bekannt, subtile Sachen, gründlich im Satz und gar beweglichen Ausdrucks.“

Und freundlich dem jungen Kollegen auf die Schulter klopfend, fährt der Meister fort:

„Seid mir willkommen, junger Mann. Wollet doch morgen zu Mittag bei mir speisen, wie? Sollt mir alsdann von denen Bachen des weiteren berichten und mir sagen, wie ich Euch kann von Nutzen sein.“

* * *

„Einen thüring'schen Bachen zum Eidam und Nachfolger — könnt' mir wohl anstehen,“ seufzt der alte Herr tief aus gepreßtem Herzen, als er am nächsten Morgen erwacht und sich im Bette aufrichtet.

Geträumt hatte er davon die ganze Nacht, wüst und kraus, wie Träume sind: entflohen war auch dieser zuletzt wieder, wie alle anderen, und jäh in sich zusammengestürzt seine Hoffnung wie ein Kartenhaus.

Seine Gedanken spinnen hartnäckig den gleichen Faden weiter, auch noch als er längst aufgestanden ist und die Zipfelmütze mit der Parucque vertauscht hat; denn der Meister hält peinlich auf Ordnung, fürnehmlich auf ein stetiglich audienzbereites, tadelloses Exterieur, von Kopf bis zu Fuß.

In seinen lederüberzogenen Sorgenstuhl wirft er sich: „Daß er doch möchte anbeißen! Meine letzte Hoffnung!“

Sein Eidam und Nachfolger — ja, wär's nur erst so weit.

Man sitzt beim Frühstück.

Melancholisch schüttelt der alte Herr das Haupt auf Sibylle Margaretas ihm schämig ins Ohr geflüsterte Frage: Sein altes Leiden, das gülden Aederlein — ob's ihm wiederum verschlagen, und ob Fahlbusch kommen solle, der Ratsbader, mit dem Schnepper?

Doch stumm wehrt der Vater ab mit den Händen.

„Höret, hab' zu reden mit euch, dir fürnehmlich gilt's, Sibylle Margareta,“ spricht er endlich, verlegen, abgewandten Blickes. „Ist wiederumb einer da. Werdet ihn sehen hernachen, hab' ihn invitieret zu Mittag, daß ihr's wisset. Richtet darnach das Mahl. Was Gutes, Feines. — Sibylle Margareta: Appell, sag' ich, nimm dich zusammen, zäum' deinen losen Mund! Gott gebe seinen Segen!“

Sachte zu glimmen beginnt's unter der Asche. Ein letztes Fünklein Hoffnung.

Munter wird's bei Buxtehudes. Nicht lange und der delikateste Gansvogel bratzelt auf dem Herde, köstlichen Duft durchs ganze Haus verbreitend.

Zeit itzo zum Toilettemachen.

Na, wenn damit sechs Demoisellen zugleich beginnen! In den Schachteln, Koffern, Kleiderschränken geht ein Suchen und Wühlen los, ein Hasten und Herumhantieren im Hause, die Thüren fliegen auf und zu — ein Leben, als sollte heute schon gleich die Hochzeit sein.

Nun schlägt's 12 von St. Marien, vom Dome, von St. Jakobi — von allen Türmen feierlich im Chor.

Prächtiglich gehen die Damen aus ihrem Kämmerlein herfür. Sibylle Margareta zumal, die Orgelbraut! In ihrem roten Daffent, um die dürren Glieder, mit rauschender Schleppe und bauschigen Puffärmeln, das spitzige Altjungferngesicht umrahmt von einer neuen kunstvollen Haar-Tour à la mode, safrangelbe hohe Hackenschuhe an den Füßen; kommen noch hinzu die schwungvollsten Attituden, frisch vorm Spiegel studiert, Seufzer und Schmachteblicke, ein ganzes Arsenal — wahrlich, jeder Zoll eine Dido abbandonata in der hamburgischen Opera. Also gerüstet nach außen und innen erscheint sie auf dem Plan, Sibylle Margareta, die Orgelbraut.

Es klingelt. Er kommt.

Wie ein Prinzlein von Geblüt wird mein Johann Sebastian empfangen. So viel Ehren, so viel Courtoisie. Das sollten sie daheim in Arnstadt sehen, die Pisangs, die Bierphilister.

Vor Verlegenheit bleiben ihm die Bissen im Halse stecken, etliche Male, als man sich zu Tisch begeben und die Mahlzeit ihren Anfang genommen hat. Immer frischweg noch ein saftiges Stück zu nehmen, nötigt Demoiselle Sibylle Margareta ihn von rechts, zugleich halten zwei, drei andere Schwestern ihm die blanke Zinnschüssel mit duftendem Braunkohl und die goldbraune Gansebrühe von links her unter die Nase, und der gute Meister voll Freundlichkeit: „Ei, so langet zu, laßt Euch nicht nötigen!"

Und rechtschaffen getrunken wird, eine Bouteille echten roten Franzwein nach der andern, aus dem Bürgermeisterfasse im Ratsweinkeller.

Fast erschröcklich viel können die lübischen Damen vertragen, will dem Gaste bedünken.

Von neuem klingen die Gläser. Man stößt an auf alles noch ungeborene Gute im Schoße der Zukunft.

Aber leider: der ehrliche, junge Thüringer schaut dem Spiel in die Karten.

Beklommen ist ihm ums Herz. Weiß er doch bereits Bescheid durch den Balgentreter.

Da kennte man auch den alten Jochen schlecht. Haarklein hatte dieser ihm alles erzählt, stracks nachdem er aufgetaut war gestern, und mit viel geheimnisvoller Wichtigkeit, selbstverständlich, denn er ist doch die Hauptperson dabei, die Lunge der großen Hauptorgel sozusagen.

So liegen die Dinge hier.

Sein Herz pocht im $^6/_8$-Takt, den Atem verschlägt's ihm fast, wie er sich's nun recht vergegenwärtigt.

Just zur rechten Zeit ist er gekommen. Gleich Saulus weiland zog er aus, Eselinnen zu suchen — ein Königreich nun statt dessen. Vor seinen Füßen liegt's, das Glück, nur zu bücken braucht er sich darnach. Aber vorsichtig, daß es nicht zerbricht. Zunächst heißt's: politisch sein. Abwarten. Wie sagt der Apostel: „Seid klug wie die Schlangen." Aber auch: „Ohne Falsch wie die Tauben." So käme man wohl zum Ziele. Doch wie nur beides vereinen?

Organist an St. Marien werden — 's ist nicht auszudenken.

Doch, hm?

Mut. Wer wagt, gewinnt. Ist's denn wirklich so schlimm, wie's aussieht? Auch ein Hausdrache müßte zu bändigen sein, man pack' ihn nur richtig bei den Hörnern. Und wenn immer die Gemütlichkeit aufhört im Hause, kann er sich da nicht allemal in die Kirche salvieren? An der Hauptorgel ist er geborgen.

Leichten Kaufes geht's nicht ab, allerdings. Doch schon mancher hat in den sauren Apfel beißen müssen, um vorwärts zu kommen. Es ist nun einmal nicht anders im Leben; Gott bessere die schlechten Zeiten. Insonderheit die Herren vom Stadtregiment möge er erleuchten, auf daß sie sollen treffen nobelere Fürsorge zum Heile, zur höheren Würde der Kunst. Aber das mag noch lange währen.

Lavieren, sondieren, limitieren — jedenfalls tapfer auf dem Posten bleiben: zu diesem Entschlusse hat Johann Sebastian sich durchgerungen, als er nun Abschied nimmt.

Freilich die Augen muß er niederschlagen und keusch erröten, bis unter die Halskrause, vor den Herz und Nieren durchdringenden Forscheblicken Sibylle Margaretas und ihrem leis melodischen: „Au revoir, monsieur Bach."

Bald aber hat er sich wieder gefaßt, und der Heuchler! indem er mit großem Kratzefuß sein „sehr obligieret" stottert, erfüllt seine Seele im selben Augenblick, einem Lawinensturze gleich, nur dieser eine Gedanke:

„Perfektionierung im Orgelschlagen bleibt die Hauptsache! Deswegen kamst du her. Alles übrige wird sich finden. Was Meister Buxtehude kann, muß schnell ich lernen von ihm.

„Himmel, so lange halt zusammen — kann ich's, hernachen magst du einstürzen!"

* * *

Volle drei Monate sind verstrichen, doch mein leichtsinniger Musikant denkt nicht daran, heimzukehren. Und auf vier Wochen hatte er doch nur Urlaub erhalten vom Arnstädtischen hohen Consistorio. Gar nur vierzehn Tage sollten's erst sein, und nur mit knapper Not waren schließlich die lumpigen vier Wochen ihnen noch abzuzwacken gewesen.

Amtspflicht — ach weg, weg. Gott sei Dank, daß er mal dazwischen heraus ist!

So wohl wie in Lübeck fühlte er sich noch nie in seiner Haut. Ist das ein Leben! Nicht im Traume können die Bache daheim, die Guten, sich so was denken. Und wer weiß, wie's noch kommt, wundern wird man sich daheim vielleicht noch.

Die große Hauptorgel in St. Marien, tagtäglich darf er sich darauf tummeln.

Es ist fast zu viel des Glückes. O du ganze weite Welt mit all deiner Herrlichkeit, was bist du gegen die große Hauptorgel!

Riesengleich gewachsen ist er in seiner Kunst.

Ein Kind, ein Hümpler und Stümpler war er ja vorher zu Hause, o sancta simplicitas, und bildete sich doch schon wunder was ein. Jetzt aber kann er mitreden vom Artificium. Sein Pedalspiel, wie er sich darinnen habilitieret hat! Seine Registrierkunst! Kaum eine Ahnung hatte er ja früher vom richtigen Farbenmischen, und wie sollte er auch, was gab's denn an den alten Pfeifenkisten daheim auch groß heraus zu ziehen. Meister Buxtehude, du arme gute Grasemück', laß dich nicht unterfuttern. Einen jungen Kuckuck, der zehnfach Futter braucht, hast du im Neste sitzen. Daß er dich selber nicht mit wegschlucke, mitsamt deiner ganzen Kunst, all deiner Reputation.

Alle Förderung hatte dieser ihm angedeihen lassen, wie ein Vater an ihm gehandelt und sich seiner Fortschritte mit ehrlichem Staunen gefreut.

Lektionen hatte er ihm zugewandt, Lektionen auf dem Clavichordio in reichen Patrizierhäusern, aus der Maßen fette: eine einzige wie wohl drei, vier daheim. Einen guten Spargroschen hat er schon zusammen. Vikarieren mußte er, den Meister vertreten Sonntag nachmittags, bei gemeinen Taufen und Kopulationen, bei Kommunionen.

Jede Andeutung auf seinen Herzenswunsch, den genialen jungen Thüringer zum Eidam und Nachfolger sich zu sichern, hatte der Meister feinfühlig vermieden, es der Zeit überlassend, obschon die wichtige Sache ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ. So kam es, daß Johann Sebastian bei seinem ungeheuren Lerneifer letzter Zeit kaum mehr daran gedacht hatte.

Heute morgen aber ist was geschehen.

Seine neugefertigten großen Variationen über den Adventschoral: „Wie soll ich dich empfangen" hatte der Meister zu hören gewünscht.

Das war eine Arbeit!

Diffikultäten! Jede Variation nur so gepfeffert damit. Alles, was er zugelernt in Lübeck, war angebracht, gar nicht genug hatte er sich thun können. Kanonische Künste, raffinierteste, mit per augmentationem und diminutionem, sogar einen Canon al rovescio hatte er gewagt — einen krebsläufigen, nacheinander alla Sesta, alla Terza, alla Seconda und alla Nona; endlich als Anhang, apart für sich, zur sonderbarlichen Gemütsergötzung gar noch ein „kleines harmonisches Labyrinth". Na, er hatte es wohl gemerkt: der Meister hatte schön den Hals gereckt.

Nach längerem Schweigen tritt der Meister darauf freundlich an ihn heran und spricht flüsternd, in Absätzen, weich, gütig: „Mögt Ihr doch gleich in Lübeck bleiben und allhie Eure Fortune finden? Werdet Euch schon applizieren. Zu meinem Nachfolger und Eidam hab' ich Euch erkoren, wüßt' keinen lieber als Euch dermaleinst an der Hauptorgel. Mein Adjunkt sollt Ihr werden allsogleich, seid dessen capable und würdig."

Wie vom Blitz getroffen Johann Sebastian ob dieser Worte.

Nun wird's Ernst, nun doch, nun doch! Nun heißt's: entweder — oder.

Sein Nachfolger!

Alles Blut schießt ihm ins Hirn, siedheiß. Seine Sinne verwirren sich. Die Hauptorgel erbraust ihm im Ohr, majestätisch, allgewaltig. Er selber daran, zum Manne gereift, mit vollen Schultern, im goldbordierten, blausammetnen Staats-Habit, ein gülden Ehrenkettlein um den Hals, florettseidene Strümpfe, an den Schuhen silberne Schnallen, ganz wie der Meister. So sieht und hört er sich im Geiste, überwältigt, hingerissen.

Der große Moment!

Beide Hände streckt er dem Meister entgegen. Dankend will er schon zusagen, im Ueberschwang so plötzlich an ihn herantretenden schwindelhohen Glückes. Da aber lähmt ein Gedankengespenst ihm jäh die Zunge, eine ekle, hohngrinsende Höllenfratze: die Klausel.

Sein Nachfolger und Eidam. Sybille Margareta daneben. Anders nicht.

Die Hände fallen ihm weg, wie abgehauen.

Zum ersten Male, daß er sich ernsthaft einen rechten Begriff von der Sache macht in ihrer ganzen Tragweite. Seine albernen Ideen erst. Eitel Prahlerei, sich einzulullen damit, ganz wie's die Kinder anstellen. Nun aber ist er aufgewacht. Da liegt er in Splittern, der Spiegel der Eitelkeit.

Dahin all seine Fassung.

Es kam zu schnell, zu plötzlich.

Blöde starrt er den Meister an, unfähig zu sprechen.

Dieser endlich: „Nun, wollet's beschlafen und bis morgen Euch resolvieren."

* * *

Ruhelos treibt's ihn hin und her in der Stadt, auf dem holperigen Pflaster, durch die krummsten und schmutzigsten Dwasstraaten, am Hafen hin, um den Kolk und die Marlesgruben, die Trave herauf, über die Poppenbrücke mit dem alten steinernen Gott Merkurius, dem böse Buben die Nase abgeworfen haben; zuletzt gar stracks rund um die Stadtmauer und im Humpelschritt durchs Burgthor, an den friedlichen, strumpfstrickenden Stadtsoldaten vorüber, wieder in die Stadt herein.

In den Ratskeller gelangt er, er weiß selber nicht wie.

„In vino veritas!" versichert ein alter Spruch, auf die Probe kann man ihn schon einmal stellen.

Doch allein sein. Schnell vorüber darum an den lauten Tischen der Zecher.

In die altberühmte Brautstube gelangt er so.

Er ist der einzige Gast in dem matt erhellten, traulichen Gemach.

Ein Küfer kommt und wirft ein paar Holzscheite in den Kamin.

Hell auf lodern die Flammen, knistern und prasseln und reißen ihn aus seinem dumpfen Brüten.

Auf den alten Spruch am Kaminfries fallen von ungefähr seine Blicke:

„Menich man lude singet,
Wenn me em de Brut bringet.
Weste he, wat man em brochte,
Dat he woll weenen mochte.“*)

Im Flackerscheine des Kaminfeuers nimmt er sich aus wie eine prophetische, dunkel-feierliche Orakelinschrift.

Immerfort muß er die weisheitsschweren Worte lesen — schnell, langsam, vorwärts, rückwärts. Seine Augen haben sich daran verbissen, kommen gar nicht wieder davon ab.

Weste he, wat man em brochte — —?

Ja, wüßte man das.

Das hoffärtige Hahnenbild im Felde rechts neben dem Spruch? Was hat er nur immerfort an sich selber dabei zu denken? Und gegenüber, links: die rote Gackerhenne. Der scharfe Hackeschnabel, die Gackerpositur — o mein' Seel', wie ähnlich der Jungfer Sibylle Margareta! Ganz so sah er sie erst gestern noch am Fenster stehen, in ihrem Rottaffetnen. Und ein gesund-kräftiger Widerwille packt ihn an:

„Brrr, nein, lieber verhungern!“

Schnell erhebt er sich, zahlt und eilt hinaus.

Geradeaus über den Marktplatz, am Kaak (Pranger) vorüber, rechts ab und stracks auf die Marienkirche zu. Er zaudert, davor angelangt, macht Halt. Ins spitzbogige Portal tritt er endlich und preßt den glühheißen Kopf gegen die eisenbeschlagene Kirchthür.

Fiebrisch rast ihm das Blut durch die Adern.

Hoch oben in die Spitze des Dachreiters fühlt er sich plötzlich emporgetragen. Quer durch Gebälk und Gemäuer schaut er von da hinab in die Schiffe, kerzenerhellt, voller Glanz und Pracht, ganz wie am ersten Abend.

Da, neben ihn hin tritt der Versucher — sein Arm deutet gebieterisch hinab: „so du niederfällst und mich anbetest“.

Und siehe: in magisches Licht getaucht Chor und Orgel, herrlich zu schauen, die Zinnpfeifen im Prospekt gleißen verführerisch ihn an.

Der fetteste Organistenposten in deutschen Landen.

Ein fürstlich Salarium.

So gar viel Reputation.

Die Abendmusiken. Was er da machen könnte. Zu wirken in dem großen, reichen Lübeck, auf so gar fruchtbarem Boden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

*) Mancher Mann laut singet,
Wenn man ihm die Braut bringet.
Wüßte er, was man ihm brächte,
Daß er wohl weinen möchte.

Aufrauscht's plötzlich, seitlich vom Thore her, linker Hand, es bauscht sich und knittert, scharrt und schleift: ein rotes, ungeheures Frauengewand — husch ist's an der Orgel vorüber. Die Kerzen verlöschen davon, schwarze Nacht hüllt alles ein. Ihn durchschauert's, eisig, bis auf die Knochen, wie eine Hand legt sich's ihm auf die Augen, mit lähmendem Druck: er versinkt in eine dumpfe Betäubung.

Der Abend dunkelt stärker.

Wind macht sich auf, untersucht alle Ecken und Winkel auf dem Kirchplatze, kommt auch ins Portal geschnuppert, drückt den regungslosen Träumer hier gegen die Thür und zupft ihn am Mantel herum.

Der erwacht endlich davon und regt sich.

An die Heimat muß Johann Sebastian denken.

Eisenach, die Vaterstadt, Ohrdruf, wo er zur Schule gegangen, das alte Erfurt, Weimar, Gehren, Arnstadt — die lieben thüringschen Städte, Flecken, Dörfer allesamt, wo die Bache wurzeln und wachsen, wie im Steigerwald die Buchen.

Durch sechs Generationen.

Schon als der Junker Jörg auf der Wartburg oben saß und schrieb am Buch der Bücher: Martinus Lutherus, aus thüringschem Blute gezeuget, gleichwie die Bache.

Dem allen sollte er nun untreu werden? Fort von der Heimat, wie ein Dieb in der Nacht? Hier draußen, am großen, kalten Wasser, fern von den Bachen leben, getrennt von ihnen, für immer?

O des Wurmes in seiner Seele, welche Pein, wär' er der Folterqualen ledig!

Verrat, schnöder Verrat! Heb dich von dannen, Satanas!

Scharf pfeift der Nordwind ihm um die Ohren in grimmigen Stößen. Nach Süden, in die Waldberge, in die Heimat weht er hinunter.

Daß er mit könnte, mit auf der Stelle!

Schneller als der Wind sind seine Gedanken unten.

In seine Arnstädtische Neue Kirche kehren sie ein. Nach den Bachen lugt er aus, Familientag morgen.

Da kommen sie endlich, die Erfurtschen, die Eisenacher, die Gehrener, und wer bei ihnen?

Doch wie: bleich, verhärmt, die Augen trübe, traurig, in Thränen gar — warum doch?

Maria Barbara!

Du konntest sie schier vergessen. Wie war's möglich: auch sie vergessen, verraten? Und ein ungeheurer Schmerz reißt ihm die Krallen ins Herz. Das brennende Auge schaut in eins alle die traulichen Wege, Wiesen, Hänge und Gründe im Amt Gehren, allwo er lustwandelte mit ihr, Ostern, als er zur Begrüßung oben war.

Fipps, das Hündle, immer munter vor ihnen her. Und ihre artigen Impromptus, und alles zeigte sie ihm: den Igelshieb, die vier Schergen, die Hasenflucht, den Gottesfrieden mit der hübschen Ruhebank, die Spielmannsleite. Zuletzt kam die epheuumrankte Thalschenke „Zur frohen Zukunft", und eingekehrt wurde hier, müde vom Wandern.

Schon völlig grün die Spiraen und Stachelbeerbüsche, Flieder und Holder auch beinahe. Aus den Weidenköpfen an den Wiesen flammt's lichterloh gen Himmel. Jedes zarte Grashälmchen am Boden ein unergründlich Wunder Gottes. Anemonen, blaue Leberblümlein, lichtgelbe Primeln, sonnüberwärmt, einzelne Immlein umsummseln geschäftig die Kelche, und im knospenden Gezweig darüber hin jubilieren die Vögel — jeder Drosselruf und Finkenschlag, jedes feinste Meisenstimmchen:

Maria Barbara ruft alles.

Laut muß er immerfort den Namen aussprechen.

Die süßeste Musik darinnen, will ihn bedünken, so je sein Ohr vernommen. Zerspringen könnt' ihm darob die Brust, vor Wonne und Weh zugleich. Zauberische Töne, sein ganzes Blut fühlt er in ihnen zusammenströmen, es reißt ihn fort, er muß, er hält's nicht mehr aus.

An die Orgel, anders giebt's keinen Rat und Trost!

Schnell darum hin zum Balgentreter. Einen heilen Spezies-Thaler soll er haben. Was, dunkel in der Kirche? Desto besser, die Füße und Finger finden sich schon zurecht auf den Tasten.

Ganz verändert erscheint ihm sein Spiel.

Aus seinem Innersten quillt's herauf, mit Macht. A u s z u d r ü c k e n hat er etwas in den Tönen, etwas Bestimmtes, Eigenes, Großes, Herrliches, Köstliches zumal, was kein anderer, was nur er allein in der Welt zu sagen vermag. Luft, Luft denn dem Herzen!

Und er hat die Kraft, er kann's. Wie die Zunge dem Worte, gehorchen die Tasten seiner Hand; unmittelbar für alles, was er fühlt, findet er den rechten Ton.

In allem ein eigen tiefer Sinn. Er staunt, er erschrickt fast über sich selber. Ein anderer ist er geworden, ein Mann, der weiß, was er will.

Wohlan, nun gilt's zu ernten die reife Frucht und in sicherer Scheuer die Ernte zu bergen. Unendlicher Reichtum!

Freute er sich am Morgen noch, bei den Variationen, seiner Akkorde, Modulationen, Ueberleitungen vornehmlich um ihrer selbst willen, vor sich selber und äußerlich vor der Welt damit zu glänzen, wenn er so alle Diffikultäten spielend überwand — wie anders jetzt. Was von je daheim der Himmel blaute und die Sonne schien, die Blumen blühten und dufteten, die Wasser rauschten, die Vögel sangen und dazu das Liebste, das Teuerste — in seinen Tönen hallt es wieder in wundersamem Echo, in Musik setzt sich's um.

Die ganze Marie Barbara.

Dieser Akkord ein Aufschrei der Sehnsucht; jene Melodie nun süßes Kosen der Liebe; der Kanon darauf im Tenor und Sopran holdeste Zwiesprache zwischen ihnen beiden; und die markigen Baßrhythmen endlich, einen festen Entschluß, ein Versprechen, das er sich selber giebt, verkünden sie:

Ja, alldorten bei ihr, an ihrer Seite ein rechter, perfekter Bachischer Organist und Kantor werden, wie er sein soll.

Alles dem höchsten Gott zu Ehren, alles!

Und als er endlich den Schlußakkord gegriffen und das Pedal hat ausdröhnen lassen, tritt er noch einmal vor an die Chorbrüstung.

Nacht gähnt von unten ihn an.

Doch allmählich fassen die Augen etwas Blick.

Auf den Pfeiler linker Hand, am Gestühlt der Bürstenbinder spielt leise ein Mondstrahl, schräg von oben durchs Fenster.

Ob er den Fleck da kennt, Gestühlt und Pfeiler!

In das hier hängende alte Bild von der Arche Noe vorm Berge Ararat rückt der Schein sachte weiter.

Die fröhlich auf Vater Noe herausgestreckter Hand zurückkehrende Taube, schneeweißen Gefieders, mit dem Oelblatt im Schnabel — deutlich vermag er sie jetzt zu erkennen.

Ein glückverheißend Symbolum, sicherlich, willkommen, Taube des Friedens!

Er wendet sich und geht.

Auch der Balgentreter schlürt kopfschüttelnd ab, nach Hause.

* * *

Daß es so weit sei und er soeben einem mittlerweile gänzlich Uebergeschnappten Wind gemacht habe, davon blieb der alte Jochen Bünte überzeugt bis an sein sanft-seliges Ende. Und es hatte ihn auch nicht weiter groß gewundert: verdreht genug war der putzige Kerl ja von Anfang an gewesen. Doch so'n snak'sches Orgelspiel, wie das da zuletzt, hätte man überhaupt noch nirgendwo in der Welt erlebt. Abquälen hätte er sich müssen dabei, an den Bälgen: „Uplezt jümmer lieftau alle Piepen rut," daß ihm „de solten Sweet (der gesalzene Schweiß) an'n Puckel dahlrönnt wör," wie er später erzählte, gar nicht genug konnte der Alte davon schwögen, es blieb seine Haupt-Paradegeschichte. Und ob überhaupt alles mit rechten Dingen zugegangen, wäre auch noch sehr die Frage: so'n merkwürdig brenzlichen Geruch hätte er hinter sich gelassen, der fremde Organist, wie er vor ihm aus der Kirche gegangen wäre an dem Abend —?

Unbegreiflich, wie der Meister Burtehude so für ihn eingenommen sein konnte, denn in bester Freundschaft hätten sie am anderen Tage — zuletzt noch draußen mitten auf dem Kirchplatz, daß es die halbe Stadt sehen konnte — Abschied voneinander genommen, beide thränenden Auges.

Gottlob, daß der Mensch sich wieder von hinnen begeben habe. So viel wäre sicher gewesen: ihn selber und noch einen frischen Kalkanten hätte er gleich im ersten Jahre tot gemacht, wenn er geblieben wäre und die Stelle bekommen hätte, so unverschämt viel Wind hätte er immer verlangt.

V. Wieder daheim.

Actum, d. 21. Februar A. D. 1706.

Wird der Organist der Neuen Kirchen, Bach, vernommen, wo er ohnlängst solange gewest, und bei wem er dessen Urlaub genommen?

Ille. Sei zu Lübeck gewest, umb daselbst ein und anderes in seiner Kunst zu begreifen, habe aber zu vorher von dem Herrn Superintendent Verlaubnüß gebeten.

Dominus Superintendens. Habe nur auf vier Wochen solche erhalten, sei aber wohl vier Mal so lange außen blieben.

Ille. Hoffe, das Orgelschlagen wäre unterdeß von deme, welchen er hiezu bestellet, dergestalt sein versehen worden, daß deswegen keine Klage geführet werden könne.

Nos. Fragen ihn hierauf, aus was Macht er ohnlängst die frembde Jungfer auf das Chor bieten und musiciren lassen?

Ille. Habe Magister Uthen darvon gesaget.

Nos. Wird selbig penetrabel admoniret, weiln unter währender Predigt sich zwei Mal vom Chore weg ins Wirtshaus begeben, und sei ihme Bittrich, der Küster, so es gesehen, derowegen auf der Treppen fürstellig geworden, als welchen, Bittrichen, er darob einen Esel, einen Blitz-, Donner- und Hagelschelm (sic) betituliret.

Ille. Sei ihme leid, sollte nicht mehr geschehen, und hätten ihme bereits die Herren Geistlichen derowegen hart angesehen. Habe aber das zweite Mal das kalte Weh imgleichen fast erbärmlich Bauchgrimmen gehabt, weßmaßen unten sich einen Wachholderbittern genehmiget.

Nos. Sagen ihme, Bachen: Sei gar befrembdlich, daß bishero so gut wie nichts auf dem Chor musiciret worden. Habe die Antiphonas, Responsoria, Introitus und Choral zu vorher nicht übersungen, wie doch wöchentlich geschehen solle, damit der Gesang nicht sogar unter die Bank gestecket werde; und habe denen größeren Scholaren die praecepta Musicae nicht einmal gelesen, weiln mit denen Scholaren er sich nicht comportiren wolle. Wann er keine Schande achte, bei der Kirchen zu sein und die Besoldung zu nehmen, müsse er sich auch nicht schämen, mit denen Scholaren, so darzu bestellet, so lange bis ein anderes verordnet, zu musiciren. Man ihme keinen Kapellmeister halten könne. Da er's nicht thun wolle, solle er's nur categorice von sich sagen, damit andere Gestalt gemachet und jemand, der dieses thäte, bestallet werde.

Ille. Faule Fische (sic), gottlose Lümmel (sic) wären's, hätten die Präceptoren an ihnen vorerst ihre Pflicht zu thun; sollte denen Scholaren zuvörderst mehr eine stricte Informatio catechismi, das Erkenntnis, die Furcht und Liebe Gottes inculciret und imprimiret werden, als wonachen sie brauchbarer zur Musique werden würden.

Nos. Halten ihme endlich noch für, daß er bisher in den Choral oft viele Variationes gemachet, viele frembde Töne mit eingemischet, daß die Gemeinde darüber confundiret worden. Er habe ins Künftige, wann er ja einen tonum peregrinum mit einbringen wolle, selbigen auch auszuhalten und nicht zu geschwinde auf etwas anderes zu fallen, oder, wie er bishero in Brauch gehabt, gar einen tonum contrarium zu spielen. Item daß er alsdann zu oftmalen auch etwas gar zu lang gespielet, nachdem ihme aber von Herrn Superintendent derowegen Anzeige beschehen, wäre er gleich auf das andere Extremum gefallen und hätte es zu kurz gemachet.

Ille. Will sich über alles näher schriftlich erklären.

Resolvitur. Soll binnen acht Tagen sich erklären.

Der Kanzleischreiber steckt seinen Gänsekiel hinters rechte Ohr und fixiert den Malefikanten, stülpt sodann das Sandfaß aus über das noch nasse Protokoll, löscht sorgfältig und legt's ad acta.

Die Sitzung im Hochgräflich Schwarzburg-Arnstädtischen Landes-Consistorio ist zu Ende.

Hochaufgerichtet, stolz um sich blickend, geht der gemaßregelte Missethäter von dannen.

Seine Wohlehrwürden, der Herr Superintendent und Consist. Assess. folgt ihm alsbald. —

Aber was denn? Da hört's auf, nein, so was war noch nicht da! Gotteslästerung! Verhöhnung der Obrigkeit! Kapitalverbrechen! Da steht der Mensch mit der frembden Jungfer, Hand in Hand! Sie herzen und küssen sich! Proh pudor, im Hohen Landes-Consistorio, auf offenem Korridor, stracks nach der Stunde des Strafgerichts! Das will zur Geistlichkeit gehören?

Im siebenten Himmel die beiden, im allerhöchsten, hören nichts und sehen nichts vor eitel Wonne und Seligkeit.

Doch erklecklich größer noch als sein gerechter Zorn ist Sr. Wohlehrwürden kleinstädtische Neugierde, und mit beiden Händen an den gespitzten Ohren wippt er nun fix hinter einen vorspringenden Wandpfeiler des winkeligen, alten Hauses. Deutlich kann er hier alles mitanhören, was die fremde Jungfer erzählt, aufgeregt, in atemlosem Eifer:

„Das ganze Lengwitzer Viertel, das Wachenburger — schier die ganze Stadt hab' schon abgesucht nach dir, Sebastian. Sagte mir der Herthum endlich, wo du zu finden.

„Citation vors Hohe Konsistorium.

„Gott, wie darob verschrocken war! Schnell da hin, auf ihn warten:

daß du 'n hernachen gleich magst trösten, sagt' ich mir. Scheint dir aber nit eben bös was verschlagen zu haben, die Citation: schauten ja deine Aeugle gleich ganz munter mich an."

„Oho, Bäsle, hab' mich schon defendieret!"

„Wo ich herkomme, was ich will? Gelt, das möchtest du wissen, Sebastian?

„Herr Johann Laurentius, der Oheim, ja der, der schickt mich. Sprach gestern in Gehren vor, beim Bruder. Vermelden läßt er dir, du, durch mich, daß die Mühlhäusischen einen Organisten suchen thäten. Wär' ihnen sonderlich an einem Bachen gelegen."

„Ist aber doch Johann Georg Ahle alldorten im Ambt, so noch frisch und tüchtig —"

„Gewesen, Sebastian, mit Tode abgegangen, plötzlich, und denke: Vakanz bei Divi Blasii itzund, der berühmten Kirchen, in Mühlhausen, du, der freien Reichsstadt!"

„Bei Divi Blasii, hm, wär' kein schlechter Tausch. Haben fürtreffliche Musici bei Divi Blasii amtirt. Johann Rudolph Ahle senior, so die vielen schönen geistlichen Arien verfertigt, als welcher hernachen zu hohen Ehren kommen, Bäsle: Ratmann ist er gewest in Mühlhausen, zuletzt gar Burgemeister, und hat Kaiser Leopoldus ihm die Dichterkrone verliehen."

Lachend Maria Barbara: „Ei gemach, gemach, nit hoffärtig — fürerst vocieret sein, mit dem Uebrigen hat's gute Weil. Hat auch der Oheim gesagt, du, daß die Mühlhäusischen Musika in Ehren halten und sich's was kosten lassen.

„Und hier, schau: diesen Zeddul gab er mir mit für dich. Hör', was drauf steht. Schreibt der Oheim:

„Ist selbigte Station dotiret mit 87 Gülden, 6 ggr. Salarium, in guter Münz, aus dem Gotteskasten, aus der Bräuzins-Cassa und aus der Stadt-Cassa; benebenst 18 Klafter Holz, 6 Schock Reisig, 3 Malter Korn frei vors Haus, 9 Maß Gerste frei zu brauen, 3½ Eimer Bier und einem jährlichen Fischgeschenk von dreien Pfunden.

„Kommen noch hinzu viele Sportuln und Accidentien. Zu Neujahr 2 Kannen Wein und 10 ggr., 8 Pf.; von jeder Brautmessen 12 ggr.; von denen Figural-Leichen 4 ggr., 6 Pf., von Choral-Leichen 2 ggr., 8 Pf.; fallen auch von denen privaten Copulationibus Accidentia ab; und so es etwas mehrere als ordinairement Brautmessen benebenst dito Leichen giebet, steigen immer, nach Proportion, die Accidentia.

„Du, was sagst du nun? Das viele Geld und all die schönen Viktualien! Was ich sage:

„Allons, hin zum Probespiel, heut' noch hin, cito, citissime, zeig' ihnen, was alles du in Lübeck gelernt.

„Du, und alsdann, gelt alsdann, Sebastian?

„Fröhliche Hochzig, juchhe, fröhliche Hochzig! Unser Nestle bauen wir alldorten in Mühlhausen, du, gelt, unser Nestle!"

Und freudig darauf der junge Herr Johann Sebastian:

„Du sagest's, unser Nestle! Herzallerliebster Schatz, es soll also geschehen! In dulci jubilo! Eia, dieser Kuß mög's besiegeln!“

Und noch solch ein lieblich Sigillum darauf und immer noch eins.

Und die Hände der Geliebten ergreift er, blickt fest ihr in die klaren, guten Augen:

„Bäsle, du hast von je an mich geglaubt, ich wußt' es, ja, habe Dank dafür! Du und der Oheim. Die Philister aber hier im Ort — ha, mögen geruhig sie weiterspotten über meine Kunstreise! Hab's satt, das Leben hier, magst mir's glauben, Bäsle. Inskünftig mag ihnen die Orgel schlagen, wer Lust dazu hat. Die Thoren, sollen sich einen suchen, der ihnen keine Variationes machet in den Choral.

„Ach, Marie Barbara, hat der Prophet im Vaterlande noch niemalen was gegolten, wahr ist's. Und doch bleibt's einem halt das Vaterland.

„Topp, hin also. Will die Mutation in des Höchsten Namen wagen und draußen in Mühlhausen meine Fortune suchen. Erfahren soll man dorten, was Orgelschlagen heißt; saß nicht zum Spaß in Lübeck an der Hauptorgel.“

„Ei, thu's, Sebastian. Sollen sich wundern, die Mühlhäusischen, hernachen aber auch in acht nehmen sollen sie sich: läßt halt nit mit dir spaßen, bist ein ganzer Mannsen, Sebastian!“

„Ha, und dann aber schaffen, Bäsle, schaffen alldorten.

„Starke Kantaten, Sonaten, Toccaten, Choräle, Präludien, Fugen, soviel sie Sonntags hören mögen. Mein Herz ist übervoll!“

VI. Die Meisterprobe.

Im schönen Eisenach versammeln die Bache sich zum Familientag im dortigen „Halben Mond“, ihrem Stammgasthofe, als zwei Jahre verstrichen sind.

Herrlich in Blüte stehen wiederum die Kirschbäume. Schönstes Familientagwetter. Kann somit die große Sitzung zu ihrer aller Freude wieder im Freien stattfinden.

Alle die wohlbekannten, würdigen Herren Bachischen Blutes: der Eisenachische Johann Bernhard, der trübsinnige Wendel Jonas von Sondershausen, Johann Elias von Meiningen, Meister Thomas mit seiner vollzähligen Erfurtschen Rats-Compagnie, Herr Nikolaus Ephraim, der fidele alte Jakob — allesamt sind sie frisch und gesund am Platze.

Nur einer fehlt leider im Kreise der reputierlichen Herren Organisten und Kantoren, von der Erfurtschen St. Michaeliskirche der alte Herr Aegidius. Eines sanften Todes verblichen ist er zu Ausgang Winters, zu seinen Vätern versammelt worden, in der Himmelsecke der Bache.

Herr Johann Laurentius von der Gothaischen Schloßkirche waltet als nunmehriger Nestor des Präses-Amtes.

Als der Eröffnungschoral verklungen ist und der neue Präses die Bache in des dreieinigen Gottes Namen begrüßt und seine Ansprache gehalten hat, verliest er, nach der Ordnung, die große Chronica familiaris.

So, die Sterbefälle und Geburten wären erledigt, kommen die Mariagen nun an die Reihe.

Doch inne hält hier zuvörderst der Herr Präses und knöpft eine Weile nachdenklich an seinem schier wie neu zum heutigen Ehrentage aufgebügelten Kantorrock herum.

Da, wie mit einem einzigen Griff all seine Würde zusammenfassend, erhebt er plötzlich sein Haupt und schaut auf die Bache herab von seinem hohen Tribünenplatz.

Auf den Organistentisch hin fassen seine Blicke Kurs und ein feines Lächeln erhellt mit einem Male das kluge, alte, von zahllosen Falten kreuz und quer durchfurchte Antlitz, als er nun sich räuspert und zu sprechen beginnt:

„Der Kaiserlichen freien Reichsstadt Mühlhausen wohlverordneter Organist, Herr Johann Sebastian Bach, einstimmig dahin vocieret nach abgelegtem Probespiel.“

Der Angeredete steht auf und verneigt sich verbindlich.

Meister Johann Laurentius fortfahrend, listig, still, halb für sich: „Schau, wie man heint gar hübsch bei der Sache.“ — Laut darauf: „Hast also meinen Rat befolgt und dich resolut beweibet. Wohlgethan! Hm ja, wird nunmehro zur letzten Perfektionierung die Liebe dir verhelfen, gewiß, will's also der Brauch bei uns Bachen, kann ohne eine liebe Hausfrau ein rechter Bach nicht bestehen. Und wer aber ein züchtig Weib recht von Herzen liebet, der liebt in ihm die ganze Welt. Ist derowegen meine Meinung: krönen soll immerdar die Liebe das Werk und auch in artibus allzumal sagen das Letzte, das Beste. Denn fürnehmlich auch alle Musik ist ohne sie nur ein tönend Erz und eine klingende Schellen nach der Schrift, hm ja: ‚Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.‘

„Liebwerte Brüder und Vettern, da steht er, schaut ihn an, den Sebastian.

„Respekt!!

„Er machet Ehre unserm Stamm!

„Hm ja, des weltberühmten Dieterich Buxtehude Adjunkt bedenket, das könnt' er werden, an St. Marien, in Lübeck, der großen Hansestadt am Wasser, allwo die Schiffe segeln, doch treu ist er seinem Vaterlande blieben.“

Und triumphierend mit beiden Händen auf Johann Sebastian deutend: „Ja, da steht er, an dem meine Seele Wohlgefallen hat. Schaut ihn euch an, meinen Herrn neveu.

„Stolz sind die Mühlhäusischen auf ihn.

„Sagen: kein zweiter Bach in allen thüringschen Landen käme ihrem neuen jungen Bachen gleich; könn' niemand mit ihm treten in Comparaison;

wär' dieser Johann Sebastian fürwahr all derer Bachen König und Meister, schon itzo, so jung er auch noch sei.

„Ei, und gar gewaltige Pläne wälzet er in seinem Haupt. Will schaffen der Welt, so sagt er: ‚eine regulierte Kirchenmusik, dem höchsten Gott zu Ehren‘.

„Manns fühl' er sich dessen. Die ganze Biblia möcht' er umsetzen in Musik, hm ja, so hat's ihn gepackt.

„Glück auf denn, mein junger Meister, segne Gott dein Thun."

Der alte Herr wendet sich ab und wischt heimlich die Augen. Hastig sein Diarium ergreifend, fährt er alsdann geschäftig fort im Text:

„Zur Sache. Vernehmet:

„A. D. 1707, am 17. Tage Octobris ist der ehrenfeste ledige Gesell und Organist bei Divi Blasii in Mühlhausen, Johann Sebastian Bach, nachgelassener eheleiblicher Sohn des weiland wohlehrenfesten Herrn Ambrosii Bachens seligen, kunstberühmten Stadtorganisten und Eisenach'schen Musici, mit der tugendbelobten Jungfrau Maria Barbara Bachin, nachgelassenen Jungfer jüngsten Tochter des weiland wohlehrenfesten Herrn Johann Michael Bachens seligen, kunstberühmten Organisten und Stadtschreiber im Amt Gehren, in dem Dörflein Dornheim bei Arnstadt copuliret worden. Und wurden selbigte zu vorher in Arnstadt aufgeboten, in dasiger Neuen Kirchen. Die Accidentien wurden ihnen geschenket."

Von frisch nachsetzenden Gefühlen übermannt, entgleiten ihm abermals die Worte auf eine gute Weile.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Viel Glück und Heil dem jungen Pärle!"

Und antwortet's einmütig aus der Versammlung: „Viel Glück und Heil dem jungen Pärle!"

* * *

Ein rechtes Freudenfest der diesmalige Eisenachische Familientag!

Gespeist und ausgeruht hatten die Bache nach beendigter Sitzung. Lustwandeln waren sie alsdann gegangen, fröhlich und guter Dinge, zur alten, sagenberühmten Wartburg hinauf, durch lachendes junges Buchengrün, in festlichem Zuge, mitsamt ihren Frauen Liebsten und sämtlichen Kindern. Johann Sebastian voran, mit seinem jungen Weibe, als wegekundiger Führer, von Herzen froh und glücklich, in der Vaterstadt wieder einmal zu weilen.

Pünktlich eine Seigerstunde vorm Vesperläuten war jedoch alles wieder zur Stadt zurückgekehrt und hatte sich in der alten Kirche St. Georgen am Markte versammelt, allwo der würdige Johann Bernhard ihnen mit dem üblichen Concerto aufgewartet hatte.

Auf Johann Laurentii Wink bleibt man jedoch noch nach beendigter Schlußnummer, denn mit einer freien Phantasie soll Sebastian itzund noch

zeigen, was er kann, und das gründlich, seine Meisterprobe nun abzulegen gilt's, vor den Bachen, so will's Johann Laurentius, der gestrenge Herr Präses.

Das in St. Georgen, an der Orgel Johann Christophs seligen, zu der er in seinen Kindertagen gar oft aufgeblickt, klopfenden Herzens, in scheuer Ehrfurcht, wenn der Gewaltige sie Sonntags meisterte.

Sebastian beginnt mit dem tiefsinnigen, uralten Choral „Vater unser im Himmelreich".

Triomäßige Durchführung des Canto fermo zunächst, ruhig, beschaulich in sanften Stimmen, Gedakt Hohlflöte, Geigenprinzipal.

Nach und nach lockert er den Zaum und wird freier.

Kühner die Figurierung, voller, reicher die Harmonik, Melodien blinken auf wie Sterne.

Immer reicher und kunstvoller wird's. Kühne, ungeheure Bässe wuchten einher. Trotzige Ostinati toben rasselnd sich aus, Imitationen ranken durch alle Stimmen, kanonische Führungen, und in den Registern hantiert der Spieler herum — immerfort neu mischt er wechselnd die Tonfarben.

Die Stimmen entzweien sich und streiten wider einander. Kriegszustand.

„Warum toben die Heiden und die Leute reden so vergeblich?"

O der Mühseligkeiten, der Kümmernisse und Bitternisse! All seine schärfsten Stacheln streckt das Leben heraus.

„Mich hat die Welt trüglich gericht't." —

„Valet will ich dir geben!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne ist im Sinken draußen. Ein letzter warmer Blick noch oben im spitzbezogen großen Fenster hinterm Altar, blutrot — er verblaßt, erstirbt.

Abenddunkel, sichtlich wachsend, tieffeierlich.

Kaum einen Atemzug hört man. Etliche Bache sind aufgestanden, höchlich charmieret von Sebastians Spiel. Etliche haben still sich abgesondert und lehnen an den Pfeilern und in den dunkeln Kapellnischen herum. Etliche gar verblüffte Alte jedoch haben sich, wie Schutz suchend, auf der hohen Plattform vorm Altar um Meister Johann Laurentius geschart, wie die Küchlein um die Glucke. Aber wenn's ihnen auch nicht nach ihrem humeur ist, so behält doch männiglich seinen Vorsatz: so weit keinesfalls mitgehen zu können, hübsch still bei sich.

Horch weiter:

Ein leidenschaftlicher, wahrer Verzweiflungskampf nun in Sebastians Tönen.

„Herr, Herr, gehe nicht ins Gericht!" — Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!"

Ergebung, tiefinnerste Demut vor Gotte, dem höchsten Richter, ist des Kampfes Gewinn.

„Ich will den Kreuzstab gerne tragen."

Und brünstiges Beten darauf, weltabseits, in leisen, aufschluchzenden Triolen-Gängen und Vorhaltsaccorden.

Aber die Reiter der Apokalypse bleiben geruhig am Werk: ob König, ob Bettelmann — mähen nieder, was ihnen tritt in den Weg. Greift also das Schicksal kalt und blind ins Leben, hie bauend und dorten zermalmend.

Gottes Sohn muß sterben.

Aufschreit das entsetzte Herz:

„Sind Blitze, sind Donner in Wolken verschwunden?"

Doch vom Verderben die Welt zu erretten, blutet am Kreuz:

„Christus, der ein'ge Gottes Sohn."

Darum:

„Ach, lieben Christen, seid getrost!" — „Freue dich, erlöste Schar!"

Und es freut sich der junge Meister.

O, schau in die Natur! Zur Freude hat ja Gott sie geschaffen.

Ein Register nach dem andern stellt weise er nun ab.

Leises Verrieseln, Verrinnen. Nach nächtlichen Aengsten und Schrecken dämmert der Morgen heran. Erquickende Kühle. Die Wälder, die Wiesen und fruchtgesegneten Aecker, sie dampfen und duften.

Nun der erwachten Vöglein süße Stimmen, und das Spielmannsblut beginnt in Sebastian sich zu regen.

Horch, lockende Wachteln im Korn, himmelan jubilierende Lerchen.

Und allerlei munteres Getier, frohe Gestalten tauchen auf, allüberall, morgenumglänzt, wandelnd an blumenumsäumten Bächen hin, entgegen dem ewigen, heiligen, lebenerweckenden Licht.

Immer leiser, im Obermanual nur allein eine Sesquialtera. Aus zauberweiter Ferne süße, halbverwehte Töne, seufzende Echos.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Generalpause. Und schnell alles heraus jetzt, alles, Organo pleno, Organo pleno! Krachend fällt ein das volle Werk, markerschütternd, Accorde wie Häuser. Es knittert und knattert, die Kirchenfenster fangen an zu klirren.

Eine andere St. Georgen-Kirche baut in den Tönen sich auf. Erhabene klingende Gotik.

Und mit beiden Beinen zugleich fährt der Spieler nun ins Pedal, mit aller Macht legt er sich hinein.
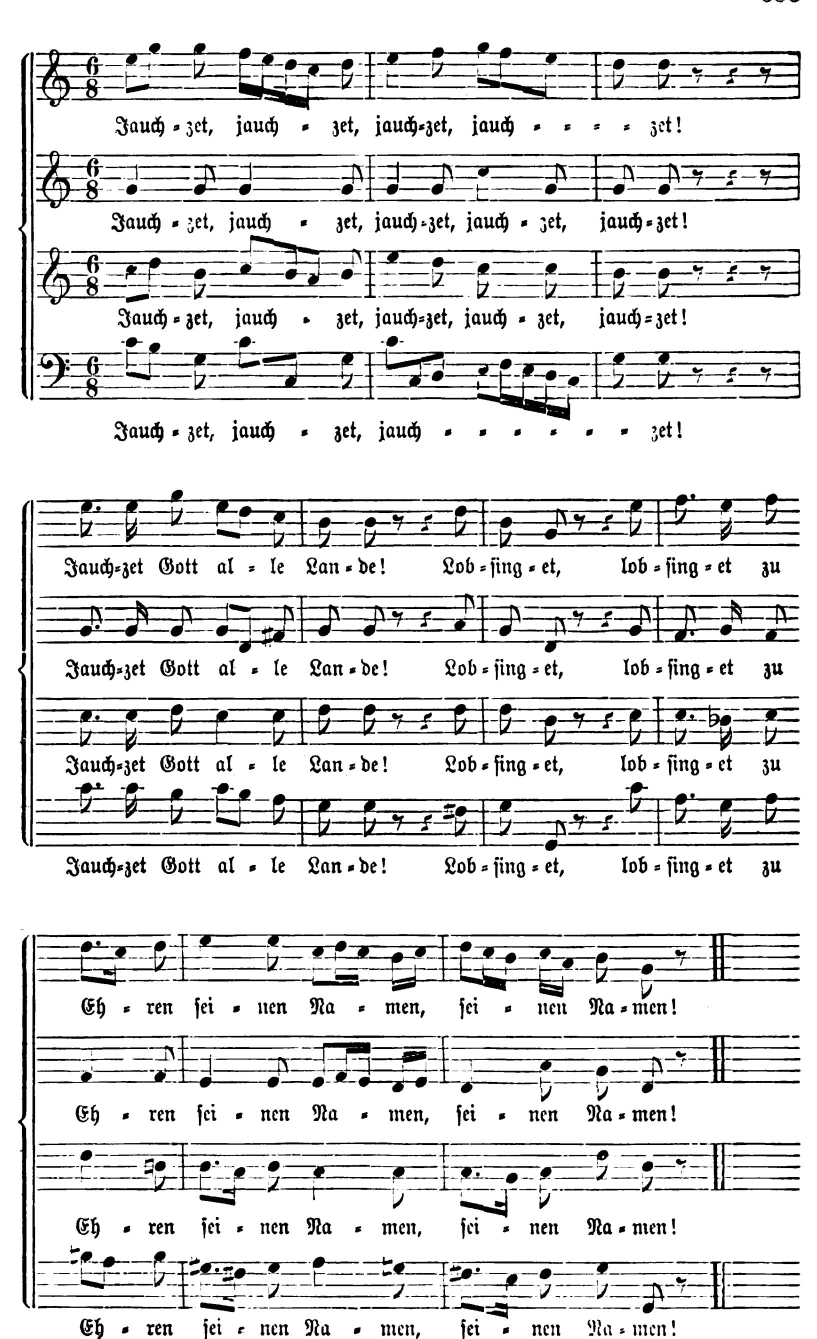
Der Donner Jehovahs. Die Erde wankt und erbebt. Die letzte Posaune. Der jüngste Tag ist gekommen.
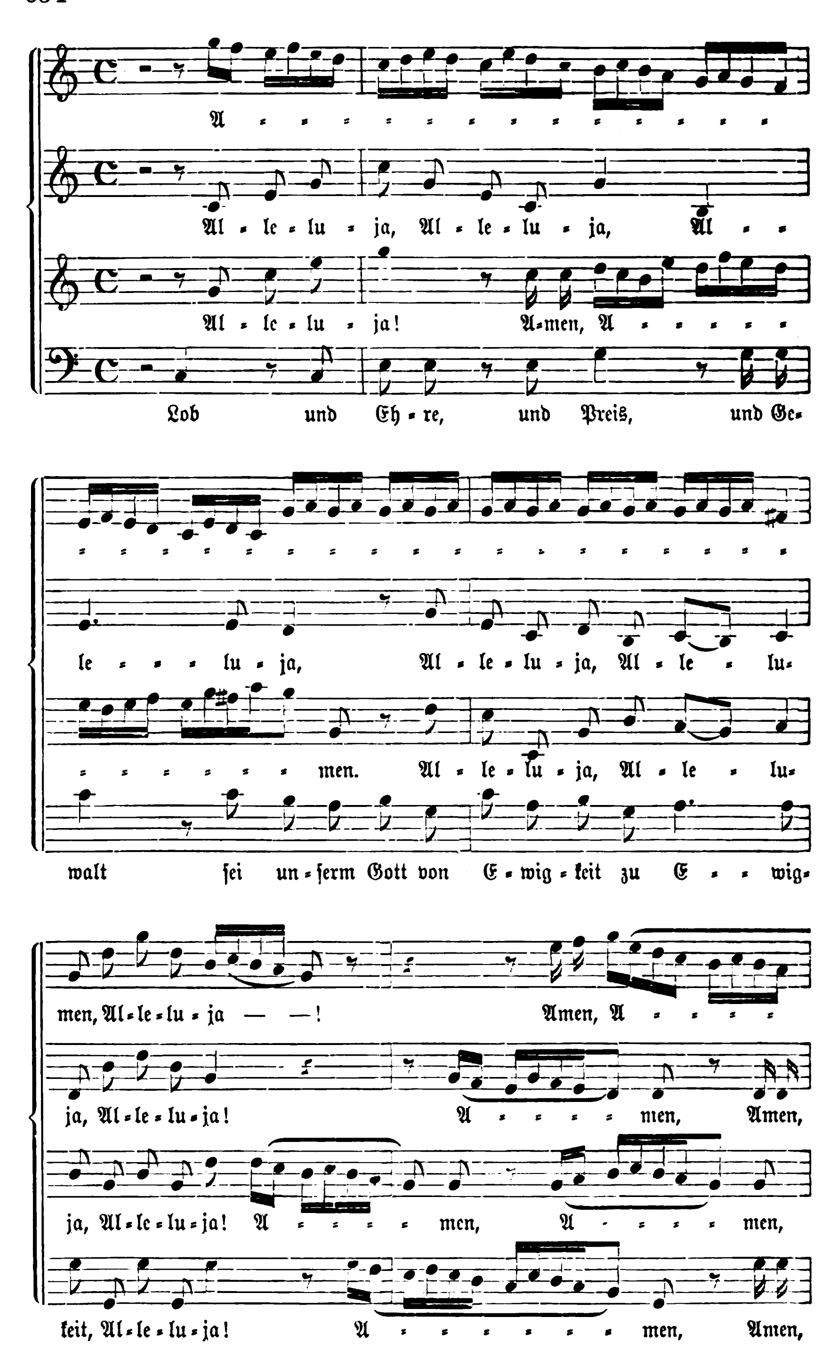
Doch in selige Freude wandelt alles Entsetzen sich.
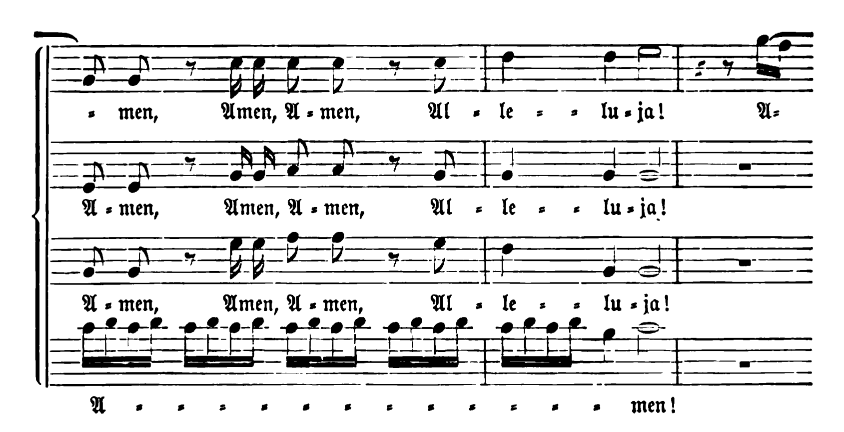
„Jerusalem, du hochgebaute Stadt."
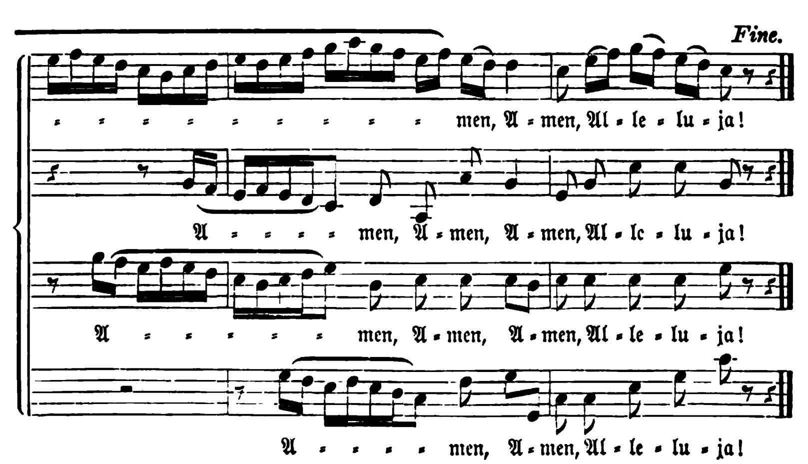
Weit thun die goldenen Thore sich auf. Ewiger Friede, ewige Liebe droben im Licht! Und so

„Singet dem Herrn ein neues Lied!"

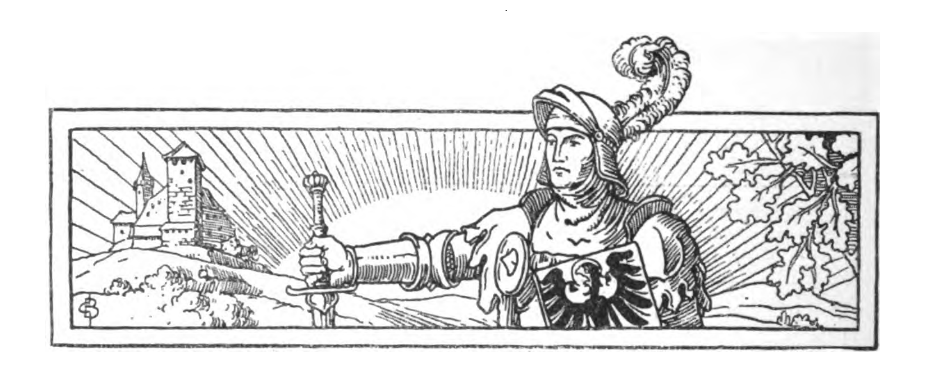

Jauch - zet, jauch - zet, jauch-zet, jauch - - - - zet!
Jauch - zet, jauch - zet, jauch-zet, jauch - zet, jauch-zet!
Jauch - zet, jauch - zet, jauch-zet, jauch - zet, jauch-zet!
Jauch - zet, jauch - zet, jauch - - - - - - zet!
Jauch-zet Gott al - le Lan - de! Lob - sing - et, lob - sing - et zu
Jauch-zet Gott al - le Lan - de! Lob - sing - et, lob - sing - et zu
Jauch-zet Gott al - le Lan - de! Lob - sing - et, lob - sing - et zu
Jauch-zet Gott al - le Lan - de! Lob - sing - et, lob - sing - et zu
Eh - ren sei - nen Na - men, sei - nen Na - men!
Eh - ren sei - nen Na - men, sei - nen Na - men!
Eh - ren sei - nen Na - men, sei - nen Na - men!
Eh - ren sei - nen Na - men, sei - nen Na - men!


A = = = = = = = = = = = = = =
Al = le = lu = ja, Al = le = lu = ja, Al = =
Al = le = lu = ja! A=men, A = = = = =
Lob und Eh = re, und Preis, und Ge=
= = = = = = = = = = = = = = = = = =
le = = = lu = ja, Al = le = lu = ja, Al = le = lu=
= = = = = = = men. Al = le = lu = ja, Al = le = lu=
walt sei un = serm Gott von E = wig = keit zu E = = wig=
men, Al = le = lu = ja — —! Amen, A = = = =
ja, Al = le = lu = ja! A = = = = men, Amen,
ja, Al = le = lu = ja! A = = = = men, A = = = = men,
keit, Al = le = lu = ja! A = = = = = = men, Amen,


men, Amen, A men, Al le lu ja! A
A men, Amen, A men, Al le lu ja!
A men, Amen, A men, Al le lu ja!
A men!


Fine.
men, A men, Al le lu ja!
A men, A men, A men, Al le lu ja!
A men, A men, A men, Al le lu ja!
A men, A men, Al le lu ja!





Der historische Don Carlos.

Von

G. Schuster.

In alter und neuer Zeit haben die Lebensschicksale des unglücklichen Don Carlos die wissenschaftliche Welt nicht nur, sondern auch die Kreise des gebildeten Publikums lebhaft beschäftigt. Mit liebevollem Interesse ist besonders die historische Forschung, von Raumer, Ranke, Prescott, Gachard &c.. bis herab auf Maurenbrecher, Philippson und Büdinger, den Spuren seines kurzen Daseins nachgegangen und hat sich in einer Fülle von Schriften bemüht, die Neugier zu befriedigen, die durch Schillers und Alfieris Dramen über Gebühr erregt worden ist. Dennoch ist es ihr nicht gelungen, alle Rätsel zu lösen, die sich an den Namen des königlichen Jünglings knüpfen. Immerhin aber bleibt ihr das Verdienst, die Vorstellungen von einem ideal angelegten Fürstensohn, wie sie die Phantasie und das jugendliche Pathos des deutschen Dichters erzeugte, zerstreut und in das Reich der Träume verwiesen zu haben. Auch die Liebe zu der französischen Königstochter Elisabeth, die man ihm einst als Lebensgefährtin zugedacht hatte, die dann aber sein Vater Philipp selbst zu seiner dritten Gemahlin erkoren, ist nur ein Gebilde dichterischer Phantasie, ersonnen, um der tragischen Katastrophe eine romantische Unterlage zu geben. Ebensowenig läßt sich der geschichtliche Nachweis führen, daß Don Carlos den neuen Religionslehren Sympathien entgegengebracht und dadurch des Vaters Mißtrauen und seinen Haß erweckt habe. Er war durch und durch Spanier, d. h. er war so völlig von der dieser Nation damals eigenen Mißachtung anders gearteten Menschendaseins erfüllt, war auch nach dem Urteil seines Beichtvaters „so gut katholisch und demgemäß wahrhaft christlich gehalten", daß eine Abkehr vom „rechten Wege" bei ihm außer dem Bereich der Möglichkeit lag und von einem religionspolitischen Gegensatz zu seinem Vater nicht wohl die Rede sein kann.

Don Carlos wurde am 8. Juli 1545 zu Valladolid, der damaligen Hauptstadt Spaniens, geboren. Von väterlicher und mütterlicher Seite war er

der Urenkel jener geisteskranken Juana von Aragonien, die von dem Leichnam ihres Gemahls, Philipp des Schönen, sich nicht trennen wollte und dann 47 Jahre lang ihre Wohnstätte in Tordasillas, von deren Fenstern sie das Grab des Frühvollendeten erblicken konnte, nicht mehr verließ. Seine Mutter, die kaum 18jährige Maria von Portugal, starb wenige Tage nach der Geburt des Kindes. Nur 23 Lebensjahre waren dem Königssohn beschieden, dessen Geburt mit rauschenden Freudenfesten begrüßt wurde, und nur flüchtige Sonnenblicke des Glückes erhellten sein Dasein. Er war bereits vierzehn Jahre alt, als er seinen Vater persönlich kennen lernte. Auch nach diesem Zeitpunkt hat er ihn selten gesehen und nie Liebe und Vertrauen zu dem kalten schweigsamen Manne gefaßt.

Von Jugend auf zeigte Don Carlos eine ungestüme, heftige Natur, die auf eine krankhafte Anlage, auf nervöse Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit hindeutete. Seine Tante Johanna, deren Aufsicht seine Erziehung unterstellt war, besaß nicht die erforderliche Willensstärke, um den eigensinnigen, launenhaften Knaben im Zaume zu halten. Viel mag zu diesem extravaganten Wesen der Umstand beigetragen haben, daß sein schwächlicher, rachitischer Körper, den ein übermäßig dicker Kopf verunstaltete, häufig von Wechselfiebern befallen ward, die seine Kräfte allmählich aufrieben. Wenn ein so veranlagtes, überdies der elterlichen Liebe ganz und gar entbehrendes Gemüt schließlich noch dazu ausersehen ward, schon im jugendlichen Alter entsetzlichen Glaubensfesten, wie sie die Erdrosselung und Verbrennung jener Unglücklichen in Valladolid im Mai und Oktober 1559 darstellt, als „fürstlicher Leiter“ beizuwohnen, so wird die spätere Verwilderung seines ganzen Wesens kaum überraschen.

Den lauernden Augen König Philipps konnte die nichts Gutes verheißende Leibes- und Geistesbeschaffenheit seines Sohnes nicht entgehen. Mit mißtrauischer Besorgnis blickte er auf ihn, ohne sich auch nur die geringste Mühe zu geben, durch freundliches Entgegenkommen die Zuneigung des heranwachsenden Jünglings zu gewinnen. Ein höchst merkwürdiges, den meisten modernen Historikern unbekannt gebliebenes Zeugnis von den Erwartungen, die man in Deutschland und sogar auf der protestantischen Wittenberger Hochschule um jene Zeit an den spanischen Königssohn knüpfte, findet sich in den geschichtlichen Vorlesungen Melanchthons. Der vielseitige „Praeceptor Germaniae“ äußert sich hier: „Von Kaiser Karls V. Enkel höre ich so wunderbare Dinge erzählen, daß ich überzeugt bin, es wird dereinst etwas Großes aus ihm. Die Konstellation seiner Geburt war so ausgezeichnet, als sie nur sein konnte. Wer weiß, was Gott mit Karl VI. vorhat? Vielleicht wird er die Macht des Türken zum Schwanken bringen oder etwas ähnliches ins Werk setzen.“ —

Auf Anraten der Aerzte wurde der Infant im Jahre 1561 nach dem still und freundlich am Ufer des schäumenden Henares gelegenen Alcala gesandt. Hier sollte er nicht nur der Pflege seiner geschwächten Gesundheit leben, sondern auch an der dortigen berühmten, vom Kardinal Ximenes i. J. 1498

gestifteten Hochschule seinen mangelhaften Kenntnissen abhelfen. Als Studiengenossen waren ihm zwei gleichaltrige Verwandte beigegeben: sein Oheim Don Juan d'Austria und sein Vetter Alessandro Farnese, feurige Jünglinge, deren thatendurstige Seelen später im rauhen Kriegshandwerk ausreichende Befriedigung fanden. Jener war der Sohn der schönen Regensburger Bürgerstochter Barbara Blomberg, an der Kaiser Karl V. noch in vorgerücktem Alter Gefallen gefunden hatte, dieser entstammte einer der frühesten Liebschaften des Kaisers mit Margarete van der Geenst. Beider Tochter, die nachmalige Herzogin Margarete von Parma, war die Mutter Alessandros.

Daß der Prinz und seine Begleiter in Alcala den Studien mit gewissenhaftem Eifer obgelegen haben, wird nicht berichtet, ist auch kaum anzunehmen. Wenigstens darf ein Vorfall, der sich im April 1562 zutrug und der für Don Carlos schlimme Folgen hatte, in diesem Sinne gedeutet werden.

Als der Infant nämlich eines Abends die Treppe hinabstieg zu einem, wie es heißt, mit der Tochter des Schloßaufsehers verabredeten zärtlichen Stelldichein, fiel er mehrere Stufen hinab und verletzte sich schwer am Kopf. Besinnungslos ward er auf sein Zimmer gebracht. Eine heftige, mit Fieber und Delirium verbundene Krankheit suchte ihn heim.

Die Kunde von dem unglücklichen Falle des Königssohnes machte auf das ganze Volk einen ergreifenden Eindruck und mochte wohl auch das harte Vaterherz einigermaßen beunruhigen. Wenigstens eilte Philipp an das Krankenbett des Thronerben und verblieb dort bis zu dessen Genesung. Das Volk erflehte durch Gebete und Wallfahrten die Hilfe des Himmels, nachdem die ärztliche Kunst alle ihre, zum Teil höchst fragwürdigen, Mittel bis auf die Salbe eines maurischen Heilkundigen erschöpft hatte. Die unverhoffte Heilung wurde der Wunderkraft eines im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Franziskanermönchs zugeschrieben, dessen Gebeine aus dem Kloster, wo sie mehr als hundert Jahre in stillem Frieden geruht, in feierlicher Prozession auf das Bett des Kranken getragen worden waren.

Die Nachwirkungen der erlittenen Gehirnerschütterung traten bald an dem ferneren Verhalten des Prinzen deutlich hervor.

Nachdem er bereits 1563 den Musensitz verlassen hatte und nach Madrid übergesiedelt war, überließ er sich rückhaltlos den tollsten Ausschweifungen, Launen und Einfällen, die weniger von jugendlichem Uebermut und holdem Leichtsinn, als von einer zu Lüderlichkeit, Despotismus, Willkür und Härte hinneigenden Natur Zeugnis gaben.

Von seiner damaligen Lebensführung sind die schlimmsten Geschichten überliefert. In den Lasterhöhlen der Hauptstadt war er ein häufiger Gast. „Einen Kammerherrn bedachte er mit Faustschlägen, weil dieser ihn hatte verhindern wollen, angesichts des ganzen Hofes an der Thür des königlichen Beratungszimmers zu lauschen. Die Prügelgeschichten wurden häufiger; in seinen Rechnungsbüchern finden sich Entschädigungssummen für Eltern, deren Kinder

er aus nichtigen Ursachen mißhandelt hatte. Auch die Tiere waren vor seiner wahnsinnigen Wut nicht sicher: einst schloß er sich in den Marstall seines Vaters ein und marterte dort dreiundzwanzig der edelsten Pferde zu Tode. Dann ging er wieder in die Versammlung der Cortes, um die Vertreter der Nation öffentlich auf das sinnloseste mit Schimpfworten zu belegen!"

Wenn sein herrisches und hochfahrendes Wesen, seine jähzornige Unruhe dabei von Zügen freigebiger Milde durchbrochen war, wenn er es verstanden hat, sich die Liebe seines Lehrers Honorato Juan, seiner weiblichen Verwandten, die Anhänglichkeit seiner Diener zu erwerben und zu erhalten, so kann dies nur als ein Beweis für die Thatsache gelten, daß in seinem Charakter widersprechende Regungen und Triebe unversöhnt nebeneinander lagen, die zu keiner inneren Harmonie zu gelangen vermochten.

Immerhin scheint es nicht ganz ausgeschlossen, daß der Prinz bei angemessener Beschäftigung und Thätigkeit seiner ungesunden Naturanlage Herr geworden wäre. Allein Philipp hielt ihn in einem Uebermaß argwöhnischer Bedenklichkeit sorglich von allen Staatsgeschäften fern und zwang den Sohn, in dessen Adern, vom Großvater vererbt, teils lächerliche Selbstüberschätzung, teils abenteuerlicher Thatendrang mächtig gärten, zu ruhmloser Unthätigkeit. Kein Wunder, daß der Unglückliche nirgends die nötige innere Ruhe und Zufriedenheit fand, daß sein herrschbedürftiges Gemüt mehr und mehr von unauslöschlichem Groll gegen diejenigen erfaßt wurde, denen er die unfreiwillige Muße schuld geben mußte.

Die heiße Glut seines Hasses wandte sich vor allem gegen den König und dessen Minister, die blinden Werkzeuge eines tyrannischen Willens, denen der bloße Wink ihres Gebieters genügte, um den erwachsenen Prinzen wie ein unwürdiges Kind zu behandeln. Nur Geld durfte er mit vollen Händen hingeben, unter Umständen sogar verschwenden. Zur Beschwichtigung seines Unmutes mochte es auch nicht gerade dienen, daß der besonders von der Königin Elisabeth eifrig geförderte Plan einer Vermählung des Stiefsohnes mit ihrer jüngeren Schwester an Philipps Zaudern scheiterte, und daß auch der zweite Vermählungsplan mit des Prinzen Base Anna von Oesterreich infolge der väterlichen Winkelzüge zu nichte ward. Die Hand der jungen Prinzessin fiel nach dem frühen Tode Elisabeths gleichfalls statt dem Sohne dem Vater zu.

Das Verhältnis zwischen beiden wurde immer kälter, abstoßender, feindseliger. Es bedurfte nur noch eines geringfügigen Anlasses und der längst unheilbar gewordene Bruch mußte eine tragische Lösung finden.

Das stets wache Mißtrauen des Königs erreichte den höchsten Grad, als man ihm mitteilte, die Führer der Widerstandspartei in den Niederlanden suchten den Infanten nach Flandern zu ziehen. Don Carlos sei dem Vorhaben geneigt und wünsche, daß ihm die Schlichtung der niederländischen Wirren übertragen werde, und daß, falls dies nicht freiwillig gewährt werde, er sich seinen Anteil daran selbst zu sichern gedenke. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das

reizbare Gemüt des Prinzen solchen, ihm möglicherweise von der geheimen Oppositionspartei am Hofe eingeflößten, Gedanken Raum gegeben hat und daß einige Anzeichen davon bekannt geworden sind. Empfing er doch den Herzog Alba, der, zur Niederwerfung der Ketzerei in den Niederlanden ausersehen, vor seiner Abreise sich von ihm verabschieden wollte (17. April 1567), mit den zornigen Worten: „Ihr sollt nicht nach Flandern gehen; ich selbst will dahin.“ Als er den aufgeregten Prinzen zu beruhigen versuchte, geriet dieser in so maßlose Wut, daß er mit gezücktem Dolche den verhaßten Widersacher zu durchbohren suchte. Nur seiner überlegenen Körperkraft hatte der Herzog seine Rettung zu verdanken.

Philipp war über das wahnsinnige Benehmen des Sohnes in höchstem Maße ergrimmt, zumal er von den Spähern, durch die er alle Schritte und Worte des Infanten belauschen ließ, in Erfahrung gebracht, daß dieser nicht nur die gröbsten Schmähungen, sondern auch unverhohlene Drohungen gegen seinen Vater und dessen Günstlinge ausstoße und umfangreiche Vorbereitungen zur Flucht, wahrscheinlich nach den Niederlanden, oder nach Wien zu seiner Braut, treffe. „Von fünf Personen,“ berichtet der französische Gesandte am Madrider Hofe, „die der Kronprinz tödlich haßt, ist der Herr König der erste und nachher Ruy Gomez.“

In der Woche vor Weihnachten 1567 begab sich Philipp nach dem Eskorial, wo er mit dem Bau seiner öden und trübseligen Riesenpaläste beschäftigt war. Um diese Zeit machte der Prinz seinem Oheim Don Juan d'Austria, zu dem er seit den Studienjahren Zuneigung und Vertrauen hegte, Mitteilungen von seinem abenteuerlichen Fluchtplan und suchte ihn durch große Versprechungen zur Teilnahme und Beihilfe zu bewegen. Juan erschrak; er bemühte sich, den Neffen von seinem tollen Vorhaben abzubringen, und als seine Vorstellungen ohne Eindruck blieben, eilte er zum Könige und enthüllte die Absicht des Infanten.

Zwar war der König schon längst entschlossen, den „gemeingefährlichen Narren“ unschädlich zu machen, doch verschob er die Ausführung dieses Entschlusses immer von neuem. Erst eine zweite, furchtbarere Kunde veranlaßte ihn, Hand an den Sohn zu legen.

Am 28. Dezember pflegte die königliche Familie gemeinschaftlich das Abendmahl zu nehmen. In der Beichte bekannte der Prinz, er hege Mordgedanken gegen einen Menschen, worauf ihm die Absolution verweigert wurde. Ein Konzilium von 14 Mönchen, das den Gewissensfall entscheiden sollte, sprach sich einstimmig im gleichen Sinne aus. Darauf fragte der Prinz die Versammelten, ob man ihm nicht eine ungeweihte Hostie reichen könnte, wodurch das durch seine Enthaltung vom Sakrament entstehende unliebsame Aufsehen im Keime erstickt werden würde. Dem Prior, der durch die Kasuistik des Prinzen aufmerksam geworden war, war es ein Leichtes, dem kranken Gehirn mit schlauer Priesterlist das Geheimnis zu entlocken, daß der Mordplan sich gegen

den eigenen Vater richte. Voller Bestürzung ging die Versammlung auseinander. Sogleich aber ward ein Bote an den König abgefertigt, um ihm von dem bedenklichen Zwischenfall Anzeige zu machen.

Um die Mitte des Januar 1568 kehrte Philipp nach Madrid zurück. Kein Mensch vermochte aus der ehernen, unbeweglichen Miene des Despoten zu erraten, was in seiner Seele vorging. Doch erregte es nicht geringes Aufsehen, daß er, wie er bei wichtigen Handlungen zu thun pflegte, an alle Klöster die Weisung ergehen ließ, Gebete abzuhalten, daß Gott ihm bei einem großen Vorhaben den rechten Sinn eingeben möge. Sein Entschluß wurde beschleunigt durch die Meldung Don Juans, daß der Prinz in einer Unterredung bei verschlossenen Thüren den Degen gegen ihn gezogen, weil er seine Mitwirkung zu der in der nächsten Nacht vorzunehmenden Flucht verweigert habe.

Noch in derselben Nacht — 18. Januar 1568 — begab sich der König in voller Rüstung, von einer Wache umgeben, und in Begleitung des Herzogs von Feria, des Gardeobersten, des Fürsten Eboli, des Priors Don Antonio und mehrerer anderer Großwürdenträger nach den Gemächern des Infanten. Der Sicherheitsverschluß, den dieser, aus Furcht vor einem nächtlichen Ueberfall, schon vor längerer Zeit an der Eingangsthür durch einen französischen Mechaniker hatte anbringen lassen, war bereits heimlich entfernt worden. So gelangte man ungehindert in das Schlafgemach und konnte unbemerkt die am Bette des Prinzen befindlichen Waffen wegnehmen. Bei dem hierdurch verursachten Geräusch erwachte er und fragte, wer da sei. Als einer der Herren antwortete: „Der Staatsrat“, begriff der Unglückliche den Ernst seiner Lage, sprang drohend auf und wollte nach den Waffen greifen. Nunmehr trat der König heran und gebot ihm Ruhe. Darauf wurden Fenster und Thüren vernagelt, alle Geräte, die in der Hand des Wahnsinnigen gefährlich werden konnten, weggeschafft, seine Korrespondenz in Verwahrung genommen, und der sich verzweifelt gebärdende Prinz der Aufsicht des Herzogs von Feria und anderer Edlen übergeben. Ihnen wurde eingeschärft, dem Gefangenen mit Achtung zu begegnen, aber ihn aufs strengste zu überwachen und ihn von jeglichem Verkehr mit der Außenwelt vollständig abzuschließen. Tags darauf berief Philipp mit jener eisernen Ruhe und Bedächtigkeit, die beweisen, daß Staatsraison und Fanatismus jedes menschliche Gefühl in ihm erstickt hatten, den geheimen Rat, teilte ihm das Vorgefallene mit und ließ den Thatbestand, daß der Thronfolger vom Wahnsinn befallen und deshalb zum Regieren unfähig sei, aktenmäßig feststellen. Alsdann wurde ein Prozeß gegen den Prinzen eingeleitet, ohne daß aber weiteres über das Ergebnis der von dem geheimen Tribunal geführten Untersuchung verlautete.

Der König beeilte sich, der Geistlichkeit, den Granden und den städtischen Gemeinden seines Landes, sowie den Angehörigen des eigenen Hauses und den auswärtigen Höfen das peinliche Ereignis kund zu thun. Während er hier in schwankenden, unbestimmten Ausdrücken, in diplomatischen Winkelzügen sich be-

wegte und geheimnisvoll andeutete, daß der Infant nicht bei richtigem Verstande sei, vertröstete er dort nicht minder mystisch auf die Zukunft, die die Ursachen seiner Handlungsweise offenbaren würde. Höchst wertvoll für die Beurteilung der verworrenen, unfaßbaren Persönlichkeit Philipps sind namentlich jene vagen, verschrobenen Briefe, die er im Januar 1568 an seine Schwiegermutter, die Königin Isabella von Portugal, und den Herzog von Alba richtete. Jener schreibt er: „Ich habe Gott mein Fleisch und Blut geopfert und seinen Dienst sowie die Wohlfahrt meines Volkes jeder andern Erwägung vorgezogen. Nur das eine will ich beifügen, daß mein Entschluß nicht etwa veranlaßt wurde durch eine Verschuldung, durch unbotmäßiges oder unehrerbietiges Betragen meines Sohnes, noch auch die Bestrafung desselben zum Zweck hat, die, soviel Grund auch dazu vorhanden sein mag, doch immer ihre Zeit und ihre Grenze haben müßte. Auch geschah es nicht, um ihn von Ausschweifungen und Unordnungen abzubringen. Andere Rücksichten und Gründe waren dabei maßgebend, und weder Zeit noch Auswege kommen bei dem Mittel, dessen ich mich bediene, in Frage, vielmehr ist dasselbe von der größten Wichtigkeit und Erheblichkeit, um meinen Verpflichtungen gegen Gott und meine Völker nachzukommen."

Zu Alba, der sich damals in den Niederlanden befand, äußert er sich weitschweifig: „Da Ihr das Wesen und Betragen des Prinzen meines Sohnes so genau kennt, haben wir nicht nötig, uns eines langen und breiten vor Euch wegen der Maßnahmen zu rechtfertigen, die wir in Betreff seiner zu treffen für gut fanden, noch Euch des weitern mitzuteilen, was ferner geschehen wird. Seit Euerm Abgang von hier ging es so rasch mit ihm, so außerordentliche und wichtige Ereignisse sind eingetreten, und solche Erwägungsgründe kamen hinzu, daß ich mich zuletzt entschloß, seine Person in Verwahrsam zu bringen, wozu seine eigenen Gemächer dienen, mit Wache und besonderer Bedienung, die den Befehl hat, ihn nur mit solchen Personen verkehren zu lassen, die ich bezeichnet habe oder bezeichnen werde. Obschon der Schritt von hohem Belang und die Maßregel, die ich wegen seiner treffen mußte, streng ist, so könnt Ihr doch nach dem, was Ihr gesehen und gehört habt, unschwer beurteilen, wie vernünftig und wohlbegründet meine Entschließung war; denn hätte ich auch hinwegsehen wollen über das, was mich persönlich betrifft, über sein ganzes unehrerbietiges und ungehorsames Benehmen, hätte ich die ganze Sache geheim halten oder wenigstens ein anderes Auskunftsmittel wählen wollen: so mußte andererseits die Verpflichtung gegen unsern Herrgott, sowie die Rücksicht auf die Wohlfahrt der Christenheit und meiner Staaten und Länder, im Hinblick auf die merklichen Gefahren und Nachteile, welche fürder unter allen Umständen daraus erwachsen könnten, und die andern, welche bereits sich eingestellt haben oder nahe bevorstehen, da ich solches, wie es meine Schuldigkeit ist, allem was (mein) Fleisch und Blut betrifft, weit vorziehe — alles dieses mußte mich in meinem Vorhaben bestärken, das ich dem Ganzen zu Liebe für das einzig

richtige und zutreffende halten mußte. Da die Angelegenheit von so großer Bedeutung ist und das Geschrei, das sich darüber erhebt, allgemein sein wird, ist es billig, daß mein dortiger Staats- und Geheimer Rat sowie die andern Tribunale, Städte und Personen, von denen Ihr glaubt, daß sie nach Brauch und Herkommen es erwarten können, davon in Kenntnis gesetzt werden, weshalb zugleich mit dem gegenwärtigen ein zweites französisch abgefaßtes Schreiben an Euch abgeht."

Die dunklen, verhüllten Redewendungen und die Strenge der Haft erfüllten natürlich die geschäftige Phantasie mit schrecklichen Vermutungen. Von einem Fürsten, der einst bei dem barbarischen Autodafee in Valladolid dem verurteilten Carlos de Seso, als er sich über die einem kastilischen Edlen zugefügte Schmach beklagte, die herzlose Antwort gegeben, daß er sein eigenes Kind, wenn es sich eines Abfalls von Rom schuldig mache, den Flammen überliefern würde, durfte man sich des Aeußersten versehen.

Der Schmerz und die Bestürzung über die Verhaftung des Thronfolgers waren allgemein. Don Juan legte Trauerkleider an, bis es ihm der König untersagte. Isabella, das deutsche Kaiserpaar u. a. bestürmten den Monarchen mit Bitten und Vorstellungen um Freilassung des Gefangenen oder um Erleichterung seiner Haft. Der Papst beschwor den tyrannischen Vater, milde zu handeln; Prälaten und Granden legten Fürbitte ein, mehrere Städte Spaniens ordneten Deputationen zu Gunsten des Gefangenen ab. Philipp blieb unerbittlich; doch machten die zahlreichen Kundgebungen immerhin solchen Eindruck auf sein ängstliches Despotenherz, daß er wochenlang nicht das Schloß verließ, sogar die Fahrten nach dem Eskorial einstellte, aus Besorgnis, die aufgeregte Stimmung möchte sich zu offenem Aufruhr steigern. Allmählich legten sich jedoch die Wogen, und es wurde wieder still im Lande. Schon im Februar konnte der österreichische Gesandte Graf Dietrichstein nach Wien melden, von dem Prinzen sei es so still, als ob er tot wäre.

Und in der That war Don Carlos seit der Nacht vom 18. Januar ein toter Mann. Die rasende Tobsucht, die ihn anfänglich erfaßt und zu wiederholten Selbstmordversuchen getrieben hatte, machte allmählich einem stummen Hinbrüten Platz. Eine sachgemäße Behandlung seines irren Geisteszustandes war in jener rohen Zeit ausgeschlossen. Man begnügte sich, den Kranken hilflos seinem Zustande zu überlassen. Kein Arzt nahm sich des Unglücklichen an. Den Beichtvater verschmähte er und die Erbauungsbücher, die man ihm gelassen, warf er beiseite. Mehr und mehr schwanden seine schwachen Lebensgeister dahin. Sein Magen, durch unregelmäßige Diät geschwächt, vertrug keine Nahrung mehr. Um die in den Adern wühlende Fieberglut zu dämpfen, wohl auch um seinem trostlosen Dasein ein Ende zu machen, wendete er im Uebermaß Eis und Schneewasser an. Zwar traten lichte Momente ein, da die bessere Natur die Oberhand gewann über die furchtbare Krankheit. Doch waren dies nur flüchtige Erscheinungen. Nach sechsmonatlicher Gefangenschaft

umfingen die düsteren Todesschatten das Lager des Leidvollen. Am Jakobustage 1568, dem Fest des spanischen Schutzheiligen, hauchte Don Carlos einsam, verlassen, aber versöhnt mit Gott und der Welt, seine kummerbeladene Seele aus. In einer Todesanzeige, die Philipp in „billiger und väterlicher Bekümmernis“ an den Erzherzog Ferdinand von Tirol richtete, heißt es: „Der Prinz sei in Gott verschieden, mit großer Andacht und trefflicher innerer Reue und Zerknirschung ganz christlich, gottselig und dermaßen vernünftig.“ —

Kein Laut von den düsteren Vorgängen, die sich hinter den vergitterten Fenstern in den öden Räumen des Madrider Königschlosses abgespielt, ist jemals an die Oeffentlichkeit gedrungen. Von tiefstem Geheimnis umgeben, in sorgsam abgeschlossener Stille ist der beklagenswerte Erbe der Habsburgischen Weltmonarchie dahingegangen. Der Tod ist offenbar eine natürliche Folge der unmäßigen Lebensweise, der furchtbaren seelischen Aufregung gewesen. Und die bald nach der Katastrophe umlaufenden bösen Gerüchte, daß vergiftete Speisen oder Arzneimittel ihre furchtbare Wirkung gethan, gehören in das Reich der Fabel.

Die herbe Klio, die mit unbestechlicher Hand der Menschen Wollen und Walten, Verdienste und Verschuldungen abwägt, hat trotz vielfacher Apologien von seiten ihrer berufenen und unberufenen Diener über Philipp II. das Verdammungsurteil gesprochen. Ein wohlverdientes Los! Der herzlose Vater ist der Mörder des eigenen Kindes. Indem er ihm in unerträglicher Härte während der ganzen Zeit seiner Einkerkerung, ungerührt durch alle Bitten und Vorstellungen, jedes befreundete Gesicht, ja jedes gütige Wort entzog, rief er in dem Unglücklichen einen Zustand der Verzweiflung hervor, der ihn dem Tode in die Arme führte. „Anstatt des Versuches, durch eine gerechte Züchtigung die Besserung des Sohnes zu bewirken und dann durch die Liebe Einfluß auf dessen Gemüt zu gewinnen, wußte Philipp auch ihm gegenüber nichts als töten, vernichten. Er, der nie einen Verbrecher begnadigt hat, empfand auch seinem beklagenswerten Sohne gegenüber nicht eine Spur von Mitleid. Noch in dessen letzten Lebenstagen enthielt er ihm grausam die dringend erbetene Versöhnung vor. Gewiß besaß Carlos nichts von der Romantik, mit der man ihn hat umgeben wollen, immerhin aber ist er das Opfer eines unmenschlich hartherzigen Vaters gewesen.“ —

Der Leichnam des Prinzen wurde einem in seinem Testamente geäußerten Wunsche gemäß in eine Franziskanerkutte gehüllt und noch am Abend des Sterbetages nach dem Kloster San-Domingo Real gebracht. Hier wollte Don Carlos begraben sein. Mit der ruhigen Sicherheit eines für tiefere Regungen unempfänglichen Wesens schaute der „geistesstarke“ Vater zum Fenster hinaus, als der Leichenkondukt sich lautlos durch die volksbelebten Gassen bewegte. Eine glänzende Totenfeier wurde abgehalten, gleichsam zum Ersatz für das unglückliche Leben. Nur fünf Jahre ruhten die Gebeine des Don Carlos in den stillen Klosterräumen, dann wurden sie nach dem prächtigen Grabgewölbe des

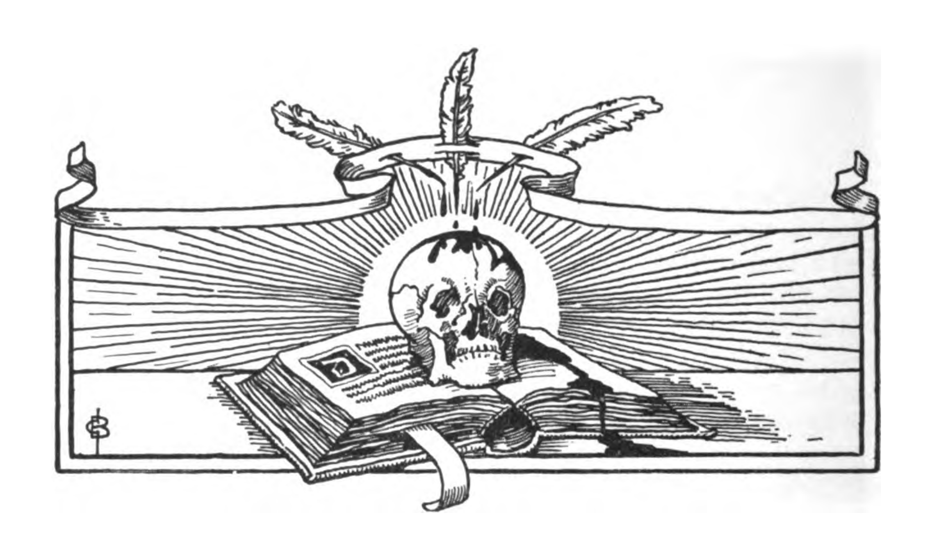
düsteren Eskorial geschafft. Ein Marmorstein mit seltsamer Inschrift bezeichnet hier die Stätte, wo der Infant von Asturien seinen ewigen Schlaf hält. Erst als der tote Prinz in der Klosterkirche beigesetzt war, ward es seiner Stiefmutter und seiner Tante gestattet, über seinem Sarge Thränen aufrichtigen Schmerzes zu weinen.

Kaum drei Monate waren seit dem traurigen Ereignis verflossen, da gruben die Lemuren auch der jugendlichen Königin ein frühes Grab. Eine Frühgeburt und ungeeignete Behandlung von seiten unwissender spanischer Aerzte hatten ihren Tod herbeigeführt.

Darf man sich wundern, daß die aufgeregte Phantasie des Volkes einen inneren Zusammenhang zwischen den beiden Ereignissen erblickte und auch das Hinscheiden der edlen Fürstin einer Vergiftung zuschrieb, daß die entsetzliche Beschuldigung bei feindlichen oder leichtfertigen Schriftstellern Eingang fand und daß Dichtung und Romantik sich beeiferten, daraus ein Gewebe von Liebe, Leid und tragischem Untergang zu flechten? Das angebliche Liebesverhältnis zwischen dem häßlichen, kränklichen, verwachsenen Stiefsohn und der munteren schönen Königin mochte seine dunkle Quelle in einem bei der Verhaftung des Infanten vorgefundenen Namensverzeichnis haben, worin dieser eigenhändig seine Freunde und Gegner aufgeführt hatte und worin die Königin in der Reihe jener die erste Stelle einnahm. Ueber ihr reines Leben war in Wirklichkeit der verklärte Hauch ausgegossen, in welchem der deutsche Dichter die ideale Gestalt uns vorführt, da er seinen Posa sagen läßt: „Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht, mit festem Heldenschritte wandelt sie die schmale Mittelbahn des Schicklichen." Selbst der leichtfertige Brantôme gedenkt ihrer nur in Ausdrücken der Verehrung und der tiefen Huldigung gegen ihre Reinheit und Tugend.

Der herzlose Gemahl, der schon bei Lebzeiten Elisabeths ein offenkundiges Liebesverhältnis zur Fürstin Eboli, der Gattin seines gefälligen Günstlings Ruy Gomez, unterhalten hatte, wußte sich bald über den Verlust der edlen Lebensgefährtin zu trösten, die von dem spanischen Volk wie eine Heilige verehrt ward. Schon im folgenden Jahre schloß er eine vierte Ehe mit Anna von Oesterreich. Sie wurde die Mutter des Infanten Philipp, der seinem Vater im Jahre 1598 auf dem spanischen Königsthron folgte. Die Regierung des fanatischen Philipp II. und seines durch eine verkehrte Erziehung in seiner Willenskraft gebrochenen Nachfolgers ist es vornehmlich gewesen, die Spanien dem völligen Ruin entgegengeführt hat, unter dessen traurigen Folgen noch heute Land und Volk zu seufzen haben.





Ein Staatsstreich.

Von

Guy de Maupassant.

In Paris war eben der Fall von Sedan bekannt geworden. Die Republik war proklamiert, und jener Wahnsinn brach aus, unter dem ganz Frankreich bis über die Tage der Kommune hinaus stöhnen sollte. Im ganzen Lande spielte man Soldat.

Ehrsame Strumpfwirker wurden Oberste und thaten Generalsdienste. Revolver und Dolch steckten im roten Gürtel über dicken Philisterbäuchen. Kleine Bürger waren plötzlich Krieger geworden, kommandierten Bataillone freiwilliger Schreier und fluchten wie Fuhrleute, um sich ein Ansehen zu geben.

Die Thatsache allein, eine Waffe zu besitzen und mit einem Gewehre umgehen zu können, machte diese Leute, die sich bis dahin um nichts gesorgt hatten als um ihre Bilanzen, ganz verrückt und gab ihnen ohne jeglichen Grund ein fürchterliches Aussehen für jeden, der sie erblickte. Unschuldige wurden verurteilt, um zu beweisen, daß man töten könne. Man lief durch die Gegenden, in denen sich noch kein Preuße gezeigt, schoß Hunde nieder, friedliche Kühe und kranke Pferde, die auf der Weide grasten.

Jeder meinte sich in diesen Tagen zu großer militärischer Laufbahn bestimmt. Die Wirtshäuser der kleinsten Dörfer, die von allerlei uniformierten Geschäftsleuten wimmelten, hatten das Aussehen von Kasernen oder Lazaretten bekommen.

Der Ort Canneville hatte noch keine Nachrichten von der Armee und aus der Hauptstadt erhalten. Aber seit einem Monat herrschte große Aufregung und zwei feindliche Parteien standen einander gegenüber.

Der Bürgermeister Vicomte de Varnetot, ein kleiner, magerer, älterer Herr, der, bisher Legitimist, sich erst seit kurzem aus Ehrgeiz dem Kaiserreiche

wieder angeschlossen, hatte plötzlich einen entschiedenen Gegner bekommen in der Person des Doktor Massarel, eines dicken sanguinischen Mannes, der das Oberhaupt der republikanischen Partei im Arrondissement war. Dazu war er Meister vom Stuhl der Freimaurer-Loge des Hauptortes, Präsident der landwirtschaftlichen Gesellschaft und der freiwilligen Feuerwehr. Und nun noch Organisator der Landmiliz, die das Vaterland retten sollte.

Im Laufe von vierzehn Tagen war es ihm gelungen, dreiundsechzig Freiwillige für die Verteidigung des Vaterlandes zu gewinnen. Es waren alles verheiratete Leute und Familienväter, biedere Ackerbürger und Kaufleute aus dem Ort. Jeden Morgen exerzierte er sie auf dem Platze vor dem Rathause.

Wenn der Bürgermeister sich zufällig dem Rathause näherte, ließ Oberst Massarel, der ganz bespickt war mit Pistolen und stolz, den Säbel in der Faust, vor der Front seiner Truppe stand, seine Soldaten brüllen: „Es lebe das Vaterland!“ Man hatte bemerkt, daß dieser Ruf den kleinen Vicomte ärgerte. Er sah darin ohne Zweifel eine Drohung, eine Herausforderung und zu gleicher Zeit eine hassenswerte Erinnerung an die große Revolution.

Am Morgen des 5. September hielt der Doktor in Uniform, den Revolver auf dem Tische, seine Sprechstunde ab. Ein altes Bauernpaar war gerade zur Konsultation erschienen. Der Mann litt seit sieben Jahren an Krampfadern und hatte so lange gezögert, einen Arzt zu befragen, bis seine Frau auch welche bekommen hatte. Da brachte der Briefträger die Zeitung.

Herr Massarel öffnete sie, erbleichte, richtete sich plötzlich auf und hob wie ein Tragöde die Arme gen Himmel, während er die beiden Landleute mit lauter Stimme anbrüllte:

„Es lebe die Republik! Es lebe die Republik! Es lebe die Republik!“

Dann fiel er in seinen Stuhl zurück, ganz schwach vor Bewegung. Und wie der alte Bauer fortfuhr:

„Es fing an mit Ameisenloosen sozusagen die Beene runter!“, rief Doktor Massarel:

„Lassen Sie mich in Frieden, ich habe keine Zeit, mich um Ihre Dummheiten zu kümmern. Die Republik ist proklamiert. Der Kaiser ist gefangen. Frankreich ist gerettet! Es lebe die Republik!“

Dann lief er zur Thür und schrie:

„Cölestine, schnell, Cölestine!“

Das Mädchen kam mit entsetztem Ausdruck gerannt, und er stotterte förmlich, so rasend schnell sprach er:

„Meine Stiefel, meinen Säbel, meine Patrontasche und den spanischen Dolch, der auf dem Nachttisch liegt, aber schnell!“

Als der dickköpfige Bauer den Augenblick des Schweigens benutzte und fortfuhr:

„Dann ist's ganz dicke gewurden, wie 'n paar Taschen, die mir beim Gehen weh dhun!“, heulte der Arzt verzweifelt:

„Himmel Sakrament! Lassen Sie mich doch zufrieden! Wenn Sie sich die Füße gewaschen hätten, wär's nicht vorgekommen."

Dann packte er ihn beim Kragen und schrie ihn an:

„Weißt du nicht, daß wir jetzt in der Republik leben, du dreifacher Hornochse?"

Aber der Gedanke an die Würde seines Berufes brachte ihn wieder zur Ruhe, und er drängte das bestürzte Ehepaar zur Thüre hinaus, während er wiederholte:

„Kommt morgen wieder, gute Leute. Heute habe ich keine Zeit."

Während er sich bis an die Zähne bewaffnete, gab er dem Mädchen wiederum eine Reihe von dringenden Aufträgen:

„Lauf mal schnell zu Leutnant Picart und zu Unterleutnant Pommel und sag ihnen, daß ich sie sofort hier erwarte. Dann schick mir mal gleich Torchebeuf her mit seiner Trommel, aber schnell, schnell!"

Und als Cölestine hinausgegangen war, sammelte er sich ein wenig und bereitete sich vor, die Schwierigkeiten der Lage zu überwinden.

Die drei Leute trafen zusammen ein in ihren Arbeitsröcken. Der Oberst, der darauf gerechnet hatte, sie in Uniform zu sehen, bekam einen furchtbaren Schrecken:

„Sakrament, wißt ihr denn noch nichts? Der Kaiser ist gefangen! Die Republik ist proklamiert. Jetzt heißt's handeln. Meine Stellung ist schwierig, ich kann sogar sagen gefährlich."

Seine Untergebenen machten ganz erschrockene Gesichter. Er dachte einen Augenblick nach. Dann begann er von neuem:

„Jetzt heißt es handeln und nicht zögern. Minuten bedeuten in solchen Augenblicken Stunden. Alles hängt von der Schnelligkeit des Entschlusses ab. Sie, Picart, gehen sofort zum Herrn Pfarrer und fordern ihn auf, die Sturmglocke läuten zu lassen, damit der ganze Ort zusammenströmt.

„Sie, Torchebeuf, schlagen Generalmarsch in der ganzen Gemeinde bis draußen zu den Höfen von Gerisaie und Salmare, damit die Miliz auf dem Markte unter Waffen tritt. Sie, Pommel, ziehen sofort Ihre Uniform an, nur Rock und Käppi, und wir werden zusammen das Rathaus besetzen und Herrn de Varnetot zwingen, mir die Zügel der Regierung zu überlassen! Verstanden?"

„Ja."

„Also, nun los und schnell. Pommel, ich begleite Sie bis nach Hause, weil wir zusammen handeln müssen."

Fünf Minuten später erschien der Oberst und sein Untergebener, bis an die Zähne bewaffnet, auf dem Markte gerade in dem Augenblick, als der kleine Vicomte de Varnetot mit eiligen Schritten von der anderen Seite der Straße kam. Er trug Jagdgamaschen und das Gewehr über der Schulter. Drei Jäger in grünen Anzügen, den Hirschfänger an der Seite, das Gewehr geschultert, folgten ihm.

Während der Doktor ganz erstaunt stehen blieb, drangen die vier Männer in das Rathaus, dessen Thür sich hinter ihnen schloß.

„Sie sind uns zuvorgekommen," murmelte der Arzt. „Jetzt müssen wir auf Verstärkung warten; für den Augenblick ist nichts zu machen."

Leutnant Picart erschien und meldete:

„Der Pfarrer hat sich geweigert, zu gehorchen. Er hat sich sogar mit dem Kirchendiener und dem Schweizer in die Kirche eingeschlossen."

Auf der anderen Seite des Platzes, dem weiß getünchten Rathause gegenüber lag die Kirche stumm und schwarz mit ihrem riesigen eisenbeschlagenen Eichenthor.

Als nun die Einwohner neugierig den Kopf zum Fenster hinaussteckten oder auf der Schwelle ihrer Häuser erschienen, klang plötzlich ein Trommelwirbel, und Torchebeuf kam daher, wie verrückt die drei Wirbel des Generalmarsches schlagend. Im Laufschritt flog er über den Platz und verschwand im Feldwege.

Der Oberst zog seinen Säbel und trat allein vor, etwa in die Mitte zwischen die beiden Gebäude, in denen sich der Feind verbarrikadiert hatte. Dann schwang er seine Waffe über dem Kopf und brüllte mit aller Kraft seiner Lungen:

„Es lebe die Republik! Tod allen Verrätern!"

Darauf zog er sich zu seinen Offizieren zurück.

Der Fleischer, der Bäcker und der Apotheker schlossen ängstlich ihre Fensterläden. Nur der Materialwarenhändler behielt offen. Während dessen kam allmählich die Miliz an. Die Leute waren ganz verschieden angezogen, nur trugen alle ein schwarzes Käppi mit rotem Streifen; darin bestand die ganze Uniform des Korps. Bewaffnet waren sie mit ihren alten verrosteten Gewehren, die seit dreißig Jahren in der Küche über dem Herd gehangen. Eigentlich machten sie den Eindruck einer Abteilung Feldhüter.

Als der Oberst einige dreißig Leute um sich sah, setzte er sie mit ein paar Worten aufs Laufende. Dann wandte er sich zu seinem Stabe und sagte:

„Nun heißt's handeln."

Die Einwohner strömten zusammen und sahen sich neugierig um. Der Arzt hatte schnell seinen Feldzugsplan entworfen:

„Leutnant Picart, Sie werden jetzt ans Rathaus herangehen und Herrn de Varnetot auffordern, mir das Rathaus im Namen der Republik zu übergeben."

Aber der Leutnant, ein Maurermeister, weigerte sich:

„Das gloob' ich. Sie sind schlau. Damit sie mich aufs Korn nehmen! Wissen Sie, die da drin, die schießen famos. Machen Sie lieber die Geschichte selbst."

Der Oberst wurde rot:

„Ich befehle es Ihnen, hinzugehen, im Namen der Disziplin."

Aber der Leutnant verweigerte den Gehorsam:

„Warum soll ich mich denn totschießen lassen, ich weeß gar nicht warum."

Die Honoratioren, die ein Stück davon eine Gruppe gebildet hatten, fingen an zu lachen, und einer rief:

„Picart, du hast ganz recht. Das brauchste nich!"

Da brummte der Doktor:

„Memmen!"

Er übergab einem seiner Soldaten Säbel und Revolver und ging langsam, die Augen auf die Fenster gerichtet, vor, indem er jeden Augenblick erwartete, einen Lauf auf sich gerichtet zu sehen.

Als er noch einige Schritte von dem Gebäude entfernt war, öffneten sich rechts und links die Flügelthüren der Schule. Und ein ganzer Schwarm Kinder, auf der einen Seite Jungen, auf der anderen Mädchen, strömte heraus und fing an, auf dem großen, leeren Platz zu spielen und sich, kreischend wie eine Gänseherde, um den Doktor, der sich nun nicht mehr verständlich machen konnte, herumzujagen.

Sobald die letzten Schulkinder herausgekommen waren, schlossen sich hinter ihnen die beiden Thüren. Endlich verlief sich die Kinderschar, und der Oberst rief mit lauter Stimme:

„Herr de Varnetot!"

Im ersten Stockwerk öffnete sich ein Fenster. Herr de Varnetot erschien. Der Oberst fuhr fort:

„Mein Herr, Sie kennen die großen Ereignisse, welche die Physiognomie der Regierung verändert haben. Die Regierung, die Sie vertraten, existiert nicht mehr. Diejenige, die ich vertrete, hat von der Macht Besitz ergriffen. Unter diesen, vielleicht schmerzhaften, aber zweifellos bestehenden Umständen fordere ich Sie im Namen der neuen Republik auf, Amt und Würden, die Ihnen von den bisherigen Machthabern übertragen worden waren, in meine Hände zu legen."

Herr de Varnetot antwortete:

„Herr Doktor, ich bin der Bürgermeister von Canneville, von der gesetzmäßigen öffentlichen Behörde ernannt, und ich werde Bürgermeister von Canneville so lange bleiben, bis ich abberufen oder durch einen Befehl meiner Vorgesetzten ersetzt werde. In diesem Ort bin ich Bürgermeister und im Rathaus bin ich bei mir zu Haus und hier bleibe ich! Sie können ja versuchen, mich herauszuwerfen."

Und er schloß das Fenster.

Der Oberst ging zu seinen Leuten zurück. Aber ehe er sprach, sah er Leutnant Picart von oben bis unten verächtlich an:

„Sie alter Renommist! Sie Hasenfuß! Sie sind die Schmach der Armee. Ich degradiere Sie hiermit."

Der Leutnant antwortete:

„Das ist mir ganz wurscht!"

Und er verschwand in der murmelnden Menge.

Da zögerte der Doktor ein wenig. Was thun? Angreifen? Aber würden seine Leute auch vorwärts gehen? Und dann, hatte er denn das Recht dazu?

Er verfiel auf eine Idee. Er lief zum Telegraphenamt, gerade gegenüber vom Rathaus, auf der anderen Seite des Platzes, und sandte drei Depeschen ab:

„An die Herren Mitglieder der republikanischen Regierung zu Paris."

„An den neuen republikanischen Herrn Präfekten des unteren Seine-Departements in Rouen."

„An den neuen republikanischen Herrn Unterpräfekten in Dieppe."

Er setzte die Lage auseinander, sprach von der Gefahr, in der die Gemeinde schwebte, dadurch, daß sie in den Händen des ehemaligen monarchistischen Bürgermeisters blieb, bot seine ergebenen Dienste an, bat um Befehle und unterschrieb, indem er hinter seinen Namen alle seine Titel setzte.

Dann stieß er wieder zu seiner Armee und zog zehn Franken mit den Worten aus der Tasche:

„Hier, lieben Freunde, geht essen und trinken. Nur eine Abteilung von zehn Mann bleibt hier als Wache, damit niemand das Rathaus verläßt."

Aber der Exleutnant Picart, der mit dem Uhrmacher schwatzte, hatte es gehört, lachte laut auf und sagte:

„Bei Gott, wenn sie herausgingen, da gäb's doch gerade Gelegenheit, herein zu kommen, sonst seh' ich euch noch nicht drin."

Der Doktor antwortete nicht und ging frühstücken.

Nachmittags stellte er Posten aus, um den ganzen Ort herum, als ob ein Ueberfall in Aussicht stünde. Er ging mehrmals am Rathaus und an der Kirche vorüber, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken. Die beiden Gebäude lagen stumm da, als wären sie unbewohnt.

Der Fleischer, der Bäcker und der Apotheker öffneten wieder ihre Läden. Man schwatzte überall: wenn der Kaiser gefangen war, so war sicher irgend ein Verrat daran schuld. Man wußte nicht genau, welche der Republiken eigentlich jetzt wieder gekommen sei.

Die Nacht brach herein.

Gegen neun Uhr näherte sich der Doktor ganz allein ohne Lärm dem Eingange des Rathauses. Er war fest überzeugt, daß sein Gegner nach Hause gegangen war, um zu schlafen. Aber wie er sich daran machte, das Thor mit ein paar Axthieben einzuschlagen, rief eine laute Stimme:

„Wer da?!"

Und Herr Massarel riß aus, was er konnte.

Der Tag brach an ohne irgend eine Aenderung in der Lage. Die Miliz stand noch immer auf dem Platz unter Waffen. Alle Einwohner hatten sich um die Truppe zusammengefunden, die Entscheidung erwartend. Die Leute aus den Nachbarorten waren auch gekommen und standen da und gafften.

Da begriff der Doktor, daß es sich um Ehre und Reputation handelte, und beschloß, der Geschichte auf diese oder jene Art ein Ende zu machen. Er mußte irgend einen Entschluß fassen, und zwar einen energischen. Da ging die Thüre des Telegraphenamtes auf und das kleine Mädchen der Telegraphistin erschien, zwei Depeschen in der Hand.

Zuerst ging sie auf den Oberst zu und übergab ihm eins der Telegramme. Dann schritt sie mitten über den verödeten Platz, ganz verlegen, weil alle Leute sie anguckten, mit gesenktem Kopf dahintrippelnd, und klopfte leise an dem verbarrikadierten Hause, als ob sie gar nicht gewußt hätte, daß dort eine bewaffnete Macht versteckt sei.

Die Thür öffnete sich ein wenig und eine Männerhand nahm das Telegramm in Empfang. Das Mädchen kehrte zurück, rot, nahe am Weinen, weil alle Welt sie so ansah. Der Doktor rief mit zitternder Stimme:

„Ich bitte um Ruhe!"

Und da alles schwieg, begann er stolz:

‚Ich habe eben die Antwort der Regierung bekommen!"

Dann nahm er das Telegramm in die Hand und las vor:

„Bisheriger Bürgermeister abgesetzt. Erledigen Sie das Notwendigste. Weitere Nachrichten folgen.

Für den Unterpräfekten: Sapin, Regierungsrat."

Er triumphierte. Hoch schlug vor Freude sein Herz. Seine Hände zitterten. Aber Picart, sein einstiger Untergebener, rief ihm aus der Menge zu:

„Das ist ganz gut; aber wenn die da drüben nicht 'rausgehen? Da wird Ihnen Ihr Papier viel nützen!"

Herr Massarel erbleichte. In der That, wenn die anderen nicht freiwillig gingen, mußte er nun angreifen. Das war nicht nur sein Recht, sondern sogar seine Pflicht. Er sah ängstlich zum Rathause hinüber in der Hoffnung, die Thüre würde sich endlich öffnen und sein Gegner sich zurückziehen.

Aber die Thür blieb geschlossen. Was thun? Die Menge wuchs und drängte sich um die Miliz. Man lachte.

Eine Ueberlegung vor allen beunruhigte den Arzt. Wenn er den Befehl zum Sturme gab, mußte er an der Spitze seiner Leute vorgehen. Und da mit seinem Tode alle weiteren Widerreden aufhörten, so war es ganz sicher, daß Herr de Varnetot und seine drei Leute nur auf ihn zielen würden! Und sie schossen gut, sehr gut. Picart hatte es eben noch mal gesagt. Aber ihm kam eine Erleuchtung. Und er wandte sich zu Pommel:

„Gehen Sie schnell zum Apotheker und bitten Sie ihn, mir einen Stock und ein Handtuch zu leihen."

Der Leutnant lief davon.

Er wollte eine Parlamentärflagge, eine weiße Flagge hissen, deren Anblick vielleicht dem legitimistischen Herzen des bisherigen Bürgermeisters wohlthun würde.

Pommel kam mit dem gewünschten Handtuch zurück und mit einem Besenstiel. Mit einem Endchen Bindfaden wurde die Fahne hergestellt, und Massarel nahm sie in beide Hände. Er ging von neuem gegen das Rathaus vor, indem er sie hoch hielt. Als er vor der Thüre stand, rief er wiederum:

„Herr de Varnetot!"

Die Thür ging plötzlich auf und Herr de Varnetot erschien mit seinen drei Leuten auf der Schwelle.

Unwillkürlich wich der Doktor zurück, dann grüßte er höflich seinen Feind und sagte, während ihm vor Erregung beinahe die Stimme versagte:

„Mein Herr, ich komme, um Ihnen die Befehle mitzuteilen, die ich erhalten habe."

Der Edelmann antwortete, ohne seinen Gruß zu erwidern:

„Ich ziehe mich zurück. Aber daß Sie es nur wissen, weder aus Furcht noch um der hassenswerten Regierung, die sich die Gewalt anmaßt, zu gehorchen." Dann erklärte er, jedes Wort betonend: „Ich will nicht, daß man sagt, ich hätte einen einzigen Tag unter der Republik gedient. Das ist mein Grund."

Massarel war erschrocken und antwortete nicht. Und Herr de Varnetot ging eilig davon und verschwand um die Ecke, seine drei Leute hinter ihm.

Da warf sich der Doktor stolz in die Brust und ging auf die Zuschauer zu. Sobald er nahe genug stand, daß man ihn verstehen konnte, rief er:

„Hurra! hurra! Die Republik siegt auf der ganzen Linie!"

Kein Mensch rührte sich. Der Arzt begann von neuem:

„Das Volk ist frei! Ihr seid frei, unabhängig! Seid stolz darauf!"

Die trägen Dorfleute blickten ihn an, ohne daß irgend ein Stolz aus ihren Augen geleuchtet hätte.

Er sah sie seinerseits an, empört über ihre Gleichgiltigkeit. Er suchte nach Worten, nach irgend etwas ganz Besonderem, um die stumpfsinnige Menge aufzurütteln und seine Erlöser-Sendung zu erfüllen. Ein Gedanke kam ihm. Und er wandte sich wieder an Pommel:

„Leutnant, holen Sie die Büste des Exkaisers, die im Sitzungssaale aufgestellt ist, und bringen Sie einen Stuhl mit."

Bald erschien der Mann wieder und trug auf der rechten Schulter den Napoleon aus Gips, in der linken Hand aber einen Rohrstuhl.

Massarel ging ihm entgegen, nahm den Stuhl, stellte ihn hin und setzte darauf die weiße Figur. Dann trat er ein paar Schritte zurück und hielt ihr mit laut schallender Stimme eine Rede:

„Tyrann! Tyrann! Du bist gestürzt! In den Schmutz gestürzt, in den Schlamm! Das sterbende Vaterland röchelt unter deinem Fuße. Die Nemesis hat dich getroffen. Niederlagen und Schmach haben sich an deine Fersen geheftet! Du fällst als Besiegter, als Gefangener der Preußen! Und auf den Ruinen deines zusammenstürzenden Reiches erhebt sich die junge strahlende Republik und nimmt dein zerbrochenes Schwert wieder auf."

Er erwartete, daß man Beifall klatschen sollte. Kein Ruf ertönte, keine Hand rührte sich. Die erstaunten Bauern schwiegen. Und die Büste mit dem spitzen Schnurrbart, der auf beiden Seiten herausstand, die unbewegliche Büste, wohlgekämmt wie der Wachskopf in einem Friseurschaufenster, schien Herrn Massarel anzulachen mit einem spöttischen Zuge. So blieben sie einander gegenüber stehen, Napoleon auf seinem Stuhl, der Arzt drei Schritte von ihm. Eine fürchterliche Wut packte den Obersten. Aber was sollte er thun, um die Menge in Feuer zu bringen und endgiltig für sich zu gewinnen?

Zufällig streifte seine Hand seinen Leib und er fühlte unter dem roten Gürtel den Kolben seines Revolvers.

Und da er keine andere Lösung mehr fand, zog er die Waffe, ging zwei Schritte vor und schoß den Ex-Monarchen nieder.

Die Kugel bohrte in der Stirne ein kleines schwarzes Loch, nur wie ein Fleck, beinahe nicht zu sehen. Der Effekt war ausgeblieben. Herr Massarel schoß ein zweites Mal und machte wieder ein Loch. Dann ein drittes Mal, und schließlich gab er die drei letzten Schüsse hintereinander ab. Die Stirn Napoleons ging in Scherben, aber die Augen, die Nase und die Schnurrbartspitzen blieben unversehrt.

Das brachte den Doktor in Verzweiflung, und mit einem Stoß warf er den Stuhl um. Dann stellte er den Fuß auf die Ueberreste der Büste und drehte sich in einer Art Triumphatorstellung zu dem bestürzten Publikum, indem er rief:

„So mögen alle Verräter untergehen!“

Aber da sich noch immer keine Begeisterung zeigen wollte und da die Zuschauer vor lauter Staunen ganz dumm geworden zu sein schienen, rief der Oberst den Mannschaften der Miliz zu:

„Ihr könnt jetzt nach Hause gehen.“

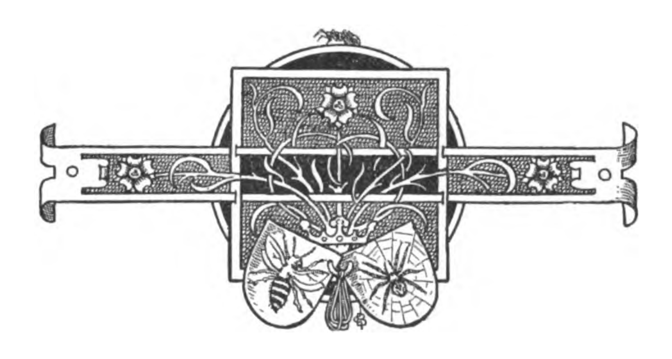
Und er selbst lief mit großen Schritten seinem Hause zu, als ob er ausrisse.

Als er zu Hause ankam, teilte ihm sein Mädchen mit, daß ein paar Kranke seit drei Stunden im Sprechzimmer warteten. Er ging hinein. Es waren die beiden Bauern mit den Krampfadern, die bei Morgengrauen als hartnäckige Patienten wiedergekommen waren.

Und der Alte fing sofort wieder an zu erklären:

„Es fing an mit Ameisenloofen sozusagen die Beene 'runter . . .“





September.

Von

Karl Hunnius.

Schönster Monat des Jahres,
Früchtespender,
Mit goldenem Sonnenglanze
Im sanft entblätternden Laube,
Dem milden Duft deiner späten Rosen
Und ihrer duftlosen Schwestern Sternenreigen:
Bleicher Astern Schwarm im epheudunkeln Gartenbeet! —
Tauklar schimmert die Luft,
Edelsteinfarben, —
Und in gedämpfter Glut
Funkelt das Firmament. —
Fern überm Meere ruht
Silbernes Licht,
Aus den Wipfeln der Buchen
Strömt ein grünes Leuchten, —
Einsam rauscht der Wald,
Dunkel und tönereich,
Und des scheidenden Sommers
Abwärts steigender Jubelgesang,
Aller Blumen letzter Glanz,
Der erlöschend am Busen der Erde sich birgt,
Weist den suchenden Blick
Ueber der Erde flücht'ge Schönheit hinauf
In das Reich des wandellosen,
Ewigen Schauens.





Aus der neuen philosophischen Litteratur.*)

Wer behauptet, unsere Zeit sei philosophie- und religionsfeindlich, der kennt sie nicht. Dies war der Haupteindruck, den ich nach Durchsicht der unten zu besprechenden zahlreichen Schriften erhielt, und dies wird, wie ich hoffe, auch der Eindruck sein, den der Leser dieser Besprechung gewinnen dürfte. Ein solches Ergebnis kann aber ihn, wie mich, mit so manchem Seichten, Halbdurchdachten versöhnen, das bei der allzuraschen Produktion auch auf diesem Gebiete mit unterläuft; denn das Wichtigste ist, daß die Probleme in die Menge geworfen und dann weiter diskutiert werden. Für eine vertiefte Behandlung wird dann schon der daraus notwendig folgende Kampf der Geister sorgen!

Zwei Männer vor allem haben, wenngleich in durchaus verschiedener Weise und auf durchaus verschiedenen Wegen, die ewigalten Rätselfragen des Lebens vor einem größeren Publikum wieder aufgerollt und eine litterarische Produktion entfesselt, die an die Zeiten des Materialismusstreites erinnert: Nietzsche und Haeckel! Der eine ist ohne, der andere mit Absicht „modern" geworden, der eine wirkt mehr in den „höheren", der andere mehr in den „niederen" Sphären, beiden aber verdanken wir, neben vielem weniger Erwünschten, jedenfalls das, daß eine angeblich rein „praktische" Zeit absolut unpraktische Fragen mit größtem Eifer erörtert! Das mögen auch die im Auge behalten, denen beide nur als Feinde erscheinen.

Es gehört ein gewisser Mut dazu, über Nietzsche zu schreiben, wenigstens, wenn man ihn tiefer zu erfassen sucht; denn dann wird man finden, daß sich in seinem proteusartigen Wesen die proteusartige Natur der komplizierteren Menschenseele überhaupt aufs klarste darstellt und daß es deshalb fast oder ganz unmöglich ist, dem, der ihn nicht selbst kennt, ein richtiges Bild von ihm zu geben. Die Mehrzahl derer, die über ihn schreiben, ist jedoch noch so harmlos, Widersprüche einfach als logische Fehler aufzufassen, und dann allerdings ist ja manches für sie recht leicht gemacht. Zu dieser Kategorie gehört das Buch: „Friedrich Nietzsche. Der Antichrist in der neuesten Philosophie" von Lorenz Fischer (Ravensburg 1901. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

*) Getreu dem Grundsatze, seinen Mitarbeitern möglichst freie Rede zu gewähren, hat der T. auch den nachstehenden Darlegungen ohne weitere Bemerkungen Raum gegeben. Die Leser des Türmers werden indessen leicht erkennen, daß und an welchen Stellen die Anschauungen des Herrn Verfassers von denen des Türmers abzuweichen scheinen.



Der Verfasser, katholischer Stadtpfarrer in Würzburg, giebt, neben einem kurzen Lebensbilde Nietzsches, eine Kritik seiner Philosophie, die man kurz als Kampf der Scholastik gegen den Individualismus kennzeichnen könnte. Es ist begreiflich, daß bei einem Streit zweier solch absolut verschiedener, durch Jahrhunderte getrennter Weltauffassungen wenig Positives herauskommen kann. Angenehm berührt nur die Beobachtung, daß Fischer seinem Gegner offenbar gerecht werden möchte, und daß die oft völlig schiefe Auffassung Nietzschescher Behauptungen nicht sowohl einer wohlüberlegten Absicht, als vielmehr dem Unvermögen, sich in protestantisches Denken hineinzuversetzen, entspricht.

Sehr auf der Oberfläche halten sich auch zwei kleinere Schriften: „Friedrich Nietzsche und sein Uebermensch" von **Karl Knortz** (Verlag des litterarischen Bulletin. Leipzig 1898) und: „Friedrich Nietzsche. Für gebildete Laien geschildert" von Dr. J. Reiner. (Leipzig, 1901. Herm. Seemann Nachfolger.) An der letzteren ist schon der Titel einigermaßen verwunderlich: „Für gebildete Laien"! In Fragen, wie sie Nietzsche behandelt, giebt es, dächte ich, überhaupt keine „Laien"; sie sind vielmehr für jeden denkenden Menschen mindestens ebenso wichtig (oft noch wesentlich wichtiger!) als für die Zunftphilosophen. Reiner zeigt denn auch, daß man ganz gut zu dieser Gattung gehören und doch keine Ahnung von dem Ringen einer verzweifelten Menschenseele haben kann. So glaubt er sich z. B. berechtigt, Nietzsche „außerhalb eines jeden ernsten philosophischen Strebens zu stellen", weil er „den Willen zur Wahrheit um jeden Preis" nicht mehr zu haben behauptet! Die Schrift ist in den einfach referierenden Partien ganz hübsch, sie versagt aber überall da, wo es auf ein gefühlsmäßiges Erfassen Nietzschischer Gedanken ankäme. Die Broschüre von Knortz ist noch um eine Nuance gröber. Obwohl er in dem Lande Emersons lebt, oder besser gerade deshalb, kann er sublimere Ideen schwer ernst nehmen. Nun, der Amerikaner kennt ja einen vollgiltigen Ersatz! Vorwiegend ebenfalls vom Standpunkt des „praktischen" Menschen aus geschrieben ist: „Uebermenschentum und Zuchtstaat. Ein Anarchistenideal" von M. Helle (Mainz. Kommissionsverlag der Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei). Der Schreiber fürchtet von der Ausbreitung der Gedanken Nietzsches allerlei sehr schlimme, „anarchistische" Folgen für Staat, Gesellschaft und Moral. Er geht indessen in seiner Furcht viel zu weit: es giebt doch noch bedeutend mehr gesunden Menschenverstand, als er zu glauben scheint.

Ein warmer Freund Nietzsches und ein Vertreter seiner Lehren in Frankreich ist Henri Lichtenberger, dessen Vorrede zu einer Uebersetzung ausgewählter Werke des Philosophen Fr. v. Oppeln-Bronikowski ins Deutsche übertragen hat: „Friedrich Nietzsche. Ein Abriß seines Lebens und seiner Lehre" (Karl Reißner. Dresden und Leipzig 1900). Die kleine Schrift vermag zwar, schon ihrer Kürze wegen, keinen Einblick in die eigentliche Denkweise Nietzsches zu bieten; sie ist aber immerhin zu einer allgemeinen Orientierung nicht ungeeignet, und wenn sie auch nicht tiefer dringt, so ist sie doch wenigstens bescheiden genug, nicht durch ein leichtfertiges Aburteilen den Leser schon vor seiner Beschäftigung mit den Originalwerken selbst zu beeinflussen.

Ernst Horneffer, als ein begeisterter Verkündiger der Lehre seines Meisters schon aus seinen Vorträgen bekannt, hat in einer kleinen Broschüre „Zu Nietzsches Gedächtnis" (Göttingen. Franz Wunder 1901) zwei Reden

herausgegeben, von denen die erste, am Sarge Nietzsches gehaltene, in dithyrambischem Schwunge den Verstorbenen als Lehrer und Menschen feiert, während die andere seine philosophischen Hauptgedanken kurz zusammenzufassen sucht. Obwohl Horneffer nun in seiner überschwenglichen Begeisterung viel zu weit geht und Urteile über die Einzigartigkeit seines Lehrers fällt, die jeder historischen Betrachtung Hohn sprechen, so gehört doch sicher diese Rede zum Besten, was überhaupt über den Philosophen Nietzsche, vor allem auch über sein Verhältnis zu Kant, gesagt worden ist. Und wenn Horneffer Nietzsche zu den „heiligen Menschen" rechnet, d. h. zu denen, die „den Ernst des Lebens vertreten", zu den Rufern im Kampfe gegen materialistische Verflachung und philisterhafte Oberflächlichkeit, so werden ihm darin auch die beipflichten müssen, die im übrigen eine völlig andere Stellung zu dem Dichter-Philosophen einnehmen. Für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird aus Horneffers Rede eines besonders erfreulich hervorleuchten: wie eminent religiös Nietzsche nicht bloß selber war, sondern auch auf seine Anhänger, vielleicht ohne daß sie es wissen, wirken kann. In einer größeren Schrift „Vorträge über Nietzsche" (Göttingen. Franz Wunder, 1901) hat Horneffer eine eingehendere Darlegung der Hauptlehren seines Meisters gegeben (Nietzsche der Philosoph und Prophet; der Uebermensch; die Umwertung aller Werte). Sie will einem größeren Publikum Nietzsches Gedanken näher bringen, und darum ist auch die Darstellung breiter und weniger prägnant — ein Vorzug für den Zweck der Schrift, ein Nachteil für ihren Inhalt! Trotzdem seien allen denen, die etwas Genaueres über des merkwürdigen Mannes Denken erfahren möchten, ohne daß sie es wagen, sich an ihn selbst zu wenden, diese Vorträge aufs beste empfohlen. Wer sie gelesen hat, wird wenigstens das unerträglich seichte Gerede über Nietzsche, wie es sich allmählich in Gesellschaften und Feuilletons breit macht, nicht mehr mitanhören können, und das ist in jedem Fall ein Gewinn. Im einzelnen wäre manches zu bestreiten und zu besprechen; so die Auffassung der Lehre von der Wiederkunft, die auch so, wie sie Horneffer vorträgt, ihre inneren, vor allem erkenntnistheoretischen Widersprüche nicht los wird; ferner hat Horneffer, ebenso wie Nietzsche selbst, eine, ich möchte sagen, viel zu schopenhauerische Ansicht von dem christlichen Begriff der Liebe, als daß er einsehen könnte, warum und worin Nietzsche in ihrer Be- und Verurteilung unrecht hat u. s. w. Als einen Vorzug des Buches möchte ich es übrigens noch bezeichnen, daß es sehr viel citiert. Damit ist bis zu einem gewissen Grade dafür gesorgt, daß der Leser auch etwas von dem Geist des Originals zu spüren bekommt.

Nietzsche der Mensch tritt uns näher in einem Buch „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche" von Dr. Paul Deussen, Professor an der Universität Kiel (Leipzig. F. A. Brockhaus, 1901), das, von einem Jugendfreunde des Philosophen verfaßt, manches Interessante zu seiner Charakteristik beibringt, wenn es auch im ganzen sehr breit und mit viel Nebensächlichem durchsetzt ist. Wesentlich Neues hören wir nicht. Am wertvollsten sind die teilweise sehr schönen Briefe Nietzsches. Dagegen zeichnen sich die angefügten Bemerkungen Deussens über Nietzsches Philosophie weder durch Tiefe aus, noch sind sie immer richtig. Es ist z. B. einfach sonderbar, wenn Deussen behauptet, die großen Probleme der Erkenntnistheorie und Psychologie, der Aesthetik und Ethik (!!) habe Nietzsche nur „im Vorübergehen" gestreift. Natürlich, er war kein „systematischer Philosoph"!

Vergleiche zwischen zwei bedeutenden Menschen mögen manchmal zur Verdeutlichung ihrer beiderseitigen Eigenart einiges beitragen; im allgemeinen sind sie um so gewagter, je mehr die Verglichenen wirkliche Persönlichkeiten sind, d. h. je reicher und origineller ihr Innenleben, je unabhängiger es von äußeren Verhältnissen ist; denn in demselben Maße kann man sie auch nur als etwas Ganzes, Unteilbares, Einzigartiges verstehen, während doch beim Vergleichen immer nur Teile mit Teilen zusammengehalten und beurteilt werden können, wobei unter Umständen der Blick für das Ganze verloren geht. Diese Gefahr hat auch die folgende Schrift nicht ganz vermieden: „Th. Carlyle und F. Nietzsche. Wie sie Gott suchten und was für einen Gott sie fanden." Von J. H. Wilhelmi. 2. Aufl. (Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht, 1900). Das Beste daran ist die starke Betonung des religiösen Elements in Nietzsches Leben und Lehre. Aber es ist zum mindesten etwas gewagt, sein Ende aus seinem „Atheismus" abzuleiten, gewagt schon deshalb, weil er doch mit einem ebenso aufrichtigen Gemüte Gott gesucht hat, wie Carlyle, weil es ihm ebenso furchtbar ernst war mit seiner Aufgabe, wie jenem, und weil doch am Ende auch der Glaube — ein Geschenk ist. Oder etwa nicht? Auch Sätze wie „Carlyle bedeutet eine Epoche. Nietzsche, der ‚Feuilleton-Philosoph', nur eine Episode", sind immerhin ein wenig verfrüht und außerdem ein wenig oberflächlich. Daneben findet sich freilich auch manches Gute in dem Büchlein, dessen Inhalt vielleicht gerade manchem „Türmerleser" schon wegen seiner Problemstellung interessant sein wird. In der Schrift „Friedrich Nietzsche und die Neuromantik. Eine Zeitstudie" von Georg Tantzscher (Dorpat 1900) wird das Verhältnis „des Philosophen der Neuromantik" zur zeitgenössischen Litteratur besprochen und sein starker Einfluß auf sie dargethan. Sonderbar berührt es, den Verfasser zuerst über fast alle „Neuromantiker" ein mehr oder minder zweifelndes Urteil aussprechen, aber zum Schluß ihn doch bekennen zu hören: „An Wahrheit, Tiefe und Mannigfaltigkeit, an Kraft und Feinheit der Darstellung hat Dichtung und Kunst wieder gewonnen, und was früher nur der Vorzug der ersten Geister war, ist Gemeingut eines größeren Kreises geworden." Wenn dem so ist — und ich sehe keinen Grund, es zu bestreiten —, so muß doch wohl auch in den Prinzipien, von denen die einzelnen Führer der „Neuromantik" sich leiten lassen, etwas Berechtigtes stecken. Vor allem ist es klar, daß der Ruf nach ethischer Vertiefung, nach Ausgestaltung persönlichen Lebens nicht nur der Religion (Kierkegaard, Schrempf, Bonus u. s. w.), sondern gewiß auch der Kunst zu kräftigerem Dasein verholfen hat. Diese Seite des modernen Individualismus hätte der Verfasser, bei seinem Schlußwort, mehr berücksichtigen müssen, nachdem er die allerdings auch nicht zu verkennenden krankhaft-dekadenten Symptome stark genug hervorgehoben hatte. Im ganzen ist die Schrift jedoch anregend und glatt geschrieben und dem, der nicht gegen eine solche Beurteilung bedeutender Naturen in Bausch und Bogen eine — nicht ganz unberechtigte — Abneigung hat, als Aufforderung zu eigenem Studium zu empfehlen. Endlich gehört in den Bannkreis Nietzsches auch noch ein Heft, betitelt „Edelmensch und Kampf ums Dasein. Ein Programm" von Karl Lory, Doktor der Geschichte (Hannover. Verlag von Gebrüder Jänecke, 1900). Der Verfasser, soviel mir bekannt, ein eifriger Anhänger der kulturhistorischen Schule Lamprechts, will in diesem „Wanderbuch das Glaubensbekenntnis eines Historikers wiedergeben". In jeder Wissenschaft steckt

der Keim zu einer nur ihr eigentümlichen, nur von ihr hervorzubringenden Gesamtauffassung der Dinge. Hat die Historie es schon zu einer solchen Weltanschauung gebracht (wobei er diesen Begriff nur kulturhistorisch aufgefaßt wissen will, also = Weltanschauung einer Epoche, nicht eines einzelnen)? Der Verfasser antwortet nein, aber es sind Ansätze dazu vorhanden, und daß sie da sind, das kann uns trösten, wenn wir gewissen bedrückenden Thatsachen der Gegenwart bange gegenüberstehen. „Eine historische Weltanschauung wäre eine deutsche, eine Weltanschauung für Asen, ein Nibelungenprogramm" und zwar deshalb, weil sie in der bewußten Hervorbringung von Edelmenschen bestünde, die ihr Los, in dem ewigen Kreislauf der geschichtlichen Entwicklung (es giebt keinen „Fortschritt" im evolutionistischen Sinne) Wellen gleich auf- und ebenso rasch wieder untertauchen zu müssen, mit einer Mischung von ästhetischer Freude an der Schönheit des Weltenschauspiels und von heroischer Resignation tragen würden. So wenigstens habe ich mir die, wie Lory selbst sagt, „vielleicht oft verschleierten" Ausführungen der Schrift gedeutet. Es sind viel gute Gedanken darin — die Bekämpfung der oft sehr seichten Phrasen vom Fortschritt gehört z. B. hierher —, aber das ganze ist in einer solch schwulstigen Sprache und nach einer solch sonderbaren Disposition geschrieben, daß es schwer hält, sich den Sinn davon völlig klar zu machen. Wir möchten den Verfasser bitten, das Thema einmal ausführlicher und in einer etwas lichtvolleren Weise zu behandeln; andernfalls wird er nicht viele Leser finden, obwohl er es verdiente nach allem, was wir sonst von ihm kennen.

Nach so manchem Urteil über Nietzsche ist es an sich schon eine Art Erlösung, etwas von ihm zu lesen, besonders, wenn es Gelegenheit giebt, einmal den Menschen in ihm sprechen zu hören. Es ist ein entschiedenes Verdienst der Herausgeber des Nietzsche-Archivs, daß sie seine Briefe mit Fleiß und Liebe vollständig sammeln und veröffentlichen. Vor mir liegt der erste Band „Friedrich Nietzsches gesammelte Briefe" (Schuster & Loeffler. Berlin und Leipzig). Es mag gleich bemerkt werden, daß wir die Ordnung der Briefe nach Adressaten für verfehlt halten, da man auf diese Weise kein klar zu überschauendes Bild seiner Entwicklung bekommt. Im übrigen aber kann die Sorgfalt, mit der die Sammlung veranstaltet ist, wie auch Druck und Ausstattung dieses ersten Bandes nur gelobt werden. Wie zu erwarten, bietet der Inhalt viel des Nachdenkenswerten. Mancher, der Nietzsche nur aus seinen Schriften kennt, wird hier in seinem privaten Verkehr mit Freunden und Geistesverwandten Züge finden, die ihm bekannt vorkommen mögen, die sich aber in dieser Weichheit und Milde in seinen „öffentlichen" Aeußerungen nicht entdecken lassen. Möchten vor allem die, die in ihm nur einen wilden Feind aller Moral und Religion sehen, daraus lernen, daß er das war aus Moral und aus Religion! Möchten aber andererseits auch die Dekadenten, die ihn zu ihrem übelverstandenen Abgott gemacht haben, einsehen, wie unendlich viel tiefer und feiner er empfunden hat, als es ihnen ihr „sensitives" Nervensystem gestattet! Man zeige mir einen „Modernen", der Briefe von einer solcher Reinheit der Gesinnung und einer solchen schlichten, edlen Einfachheit schreiben könnte, wie die Nietzsches an Madame Louise O.! Sie gehören schlechthin zum Schönsten, was eine ihrer selbst mächtige Seele je hervorgebracht hat. Daneben findet sich natürlich vieles Minderwertigere; aber im ganzen muß schon in den Briefen des jungen Nietzsche der Ernst im-

ponieren, mit dem er allen Fragen auf den Grund zu kommen sucht. In den späteren Briefen sieht man dann mit einem, unwillkürlich sich mitteilenden Bedauern (oder ist das ein unberechtigtes Gefühl?), wie der Philosoph immer einsamer wird, sich immer weniger verstanden fühlt. „Bleibe mir gut und treu," schreibt er i. J. 1885 seinem langjährigen Freunde Frhn. v. Gurdorff, „wir sind alte Kameraden und haben manches Gemeinsame gehabt." „Gehabt" — wie trübe das klingt! Natürlich bricht in den Briefen aus der letzten Zeit schon, deutlicher und deutlicher werdend, der Ton des beginnenden furchtbaren Leidens durch, und das giebt dem ganzen Buch einen tragischen, trotzdem aber nicht nur unerfreulichen Abschluß. Wer für Menschenleid und Menschengröße, ganz abgesehen von jeder andern Wertungsweise, Sinn hat, der greife nach Nietzsches Briefen!

Ernst Haeckel ist, dem Individualisten und aristokratischen Radikalisten Nietzsche gegenüber, der Mann für die Menge. Er verlangt von niemand, daß man über solch subtile Dinge nachgrüble, wie jener; er versteht es, naturwissenschaftliche Thatsachen und Theorien gefällig darzustellen und daran philosophische Folgerungen zu knüpfen, die für den Ungeschulten viel Bestechendes haben können; endlich ist er, was auch gern gesehen wird, viel mehr Demokrat, als Aristokrat: Grund genug für seine Popularität! Seine „Welträtsel" sind ja im Türmer eingehend besprochen worden. Sie haben eine Flut von Artikeln und Schriften für und wider sich hervorgerufen. Davon sollen einige erwähnt sein. In einer Schrift „Der Kampf um die Welträtsel" von Heinrich Schmidt-Jena (Bonn. Verlag von Emil Strauß, 1900) macht ein Verehrer Haeckels den Versuch, einige der Hauptgegner zu widerlegen. Er thut das aber in einer Weise, die das Gegenteil von Objektivität darstellt, und so wirkt er natürlich auch nicht überzeugend. Es ist ja gewiß richtig, daß einzelne von Haeckels Gegnern in seiner Beurteilung einen unwürdigen Ton angeschlagen haben: aber eigentlich kann er sich darüber doch am wenigsten wundern! Ins einzelne zu gehen, würde viel zu weit führen. Dagegen möchte ich doch einer Behauptung Schmidts ganz entschieden widersprechen: der nämlich, daß die verschiedenen Philosophen (Rehmke, Paulsen u. s. w.), die Haeckel eine falsche Auffassung Spinozas vorgeworfen haben, im Unrecht seien, und daß man fälschlicherweise von einem psychophysischen Parallelismus Spinozas rede. Aus Spinozas Satz „Die Ordnung und Verknüpfung der Ideen ist dieselbe, wie die Ordnung und Verknüpfung der Dinge" (Ethik s. Teil VII) folgt doch ohne weiteres die Richtigkeit dieser Bezeichnung! Das Psychische und das Physische können nie ineinander übergehen, nie also in einem kausalen Verhältnis zu einander stehen. Das behauptet Spinoza und das eben muß Haeckel leugnen oder — den größten Teil der Welträtsel streichen. Dies festzustellen ist insofern wichtig, als der Jenaer Naturphilosoph sich mit Spinozas großem Namen zu decken bemüht ist. Bei der Kritik der Ausführungen Paulsens (über Haeckels ungerechtfertigte Berufung auf Kant) habe ich mich verschiedentlich gefragt, ob Schmidt nicht sehen kann oder nicht sehen will. Daß von Haeckel selbst in diesem Punkt das erstere gilt, ist ziemlich klar: sonst wäre es ihm unmöglich gewesen, sich auf Kant zu berufen in Dingen, worin dieser im Grunde sein schlimmster Gegner ist!

Wie Schmidt in der Verehrung zu weit geht, so eine andere Schrift in der Verdammung: „Haeckelismus und Darwinismus. Eine Antwort auf Haeckels Welträtsel" von Dr. A. Michalitsch, Professor der Philosophie

und Apologetik in Prag (Graz. Verlagsbuchhandlung Styria, 1900). Es ist zwar eine alte scholastische Sitte, Thatsachen mit Syllogismen (und Sophismen!) widerlegen zu wollen; sie wird aber durch ihr Alter nicht gerade beweiskräftiger! Die Art, wie der Verfasser die Descendenzlehre auf logischem Wege ad absurdum zu führen sucht, wird denn auch höchstens bei seinen Studenten wirken, bei andern nur ein Lächeln hervorrufen. Auch der philosophische Teil schmeckt zu sehr nach Rationalismus (gröbster Sorte!), als daß er einem modernen Magen behagen könnte. Dagegen darf eine andere Schrift als eine ganz vorzügliche Widerlegung des Naturphilosophen Haeckel und zugleich als eine gute Schule in erkenntnis-theoretischem Denken bezeichnet werden: „Kant contra Haeckel. Erkenntnistheorie gegen naturwissenschaftlichen Dogmatismus" von Dr. E. Adickes, Professor der Philosophie an der Universität Kiel (Berlin. Verlag von Reuther & Reichard, 1901). In ruhiger, sachlicher Weise zeigt der Verfasser zunächst, daß Haeckels Weltanschauung nicht Monismus (also auch nicht Spinozismus), sondern ein schlecht verkleideter, wenn auch vielleicht nicht klar bewußter Materialismus ist. Sodann giebt er eine Widerlegung des letzteren auf Grund der Erkenntnistheorie, die sich durch ihre klare Darstellung auszeichnet und deshalb auch für philosophisch weniger geschulte Leser verständlich ist. In einem weiteren Kapitel sucht er zu zeigen, was der wahre Monismus lehrt, und führt im Zusammenhang damit ferner aus, inwiefern die Weltanschauung dem Gebiet des Glaubens, nicht des Wissens angehört und warum auch Haeckel ein „Erzgläubiger" ist. In dem Schlußkapitel bespricht er den Erfolg der Welträtsel als Zeichen einer, zwar unter dem Einflusse der Naturwissenschaften stehenden, allmählich aber wieder philosophischer werdenden Zeit und giebt besonders den christlichen Kreisen den Rat, nicht durch Unduldsamkeit die Aussichten für eine religiösere Entwicklung der kommenden Epoche zu schmälern. Angenehm berührt es, daß die Schrift nicht den Versuch macht, naturwissenschaftliche Thatsachen und Theorien kurzerhand wegzudisputieren, wie das thörichterweise vielfach beliebt wird, sondern daß sie sie, soweit sie sicher bezw. notwendig sind, anerkennt und nur zeigt, wie wenig sie im stande sind, die Philosophie und Religion über den Haufen zu werfen. Das ist eine weit ehrlichere und auch weit klügere Methode, als die, deren sich Michalitsch u. a. bedienen. Besonders macht sich dies bei der Stellung zur Deszendenzlehre geltend. Nebenbei gesagt, hat übrigens schon Henry Drummond zur Genüge gezeigt, daß man ein guter Christ und dabei doch nicht bloß Anhänger der Deszendenzlehre, sondern sogar — horribile dictu! — Darwinist sein kann. (Diese beiden Begriffe decken sich, wie immer wieder hervorgehoben zu werden verdient, durchaus nicht vollständig).

Zum Schlusse noch einiges nicht im Zusammenhange Stehende: „Politik und Moral" von F. Tönnies (Frankfurt a. M. 1901. Neuer Frankfurter Verlag) beschäftigt sich mit einer Frage, die namentlich in den Kreisen der Nationalsozialen in den letzten Jahren vielfach besprochen worden ist, die aber bei allen Interesse finden muß, die nicht einfach in den Tag hinein leben. Leider geht der Verfasser auf diejenige Seite des Problems, die für uns Deutsche die am meisten akute ist, nämlich auf die Frage: „Wie sind Expansionspolitik und Christentum bezw. Ethik vereinbar?" gar nicht näher ein, sondern behandelt vorwiegend die innere Politik und die Art unserer Parteimoral. In dieser Hinsicht sagt er manches Beachtenswerte. Für sehr richtig halte ich es, daß er energisch betont,

es sei falsch, von jedem ohne weiteres direkte Teilnahme an der (inneren) Politik zu verlangen, da es auch Leute geben müsse, die, über den Parteien stehend, Mahner und ruhige Beobachter zu sein berufen seien. Dem modernen Hurrapatriotismus gegenüber ist diese Bemerkung entschieden am Platze!

Abraham Levys „Philosophie der Form“ (Berlin. Verlag von E. Ebering, 1901). Schon der Titel ist sonderbar, inwiefern, wird der Leser selbst fühlen. Der Inhalt ist aber noch sonderbarer: der Verfasser will, offenbar in Anlehnung an seinen großen Stammesangehörigen Spinoza, ein mathematisch aufgebautes System bieten, allein er könnte doch aus der Geschichte der Philosophie gelernt haben, daß das nun einmal nicht geht und daß man bei Spinoza gerade sehen kann, was auf diesem Wege nicht erreichbar ist. Aber es lockt die menschliche Vernunft eben immer wieder, sich selbst zum Maße aller Dinge zu machen. — Wahn! In gewisser Hinsicht gilt das letztere auch von einem Separatabdruck aus den Sozialistischen Monatsheften (Berlin 1900) „Die Soziologie des Genies“ von Dr. E. Gystrow. Der Verfasser will darin in einer übrigens recht geistreichen und interessanten Weise zeigen, daß wir zwar bei dem heutigen Stand unserer Kenntnisse noch nicht befugt sind, von der Geschichtsforschung eine Soziologie und Biologie des Genies in nächster Zeit zu erwarten, daß wir aber aller Voraussicht nach mit den Fortschritten der Wissenschaft auch noch so weit kommen werden. Wenn es überhaupt ein unendliches Problem giebt, so ist es dieses, und Soziologie wie Biologie werden wohl oder übel auch später die hauptsächlichsten Ursachen der Entstehung eines Genies dem Unbewußten überlassen müssen. Glücklicherweise; denn ich denke mir eine Welt, in der sogar das Genie „erklärt“ werden kann, offen gestanden furchtbar langweilig!

„Schopenhauers Rechts- und Staatsphilosophie“ von Dr. Oskar Damm (Halle a. S. Verlag von C. A. Kaemmerer & Co, 1901). Wenn wir davon absehen, daß es an sich ein gewagt Ding ist, die Rechts- und Staatsphilosophie eines Philosophen zu beschreiben, der wesentlich andere, als rechts- und staatsphilosophische Interessen hatte, so darf diese Schrift als eine, in gewissem Sinne erwünschte bezeichnet werden. Schopenhauer ist, gerade weil er in diesen Dingen nicht systematisch sein wollte, vielleicht mehr als andere Schriftsteller geeignet, einem die betreffenden Fragen in anregender und packender Weise vor Augen zu führen. Daß es bei ihm auch dabei ohne große Widersprüche, Härten und Ungerechtigkeiten nicht abgeht, wird den Kenner seiner Werke nicht wundern, ist aber zugleich auch eine der Ursachen, weshalb er fesselt und zum Nachdenken zwingt. Die Darstellung ist gut und die Zusammenstellung der sehr weit zerstreuten staatsphilosophischen Aussprüche Schopenhauers geschickt. Wer die Schrift einmal zur Hand genommen hat, wird sie nicht leicht wieder weglegen, höchstens, um Schopenhauer selbst zu lesen, und das ist am Ende die beste Empfehlung, die man ihr geben kann.

„Das Bewußtsein der Außenwelt. Grundlegung zu einer Erkenntnistheorie“ von Dr. R. Eisler (Leipzig. Verlag der Dürrschen Buchhandlung, 1901). Diese Arbeit setzt etwas mehr philosophische Kenntnisse voraus als das oben erwähnte Buch von Adickes, reiht sich ihm aber im übrigen würdig an und kann als Einleitung in die Hauptprobleme der Erkenntnistheorie aufs wärmste empfohlen werden. Der Verfasser hat die Litteratur offenbar gründlich durchgearbeitet und bietet in den Anmerkungen genug Anregung zum selbständigen

Weiterverfolgen der von ihm aufgerollten Probleme. Er selbst kommt zu dem Schluß, daß die Außenwelt „besteht aus Objekten-Qualitätenkomplexen mit (an sich) psychischen Prozessen", ist somit kritischer Realist. Diese Erkenntnis ist ja nichts Neues, aber es ist gut, wenn sie immer weiter dringt, und dazu kann die Schrift gewiß an ihrem Teil beitragen. Kant ist bald 100 Jahre tot und noch immer redet die größte Mehrzahl der „Gebildeten", als ob er nie gelebt hätte!

„Kulturstudien" von Dr. Richard v. Kralik (Münster i. W., Verlag der Alphonsus-Buchhandlung, 1900). Es handelt sich in diesem Buche um den Versuch, die moderne Kultur vom christlichen (katholischen) Gesichtspunkte aus zu beleuchten und Vorschläge zu einer Durchtränkung derselben mit einem „anderen" Geiste zu machen. Nun ist das ja eine ganz löbliche Aufgabe, und es soll auch gar nicht geleugnet werden, daß der Verfasser in einzelnen Abschnitten (z. B. in dem über Plakatkunst, über Festbühnen, überhaupt in den wesentlich praktisch-ästhetischen Teilen) recht Hübsches und Beherzigenswertes vorbringt; aber leider ist das ganze Buch durchsetzt mit einer solchen Menge unbewiesener und direkt falscher historischer Angaben, daß man die Absicht merkt und verstimmt wird, selbst wenn man, wie ich, den Katholizismus als einen sehr wertvollen, ja unentbehrlichen Kulturfaktor schätzt. Es scheint, daß den katholischen Gelehrten von heute jene geschichtliche Objektivität, die z. B. in Harnacks Beurteilung der katholischen Kirche in so großartiger und edler Weise zum Vorschein kommt, fast völlig mangelt. Solange das aber der Fall ist, wird sich die „Kultur" wenig um ihre Opera kümmern! **Dr. Fr. Mohr.**



Gabriel von Max, Christus als Arzt. Photogravüre von Blechinger & Leykauf in Wien. Bildgröße 47 : 69 cm, Kartongröße 90 : 120 cm. Kunstverlag von Nikolaus Lehmann, Prag. Preis ohne Rahmen 30 Mark.

Die Erzählung der Auferweckung von Jairi Töchterlein aus Markus 5 und Matthäus 28 ist oft Gegenstand künstlerischer Darstellung geworden. Cornelius hat sie pathetisch behandelt, Gustav Richter fast sentimental. Voll religiöser Weihe ohne Pathos, voll rührender Lieblichkeit ohne Sentimentalität hat sie Gabriel Max gemalt und damit unter seinen zahlreichen religiösen Gemälden vielleicht eines seiner schönsten geschaffen. Auf der Pariser Weltausstellung wurde es mit am meisten beachtet. Der Heiland hat am Sterbelager Platz genommen, die rechte Hand des Mädchens erfaßt und schaut mit einem solchen mildforschenden, zuversichtlich teilnahmsvollen Blick auf die jugendliche Entschlafene, daß man ordentlich zu fühlen glaubt, wie aus diesem Blick und aus der Hand des Herrn es lebenspendend übergeht in den regungslosen Körper, an dessen Wiedererwachen man nicht mehr zweifeln kann: „Mägdlein, ich sage dir, stehe auf!" — Ein guter Gedanke der Verlagshandlung ist es, das schöne Blatt, das so eindringlich das Vertrauen zu der Hilfe des Weltheilands predigt, an den Stätten verbreiten zu wollen, an denen der leidende, Heilung suchende Mensch solchen Vertrauens am meisten bedarf: „Wer jemals", schreibt sie, „die beängstigenden Ordinationszimmer der Aerzte betrat, dürfte uns zustimmen, daß diese tiefsinnige Konzeption, wie in vornehmen Wohnungen, so insbesondere auch hier Hoffnung, Trost und Erhebung zu gewähren vermag." Diesen Räumen wüßten wir in der That keinen bessern Schmuck. **B.**





Die Wanderungen der Meerestiere.

Unter den Bewohnern des Meeres finden wir eine ganze Reihe von Tiergattungen, die zu gewissen, regelmäßig und unregelmäßig wiederkehrenden Perioden große Wanderungen unternehmen. Diese Wanderungen sind entweder aktiver oder passiver Natur, d. h. die Tiergattungen verfügen selbst über die Mittel, sich fortzubewegen, oder sie fehlen ihnen, und somit sind sie gezwungen, als Passagiere von anderen Tieren oder schwimmenden Gegenständen und Meeresströmungen sich tragen zu lassen.

Die Meereswanderungen der Tiere pflegen entweder als Einzel- oder Massenerscheinungen aufzutreten und besitzen verschiedene treibende Ursachen. Im großen und ganzen sind es die Liebe und der Hunger, welche die Meeresbewohner dazu veranlassen, von einem Orte in ein anderes Gebiet zu ziehen.

Gleich den Menschen sind auch die Tiere gezwungen, bei eintretenden schlechten lokalen Verhältnissen sich bessere Existenzbedingungen zu verschaffen. Man kann diese Erscheinung häufig genug nicht nur bei den Landtieren, sondern auch bei den Meerestieren beobachten. Wohl keine Tiergattung des Meeres ist in dieser Hinsicht bekannter als der Hering. Seine Wanderungen treten mit einer Regelmäßigkeit und in einer Menge auf, die noch heute für den Naturforscher sehr viel Rätselhaftes und Imponierendes haben.

Schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts stellte der Bürgermeister Andersen von Hamburg eine Theorie auf, welche diese merkwürdige Erscheinung zu lösen suchte, die aber heute nicht mehr stichhaltig ist. Nach Andersen ist das Polarmeer, besonders die Küste von Grönland, die Geburtsstätte des Herings. Alljährlich sollten sie in mächtigen Schwärmen nach dem Süden aufbrechen, getrieben von Walfischen. Heute kennt man aber ganz genau die Ursache dieser großen Wanderungen. Die Heringe kommen in die Fjorde, um zu laichen, da diese die besten Entwicklungsbedingungen für die entstehende Gattung bieten.

In unermeßlichen Scharen kann man dem Frühjahrshering auf seinen Wanderungen begegnen. Bei ruhigem Wetter bietet sich dem Zuschauer auf offener See ein wunderbares Schauspiel. So weit das Auge reicht, dehnt sich an der

Oberfläche des Meeres eine schillernde Heringsmenge aus, welche die Norweger Heringsberge zu nennen pflegen, da sie in der That etwas über die Meeresoberfläche emporragen. In die Fjorde hinein ziehen diese Millionen, von zahllosen Feinden, insbesondere Delphinen, Haien und Tausenden von Möven verfolgt. Die Heringe eilen in die ruhigen Fjorde, um ebenso schnell wieder daraus zu verschwinden, sobald sie ihren Laich dort abgesetzt haben.

Der Hering kommt in zahlreichen Abarten vor, die in ihren Gewohnheiten und in ihrem Aussehen erheblich von einander abweichen, aber die Wanderlust, besonders zur Laichzeit, ist allen gemeinsam.

Die Laichzeit ist bei verschiedenen Heringsarten verschieden. Der Baarsild laicht vom Februar bis April, der Hering der schottischen Küsten vom April bis Juni.

Es pflegt manchmal auf eine jahrzehntelang anhaltende regelmäßige Periode der Wanderungen des Herings ein plötzliches Ausbleiben desselben einzutreten. So blieben seit dem Jahre 1808 im Kattegat die Heringe immer mehr aus, bis sie zuletzt sich dort überhaupt nicht mehr zeigten. Erst 1877 stellten sie sich in ihrer früheren Fülle wieder ein.

Ein derartiges Ausbleiben der Heringe ist fast immer von dem Ruin zahlreicher Fischerfamilien begleitet. Reiche und gut bewohnte Dörfer an der Meeresküste verarmen und die Bevölkerung wird gezwungen, gleich den Meereswanderern einen anderen Aufenthalts- und Unterhaltsort zu suchen. So sehen wir, wie das Leben ganzer Fischerdörfer an die Wanderungen der Heringe gebunden und wie die Tierwelt nicht ohne starke Rückwirkung auf das menschliche Leben ist.

Der Dorsch pflegt gewöhnlich den Heringszügen zu folgen, auch er wandert nach geeigneteren Ortschaften, um seinen Laich abzulegen. Er nährt sich von den Heringen und sein schmackhaftes Fleisch bietet den Fischern eine willkommene Beute. In Skandinavien sehen wir ihn besonders häufig in den Meeresgebieten der Lofoten, wo er von der Küstenbevölkerung im Februar sehnsuchtsvoll erwartet wird. Längs der Meeresküste warten Männer, Frauen und halberwachsene Kinder auf die ankommenden Fische, die in großen Mengen gefangen, ausgeweidet, gesalzen und getrocknet werden. Man hat oft Gelegenheit, besonders in Jahren, in denen sie häufig erscheinen, zu beobachten, wie das Meer auf weite Strecken mit dem Rogen und der Milch der Fische bedeckt ist. Auf diese Weise geschieht ganz unwillkürlich eine künstliche Befruchtung, die auch zur Entwicklung gelangt.

Im Mittelmeer ist es der Thunfisch, der regelmäßige Wanderungen nach der Küste unternimmt. An den italienischen Küsten sieht man die Fischer allenthalben ihre Netze ausbreiten, um diesen Fisch einzufangen.

Gewisse Fischarten dringen während der Fortpflanzungszeit bis in die Mündungen der Süßwasser ein und schwimmen sogar stromaufwärts. Das gilt besonders vom Lachs; er bewohnt gewöhnlich den nördlichen Teil des Atlantischen Meeres und treibt sich in der Nähe der Küsten umher, wo er Krabben, Heringe, Sandaale, überhaupt alles, was ihm in den Wurf kommt, verschlingt.

Von der Gefräßigkeit des Lachses kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß er nach mehrmals angestellten Untersuchungen in acht Wochen eine Gewichtszunahme von fünf Kilogramm aufzuweisen hat. Man muß staunen, mit welcher Klugheit die Lebensbedingungen der meisten Fische ein-

gerichtet sind, und bei einem tieferen Eindringen in die Erscheinungen der Lebewesen begegnet man einem derartig fein ausgesonnenen Entwicklungsplane, daß es selbst den Skeptiker nicht wundern dürfte, wenn das gläubige Gemüt auch in diesen Vorgängen wie überall die allmächtige Hand eines Schöpfers erblickt, der jeden Gang im Weltmechanismus ordnet.

Der Lachs dringt im Frühjahr in die Flüsse ein, aber erst dann, nachdem er sich einige Zeit durch den Aufenthalt vor den Flußmündungen auf den Eintritt vom salzigen in das süße Wasser vorbereitet hat. Diese langsame Anpassung ist notwendig, da sonst bei einem plötzlichen Uebergange vom Meeres- ins Flußwasser die Tiere Schaden erleiden könnten. Ob dabei eine bewußte oder unbewußte Thätigkeit des Tieres anzunehmen ist, oder ob diese Erscheinung auf einen Instinkt, oder schließlich auf Vererbung zurückzuführen ist, muß dahingestellt bleiben, weil die Untersuchungen auf diesem Gebiete zu keinem positiven Resultate führen können.

Nun zeigt sich aber eine noch merkwürdigere Erscheinung. Trotzdem der Lachs überall im nördlichen Teile des Atlantischen Meeres, also in der Nähe von Deutschland, Frankreich, England, Grönland und Nordamerika verbreitet ist, so wandert er doch stets nur in denjenigen Fluß, in dem er seine erste Jugend zugebracht hat. Alle Hindernisse, die sich dem Eindringen entgegensetzen, werden mit Leichtigkeit überwunden, Stromschnellen und selbst kleine Wasserfälle sind nicht im stande, die Reise aufzuhalten oder ihr ein anderes Ziel zu geben. Der Rheinlachs wandert im Frühjahre in die Limmat, durchwandert den Zürichsee und dringt in die Linth ein. Man muß staunen, welchen Ortssinn diese Fische besitzen. Als die Linth in den Walensee abgeleitet wurde, konnten sich die Lachse mit dieser Veränderung nicht sogleich zurechtfinden, erst nach einigen Jahren begriffen sie, daß sie ihre Wanderungen auf dem Umwege nach dem Walensee einzuschlagen haben.

Höchst interessant sind auch die Untersuchungen über die Beschaffenheit des Lachsfleisches während der Wanderung. Der Lachs nimmt während seiner Wanderung in den Flüssen keine Nahrung zu sich, er magert stark ab, erst nachdem die Laichzeit vorüber ist, beginnt wieder die alte Lebensweise und der Rückzug ins Meer. Die jungen Lachse bleiben so lange im Flusse, bis sie die weite Reise nach dem Meere unternehmen können, hier folgt dann ihre weitere Entwickelung, und auch sie suchen dann dieselben Orte, wo sie zur Welt kamen, auf, um daselbst ihren Nachkommen das Leben zu schenken.

Die bisher aufgezählten Fälle von Wanderungen der Meeresbewohner vollzogen sich in horizontaler Richtung, es fehlt aber auch nicht an solchen in vertikaler Richtung. Wir haben den neueren Untersuchungen von Forel und Weißmann eine ganze Reihe von Entdeckungen zu verdanken, die alle darauf hinweisen, daß die Meerestiere auch in vertikaler Richtung wandern, d. h. sie kommen zu gewissen Zeiten aus ihren Tiefen an die Meeresoberfläche herauf. So erzählt unter anderen auch Th. Studer, daß die Feuerwalzen im Indischen Ozean sehr empfindlich gegen das Licht sind und deshalb tagüber in beträchtliche Tiefen, bis 400 Meter, sich zurückziehen. „Sie erscheinen erst einige Zeit nach Untergang der Sonne, wenn die letzten Spuren der Dämmerung verschwunden sind, und bei Aufgang des Mondes waren wieder alle verschwunden, obschon ihr Licht auch beim stärksten Mondscheine erkennbar gewesen wäre, das ausgesetzte Netz brachte nicht eine einzige Feuerwalze mehr herauf. In den

Mondscheinnächten vom 18. April und folgenden erschienen die Tiere erst um 4 Uhr morgens mit dem Untergehen des Mondes, um mit Einbruch der Morgendämmerung sogleich wieder zu verschwinden."

Der eben erzählte Fall bezieht sich auf die tägliche vertikale Wanderung. Es kommen aber auch jährliche Wanderungen in dieser Richtung vor.

So erscheinen im Golf von Neapel regelmäßig um die Mitte des August die ersten Schwärme der braunen Schirmqualle an der Meeresoberfläche, nehmen dann an Menge immer mehr zu, um Ende November oder Anfang Dezember wieder in die Tiefen des Meeres zu verschwinden. Die Ursachen dieser vertikalen Wanderungen sind bisher noch nicht genügend aufgeklärt. Höchst wahrscheinlich dürften die Temperaturverhältnisse des Meerwassers hier eine große Rolle spielen, denn nur wenige von den pelagischen Tieren vermögen die hohe Oberflächentemperatur des Wassers im Sommer und die niedrige im Winter zu ertragen. Sie suchen daher in den verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Tiefen auf, die ihrem Gedeihen die besten Bedingungen bieten. Gewisse Tiere steigen sogar bis zu einer Tiefe von 1200 Meter hinab.

Eine ganze Reihe komplizierter Erscheinungen übt einen mächtigen Einfluß auf die Aufenthaltsorte und die Ausbreitung der Tiere im Wasser aus. Neben den Temperaturverhältnissen kommen, wie wir bei der Feuerwalze sahen, auch die Licht- und Druckverhältnisse in Betracht. Die Lichtstrahlen dringen nur bis zu einer ganz bestimmten Tiefe in das Wasser ein; manche Meeresbewohner sind mehr, manche wiederum weniger von ihnen abhängig. Bei größeren Tiefen herrscht im Meere fast vollständige Dunkelheit, die das Aufsuchen der Nahrung ganz unmöglich macht. Der Aufenthalt in diesen tiefen Regionen ist nur solchen Tieren ermöglicht, die mit Leuchtapparaten versehen sind. Mit zunehmender Tiefe steigert sich ferner der Druck des Wassers, den nicht alle Tiere aushalten können. Die in solchen Tiefen lebenden Tiere sind so gebaut, daß sie dem Drucke des Meereswassers mit Leichtigkeit Widerstand leisten können. Wir sehen dies am besten bei den zahlreichen Muscheln und Korallen, die mit einem druckfesten Panzer umgeben sind.

Tiere, denen keine Bewegungswerkzeuge zur Wanderung gegeben sind, lassen sich durch andere, die Bewegungseinrichtungen besitzen, transportieren. Diese passive Wanderung kommt sehr häufig vor. So benutzen gewisse festsitzende Infusorien mit Vorliebe die Medusen als Transportmittel und siedeln sich auf deren Schirmoberfläche an.

Unter den Fischen ist der Schiffshalter wegen seiner passiven Wanderung sehr bekannt. Er hat auf dem Kopfe eine große Saugscheibe, mit der er sich an Haifische oder an Schiffe, Holzblöcke u. dergl. festsaugt und auf diese Weise seine Reisen ausführt.

Die passiven Wanderungen tragen nicht wenig zur Ausbreitung gewisser Arten bei. Als besonders geeignetes Mittel werden die Schiffe bezeichnet, die seit dem Zunehmen der Schiffahrt schon manche Gattung der Meeresbewohner in Gegenden verschleppt haben, wo sie sonst nie hingekommen wären. In den Hafen von Triest wurden z. B. indische Entenmuscheln auf diese Weise eingeschleppt.

Auch die Luftströmungen und Winde sind Ursachen der passiven Wanderungen. Zuweilen kann man nach einem heftigen Winde am Strande eine große Anzahl von teils lebendigen, teils toten Tieren finden, die der Wind aus ganz

entlegenen Orten herbeigeschafft hat. So wurde die Seeblase durch die Winde bis in den Golf von Neapel verschlagen, während ihr eigentliches Wohngebiet im wärmeren Teile des Atlantischen Ozeans liegt.

Einen großen Einfluß auf die Verbreitung der Tiere, neben den bisher aufgezählten Wanderungsarten, üben die Meeresströmungen aus. Zuweilen werden auch höhere Wirbeltiere von einer Meeresströmung ergriffen und in ganz entlegene Orte gebracht. Auf diese Weise wurden im Jahre 1817 zwanzig Grindelwale an die französische Küste getrieben.

So beherrscht das Wanderleben fast alle Meeresbewohner. Unzählige ausgezeichnete Schwimmer durchmessen ungeheure Räume, von den kleinsten bis zu den größten Lebewesen hinauf erstreckt sich der Wandertrieb, sogar die plumpen Wale entfalten eine Leichtigkeit der Bewegung, die den Zuschauer in Staunen versetzt. Diese riesenhaften Säugetiere der nordischen Meere erreichen eine Länge von 15 bis 20 Meter und trotzdem sind sie in der Lage, sechs Seemeilen in der Stunde zurückzulegen.

Die Tiere, welche an der aktiven Meereswanderung teilnehmen, besitzen eine ganz besondere Ausrüstung der Bewegungswerkzeuge, die es ihnen ermöglicht, ihr ganzes Leben lang frei im Wasser umherzuschwimmen, ohne sich einem unzweckmäßigen Kräfteverluste auszusetzen. Eine ganze Reihe von Einrichtungen der aktiven Meereswanderer zielt darauf ab, das spezifische Gewicht des Körpers zu verringern, um das Sinken zu verhindern. Bei den großen Meereskolossen trägt die dicke Fettmasse, die den Körper umgiebt, dazu bei, das Tier leichter zu machen. Bei den niedrigeren Organismen finden wir besondere Vorrichtungen, die Fetttröpfchen aussondern, wodurch eben der Körper schwebend erhalten wird. Es ist ja bekannt, daß Fett und Oel immer nach der Oberfläche des Wassers sich bewegen, weil ihr spezifisches Gewicht geringer ist, als das des Wassers.

Man findet bei manchen Meerestieren eine wässerige Aufquellung der Gewebe, um auf diese Weise das Gewicht zwischen Wasser und Körper möglichst auszugleichen, das Tier gewinnt mehr an Oberflächenraum, wodurch das Niedersinken des Körpers verhindert wird. Derartige Aufquellungen besitzen die Medusen, Rippenquallen und Salpen.

Es giebt noch eine ganze Reihe von sehr sinnreichen Vorrichtungen, die es den Meerestieren ermöglichen, ohne Anstrengung sich zu bewegen; besonders interessant sind die Apparate, welche dazu dienen, die Schwimmrichtung anzugeben. Die passiven Meereswanderer sind dagegen mit Vorrichtungen ausgerüstet, die es ihnen ermöglichen, an verschiedene Gegenstände sich anzuheften. Keine noch so starke Meereswelle, kein noch so starker Wind ist im stande, ein Tier, das sich an irgend einem Gegenstand festgeklammert oder festgesaugt hat, von ihm zu trennen.

Bei keiner anderen Tiergruppe ist das Wandern so stark verbreitet, wie bei den Meeresbewohnern. Als Hauptursachen dieser Wanderungen kann man wohl den Kampf ums Dasein und die Erhaltung der Art bezeichnen. Die Tiere sind angewiesen, ihre Nahrung im weiten Ozeane sich zu suchen, sie müssen oft weite Strecken zurücklegen, bis sie etwas erbeuten können. Auf der anderen Seite wiederum müssen sie zur Laichzeit ruhigere Wassergebiete aufsuchen, in denen die künftige Generation sich leicht entwickeln kann.

Dr. Julius Reiner.



Die Kunstausstellungen dieses Sommers.

Von Jahr zu Jahr wird es schwerer, die Kunstausstellungen zu übersehen; wächst doch nicht nur ihre Zahl, sondern auch ihr Umfang mit unheimlicher Beständigkeit. Selbst wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, im heurigen Sommer die ansehnliche Rundreise Berlin, Karlsruhe, Paris, London, Düsseldorf unternommen hat, kann sich nur rühmen, etwa die Hälfte gesehen zu haben. Solche Rundreisen haben ihre Licht- und Schattenseiten. Sie machen unduldsamer gegen das — sagen wir vorsichtig: Mittelgut, das der Oeffentlichkeit unter dem Namen Kunst geboten wird, aber man sieht in ihnen doch wiederum auch eine so große Anzahl Kunstwerke, die voraussichtlich Bestand haben werden, daß man mit Vertrauen in die Zukunft blicken kann. Es ist in der letzten Zeit sehr energisch gegen diese großen Ausstellungen zu Felde gezogen worden, weil sie nicht erzieherisch wirkten. Das verschiebt meines Erachtens den Standpunkt. Für die Erziehung sind die Museen da, die Ausstellungen dagegen in erster Linie für die Künstler. Sie wollen eine Ueberschau über die Leistungen der Gegenwart geben, aus denen dann jeder seine Auswahl treffen und sich sein Urteil bilden kann. Allerdings ist es freudig zu begrüßen, wenn dazwischen hin und wieder eine Musterausstellung stattfindet, in der das Beste aus einer Reihe von Jahren zusammengefaßt wird. Auf den Namen einer solchen Musterausstellung kann in diesem Jahre am ehesten die Karlsruher Anspruch erheben. Aber ihr Schwerpunkt liegt in dem kleinen Raume, in dem neben zwei herrlichen Böcklins einige der schönsten Bilder Leibls und einige treffliche Frühwerke von Trübner aufgehängt sind; dann in der Sonderausstellung Thomas und in dem Saale mit den drei großen Bildern von Segantini, dem ergreifenden Schwanengesang des allzufrüh vollendeten Meisters. So steht sie außer Vergleich mit den anderen Veranstaltungen. Auch in Düsseldorf hatte man Großes geplant, ist aber, wenigstens zum Teil, an dem geringen Entgegenkommen der Künstler gescheitert. Einen großen Teil der Schuld tragen die Düsseldorfer Künstler selbst, die sich nicht mit einer Auslese des Besten bescheiden mochten, sondern Räume beanspruchten, deren würdige Ausfüllung auch größeren Kunststädten Schwierigkeiten bereitet hätte. Endlich rühmt sich die Berliner Sezession, daß ihre Ausstellung eine Art Museum moderner Kunst sei. Freilich wird ihr hierin nicht jedermann zustimmen. Aber das muß man ihr lassen, daß es in ihr nur wenige Werke giebt, die nicht irgendwie anregten, sei es auch nur zum Widerspruch. Und nur wo gekämpft wird, herrscht wirkliches Leben.

Die große Berliner Ausstellung macht einen wesentlich angenehmeren Eindruck als ihre Vorgängerinnen. Das ist wohl in erster Linie der Rührigkeit ihres Präsidenten Arthur Kampf zu danken. Sie enthält interessante Münchener Säle, recht gute Werke von norddeutschen Künstlern wie Dettmann und Jernberg und viele bemerkenswerte Ausländer. Insbesondere aber zeichnet sie sich durch einen trefflichen Skulpturensaal und durch ihr sehr sorgfältiges Arrangement aus, das jedem Werke so weit als möglich zu seinem Rechte verhilft. In diesem Punkte hat auch der ältere Pariser Salon Fortschritte gemacht, der nicht nur bei seinen Mitgliedern, sondern auch beim großen Publikum noch immer der Salon schlechthin ist. Wie immer erstaunt man hier über die Fülle soliden



Könnens, wenn man von den anderen Ausstellungen kommt, aber auch über den Mangel an Eigenart und starkem Empfinden. Immerhin gab es in diesem Jahre eine Reihe wirklich fesselnder Werke wie, um nur einige zu nennen, die höchst intimen vergeistigten Damenbildnisse von Chartran (die Frau des Präsidenten Roosevelt) und Humbert, denen ich in Deutschland nichts an die Seite zu stellen wüßte, oder das vom zartesten Licht überflutete Interieur mit Spitzenklöpplerinnen von Joseph Bail oder die kraftvolle an die „Borrachos" des Velazquez erinnernde Kellerscene von Déchenaud oder endlich der wuchtige „Vlämische Aufruhr" von Hoffbauer. Das charakteristischeste Merkmal des heurigen Salons war das starke Hervortreten der in Paris lebenden Amerikaner, die, nachdem sie so lange von den Franzosen gelernt, nun auf diese ihren Einfluß auszuüben beginnen. Malten früher die Alten dunkel und die Jungen hell, so ist es jetzt beinahe umgekehrt. Jedenfalls findet man bei liebevoller Umschau im älteren Salon mehr hoffnungerweckendes Neues als im jüngeren, bei dem man seit einigen Jahren eigentlich immer schon im voraus weiß, was er enthalten wird. Seitdem vor nunmehr fast einem Jahrzehnt Simon, Cottet und ihre Freunde, die man jetzt die „bretonische Schule" zu nennen pflegt und die auch diesmal wieder gute Werke geschickt haben, aufgetreten sind, ist nicht viel Bemerkenswertes hinzugekommen. Vielleicht könnte man Milcendeau und Guérin nennen, die in ihren „Fräulein Polaire" und „Bathseba" ungebrochene Farben ganz dick nebeneinander setzen und damit eine mosaikartige Wirkung erzielen. Den stärksten Eindruck hat auf mich in Paris die Ausstellung von Werken des jüngst verstorbenen Henri de Toulose-Lantrec bei Durand-Ruel gemacht. Er hatte sich ein Milieu zur Schilderung auserkoren, in das ihm nicht jeder gern folgen wird, Tingeltangel und Nachtcafés mit Tänzerinnen und Chansonneusen niederster Sorte, aber diese mit einer so verblüffenden Wahrheit, mit einer solchen Beherrschung des Ausdrucks, der Bewegung und der Lichtwirkung gemalt, wie sie nur ein großer Künstler besitzt. Recht unerfreulich sind die beiden Londoner Ausstellungen. Die englische Bildhauerkunst ist mit wenigen Ausnahmen nie sehr bedeutend gewesen, aber auch die Malerei scheint sich jetzt in einer schweren Krise zu befinden. Auf der einen Seite herrscht eine akademische Porzellanmalerei, die die an und für sich schon recht süße Kunst der Alma Tadema und Poynter noch überzuckert, auf der anderen eine für die gute Stube zurecht gemachte Malerei des Volkslebens, die als „modern" gilt, obwohl sie nur eine Verweichlichung älterer französischer Vorbilder darstellt. Wirklich gut sind nur die Werke des Amerikaners Sargent, einiger Schotten und Brangwyns, der aber in seinem Vaterlande nichts gilt. Von den vielbesprochenen Vertretern des neuen Präraphaelismus ist auf den beiden Ausstellungen wenig Bedeutendes zu finden.

Ueberblickt man die heutige Malerei, so fällt einem zunächst der starke Mangel an ideellem Gehalte auf. Daß die Historienmalerei auf dem Aussterbeetat ist, wird man schwerlich beklagen. Aber auch auf dem religiösen Gebiete versagt die heutige Kunst fast völlig. Die schönen Malereien Gebhardts in Düsseldorf ausgenommen, wüßte ich mich keines Bildes auf den diesjährigen Ausstellungen zu entsinnen, das mich wirklich stark gepackt hätte. Ebenso zeitigt die moderne Monumentalmalerei, die Puvis de Chavannes zu so herrlicher Entfaltung gebracht hatte, nur spärliche Blüten. Nur der Franzose Auburtin mit

seinem „Sommer“ und der Belgier Ciamberlani mit seiner „Glückseligkeit“ erwecken starke Hoffnungen. In Deutschland scheint, außer vielleicht Ludwig von Hofmann und Klinger, überhaupt niemand zu wissen, worauf es ankommt. Alle Achtung vor dem Können, das Peter Janssen in seinen Malereien für die Marburger Universität und Hugo Vogel in denen für Hamburg und Merseburg entfaltet, einen wahrhaft monumentalen Stil besitzen sie nicht. Für diesen Mangel an Ideengehalt kann uns die Nervenkunst, die jetzt von Wien aus verherrlicht wird, können uns die Werke Munchs (in der Berliner Sezession) nicht entschädigen. Man weiß, oder man ahnt es, was dieser seltsame Norweger will. Er möchte die Dinge am liebsten der materiellen Form entkleiden, nur ihre Seele geben. Allein man müßte etwas von einem Medium haben, um alles das wieder herauszuempfinden, was er in sie hineingelegt hat. Seine Werke erinnern mich an die philosophischen Gedanken Jakob Böhmes, nur daß Munch bewußt stammelt.

So handelt es sich in der gegenwärtigen Malerei fast nur noch um die Technik. Nun ist es ja unzweifelhaft richtig, daß es in der Kunst zunächst auf das Wie und nicht auf das Was ankommt. Aber ein Armutszeugnis ist es denn doch, wenn ein technisch hochstehender Künstler sein Können nur an den banalsten Gegenständen zum Ausdruck bringt. Sehr viele Künstler aber begnügen sich damit, einen beliebigen Naturausschnitt, der ihnen in der Farbe oder der Beleuchtung malerisch erscheint, virtuos auf die Leinwand zu werfen. Zwei Richtungen stehen sich hier gegenüber. Die eine geht auf absolute Wahrheit, die andere auf größtmögliche Schönheit des Tons aus. Jene stützt sich auf den älteren Impressionismus eines Manet und hat jetzt besonders in Skandinavien, den Niederlanden, Rußland Anhänger, diese ist von den Amerikanern und Schotten ausgegangen und greift jetzt, wie wir sehen, auch auf die Pariser Maler über. In Deutschland hat die eine in der Berliner Sezession, die andere in der Münchener Sezession, dann in Ludwig Dill und seinen Schülern in Karlsruhe und in Wien ihre Hauptvertreter.

Die Berliner Sezession hat jetzt ihren eigenen Aesthetiker gefunden, der mit großem Geschicke nachzuweisen sucht, daß sich ihre Anhänger auf dem allein richtigen Wege befinden. Allein es macht uns von vornherein bedenklich, daß er nur Dürer, Rembrandt und Velazquez (einmal Tizian) als Eideshelfer zitiert. Vor Raphael und Michelangelo würde eben das ganze Gebäude in Trümmer sinken. Das innige Verhältnis zur Natur ist gewiß die Grundlage aller Kunst. Aber in Zeiten ganz großer Kunstübung, bei den Griechen und in der Renaissance, ist es nur die selbstverständliche Voraussetzung, niemals Selbstzweck. Liebermann malt zwei von kühlem Lichte umflossene Akte, einen Mann, dem man das berufsmäßige Modell, wenn nicht noch Schlimmeres, auf den ersten Blick ansieht, und eine Dirne, die ihm das Haar abgeschnitten hat. Er nennt das „Simson und Delila“. Einer der Großen aus der Renaissance würde das höchstens eine Studie zum Simson genannt und nun die eigentliche Arbeit erst begonnen haben. Aus Angst, in akademischen Formalismus zu verfallen, hat Liebermann es gar nicht versucht, sich über die Zufälligkeiten des Modells zu freier Größe und Schönheit zu erheben. Sein Simson erschlägt keine tausend Philister mit einem Eselskinnbacken. Dieses Kleben an der Natur ist eines der Kennzeichen der Berliner Sezession, ein anderes ist das Zurschaustellen der technischen Bravour.

Denn „mit je einfacheren Mitteln“ der Künstler die Illusion erreicht, „um so größer ist die Kunst“. Nun, ich meine, die rechte Illusion ist erst da vorhanden, wo man die Technik ganz vergißt. Niemals ist die höchste Illusion mit einfacheren Mitteln erreicht worden als in den „Meninas“ des Velazquez in Madrid. Aber ich kann versichern, daß mir bei dem ersten überwältigenden Anblick nicht der Gedanke gekommen ist, „wie er es wohl gemacht hat“. Bilder sind nicht zum Beriechen da, hat ein berühmter Maler gesagt. Bei Trübners virtuosen Reiterbildern aber glaubt man, ohne daß man es will, die Oelfarbe schon von weitem zu riechen. Es ist, als riefe der Künstler uns zu: „Seht, mit so wenig Pinselstrichen vermag ich einen Pferdekopf, eine Hand, einen Anzug zu zeichnen.“ Das Ziel, das sich diese Künstler gesteckt haben, erscheint uns also keineswegs als das Endziel aller Kunst. Und wenn sie es nur immer erreichten! Max Slevogt ist wahrlich nicht der erste beste, und sein d'Andrade, wie er das Champagnerlied aus dem Don Juan singt, gewiß ein bemerkenswertes Kunstwerk. Allein haben wir hier wirklich die Illusion, sehen wir das Rampenlicht, singt der Mann da wirklich? Bei einem großen Künstler müßte uns die Melodie förmlich in den Ohren klingen. Und es giebt auch heute noch Maler, die das vermögen. Der Schwede Zorn ist so einer, und der Däne Kröyer und auch der Amerikaner Sargent. Von Zorn habe ich dieses Jahr nichts wichtiges Neues gesehen, aber Kröyer hat in Paris nicht nur einen Björnson ausgestellt, der das Leben selbst ist, sondern auch ein unbeschreiblich schönes Bild mit einem am Meeresstrande wandelnden Paare. Je länger man dieses Bild betrachtet, desto leuchtender wird der Abendsonnenschein, desto herrlicher erglänzt das Meer. Und schließlich glaubt man selbst am Strande zu sitzen und die herrliche Luft einzuatmen. Auf einem bestimmten Gebiet ist hier schlechthin Vollkommenes geleistet. Ganz so tief ist der Eindruck nicht, den Sargent hervorruft, dieser Amerikaner, der jetzt wie ein König die Londoner Ausstellungen beherrscht. Mit welcher Leichtigkeit dieser Mann schafft, das grenzt ans Fabelhafte. In der Royal Academy hat er außer mehreren kleineren Werken zwei dreifache Bildnisse in Lebensgröße ausgestellt, und zwar drei Schwestern in silbergrauen Kleidern unter einem Orangenbaum und drei Damen in Schwarz auf einem runden roten Divan. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die ungezwungene Vornehmheit des Arrangements, die Schönheit des Tones oder die überzeugende Lebenswahrheit.

Es hat mich gedrängt, diese Gedanken vor einem großen Leserkreise auszusprechen. Aber ich möchte nicht mißverstanden werden. Was innerhalb der Berliner Sezession geschaffen wird, ist mit das Beste, jedenfalls das Frischeste, was augenblicklich in Deutschland geleistet wird. Aber was wir hier sehen, ist keine große Kunstblüte, sondern eine kleine Nachblüte dessen, was die Impressionisten in den sechziger Jahren in Paris geschaffen haben. Diese aber betrachtete man immer, freilich irrtümlicherweise, nur als einen Ausgangspunkt. Jedenfalls ist diese Richtung gesünder als die der Geschmackskünstler, die die Bilder von vornherein auf einen Ton arrangieren. Künstler wie Whistler, Chase und einige — nicht alle — Schotten dürfen sich das erlauben. Wenn aber in Wien und München die jungen Künstler die Natur von Anfang an durch eine Brille, und zwar meist durch die irgend eines großen Meisters betrachten, so spannen sie den Ochsen hinter den Karren. Die Natur ist die

große Schule, aber wer sie beherrscht, hat eigentlich erst das Abiturienten-Examen bestanden. So wenigstens lehrte Hans von Marées seine römischen Freunde und Schüler.

In der Plastik herrscht in Frankreich immer noch jene Mischung von Natur und Manier, die der Menge stets behagen wird. Ein anmutiges Modell wird so weit idealisiert, daß man es in einer entsprechenden Attitüde als Göttin, Nymphe oder allegorische Figur mit Anstand in die Welt hinausschicken kann. Macht man das Denkmal eines großen Mannes, so umgiebt man den Sockel mit ähnlichen Gestalten. Hunderte solcher Werke in technisch einwandsfreier Ausführung findet man in jedem Salon. Natürlich giebt es glänzende Ausnahmen. Frémiets Duguesclin ist das lebensvollste Reiterstandbild, das Schwesternpaar von Dubois (Elsaß-Lothringen) das tiefstempfundene Denkmal dieses Jahres. Hippolyte Lefèvres stimmungsvolle Gruppe blinder Mädchen, die der Musik einer unter ihnen lauschen, hat die Ehrenmedaille wohl verdient. Aber der Gesamteindruck ist der einer altersschwachen blutarmen Kunst. Zwei Richtungen, die zugleich Extreme bedeuten, machen dagegen Front. Die eine dringt auf die allerstrengste Form, die andere möchte in impressionistischen Wirkungen mit der modernsten Malerei wetteifern. Jene geht von in Italien lebenden deutschen Meistern aus, Hildebrand, Tuaillon, Volkmann, diese blickt auf Rodin, den seltsamen Italiener Medardo Rosso, den russischen Grafen Troubetzkoy. Das bedeutendste diesjährige Werk der ersteren Richtung ist Tuaillons Rosselenker (Berliner Sezession), der freilich neben des Künstlers wundervoller Amazone ein wenig nüchtern wirkt. Rodin hat in Paris die unheimlichen „Phantome“ ausgestellt, die seine Pforte zur Hölle bekrönen sollen, sein Schüler Bourdelle eine effektvolle Gruppe „Der Krieg“, die aber im einzelnen viel zu wünschen übrig läßt. Rosso und Troubetzkoy konnte man im Frühjahr in Berlin in Sonderausstellungen kennen lernen. Ersterer hat vor kurzem triumphierend erzählt, ein berühmter Maler, ich glaube es war Degas, habe eines seiner Werke nach der Photographie für eine Malerei gehalten. Das illustriert am besten die Richtung des Mannes. Er hat in der Russin Svirsky eine Schülerin gefunden, die eine „moderne Orgie“ in Hochrelief oder vielmehr in der Art einer Bühnenscene ganz impressionistisch modelliert hat.

Dazwischen giebt es eine dritte Richtung, die einem kraftvollen, aber durch echtes plastisches Gefühl gebändigten Naturalismus huldigt. Ihr gehören vor allem die Belgier an. Constantin Meunier und der viel kleinere Van der Stappen sind in Deutschland auf Kosten der anderen vielleicht ein wenig zu sehr gefeiert worden. Dieses Jahr lernt man außer Jef Lambeaux, in dem Rubens' strotzende Kraft aufzuleben scheint, besonders Lagae kennen, der in Karlsruhe mit zahlreichen Werken, darunter der ungemein packenden Gruppe „Sühne“, in Berlin wenigstens mit einigen schönen Büsten vertreten ist. Von den deutschen Meistern tritt hier von Rümann am meisten hervor. Sein Idealkopf prägt sich unauslöschlich ins Gedächtnis ein und sein sitzendes Mädchen ist besonders in der oberen Körperhälfte so individuell, fein und lebensvoll durchgebildet, daß man sich nicht satt sehen kann. Noch sei des Italieners Canonica gedacht, der ebenfalls in Berlin mehrere Werke ausgestellt hat. Sie sind zarter, ich möchte sagen nervöser, als die des Belgiers und des Deutschen, halten sich aber von der bekannten italienischen Süßlichkeit frei.

Von Klingers Beethoven möchte ich hier nichts sagen. Das, was ich an ihm bewundere, und das, was ich an dieser Art Plastik für verfehlt halte, auseinanderzusetzen, würde einen eigenen Artikel erfordern.

Walther Gensel.



Stimmen des In- und Auslandes.

Haïti.

Der Ausbruch des Bürgerkrieges auf der Antilleninsel Haïti ruft die Erinnerung an die so blutreiche Geschichte der Negersklaverei wach. Bekanntlich war gerade Haïti oder Santo Domingo der erste Ort in Amerika, an dem es afrikanische Sklaven gab. Es ist eine herbe Bestätigung menschlicher Unzulänglichkeit, daß diese schmählichste und grausamste aller Institutionen als ein Akt des — Mitleids, der Menschenliebe gedacht war! Als am 6. Dezember 1492 Columbus die Insel entdeckte, fand er sie von einem überaus harmlosen Indianervolk bewohnt, das unter einer Menge kleiner Häuptlinge oder Kaziken stand. Die Spanier legten Goldbergwerke an, und der aufreibenden Zwangsarbeit in diesen waren die schwächlichen Indianer nicht gewachsen, ihre Zahl nahm rapide ab. Als man von den Bahama-Inseln 40 000 Kariben zum Ersatz einführte, gingen auch diese in kürzester Zeit ein. Da kam der Pater Las Casas, den das elende Schicksal der armen Eingebornen von Herzen jammerte, auf den Gedanken, Neger aus Afrika einzuführen. Er hatte im Jahre 1505 in Santo-Domingo einige zufällig dorthin gelangten Negersklaven gesehen. Schon 1510 wurde die „Casa de Contracion" mit dem Sklavenhandel beauftragt. Kaiser Karl V. verlieh das ausschließliche Recht, bis zu 4000 Sklaven jährlich zu verhandeln, einem vlamischen Günstling, und dieser verschacherte sein Patent für 25 000 Dukaten an ein paar Genuesen, die nun den ersten regelrechten Sklavenhandel zwischen Afrika und Amerika betrieben. Der Gewinn war ein so riesiger, daß er selbst Fürsten zur Teilnahme an dem schmählichen Handel mit Menschenware verleitete. Z. B. brachten die 170 000 Neger, die allein in dem kleinen Zeitraum von 1783 bis 1789, also innerhalb von sieben Jahren, nach Haïti verkauft wurden, nicht weniger als 340 Millionen Livres den Händlern ein. Dabei bezahlte der Pflanzer noch nicht einmal bar, sondern erst mit den Ernteerträgen, so daß der Sklave die 2000 Livres, die er durchschnittlich seinem Herrn kostete, obendrein noch selbst zu bezahlen oder doch zu erarbeiten hatte. In jenem Jahre 1789 zählte man rund eine halbe Million Sklaven auf Haïti, wobei aber die Kinder und die nicht mehr recht arbeitsfähigen, über 45 Jahre alten Neger nicht mitgerechnet sind, da diese von den Besitzern gar nicht deklariert wurden, um nicht die Abgaben zahlen zu müssen, die auf 2—3 Livres pro Kopf festgesetzt waren.

Als im Jahre 1697 der westliche Teil der Insel an Frankreich abgetreten wurde, hatte Ludwig XIV. den „Code Noir“ erlassen, um den größten Mißständen, die sich namentlich aus dem Umgang der weißen Herren mit ihren schwarzen Sklavinnen ergaben, nach Möglichkeit vorzubeugen. So sollte ein Weißer, der eine Sklavin verführte, das Besitzrecht an dieser verlieren und obenein noch 1000 Pfund Zucker als Buße zahlen, wenn Kinder aus dem Verhältnis hervorgegangen waren. Die entstehende Mischrasse, die Mulatten, war zum Teil frei, „Affranchis“. Aber auch sie galten als Menschen zweiter Klasse. So mußten die männlichen „Affranchis“ drei Jahre in der „Maréchaussée“ dienen; das war eine Miliztruppe, die in erster Linie dazu verwandt wurde, die weggelaufenen Neger, die „Marrons“, wieder einzufangen. Nach Ablauf ihrer Dienstzeit hatten sie auch ferner noch Frondienste zu thun, bei den öffentlichen Arbeiten, wie Ausbesserung und Neuanlage von Landstraßen, Eindämmung von Flüssen u. s. w., obgleich sie nicht selten selber reiche Grund- und Sklavenbesitzer waren. Hatten sie und die Neger, die sich freigekauft hatten, doch schließlich ein Drittel des gesamten Grundbesitzes und ein Viertel des beweglichen Vermögens in ihren Händen. Trotzdem blieben sie in ihren Rechten beschränkt. Sie durften keine öffentlichen Aemter bekleiden, weder Advokaten, noch Priester, noch Mediziner, Pharmazeuten oder Lehrer werden. Bei den Gerichtshöfen gab es für Weiße und Farbige streng gesonderte Abteilungen. Aber gegen das Los der wirklichen Sklaven war das dieser sogenannten freien Farbigen in der That noch beneidenswert. Tippenhauer, dem wir die beste Monographie der Insel Haïti verdanken, sagt in diesem Werke:

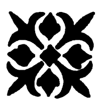
Man hat einen Caradeu, einen Latrison-Labrule gesehen, die kaltblütig Neger in die Oefen, in die siedenden Kessel werfen oder sie lebendig aufrecht eingraben ließen, so daß nur der Kopf über der Erde blieb. Glücklich, wenn aus Mitleid die vorübergehenden Sklaven die Qualen ihres Kameraden verkürzten, indem sie ihn steinigten! Ein gewisser Oberaufseher der Plantage Vaudreuil ging niemals aus, ohne Nägel und einen kleinen Hammer in seiner Tasche zu tragen, mit welchen er die Schwarzen mit dem Ohr an einen in dem Hofe stehenden Pfahl nagelte. Die Züchtigungen gingen bis zu 500 Peitschenhieben, die zusammen von zwei Aufsehern begonnen und häufig am anderen Tage wieder aufgenommen wurden, bis der Neger in einem Kerker, in den er kaum eintreten konnte, umkam. Der Sklavenbesitzer Malenfant schildert die Ernährung der Neger folgendermaßen: 7 bis 8 Pataten und ein wenig Wasser war die Nahrung, die die Sklaven auf Haïti von ihren Herren erhielten. Sie standen nachts auf, um ein wenig Lebensmittel zu stehlen, und wenn sie dabei ertappt wurden, dann wurden sie gepeitscht. „Wie viele Male habe ich zur Zeit des Frühstücks gesehen, daß die Neger nicht eine Patate hatten, und daß sie ohne Essen blieben. Dies ereignete sich auf fast allen Zuckerplantagen; wenn die Gärten, in denen die Lebensmittel gepflanzt wurden, nicht reichlich gaben, dann litten die Neger während einiger Monate Hunger.“

Dagegen lebten die Kolonisten in einem maßlosen Luxus. Valverde, der im Jahr 1785 schreibt, hat uns ein Bild von der Ueppigkeit ihrer Existenz übermittelt, das grell gegen jenes absticht: „Jeder französische Besitzer führt auf seinem Gut den Hofhalt eines Prinzen, in einem herrlichen Hause, das mit viel schöneren Möbeln als die unserer Gouverneure geschmückt ist. Sie haben eine Tafel,

die reicher ist als die unserer Granden, Alkoven und Zimmer, die prächtig ausstaffiert sind mit reich drapierten Betten, um die Freunde und die Reisenden zu empfangen. Barbiere und Perückenmacher ordnen ihre Toilette und stehen zu ihren Diensten, ohne die zwei oder drei Wagen zu rechnen, in denen sie sich zu einander begeben und zur Komödie in die Stadt fahren, wo sie sich vereinigen, um gut zu leben und sich über die Nachrichten aus Europa zu unterhalten. In Paris und ihren prächtigen Residenzen von Haïti verbrauchten diese arroganten und grausamen Sklavenbesitzer einen Teil des ungeheuren Vermögens, das ihnen der hungergepeinigte, gequälte Schwarze verdiente, und sie verbrauchten es in maßloser Schwelgerei und in Lastern aller Art."

So begreift sich der blutige Aufstand, den die Sklaven 1791 machten, und der elf Jahre später sich in gleicher Furchtbarkeit wiederholte. Im November 1803 mußten die letzten Weißen die inzwischen fast verwüstete Insel verlassen. Aber die Kämpfe dauerten noch fort, jetzt zwischen Negern und Mulatten. Schließlich trennten sie sich in zwei gesonderte Republiken: der westliche, kleinere Teil, Haïti, blieb im ausschließlichen Besitz der Neger, noch jetzt hat er bei 28 676 Quadratkilometern Flächeninhalt und 960 000 Einwohnern mindestens $^9/_{10}$ Neger. Der größere östliche Teil, mit einem Areal von 48 577 Quadratkilometern und einer Einwohnerzahl von freilich nur 417 000, erklärte sich am 24. November 1844 zur Republik San Domingo und ernannte den Herdenbesitzer Santana zum ersten Präsidenten. Hier giebt es nur 125 000 Neger, die übrigen, bis auf ganz wenige Weiße, sind Mulatten. Vorübergehend wurde Santo Domingo noch einmal mit Spanien vereinigt, als 1861 Zwistigkeiten mit dem Auslande entstanden. Aber schon wenige Jahre danach hatte spanische Mißwirtschaft die abermalige Lostrennung zur Folge.

Es ist eines der schönsten Erdenfleckchen, diese zweitgrößte der Antillen-Inseln. Heiß und feucht ist das Klima, echtes Tropenklima, aber auch von einer tropischen Fruchtbarkeit, so daß die üppigen Wälder bis zu den Gipfeln der hohen Antillenkordilleren anstehen, die in mehreren parallelen Ketten die Insel von Osten nach Westen durchziehen. Aber wie ein Blutfluch scheint es auf dem von der Natur so reich gesegneten Lande zu liegen, daß es nicht zur Ruhe kommen kann in all diesen vierhundert Jahren seit seiner Besiedelung durch habgierige blutrünstige Eroberer.
B.



Die älteste Stadt der Erde.

Von all den Städten, deren Alter mit einiger Sicherheit bestimmt werden kann, gilt die persische Königsstadt Susa als die älteste. Der durch seine archäologischen Arbeiten in Aegypten und Persien rühmlichst bekannte französische Forscher de Morgan hat in den Ruinen dieser Stadt ganz erstaunliche Entdeckungen gemacht, über die er zuerst in der Juli-Sitzung der Pariser Anthropologischen Gesellschaft gesprochen hat. In den syrischen Gebieten Asiens giebt es

freilich keine Spuren menschlicher Thätigkeit, die der ältesten Epoche menschlicher Entwicklung überhaupt angehörten, zum mindesten sind sie noch nicht gefunden, und in Mesopotamien sind derartige Funde selten oder zweifelhaft. Um so großartiger und frühzeitiger ist die Entwicklung der sogenannten jüngeren Steinzeit in Syrien und Mesopotamien. De Morgan hat die Gewißheit gewonnen, daß alle historischen Städte dieser Gegend an der Stelle von Niederlassungen aus der jüngeren Steinzeit erbaut worden sind. Die kleinen Hügel, auf denen sie sich finden, die „Tells“, bergen in ihren Gehängen gewöhnlich Spuren einer längst entwichenen Vergangenheit. Das Tell von Susa besitzt im ganzen 40 Meter Höhe, und de Morgan hat diesen Hügel Schicht für Schicht, abwärts steigend, durchsucht und ist so zu immer älteren Ueberresten menschlicher Geschichte und Vorgeschichte gelangt. Ueberhaupt ist diese Untersuchung einzig in ihrer Art, weil man noch niemals die Entwicklung der menschlichen Ansiedlung an ein und demselben Platze bis in so ferne Jahrtausende hat zurück verfolgen können. In der Tiefe von 5—10 Metern sind die ehrwürdigen Reste der elamitischen Zeit in großem Reichtum gefunden worden. Sie sind gleichzeitig mit der Kultur der Chaldäer und Assyrer anzusetzen. In der Tiefe von 10—15 Metern ist man dann auf die ältesten Ueberbleibsel einer Schrift oder vielmehr eines graphischen Systems gestoßen, die bisher jemals aus dem Dunkel der Vergangenheit hervorgezogen sind; es sind Täfelchen aus getrocknetem Thon, worauf scheinbar Rechnungen aufgeschrieben sind. In Aegypten und Chaldäa erschien in der nämlichen Zeit wie die erste Schrift auch die erste Benutzung des Metalls. Diese thönernen Rechentäfelchen aber gehen vermutlich bis auf eine Zeit von über 4000 Jahren vor Christi Geburt zurück, sind also etwa 6000 Jahre alt. Aber auch damit finden die Entdeckungen von de Morgan noch längst keine Grenze, denn die noch tiefer gelegenen Schichten des Tell von Susa entbehren ebenfalls nicht der deutlichen Spuren noch früherer menschlicher Bewohner. In der Tiefe von 15 bis 20 Metern und auch noch von 20—25 Metern sind bereits zugeschnittene Steinwerkzeuge nebst schönen, wohlgebrannten Töpfereien gefunden worden. Soweit ist de Morgan bisher mit seinen Forschungen gekommen, er will aber auch die noch übrige tiefste Schicht von weiteren 15 Metern sorgfältig nach etwaigen Resten ältester menschlicher Kunstfertigkeit durchgraben. Schon jetzt glaubt der Gelehrte versichern zu können, daß die Gründung der ältesten Niederlassung von Susa zum mindesten bis zu 10 000 Jahren vor unserer Zeitrechnung zurückreicht, also das ehrwürdige Alter von annähernd 12000 Jahren besitzt. So weit hat man die menschlichen Wohnstätten noch niemals an ein und derselben Stelle zurück verfolgen können. Selbstverständlich sind diese Entdeckungen auch für die prähistorische Wissenschaft im allgemeinen von erheblicher Bedeutung, denn es läßt sich ungefähr daraus der Schluß ziehen, daß das Alter der jüngeren Steinzeit, wenigstens in jenen Gegenden, vor etwa 7000 Jahren sein Ende erreichte durch das Aufkommen der Metalle für den Gebrauch im Haushalt des Menschen.



Der Weltennebel.

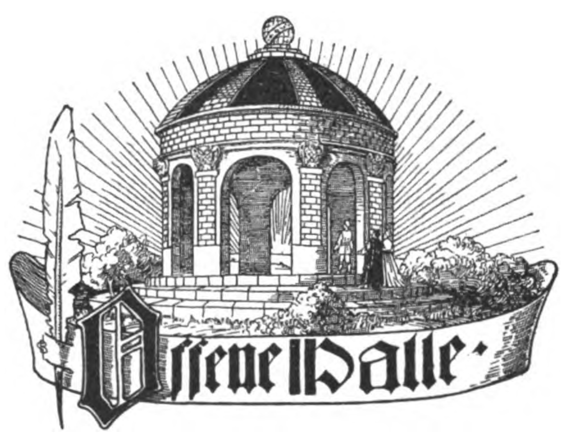
Der Astronom Robert Ball führte kürzlich in einer wissenschaftlichen Versammlung über die Nebeltheorie etwa folgendes aus: Die gewaltigen Umbildungen, die das Sonnensystem durchgemacht hat und noch jetzt in diesem Augenblick erfährt, können von uns nicht wahrgenommen werden. Sie könnten vielleicht beobachtet werden von Wesen, deren Pulsschläge nach Jahrhunderten statt nach Sekunden zählen und deren Minuten eine längere Dauer haben als die Herrschaft ganzer menschlicher Dynastien. Die Sonne erscheint uns unveränderlich in ihrer Größe und unveränderlich in ihrem Glanz während der kurzen Frist, in der die Menschen sie haben beobachten können, aber sie ist nicht immer dieselbe gewesen; sie hat nicht immer geschienen wie jetzt und wird nicht fortfahren zu scheinen wie heute. Unser großes Himmelslicht ist am Ende jedes Jahres kleiner als an seinem Beginn, und diese Thatsache hat durch unendlich große Zeitläufte hindurch gegolten. Bei einem Rückblick in die Vergangenheit muß man sich daher die Sonne immer größer werdend vorstellen. Vor ungezählten Jahrmillionen gab es eine Zeit, da der Durchmesser der Sonne zehnmal größer war als jetzt, und die Stoffe, die jetzt die Sonne bilden, ausgedehnt waren in einem Umfang, der über den Durchmesser der Erdbahn hinaus reichte. Aber sogar zu einer Zeit, als die Sonne millionenmal größer war als jetzt, war sie nicht schwerer und konnte nicht mehr Stoff enthalten als heute, sondern der Stoff war nur unendlich verdünnt. Damals, als die Sonne aufgeschwollen war in jenen großen Ball von glühenden Gasen, befanden sich die Stoffe der Erde in einem Zustande, der von dem gegenwärtigen äußerst verschieden war. Die Erde war eben nur ein Teil des großen Nebels selbst, aus dem die Sonne und das ganze Sonnensystem gebildet worden war. Wenn Laplace jetzt lebte, so würde er viele Dinge am Himmel sehen, die er in gerechtem Stolz als Zeugen seiner Theorie aufrufen könnte. Das Zeitalter der Photographie hat begonnen, und die photographische Platte hat nicht nur in der wunderbarsten Weise den seiner Zeit durch Lord Rosse entdeckten Spiralnebel eingehend enthüllt, sondern sie hat noch viele andre Spiralnebel unter den Himmelskörpern beobachten lassen. Die Photographien haben auch solche Spiralnebel in voller Schönheit gezeigt, die für das menschliche Auge unsichtbar sind, selbst unter Benutzung des größten und schärfsten Fernrohrs. Die Photographie des großen Spiralnebels ist eine wundersame Veranschaulichung der Grundsätze der Weltenentwicklung, wie sie von Kant und Laplace für die Entstehung des Sonnensystems festgestellt worden sind. Die Schöpfer dieser Theorie würden noch eine weitere Veranlassung haben, mit großer Genugthuung auf die moderne Wissenschaft zu sehen. Sie hatten noch kein Beweismittel für eine der wichtigsten Voraussetzungen ihrer Lehre, nämlich für die materielle Einheit zwischen Sonne und Erde. Jetzt hat die Forschung gezeigt, daß beide Himmelskörper und ohne Zweifel überhaupt sämtliche Bestandteile des Sonnensystems insofern eine gleiche chemische Zusammensetzung besitzen, als auf ihnen keine andren Elemente vorhanden sind als auf der Erde.



Unverwüstliche Pflanzen.

In der „Gartenflora" teilt C. Sprenger-Palmi (Kalabrien) einige interessante Beobachtungen über die Unverwüstlichkeit gewisser Pflanzen mit. An den Küsten Siziliens werden von den Stürmen oftmals große oder kleine Agave americana losgerissen und monatelang von der Salzflut umhergetrieben. Man begegnet solchen Pflanzen auf der Oberfläche des Meeres, wenn man an den Küsten der Insel gondelt. Sie werden oft nach 1 bis 2 Jahren endlich den Strudeln der Enge von Messina entrissen und hier irgendwo mit halb verfaulten Blättern an die Küste getragen und treiben dann, obwohl sie völlig wurzellos waren, willig weiter, wo man sie pflegt. Der feste Kern der Pflanze blieb gesund. Dieselbe Pflanze liegt entwurzelt 2—3 Jahre unter dem Himmel Südkalabriens im Sonnenbrande des Sommers und allen Unbilden des Winters ausgesetzt, lebt und wächst ruhig weiter, wenn man sie danach wieder aufrichtet und einpflanzt. Um Palmi giebt es an den felsigen, malerischen Küsten prächtige Olivenwälder. In einem Haine wurde vor sechs Jahren ein sehr alter Oelbaum von einem Sturme entwurzelt und umgeworfen; er war zu schwer, um wieder aufgerichtet und weiter kultiviert zu werden, und man ließ ihn liegen. Es wurden ihm alle Aeste abgeschnitten und am Wurzelhalse der Stamm durchsägt. Aber der Stamm liegt heute noch gesund und grünend auf der Erde, ohne Wurzel, und hat noch da und dort junge, grünende Zweige getrieben. Von den Stürmen umgeworfene und völlig entwurzelte Oelbäume werden meistens wieder aufgerichtet, nachdem man alle Aeste abgeschnitten hat. Sie grünen alsbald weiter und werden bereits nach 3—4 Jahren wieder tragbar. Entwurzelte Feigenbäume bleiben gleichfalls jahrelang am Leben. Die Gärten Palermos, diese paradiesischen Dorados, können davon erzählen. Alte Platanenstämme, abgeschnitten und wieder gepflanzt, leben und treiben nach einem Jahre junge Zweige. Morus alba, der weiße Maulbeerbaum, darf unbeschadet zweimal des Stammes entlaubt werden und treibt dennoch wieder junges Laub. Das Zypergras, Cyperus rotundus, ist ein unausrottbares Unkraut. Die dunkelbraunen Knöllchen können drei Jahre im Sonnenbrande an der Erdoberfläche liegen und treiben sofort wieder Wurzeln, wenn man sie mit Erde bedeckt. Im Wasser treiben sie fünf Monate lang, ohne zu faulen. Alte Stämme der Celtis australis, eines am ganzen Mittelmeere wachsenden Baumes, der das gleich dem Buchsbaum verwendete sog. Triester Holz liefert, durch Brände mitten im Sommer völlig entlaubt und an der Staude verbrannt, grünen bald wieder weiter. Man sollte sie um wertvolle Waldpartien pflanzen, sie würden den Bränden Einhalt thun. Die Köhler in den Kastanienwäldern Italiens töten alte Bäume durch Winterfeuer und verbrennen oft die Stauden; dennoch grünen solche Bäume und werden sehr alt.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Zur Frage „Schule und Stil“.

(Vgl. Heft 11, S. 585 ff.)

Die Ausführungen des Geheimen Oberschulrats Dr. Schiller über die Frage „Verdirbt die Schule den Stil?“ haben in den Kreisen der Schulmänner sowie über diese hinaus bei vielen von denen, die der Entwicklung unseres höheren Schulwesens als einer Frage von geradezu ausschlaggebender nationalökonomischer Bedeutung von der freiern Warte allgemeiner Bildung aus gefolgt sind, ohne Zweifel Verwunderung und Staunen wachgerufen. In der That, wie weit wäre die höhere Schule von der Erfüllung ihrer Aufgabe, eine deutsche Schule zu sein, noch entfernt, wenn die, insbesondere gegen die Art der Lektüre der alten Klassiker erhobenen Anschuldigungen gerechtfertigt wären! Denn selbst zugegeben, daß die höhere Schule ihre Zöglinge Verständnis gewinnen und Liebe fassen läßt für die Schönheit der heimischen Erde, für die Eigenart deutschen Wesens, für deutsche Einrichtungen und Gebräuche und die Größe der vaterländischen Geschichte, so würde sie doch geradezu eine Versündigung auf sich laden, wenn sie es ungeachtet aller Mahnungen und Warnungen versäumte, in den Herzen der ihr anvertrauten Jugend das Gefühl zu wecken für den Reichtum und die Schönheit ihrer Muttersprache und ihre Vielgestaltigkeit in Wort und Satz. Doch getrost! auch der Unterricht in den klassischen Sprachen, der auf die äußeren Erfordernisse des sprachlichen Ausdrucks so nachteilig wirken soll, und ich sage gerade dieser weiß sehr wohl, was in jener Hinsicht seine Aufgabe ist, und mit Berechtigung haben seine Vertreter Angriffen gegenüber stets darauf hingewiesen, daß derselbe Unterricht in der Art, wie er heute in der großen Allgemeinheit erteilt wird, das beste Mittel zur Erzielung des deutschen Sprachbewußtseins sei. Doch meine Leser mögen mir in den Unterricht folgen und einer Lektürestunde — denn um die Lektüre handelt es sich ja! — beiwohnen. Zunächst stellt der Lehrer den Sachzusammenhang her, indem er sich durch Fragen davon überzeugt, ob das in der vorigen Stunde gemeinsam Erarbeitete auch inhaltlich Gemeingut der Klasse geworden ist; er fragt nach der Weiterführung der Ereignisse, die das letzte Kapitel

uns gebracht, nach den Realien, durch die es unsere Kenntnis des Altertums bereichert, sowie den Zügen, durch die es unsern Blick für den Charakter und das Ziel der handelnden Personen geklärt hat; er läßt die Punkte darlegen, an denen die Weitererzählung notwendigerweise anzuknüpfen hat, und ich möchte sagen, die Motive aufdecken, denen der Schriftsteller des weitern nachzugehen hat; er bespricht endlich auch Ausdrücke und Wendungen von charakteristischem Gepräge. Hierbei achtet der Lehrer einerseits mit gewissenhafter Sorgfalt darauf, daß die Fragestellung auch hinsichtlich der Mustergültigkeit des Ausdruckes allen berechtigten Anforderungen genügt, und andrerseits beteiligt er an der Beantwortung der Fragen die ganze Klasse in der Art, daß er die Schüler, denen die Richtigkeit und Angemessenheit des Ausdrucks größere Schwierigkeiten macht, in der Heranziehung bevorzugt. Dabei bescheidet er sich in den Anforderungen auf das relative, d. h. das dem Normalstandpunkte der Klasse entsprechende Maß, und dies um so mehr, als bekanntlich gerade die guten Einwirkungen der Schule in Bezug auf die Ausdrucksweise durch so viele widrige Einflüsse beeinträchtigt werden, daß der Schüler sich in fortgesetztem Ringen und Kämpfen befindet, in dem die empfindlichsten Schlappen ihm oft durch die unvermerkt auf dem Kampfplatze erscheinende falsche Gewöhnung beigebracht werden. Hier gilt es drum, zwar mit unerbittlicher Konsequenz vorzugehen, aber auch den redlich Strebenden Lust und Mut zu beleben und zu fördern durch wohlerwogenes Maßhalten und bereitwillige Anerkennung keimender Fortschritte. Als Abschluß der Wiederholung erfolgt nunmehr die Wiedergabe der in der vorigen Stunde festgelegten Meisterübersetzung, und der Unterricht schreitet voran. Voraussetzung ist hierbei — und die Erfüllung derselben ist ein didaktisches Alpha —, daß durch die Vorpräparation des Lehrers die für den Schüler unüberwindlichen Schwierigkeiten so weit hinweggeräumt sind, daß er, unterstützt durch Wörterbuch, Atlas und Handbuch der Geschichte, zum Verständnis des Aufgegebenen gelangen konnte, und der Lehrer somit berechtigt ist, eine wenigstens geschlossene (aus einem Guß!) Uebersetzung zu fordern. Genügt der Schüler dieser Anforderung nicht, sucht er stotternd und stammelnd nach dem Ausdruck und zögernd und zagend nach dem Satzbau, so wird dieselbe Aufgabe einem andern gestellt. Hat dieser sie in befriedigender Weise gelöst, so wird in eine Besprechung der Leistung eingetreten. Hier eröffnet sich nun gerade für die Bildung des Sprachbewußtseins das weiteste Feld, und ich möchte den Lehrer kennen lernen, den nicht wenigstens die Not zwänge, es gründlichst zu beackern! Falsche Ausdrücke werden durch richtige ersetzt, platte durch edlere, fremdsprachliche, soweit sie nicht das Bürgerrecht besitzen, durch deutsche, bildliche, wo es erforderlich ist, durch eigentliche oder umgekehrt, endlich solche, die dem Ton und der Färbung der Darstellung nicht entsprechen, durch geeignetere; dabei werden mancherlei Möglichkeiten der Uebersetzung in Parallele gestellt, um so der Einförmigkeit durch wohlthuenden Wechsel vorzubeugen. Die gleiche Sorgfalt wird der Gestaltung des Satzbaues zugewandt. Die Zerlegung des Satzes, die Bildung der Periode, ihre Verbindung mit dem Vorhergehenden, die Uebereinstimmung ihrer Glieder, die Hervorhebung und Herausarbeitung vorhandener Gegensätze, sowie endlich ihre Verbindung mit dem Vorhergehenden: alle diese Fragen bespricht und berät der Lehrer mit den Schülern, wobei naturgemäß der Standpunkt der Klasse und der Grundsatz ne quid nimis für Auswahl und Betonung maßgebend sind. Ist diese Arbeit unter gemeinsamer Be-

teiligung der ganzen Klasse beendet, so wird das Ergebnis der Stunde gezogen, indem der Lehrer in ausgiebigster Verwertung des gemeinsam Erarbeiteten die Musterübersetzung bietet, die alsdann von mehreren schwächern Schülern wiederholt wird. In dieser Art vollzieht sich heute die Lektüre der Klassiker, wobei eine rückständige Ausnahme ebensowenig ins Gewicht fällt, wie eine Schwalbe den Sommer macht; daß sie sich aber so vollzieht, dafür bürgt die didaktische Selbstzucht, die Einsicht und der Pflichteifer der Lehrer, sowie die überwachende und stets von neuem Ziel und Richtung weisende Thätigkeit der Schulaufsichtsbehörde. So bestätigt die Schule tagaus tagein, daß sie mit Schiller die Ueberzeugung teilt, daß „die Erziehung zum langsamen, verweilenden, nachdenkenden und beobachtenden Lesen eine ihrer wichtigsten Pflichten und ein wertvolles Bildungsmittel des Stils ist“. Wir Lehrer aber wollen uns durch eine unverdiente und noch dazu in voller Oeffentlichkeit erhobene Beschuldigung nicht irre machen lassen in der treuen Erfüllung der oft schweren Pflicht des Tages.

Linz a. Rh. **Clar.**



Die Heilsarmee.

Das Oktober-Heft des vorigen Jahres brachte im „Tagebuch“ eine kurze und im ganzen zu Ungunsten der Heilsarmee lautende Notiz, mit Abdruck eines Berichtes aus einer Tageszeitung über eine Versammlung der Heilsarmee. Da ich durch Kenntnis und Beschäftigung mit vielen Schriften der Heilsarmee, sowie durch angenehme Beziehungen zu einigen Vertretern derselben ein aufrichtiger Freund der Heilsarmee geworden bin und somit eine andere, wohl begründete vorteilhafte Auffassung von dieser segensvollen Institution habe, erlaube ich mir auf die große Bedeutung und Wichtigkeit der Heilsarmee für unsere Zeit hinzuweisen.

In der That könnte ich mir keinen geeigneteren Wortführer zur Entwaffnung der leider in den gebildeten Kreisen so vielfach bestehenden Vorurteile, irrigen, böswillig entstellten und verleumderischen Angaben über die Heilsarmee denken, als den Türmer. Ich kenne ja wohl sein hohes und schönes Programm: die Versöhnung der verschiedenen, christlichen Konfessionen, und verkenne gewiß nicht die Schwierigkeit der derzeitigen Behandlung des obigen Gegenstandes in Anbetracht des entschieden feindseligen Verhaltens der christlichen Kirchen gegen die Heilsarmee, während diese ebensogut wie jene den auch staatlich anerkannten Anspruch auf eine christliche Gemeinschaft hat und im Verhältnis zu ihren Mitteln und Kräften unbestreitbar weit mehr und Gründlicheres leistet als jene. — Ueber das Verhältnis der Heilsarmee zum Kirchen-Christentum giebt das Buch von A. Schindler, „Die evangelische Kirche und die Heilsarmee“, sowie das kleinere Büchlein von Pastor Rollier, „Warum habe ich

brüderliche Gemeinschaft mit der Heilsarmee?" ausgiebigen Aufschluß. Erlauben Sie mir hier eine Stelle aus Schindler zur Charakterisierung des klaren Urteils und der markigen Sprache des Verfassers zu zitieren: „Ist die Stellung der Heilsarmee gegenüber dem Sinn und Wesen der Welt eine so furchtbar entschiedene, was, nebenbei gesagt, zu ihrer Rettungsarbeit unerläßliche Vorbedingung ist, so ist die Stellung der Welt zu ihr eine nicht minder entschiedene. Es ist eine Thorheit, vorzugeben, die Welt stoße sich an Uniform, Musik und Fahnen der Heilsarmee. Das ist im Gegenteil noch das einzige, was ihre Neugier reizt und sie anzieht. Ihre Wut gilt dem christlichen Prinzip, das ihr in der Heilsarmee mit einer ungeahnten Kühnheit und Beharrlichkeit, wie sonst nirgends, die Stirne bietet und das Gewissen weckt; und diese Kühnheit und Beharrlichkeit stammt nicht aus fanatischem Eigensinn, sondern aus der tiefgründigen Quelle gottgeborener Nächstenliebe, die die blinde Welt von Anfang an am Kreuz gemordet und bis ans Ende ihrer Zeit ans Kreuz zu schlagen fortfahren wird." — Das christliche Prinzip, das ganze Gesetz des Christen: die Liebe zu Gott und die Nächstenliebe nach dem Maße der Selbstliebe, wo kann man dieses in unserer Zeit schöner und vollkommener in der Ausübung sehen, als bei der Heilsarmee? Ihre ganze und alleinige Lebensarbeit ist nichts anderes, als die treuste und gewissenhafteste Erfüllung dieses Hauptgebotes. Man kann unmöglich wahrer Christ sein und die Christlichkeit der Heilsarmee bestreiten wollen. Diese Christlichkeit zeigt sich noch besonders schön in der Feindesliebe, worin die Heilsarmee alle christlichen Gemeinschaften weit übertrifft; letztere verkünden sie mit hochklingenden Worten, ohne sie selbst gegen ihre Gegner zu beobachten. Warum will man es der Heilsarmee verargen, daß sie in gleicher Weise für das geistige und leibliche Wohl ihrer Mitmenschen sorgt? Ist das unchristlich? Im Gegenteil; man denke nur an das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, an die Worte Christi: „Ich bin hungrig, durstig, entblößt, krank gewesen", u. s. w. und: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder Gutes gethan, das habt ihr mir selbst gethan." Wo sind die guten Hirten heutzutage zu finden, die den wirklich verlorenen Schafen nachgehen und nicht ruhen, bis sie sie gefunden und zurückgebracht haben? Doch nirgendwo anders, als bei der Heilsarmee. Die Heilsarmee hat gegenüber allen anderen christlichen Gemeinschaften den Vorzug, daß sie keine Halbheit darstellt; sie behandelt den ganzen Menschen. Das geistige Wohl steht ihr natürlich am höchsten, und sie läßt nicht ab, bis dieses erreicht ist durch die innere Bekehrung oder Wiedergeburt des Geistes. Sie ist in dieser für den wahren Christen wichtigen Sache ernster, entschiedener, gründlicher, aufopfernder als irgend eine christliche Kirche. Wie seltsam und unfaßbar indifferent und unbekümmert sind diese letzteren doch hinsichtlich des Wesentlichsten, des wirklichen Seelenzustandes ihrer Angehörigen? Dadurch, daß die Heilsarmee den eigentlichen Kern des Menschen angreift und umwandelt, erzielt sie die herrlichen Erfolge, die sich dann von dem geistigen Gebiete auf das materielle ausdehnen. Sie ist die einzige Organisation, die das Uebel thatsächlich an der Wurzel faßt und ein für alle Mal ausrottet. Um nur ein Beispiel anzuführen. Da zerbrechen sich die Vertreter der medizinischen Wissenschaft vergeblich den Kopf, wie einem jahrzehntelangen, unverbesserlichen Trinker zu helfen sei; sie meinen, er müsse seinem Gewohnheitszwange sein Lebenlang folgen. Die Heilsarmee bringt ihn unter das Kreuz Christi, befreit ihn in einer einzigen Sitzung von der Trunksucht

und wandelt ihn zu einem brauchbaren Menschen um. Wie zahllos sind diese Fälle und ebenso diejenigen auf sittlichem und verbrecherischem Gebiete. Die verderbtesten und verstocktesten Menschen, die der eindringlichsten und glanzvollsten Kanzelrede widerstanden, sind durch geschicktes und systematisches Vorgehen der Heilsarmee gerettet worden. Von solchen dauernd erzielten Bekehrungen vermag die Heilsarmee-Litteratur in zahlreichen interessanten und oft rührenden Erzählungen Zeugnis abzulegen, und ich darf sicher sein, daß sich darunter auch solche befinden, die Sie in entsprechender Fassung für „türmerreif" taxieren würden. In England wurden in einem Jahre 200 entlassene Verbrecher für ihre Familien wiedergewonnen durch Vermittlung der Heilsarmee. Welch ungeheuere Perspektive eröffnet sich da dem geistigen Auge hinsichtlich Verminderung des sozialen Elends durch die Heilsarmee! Welch große Unterstützung und Erleichterung bietet sie schon durch ihre Arbeit den staatlichen und städtischen Behörden! Es ist gar nicht auszumalen, welchen Segen und welche Wohlfahrt sie auf die Dauer bei zunehmender Ausbreitung unserm Lande und der ganzen Welt bringen wird. Um das zu schildern und überhaupt die bisherigen Verdienste der Heilsarmee in das richtige Licht zu stellen, dazu gehört eine berufenere und sprachgewandtere Feder als die meinige; ich muß es bei diesen wenigen Andeutungen bewenden lassen. —

Professor Hilty-Bern, dessen Werk „Glück" von zahlreichen Kirchen allen Gläubigen und Zweiflern als Wegweiser warm empfohlen wird, ist aufrichtiger Freund der Heilsarmee und ist auch in seinen Schriften schon oft mannhaft für sie eingetreten. Diesem Prof. Hilty steht auch die von der Heilsarmee unablässig angestrebte geistige Wiedergeburt höher als der leibliche Tod, und für welchen wahren Christen sollte es damit anders bestellt sein! Doch, nochmals sei es gesagt, wie oberflächlich und gleichgültig behandelt das Kirchenchristentum gemeinhin diese Kardinal-Angelegenheit! — Die Heilsarmee ist nach allem „ein Baum, der gute Früchte trägt". Darauf darf sie stolz sein und sich sowohl bezüglich ihres Evangelisations-, sowie auch ihres sozialen Liebeswerkes berufen.

Prof. Hilty sagt in dieser Hinsicht mit Bezug auf die Heilsarmee: „Man kann den Baum einer Religion nach der ausdrücklichen Erklärung Christi nicht anders, als nach seinen Früchten beurteilen; ein anderer zuverlässiger Maßstab für die Beurteilung von Kirchen, wie auch von Staaten und Gesellschaften ist gar nicht vorhanden und darf nicht aufgestellt werden. Trägt der Baum eine gute, für die Menschheit zuträgliche Frucht, so muß man sich an seine äußere Erscheinung gewöhnen, wenn man sich nicht eines Widerstandes gegen die Wahrheit schuldig machen will, was immer eine sehr gefährliche Sache ist, besonders bei solchen, die der Wahrheit speziell dienen. Trägt er keine guten, oder keine mehr, so würde ihn auch das allergerechteste Aussehen und ehrwürdigste Alter nicht vor dem Schicksale des Abgehauenwerdens zu schützen vermögen."

Daß die Heilsarmee ihre Mängel und Fehler hat, wie alle menschlichen Einrichtungen, wird niemand bestreiten. Darüber sprechen sich die Bücher von Schindler und Rollier in gerechter Weise aus, aber vieles wird davon verschwinden und besser werden, wenn größere Aufklärung über die Heilsarmee in die gebildeten Klassen eindringt bezw. diesen zugänglich gemacht wird und damit von deren Seite Beteiligung durch entsprechende Unterstützung und aktive Mitarbeit an dem Werke der Heilsarmee erfolgt. Hierhin gehörig sagt Schindler:

„Die Kirche wird der Heilsarmee zugestehen, daß sie für die moderne Welt unzulänglich geworden ist, und daß Hilfe not thut; die Heilsarmee wird ihrerseits bereit sein, alles mit dem gebildeten Geschmack der Zeit nicht Harmonierende hinwegzuthun, sobald die Ungebildeten in das höhere Bildungsniveau eingerückt sein werden." — Daß die letzteren hierzu im stande sind, dafür kann die Heilsarmee herrliche Beispiele aufweisen.

Aber wie gewaltig zeigt sich der Widerstand und die Verblendung der Welt gegen dieses lebendige Christentum in unserm christlichen Vaterlande und erfüllen sich noch immer die vor fast zwei Jahrtausenden gesprochenen Worte: „Ihr werdet gehaßt werden um meines Namens willen." Aber die Gehaßten kennen auch das andere trostvolle Wort, von dem sie leben: „Selig sind, die verfolgt werden um der Gerechtigkeit willen." —

Nachträglich sei noch auf einen Vortrag des Herrn Pastor Stock in Braunschweig hingewiesen. Dieser Herr ist bemüht, wahre Aufklärung über die Heilsarmee zu verbreiten und ihr sowohl auf religiösem, wie sozialem Gebiete gebührende Anerkennung zu zollen; ein erfreulicher Anfang, der hoffentlich vielerseits zu gleichem Thun Anregung geben wird. — **B. L.**

* * *

Ich begreife vollständig, daß vom Standpunkt eines Zeitungsreporters (Sie zitieren eine Berichterstattung der „Deutschen Zeitung"), oder auch jedes andern beliebigen oberflächlichen Beobachters und Kritikers, die Scenerie einer Heilsarmee-Versammlung samt alle dem, was drum und dran hängt, einen lächerlichen und unangenehmen Eindruck macht. Es kann dies der kontinentalen, an die stille Kirchlichkeit gewöhnten Bevölkerung gewiß gar nicht verübelt werden, denn auf dem religiösen wie auf jedem andern Gebiet ist der Mensch ein Sklave und ein mehr oder weniger fanatischer und blinder Anbeter seiner Gewohnheit und seiner eingewurzelten Vorurteile. Es ist nun längst schon meine Meinung, daß die Heilsarmee ihre etwas exotischen Manieren auch im äußerlichen Thun und Lassen dem Sinn und Geschmack des Landes mehr anpassen sollte, als sie es thut. Freilich aber wäre es vollständig verkehrt, wenn ihr zugemutet werden wollte, daß sie sich in völligen Parallelismus mit den Gewohnheiten der Kirche oder anderer religiösen Institutionen setzen sollte. Wer dies prätendieren wollte, würde damit bekunden, daß er von der Aufgabe, die sich die Heilsarmee gestellt, gar keinen Begriff hat, also auch zu keinem Urteil berechtigt ist. Es darf wohl keck und kühn behauptet werden, daß diese Gesellschaft Menschenklassen für das Reich Gottes heranzubilden sucht, mit denen die Kirche absolut nichts anzufangen, oder — wenn sie schon im kirchlichen Netz gefangen waren — die sie nicht zu behalten und zu befriedigen im stande war.

Die Heilsarmee muß und soll also Heilsarmee sein und bleiben und darf unter gewisser Rücksichtnahme auf Zeit und Gewohnheit, sich auch derjenigen Formen und Spezialitäten bedienen, die sich ihr in mehr als dreißigjähriger Erfahrung gleichsam aufgedrängt haben.

Was nun den thatsächlichen Wert und die religiöse und soziale Leistung der Heilsarmee betrifft, so muß ich als zehnjähriger Beobachter und Kenner der Heilsarmee bekräftigen, daß Ihr Tagebuch ihr absolut nicht gerecht wird, was

mich um so mehr frappiert, als Sie sonst einen so freien und hohen religiösen Standpunkt inne haben. Für die Beurteilung der Heilsarmee müssen zwei Dinge unbedingt vorausgesetzt werden, nämlich erstens, daß die thatsächlichen Früchte des Baumes sorgfältig und gewissenhaft untersucht, und zweitens, daß der persönliche Gedankenaustausch mit den Trägern oder Repräsentanten des Werkes vorgenommen werde. Es ist dies nirgends nötiger als bei der Heilsarmee, weil der Gegensatz zwischen „Schale und Inhalt", zwischen „Schein und Sein" nirgends größer ist als bei ihr. Was erstere Bedingung betrifft, so stehen darüber tausendfältige unumstößliche Zeugnisse jedermann zur Verfügung, aus denen sich ergiebt, daß die Heilsarmee nicht nur „gewisse Sympathien" aufzuweisen hat, weil sie etwas „praktische Wohlthätigkeit" übt, sondern daß sie auf dem wahrhaft christlichen Gebiet der Seelengewinnung für das Heil in Christo Erfolge hat, neben denen diejenigen der Kirche gar keinen Vergleich aushalten. Wenn ich mit meiner eignen Person exemplifizieren darf, so muß ich bekennen, daß ich als fleißiger Kirchgänger während 60 Jahren von meinen 73 vom Evangelium stets den Eindruck hatte, daß es „in Worten bestehe", während dessen alles überwindende siegreiche „Kraft" mir erst in der Heilsarmee recht zum Bewußtsein und zur lebendigen Anschauung kam. Ich habe viele Hunderte dasselbe bekennen hören, denn solche Verkörperung der hohen christlichen Grundsätze, der Feindesliebe, der völligen Selbsthingabe, des brennenden Liebeseifers für die Mitwelt, des fröhlichen Glaubensmutes rc. machte den Eindruck des Unerhörten und Uebermenschlichen. Fordert denn nicht die Welt des Unglaubens mit vollem Recht von uns „Christen", statt frommer Phrasen und glattpolierter Predigten, ein im praktischen Leben von allem Gewöhnlichen sich abhebendes, durch die Persönlichkeit selbst dargestelltes, gelebtes Christentum?! Und kann dieses Christentum auf einem andern Boden gedeihen oder auch nur Wurzel fassen, als auf dem der demütigsten Sündenerkenntnis, der aufrichtigsten Buße, des ernstlichsten Gehorsams gegen Gottes Wort und Willen!? Und gerade das sind die eigentlichen Grundlagen und Elemente alles dessen, was an der Oberfläche der Heilsarmee-Arbeit von aufrichtig Friedensuchenden leicht empfunden, vom Geist des Spottes oder der Kritik dagegen gar nicht gemerkt wird.

Ich hatte diesen Winter die Gelegenheit, an einer zufälligen Tafelrunde sehr gebildeter Zionisten meiner Verwunderung Ausdruck zu geben darüber, daß ein so intelligentes und denkendes Volk wie die Juden noch immer eine so dicke Decke vor seinen Augen haben könne und keine Lehre aus den handgreiflichsten geschichtlichen und so entsetzlichen Thatsachen zweier Jahrtausende zu ziehen vermöge, oder zu ziehen willens sei.

Wenn ich jedoch einen Blick auf unsere eigne Kirche werfe, so muß ich mir sagen: Hier hängt aber auch eine Decke, und zwar ist sie noch verhängnisvoller und unverantwortlicher als jene, denn hier ist kein prophetisches Verhängnis, sondern gerühmtes „Licht" und der „Name des Lebens".

Ich zitiere hier des Türmers eigene Worte (Nikodemus, Nov., pg. 135):

„Was den Christen von heute (d. h. den in der sozialdemokratischen Partei stehenden) gerade so sehr mißfällt, ihr Mißtrauen gegen das Christentum, das haben gerade sie in erster Reihe mit verursacht; sie, die das Christentum so oft loben und so selten leben; sie, welche vergessen haben, daß das, was das Evangelium am meisten fürchtet, überhaupt nicht der Mangel an Glauben, sondern

die bloß formale Religion ist; sie, die es in ihrer großen Mehrheit mit den Großen dieser Erde hielten und — ach, so oft — dem Volk einen Stein gaben, wenn es um Brot bat."

Es wird nicht zu leugnen sein, daß diese „bloß formale Religion" hauptsächlich das Ergebnis der Kirche ist, weil sie auf einem Standpunkt stehen geblieben und einbalsamiert worden ist, über den sich ihr großer Reformator entsetzen würde. Viel schwerer wiegt aber freilich das Urteil des Herrn der Kirche selber, von dessen Erbarmen kein reuiger Sünder ausgeschlossen, der aber die Sünde der „Lauheit" mit dem furchtbarsten Verdikt des „Ausspeiens" belegt hat.

Wenn die Kirche, und zwar hauptsächlich ihre offiziellen Vertreter, sich über sich selbst besinnt, so muß sie sich sagen, daß ihr billigerweise kein Urteilsspruch über die Heilsarmee zusteht, am allerwenigsten ein „abschätziges"; daß ferner diese Leute sich so entschieden, klar und fest auf den Grund des Glaubens an Jesum den Christ stellen, daß ihnen die christliche Bruderhand ohne die schwerste Verantwortlichkeit gar nicht kann verweigert werden.

A. Schindler, Basel.





Kastengeist.

Hätte er sich nicht vor aller Augen abgespielt, man wäre versucht, den famosen „Fall", der unsere öffentliche Meinung und die Lachmuskeln des ganzen Auslandes nun schon wochenlang in fieberhafter Spannung erhält, für die boshafte Erfindung eines blutigen Satirikers zu halten, der durch groteske Uebertreibungen gewisse deutsche Mißstände geißeln wollte. Nun ist aber der „*Fall Löhning*" mit seinem wundervollen Untertitel: „Die Tochter des Feldwebels" leider keine Satire, auch kein Kolportageroman, sondern schlichte Wahrheit, die sich im kulturfrohen, seine Größe und Herrlichkeit unentwegt preisenden Deutschland des 20. Jahrhunderts buchstäblich zugetragen hat. Keine Beschönigungsversuche können die Thatsache aus der Welt schaffen, daß eine ganz private, die Oeffentlichkeit in keiner Weise berührende Angelegenheit: die Verlobung eines Obersteuerdirektors mit der Tochter eines ehemaligen Feldwebels, sich im modernen Deutschland zu einem Sensationsfall ersten Ranges, zu einer *politischen Haupt- und Staatsaktion* ausgewachsen hat, auswachsen *konnte*. Oberpräsidenten- und Ministerstühle sind ins Wanken geraten, weil ein hoher Beamter die Tochter eines Mannes zur Gattin begehrte, der es in seinem Militärverhältnis „nur" bis zum Feldwebel gebracht hat.

Wenn jetzt, nach wochenlangem, hilflosem Schweigen, von offiziöser Seite erklärt wird, die *politische* Stellung des Obersteuerdirektors in der Polenfrage sei für dessen Versetzung in den Ruhestand „entscheidend" gewesen, so wird durch diese vorsichtig gewählte Ausdrucksweise der von dem Gemaßregelten gar nicht vorsichtig erzählte Sachverhalt noch *mit keiner Silbe erschüttert*. Danach hat der Oberpräsident der Provinz Posen Herrn Löhning das Folgende eröffnet: „Sie haben sich mit der Tochter des Regierungssekretärs Coccius verlobt. *Gegen die Persönlichkeit Ihrer Braut* ist nach den eingezogenen Erkundigungen *nichts einzuwenden*. Aber Sie können als *Provinzial-Steuerdirektor nicht die Tochter eines ehemaligen*

Feldwebels heiraten, ebensowenig wie ein Oberst die Tochter eines Feldwebels heiraten kann. Ein Ministerialrat, ein Oberregierungsrat mag eine solche Heirat schließen. Sie bekleiden als Provinzial-Steuerdirektor eine der ersten Stellen in der Provinz und können solches nicht. Diese Ansicht teilt auch der kommandierende General nach wiederholter Rücksprache. Die mir seitens des Geheimen Rats Enke mitgeteilten, vom Oberregierungsrat Gesch bekundeten Aeußerungen zur Polenpolitik können Ihnen — wörtlich — den Hals nicht brechen. Betreffs Ihrer Verlobung haben Sie aber in Ihrer Stellung mit den nun einmal bei uns vorhandenen Anschauungen zu rechnen; Sie haben das nicht gethan, müssen daher die Konsequenzen Ihres Thuns tragen!"

Bevor diese Darstellung nicht klipp und klar widerlegt worden, muß es bei ihr sein Bewenden haben. Es ist aber bisher nicht einmal der Versuch gemacht worden, ihre Richtigkeit zu bestreiten. Sollte die Verlobung nur als Vorwand gedient haben, einen politisch unbequemen Beamten zu beseitigen, so würde das die Position der Regierung in keiner Weise verbessern, auf deren Verfahren vielmehr ein höchst eigentümliches Licht werfen.

Es ist aber nicht an dem. Mögen die politischen Allüren des Obersteuerdirektors von seinen Vorgesetzten auch peinlich empfunden worden sein, sie konnten ihm — nach der unbestritten gebliebenen Eröffnung des Oberpräsidenten — „den Hals nicht brechen". Aber es raste der See und wollte sein Opfer haben. Die Kaste fühlte sich in ihrem Heiligsten, in ihrem Innersten verletzt. Die Frauen der höheren Beamten sollten mit der Tochter des Feldwebels auf gleichem Fuße verkehren, ihre Männer wohl gar in ihr die „Chefeuse" verehren? Unerträglicher Gedanke! ... Und so kam es, wie es kommen mußte. Alles läßt sich der Deutsche gefallen — von dem Höhergestellten. Wer aber an sein Heiligstes rührt, an den Geist der Kaste, als deren Mitglied der Biedere sich in Ermangelung persönlichen Selbstbewußtseins erst „fühlt", wer an die Heiligtümer der Rangnummer und Achselstücke rührt, der Frevler ist verloren.

Aber nicht nur der „Fall" als solcher zwingt zu eigenartigen kulturgeschichtlichen Betrachtungen, kräftiger noch wird die Satire durch die Behandlung, die er in der Oeffentlichkeit erfahren hat, herausgefordert. Man hätte füglich annehmen dürfen, daß nur ein Urteil darüber möglich war: ein fröhliches, gesundes, homerisches Gelächter auf der ganzen Linie über die sonderbare Sippe, die sich da unten im Posenschen zusammengefunden haben muß, dann aber, nachdem man dieser natürlichen Reizung der Lachmuskeln nachgegeben, ernste Zurückweisung solcher durchaus nicht mehr zeitgemäßen und daher gänzlich deplacierten Scherze. Statt dessen hat man es thatsächlich fertig bekommen, aus dem „Fall" ein soziales Problem zu konstruieren und allen Ernstes die tiefsinnige Frage zu erörtern: Darf ein Obersteuerdirektor die unbescholtene Tochter eines Beamten, der früher Feldwebel gewesen ist, ehelichen

oder darf er sie nicht ehelichen? Damit wurde erst eigentlich der Gipfel der Lächerlichkeit erklommen.

Geschichtsbücher wurden aufgeschlagen und daraus der Nachweis geführt, daß auch früher schon hochgestellte Persönlichkeiten „unter ihrem Stande“ geheiratet hätten, daß verdiente Männer väterlicherseits ihr Dasein Feldwebeln und „noch tiefer“ stehenden Subjekten verdankten. Autoritäten auf politischem, wissenschaftlichem, litterarischem Gebiet werden mit Aussprüchen ins Feld geführt, in denen sie sich abfällig über Standeshochmut und Kastengeist äußerten. Besonderer Gunst erfreute sich ein diese Beweisführung unterstützender Ausspruch der hochseligen Königin Luise. Ja, es mußte den lieben Deutschen das alles und noch manches andere mehr erst bewiesen werden, wissenschaftlich und gründlich. Anders, das war doch die Voraussetzung hiebei, glaubten sie's nicht.

Und die gründlichen Leute hatten vielleicht gar nicht einmal so unrecht. Haben sich doch Blätter gefunden, die an der Sache nichts besonders Auffälliges entdecken konnten und das Verfahren gegen Löhning schon deshalb gerechtfertigt fanden, weil der Vater des Mannes der Schwester seiner Braut einmal eine Verfehlung begangen hat. Weiter konnte man das „gesunde aristokratische Gefühl“, das jemand als den eigentliche Urstoff der Posener Kastenrevolution mit feinem psychologischen Spürsinn herausdestilliert hat, allerdings nicht treiben.

Ob einem endlich die ganze Verlobungsgeschichte des 58jährigen, zweimal verheiratet gewesenen Herrn, des Vaters erwachsener Kinder, mit dem erst im Anfang der Zwanziger stehenden Fräulein sympathisch ist oder nicht, ist eine rein persönliche Frage, die mit der grundsätzlichen, allein entscheidenden nur künstlich verquickt werden konnte, und die zu erörtern mir wenig geschmackvoll erscheint. Wenn irgend etwas dem persönlichen Ermessen des einzelnen anheimgestellt werden muß, so sind es doch derartige Dinge. Man kann da gewiß oft sehr verschiedener Ansicht sein, eine Einmischung der Gesellschaft oder gar ein Eingreifen der Staatsbehörden gestatten sie aber nicht, solange nicht Sitte und Anstand verletzt werden. Und das haben denn doch dem Herrn Löhning auch seine schärfsten Gegner nicht nachsagen können.

Es verhält sich eben leider in Wahrheit so, wie die „Straßburger Post“ ausgeführt hat: Der „Fall Löhning“ ist nicht als vereinzelte Erscheinung aufzufassen und zu verstehen. Er ist typisch.

„Wir sind“, schrieb das Blatt, „offenen Auges durchs Leben gegangen und haben bisher so manchen ‚Fall Löhning‘ bemerkt und so manchen schon festgenagelt, daß uns der neueste kaum noch überrascht hat. Wir haben nicht, wie die meisten anderen Zuschauer, ausgerufen: ‚Ist so etwas denn wirklich möglich?‘, sondern wir haben ganz ruhig gesagt: ‚Es ist also noch immer so!‘ Und wir haben uns dann einiger ‚Fälle Löhning‘ erinnert, die seinerzeit auch viel Aerger und viel Schmerz und Entrüstung erregt haben: des ‚Falles Löhning‘, in dem ein außergewöhnlich leistungsfähiger und hochbegabter Beamter

— auch er war zufällig ein Rat zweiter Klasse — zur Einreichung seines Abschiedes gezwungen wurde, weil er die Dame geheiratet, die ihm, dem vereinsamten Witwer, das Hauswesen geführt hatte; des ‚Falles Löhning‘, in dem ein hoher Offizier — ein Oberst, also auch ein Rat zweiter Klasse — verabschiedet wurde, weil er, ebenfalls ein Witwer, ein wohlgebildetes, tadelloses und vermögendes Mädchen heiraten wollte, dessen Eltern ein großes Wollwarengeschäft besaßen, in dem auch die Tochter mit thätig gewesen war; des ‚Falles Löhning‘, in dem ein vielversprechender junger Leutnant, der mit Leib und Seele beim königlichen Dienst war, den Rock des Königs ausziehen mußte, weil er die Tochter der Witwe eines Universitäts-Bibliothekars, bei der er mehrere Jahre gewohnt hatte, heiraten wollte. Der Regimentskommandeur, ein wohlwollender und dem jungen Leutnant durchaus freundlich gesinnter Mann, erklärte diesem gegenüber ausdrücklich, daß gegen die junge Dame weder der Herkunft noch der Person nach irgend etwas zu erinnern sei, daß aber der Umstand des ‚gewerbsmäßigen Zimmervermietens‘ seitens der Mutter sie unmöglich mache. Durch die Unterstützung und Förderung des Regimentskommandeurs gelang es dem Leutnant, der von seiner Braut nicht lassen wollte, dann als Polizeikommissar unterzukommen. Wir könnten noch viele Fälle dieser Art anführen, aber wir glauben kaum, daß es nötig sein wird. Wem durch die Beispiele, die wir eben mitgeteilt, die Erinnerung geschärft worden ist, der wird sich selbst gewiß erinnern, wie viele ‚Fälle Löhning‘ schon vorgekommen sind, ehe der neueste ‚Fall Löhning‘ seine Kreise gezogen hat. Und ist es etwa etwas anderes als ein ‚Fall Löhning‘, wenn ein junger Mann, wissenschaftlicher Hilfslehrer und Doktor der Philosophie, der seiner einjährig-freiwilligen Dienstpflicht mit besonderem Eifer und von seinen Vorgesetzten anerkanntem Erfolge genügt hat, nicht zum Reserve-Offizier für qualifiziert erachtet wird, weil sein Vater Pedell an einem Gymnasium ist? Von zwei Brüdern, Söhnen des Besitzers einer bekannten großen Tuchhandlung, die ihrer Militärpflicht als Einjährige in einem und demselben Kavallerieregiment genügt hatten, wurde der eine, Referendar, zum Reserve-Offizier befördert, der andere, obwohl er dienstlich der tüchtigere war, nicht. Nach Jahren stellte es sich heraus, daß seine Zurücksetzung mit dem Umstande zusammenhing, daß er im Geschäfte seines Vaters thätig war und dort gelegentlich auch beim Verkauf mit angriff. Das war als ‚ungeeignete Stellung‘ angesehen worden, und so brachte der junge Kaufmann es schließlich nur bis zum Unteroffizier. Ist das kein ‚Fall Löhning‘? ..."

Ein Beamter, so wird demselben Blatte aus Bayern geschrieben, wurde von der Beförderung einzig und allein deshalb ausgeschlossen, weil er eine zahlreiche Familie hat. Dies sei „unvernünftig" und nicht mehr „zeitgemäß", hieß es, „unvernünftige Männer aber eignen sich nicht zur Beförderung". Der Mann ist heute noch auf seinem Durchgangsposten und büßt für seine zahlreiche Familie, und diese mit ihm. Ist das System, das diesem Verfahren zu Grunde liegt, nicht geradezu unmoralisch?

Statt eines Kommentars zu all jenen „Fällen Löhning", die im lieben Vaterlande noch immer an der Tagesordnung sind, möchte ich ihnen eine kleine Erinnerung der „Neuen Züricher Zeitung" gegenüberstellen:

„In Posen ist es für den kommandierenden General und die Spitzen der Behörden unmöglich, mit einem hohen Beamten zu verkehren, dessen Schwiegervater verhängnisvollermaßen einmal Feldwebel war. Im Berliner Stadtschloß ist sehr häufig ein Mann wohlgelittener Frühstücksgast der kaiserlichen Familie, dessen Vater ein kleiner jüdischer Auswanderungsagent in Hamburg war. Der Mann, der Generaldirektor Ballin von der Hamburg-Amerika-Paketfahrt, hatte ursprünglich das kleine Geschäft des Vaters übernommen und kam dabei eines Tages auf den klugen Gedanken, sich als Agent für koschere Auswandererschiffe aufzuthun. Das heißt, er sorgte dafür, daß die durch ihn expedierten russischen und polnischen Juden, die bisher schlankweg die allgemeine Schiffsküche mit Speck und Schweinefleisch bekamen, fortan koscher zubereitete Speisen erhielten. Dadurch gelangte schließlich das ganze jüdische Auswanderergeschäft in seine Hand. Tausende und Abertausende strenggläubiger Juden, die ganze Massenauswanderung, die eine Zeitlang aus dem Osten Europas losbrach, bediente sich seiner, und aus dem kleinen Agenten wurde so allmählich ein wichtiger Herr, eine Macht gegenüber den großen Reedereien. Das war — so erzählen die Bremer, welche die Hamburger im stillen nicht recht leiden können, — der Anfang von Ballins Laufbahn, auf welcher er durch Thatkraft und Geschicklichkeit schließlich bis zum allgewaltigen Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Paket-Gesellschaft aufstieg, die er zur größten Reederei der Welt machte."

Wenn der Kastengeist wenigstens noch konsequent wäre! Aber er ist nicht einmal das. Er ist halt — nur dumm!

* * *

Ja, anders als sonst in Menschenköpfen malt sich die Welt im Gucksloch der Kaste. Ist die Welt, in die uns der folgende Bericht der „Königsberger Hartungschen Zeitung" einen kleinen, aber tiefen Einblick gewährt, noch unsere Welt, die Welt, in der wir mit unseren religiösen, rechtlichen und sittlichen Anschauungen angeblich wurzeln? Oder ist diese Welt vielleicht gerade die wirkliche Welt und sind nur unsere angeblichen religiösen, sittlichen u. s. w. Anschauungen eingebildete Trugbilder? Man weiß bald keine Antwort mehr, so lassen wir die Thatsachen reden. Das Königsberger Blatt bringt nachstehenden, bisher noch von keiner Seite bestrittenen, dagegen von mehreren Seiten bestätigten Bericht:

„Ueber eine sonderbare Veranstaltung zu Ehren des aus der Duellaffaire Blaskowitz bekannten und nunmehr begnadigten Oberleutnants Hildebrandt anläßlich seiner Begnadigung und Versetzung nach Stade wird uns aus Gumbinnen geschrieben: ‚Nachdem dem Oberleutnant Hildebrandt bereits am 7. August in Insterburg im Hotel ‚Deutsches Haus' ein Abschiedsdiner gegeben war, an dem auch die beiden Brigadekomman-

deure Willich genannt von Pöllnitz und Gronau teilnahmen, fand Sonnabend den 9. August nachmittags aus demselben Anlaß zu Gumbinnen im Kasino des Dragoner-Regiments von Wedel, welches zugleich auch das des 1. Artillerie-Regiments ist, gleichfalls ein Diner statt. Bekanntlich gehörte Oberleutnant Hildebrandt dem letztgenannten Regiment an. Die Fahrt nach dem Bahnhof erregte nicht wenig Aufsehen. In feierlichem Zuge mit einem Spitzenreiter und einer Eskorte in Paradeuniform mit Helm und Haarbusch vor der vierspännigen Gallaequipage, in welcher Oberleutnant Hildebrandt nebst mehreren anderen Offizieren Platz genommen hatte, begleitet von Offizieren in nachfolgenden Wagen und einer Schlußeskorte, als ob man eine fürstliche Person zur Bahn begleitete, ging die Fahrt in sausendem Tempo durch die Hauptstraßen der Stadt nach dem Bahnhof, wo die Verabschiedung stattfand. Mit dem um 9 Uhr 30 Minuten von hier abgehenden Zuge verließ Oberleutnant Hildebrandt unsere Stadt.'"

Dieser Bericht wird noch durch einen anderen vom 10. August, in der „Berliner Zeitung", ergänzt:

„Im Offizierkasino an der Tilsiter-Straße in Gumbinnen ging es gestern flott her. Lustige Weisen gab die Militärkapelle des Artillerie-Regiments 1 im Kasinogarten zum besten; wiederholt ertönten Hochs und Hurras. Die Teilnahme der Anwohner stieg, als in der neunten Abendstunde eine Abteilung Artillerie — 20 bis 30 Mann — zu Pferde in Gala mit Haarbusch anrückte, einen Offizier in vierspänniger Equipage zum Bahnhof eskortierte und sich von dem Insassen des Wagens mit dreimaligem Hurra verabschiedete. Der Insasse war aber nicht etwa, wie man nach der Begleitung annehmen mußte, ein gekröntes Haupt, sondern — der soeben begnadigte Duellant Oberleutnant Hildebrandt."

Zur Würdigung dieser feuchtfröhlichen Feier, die man seitens der Bevölkerung — wie es scheint: nicht mit Unrecht — als eine Demonstration aufgefaßt hat, wolle man sich folgende Thatsachen, die Vorgeschichte der fröhlichen Festivität — in Erinnerung bringen:

Am 2. November vorigen Jahres sollte die Vermählung des Leutnants Kurt Blaskowitz in Insterburg stattfinden. Am Tage vorher gab Blaskowitz seinen Kameraden eine Abschiedsbowle und besuchte später noch ein anderes Lokal. In der Nacht fanden ihn die Artillerieleutnants Hildebrandt und Raßmussen zusammengekauert und schwer betrunken auf der Straße hocken. Bei dem Versuche, den Trunkenen nach Hause zu bringen, kam es zu einem Rencontre und schweren Beleidigungen. Der Ehrenrat hielt ein Duell für geboten. An dem für die Hochzeit festgesetzten Tage wurde Leutnant Blaskowitz von seinem Kameraden Hildebrandt im Duell erschossen. Die große Erregung der öffentlichen Meinung veranlaßte eine Interpellation im Reichstage, bei welcher der Kriegsminister erklärte, der Kaiser

meinte, daß in diesem Falle seinen Bestimmungen zur Verhinderung der Zweikämpfe von 1897 nicht entsprochen sei. Er habe seinen ernsten Willen ausgedrückt, daß in Zukunft mit aller Energie derartigen Vorfällen vorgebeugt werden müsse. Das Kriegsgericht verurteilte am 18. November v. J. den Oberleutnant Hildebrandt wegen Zweikampfs mit tödlichem Ausgang zu der gesetzlichen Mindeststrafe von zwei Jahren Gefängnis. Den Antrag der Verteidigung, Hildebrandt der Gnade des Königs zu empfehlen, lehnte das Kriegsgericht ab. Am 8. August d. J. wurde aus Insterburg gemeldet, daß Oberleutnant Hildebrandt, nachdem er etwa sieben Monate der ihm zuerkannten Strafhaft verbüßt, begnadigt und aus der Haft entlassen sei.

Die Gerechtigkeit erfordert, von vorneweg außer Zweifel zu stellen, daß Leutnant Hildebrandt in der Duellaffaire durchaus „korrekt“ verfahren ist. Nach den Anschauungen seines Standes natürlich. Nach diesen Anschauungen blieb ihm schlechterdings nichts anderes übrig, als dem Kameraden, der, obschon sinnlos betrunken und daher unzurechnungsfähig, ihn jedennoch — nach den Anschauungen des Standes — auf das gröblichste „beleidigt“ und „an der Ehre verletzt“ hatte, auf Tod und Leben entgegenzutreten. Das mußte er — nach den Anschauungen des Standes —, und daß seine Kugel besser traf als die des Gegners — wer vermöchte ihm — aus eben diesen Anschauungen heraus — einen Vorwurf daraus zu machen? Die alleinige Schuld trug der Getötete. Hätte sich dieser nach dem Vorfall entschlossen, seine Uniform auszuziehen, Abbitte zu leisten und jede andere Genugthuung zu verweigern, wie das seine Pflicht und Schuldigkeit als wahrer Ehrenmann gewesen wäre, so wäre das Duell unmöglich und überflüssig geworden. Unter keinen Umständen durfte Blaskowitz aus persönlichem Eigennutz und persönlicher Eitelkeit den Mann, den er einseitig und auf das gewöhnlichste insultiert hatte, auch noch der Gefahr aussetzen, eben wegen dieses, von ihm allein verschuldeten Rencontres von seiner Kugel zu fallen. Ihm aber scheint das nicht zu seiner Rechnung gestimmt zu haben, und sollte es wahr sein, daß er, von der Kugel Hildebrandts getroffen, sterbend ausgerufen habe: „Verfluchtes Pech!“, so würde das auf seine ganze Gesinnung kein schönes Licht werfen.

Also nach den Ehrengesetzen seines Standes kann den Oberleutnant Hildebrandt kein Vorwurf treffen. Aber es giebt noch andere Gesetze als diese, solche, die von der Religion, der Moral und dem bürgerlichen Gesetz als die höheren, als die allein giltigen anerkannt sind und zu deren Beobachtung und Respektierung jeder ohne Ausnahme verpflichtet ist. Nach diesen Gesetzen aber konnte man bei allem nachfühlenden Verständnis für die ja schwierige Lage des Oberleutnants doch nur ein Schuldig über ihn aussprechen.

Hatte er nun also schon das religiöse, sittliche und bürgerliche Gesetz durch eine schwere Schuld gebrochen, so hätten er und seine Kameraden diesem Gesetz doch wenigstens die äußere Achtung bewahren und die Gefühle derer schonen

sollen, denen Religion, Moral und Gesetz höher stehen als die noch so sehr „durch Alter und Ueberlieferung geheiligten“, richtiger: verrotteten Anschauungen irgend einer Kaste. In der Stille hätte der begnadigte Duellant Abschied nehmen sollen. Statt dessen Festgelage mit Musik, ein förmlicher Triumphzug in Galaequipage mit Spitzenreiter und Eskorte! Hat sich denn in den Sektgläsern, die da so fröhlich geleert wurden, nicht das Blut des getöteten Mannes gespiegelt, des eigentlichen Urhebers dieser „festlichen Veranstaltungen“?

„Wo soll das hinaus?“ fragt selbst der „Reichsbote“. „Es ist gewiß noch das Geringste, daß dieses Gebahren einen höchst beklagenswerten Mangel an Taktgefühl beweist, insofern als der Vater des von p. Hildebrandt unter den bekannten erschütternden Umständen im Duell erschossenen Blaskowitz nur eine Meile weit von Gumbinnen seinen Wohnort hat und diese öffentlichen Ehrungen des Mannes, durch dessen Hand — wenn auch ohne bewußte Absicht — ihm sein Familienglück zertrümmert worden ist, als eine tiefschmerzliche Kränkung empfinden muß. Es scheint uns jener Mangel in schreiendem Gegensatz zu stehen zu dem Zartgefühl für alles, was mit der Mannesehre zusammenhängt, das doch von den Duellfreunden in so hohem Maße für sich in Anspruch genommen wird.

„Schlimmer zweifellos ist, das in p. Hildebrandt selbst jede Regung des Gewissens, jedes Reuegefühl, jedes schmerzliche Bedauern über das Vorgefallene, wovon kurz nach dem Duell sehr viel die Rede war, durch den Rausch der ihm dargebrachten Ovationen völlig ertötet werden muß. Hat ihn doch jetzt das Duell zu einem gefeierten Helden gemacht, dessen Lorbeeren vielleicht von manchem jungen Kameraden wohl gar noch beneidet und für sich selbst erstrebt werden.

„Am bedauerlichsten aber ist sicherlich diese Glorifikation von Vergehen, die durch das Strafgesetz geahndet werden, in ihrer unausbleiblichen Wirkung auf das Denken der breiten, auch der untersten Schichten unseres Volkes. Darf man sich bei solchem Beispiel der oberen Stände noch entrüsten, wenn auch die niederen ihre bestraften Mitglieder etwa schon aus den Gefängnissen im Triumphe abholen, oder wenn Sozialdemokraten und Anarchisten auch ihren ‚Helden‘ Ehrenkränze flechten? Wird nicht das zu Religion und Sitte zu erziehende niedere Volk dadurch zu der höchst unbequemen, im Grunde aber recht sehr bedrohlichen Empfindung verführt, als gehe es bei uns zu nach dem Grundsatze: quod licet Jovi, non licet bovi?

„Als einst Kaiser Friedrich III. noch als Kronprinz bei einem Besuche in Spanien von den obersten katholischen Würdenträgern aufs höchste gefeiert wurde, sagte das spanische Volk: Es schadet nichts, ein Ketzer zu sein, wenn man nur ein Prinz ist. Soll unser Volk zu einem parallelen Urteil gedrängt werden sichtlich dessen, wie Vergehen gegen unser Strafgesetzbuch je nach den Ständen verschiedene Folgen nach sich ziehen?

„Nach solchen Vorgängen wird es mit den Straferlassen für Duellvergehen ein Ende haben."

Das alles ist gewiß sehr wahr und auch sehr gut und ehrlich gemeint. Alle Achtung! Solange wir uns aber von Begriffen und Anschauungen wie „obere" und „niedere" oder gar „unterste" Stände nicht befreien können, statt von höher oder niedriger gestellten zu reden, so lange haben wir selber den Kastengeist noch nicht innerlich überwunden. Das aber ist bei allem gebotenen Berufs- und Standesgefühl, bei aller unvermeidlichen Sonderung der Gruppen wie der einzelnen Individuen, ohne welche Sonderung es kein reinliches soziales und kein eigenwüchsiges Persönlichkeitsleben giebt, unbedingt erforderlich. Heraus aus der dumpfen, verstockten Kinderstube des Kastengeistes, hinein in die frische, freie Luft eigenstolzer Männlichkeit und wahrhaft christlicher Brüderlichkeit. Darum, lieber Deutscher, brauchst du ja dein geliebtes Spielzeug noch nicht zu verlieren. Spiele damit, wenn du's ja nicht lassen kannst, aber — nimm's nicht zu ernst.



Ein Hypochonder.

Zu unserer Kunstbeilage.

„Ein Hypochonder“ — so hat Karl Spitzweg, der Meister des schalkhaften Humors, das Bildchen genannt, dessen Wiedergabe wir diesmal bringen. Aus dem Giebelfenster eines alten Hauses, das sich über ein Gewirr zusammengeschobener Hintergebäude erhebt, blickt, behaglich aufgestützt und in den bequemen Schlafrock gehüllt, ein nachdenklicher und empfindsamer Junggeselle. Das Vogelhäuschen neben ihm und, nahe seiner mächtigen Nase, die wohlgepflegten Blumen zeugen von seiner Sorgfalt und seinem guten Herzen: heute aber erfreuen sie ihn so wenig wie der warme Morgensonnenschein, der über die Dächer daher zu ihm herüberflutet. Ihn beschäftigt der Anblick einer armen Nähterin, die auf der Schattenseite der Häuser am Fenster ihrer Dachkammer sitzt und beim Schein eines Lämpchens die Nacht hindurch arbeitend den Aufgang der Sonne übersehen hat. Ist es Mitleid, das ihn bewegt? Der Ausdruck seines Gesichtes scheint doch ein anderer zu sein. Und dennoch: mag auch der hypochondrische Junggesell über die Thorheit raisonnieren, mit der das junge Mädchen seine Augen schädigt und seine Gesundheit untergräbt — der Blumenstrauß, der auf dem Fensterbrett der Fleißigen steht, mag wohl aus dem Kasten von der sonnigeren Straßenseite herstammen und, vielleicht begleitet von anderen guten Gaben, auf artige Weise seinen Weg zu ihr gefunden haben. So erfüllt der Künstler sein anmutiges Werk mit unterhaltenden Andeutungen und leitet die Phantasie des Beschauers auf die zarten Beziehungen, die nicht ohne einen Zusatz von Wunderlichkeit die Einsamkeit dieser zwei Existenzen erheitern. Dergleichen Stoffe hat Spitzweg mit Vorliebe dargestellt. Im Jahre 1809 geboren — er starb 1885 — kam er als Maler in die Münchener Spätromantik hinein, die um die Mitte des Jahrhunderts blüte, und behauptete, als völliger Antodidakt, einen ehrenvollen Platz unter seinen akademischen Kollegen durch die klare und zugleich durchaus liebenswürdige Persönlichkeit, die die Seele seines Schaffens war.

W. v. B.





T. R., L. b. C. a. S. — K. S., F. — R. M., L. i. S. — H. S., M. — M. F. v. B., O.-B. b. K., E. — O. v. B., H. — Dr. H. W. H., G. Verbindlichen Dank! Für den T. leider nicht geeignet.

H. L. i. Z. Sollten Sie nicht doch bei der Lektüre des Gedichts einen allzu skeptischen, einen „kritischen Tag erster Ordnung“ gehabt haben? Uns erscheint gerade die Schlichtheit der Sprache und der geschilderten Situationen als der besondere Vorzug des Gedichts. Durch dieses liebevolle Ausmalen des scheinbar „Simpelsten“ spielt so etwas wie Sonntagsfriede auf dem Lande in das Bildchen hinein, und hinter dem „Bildchen“ steht unvermerkt, trotz so anscheinend trivialer Wendungen wie „Wohl dem, der dies so haben kann“ oder „Bleibt man da nur ein Weilchen stehn, kann man sie, glaub' ich, wachsen sehn“, das Bild des Mannes, der in seiner engumgrenzten Welt still und mild sein Lebenswerk gethan hat, „fest und treu, im Dienst der Wahrheit ohne Scheu“. Gerade der ungekünstelte, auf den ersten Blick vielleicht auch sogar trivial anmutende Ausdruck, hinter dem aber alsbald eine Welt von Behaglichkeit und Feierabendfrieden auftaucht, ist ja unsres Dichters besondere Kunst. Und wenn Sie an dem Gedicht die „Lokalstimmung“ vermissen und meinen: „Dieses Bildchen aus der Danziger Niederung kann jeder in seinem Gärtchen — sei's am Oderbruch oder am Watzmann — mit denselben Empfindungen lesen — derselbe Kohl, dieselben Bohnen, dasselbe Gemüse und um ihn ‚Korn und Gras und Gras und Korn‘ und ‚hie und da ein Weidenbaum‘“, — so übersehen Sie doch wohl all die kleinen und kleinsten Hinweise, die für die Flußniederung so charakteristisch sind. Sollten Sie nicht noch einmal versuchen, sich in die kleine Welt dieses Gedichts hineinzulesen, nach dem Rezept, das der Dichter selbst giebt:

> „Ach, wer mit Augen sieht allein,
> Für den ist *diese* Welt nur klein;
> Glaub, mit dem Herzen sieht man mehr“ — ? —

Für ihre freundlichen Wünsche herzlichen Dank!

H., E. z. Z. G. i. W. Der Verfasser unserer Erzählung hat sich nicht hinter einem Pseudonym verbergen brauchen. Er ist amtierender Pastor in Dömitz a. Elbe. Es freut uns, daß Sie dieser in der That urgesunden und von echtem Christentum durchwehten Arbeit so warmes Verständnis entgegenbringen. Der Verlag wird den Roman später auch in Buchform herausbringen. Besten Gruß!

W. F., Pfr. i. Z. Wir nehmen gern Notiz von Ihrer Mitteilung, daß die oberste Kirchenbehörde Sachsens, das evang.-luth. Landeskonsistorium, schon vor Jahren allen Geistlichen befohlen hat, in Predigt, Unterricht u. s. w. die Fragen des Tierschutzes gebührend zu berücksichtigen, und daß es neuerdings nochmals an diese Verordnung erinnert hat. Im übrigen glauben wir allerdings, daß der Verfasser in dem von Ihnen angefochtenen Satze nicht an die einzelnen Landeskirchen, sondern an *die* evangelische, *die* katholische, *die* russisch-orthodoxe u. s. w. gedacht hat. Freundlichen Gruß!

L. M., W. i. O. (B.) Nicht die Lebenserinnerungen, sondern das Buch der Mutter, Marie Helene von Kügelgen, geb. Zöge von Manteuffel (Lebensbild in Briefen, Verlag von Richard Wöpke in Leipzig), ist im T. kurz besprochen worden, und zwar in dem Artikel „Lebensbilder und Studien", Heft 8, III. Jahrgang, Seite 167 und 168.

F. M., Karlsruhe. Wir verweisen Sie auf die Notiz „L. R. Karlsruhe" in Heft 10 des T., Seite 478 und 479. Daraus werden Sie ersehen, daß die Kombination Französisch, Englisch, Geschichte wohl für eine Realschule ausreicht, nicht aber fürs Gymnasium. Auch für das Realgymnasium ist die Kombination Deutsch und Englisch als Haupt-, Französisch als Nebenfach entschieden vorzuziehen. In Elsaß-Lothringen werden zweifellos die Kandidaten den Vorzug haben, die auch noch Französisch als Hauptfach haben, es würde sich dort also empfehlen, Französisch und Deutsch als Haupt- und Englisch als Nebenfach zu wählen.

J. F., O. (Rhld.) In einer Zuschrift, die wir in der Off. Halle des vorliegenden Heftes abdrucken, sind Ihre Einwendungen gegen die Ausführungen Schillers bereits zum Ausdruck gelangt. Wir dürfen uns deshalb wohl auf die Mitteilung beschränken, daß auch Sie „ganz erkleckliche Fortschritte" in der Pflege des deutschen Stils während der letzten 10—15 Jahre feststellen, daß namentlich bei der Uebertragung eines fremdsprachigen Schriftstellers auf wirklich gutes Deutsch — wenigstens auf den preußischen höheren Schulen — außerordentlich viel Gewicht gelegt wird und Uebungsbücher, die die schweren Vorwürfe Schillers verdienen, selten geworden sind. Besten Dank und Gruß!

R. D., Pfr., H., O. A. L., W. Verbindlichen Dank für Ihre frdl. Mitteilung, „daß die ‚Linkshändigkeit' mancher Personen, mit welcher gerne auch ein Schwächersein der rechten Hand verbunden ist, schon als Folge davon erklärt worden ist, daß die Betreffenden in ihren ersten Jahren von Kindsmädchen und Müttern viel getragen worden seien, und zwar auf der linken Seite, infolgedessen der linke Arm und Hand des Kindes freie Bewegung hatte, während Arm und Hand der rechten Seite eingeklemmt und in der freien Bewegung gehindert gewesen sei, und eben damit auch im Gebrauch". In der im Maiheft zitierten Studie von Prof. Seeligmüller war diese Beobachtung übrigens auch beiläufig erwähnt, aber nicht als hinreichende Erklärung der Linkshändigkeit anerkannt.

H. G., G. — A. B. i. M. M. — E., S. i. T., W.-A. — E. F., F. i. B. — L. M., W. i. O. (B.) u. a. Herzlichen Dank für Ihre guten Worte in Sachen Avenarius. Wie mit Sicherheit vorauszusehen war, hat er auch den letzten ihm verabfolgten Denkzettel seinen Lesern pfiffig unterschlagen. Bekommt er es doch fertig, ihnen vorzugaukeln, ich „kniffe", weil ich ihn nicht wegen Beleidigung verklagte. Das, nachdem ich ihm öffentlich erklärt und nachgewiesen, daß er das Recht verwirkt habe, noch als ehrlicher Gegner bekämpft zu werden! Lassen wir's nun aber bei dieser nicht mißverständlichen Kennzeichnung des feigen Ehrabschneidens füglich bewenden.



Zur gefl. Beachtung.

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen 2c. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin W., Wormserstr. 3,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** 2c.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Aeußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 098079046